Allgemeine Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Achter Band.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1870.

Geschichte

des

Mittelalters

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Vierter Theil.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1870.

Inhaltsverzeichniß.

III. Verfall der Lehnsmonarchie und des Pontificats und Herausbildung ständischer Verfassungen. Zweite Abtheilung.

(Die historische Literatur, die den folgenden Darstellungen vorzugsweise zu Grunde liegt, ist schon Bd. VII. p. 525 f. aufgeführt. Einzelne Ergänzungen werden gelegentlich Erwähnung finden.)

A. Der Westen Europas während der englisch-französischen Thronfolgekriege. Erste Periode.

I. England, Frankreich und die Niederlande bis zum Tode Karls V. von Frankreich.

1. Der Kampf um die Krone Frankreichs unter Philipp VI. von Valois.

Der englisch-französische Erbfolgekrieg, dessen Ursachen und Veranlassung im vorigen Bande (S. 696) dargelegt worden sind, hat seine welthistorische Bedeutung vorzugsweise in dem Umstand, daß in ihm alle Prinzipien und Elemente zum Vorschein kamen, deren Conflicte die Uebergangszeit aus dem Feudalismus des Mittelalters zu den ständischen Staatsordnungen bezeichnen, die Geburtsstätte bildeten, in welcher das freie Bürgerthum ins volle reale Staatsleben einging und als berechtigter Factor an der Gestaltung der öffentlichen Dinge mitwirkte. Während die beiden Nationen, von denen bisher die Geschicke Europas vorzugsweise bestimmt und gelenkt worden waren, die Deutschen und die Italiener, an den Wunden siechten, welche sie in ihrem Ringen um Herrschaft und Freiheit sich selbst geschlagen und in ihrer Erschöpfung sich vergebens abmühten, ein würdiges nationales Staatsleben aus eigenen Kräften zu erschaffen; sehen wir an der Nordsee, auf beiden Seiten des Kanals, jenseits der Pyrenäen unter Ringen und Kämpfen politische Zustände sich entwickeln, welche die Keime und Grundbedingungen gesunder und kräftiger Lebensformen in sich trugen, Zustände, mit denen nur die gleichzeitigen Schöpfungen in den deutschen Reichsstädten und in der helvetischen Eidgenossenschaft sich vergleichen lassen. Die alten Großmächte, Kaiserthum und Papstthum, hatten auf die Bewegungen und Gestaltungen dieses Völkerringens keinen Einfluß mehr; der feudal-hierarchische Lehnstaat erwies sich als ein morsches Gefäß, das den jungen Most nicht mehr zu fassen vermochte; das Königthum mußte sich nach Bedeutung des Kriegs.

neuen Stützen für seine monarchische Staats- und Lebensordnung umsehen: so wurden Keime in die Erde gesenkt, welche zwar noch oft von Sturm und Winterfrost getroffen wurden, zuletzt aber dennoch Früchte zur Lebensnahrung erzeugten. Es wird von den Chronisten behauptet, daß während dieser Waffengänge zum erstenmal Kriegswerkzeuge, mit Kugeln und Pulver geladen, in Anwendung gekommen seien, eine Angabe, welche auch in der Bewaffnung und Kampfart die Symptome einer neuen Zeit erkennen läßt.

Stellung der Niederlande.

Einen bedeutenden Einfluß auf den Gang des englisch-französischen Kriegs übten die Grafen, Edlen und Städte jener niederländischen Provinzen, welche einst als Bestandtheile des Herzogthums Lothringen zum deutschen Reich gehört hatten. Dieser Reichsverband bestand rechtlich als Begriff noch fort, kein Staatsvertrag hatte noch dieses völkerrechtliche Band gelöst oder zerschnitten; aber Rechte und Pflichten waren längst außer Uebung gekommen; die Grafen von Holland und Flandern, der Herzog von Brabant, die Bischöfe von Lüttich und Utrecht, der Graf von Geldern, von Kaiser Ludwig zum Herzog erhoben, betrachteten sich als unabhängige Herren und Gebieter in ihren Territorien und gedachten ihrer Verbindung mit dem Reiche nur dann, wenn sie in schwierigen Lagen sich nach einem Rechtstitel umsahen. Um so mehr war die Herrschaft dieser Fürsten und Grafen und des gesammten Adels von dem republikanischen Geist der großen Städte bedroht. Wir haben früher gesehen, welchen Aufschwung die städtischen Gemeinwesen in Flandern und Brabant durch Handel und Industrie im 13. und 14. Jahrhundert genommen. Mit dem Wohlstand hatte sich auch die Freiheit und die Selbstregierung der Communen ausgebildet, und die geistige Regsamkeit des Volkes hatte eine Kunstblüthe und Culturentwickelung zu Tage gefördert, die mit den großen Handelsrepubliken Italiens verglichen werden konnte. Während die Bürger in der Feldschlacht mit Lanze und Armbrust ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen den Herrenstand vertheidigten, fanden sie noch Zeit, die Tuch- und Teppichweberei im größten Maßstab zu betreiben, durch Stiftung der Handelsbörse zu Brügge und durch Einführung der Wechselbriefe den Weltverkehr mächtig zu fördern, durch die Erfindung des Einpökelns der Häringe dem gewinnreichen Betriebe eine neue Quelle der Thätigkeit zu schaffen; und welchen Aufschwung die schönen Künste, insbesondere die Architectur nahm, beweisen die herrlichen Kathedralkirchen zu Gent, Brügge, Antwerpen, Mecheln, Brüssel, das Rathhaus zu Löwen und viele andere Zierden gothischer Baukunst. Auch Musik und Poesie hatten ihr heiteres Reich in den flandrischen Städten aufgeschlagen. Aber wie in Italien sehen wir auch in den Niederlanden mit dem Freiheitssinn, mit der Kunst- und Industrieblüthe ein bewegliches Kriegs- und Fehdeleben gleichen Schritt halten.

Holland und Hennegau.

Wir haben im vorigen Bande an verschiedenen Orten die bei dem Ausbruch des französisch-englischen Krieges bestehenden Verhältnisse kennen gelernt: Wilhelm IV. von Holland, ein unruhiger, wankelmüthiger, dabei ritterlicher und kriegslustiger Fürst, der

durch seine Mutter mit dem englischen und französischen Hof verwandt war, legte kein großes Gewicht in die Wagschale, obwohl er wegen seiner mit Holland vereinigten Stammgrafschaft Hennegau, die abwechselnd von Engländern und Franzosen Gewaltthätigkeiten zu erleiden hatte, bald auf dieser, bald auf jener Seite seine Fähnlein ins Feld führte, jedoch frühe von aller Theilnahme am Kampfe zurücktrat und seinen ruhelosen Geist durch eine Wallfahrt nach Jerusalem und durch einen Feldzug gegen die Litthauer an der Ostsee zu befriedigen suchte. Mit ihm erlosch das Hennegauische Dynastengeschlecht und die inneren Parteikämpfe, die über seinem Grabe sich erhoben (VII, 915), gestatteten seinen Nachfolgern keine Einmischung in den fremden Krieg.

Desto tiefer wurden die Fürsten von Brabant und Flandern in die Kriegsbewegung verflochten. Um alle Rechtsbedenken niederzuschlagen und zarten Gewissen ein Hinterpförtchen zu öffnen, hatte sich König Eduard III. von dem deutschen Kaiser Ludwig dem Baier auf dem glänzenden Hoftag in Coblenz (VII, 906) zum Reichsvicar über die gesammten Niederlande ernennen lassen, und sich zugleich den Titel eines Königs von Frankreich beigelegt. So konnten die Flandrer von Lille, Douay Orchies, welche dem „französischen König" den Treueid geschworen (VII, 739), ohne wortbrüchig zu erscheinen, sich an Eduard anschließen, und als König Philipp die Stadt Cambrai dem Reiche entriß, erhielten dadurch sowohl der Herzog Johann III. von Brabant als die Grafen von Geldern und Jülich, und alle die deutschen Fürsten und Großen am Niederrhein, welche von den englischen Hülfsgeldern angelockt wurden, einen Vorwand, zur Wahrung der Reichsrechte unter Eduard's III. Fahne zu treten. Nur Graf Ludwig II. von Flandern und Graf Johann von Luxemburg, zugleich König von Böhmen, standen zu Frankreich, jener aus Familieninteresse, dieser als Anhänger der päpstlich-französischen Partei wider den Kaiser. Aber die wichtigste Stütze fand Eduard an den Stadtgemeinden, welche durch Reichthum und Volkszahl zum Bewußtsein ihrer Macht gelangt, mit ihren theuersten Anliegen sich an England gewiesen sahen. Wir wissen, wie sehr die Blüthe ihrer Gewerbthätigkeit von der englischen Wolle abhängig war; wenn der König, wie er drohte, die Ausfuhr verbot, so stockte die ganze Industrie und die Arbeiter-Bevölkerung gerieth in Noth und Aufruhr. In Gent, Löwen, Brügge, Antwerpen, Ypern u. a. O. war aber die Zahl der Tuchwirker und Fabrikarbeiter damals so groß, wie heut zu Tage in den Manufacturstädten Englands; sie bildeten eine turbulente Menge, welche auf das Schicksal der Städte, auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten den größten Einfluß übte und unter einem geschickten Führer eine furchtbare Macht bilden konnte. Einen solchen hatten sie aber gerade damals an Jacob von Artevelde, der gleich einem römischen Volkstribun durch demagogische Talente die beweglichen Gemüther des Arbeiterstandes zu einmüthigem Handeln und gemeinsamen Zielen zu vereinigen verstand. Einem adeligen Geschlechte entsprossen hatte er nach einer ereignißvollen Jugend sich der Volkspartei zugewendet und war, in die einflußreiche und angesehene Zunft der Brauer eintretend, bald zu einer so bedeutsamen Stellung emporgestiegen, daß Gent, damals das Haupt unter den niederländischen Städten, ganz unter seiner Leitung stand. Als „Ruwart" von Flandern war er mächtiger als der Graf. Mit Verdruß meldet Froissart, der dem Volksführer nicht hold ist, daß kein Graf, Fürst oder Herzog in irgend einem Lande solche Macht über das Volk besessen habe, als der Brauherr von Gent. Er verwaltete die Staatseinkünfte, er führte das Regiment, und wenn er von trotzig prunkenden Trabanten umgeben, durch das Gewühl der Straßen schritt, begrüßte ihn jubelnd die Menge und kam seinen Befehlen blindlings nach. Unter seiner Leitung erlangten die Zünfte und die Arbeiterbevölkerung zunächst die Oberhand über die patrizischen Altbürger, und nachdem allerwärts ein demokratisches Stadtregiment mit einer streitbaren Bürgerwehr aufgerichtet war, trachteten die Communen, den

Flandern. Artevelde.

Adel aus seiner bevorzugten Stellung zu drängen und auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens mehr Einfluß zu gewinnen. So lag es in der Natur der Dinge, daß in Flandern der Adel, den Grafen an der Spitze, sich an Frankreich anschloß, wo, wie wir früher dargethan, die Feudalherren das entscheidende Wort führten und die bürgerlichen Elemente sammt den Rechtsgelehrten niederzuhalten bemüht waren, die Stadtgemeinden dagegen unter dem Volksführer Artevelde, auf England, das Land der Industrie und des parlamentarischen Lebens, ihre Blicke richteten.

Brabant. Anders lagen die Dinge in Brabant. Wenn in Flandern Adel und städtisches Bürgerthum durch eine weite Kluft gespalten waren, ja selbst öfters mit den Waffen einander gegenüberstanden, so hatte in Brabant der Streit bereits eine Ausgleichung gefunden, so war hier bereits ein Lebenszustand geschaffen worden, durch welchen die bürgerlichen Elemente nicht nur Antheil an dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten, sondern sogar eine überwiegende Stimme erlangt hatten. Nach vielen blutigen Fehden zwischen dem Brabanter Adel und den gewerbfleißigen Städten Mecheln, Löwen,
1312. Brüssel u. a. hatte Herzog Johann II., Sohn des Siegers von Woringen (VII, 795), kurz vor seinem Tod durch die „Gesetze von Cortenberg“ den Grund zu einer ständischen Verfassung gelegt, welche wie die englische Magna Charta die Wurzeln und Keime aller der Freiheiten und Rechte enthielt, die in der Folge als „fröhlicher Einzug“ (joyeuse entrée) gefeiert, den Stolz und Schild des Brabanter Volkes bildeten. Darin waren die Abgaben in genaue Grenzen gewiesen, unparteiisches Gericht zugesichert, den Städten ihre Freiheiten und Privilegien gewährleistet und ein aus drei adeligen und zehn bürgerlichen Mitgliedern zusammengesetzter Staatsrath zur Wahrung der Rechte von Fürst und Volk angeordnet; ein späterer Zusatz, „Brabanter Bulle“ genannt, fügte noch bei, daß die Brabanter nur vor heimischen Gerichten nach herkömmlichen Volksrechten in Untersuchung genommen werden sollten. Verletzung dieser gesetzlichen Gewährleistungen von Seiten der Regierung sollte die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbinden. In dem französisch-englischen Krieg stand Herzog Johann III. auf Seiten Eduard's; doch hat er sich meistens dem Kampfe fern gehalten. Er war der letzte männliche Sprosse des Loewen'schen Hauses, welches drittehalb Jahrhunderte nicht ohne Ruhm über Brabant geherrscht hatte. Nach seinem Tode (1355) vereinigte der Gemahl seiner Tochter Johanna, Wenzel von Luxemburg, Bruder Kaiser Karls IV., das Herzogthum Brabant mit seinem väterlichen Erbland, nachdem er den Freibrief von Cortenberg bestätigt und mit neuen Freiheiten vermehrt hatte. Wenzel war ein üppiger, geldsüchtiger Fürst, unter dessen Regierung schlimme Zeiten über Brabant hereinbrachen, theils in Folge bürgerlicher Zwietracht zwischen Adel und Städten, theils durch Kriege wider den Grafen von Flandern, dem er Mecheln und Antwerpen abtreten mußte und gegen die räuberischen Banden der Linfaerts, die unter dem Schutze des Grafen von Jülich das Land unsicher machten und Handel und Wandel störten. Als Wenzel ohne männliche Erben starb (1383), bewirkte seine Wittwe die Vermählung ihrer Tochter Johanna mit dem zweiten Sohn des Grafen von Flandern und legte dadurch den Grund zur Vereinigung der beiden Staaten in dem burgundischen Herzogthum.

Robert v. Artois. Bei den Unterhandlungen mit den niederländischen Fürsten bediente sich Eduard III. eines Mannes, den Froissart als den Hauptanstifter des Krieges bezeichnet — des Grafen Robert von Artois. Im Vertrauen auf seine Verwandtschaft mit dem Hause Valois hatte Robert gegen seine Muhme Mathilde, Gemahlin des Herzogs Otto IV. von Burgund, Ansprüche auf die Grafschaft erhoben und sein Recht durch gefälschte Urkunden und erkaufte Zeugen zu beweisen gesucht. Als er nicht durchzudringen vermochte und wegen gefährlicher Umtriebe von dem Pairsgericht zur Verbannung und zum Güterverlust verurtheilt ward, schwur er Rache. Als Kaufmann verkleidet, flüchtete er

sich zu König Eduard und setzte, gereizt durch die Nachricht, daß seine Gemahlin, König Philipp's eigene Schwester, nebst ihren Kindern in französischen Festungen unter Aufsicht gestellt worden, alle Hebel in Bewegung, um denselben zu vermögen, seine Ansprüche auf die französische Krone geltend zu machen. Seine Anstrengungen waren lange fruchtlos. Erst als der französische Hof sich immer inniger mit den Schotten verband und denselben in ihren Kämpfen gegen England fortwährend Hülfe und Vorschub leistete, als feindselige Angriffe gegen die englischen Besitzungen an der Garonne das Gelüsten der Franzosen nach jenen Territorien verriethen, als eine im Kanal kreuzende französische Flotte die Inseln und die englischen Küsten- und Hafenstädte beschädigte und die Handelsschiffe in ihren friedlichen Geschäften störte, da entbrannte Eduards Zorn und er gab den aufreizenden Worten Roberts Gehör. Wir wissen, wie bereitwillig die englische Nation den König in seinem kriegerischen Vorgehen unterstützte: es handelte sich um die Sicherheit der Schifffahrt und des Handelsverkehrs, um die Herrschaft im Kanal und den angrenzenden Meeren, um die nationale Ehre und Machtstellung Englands, und für solche Güter schien kein Opfer zu groß.

Das erste Kriegsjahr brachte indessen dem englischen König keine Erfolge. Anfang des Krieges.
Die Belagerung von Cambray war wirkungslos; die deutschen Fürsten und Sept. 1339.
Herren griffen begierig nach dem englischen Gold, waren aber säumig in der Waffenhülfe; der Bund mit dem gebannten Kaiser hatte für Eduard die Folge, daß der Papst sich zürnend von ihm wandte und nun noch eifriger für Frankreich Partei ergriff; und als der englische König an der Spitze des gemischten Heeres unter großen Verwüstungen an die französische Grenze rückte, nahm Oct.
Philipp die angebotene Schlacht nicht an. Er erkannte mit richtigem Blick, daß die hohen Ausgaben, die späte Jahreszeit und die geringe Kriegslust der Verbündeten den Gegner bald zum Abzug nöthigen würden, und hielt es unter solchen Umständen nicht für rathsam, das Schicksal seines Reiches von dem Ausgang einer Schlacht abhängig zu machen. Bei Anbruch des Winters zogen beide Könige ab, Philipp nach Paris, Eduard nach Antwerpen. Der Feldzug hatte Keinem Lorbeern eingetragen; aber der größere Schaden war auf Seiten der Engländer. Die Staatskasse war erschöpft und keinerlei Vortheil errungen. Eduard ließ sich jedoch nicht abschrecken. Zu Anfang des nächsten Jahres legte 1340.
er sich feierlich den Titel „König von England und Frankreich" bei, nahm die gekreuzten Wappen beider Reiche, die Lilien mit den Leoparden in sein Staatssiegel auf, und verkündigte in einem an die Geistlichkeit, den Adel und den Bürgerstand von Frankreich gerichteten Manifest, daß er das ihm nach Erbrecht zugefallene Königreich an sich genommen habe. Er versprach, die guten Gesetze und Herkommen, wie sie zur Zeit des heil. Ludwig bestanden, herzustellen, alle Mißbräuche und Erpressungen in der Münzprägung und Besteuerung zu beseitigen und nur nach Rath und Zustimmung der Pairs, der Prälaten, der Großen und Getreuen des Reichs zu regieren. Zugleich erneuerte er die Verträge mit den flandrischen Städten, machte neue Anlehen bei der deutschen Kaufmannsgilde in London und bei den Brüsseler Bürgern und brachte das Parlament in Westminster durch günstige Verheißungen zu weitgehenden Bewilligungen.

Seeschlacht von Sluys 1340. Diese Anstrengungen trugen den Engländern gute Früchte. In den ersten Frühlingstagen war ein französisches Landheer an die flandrische Grenze vorgerückt, um die Bundesgenossen Eduards zu züchtigen, während eine französische Flotte, durch gemiethete genuesische Galeeren verstärkt, englische Schiffe wegfing, die Küsten verwüstete und ausplünderte und sich dann, um die Landung der Feinde zu verhindern, vor dem Hafen von Sluys in Flandern aufstellte. Hier ereignete sich im Juni eine Seeschlacht, wie noch keine zuvor in jenen Gewässern 24. Juni 1340. geliefert worden war. Lange versuchten die englischen Fahrzeuge die in vier Treffen geordnete und mit Ketten und Tauen an einander geschlossene französisch-genuesische Flotte zu durchbrechen; erst als die Feinde, durch eine Scheinflucht getäuscht, die Bande lösten und sich zur Verfolgung wandten, erlangten die Engländer, hauptsächlich durch die Gewandtheit und Geschicklichkeit ihrer Armbrustschützen, einen glänzenden Sieg. Nur wenige genuesische und normannische Galeeren retteten sich unter dem Dunkel der Nacht, die übrigen fielen dem Feinde als Beute zu. Der Verlust der Franzosen an Todten und Gefangenen wird auf 30,000 angegeben. Die französische Marine war vernichtet und die Valois vermochten nicht das Uebergewicht Englands zur See zu verhindern. Waffenstillstand 1341. 42. Groß war der Jubel an der Themse, an der Maas und am Niederrhein über den Sieg bei Sluys, der die Kaufmannschiffe vor Piraterie sicher stellte und Handel und Verkehr in neuen Aufschwung brachte. Aber auf den Ausgang des großen Kampfes blieb die glorreiche Kriegsthat ohne wesentliche Bedeutung. Die Unternehmungen zu Lande, zu denen jetzt Eduard schritt, hatten so wenig Fortgang wie im vorhergehenden Jahr; die Belagerung von Tournay zog sich in die Länge; der König von Frankreich ließ sich nicht bewegen, seine durch Sümpfe und Schanzwerke gesicherte Stellung aufzugeben, die deutschen und niederländischen Hülfsmannschaften, verstimmt über die rückständige Löhnung, drangen auf den Abzug; wiederum waren die Geldmittel Eduards erschöpft. Daher erregte es allgemeine Freude, als die Gräfin Johanna von Hennegau, Schwester des französischen und Schwiegermutter des englischen Königs, den 25. Sept. 1341. Waffenstillstand von Esplechin vermittelte, während dessen Dauer, die durch Verlängerung auf Mittsommer 1342 ausgedehnt ward, ein freier und friedlicher Verkehr zwischen allen am Kriege betheiligten Völkerschaften zu Wasser und zu Land bestehen sollte.

Der englische König schien die Lust an dem Eroberungskrieg verloren zu haben. Die schwankende Haltung des Kaisers Ludwig (VII, 909), die Selbstsucht der niederrheinischen Fürsten und Herren, welche Subsidiengelder bezogen, aber die vertragsmäßige Waffenhülfe nicht leisteten, die Rücksicht auf die Lage seines Reiches und auf die Nachtheile, welche der Krieg dem Handels- und Verkehrsleben brachte, dämpften seine Kriegslust. Er hatte wohl nie im Ernst gehofft, die französische Krone mit der englischen vereinigt zu tragen; gegen eine billige Ausgleichung mochte er seine Ansprüche aufgeben; schon waren

Friedensunterhandlungen eingeleitet. Aber so rasch sollte der begonnene Kampf nicht zu Ende gehen, sollte die Rivalität der beiden Nationen nicht verwischt werden. Noch vor Ablauf des verlängerten Waffenstillstandes boten die Vorgänge in der Bretagne einen neuen Anlaß zu Streit und Intervention, die bald weitere Dimensionen annahmen.

In jener entlegenen von Gebirgen durchzogenen, von Schluchten und Spalten zerrissenen Halbinsel, an deren steilen Felsenküsten das sturmgepeitschte Meer in hohen Wogen und Brandungen mächtig emporrauscht, wo in den von Gehölz, Brombeergebüschen und Haiden überdeckten Thälern und Ebenen unter einem düsteren Klima ein rauher ernster Volksstamm in alter Einfachheit und kriegerischer Abhärtung sein einförmiges Leben verbrachte, wenig berührt von den Strahlen französischer Cultur und die alten Volkslieder und nationalen Sagen in seiner phantasievollen Seele treu bewahrend, in jenem „Schottland des Continents" war ein Erbfolgestreit ausgebrochen, dessen Entscheidung entweder Frankreichs oder Englands Uebergewicht in dem noch fast unabhängigen Lande begründen mußte. Seit der Ermordung Arthur's (VII, 623) und der Vermählung seiner Halbschwester Alice mit Peter Mauclerc, Grafen von Dreux aus dem Capetingischen Hause, war der französische Einfluß in der Bretagne gewachsen, besonders seitdem Philipp der Schöne den Enkel Mauclerc's, Johann II. zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben (1298), wenn schon die Herzoge selbst als Besitzer der Grafschaft Richmond auch zugleich im Lehnsband des englischen Königs standen und der einheimische Adel vielfach durch normannische Geschlechter gekreuzt war. Bei dem bretonischen Volke dagegen, das in seiner Armuth und abgeschlossenen Lebensweise jeder Cultur fern geblieben war, mit Seefahrt, Fischfang und Feldbau sich beschäftigend, hatte weder die ritterliche Bildung Frankreichs, noch das Communal- und Industrieleben Englands Eingang gefunden. Nun geschah es, daß bei dem kinderlosen Ableben des Herzogs Johann III. über die Erbberechtigung sich ein heftiger Streit erhob zwischen seiner Nichte Johanna, welche an Karl von Blois, Philipp's VI. Neffen, vermählt war, und seinem Stiefbruder Johann, welcher von seiner Mutter die Grafschaft Montfort geerbt hatte. Der französische König und das Pariser Parlament erklärten sich für Johanna und Karl, während König Eduard den andern Bewerber als Herzog anerkannte und ihn mit der Grafschaft Richmond belehnte. So erlebte die Welt das eigenthümliche Schauspiel, daß beide Könige in der Bretagne das Erbfolgerecht anerkannten, das sie in ihrer eigenen Streitsache verwarfen, daß Philipp im Widerspruch mit dem salischen Gesetze, auf Grund dessen er die französische Krone trug, sich für die Erbtochter Johanna erklärte, Eduard III. dagegen, der im Namen seiner Mutter die Herrschaft in Frankreich als sein Recht ansprach, dem männlichen Erben den Vorzug gab. Die Berufung auf nationales Herkommen in der Halbinsel hatte eine schwache Rechtsbasis; was bei dem Haupte und Stamme Geltung haben sollte, mußte auch bei den Gliedern und Zweigen in Anwendung kommen.

Parteikrieg in der Bretagne. 1341—43

30. Apr. 1341.

Der französische Königssohn Johann, der mit einem ritterlichen Heer an die untere Loire rückte, brachte durch List und Gewalt die Stadt Nantes zur Unterwerfung und führte den Grafen von Montfort als Gefangenen nach Paris; allein seine Gemahlin Johanna von Flandern, eine heldenmüthige Frau, vertheidigte das Land mit der größten Entschlossenheit, bis Eduard, dessen Beistand sie angerufen, ihr englische Armbrustschützen unter Walter de Manny und Robert von Artois zu Hülfe schickte. Nun entbrannte ein wüthender Krieg mit Landverwüstungen und Städtebelagerungen. Vor Vannes empfing Robert von Artois eine schwere Wunde, die ihn bald nachher zu

1342. London ins Grab stürzte; als aber im Herbst Eduard selbst mit Verstärkungen über den Kanal setzte und unterstützt von den Eingeborenen, die größtentheils auf Seiten Montforts standen, den Franzosen erfolgreichen Widerstand leistete, wurde unter Ver-
Jan. 1343. mittelung des Papstes abermals ein Waffenstillstand auf Grund der bestehenden Verhältnisse geschlossen.

Die heroische Gräfin folgte mit ihren Kindern dem König nach London, ihren Gemahl aber hielt Philipp gegen die Uebereinkunft noch ferner in Haft. Er entkam zwar nach einiger
1345. Zeit aus dem Louvre und leistete dem englischen König persönlich in London die Huldigung,
26. Sept. aber noch in demselben Jahr starb er zu Hennebont, wohin er mit seiner Gemahlin und einigen Rittern zurückgekehrt war. Doch Eduard erklärte, daß er die Ansprüche des Sohnes seines getreuen Lehnsmannes und der heroischen Johanna auf das Herzogthum aufrecht erhalten und beschützen werde.

Lage und Stimmung. Papst Clemens VI. gab sich alle Mühe, den Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln. Aber die Gemüther waren zu erregt und die Lage der Dinge noch zu wenig geklärt, als daß man sich hätte entschließen können, vor der Entscheidung das Schwert in die Scheide zu stecken. Bei der Stellung des päpstlichen Stuhles zu Frankreich war ohnedies für den englischen König wenig Aussicht zu einem gerechten unparteiischen Richterspruch. Der Eifer, mit dem beide Monarchen die Jahre der Ruhe zu ausgedehnten Rüstungen und zur Herbeischaffung neuer Geldmittel verwendeten, bewies deutlich, daß man wenig Vertrauen auf die Ausgleichungsversuche in Avignon setzte. In England wurde die Wollausfuhr so schwunghaft betrieben, daß man am Pariser Hof den englischen König als „Wollhändler" bezeichnete, und als Philipp dem ganzen Lande eine Salzsteuer, Gabelle, auflegte und den Salzhandel zum königlichen Monopol machte, hörte man in London die witzige Aeußerung, nun regiere König Philipp von Valois in Wahrheit nach dem „salischen" Gesetz. Besonders fühlte sich Eduard beleidigt, als der französische Hof mehrere bretagnische Edelleute, unter ihnen Olivier von Clisson, wegen geheimen Einverständnisses mit England, in Gefangenschaft führen und enthaupten ließ. Er erblickte darin einen Bruch des Waffenstillstandes und traf Vorkehrungen zur Erneuerung des Krieges.

In den Jahren 1345 und 1346 herrschte von der Mündung der Schelde bis an die Dordogne Waffengetöse und Kriegslärm; mit ehernem Tritt durchzogen gewaltige Heerschaaren die Länder des westlichen Frankreich, Felder zertretend, Burgen zerstörend, Städte verwüstend. Es wurde früher erwähnt (VII, 700), wie energisch die englische Nation auf des Königs Kriegspläne einging: bereitwillig brachten die Stände die größten Opfer und vertrauensvoll gewährte die Krone dem Volke politische Rechte und förderte die freiheitliche Entwickelung. Der Thron ruhte auf einer breiten nationalen Unterlage, das englische Volk hatte die dynastischen Interessen der Plantagenets zu den seinigen gemacht; der Krieg gegen Frankreich wurde als Nationalkrieg angesehen: die

Geistlichkeit versprach auf drei Jahre den Zehnten; die Communen und die Kaufmannsgilden leisteten große Zahlungen, der Adel übernahm freudig den Waffendienst nach dem Auslande; von den waliser und schottischen Grenzen zogen die abgehärteten Schaaren der Armbrustschützen nach der südlichen Küste, um auf den zahlreichen Fahrzeugen, die in Southampton und Portsmouth im Hafen lagen, über den Kanal zu setzen, die Brust gehoben von vaterländischem Hochgefühl. König Eduard III. mochte damals die stolze Hoffnung in sich tragen, die alten Besitzungen der Plantagenets wieder zu gewinnen und sich dort ein Standlager für weitere Eroberungen zu schaffen. Die Lage der Dinge in Frankreich, wo zu der neuen „Gabelle" noch eine drückende Steuer auf alle zum Verkaufe gebrachten Waaren gefügt ward, wo die Münzfälschungen den Handel störten und das öffentliche Vertrauen erschütterten, wo das Getreide vom Markt zurückgehalten wurde, also daß Theuerung und Hungersnoth einriß und der Kornhandel bei schweren Strafen und mit Festsetzung eines Maximum des Preises geboten werden mußte, war geeignet, ihn in seinen hochfliegenden Plänen zu bestärken. Bei der Mißstimmung des Südens über die verderblichen Steuer- und Münzordonnanzen konnte ein erfolgreicher Waffengang an der Garonne von den größten Wirkungen sein. In der Bretagne war die englische Partei der Montforts im Vortheil gegenüber der französischen des Grafen von Blois; vor Bergerac an der Dordogne trug Graf Derby, später Herzog von Lancaster, Eduards III. Vetter, einen Sieg davon, der die Eroberung vieler Burgen und Städte und die Besitznahme alles Landes zwischen Garonne und Charente durch die Engländer zur Folge hatte; in Gent arbeitete Jacob von Artevelde ganz im Interesse des Inselkönigs: auf einer persönlichen Zusammenkunft in Sluys wurde der Plan verabredet, den Prinzen von Wales zum Grafen von Flandern zu erheben. Welche Zukunft eröffnete sich damals dem Hause Plantagenet! Glänzender als in den Tagen Heinrich's II. schien die Herrschaft des Hauses auf beiden Seiten des Kanals aufzuleben.

Aber in ihrem ganzen Umfange sollten diese Ziele nicht erreicht werden. Die Erfolge Derby's im Süden wurden durch eine unerwartete Katastrophe im Norden aufgehoben. So viele Mühe sich Artevelde während der Jahre seiner Machtstellung gegeben hatte, die Bürgerschaften der flandrischen Städte für gemeinsame Interessen zu gemeinsamem Handeln fortzureißen, dennoch fanden seine patriotischen Bestrebungen mancherlei Hemmungen und Hindernisse an dem engherzigen Sondergeist der Zünfte, an dem Neid der kleineren Landstädte auf die überwiegende Macht der großen Fabrikstädte. In Gent hatten die Walker, gereizt, daß die reiche und mächtige Weberzunft ihnen den Lohn zu kürzen und sie in einer untergeordneten Stellung zu halten suchte, einen Aufstand gemacht, waren aber in einem Straßenkampf mit großem Blutvergießen überwunden worden. Darüber entstand eine gewaltige Aufregung und Erbitterung, die sich bald über ganz Flandern verbreitete. Artevelde wurde der Bewegung nicht Meister, vielmehr zog er sich durch seine vermittelnde Thätigkeit den Haß der Tuchfabrikanten zu. In ihrer Leidenschaft vergaßen sie, wie viel Artevelde zur Blüthe ihres Geschäftes beigetragen und gaben den aufreizenden Reden seines Gegners Gerhard Denys Gehör. Zugleich

Artevelde's Ausgang 1345.

wandten sich die kleineren Städte, die dem Volksführer die Bevorzugung der großen Handelsplätze nicht verzeihen konnten, von ihm ab; sein Versuch, das Land dem englischen Königssohn zuzuwenden, wurde als Verrath erklärt; es hieß, er wolle die Schätze Flanderns an König Eduard ausliefern. Bald erhob sich ein mächtiger Sturm gegen ihn; er flüchtete sich nach Gent, wo er bisher eines königlichen Ansehens genossen. Allein er sollte bald die Wandelbarkeit der Volksgunst erfahren. Ein von Denys geführter Haufen umstellte sein Haus und bedrohte sein Leben. Umsonst versuchte er noch einmal durch die Kraft seiner Beredsamkeit, womit er sonst die Menge beherrscht, auf die Gemüther zu wirken: seine Stimme wurde durch das wilde Geschrei des aufgereizten Volkes übertönt. Tod dem Verräther war die Losung der Schrecklichen. Entsetzt suchte Artevelde zu entfliehen, um in einer nahen Kirche ein schützendes Asyl zu suchen; er 19. Juli 1345. wurde ergriffen und an der Schwelle seines Hauses mit zahllosen Streichen niedergeschlagen. So starb der patriotische Mann, dem die flandrischen Städte ihre Freiheit und ihren Wohlstand vorzugsweise zu danken hatten. Sein Fall war für Eduard ein unersetzlicher Verlust, zumal als zwei Monate nachher auch sein Schwager, Wilhelm IV. Sept. 1345. von Holland und Hennegau, im Kampf wider die Friesen erlag (VII, 915), und die baierische Dynastie, welche nunmehr die Herrschaft in den Niederlanden antrat, sich zu Frankreich hinneigte.

Eduard an der Seine 1345. 46. König Eduard verlor jedoch den Muth nicht. Um die Zeit, da sein Bundesgenosse Artevelde unter den Mörderhänden blutete, setzte er mit einer streitbaren Mannschaft über den Kanal, um die Normandie, das Stammland seiner Ahnen, seinem Reiche zurückzuerobern. Beim Landen an der Halbinsel Cotantin strauchelte sein Fuß und er fiel zur Erde. Als seine Begleiter darin eine schlimme Vorbedeutung erkennen wollten, beruhigte er sie mit den Worten: „das Land sehnt sich nach mir!“ Er konnte sich jedoch bald überzeugen, daß er zu viel gesagt hatte. Die Normandie war schon zu tief mit dem übrigen Frankreich verwachsen, als daß sich noch englische Sympathien geregt hätten; die Herrschaft der Normannenkönige aus dem Inselreiche gehörte der geschichtlichen Vergangenheit an; das lebende Geschlecht fühlte und dachte französisch. Eduard mußte sich seinen Weg mit dem Schwert bahnen. Ergrimmt über den Widerstand, der ihm entgegentrat, verheerte er das Land und überließ die reiche Fabrikstadt Caen seinen Truppen zur Plünderung. Sengend und brennend zogen dann die Engländer bis an das Ufer der Seine bei Pont de l'Arche; da sie aber die Brücken zerstört fanden, und auf der andern Seite zur Deckung von Rouen ein großes französisches Heer aufgestellt war, so rückten sie auf dem südlichen Ufer des Flusses vorwärts auf Paris los. Wohin sie ihren Weg richteten, entflohen die Bewohner nach allen Seiten; bis nach Poissy und St. Germain en Laye wurde Alles mit Feuer und Schwert verwüstet; von den Thürmen der Hauptstadt sah man die Flammen zum Himmel emporsteigen.

Der Tag von Crecy Aug. 1346. Nun trat aber eine Wendung ein. König Philipp hatte mittlerweile sein Heer beträchtlich verstärkt. Nicht nur aus Frankreich waren die Kronvassallen mit ihren Fähnlein herbeigezogen, auch König Johann von Böhmen und sein Sohn Karl, von den deutschen Fürsten bereits als römischer König anerkannt,

ferner König Jakob II. von Mallorca und viele Verbündete aus Lothringen und vom Niederrhein hatten sich unter die Oriflamme gereiht. Man berechnete das Heer auf 8000 Reiter und 60,000 Mann Fußvolk, darunter 6000 genuesische Bogenschützen. Einer solchen Uebermacht gegenüber wurde die Lage der Engländer in einem verwüsteten Lande fern vom Meer und ohne Zufuhr bedenklich. Eduard beschloß daher schnell nordwärts zu ziehen, um das befreundete Flandern zu erreichen, wo er neue Hülfstruppen erwarten durfte. Nachdem er mit Kühnheit und strategischem Geschick die Seine überschritten, gelangte er über Pontoise und Beauvais an die Somme. Aber das französische Heer folgte ihm auf dem Fuße. Unter steten Kämpfen setzten die Engländer, da alle Brücken abgebrochen waren, unweit Abbeville auf einer Furth über den Fluß und lagerten sich ermattet im Walde von Crecy. Hier wurden sie von dem überlegenen Feind eingeholt und zur Schlacht gezwungen. Die Franzosen er- 25. Aug.
warteten einen zweiten Tag von Bouvines; alle Vortheile waren auf ihrer Seite. Aber durch das Kriegstalent des englischen Königs, dem sein sechzehnjähriger Sohn Eduard als Führer des zweiten Treffens zur Seite stand, und durch die Kühnheit und Tapferkeit der Waliser Armbrustschützen erfochten die Engländer den glänzendsten Sieg. Der Verlust der Franzosen war unermeßlich. Die Zahl der Gefallenen soll sich auf 1600 Barone, 4000 Edelknappen und 20,000 gemeine Krieger belaufen haben. Die genuesischen Bogenschützen, die von den stärkeren Insulanern zurückgeworfen zwischen den Feinden und der französischen Ritterschaft ins Gedränge kamen, wurden gänzlich aufgerieben. Unter den erlauchten Häuptern, welche das Schlachtfeld deckten, befanden sich die Grafen von Alençon, Flandern, Savoyen, Blois, Bar, Auxerre, St. Pol, Sancerre u. a., ferner der Herzog von Lothringen und die Bischöfe von Sens und Nimes. Auch der alte blinde Böhmenkönig schloß, wie früher erwähnt (VII, 917) im Schlachtgetümmel von Crecy sein vielbewegtes, abenteuerliches Leben. Sein Sohn entging dem gleichen Geschick durch schnelle Flucht. Bis tief in die Nacht dauerte das Kämpfen und Morden. Schon stand der Mond hell am Himmel, als König Philipp, der sich durch persönliche Tapferkeit vor Allen hervorgethan, fast mit Gewalt von dem Grafen von Hennegau zum Abzug bewogen ward. Es war ein Triumph, wie England noch keinen erlebt: auf seinem eigenen Gebiet war der Lehnsherr seinem Vasallen erlegen; die Blüthe des französischen Adels, jene schwergerüstete Ritterschaft sammt dem Streitroß in Eisen gekleidet, war unter den Pfeilen und kurzen Schwertern englischer Wehrmänner aus dem Volke, unter den Streichen irischer und walisischer Lanzen- und Keulenträger in den Staub gesunken; es war ein Sieg der Popularen über den Feudalismus, der leichtbewaffneten Kriegsschaaren über die geharnischten Reiterheere, vielleicht auch des neuen Geschützes über die schild- und helmbewehrte Ritterschaft.

Der Tag von Crecy stellte die Herrschaft Englands auf dem Continente Belagerung von Calais.
wieder her. Wenn gleich Eduard sich nicht stark genug fühlte, seinen Weg von 1346. 47.

Neuem auf die Hauptstadt zu richten, so suchte er dagegen einen Standpunkt zu gewinnen, der ihm jederzeit einen sichern Einzug nach Frankreich gewähren sollte. Dazu ersah er sich die günstig gelegene Seestadt Calais, dort wo der Canal am schmalsten ist und von Dover aus in kurzer Fahrt leicht durchschnitten werden kann. Aber es war ein schwieriges Unternehmen. Eduard sah bald ein, daß er die feste, wohlvertheidigte Stadt nicht im Sturm erobern könne; er beschloß daher, sie durch enge Einschließung und durch Fernhaltung jeglicher Zufuhr zur Ergebung zu zwingen. Zu dem Behuf ordnete er eine enge Blokade zu Wasser und zu Land an. Während die Flotte den Hafen belagert hielt, Sept. erstand unter den Mauern eine Bretterstadt mit Strohdächern zum Schutze des Landheers gegen Unwetter und Kälte. Die erfreulichen Nachrichten aus dem südwestlichen Frankreich, wo Graf Derby die Charente überschritt, St. Jean d'Angely und Poitiers erstürmte und mit reicher Beute beladen ungefährdet nach Bordeaux zurückkehrte, und aus Northumberland, wo der schottische König David bei Nevils Croß geschlagen und als Gefangener weggeführt ward (VII, 700), erhöhten seine Zuversicht. Auch in der Bretagne war die Montfort'sche Partei im Vortheil; Karl von Blois und dreißig Ritter seines Anhangs geriethen vor der Burg Roche-Derrien in Gefangenschaft und mußten nach England wandern.

Frankreichs schlimme Lage. So lange das Capetingische Haus auf dem Thron von Frankreich saß, war noch keine so schlimme Zeit über das Reich gekommen. Die Blüthe der Ritterschaft, auf welche Philipp sein Vertrauen gesetzt, ruhte unter der Scholle; die Städte, hinter dem Adel zurückgesetzt, und von Lasten gedrückt, waren unzufrieden, und wenn auch der Febr. 1346. König im vorhergehenden Jahr durch Reichstagsbeschlüsse die schreiendsten Mißbräuche beseitigt, die Aufhebung der Gabelle nach dem Krieg in Aussicht gestellt und durch günstige Verheißungen für die Zukunft eine bessere Stimmung zu erzeugen gesucht hatte; die Noth des Landes nach der Schlacht von Crecy machte jede Erleichterung unmöglich 1347. und trieb ihn zu neuen drückenden Maßregeln. Nicht genug, daß er in der Osterwoche auf einer Reichsversammlung zu Paris die Stände zu großen Leistungen an Geld und Mannschaft anhielt und von den kirchlichen Gütern sich den Zehnten zutheilen ließ, er verminderte auch wieder den Gehalt der Münzen und erpreßte von Lombarden und Juden unter dem Vorwande unerlaubten Wuchers namhafte Geldsummen. Kriegshülfe von auswärts war nicht in Aussicht. Graf Ludwig von Flandern, nach seinem Geburtsort von Male genannt, Sohn und Nachfolger des bei Crecy gefallenen Grafen gleichen Namens, theilte zwar die französische Gesinnung seines Vaters und entzog sich durch die Flucht nach Paris der verhaßten Vermählung mit Isabella von England, wozu ihn die Stände zwingen wollten; allein dadurch wurde der Bund zwischen König Eduard und den Flandrern um so fester geknüpft, so daß sie ihn bei der Belagerung von Calais kräftig unterstützten. Die Regierung Philipp's war ohne Macht und Ansehen; die Beamten veruntreuten die öffentlichen Gelder, die Richter waren käuflich, die Vasallen ohne Dienstbeflissenheit.

Fall von Calais 1347. Unter diesen Umständen wurde Calais, trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Besatzung unter Johann von Vienne und der muthigen Haltung

der Bürgerschaft nach einer mehr als achtmonatlichen Belagerung zur Ergebung gezwungen. Im Juli schien den Bedrängten noch einmal ein Hoffnungsstern zu leuchten, als sie auf den nahen Höhen die französischen Fahnen wehen sahen; aber das Heer, das Philipp zum Entsatz herbeigeführt, war unzureichend. Nach einigen Tagen trat die Mannschaft den Rückzug an. Dies führte den Fall der ausgehungerten Stadt herbei. Sechs der edelsten und reichsten Bürger, die nach dem Vorgange von Eustache de St. Pierre sich für die Gesammtheit zu opfern erboten, erschienen in demüthiger Haltung, den Strick um den Hals, im englischen Lager und überreichten die Schlüssel der Stadt. Sie erwarteten den Tod, denn sie wußten, wie sehr Calais durch Ausfälle und Piratenzüge den Zorn des Königs gereizt hatte. 4. Aug. 1347. Und in der That war auch Eduard Willens, die Schuldigen am Galgen sterben zu lassen; nur der Fürbitte der Königin verdankten sie ihr Leben. Doch mußten die Bürger die Stadt räumen; von ihrer Habe durften sie blos so viel mitnehmen, als sie tragen konnten. Nachdem die Unglücklichen aus der theuern Seeheimath unter Thränen und Wehklagen in langer Reihe ausgewandert waren, hielt Eduard seinen Einzug in die verlassene Stadt und wies die Häuser englischen Ansiedlern, die durch große Rechte und Freiheiten angelockt, sich daselbst niederließen, zur Wohnung an. Nur solche, denen die heimische Stätte mehr am Herzen lag als das Nationalgefühl, und die sich bereit zeigten, dem englischen König Treue und Gehorsam zu geloben und englische Unterthanen zu werden, durften wieder einziehen. In ihrer Zahl war auch Eustache, der in seiner Vaterstadt sterben wollte. So kam Calais unter die Herrschaft Englands; und so fest wurde durch den Wechsel und die Mischung der Bevölkerung diese Herrschaft gegründet, daß sie zwei Jahrhunderte dauerte.

Waffenstillstand. Diese Unfälle brachen die Kampflust und das Selbstvertrauen des französischen Königs und seiner Ritterschaft, und da die Geldmittel erschöpft waren und neue Forderungen unmöglich, so trat das Bedürfniß einer längern Waffenruhe dringend hervor. Schon während der Belagerung von Calais hatten die Legaten des Papstes versucht, eine Ausgleichung zwischen den hadernden Königen zu Stande bringen: aber Eduard's Forderungen schienen dem Valois zu hoch. Erst nach dem Falle der Seefeste, da auch in England die Kräfte erschöpft waren, kam unter ihrer Vermittelung ein Waffenstillstand zum Abschluß, in den auch die übrigen am Kriege betheiligten Staaten und Fürsten inbegriffen waren. 28. Sept. 1347. Zunächst auf ein Jahr geschlossen, wurde er in der Folge noch weiter verlängert. Nur in Guienne und Bretagne fanden nach einiger Zeit neue Kämpfe statt, die aber auf den weltgeschichtlichen Gang geringen Einfluß hatten.

Elend und Pestilenz 1348. Das entsetzliche Elend, das bald darauf durch die große Pest über Europa hereinbrach und eine Auflösung aller gesellschaftlichen Verhältnisse, Theuerung und Judenverfolgungen und die Wanderzüge der Geißler im Gefolge hatte, machte auf die Gemüther einen überwältigenden Eindruck und lenkte die Blicke der Menschen auf die innern Gebrechen und Nothstände. Man zitterte vor den Strafgerichten Gottes und trug Scheu, den schrecklichen Tod, der ganze Zeugungen dahinraffte und Städte und Dörfer verödete, noch durch blutige Waffenthaten in seinem Wüthen zu unterstützen.

Erwerbung der Dauphiné 1349. Die Unfälle, welche König Philipp VI. durch das siegreiche Schwert der Engländer erlitt, wurden einigermaßen ausgeglichen durch wichtige Erwerbungen im Süden. Das Grafengeschlecht von Viennois hatte allmählich den größten Theil des Landes zwischen Rhone und Alpen mit seinen Burgen und Städten an sich gebracht und sich den Titel „Dauphin“ beigelegt. Der mächtigste und reichste Fürst dieses Landes, Humbert II., sollte auch der letzte sein. Durch ein tragisches Geschick hatte er seinen einzigen Sohn in jungen Jahren verloren. Der Knabe war aus den Armen des Vaters zum Schloßfenster heruntergestürzt und auf dem Pflaster zerschmettert. Dies wirkte so erschütternd auf das Gemüth des Dauphin, daß er sich von der Zeit an einem ungeregelten Leben ergab, indem er bald in Kreuzzügen und phantastischen Kriegsunternehmungen, bald in wilden Ausschweifungen und Verschwendungen Zerstreuung suchte. Um die dazu nothwendigen Geldsummen zu erschwingen, verkaufte er allmählich alle Besitzungen, die er in der Normandie und anderwärts besaß, und ließ sich zuletzt durch den Kanzler Wilhelm Flotte, den Sohn des berühmten Peter Flotte, zu einem Vertrag mit dem französischen Königshause bewegen, kraft dessen er gegen die Summe von 120,000 florentinischen Goldgulden einwilligte, daß nach seinem Ableben die Dauphiné an König Philipp's Enkel Karl, den jungen Sohn des Thronfolgers Johann, fallen sollte. Einige Zeit nachher beschloß Humbert, die Ruhe der Seele, die er vergebens in Zerstreuung und Weltlust zu erjagen gestrebt, in einem Dominicanerkloster zu suchen. Er übertrug daher in
1349. einer feierlichen Versammlung zu Lyon dem künftigen französischen Thronerben alle seine Länder unter Gewährleistung der alten Rechte und Freiheiten, überreichte ihm das alte Schwert der Dauphiné, das Georgsbanner und die andern Insignien der Herrschaft und forderte Edle und Volk auf, ihrem neuen Herrn den Treueid zu leisten und zu huldigen. Von der Zeit an führte der Erbe der französischen Krone den Titel **Dauphin**.

Erwerbung von Montpellier. Um dieselbe Zeit machte das französische Herrscherhaus noch eine andere wichtige Erwerbung. Es wurde früher erwähnt (VII, 545), daß die Balearen, nebst Montpellier, Roussillon und einigen andern Besitzungen zu einem eigenen Königreich unter einer Nebenlinie des aragonischen Fürstengeschlechts vereinigt waren, eine unglückliche Schöpfung, die keine Lebenskraft hatte und in der dritten Generation erlosch. Jener König Jacob, der bei Crecy unter der Oriflamme stritt, gerieth bald nachher mit seinem Verwandten, Pedro IV. von Aragonien, in einen Streit. In seiner Bedrängniß verkaufte er dem französischen König Philipp VI. die Stadt **Montpellier** und andere kleine Lehnsherrschaften in Frankreich, um die nöthigen Geldmittel zum Kampf wider Aragonien zu erhalten. Wir werden später seinen tragischen Ausgang erfahren. Montpellier aber und die Umgegend verblieb den Valois, die kurz zuvor auch wieder in
Franz. Einfluß in Flandern. **Flandern** zu einigem Einfluß gelangt waren. Graf Ludwig von Male, der sich in Paris mit einer Tochter des Herzogs von Brabant vermählt hatte, war wieder zum
1348. Besitz seiner Grafschaft gelangt und wußte sich durch Strenge und Gewaltthätigkeit in seiner Stellung zu behaupten. Ein verschwenderischer Fürst, stets umgeben von Gauklern, Sängern und lustigen Gesellen, und zu Tournieren und ritterlichen Festen und

Fehden geneigt, gerieth Ludwig von Male bald in Krieg mit den Städten, besonders mit Gent, wo die demokratische Gilde der „Weißkappen" stets bereit war, mit Schwert und Armbrust gegen den Adel und den kriegerischen, herrschsüchtigen Grafen ihre republikanische Freiheit zu vertheidigen. Eine Bürgerfehde zwischen Gent und Brügge, wodurch die populare Kraft gebrochen ward, gab der gräflichen Adelspartei große Vortheile in die Hand, so daß die Genter, welche Philipp von Artevelde, den Sohn Jacobs, zum Ruwart einsetzten, viele Jahre lang durch Krieg und Hungersnoth schwer zu leiden hatten und an ihrem Handel und Wohlstand Schaden nahmen. Ludwigs Tochter Margarethe vermählte sich in der Folge mit Philipp von Burgundien, eine Verbindung, welche für Flandern und Brabant eine neue Periode der Geschichte und Staatsentwickelung begründete.

2. König Johann und der schwarze Prinz.

Wenn diese äußeren Erfolge noch einigen Glanz auf die letzten Regierungsjahre des ersten Valois warfen, und insbesondere die Erwerbung der Dauphiné die alte Hauspolitik der Capetinger um einen bedeutenden Schritt weiter führte; so war dagegen das Reich nach Innen in einem traurigen Zustand, als Philipp VI. am 22. August 1350 aus dem Leben ging und sein Sohn Johann, ein tapferer, ritterlicher Fürst, aber ohne bedeutende Herrschergaben, ohne Sinn für die freiheitliche Entwickelung des Volkes und des Bürgerstandes und von leidenschaftlicher Heftigkeit und rechthaberischem Starrsinn, den Thron bestieg. Der Tag von Crecy vermochte den Sohn ebenso wenig von der verfehlten Politik abzulenken, wie den Vater. Wieder sah man den Adel und die ritterliche Aristokratie um den Thron geschaart; wieder erlebte man die Nothstände der willkürlichen Münzveränderungen, welche der König sogar als Prärogative seiner Herrschergewalt angesehen wissen wollte; wieder wurden die Landschaften, die Städte, die gewerblichen Innungen mit Auflagen gedrückt. Die Versammlungen der Reichsstände im Norden und Süden und die Landtage der einzelnen Provinzen hatten nur den Zweck, neue Summen zu bewilligen, die Bedürfnisse des Hofes, für welche die willkürlichen Erpressungen nicht hinreichten, durch Umlagen zu befriedigen. Während das Land noch unter den Nachwehen des Kriegs, der Pest und der Theuerung blutete, feierte der König glänzende Feste inmitten seiner Edlen, die er freigebig besoldete, ergötzte sich an Ritterspielen, ertheilte Edelknaben den Ritterschlag und nahm Städte und Provinzen für den Unterhalt seines Hofes und Gefolges stark in Anspruch. Johann von Böhmen, der königliche Abenteurer, der unter Kämpfen und Ritterfahrten, unter Freudenfesten, Sängerlust und Minnedienst seine Tage verbracht hatte, galt ihm als Ideal eines fürstlichen Mannes. Dabei hatte der französische König Hang zu Willkürhandlungen und zum Despotismus, war grausam im Zorn und verschwenderisch in Gunstbezeigungen. Mitten unter den Festlichkeiten der Krönung ließ er den Grafen von Eu und Guines, Connetable von Frankreich, der aus der englischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, ohne richterliche Unter-

König Johann von Frankreich 1350—1364.

Nov. 1350. suchung im Thurm von Nesle enthaupten, weil er ihn im Verdacht eines verrätherischen Einverständnisses mit König Eduard hatte.

Die Grafschaft Eu verlieh Johann einem der aus der Haft entlassenen Söhne Robert's von Artois, aber Stadt und Burg von Guines lieferten die Vasallen des hingerichteten Grafen den Engländern in Calais aus. Die Würde eines Connetable ertheilte der König alsdann seinem Günstling, Karl von Spanien, Enkel des Infanten Ferdinand von la Cerda, einem Ritter, welcher Schönheit und feine Sitte mit Tapferkeit und kühnem Muth verband und dem der König von Jugend auf mit der größten Neigung zugethan war.

Bandenkrieg 1351. 52. Im zweiten Jahr der Regierung Johanns ging der Waffenstillstand zwischen England und Frankreich zu Ende. Das Schwert wurde von Neuem gezogen und in Guienne und Bretagne ertönte wieder Kriegslärm. Allein diesseits und jenseits des Kanals war die Lage und Stimmung der Völker der Art, daß man bald vom Kampfe abstand. Nur einzelne Banden unter kühnen streitbaren Führern setzten den kleinen Krieg fort und maßen ihre Kräfte bald im offenen Felde, bald wider Burgen und Thürme. Man focht in kleinen Haufen, Mann gegen Mann, man plünderte und machte Beute, man kämpfte um den Ruhm der Tapferkeit wie im Turnier. Noch lange erzählte sich das französische Volk von dem Heldenkampf der Dreißig um die Veste Ploërmel in Bretagne, von dem verwundeten Beaumanoir, dem, als er über Durst klagte, sein Waffengefährte Gottfried Dübois, wie Hagen in den Nibelungen laut zurief: „Trinke dein Blut!", von den eisernen Männern, die an die Roland und Olivier der Heldendichtung erinnerten. Dem französischen König lagen ritterliche Phantasien mehr am Herzen als ernste Kriegs- und Staatsactionen. Als er vernahm, daß König Eduard III. die alte Tafelrunde durch Gründung des Hosebandordens neu belebt (VII, 700), wollte er nicht nachstehen. Er stiftete daher gleichfalls einen neuen Orden, die Bruderschaft Nov. 1351. „Unserer Frau vom edlen Hause", auch „Sternorden" genannt, eine Schöpfung ohne Wirkung und Dauer. Während der englische Orden ein Sporn zur Tapferkeit, zur Ehrliebe, zur ritterlichen Galanterie war, erlosch die französische Stiftung durch ihre verkehrten Gelübde schon nach einem Menschenalter.

Johann und Karl von Navarra. Alle politischen Pläne des Königs Johann scheiterten an seinen Launen und Willkürhandlungen. Es war ein guter Gedanke, sich in Spanien einen Bundesgenossen gegen England zu gewinnen. Zu dem Zwecke vermählte er eine Verwandte des Königshauses, Blanca von Bourbon, mit dem jungen König Peter von Castilien, „der Grausame" genannt, und seine eigene Tochter 1352. Johanna mit Karl von Navarra, einem Fürsten von lebhaftem beweglichen Geiste, hinreißender Beredsamkeit und gewinnendem Wesen. Mit dem von seiner Mutter ererbten Königreich Navarra vereinigte Karl die Grafschaft Evreux in der Normandie und andere ansehnliche Besitzungen in Frankreich. Ein junger Fürst von so hervorragenden geistigen Anlagen, der als Sohn einer Tochter Ludwigs X. dem ältern Capetingischen Hause entstammt war und nun auch noch durch seine Gemahlin mit den Valois in Verwandtschaft trat, dessen Königreich an die englischen Territorien in Südfrankreich grenzte, konnte für König Johann vom größten Nutzen sein. Anstatt aber denselben durch freundliches Entgegenkommen an sich zu fesseln, beleidigte er ihn auf alle Weise und erweckte seinem Hause einen gefährlichen Feind. Denn Karl besaß zugleich einen uner-

meßlichen Ehrgeiz, zu dessen Befriedigung ihm jedes Mittel, Hinterlist, Ränke und Gewaltthat, willkommen war. Ohne das salische Gesetz war er der nächste Thronerbe; konnte nicht unter den Wirren der Zeit die Krone auf sein Haupt kommen? Und der unbesonnene Valois bewirkte durch seine Handlungen, daß der Schwiegersohn bald alle Rücksichten der Pietät bei Seite setzte. Er verkürzte demselben die versprochene Mitgift; er verlieh die Grafschaft Angouleme, welche dessen Mutter kurz vor ihrem Tod (1349) gegen andere Besitzungen ausgetauscht hatte, seinem Günstling, Charles d'Espagne, einem persönlichen Feind Karls, und hielt die andern Lehen zurück; und als der Navarrese den verhaßten Connetable bei der normannischen Stadt Laigle in der Nacht überfallen und ermorden ließ, zog Johann die Grafschaft Evreux ein und ertheilte den Kronvassallen des Südens den Befehl, Navarra mit Krieg zu überziehen. Nun zeigte der Südländer seine dämonische Natur, die ihm nicht mit Unrecht den Beinamen „des Bösen" verschaffte. Er bewog den Grafen von Foix, seinen Schwager, und andere Feudalherren in die Besitzungen seiner Gegner, der Grafen von Cominges und Armagnac, einzufallen und knüpfte zugleich Verbindungen mit Eduard III. an. Zwar gelang es der Verwendung der königlichen Frauen und Verwandten und den Vorstellungen der Räthe, den König Johann milder zu stimmen und eine Ausgleichung zu vermitteln; aber der Versöhnungsakt war eine Heuchelei. Johann gab mit innerem Widerstreben nach, um bei der bevorstehenden Kriegserneuerung mit England seinen Gegnern nicht einen so wichtigen Bundesgenossen in die Arme zu treiben.

8. Jan. 1354.

Erneuerung des Krieges 1355.

Im Frühjahr 1355 war der öfters verlängerte Waffenstillstand zwischen England und Frankreich abgelaufen und Eduard III. hatte bereits Vorkehrungen zu einer neuen großen Heerfahrt zu Land und zur See getroffen. Konnte er auch nicht hoffen, die französische Krone zu gewinnen, so war es doch möglich, die Erbländer der Plantagenets zurückzuerobern und vor Allem die Territorien an der Garonne von der Lehnshoheit Frankreichs zu befreien. Dorthin segelte des Königs Erstgeborener, von seiner Rüstung gewöhnlich „der schwarze Prinz" genannt, den sein Vater zum Statthalter von Aquitanien eingesetzt, mit einem stattlichen Heer, indeß der König selbst und sein dritter Sohn, der Herzog von Lancaster, gewöhnlich Johann von Gent (Gaunt) genannt, eine Flotte in den Kanal führten, um von Calais und Cherbourg aus in das Herz Frankreichs vorzudringen. Die letztere Unternehmung hatte keinen besondern Erfolg: ungünstige Witterung hielt die Schiffe lange an der Insel Wight gefesselt, die Aussöhnung Karls von Navarra mit seinem Schwiegervater betrog die englischen Führer in der Hoffnung, mit dessen Hülfe den Hafen von Cherbourg ohne Kampf besetzen zu können, und der Wiederausbruch des schottischen Kriegs nöthigte den König, seine Blicke und einen Theil seiner Streitkräfte gen Norden zu führen (VII, 701). So unterblieb die Schlacht zwischen den beiden Königen, die man in der Gegend von Amiens erwartet hatte. Um so glänzenderen

Kriegsruhm erwarb sich der Prinz von Wales. Ohne daß der französische Oberbefehlshaber, der Graf von Armagnac in Toulouse, ihn abzuhalten vermochte, durchzog der ritterliche Mann siegreich das Land bis an den Fuß der Pyrenäen. Narbonne und Carcassonne, damals Städte so reich und so groß wie London und York, mußten ihre Thore öffnen; ungehindert tränkten die Engländer ihre Pferde im Mittelmeer; Montpellier zitterte; in Avignon verriegelte sich der heil. Vater, der vergebens einen Frieden zu vermitteln gesucht, hinter den eisernen Thoren seines Palastes. Als beim Herannahen des Winters der Fürst nach Bordeaux zurückkehrte, ließ er an 500 Städte, Burgen und Ortschaften in Trümmern oder als rauchende Aschenhaufen hinter sich.

Die Reichsstände in Paris 1355. Wir haben in der englischen Geschichte gesehen, wie die öffentlichen Nothstände zur Freiheit und zur Magna Charta führten. Es hatte jetzt den Anschein, als ob auch Frankreich durch Leiden und Trübsal zu einem freien Staatsleben emporsteigen sollte. Nov. 1355. Als König Johann im November die Reichsstände der nördlichen Landschaften, Adel, Geistlichkeit und städtische Abgeordnete, nach Paris beschied, um neue Geldmittel zur Fortführung des Krieges zu erlangen, traten ähnliche Erscheinungen zu Tage, wie früher in England. Die Stände erklärten zwar mit gewohnter Loyalität, daß sie bereit seien, mit dem König zu leben und zu sterben und Gut und Blut für seinen Dienst darzubringen, und bewilligten die Salzsteuer und eine Auflage auf Alles, was zum Verkauf gebracht würde, auf ein Jahr, bis zu der Summe von fünf Millionen Livres für die Unterhaltung von 30,000 Gewaffneten. Allein sie knüpften diese Bewilligung an Bedingungen, die das monarchische Regiment den größten Beschränkungen unterwarf. Es wurde festgesetzt, daß diese Abgaben von Jedermann, nicht einmal die königliche Familie ausgenommen, entrichtet und nur für den Krieg verwendet werden sollten; daß die Erhebung nicht durch königliche Amtleute geschehe, sondern durch eigene Einnehmer, welche die drei Stände in jeder Landschaft zu wählen hätten, und daß sie unter die Oberaufsicht eines ständischen Ausschusses gestellt würden, zu welchem jeder Stand drei Mitglieder zu ernennen haben sollte. Dieser Neunerausschuß sollte auch der Aushebung der Kriegsmannschaft beiwohnen und die Löhnung vertheilen, und damit in Zukunft die Münzverwirrung aufhöre, sollte der König die Verwaltung des Münzwesens achtbaren, mit Zustimmung desselben Ausschusses gewählten Personen übertragen und versprechen, nur Geld von bleibender Währung nach einer festen Grundlage zu prägen. Also eine ständische Nebenregierung für alle finanziellen Verhältnisse unter der Controle des Reichstags. Dabei sollten alle anderen Auflagen, insonderheit die Erpressungen für die Hofhaltung des Königs und die Forderungen und Uebergriffe der Beamten in Zukunft aufhören, ja die davon Bedrohten berechtigt sein, sich mit Gewalt zu widersetzen.

Gährung in Frankreich 1356. Diese wichtigen Beschlüsse waren der erste Versuch, die absolute Lehnsmonarchie durch eine ständische Verfassung mit regelmäßig wiederkehrenden Reichstagen zu beschränken und dem Staatshaushalt und Steuerwesen eine solidere Ordnung zu schaffen. König Johann ließ sich Alles gefallen, um nur schnell zu Geld zu kommen; bei seinem ritterlichen Leichtsinn konnte es ihm nicht schwer fallen, unter andern Verhältnissen sich über die Zusagen wegzusetzen. Zudem wußte er, daß unter den drei Ständen nicht jener Gemeinsinn bestand,

der in England die Verfassungspartei zum Sieg geführt, daß bei dem Adel und der Geistlichkeit bald wieder die Standesinteressen erwachen würden, welche für den Augenblick durch die schwierige Zeitlage zurückgedrängt waren. Und er hatte sich nicht verrechnet. Die Stände, ohne alle Einsicht in das Wesen der Volkswirthschaft, hatten gerade die Art der Besteuerung gewählt, welche am schwersten auf dem geringen Mann, auf dem Bürger- und Handelsstand lastete: Durch die Salzauflage und Verkaufssteuer hatte sich das Königthum den Haß des Volkes zugezogen und nun wußten die Stände nichts Besseres zu thun, als diese zu erneuern und zu sanctioniren. Bald gab sich in Stadt und Land eine allgemeine Aufregung kund, die sich an manchen Orten, besonders in der Normandie und Picardie, zum Aufruhr steigerte. Unzufriedene und ränkesüchtige Edelleute schürten die Flamme. In Rouen wurden die Steuererheber verjagt und den königlichen Beamten der Gehorsam versagt; König Karl von Navarra und der Graf von Harcourt standen im Verdacht, das Volk zum Widerstand gereizt zu haben. Unter allgemeiner Gährung traten die Stände im März von 1356.
Neuem zusammen: sie erkannten die Fehlerhaftigkeit ihrer Beschlüsse und führten statt der Gabelle und der Verkaufsauflage eine allgemeine Einkommensteuer ein, aber mit so ungleicher Vertheilung, daß auch dabei die armen und geringen Leute gegen die Vornehmen in Nachtheil kamen.

Dennoch legte sich die Aufregung und König Johann beschloß nun, an seinem feindseligen Eidam Rache zu nehmen. „Ich will keinen Herrn als mich in Frankreich“, rief er aus und ergriff seine Maßregeln. Eines Tages, als der Navarrese mit einigen angesehenen Edelleuten sich im Schlosse des Dauphin Karl, den der König zum Herzog der Normandie erhoben hatte, bei einem Gastmahle befand, erschien Johann unerwartet mit Bewaffneten und ließ trotz des Widerspruchs seines Sohnes die Gäste verhaften. Darauf wurde Graf Harcourt nebst drei andern Herren in der Nähe des Schlosses enthauptet und ihre Leichen in Ketten an den Galgen gehängt, Karl von Navarra aber mit zwei Gefährten nach Paris in Gefangenschaft geführt. Sie sollten mit England einen hochverrätherischen Bund geschlossen haben. Aber ihre Schuld konnte nicht glaubwürdig bewiesen werden und König Eduard protestirte gegen die Anklage; im Volke glaubte man allgemein, daß der Widerstand gegen die Auflage die wahre Ursache ihrer Verhaftung sei. Die Brüder Karls, der Oheim Harcourt's und viele normannische Edle schwuren nun dem König von England den Lehnseid, schickten Herausforderungen an „Johann von Valois“ und verbanden sich mit dem Herzog von Lancaster, der mit Kriegsmannschaft aus der Bretagne nach der Normandie gezogen war. Als aber der französische Monarch mit großer Heeresmacht, wobei auch der Schotte Douglas und Graf Heinrich von Trastamara, Bruder des Königs Peter von Castilien, sich befanden, in die Normandie einrückte, Evreux eroberte und Breteuil belagerte, zogen sich die Gegner Juni
nach Cotantin unter den Schutz der Engländer zurück.

Gewaltmaßregeln des Königs.

2*

Die Schlacht von Poitiers 1356. Vor Breteuil erhielt König Johann die Nachricht, daß der Prinz von Wales mit einem kleinen Heer von 6000 Armbrustschützen, 2000 Schwerbewaffneten und einigem gasconischen Fußvolk bei Bergerac über die Dordogne gesetzt sei und sengend und brennend durch Auvergne, Limousin und Berry auf die Loire losrücke. Da schloß er eilends mit den Bürgern von Breteuil einen Vertrag und zog nach Chartres, um den Feind vom weiteren Vorrücken abzuhalten. Auf die Kunde von dem Anzug des französischen Heeres, wobei sich der König selbst mit seinen vier Söhnen und seinem Bruder befand, das mehr als zwanzig Herzöge und Grafen ersten Ranges, 140 Bannerherren und außer anderem Kriegsvolk 20,000 Schwerbewaffnete zählte und der englischen Kriegsmannschaft an Stärke fünfmal überlegen war, trat der Prinz von Wales eilig den Rückmarsch an, um Bordeaux zu erreichen. Aber ein dreitägiger Aufenthalt bei der Belagerung von Romorantin verschaffte den Franzosen einen Vorsprung. Die Engländer befanden sich in der schlimmsten Lage. Von Bordeaux abgeschnitten waren sie in Gefahr, von der Uebermacht gänzlich aufgerieben oder in Gefangenschaft geführt zu werden. Die französischen Herren träumten schon von glänzenden Triumphen; sie sahen im Geist den stolzen Prinzen von Wales und seine gefürchteten Kriegsmannen gefesselt in Paris einziehen. Eduard verkannte auch keineswegs, in welche Gefahr er gerathen. Er erklärte, wie Froissart später vernahm, dem Kardinal Talleyrand von Perigord, den der Papst nebst einem andern Legaten als Friedensvermittler abgeschickt, daß er bereit sei, alle Gefangenen und alle eroberten Burgen herauszugeben und sieben Jahre lang nicht mehr gegen Frankreich zu kämpfen. Dem König genügte jedoch dieses Anerbieten nicht. Seine Schmeichler meinten, jetzt sei die Stunde gekommen, wo er sich für alle Schmach und Beleidigungen, welche die Engländer seinem Reiche zugefügt, rächen könne. Er verlangte, daß sich der Prinz mit hundert seiner

19. Sept. 1356. Ritter gefangen gebe. Dieser ehrlosen Bedingung zog Eduard die Entscheidung der Waffen vor. Er stellte sein Heer in der Ebene von Maupertuis, zwei französische Meilen von Poitiers auf, in einer Gegend, welche von Hecken und Gesträuch durchschnitten und von Weinbergen bedeckt, die Anwendung einer zahlreichen Reiterei nicht gestattete. Der einzige offen stehende Weg war so schmal, daß nur vier Mann neben einander reiten konnten. Die meisten Ritter stiegen daher ab und kämpften zu Fuß. Die Bodenbeschaffenheit und die treffliche Aufstellung der britischen Armbrustschützen hinter den Hecken und vor dem Ausgang des Weges verschaffte den Engländern einen Sieg noch glänzender als bei Crecy. Durch den Pfeilregen, der von allen Seiten auf die Franzosen niederfiel, geriethen die beiden ersten Treffen bald in die größte Verwirrung. Länger hielt sich die dritte Abtheilung, wo Johann selbst unter der Oriflamme und viele berühmte Herren und Ritter fochten. Endlich wurde aber auch dieses Treffen durchbrochen; der königliche Bannerträger fiel, der König und sein jüngster Sohn Philipp geriethen in Gefangenschaft; bis vor die Thore

von Poitiers herrschte Flucht und Verfolgung. Um die Mittagszeit war die Schlacht entschieden; die Blüthe des französischen Adels lag erschlagen auf dem Waffenfelde oder befand sich in Kriegsgefangenschaft. Gefallen waren außer dem Herzog von Bourbon, dem Connetable von Frankreich, dem kriegerischen Bischof von Chalons noch 16 Barone und 2426 Ritter und Edelknappen, der geringen Leute nicht zu gedenken, und was die Gefangenen betrifft, so war ihre Zahl viel größer als die der Sieger; die Beute an Gold und Silber, an kostbaren Gewändern, Waffen und Schmuck überstieg die kühnsten Wünsche. Und wie viel trugen noch in der Folge die Loskaufsummen ein, welche die auf Ehrenwort entlassenen Gefangenen an Weihnachten zu entrichten versprachen! Unter den Streitern hatte der Prinz von Wales sich durch Muth und Tapferkeit vor Allen hervorgethan; aber noch größeren Ruhm erwarb er sich durch die Bescheidenheit, mit der er seinen erlauchten Gefangenen begegnete. Er bediente sie selbst bei der Tafel, rühmte ihre Tapferkeit und wollte nicht Platz nehmen, wo so hohe Fürsten säßen. Er zog dann mit denselben nach Bordeaux zurück, von wo der König und sein Sohn nach einem in Festlichkeiten und ritterlicher Lust verbrachten Winter im nächsten Frühjahr nach England geführt und im Schloß Windsor als werthe Gäste empfangen wurden. Da auch England einer Erholung bedurfte, so wurde ein Waffenstillstand auf zwei Jahre vereinbart.

3. Sociale und politische Kämpfe in Frankreich.

Die Schlacht von Poitiers schien in Frankreich eine neue Aera zu begründen. Die Regierung hatte sich unfähig gezeigt, der Adel seinen Waffenruhm und viele seiner Häupter und Führer eingebüßt. Sollte man nicht jetzt, wo der König in Gefangenschaft lebte und der Dauphin. der neunzehnjährige Karl von der Normandie, im Namen des Vaters als Reichsverweser regierte, durch energisches und einmüthiges Handeln ein Staatswesen errichten können, wie es in England bestand? Sollte nicht das absolute Feudalkönigthum mit seinen willkürlichen Erpressungen, seinen despotischen Beamten, seinen ungerechten Richtern, seinem übermüthigen Lehns- und Hofadel gebrochen und durch reichsständische Vertretung und feste Rechtsbestimmungen in seiner Machtstellung beschränkt und überwacht werden können? Man hatte ja jenseits des Kanals ähnliche Vorgänge erlebt, die zuletzt zu guten Erfolgen führten. Zwei Männer griffen den Plan mit Kraft und Kühnheit auf: Robert Le Coq, früher Advocat des Pariser Parlaments, dann Bischof von Laon, ein rechtskundiges, beredtes Mitglied in der Versammlung der nordfranzösischen Stände, welche während der Wintermonate 1356/57 ihre Berathungen hielten, um die Mittel zur Fortsetzung des Krieges und zur Befreiung des Königs zu beschaffen, und Stephan Marcel, Prevot der Pariser Kaufmannschaft, der durch seine demagogischen Künste und populäre Beredsamkeit im Geiste Artevelde's einen bedeutenden

Reformationsversuche im Staatsleben.

Einfluß auf die Bürgerschaft der Hauptstadt erlangt und schon auf dem früheren Reichstag eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Ihnen stand Johann von Piquigny, der Wortführer des Adels, hülfreich zur Seite. Die Bestrebungen dieser Männer waren zunächst auf eine Reform des Reichs, auf Abstellung der bestehenden Mißbräuche, auf Ueberwachung und Controlirung der Regierung durch ständische Vertretung gerichtet. Bald ging jedoch die Bewegung über diese Ziele hinaus, nahm einen revolutionären Charakter an und scheiterte schließlich an den Ausschreitungen der popularen Elemente.

Die Reformordonnanzen.

Wenn man vergleicht, wie einst die englische Nationalvertretung durch die „Provisionen von Oxford" der Mißregierung Heinrich's III. zu Leibe ging (VII, 654 f.), so erhält man ein Bild von den Vorgängen in Paris, nur daß hier der Bürgerstand viel bedeutender hervortrat als damals in England. Von den 800 Mitgliedern, welche sich am 17. Oktober im Saale des Parlaments versammelten, bestand die Hälfte aus bürgerlichen Abgeordneten der städtischen Communen, unter denen Paris durch Reichthum, Intelligenz und Ansehen weit emporragte; schon damals war die Hauptstadt das Herz von Frankreich, die Seele der Nation. Eine Körperschaft von solchem Umfang konnte leicht einen schleppenden Gang in die Verhandlung bringen, der bei so drohender Lage, wo der Feind täglich vor den Thoren erscheinen konnte, gefährlich werden mochte; deshalb wählte man einen Ausschuß, der etwa den zehnten Theil zählte. Dieser stellte in einer Reihe von Artikeln die Mißstände zusammen, die beseitigt werden sollten, verlangte die Entfernung einer Anzahl königlicher Räthe und Hofbeamte und die Einsetzung einer Aufsichtsbehörde aus Ständemitgliedern. Nur durch eine solche Vertretung des gesammten Volkes, die als eine Art von Senat neben oder über der Regierung stehen würde, glaubte man mit Erfolg den bisherigen Mißbräuchen und Uebergriffen des königlichen Regiments und dem verderblichen Einfluß der selbstsüchtigen Räthe vorbeugen zu können; nur auf diese Weise hoffte man sich der Erpressungen und Bedrückungen zu erwehren, welche das Volk seither durch Steuern und Anleihen, durch Eintreibung von Lebensmitteln und andern Bedürfnissen und vor Allem durch die Münzfälschung, die trotz der früheren Zusage noch immer fortdauerte, zu leiden hatte. Um aber nicht den Verdacht auf sich zu lenken, als wollten die Volksvertreter die zerrütteten Zustände des Vaterlandes nur zur Mehrung ihr eigenen Macht und Bedeutung ausbeuten, bewilligten sie eine beträchtliche Auflage auf die Güter aller drei Stände, forderten aber zugleich, daß sowohl die Erhebung als die Auszahlung der eingehenden Geldsummen unter die Aufsicht und Controle jenes ständischen Ausschusses gestellt würden. Dadurch sollte die Verwendung zu andern Zwecken und die Verschleuderung der Staatseinkünfte verhütet werden. Ferner verlangten sie das Recht, auf einen bestimmten Tag sich zu versammeln ohne berufen zu sein, Gesetzeskraft für ihre zu fassenden Beschlüsse und die Befugniß, bei den Verhandlungen über Krieg, Waffenstillstand oder Frieden ihre Stimme abgeben zu dürfen.

Haltung des Dauphin 1357.

Die Beredsamkeit des Bischofs Lecoq, der Einfluß des bürgerlichen Vertreters Marcel, die Ohnmacht des gedemüthigten und dem Thronerben ohnedies nicht günstig gesinnten Adels bewirkten, daß die Reichsversammlung den Reformordonnanzen der Commission beitrat. Der Dauphin gerieth in Bestürzung. Er hatte den Reichstag einberufen, um Geldhülfe zu erlangen und dieser knüpfte daran die Forderung, er solle die Räthe der Krone entlassen, die Regierung mit den Ständen theilen und die Staatseinkünfte unter die Aufsicht eines unabhängigen Rechenschaftshofes stellen! Er suchte Ausflüchte. Eine beabsichtigte Zusammenkunft mit Kaiser Karl IV., seinem Oheim, in

Metz diente ihm als Vorwand, die Versammlung zu vertagen. Er hoffte, bei den einzelnen Provinzialständen eher zum Ziel zu kommen. Die Ständeversammlung der Languedoc, die der königliche Gouverneur, Graf Armagnac, nach Toulouse berief, zeigte sich gemäßigter in ihren Ansprüchen, doch knüpfte auch sie an ihre Bewilligungen die Bedingung, daß die Erhebung und Verwendung unter der Theilnahme und Aufsicht einiger aus ihrer Mitte gewählten Bevollmächtigten vor sich gehen und die willkürliche Münzveränderung aufhören sollte, und die Stände der Auvergne adoptirten sämmtliche Artikel des Pariser Reichstages. — So war der Zustand, als Karl im Januar von Metz zurückkam. Der Kaiser hatte ihm weder Rath noch Hülfe gewähren können. Noch einmal versuchte er es, durch gebieterisches Auftreten den trotzigen Geist der Stände, besonders der bürgerlichen Abgeordneten, zu beugen: als aber auf Marcel's Betreiben die Zünfte von Paris ihre Arbeit einstellten und sich bewaffneten und die ganze Bevölkerung der Hauptstadt, die seit der Schlacht von Poitiers sich gegen feindliche Einfälle in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, eine drohende Haltung annahm, gab er nach. Er versprach eine Münze von solider Währung prägen zu lassen und die mißliebigen Räthe und Beamten zu entfernen, ja bis zur Rückkehr seines Vaters unter Aufsicht zu stellen.

Dieser Erfolg steigerte das Ansehen der beiden Volkshäupter Marcel und Le Coq, füllte sie aber auch mit größerem Selbstvertrauen und mit einem demagogischen Geist, der an factiosem Treiben Gefallen fand. Es ist schwer aus den parteiischen Berichten der Chronisten sich ein wahres Bild von dem Charakter und den Seeleneigenschaften der beiden Männer zu machen, zu entscheiden ob sie bei der großen Volksbewegung, die sie in Scene setzten, von selbstsüchtigen Motiven, von Ehrgeiz und Herrschgier, geleitet wurden oder von Freiheitsgefühl, von Liebe zum Gemeinwohl, von vaterländischen Gedanken. Volksgunst und Macht sind gefährliche Klippen für ehrgeizige Naturen; und dem beweglichen Franzosen fällt es schwerer, seine Individualität der Gesammtheit unterzuordnen, sein Ich in der Nation aufgehen zu lassen, als dem Engländer. Was man übrigens auch von ihrem Charakter und von ihren Beweggründen denken mag, ihr Bestreben, den Willkürlichkeiten und Mißbräuchen in der Verwaltung zu steuern und den monarchischen Absolutismus zu beschränken, war berechtigt und in den Verhältnissen begründet. Wenn ihre Bemühungen nicht von so dauerndem Erfolg waren, wie in England, so lag die Schuld hauptsächlich an den getheilten Interessen der Stände, an dem Mißtrauen des Adels gegen die hervortretende Uebermacht der bürgerlichen Elemente, an dem factiosen Gebahren der Volksführer, an dem Mangel eines nationalen Gemeingefühls in den verschiedenen Landschaften, an dem Herbeiziehen dynastischer Rivalität und Leidenschaftlichkeit.

Le Coq und Marcel.

Als zu Anfang März die Stände wieder in Paris zusammentraten, setzten sie bei dem Dauphin alle ihre Forderungen durch. Er willigte ein, daß eine aus der Mitte der Stände gewählte Commission von 36 Mitgliedern, die zu jeder Zeit Zutritt in das Schloß haben sollte, über die Reformen des Reiches berathe und Beschluß fasse, daß sie Einsicht nehme von allen öffentlichen Angelegenheiten, über den Staatshaushalt wache und die Erhebung und Verwendung der Auflagen für Kriegszwecke und Sold leite und beaufsichtige; er willigte in die Absetzung von zwei und zwanzig höheren Beamten, die durch ihre Habsucht und Nachlässigkeit die nationalen Unfälle hauptsächlich verschuldet haben sollten; er versprach in der Rechtspflege und Münzprägung, in den Requisitionen von Lebensmitteln, Pferden, Wein und andern Bedürfnissen für Hof und Beamten stets in Uebereinstimmung mit dem Reformationsrath zu handeln, ohne Mitwirkung der Stände keinen Waffenstillstand mit England zu schließen u. A. m.

Der Dauphin willigt in die Reformen.

Kriegsnoth. König Johann mißbilligte die Nachgiebigkeit seines Sohnes. Aber ohne diese Zugeständnisse war keine Steuerbewilligung zu erlangen, und doch befand sich Frankreich in so verzweifelter Lage, daß die schleunigste Hülfe nöthig war. Denn von der Mündung der Seine bis an das Mittelmeer raste ein wilder Parteikampf und Bandenkrieg. In der Normandie war zwar Gottfried von Harcourt im Treffen gefallen, aber der Bruder des gefangenen Königs von Navarra, Philipp von Longueville, setzte den verheerenden Krieg gegen die Valois fort; in der Bretagne standen die Anhänger der Gräfin von Montfort und Karl's von Blois, der seine Freiheit gegen Lösegeld wieder erhalten hatte, noch immer einander feindlich gegenüber. Die südlichen Landschaften waren den Raubzügen der aus allen Völkern gemischten Miethlinge ausgesetzt, die sold- und herrenlos sich in Banden vereinigten und Schrecken und Verwüstung bis an die Rhone trugen. Ein französischer Ritter aus Guienne, Arnold von Cervoles, der Erzpriester genannt, zog verheerend und plündernd bis in die Nähe von Avignon, so daß Papst Innocenz VI. sich in Unterhandlungen mit ihm einließ und mit Geld und Sündenvergebung dessen Abzug erkaufte. Andere verwilderte Kriegsschaaren durchstreiften unter der Führung des englischen Ritters Robert Knolles, eines verwegenen Abenteurers, und eines Walliser Feldhauptmannes die reichen Gegenden zwischen Seine und Loire, so daß sich das Landvolk voll Angst und Entsetzen nach der Stadt flüchtete und der aufgeregten Menge neuen Gährungsstoff zuführte. Die Pariser übten sich in den Waffen, befestigten ihre Stadt mit Mauern, Thürmen und Gräben und trafen kriegerische Anstalten, um die äußeren Feinde abzuwehren und zugleich im Innern ihre Freiheit zu erfechten. Marcel hatte Ketten anfertigen lassen, um die Straßen abzusperren, die ersten Spuren von Barricaden!

Marcel ruft den König von Navarra nach Paris 1357. Mehrere Monate führte der Reformausschuß mit Hülfe der Pariser Gewerke das Regiment. Aber je mehr die popularen Elemente emporstiegen, desto schärfer trat auch die Opposition hervor. Der Adel fürchtete, aus seiner Stellung gedrängt zu werden, die kleineren Communen waren eifersüchtig auf die überwältigende Vorherrschaft der Hauptstadt. Dadurch gewann der Reichsverweser neuen Muth und suchte sich der bevormundenden Autorität des ständischen Regierungsausschusses wieder zu entziehen. Nun nahm Paris einen revolutionären Charakter an. Karl sammelte Bewaffnete unter seine Fahne, um, wie er sagte, die Hauptstadt gegen feindliche Ueberfälle zu schützen, der Prevot dagegen wohl erkennend, daß die feudalen Gewalten nur durch einen Kriegsmann von hoher Geburt bekämpft werden könnten, bewirkte, im Einverständniß mit Le Coq,
Nov. 1357. durch den Ritter von Piquigny und seine Anhänger die Befreiung des Königs Karl von Navarra aus dem Schlosse Arleux in der Picardie, seinem Gefängniß. Dieser eilte mit Kriegsschaaren, die er schnell um sich gesammelt, nach der Hauptstadt, wo er wie ein Triumphator einzog, brachte durch seine Beredsamkeit, als er in Pré-aux-Clercs eine schöne „Predigt" hielt, die aufgeregte Volksmenge auf seine Seite und gewann bald größeren Einfluß als der Dauphin. Der gewandte zungenfertige König war eine Zeitlang das Ideal der Pariser Bevölkerung. Eine Aussöhnung der beiden Schwäger, durch die königlichen Frauen vermittelt, gab dem intriganten Navarresen Gelegenheit,

seinen Anhang in Paris und in der Normandie zu verstärken und offen nach der Krone von Frankreich zu streben, zu der er ein besseres Recht zu haben vermeinte, als der König von England und die Valois. Robert Le Coq förderte heimlich seine Pläne, um, wenn Karl König geworden wäre, an dessen Seite als Kanzler die Gewalt in die Hand zu nehmen. Er machte den Grundsatz geltend, daß es den Ständen zustehe, die Thronfolge zu ändern. Durch Volksversammlungen und öffentliche Reden wurde die bewegliche Hauptstadt in Athem gehalten.

Aufruhr in Paris 1358.

Während der König von Navarra mit Hülfe des einflußreichen Bischofs die Fäden der Revolution mit geschickten Händen leitete, ohne dem Dauphin offen entgegen zu treten, beschritt der Prevot den gefährlichen Pfad des Aufruhrs. Auf seine Veranstaltung trugen seine Anhänger aus den Zünften und untern Volksklassen blaurothe Mützen, um sich einander kenntlich zu machen und durch ihre Menge die Gegner zu schrecken. Bald war die Stadt in ihrer Gewalt; bewaffnete Haufen mit der neuen Kopfbedeckung füllten täglich Markt und Straßen. Die Ständeversammlung wurde nur noch von den bürgerlichen Vertretern besucht, die Edelleute hielten sich fern oder verließen die Stadt, die königlichen Räthe wagten sich nicht an die Oeffentlichkeit. Dennoch erfuhr Marcel, daß der Dauphin noch fortwährend einige der verhaßtesten um sich versammle, und auf ihren Rath höre. Da reifte in ihm der Gedanke, durch einen Gewaltstreich diesem Nebenregiment ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Am 22. Februar sah man den furchtbaren Mann an der Spitze sämmtlicher Gewerke durch die Straßen nach dem Palast ziehen. Die Ermordung des Parlamentsadvocaten Regnault von Acy, der noch immer am Hof bedeutenden Einfluß hatte, bildete das Vorspiel zu den Scenen, die an das Jahr 1792 erinnern. Erhitzt durch die Bluttat, drang die Menge bewaffnet in das Schloß und durchbohrte vor den Augen Karl's zwei der angesehensten Marschälle; darauf setzte der Volksmann dem zitternden Gebieter die blaurothe Mütze aufs Haupt und trug den ganzen Tag über die goldgestickte des Herrschers. Und dieser war nicht im Stande, solche Schmach zu rächen. Als Marcel vom Söller des Stadthauses seine That rechtfertigte und die Ermordeten als arge Verräther schilderte, mußte auch Karl das Geschehene gutheißen. Er stellte sich und sein Haus unter den Schutz des Volkes und gebot seiner Hofdienerschaft und seinen Beamten die blaurothe Mütze zu tragen, um sich vor der Wuth der aufgeregten Menge sicher zu stellen. Wahrscheinlich geschah es auch auf Andringen der Volksführer, daß er um diese Zeit den Titel „Regent“ annahm, um von dem Vater unabhängiger zu sein. Aber der Aufenthalt in Paris wurde ihm unheimlich; er verließ die Stadt und begab sich nach Compiegne; auch Karl von Navarra, dem die Volksbewegung über den Kopf gewachsen, zog nach der Normandie. Nun führten die Zünfte das Regiment, die Vorsteher schickten Boten aus, um die andern Städte zum Anschluß zu bereden. Doch traten nur wenige, darunter Amiens und Laon, in die Bewegung ein.

Die Jacquerie. Um so bedeutender wirkten die Vorgänge der Hauptstadt auf das Landvolk. Ergrimmt über den Adel, der zu den alten Bedrückungen noch neue hinzufügte, um die Loskaufsummen beizutreiben, der des Bauern Speicher, Keller und Stall leerte und mit Uebermuth auf den verarmten Landmann herabsah, während er doch weder die Felder vor den herumstreifenden feindlichen Kriegsschaaren zu schützen, noch das Reich gegen die Engländer zu vertheidigen vermochte, dessen Haltung bei Poitiers die ritterliche und kriegerische Tugend, auf die er bisher gepocht, tief in Schatten gestellt, griff nunmehr das Landvolk, der so verächtlich behandelte „Jacques Bonhomme" zur Selbsthülfe und versuchte es, durch eigene Kraft sich von dem unerträglichen Joche des übermüthigen, von dem Berufe eines „Wehrstandes" so tief herabgesunkenen Herrenstandes zu befreien. Die Auftritte in Paris führten dem Brennstoff die zündende Fackel zu. Da und dort erhoben sich die Bauern mit Messern, Knitteln und ländlichen Waffen gegen den Landadel. Sie bezeichneten ihre Spur mit wilden Gräueln, wie sie stets eintreten, wenn eine lange unterdrückte rohe Volksmasse den Arm zur Rache und Vergeltung erhebt und mit ungestümer Naturgewalt über die Dränger und Peiniger hereinbricht. Die Schlösser wurden zerstört, gefangene Ritter unter Martern getödtet, ihre Frauen und Kinder mißhandelt und gemordet. Die Zahl der Empörer wuchs mit jedem Tag; in Isle de France durchstreiften bei hunderttausend das Land; die Bürger von Meaux und andern Städten schlossen sich der „Jacquerie" an. Es war ein Bauernkrieg in seiner ganzen Schrecklichkeit. Niedergebrannte Schlösser, verstümmelte Leichen bezeichneten die Spuren der entfesselten Leidenschaften. Endlich ermannte sich der in Leben und Gut bedrohte Adel und vereinigte sich zum gemeinsamen Widerstand. Aus Flandern, Brabant, Hennegau und andern Landschaften kamen Bewaffnete zu Roß und zu Fuß herbei und griffen die ungeordneten Schaaren an, die ohne kriegskundige Führung und ohne Plan in zerstreuten Haufen raubend und zerstörend einherzogen. Den schwergerüsteten waffengeübten Ritterheeren vermochten die schlechtbewehrten Bauern nicht zu widerstehen. Sie ergossen sich in verwirrter Flucht über das Land und wurden zu Tausenden niedergemacht. Brennende Dörfer und zertretene leichenbedeckte Felder bezeichneten den Sieg des Adels.

Revolution in Paris. Marcel's Ausgang 1358. Nun sollte das Strafgericht auch über die aufrührerische Hauptstadt verhängt werden. Der Dauphin hatte sich, wie erwähnt, nach jener Scene des Schreckens in seinen Palast nach Compiegne geflüchtet, wo er die Stände der Provinz um sich versammelte. Die gemeinsame Gefahr knüpfte den gelockerten Bund zwischen dem Königshaus und dem Adel wieder fester. Mit vereinten Kräften beschloß man die empörte Hauptstadt zu züchtigen. Ein ritterliches Kriegsheer lagerte sich an der Seine und Marne und hemmte jede Zufuhr. Da rief der Prevot, der sich seit der Ermordung der Marschälle durch eine unübersteigliche Kluft von den Valois getrennt sah und nicht auf Versöhnung und

Gnade rechnen konnte, den König von Navarra aus der Normandie herbei und bewirkte, daß er auf dem Rathhause zum Befehlshaber (Capitain) gewählt und ihm die Vertheidigung der Stadt übertragen wurde. Es schien der erste Schritt zu seiner Erhebung auf den Thron von Frankreich zu sein. Er schwur den Bürgern zu, sie gut und gesetzlich zu regieren, sie gegen Jedermann zu beschützen und mit ihnen zu leben und zu sterben. Aber der Bund war nicht aufrichtig. Der kluge König verlor bald das Vertrauen auf einen guten Ausgang, als er merkte, daß unter der Pariser Bevölkerung gar Manche waren, welche vor dem gewagten Schritt zurückbebten und daß die übrigen Communen dem Aufruf der Hauptstadt nicht Folge leisteten. Er suchte sich daher den Rückweg zu einer Versöhnung mit dem Regenten offen zu halten und trieb ein zweideutiges Spiel. Die Pariser schöpften bald Verdacht gegen den Fürsten, der sich jetzt als Volksmann geberdete, während er kurz zuvor gegen die Jacquerie zu Feld gezogen war und den Hauptführer, den „Jacqueskönig" Wilhelm Callet, hatte enthaupten lassen, der sich zu einer und derselben Zeit als Oberhaupt der aufständischen Stadt geberdete und durch seine Gemahlin mit dem Dauphin und der Adelspartei unterhandeln ließ. Die Commune entzog ihm daher wieder den Oberbefehl über ihre bewaffnete Macht, und da seine navarresischen und englischen Söldner hie und da Raub und Gewaltthat begingen, so traten bald scharfe Reibungen zwischen ihnen und der Bürgerwehr ein. Die Stimmung der Pariser Bevölkerung wurde immer feindseliger und gereizter, und da der Prevot auf des Königs Seite stand, so sank auch er immer mehr in der Volksgunst. Sein Versuch, den Navarresen die Stadtthore in die Hände zu spielen, wurde vereitelt, einige Hauptleute entfalteten die Fahne der Valois; es entstand ein nächtliches Handgemenge, in welchem der Prevot Marcel von seinem früheren Genossen Jean Maillart mit einer Streitaxt erschlagen ward, der erste 31. Juli.
Tribun der Pariser Volksgemeinde, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Um das Volk wider seinen Willen auf der Bahn der Freiheit fortzureißen, hatte er sich an den Triumphwagen eines ehrsüchtigen, ränkevollen Feudalherrn gebunden, eine unhaltbare Stellung voll innerer Widersprüche, die ihm den Untergang bringen mußte. Neben ihm sanken seine treuesten Anhänger und Gefährten unter den Streichen der Mörder. Die Freunde des „Verräthers" wurden aufgesucht und theils getödtet, theils gefangen gehalten; viele Leichen trieben unbeerdigt die Seine hinab; selbst der Bischof von Laon stand in Lebensgefahr; er entfloh unter dem Schutze des Königs von Navarra, und erhielt von demselben später das Bisthum Calahorra. Rasch verschwanden nun die blaurothen Mützen und die Wogen verliefen sich. Nach der Schreckensnacht schickten Maillart und seine Genossen Boten an den Dauphin, und luden ihn zur Rückkehr in seine getreue Stadt Paris ein. Schon am 3. August hielt Karl an der Spitze seiner Ritterschaft neben Maillart seinen feierlichen Einzug unter dem Jubelruf des wankelmüthigen Volkes und schlug dann durch schwere Straf-

gerichte und die Macht des Schreckens die populare Bewegung nieder. Noch lange wüthete das Richtbeil unter den Straßenhelden; mit den eingezogenen Gütern füllte der Regent seinen leeren Schatz.

Kriegsnoth. Friede von Bretigny. 1359. 1360. Nun fürchtete der König von Navarra, die Reaction möchte ihre Angriffe auch gegen seine Person richten. Er setzte daher mit seinen Söldnerbanden den Kampf fort, schnitt, gestützt auf einige feste Orte am linken Ufer der Seine, der Hauptstadt die Zufuhr ab und verwüstete das flache Land weit und breit. Zu gleicher Zeit durchstreiften die englischen Kriegsschaaren die westlichen Landschaften und füllten Alles mit Raub, Mord und Verwüstung. Elend und Verzweiflung herrschte allenthalben; der französische Staat schien seiner Auflösung
Anfang 1359. entgegen zu gehen. Und gerade jetzt lief der Waffenstillstand mit England ab, und Eduard III., ergrimmt daß der Dauphin und die Ständeversammlung
Mai 1359. die harten Friedensbedingungen verwarfen, zu denen sich der gefangene König Johann in dem Vertrag von London hatte bewegen lassen, traf Anstalten, von Flandern und Guienne aus aufs Neue seine Heere in das Herz von Frankreich
12. Aug. einrücken zu lassen. Da erließ der Regent eine Amnestie und schloß mit seinem
21. Aug. bösen Schwager, dem Verbündeten Englands, einen Vertrag, worin er ihm alles früher Besessene zurückgab, und eine beträchtliche Geldsumme und Leibrente zu zahlen versprach. So hoffte er doch wenigstens von dem innern Feinde befreit zu bleiben und seine ungetheilten Kräfte gegen den englischen König richten zu können, der, nachdem er im Oktober mit großer Heeresmacht in Calais
28. Okt. gelandet war, seine Truppen in verschiedenen Abtheilungen über Artois und Picardie streifen ließ, die Krönungsstadt Rheims in der Champagne bedrängte,
März 1360. den Herzog Philipp von Burgund zur Zahlung einer hohen Geldsumme nöthigte und um Ostern bis in die Nähe der Hauptstadt vordrang. Mit Schrecken hörten die Pariser die Töne der englischen Zinken und Trompeten und sahen die Feuersäulen der angezündeten Ortschaften, der Klöster und Kirchen, den Himmel röthen. Mangel an Lebensmitteln in dem verwüsteten Lande, wo schon drei Jahre die Felder nicht bestellt werden konnten, und Disteln und Dornen die Erde bedeckten, zwang jedoch den König bald, seinen Abzug nach der Loire zu richten, wo andere englische Truppen ihr wildes Kriegshandwerk trieben. Nun hatte die Noth in Frankreich den höchsten Grad erreicht; Alles war auf Selbsthülfe gewiesen. Der Bauer griff zur Wehre, um seine Hütte, um sich und die Seinen zu vertheidigen. Noch lange erzählte sich das Volk von den Heldenthaten des riesenstarken Grand-Ferré aus dem Dorfe St. Corneille bei Compiegne, welcher mit seiner schweren Axt über vierzig Engländer erschlagen haben sollte. Da aber auch England durch die französischen Kaperschiffe großen Scha-
8. Mai 1360. den litt, so gelang es endlich den päpstlichen Legaten, in **Bretigny**, unweit Chartres, einen Frieden zu Stande zu bringen. Wie hart auch die Bedingungen für Frankreich waren, daß nicht nur Calais und Guines, Gascogne und Guienne, sondern auch die mittleren Landschaften Poitou, Saintonge, Limousin,

Rouergue u. a. auf ewige Zeiten als Eigenthum an England abtreten und aus dem Lehnsverband ausscheiden und für die Freilassung des Königs Johann drei Millionen Goldstücke gegen namhafte Bürgschaften entrichten mußte; der Regent und die Stände gaben ihre Zustimmung, da das tief zerrüttete und erschöpfte Reich zu seiner Erholung eines Friedenszustandes nicht länger entbehren konnte. Für solche Vortheile verzichtete König Eduard III. auf die Krone von Frankreich und auf die Normandie und die alten Besitzungen der Plantagenets an der Loire. Auch Karl von Navarra und sein Bruder Philipp wurden in den Frieden aufgenommen, und in alle ihre Güter und Rechte wieder eingesetzt.

So war denn die Errungenschaft Jahrhunderte langer Anstrengungen, die Frucht der Politik der Capetinger zerronnen; Frankreich war um ein Drittheil seines Gebiets kleiner geworden und in solche Geldnoth gerathen, daß die 600,000 Goldstücke, die sogleich von der Loskaufsumme entrichtet werden mußten, nur dadurch beschafft werden konnten, daß König Johann dem Galeazzo Visconti von Mailand für die Zahlung der Summe eine seiner Töchter in die Ehe und die Grafschaft Vertus in der Champagne zu Lehn gab. Und welche Opfer mußten noch ferner dem verarmten Lande aufgebürdet werden, um die weiteren Verpflichtungen zu lösen! Die Verkaufssteuer, die Salzauflage und andere Abgaben wurden in großer Ausdehnung eingeführt; den Juden ertheilte man die Erlaubniß zur Rückkehr in das Reich gegen Kopfsteuer und Jahreszins. Was half es, wenn der König bei seiner Ankunft durch ein Manifest die Versicherung gab, die früheren Mißbräuche und Erpressungen nicht mehr eintreten zu lassen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, gute Münzen zu prägen und die den Handel und Verkehr hemmenden Zölle zu beseitigen; die Nothstände hatten eine Höhe erreicht, daß das Volk muthlos und hoffnungsleer in die Zukunft blickte. War doch die Kraft und Autorität der Regierung so gelähmt, daß große Söldnerbanden, in Genossenschaften oder „Compagnien" vereinigt, zuerst Champagne und Burgund, dann alles Land bis an die Rhone und die Alpen durchzogen, die Einwohner brandschatzten, Städte und Dörfer plünderten, und, nachdem sie in der Nähe von Lyon das zu ihrer Bekämpfung anrückende königliche Ritterheer überwunden und dem Feldhauptmann Jacob von Bourbon, Graf von La Marche, die Todeswunde geschlagen, abermals den heil. Vater in Avignon so schreckten, daß er durch Geldsummen und Segenspendungen sich von der Plünderung loskaufte! Und als ob die Frevel und Gräuelthaten der Menschen zum Verderben nicht genügten, fuhr auch der Würgengel der Pest noch einmal über die Erde hin und forderte aufs Neue seine Opfer. Man verzweifelte an der Barmherzigkeit des Himmels, der Gedanke eines Kreuzzuges zur Sühnung des göttlichen Zornes faßte Wurzel in den Gemüthern der Menschen; selbst der König ging in Avignon mit dem Papste und dem Fürsten von Cypern, Peter von Lusignan, darüber zu Rathe und verpflichtete

Die Lage Frankreichs 1360—64.

December 1360.

6. Apr. 1362.

Ostern 1363.

sich mit mehreren Herren und Rittern, durch Annahme des Kreuzes, im Jahre 1365 das abenteuerliche Unternehmen auszuführen. Nichts bezeichnet mehr die politische Unfähigkeit und die ritterliche Grillenhaftigkeit des französischen Monarchen, als ein solches Gelübde in einem Augenblick, wo die Raubschaaren der „großen Compagnie" noch immer Auvergne und Languedoc durchstreiften und selbst die Hauptstadt vor ihnen zitterte.

Johann's Ausgang und Charakter. Glücklicher Weise zerrann der thörichte Plan vor dem festgesetzten Termin durch den Tod des Königs. Er hatte sich zu Anfang des Jahres 1364 nach London eingeschifft, theils um mit Eduard wegen des beabsichtigten Kreuzzuges sich zu besprechen, theils um die ritterliche Ehre seines jüngeren Sohnes, des Herzogs von Anjou, welcher zur Beitreibung der Loskaufsumme von dem englischen König nach Calais entlassen, diese Vergünstigung zur Flucht mißbraucht hatte, von dem Makel des Wortbruchs zu reinigen, vielleicht auch durch die Bande der Galanterie und der Minne angezogen. Er wurde als königlicher
1364. Gast mit Freuden und Festlichkeiten empfangen, starb aber schon am 8. April. Seine Leiche wurde nach Frankreich geführt und in der Kathedrale von St. Denis beigesetzt. Seit den letzten Karolingern hatte Frankreich keine schlimmern Tage erlebt, als unter König Johann. Mit seinen Ideen in einer untergegangenen Ritterwelt weilend, hatte er kein Verständniß für die Aufgabe seiner Zeit. Wenn er trotzdem bei der französischen Nation nicht unbeliebt war, so verdankte er dies seinem geraden gutmüthigen Charakter, der ihm sogar den Namen „der Gute" verschaffte, und seiner echt französischen Natur. Und wie
Burgund an Philipp von Valois verliehen. 1363. wenn das Schicksal den Königsnamen Johann zum Ausdruck alles nationalen Unglücks ausersehen hätte, sollte auch der einzige Gewinn, welcher dem französischen Königshause unerwartet zufiel, und für die schweren Opfer von Bretigny einigen Ersatz gewährte — der Heimfall des Herzogthums **Burgund**, in künftigen Tagen der Krone zum Unheil gereichen. Als nämlich mit dem kinderlosen Ableben des jugendlichen Herzogs Philipp von Burgund im November 1361 die capetingische Linie, welche über drei Jahrhunderte das Land beherrscht hatte, erlosch, vereinigte der König das Herzogthum mit der französischen Krone, ohne sich durch die Einsprache Karls von Navarra irre machen zu lassen. Aber anstatt dasselbe mit seinen Erbstaaten unmittelbar zu verbinden, belehnte er damit seinen Sohn Philipp, der bei Poitiers an seiner Seite gefochten hatte,
6. Sept. 1363. und ernannte ihn zugleich zum ersten Pair von Frankreich, eine politische Schöpfung, die schlimme Früchte tragen sollte. Es ist begreiflich, daß nach solchen Vorgängen kein französischer König mehr den Namen Johann führen mochte!

4. Nationaler Aufschwung unter Karl V. dem „Weisen."

Karl V. 1364—1380. Karl V., den die Zeitgenossen „den Weisen" nannten, hatte als Dauphin eine harte Lebensschule durchgemacht und daraus gute Lehren gezogen. Ein Fürst von schwächlichem Körper und zarter Gesundheit, wie die Welt glaubte,

in Folge eines Vergiftungsversuches des bösen Schwagers von Navarra, war Karl V. nicht geeignet, an der Spitze der waffenfrohen Ritterschaft ins Feld zu ziehen und das Schlachtschwert zu führen. Dagegen besaß er einen nachdenkenden, sinnreichen Geist, der ihn befähigte, die ruhigeren Jahre seiner selbständigen Regierung zur Heilung der tiefen Wunden anzuwenden, welche der lange Krieg und die innere Zerrüttung seinem Reiche geschlagen. Das Schicksal fügte es, daß er die Arbeit der Waffen auf die Schultern eines eben so tapfern als treuen Ritters aus der Bretagne, Bertrand du Guesclin, legen konnte, eines Mannes, der von einem geringen Adelsgeschlecht entsprungen, und von den mächtigeren Standesgenossen zurückgesetzt, dem König sein ganzes Glück zu verdanken hatte und ihm mit unwandelbarer Hingebung zugethan blieb. Bertrand war der Arm, der die Pläne zur Ausführung brachte, die Karl im Innern seines Palastes mit seinem politischen Verstand und gedankenreichen Geiste entwarf. Beide, der Herr wie der Diener, waren dem anmaßenden, turbulenten Ritteradel, der das Waffenfeld wie einen Turnierplatz ansah, um in ostensiver Weise seine persönliche Tapferkeit und Stärke zu zeigen, der es liebte, unbekümmert um den Schlachtplan in erster Reihe mit dem ebenbürtigen Feind einen ritterlichen Zweikampf auszufechten und auf schmuckem Streitroß in glänzender Rüstung sich umherzutummeln, wenig gewogen: der Krieg hatte eine andere Gestalt gewonnen; für ritterliche Bravourstücke war die Zeit nicht mehr angethan. Nicht die Feudalherren, die mit ihren Fähnlein von Kriegsknechten dem Aufgebot des Lehnsherrn folgend ins Feld rückten und ihre Waffenhülfe wie einen freiwilligen Dienst ansahen, gaben im Treffen den Ausschlag, sondern die Miethtruppen, die handfesten Lohnsoldaten, die aus allen Ländern und Nationen auf dem Kriegsschauplatz zusammenströmend dem Oberbefehl eines resoluten, strategisch gebildeten Feldhauptmanns unterstellt waren und dem Commando in militärischer Subordination nachkamen. Freilich waren diese Söldnerschaaren, die den Krieg als Gewerbe und Beruf ergriffen, die nicht um vaterländische Interessen, nicht um höhere Güter das Leben einsetzten, sondern aus Lust zum Abenteuern und Vagiren den wechselvollen Waffendienst wählten, denen die Soldatenehre als das höchste und einzige Sittengebot galt, und Gewinn und Beute als der gerechte Lohn ihrer Mühen und Gefahren, eine schwere Geißel für die feindlichen wie für die befreundeten Länder. Wir wissen, welche Schläge die verwilderten „Compagnien“ dem geschwächten französischen Reiche zufügten; oft war der Friede oder Waffenstillstand für die Städte und das flache Land unheilvoller als der offene Kampf, weil die aus dem Dienst entlassenen heimath- und herrenlosen Miethlinge selten zurückkehrten, sondern in Banden geeinigt unter verwegenen kriegskundigen Feldhauptleuten den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und die durch Raub und Plünderung, durch Brandschatzung und Contributionen zusammengebrachte Beute unter sich theilten. Da auch während des zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Friedens die Parteikämpfe

Bertrand du Guesclin.

Der Söldnerkrieg.

in der Bretagne, in der Normandie, an der Garonne noch fortdauerten, viele französische Vasallen der abgetretenen Provinzen sich weigerten, ihr Lehnsverhältniß mit Frankreich zu lösen und dem englischen König zu huldigen; so fanden die streifenden Söldnerbanden, wenn sie ins Gedränge kamen, immer wieder Gelegenheit, ihre Dienste zu verwerthen. So dauerte der Kriegszustand auch in Friedenszeiten fort.

16. Mai 1364. Das Krönungsfest Karls V. zu Rheims wurde durch die Nachricht verherrlicht, daß Bertrand du Guesclin in Verbindung mit dem französischen Marschall Boucicault über das Navarresische Kriegsvolk Karls des Bösen bei Cocherel, unweit Evreux, einen Sieg erfochten.

Vertrag mit Karl v. Navarra 1365. Ergrimmt, daß König Johann das Herzogthum Burgund, auf das er selbst als nächster Verwandter Ansprüche erhoben, seinem „schlachtmuthigsten" Sohn Philipp übertragen, hatte der König von Navarra abermals in der Normandie die Kriegsfahne erhoben. Der Sieg bei Cocherel, der den navarresischen Feldherrn, Captal von Buch, in französische Gefangenschaft führte und den Ruhm des Ritters aus der Bretagne über ganz Frankreich trug, vereitelte alle Hoffnungen Karls des Bösen; und da der französische König sich nach einem dauernden Frieden sehnte, um seine Sorge den inneren Anliegen zu widmen und daher dem unruhigen Schwager eine goldene Brücke
6. März 1365. zum Rückzug öffnete, so kam eine Uebereinkunft zu Stande, in welcher Karl seine normannischen Besitzungen gegen die Herrschaft Montpellier mit der Pairie austauschte und über alle andern Streitpunkte eine Ausgleichung einging. Die abgetretene Grafschaft Longueville verlieh der König seinem siegreichen Feldherrn du Guesclin. Nun hörte der Spott der vornehmen Herrn über den bretagnischen Ritter von häßlichen Gesichtszügen, rauhem Wesen und ungebildetem Geiste auf. Schon bei dieser Gelegenheit war es zu Tage getreten, daß strategische Kunst mehr gelte, als persönliche Tapferkeit, planmäßige Anordnung und Kriegslist mehr Einfluß auf den Ausgang einer Schlacht habe, als der starke Arm des ritterlichen Streiters.

Die Vorgänge in der Bretagne 1365. Bald darauf erreichte auch der lange Parteikampf in der Bretagne sein Ende. Als in der blutigen Schlacht bei Auray das englische Söldnerheer, das der tapfere Johann Chandos aus Guienne den Montforts zugeführt, die gegnerische Partei sammt dem französischen Hülfsheer überwunden und dem Grafen Karl von Blois, der noch wie in alter Zeit die Tapferkeit eines Ritters mit der Frömmigkeit und Ascetik eines Mönchs verband, den Tod, dem Feldherrn du Guesclin Kriegsgefangenschaft gebracht, kam ein Vertrag zu Stande, wonach Johann von Montfort als Herzog von Bretagne
11. Apr. 1365. anerkannt, die verwittwete Gräfin Johanna mit der Grafschaft Penthièvre und einer Leibrente abgefunden ward. Der Herzog leistete in Paris die Huldigung, doch fühlte er sich stets mehr zu England hingezogen, besonders zu dem Prinzen von Wales, den Eduard III. zum Fürsten von Guienne und Gascogne eingesetzt und dessen Stieftochter Montfort in die Ehe genommen.

Entfernung der Söldnerbanden 1366. Aber was halfen alle Friedensschlüsse, wenn nicht zugleich die Söldnerbanden aus dem Lande geschafft wurden? Schon lange hatten sie sich gewöhnt, Frankreich als ihre Kornkammer anzusehen; es war daher keine leichte Aufgabe, sie zum Abzug zu bewegen. Der Versuch, ihnen einen Weg durch Deutschland gegen die Türken zu bahnen, scheiterte. Als Kaiser Karl IV. der wilden Schaaren, die 40,000 Mann stark unter dem „baskischen Erzpriester", Arnold von

Cervola, plündernd den Elsaß durchzogen, ansichtig wurde, befahl er den rheinischen Fürsten, sie zurückzuschlagen. Da boten die Verwirrungen in Castilien, die wir später beleuchten werden, dem König eine Gelegenheit, im Einvernehmen mit dem Papst die zuchtlosen Gäste mit anderem französischen Kriegsvolk unter Du Guesclin über die Pyrenäen zu schicken, wo Engländer und Franzosen 1366. bald wieder einander feindlich gegenübertraten, jene als Bundesgenossen Peters von Castilien, diese als Beschützer seines feindlichen Bruders Heinrich von Trastamara.

Karls Politik.

Die Erinnerungen an die Vorgänge zur Zeit seiner Regentschaft machten den französischen König gegen das ständische Wesen so abgeneigt, daß er sich lange nicht zur Einberufung eines Reichstags entschließen mochte. Er kannte die Mißstände, welche die Quelle der Unzufriedenheit und Klagen in früheren Jahren gewesen waren und suchte dieselben aus eigenem Antrieb zu beseitigen, um nicht eine ständische Einmischung in die Reichsangelegenheiten hervorzurufen. Sparsame Hofhaltung und geordnete Staatswirthschaft machten es ihm möglich, mit den laufenden Einkünften auszureichen; und indem er eine gute, unwandelbare Münze herstellte, die Lasten für den königlichen Haushalt minderte, den Erpressungen der Amtleute wehrte und alle Richter und Beamte zur strengen Pflichterfüllung anhielt, verstummten die Klagen und der aufstrebende Freiheitssinn der Communen wurde gedämpft. Klug und gemäßigt in seinem ganzen Thun, verstand es König Karl, die entgegengesetzten Parteien, den Adel wie die Bürgerschaften, an sich zu fesseln und die widerstrebenden Richtungen auszugleichen oder doch niederzuhalten. Beide hatten aus den bitteren Erfahrungen der Vergangenheit die Ueberzeugung geschöpft, daß nur das einträchtige Zusammengehen von Königthum und Nation zum Heile führe, daß jede Ueberhebung des einen Factors, jedes Hervortreten mit einseitigen, ungerechtfertigten, in der Vergangenheit, in der nationalen Gesammtentwickelung nicht begründeten Ansprüchen, dem Ganzen zum Schaden gereiche. Man näherte sich daher dem König mit Vertrauen und sammelte neue Kräfte, um aus dem großen Schiffbruch des Reichs noch einige werthvolle Güter zu retten.

Erneuerung des Kriegs 1368. 69.

Diese Politik sollte bald gute Früchte tragen. Der Friede von Bretigny war noch immer nicht in seinem ganzen Umfang zum Vollzug gekommen, und von beiden Seiten waren Klagen über mangelhafte Ausführung der Bestimmungen laut geworden. Nun geschah es, daß der Prinz von Wales, der aus Spanien mit leeren Taschen zurückgekehrt war und in Folge einer verschwenderischen Hofhaltung sich fortwährend in Geldverlegenheit befand, den in Niort versammelten Ständen seines aquitanischen Fürstenthums eine Steuer für jede Feuerstelle, Fouage genannt, anmuthete. Die Barone und städtischen Abgeordneten von Poitou, Limousin, Saintonge, Rouergue und Larochelle genehmigten die Forderung; dagegen erklärten die Grafen von Armagnac, Cominges und Perigord, der Herr von Albret und die Edelleute und Gemeinen der Gas-

cogne, angestiftet von dem Herzog von Anjou, den sein königlicher Bruder zum Statthalter der Languedoc eingesetzt, daß diese Auflage unter französischer Herrschaft nie erhoben worden wäre und daß bei der Huldigung der neue Gebieter ihnen die alten Rechte und Freiheiten zugesichert hätte. Gegen den Rath des edlen Chandos bestand jedoch Eduard auf der Forderung. Da wandten sich die Herren und Stände nach Paris und legten ihre Beschwerden dem König, als ihrem legitimen Oberlehnsherrn zur Entscheidung vor. Nun war aber im Frieden von Bretigny der Lehnsverband zwischen der Krone Frankreich und diesen Ländern gelöst worden. Das Eingehen auf diese Bitte kam somit einem Friedensbruch gleich und mußte nothwendig die Erneuerung des Krieges mit England zur Folge haben. Der weise Karl zögerte daher mit seinem Ausspruch; er hielt die Herren und Gesandten fast ein ganzes Jahr mit Versprechungen und Geschenken hin, bis er alle Verhältnisse genau geprüft hatte. Erst als Heinrich von Trastamare, Frankreichs Verbündeter, mit Hülfe Du Guesclin's bei Montiel gesiegt und durch die Ermordung seines grausamen Bruders den Thron
1369. von Castilien bestiegen und Karl durch Kundschafter die Gewißheit erlangt hatte, daß in den abgetretenen Provinzen des Südwestens die französischen Sympathien unter der Fremdherrschaft gewachsen seien; daß der Uebermuth der englischen Edelleute, Offiziere und Beamten in den Eingebornen einen scharfen Nationalhaß geweckt, daß die über die Pyrenäen zurückgekehrten Söldnerschaaren, die der verschuldete und von allen Geldmitteln entblößte Fürst weder in Ordnung halten noch ablöhnen konnte, durch ihre Zuchtlosigkeit das ganze Land empört und die lebhafteste Sehnsucht nach Erlösung hervorgerufen hatten; da wagte Karl noch einmal die Entscheidung der Waffen zu suchen. Die Einleitung dazu bildete die Vorladung des Prinzen von Wales vor den Pairshof zu Paris, um sich über die wider ihn erhobenen Klagen zu verantworten. „Er werde kommen," gab der stolze Kriegsheld zur Antwort, „aber mit 60,000 Mann und den Helm auf dem Haupt." Damit war die Losung zum Krieg gegeben, der auch sofort in der Picardie, an der Garonne und auf dem Canal eröffnet ward. Nun berief Karl auf den 9. Mai eine Ständeversammlung nach Paris. Er wollte sich vor Allem der Zustimmung seines Volkes versichern. Seit vielen Jahren hatte man keinen so stattlichen Reichstag gesehen. Neben dem Adel und der hohen Geistlichkeit war eine große Zahl städtischer Abgeordneten erschienen. Einmüthig billigte die Versammlung die Erneuerung des Kriegs zur Geltendmachung der Hoheitsrechte der Krone, die in einem französischen Lande nie erlöschen könnten, und bewilligte die nöthigen Steuern. Es war das Widerspiel des englischen Parlaments in den ersten Regierungsjahren des dritten Eduard, es war ein Erwachen des nationalen Bewußtseins aus langer Trübung.

Reichstag in Paris 1369.

Die Lage auf beiden Seiten.

So stand man denn wieder auf dem Punkte, wie vor dreißig Jahren. Aber wie sehr hatte sich die Lage der Dinge geändert! Als Eduard III. zum

zweitenmal Wappen und Titel eines Königs von Frankreich sich beilegte, war er alt und mehr für ein bequemes genußsüchtiges Leben als für beschwerliche Kriegszüge geneigt, siechte sein hochherziger Sohn, der schwarze Prinz, an einer unheilbaren Krankheit dahin, so daß er nicht mehr das Streitroß besteigen konnte, sondern sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war im englischen Parlamente das Kriegsfeuer verraucht. Um so zuversichtlicher trat der französische König in den Kampf. Die Bevölkerung der südwestlichen Landschaften brannte vor Verlangen sich wieder mit dem Gesammtkörper der Nation zu vereinigen und erhob, als Karl V. sie ihres Treueides gegen England entband, die Fahne der Empörung zur Befreiung von der Fremdherrschaft; im Canal und vor der Mündung der Garonne kreuzte eine französisch-castilische Flotte, der die englische nicht gewachsen war; und um dieselbe Zeit fügte es sich, daß die vielumworbene Erbtochter des Grafen Ludwig von Flandern dem Bruder des französischen Königs Philipp von Burgundien die Hand zur zweiten Ver- 19. Juni 1369.
mählung reichte und somit den Nachfolger ihres ersten Gatten auf dem Herzogstuhl auch zu dessen Nachfolger im Ehebett machte, eine Verbindung von der höchsten Wichtigkeit für die künftige Größe des Hauses Valois.

Unter diesen Verhältnissen nahm der Krieg bald eine andere Wendung Gang des Krieges.
als die früheren Feldzüge. Sobald die französischen Heere unter dem kriegs- Limoges 1370.
erfahrenen Du Guesclin, den Prinz Eduard kurz zuvor gegen ein geringes Lösegeld aus der Gefangenschaft entlassen hatte, und unter den königlichen Brüdern Anjou und Berry über die Loire setzten und in Limousin und Angoumois einrückten, fanden sie freudige Aufnahme. Umsonst suchte der tapfere ritterliche Chandos ihren Marsch zu hemmen; er verlor sein Leben auf dem Schlachtfelde. Die Städte öffneten den Heranrückenden die Thore, überall griffen die Einwohner zu den Waffen; von den Pyrenäen bis nach Poitou und Larochelle herrschte Abfall und Aufruhr. Um die Söldnerführer zum Kriegsmuth anzufeuern, verhieß ihnen Eduard die Städte und Burgen, die sie erobern würden, eine Maßregel, welche die Einwohner zum verzweifelten Widerstand antrieb. Als der schwarze Prinz in Angouleme die Nachricht erhielt, daß die Stadt Limoges von dem Bischof und dem Magistrat den Franzosen übergeben worden, schwur er bei der Seele seines Vaters sich an den Treulosen zu rächen. Und er hielt Wort. Nachdem er die Streitkräfte seines Bruders, des Herzogs von Lancaster, an sich gezogen, rückte er vor die Stadt und bedrängte sie so heftig, daß sie nach verzweifelter Gegenwehr in seine Hände gerieth. Darauf wurde ein großer Theil der Bewohner, an 3000 Männer, Weiber und Kinder, erschlagen, die Stadt selbst in einen Aschenhaufen verwandelt. „Gottes Gnade ihren Seelen," ruft der sonst so ruhige Froissart aus, „denn sie waren wahrlich Märtyrer!" Nur durch die Fürbitte des Papstes entging der Bischof dem Strange.

Abzug des schwarzen Prinzen. Frankreich im Vortheil 1371—75. Mit dieser unrühmlichen That trat der schwarze Prinz vom Schauplatz der Geschichte ab. Den Keim des Todes in der Brust und schwer getroffen durch den Hingang seines sechsjährigen ältesten Sohnes, den er in Angouleme begrub, schiffte er sich mit seiner Gemahlin in Bordeaux ein, um nie wieder den französischen Boden zu betreten. Nach seinem Abzug wurde die Lage der Dinge immer schlimmer, der Stern des Glücks war untergegangen. Die große Stadt Poitiers öffnete ihre Thore dem Connetable Du Guesclin. Die englische mit reichen Schätzen beladene Flotte wurde die Beute der Spanier, die mit
Juni 1372. einer großen Armade auf der Höhe von Larochelle lagen, der Oberbefehlshaber,
15. Aug. der junge Graf von Pembroke, gerieth in Gefangenschaft, Larochelle selbst unterwarf sich freiwillig der französischen Herrschaft und empfing von Karl V. einen Freibrief. Alles Land nordwärts der Gironde gehörte wieder den Franzosen; auf dem Meere herrschte die spanisch-französische Armada und bedrohte die englischen Küstenstädte und Handelsschiffe; das Parlament erging sich in bittern Klagen über die unzureichenden Vertheidigungsmittel des Königs, der im Alter die frühere Energie und Manneskraft eingebüßt. Im Sommer 1374 waren Calais, Bayonne, Bordeaux und einige Burgen an der Dordogne die einzigen Besitzungen der Engländer jenseits des Canals. Wie schnell war das Trugbild einer englischen Herrschaft über Frankreich zerronnen! Der Waffen-
27. Juni 1375. stillstand von Brügge, der im nächsten Jahre unter Vermittelung des Papstes auf Grund des Bestehenden zum Abschluß kam, gewährte nur dem Prinzen von Wales und im nächsten Jahr dem König selbst eine ruhige Frist zum Sterben; ein dauernder Friede wurde nicht erzielt. Der Valois wollte die günstige Situation, die ihm die Thronbesteigung eines minderjährigen Königs in England verschaffte, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Wie er in seiner ganzen Politik in die Bahnen der großen Capetinger eingelenkt hatte, so gedachte er auch im Geiste eines Philipp II. und Philipp IV. dem französischen Königthum wieder die frühere Macht und Autorität zurückzugeben und alle Landschaften und Volksstämme französischer Zunge zu einem nationalen Ganzen zu vereinigen. Zu dem Zweck setzte er den Krieg gegen England fort; aber belehrt durch die Erfahrungen von Crecy und Poitiers vermied er jede entscheidende Feldschlacht. Mehrmals zogen englische Truppen und Söldnerheere unter Johann von Lancaster und andern Führern von Calais und Bordeaux aus in das Innere von Frankreich; Karl V. begnügte sich, die Mauern und Festungswerke der Städte und Burgen zu bewachen und den Feind von allen Seiten beobachten zu lassen; und er erlebte immer den Triumph, daß die Engländer nach kurzen Streifzügen in geschwächtem Zustande wieder umkehrten.

Die Vorgänge in Bretagne. Du Guesclins u. Karls Ausgang. 1378—80. Doch ging des Königs Hoffnung, den Engländern alle Besitzungen in Frankreich zu entreißen, nicht ganz in Erfüllung; nicht nur, daß Calais und Bordeaux fortwährend in ihren Händen blieben; auch in Bretagne erreichte er nicht vollständig seinen Zweck. Als der Herzog Johann von Montfort der englischen ihm nahe

verwandten Königsfamilie in Treue ergeben blieb, und in die Stadt Brest englische Besatzungstruppen aufnahm; wurde er von Karl in einer Versammlung der Stände zum Reichsfeind erklärt und das Herzogthum Bretagne als heimgefallenes Lehn der französischen Krone zugesprochen. Aber der bretagnische Adel, stolz auf seine Abstammung und auf die bisherige Selbständigkeit des Landes, widersetzte sich der Vereinigung mit Frankreich. Barone und Ritter schlossen einen Bund zur Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheit und machten gemeinsame Sache mit Montfort und seinen englischen Beschützern. Umsonst führte der Herzog von Anjou ein Heer gegen die widerspenstige Halbinsel; er richtete wenig aus. Da erhielt Du Guesclin den Oberbefehl. Aber den alten Helden schmerzte es, gegen seine Landsleute und Jugendgenossen das Schwert zu führen; Loyalität und Heimathsgefühl kämpften in seinem Herzen. Dies benutzte La Rivière, einer der einflußreichsten Räthe des Königs, den Connetable wegen seiner Treue zu verdächtigen. Er brachte es dahin, daß Karl dem erprobten Feldherrn seine Gnade entzog. Erbittert und betrübt über das Mißtrauen seines Herrn, sandte Du Guesclin das Connetableschwert zurück und beschloß, den Rest seiner Tage in Spanien, dem früheren Schauplatz seiner Thaten zu verleben. Umsonst suchte der König, sein Unrecht erkennend, den treuen Diener zu besänftigen; mit dreihundert Gewappneten zog der Feldherr in die Languedoc. Aber die Pyrenäen sollte er nicht mehr überschreiten. Von den Einwohnern der Stadt Puy um Hülfe gegen eine herrenlose Söldnerbande angegangen, fand er den Tod bei der Belagerung des Schlosses Randon. Karl war tief betrübt. Er ließ die Leiche des Helden in der Königsgruft zu St. Denis beisetzen, neben der Stelle, welche er für sich selbst bestimmt hatte. Der Kampf in der Bretagne nahm bald größere Dimensionen an, als der Graf von Buckingham, der jüngste Oheim des jungen Königs Richard II., mit Heeresmacht in Calais landete und nach Süden vordrang. Auch der alte Feind des französischen Königs, Karl der Böse von Navarra, welcher stets eine zweideutige Rolle gespielt hatte, wurde wieder in das englische Lager geführt, als zwei seiner Vertrauten, Du Tertre und Jacquet, die Träger und Unterhändler seiner ränkevollen Politik, welche man beschuldigte, daß sie im Auftrag ihres Herrn den König von Frankreich hätten vergiften wollen, ins Gefängniß geworfen und enthauptet wurden. Aber während Alles in banger Erwartung eines großen Krieges stand, erscholl die Kunde, daß König Karl V. im vierundvierzigsten Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden sei. Sein Hingang, der seinen zwölfjährigen Sohn gleichen Namens auf den französischen Thron führte, brachte eine bedeutende Aenderung in die Weltlage. An beiden Höfen entstanden durch das ehrsüchtige Treiben der nächsten Verwandten heftige Parteiungen, welche die Blicke vom Krieg ablenkten. Johann von Montfort söhnte sich mit dem Pariser Hofe aus und wurde unter der Bedingung, daß er dem neuen Könige huldige und den Lehnseid leistete, als Herzog von Bre-

18. Dez. 1378. — 13. Juli 1380. — 16. Sept. 1380.

tagne anerkannt. Karl der Böse zog sich in sein Königreich Navarra zurück, wo er, stets auf Verrath und Intriguen sinnend und noch einmal wegen eines Vergiftungsversuches gegen Glieder der königlichen Familie angeklagt, endlich am 1. Januar 1387 eines elenden schmerzvollen Todes durch Verbrennung seiner mit Branntwein getränkten Kleider starb. So erlosch der englisch-französische Erbfolgekrieg ohne Entscheidung der Streitfragen und ohne Friedensschluß. Ueber den inneren Stürmen, von denen beide Reiche in den achtziger und neunziger Jahren zerrissen wurden, vergaß man der alten Kämpfe um Herrschaft und Nationalität im westlichen Frankreich oder beschränkte sich auf kleinere Fehden und Kriegsdrohungen, die dann wieder durch verlängerte Waffenstillstände unterbrochen wurden. Doch behielt England Calais und die geringen Reste des aquitanischen Reiches als Operationsbasis für künftige Unternehmungen.

Karls V. Charakter u. Regierung. Vergleicht man die Verhältnisse, unter denen Karl V. die Regierung angetreten mit der Lage der Dinge bei seinem Tode, so darf man ihm wohl den Beinamen des Weisen, insofern darunter Klugheit, Umsicht und Ueberlegung verstanden wird, beilegen. Die Jahre seiner Herrschaft waren eine Ruhestätte zwischen zwei gewaltigen Sturmperioden, wo man die Trümmer der Schiffbrüche wieder sammelte. Es kam den Zeitgenossen, welche das Königthum noch vorzugsweise als ein Kriegsamt betrachteten, wie ein Wunder und Räthsel vor, daß ein König, der nie den Harnisch anzog oder das Streitroß bestieg, der im Innern seines Palastes eingeschlossen sich nur mit wissenschaftlichen Studien und Rechtsgelehrsamkeit, mit Astrologie und Architectur zu beschäftigen schien, den beiden Eduarden, den größten Kriegshelden der Zeit, denen unternehmende und erprobte Feldherren wie Chandos, Knowles u. A. zur Seite standen, die eroberten Landschaften, Städte und Burgen entreißen und sie Schritt um Schritt von dem Felde ihres Ruhmes verdrängen konnte. Viele seiner Erfolge verdankte er dem Glück, viele aber auch seiner geistigen Ueberlegenheit, seinem Scharfblick und seiner verständigen und gemäßigten Politik. Als er aus dem Leben schied, war Frankreich angesehen nach Außen und stark im Innern. In Flandern hatte das Haus Valois festen Fuß gefaßt und war bemüht, die französischen Sympathien zu wecken; mit Schottland waren die alten Bande wieder angeknüpft; in Castilien, wo England als Beschützer des Lasters aufgetreten war, hatte Karl einen Bundesgenossen gewonnen, der nicht nur den feindselig gesinnten zweideutigen König von Navarra im Schach halten, sondern auch gegen England gute Dienste leisten konnte; der mächtige und reiche Visconti von Mailand und der deutsche Kaiser Karl IV. standen mit dem französischen Königshaus in Verwandschaft und freundlichen Beziehungen, und der päpstliche Stuhl in Avignon suchte durch den engsten Anschluß an Frankreich eine Stütze gegen die wachsende Opposition in England. Es wurde früher erwähnt, daß Karl V. wieder in die Bahnen der Capetinger einlenkte. Wie diese betrieb

er die nationale Einigung, indem er die abgetrennten Glieder wieder mit dem Reichskörper zu verbinden suchte; wie diese wählte er seine Feldherren und Minister weniger aus dem hohen Fürstenstand, als aus den geringeren Adelsfamilien und den Legisten; und mit welchem Scharfblick er die rechten Leute zu finden und an die rechte Stelle zu setzen wußte, beweist Du Guesclin, beweist sein Kanzler Dormans, beweisen seine Räthe und Verwaltungsbeamten. Ein monarchischer Geist durchweht seine ganze Regierung; die Privatfehden der Barone werden auf Strengste untersagt; das Krongut wird durch Widerruf fast aller seit dem Tode Philipps IV. gemachten Schenkungen, durch den Ankauf der Grafschaft Auxerre, durch Einziehung der Grafschaften Angouleme und Saintonge, des Herzogthums und der Stadt Orleans vermehrt und consolidirt; und wenn er auch die Ständeversammlungen nur selten einberief, so hat er doch den Städten ihre Communalrechte bewahrt und durch Beseitigung vieler Mißbräuche den nationalen Wohlstand gehoben. So untersagte er die Wegnahme von Wagen, Lebensmitteln, Pferden und Futter für den König, das königliche Haus und die Beamten; so griff er nicht mehr zu dem verderblichen Mittel willkürlicher Münzveränderungen; so förderte er Gewerbthätigkeit und Handel durch Abschaffung eigenmächtig eingeführter Zölle, durch Sicherung des Verkehrs, durch Begünstigung fremder Niederlassungen in französischen Hafenorten. Wie in England Flandrer und Deutsche wichtige Handelsvortheile und Privilegien besaßen, so erlangten in Frankreich Kaufleute aus Spanien, Portugal, Italien Schutzbriefe und Rechte. Dabei wandte der König große Sorgfalt auf die Hauptstadt. Er legte den Grund zur Bastille, als Schutzwehr gegen feindliche Invasionen; er befestigte Paris und schmückte die Umgegend mit Schlössern und Landhäusern; er baute die „Neue Brücke" über die Seine und beförderte Architectur und andere Künste; er liebte den Umgang von Schriftgelehrten und munterte sie zu wissenschaftlichen Werken auf. In seinem Auftrage verfaßte Jean de Brie, „der gute Schäfer" das goldene Büchlein über die Wartung der Heerden und die Arbeiten des Feldes zur Belehrung und Erhebung des gedrückten Landvolks. Die großen Ausgaben für den Krieg zwangen ihn freilich zu Umlagen und Steuern aller Art und die Languedoc, die den Kriegsstürmen am meisten ausgesetzt war, litt unter der drückenden Hand des Herzogs von Anjou an solchen Belastungen, daß in Montpellier und anderen Orten die Verzweiflung zum Aufruhr führte; aber durch strenge Ueberwachung der Einnehmer und Finanzbeamten und durch sparsamen und geordneten Staatshaushalt hielt Karl wenigstens Betrug und Erpressung fern. Die größte Wohlthat aber erzeugte er dem Lande durch die Entfernung der räuberischen Söldnerbanden und durch strenge Handhabung militärischer Zucht und Ordnung bei dem Kriegsvolke. Ebenso war er für gute und prompte Rechtspflege bedacht und räumte dem Parlamente wieder die frühere Stellung und Bedeutung ein. Auch das von ihm erlassene Gesetz, daß der Thronfolger nach

zurückgelegtem vierzehnten Jahre für volljährig und regierungsberechtigt anzusehen sei, und die Bestimmungen über Regentschaft und Vormundschaft im Falle eines minderjährigen Kronerben, geben Zeugniß von dem monarchischen Geiste des dritten Valois. Und daß zu seiner Zeit der Schriftsteller Jean Froissart lebte, der für alle Ereignisse einen so offenen Sinn hatte, und die wichtigen Weltbegebenheiten mit so reizender Anmuth und Anschaulichkeit in großen Umrissen und dramatischer Lebendigkeit darzustellen wußte, kann gleichfalls als ein günstiges Geschick der Regierung Karls V. angesehen werden.

II. Innere Unruhen und Parteikämpfe unter Richard II. und Karl VI.

1. Johannes Wycliffe und die kirchliche Opposition in England.

Johann von Gent und die kirchl. Opposition. 1374—76.

England führte nicht nur Krieg gegen das französische Königshaus, sondern auch gegen das französisch gesinnte Papstthum in Avignon. Auf jener Zusammenkunft in Brügge, wo unter Vermittelung päpstlicher Legaten ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England zum Abschluß kam, war der Königssohn Johann von Gent, Herzog von Lancaster, in dessen Hände die Leitung der öffentlichen Geschäfte mehr und mehr überging, seitdem der Vater von Alterschwäche beschlichen ward und der Erstgeborene sich in Krankheit und Schwermuth verzehrte, von dem Oxforder Professor Johannes Wycliffe begleitet. Denn es sollten daselbst auch zugleich die Beschwerden und Klagen der englischen Nation über kirchliche Mißbräuche zur Sprache kommen. Herzog Johann, der mit den Besitzungen von Lancaster und Leicester auch die Traditionen und Ideen der Grafen Simon und Thomas geerbt zu haben schien, galt als Haupt der nationalen Partei, welche das fremde unwürdige Joch, das auf England lastete, zu zerbrechen und den inneren Verfassungsbau im freiheitlichen Sinne zu vollenden bedacht war. Ein Mann von bedeutenden Fähigkeiten, der gern mit gelehrten und geistreichen Männern umging und auf der Höhe seiner Zeit stand, wußte der Herzog seine eigenen ehrsüchtigen Bestrebungen klug mit der oppositionellen Strömung zu verbinden. In England, wo im Herzen des Volkes noch immer ein Rest kirchlicher Eigenartigkeit lebte, war mit dem Emporstreben des dritten Standes der Widerwille gegen die Uebermacht des Papstthums immer schärfer hervorgetreten. Wenn der erste und dritte Eduard der Begehrlichkeit der Curie durch Beschränkung des Peterspfennigs, durch Zurückhaltung des Lehnzinses, durch Bekämpfung der simonistischen Mißbräuche bei erledigten Pfründen sich entgegenstemmten, so konnten sie dabei auf die Zustimmung des gesammten Volkes, selbst der Geistlichkeit rechnen. Ein

Parlamentsbeschluß vom J. 1366, daß die Erhebung des Lehnstributs von 1000 Mark jährlich für alle Zukunft unterbleiben solle, da König Johann kein Recht gehabt habe, ohne Zustimmung der Stände seine Krone in Abhängigkeit zu geben und die damit verbundene Drohung, daß wenn der Papst durch Proceß oder auf irgend eine andere Weise Erfüllung seiner Forderung erzwingen wolle, sie sich alle, Herzöge, Grafen, Barone und Communen, mit gesammmter Kraft dagegen setzen würden, war der erste kräftige Ausdruck der Indignation über das schmachvolle Verhältniß zu Rom. Schon bei dieser Gelegenheit machte sich Johann Wycliffe, Professor im Merton-Collegium zu Oxford, ein in der Scholastik und in beiden Rechten bewanderter Kleriker, der zuerst in der Art des Abtes Joachim von Floris (VI. 861) mit tiefem sittlichen Ernst von den letzten Zeiten der Kirche geschrieben, dann die Sache der Universität gegen die Bettelmönche geführt hatte und im Geiste seines Lehrers Bradwardina die Gnadenlehre Augustins gegenüber der Allmacht und Werkheiligkeit der Kirche festhielt, durch eine Schrift zur Vertheidigung des Parlamentbeschlusses bemerkbar. Diesem Schritte folgten bald andere von ähnlichem Charakter.

Johann Wycliffe 1324–1384

Wir erinnern uns, wie sehr die Curie ihre oberlehnsherrlichen Rechte zu ihrem Vortheil auszubeuten verstanden. Schon damals betrachtete man in Rom das reiche England als das einträglichste Fruchtland. Alle jene Mißbräuche hatten seit der Verlegung des pontificalen Sitzes nach Avignon in wuchernder Steigerung zugenommen. Ein Schwarm von habgierigen Nepoten und Stellenjägern drängte sich an den päpstlichen Hof, um aus dem Füllhorn der Gnade einige Gaben zu erhaschen. Nicht nur die einträglichsten Bisthümer und Abteien wurden unter allerlei Rechtstiteln durch „Provision" von der Curie besetzt, wobei man noch hie und da dem König oder den Wahlcorporationen einen Schein von Mitwirkung ließ, selbst gewöhnliche Pfarrstellen kamen an begünstigte „Incumbenten." So geschah es, „daß Fremdlinge und feile Creaturen in die Kirche eindrangen, viele Aemter und Pfründen in sich vereinten, und die Einkünfte derselben, oft ohne ihre Gemeinden je gesehen zu haben, am päpstlichen Hofe verschwelgten." Häufig theilte die Curie die Beute; alle Laster der Simonie, gegen welche das Pontificat früher so gewaltig geeifert hatte, wurden ohne Scheu in Avignon geübt. Nicht nur, daß man sich die Bestätigung (Confirmation) aller zu den höheren Kirchenämtern gewählten Prälaten vorbehielt und dafür eine dem Jahreseinkommen gleiche Summe (Annaten, first-fruits) in Anspruch nahm; man erhob die Einkünfte vacanter Pfründen, man verkaufte Stellen und Anwartschaften, die Kirchenämter wurden an die Meistbietenden verkauft, ja oft an Mehrere zugleich vergeben; Kreuzzüge und Türkenkriege dienten als Vorwand zur Ausschreibung von Zehnten. Habgierige Procuratoren und Steuererheber, welche mit einer Schaar von Schreibern und Unterbeamten die Länder durchzogen, machten dies Aussaugesystem noch vollends zur unerträglichsten Plage. Die gesammte abendländische Christenheit hatte

Die Avignonschen Päpste und die Landeskirchen.

Kirchl. Mißbräuche in England unter diesen Mißbräuchen zu leiden. Nirgends jedoch traten sie greller hervor als in England. Die Gelderhebungen der Procuratoren, die Ernennungsbullen der Päpste, verbunden mit dem immer häufiger werdenden Gebrauch, durch Reservationen und Commenden die Einkünfte einträglicher Stellen der Curie und ihren Günstlingen zu sichern, nahmen in dem Maße zu, als das päpstliche Ansehen schwand; immer lauter wurden die Klagen über Mehrung der Pfründen in Einer Hand, über Entfernungen vom Orte der Seelsorge (Nonresidences), über Verletzung der Wahl- und Patronatsrechte, über Eingriffe in die einheimische Rechtspflege von Seiten der römischen Gerichte. Alle diese Mißbräuche wurden während des französischen Krieges tief empfunden. Die Päpste waren größtentheils aus dem französischen Klerus gewählt und dienten der Politik der Valois; die Cardinäle gehörten vornehmen französischen oder italienischen Familien an, welche ihre Stellung zu eigennützigen Zwecken ausbeuteten; die Bettelorden, die aus allen Völkern und Nationen zusammengesetzt und darum ohne heimathliche und vaterländische Interessen der Kirche und ihrem Oberhaupte blindlings ergeben waren, füllten die Lehrstühle und waren in der Doctrin und im Leben die dienstfertigen Rüstzeuge des päpstlichen Absolutismus. Es war demnach sehr begreiflich, daß zu einer Zeit, wo die ganze Nation ihre Kräfte für den Krieg gegen Frankreich anstrengte und alle Stände die größten Opfer brachten, auch ein heftiger Kampf gegen Papstthum und Hierarchie entbrennen mußte.

Reaction gegen die Curie. Und so sehen wir denn in den fünfziger und sechziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts von Regierung und Parlament eine Reihe von Gesetzen ausgehen, die allen jenen Mißbräuchen und Erpressungen einen Riegel vorschieben und der englischen Kirche die unverkürzten Wahl- und Patronatsrechte bei Pfründenbesetzung, so wie die alte Freiheit und Unabhängigkeit innerhalb der herkömmlichen Begrenzung herstellen sollten. Das wichtigste darunter war das im J. 1365 erlassene Gesetz gegen Provisoren, gewöhnlich von dem Anfangsworte Statute of Praemunire genannt, welches Jeden mit Güterverlust und Freiheitsstrafe bedroht, welcher einheimische Rechtsfragen vor einen fremden Gerichtshof bringe oder durch Berufung an ein auswärtiges Tribunal den Spruch der königlichen Gerichte umzustoßen versuche. Bei diesen Maßregeln der Schutzwehr gegen päpstliche Uebermacht ging die Priesterschaft mit den übrigen Ständen Hand in Hand; erst als die Opposition der Gemeinen weitere
1371. Ziele anstrebte, als ein Antrag auf Ausschließung der Kleriker von den höheren Staatsämtern gestellt ward, weil deren Bestrafung bei schlechter Verwaltung wegen ihrer Privilegien schwieriger sei als bei Laien, als Wycliffe, der nicht nur die Abschaffung des Lehnszinses in scharfer, herausfordernder Weise gerechtfertigt, sondern auch in einer heftigen Streitschrift wider die Bettelmönche starke Schläge gegen die gesammte Kirche geführt hatte, bei Adel und Volk Schutz und Aufmunterung fand, wurde die Priesterschaft bedenklich. Sie fürchtete, daß die Waffen, die sie vereint mit den Laien gegen die hierarchischen Mißstände ge-

schwungen, gegen sie selbst gerichtet werden möchten. Der erwähnte Waffenstillstand 1375.
von Brügge, welcher nicht blos dem Krieg im Felde eine kurze Pause gewährte, sondern auch über die obschwebenden Klagepunkte in der englischen Kirche eine äußerliche Ausgleichung mit der Curie herbeiführte, kann als Wirkung dieser ängstlichen und besorglichen Stimmung betrachtet werden.

Wycliffe u. der englische Klerus.

Aber die Geister waren schon zu sehr erregt, als daß der Kampf hätte eingestellt werden können. Wycliffe, der wie gesagt seinen Beschützer Johann von Lancaster zu der Conferenz begleitet hatte, scheint dort so ungünstige Eindrücke empfangen zu haben, daß von der Zeit an seine Angriffe gegen die Gebrechen der Kirche immer heftiger und einschneidender wurden. War er im J. 1370 kraft päpstlicher Entscheidung bei der Bewerbung um das Vorsteheramt in Canterbury-Hall gegen die Bettelmönche unterlegen, so erhielt er jetzt, gleichsam als Belohnung für sein kühnes Vorgehen durch die Gunst des Hofes und des Adels die einträgliche Pfründe Lutterworth im Sprengel von Lincoln. Und gerade zu dieser Zeit eiferte er in Flugschriften und öffentlichen Vorträgen mit schonungsloser Schärfe gegen die Unterdrückung der Kirche durch den Papst, gegen die Willkür der Bannflüche und der kirchlichen Censuren, gegen die verweltlichte hoffärtige Hierarchie, gegen die unwissende, träge und heuchlerische Ordensgeistlichkeit, gegen die allgemeine kirchliche Verderbniß, und forderte zur Besserung und Bekehrung in Leben, Lehren und Cultus auf. Diese reformatorische Polemik, in der Landessprache vorgetragen und von wandernden Schülern dem Volke in Stadt und Land verkündigt, reizte den Klerus zum Zorn. Bischof Wilhelm Courteney von London zog ihn zur Verantwortung und die Mönche richteten eine Klageschrift an Gregor XI. Das beabsichtigte Verhör in der Paulskirche wurde jedoch ausgesetzt, da der Herzog von Lan- Febr. 1377.
caster und der Reichsmarschall Lord Percy den Angeklagten in das Gotteshaus geleiteten; und als der Papst auf Grund der mönchischen Anklageschrift 19 gegen die Macht des Papstthums und gegen den geistlichen Güterbesitz gerichtete Sätze als Irrlehren verdammte und den Erzbischof von Canterbury mit einer gerichtlichen Untersuchung und Verurtheilung beauftragte, war König Eduard III. bereits ins Grab gestiegen und Herzog Johann, obwohl Anfangs heftig angefeindet, hatte mit Zustimmung des Parlaments die Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Neffen Richard II. übernommen. Und wie wenig dieser Fürst sich durch seine neue Stellung in seinem bisherigen Verhältniß zu dem Reformator wankend machen ließ, bewies er dadurch, daß er beim Zusammentreten des ersten Parlaments von demselben ein Gutachten einholte, ob man Okt. 1377.
die für die Curie bestimmten Geldsummen zurückhalten und für die Bedürfnisse des Landes verwenden dürfe. Wycliffe gab, gestützt auf das göttliche Gebot in der Heil. Schrift, das über jedem weltlichen oder kanonischen Recht stehe, eine bejahende Antwort. Unter diesen Umständen hatten die päpstlichen Bullen geringen Erfolg. Zwar wurde der Rector von Lutterworth vor ein geistliches

Jan. 1378. Gericht im erzbischöflichen Palast zu Lambeth gestellt, aber die mit der Untersuchung beauftragten Delegaten ließen sich durch hohe Fürsprache und drohende Volksbewegung bestimmen, mit einer Rechtfertigungsschrift zufrieden zu sein und von jeder weiteren gerichtlichen Verfolgung abzustehen.

Es ist nicht gewiß, ob die auf uns gekommene Schrift, worin die anstößigen Lehrsätze durch eine mildernde Erläuterung und scholastisch-sophistische Auslegung abgeschwächt sind, die eingereichte Rechtfertigungsschrift gewesen ist; dennoch haben katholische Schriftsteller darauf den Vorwurf gegründet, daß der Rector von Lutterworth sich den Zeitverhältnissen accommodirt habe und vor der Märtyrerkrone bange zurückgebebt sei. Wie wenig aber ein solcher Vorwurf in der Wahrheit begründet ist, beweist ein scharfes Schriftstück, worin er noch in demselben Jahr gegen einen unbekannten Theologen die Lehre von der päpstlichen Suprematie und Unfehlbarkeit bekämpfte.

Reformthätigkeit Wycliffe's und der „armen Priester". Wenn der Delegatenhof die Freilassung Wycliffe's an die Bedingung knüpfte, daß er in Zukunft sich der Verbreitung derartiger Lehren enthalte, so wurde dieselbe nicht befolgt. Das nach Gregor XI. Tod eintretende große Schisma, das die Macht der Kirche brach und durch das allgemeine Aergerniß den Reformbestrebungen Vorschub leistete, erhöhte den Eifer Wycliffe's. Was er früher nur gedacht oder verhüllt angedeutet, sprach er jetzt rücksichtslos in Rede und Schrift aus. Er pries Gott, „daß er das Haupt des Antichrists gespalten und die eine Hälfte der andern feindlich gegenüber gestellt habe"; er forderte die weltlichen Herrscher auf, die leidende Kirche zu erretten und auf den Trümmern der sündhaften Hierarchie einen neuen besseren Zustand zu begründen; und um den nichtigen Predigten der herumziehenden Bettelbrüder entgegen zu wirken, sandte er seine Jünger aus, die als „arme Priester" dem geringen nach Lebensspeise verlangenden Volke das Evangelium verkünden und ihm Worte der Wahrheit bringen sollten, geschöpft aus der heil. Schrift, welche Wycliffe für den Urquell und die einzige Richtschnur des Glaubens und der Christenlehre erklärte und über alle menschliche Satzung und Autorität stellte. Barfuß und in grobe Kutten gehüllt zogen die neuen Apostel von Ort zu Ort, predigten auf Markt und Straßen von der Entartung der Kirche und des geistlichen Standes und von der Nothwendigkeit durchgreifender Reformen. Jede feste Niederlassung und kirchliche Beneficien verschmähend, fristeten sie ihr Leben von milden Gaben. Wycliffe selbst war ein gewaltiger Redner, mochte er auf dem Katheder zu Oxford die tiefen Fragen der Theologie verhandeln oder auf der Kanzel zu Lutterworth die Gemeinde aus der heil. Schrift belehren, überall erschütterte er die Gemüther der Zuhörer; und sein ärmliches ascetisches Leben, die praktische Folgerung seiner trüben Weltanschauung von der Nichtigkeit aller irdischen Güter und Genüsse, verschaffte ihm in den Augen der Menge das Ansehen eines Heiligen. Durch diese armen Wanderprediger und durch die Uebersetzung der Bibel aus der Vulgata in die Landessprache drangen die Ansichten Wycliffe's unter das Volk und gewannen Anhänger unter allen Ständen.

Mit großem Verdruß bemerkten die Papisten den Eindruck, den die übersetzte heil. Schrift und die „freie und offene“ Predigt des göttlichen Wortes im ganzen Lande hervorbrachte und schalten, „daß man die Perlen vor die Säue geworfen.“ Um so muthiger schritt nun Wycliffe auf der Bahn eines Reformators fort. Hatte er bisher seine Angriffe zunächst gegen das Papstthum und den Klerus gerichtet, das irdische Reich des kirchlichen Oberhaupts vom Kaiser hergeleitet, das Eigenthumsrecht des geistlichen Standes an die Kirchengüter verworfen, die Schlüsselgewalt und die Excommunicationen bekämpft und Priestern, welche Todsünden begangen, alle geistliche Macht abgesprochen, so verdammte er jetzt das ganze scholastisch-hierarchische Kirchensystem der Gegenwart, das ihm als ein „Reich des Antichrists“, als eine „Synagoge des Satan“ erschien, indem er die heil. Schrift als einzigen festen Urgrund der christlichen Wahrheit anerkennend nach einer Kirche verlangte, wie sie die Apostel erbaut, die Verehrung der Heiligen, als zu heidnischer Abgötterei führend, verwarf, gegen Fegefeuer, Seelmessen, Ablaß, Ohrenbeichte und andere Kirchensatzungen eiferte und statt der Selbstgerechtigkeit durch fromme Werke auf die unvermittelte Gnade Gottes und die eigene Besserung nach dem Vorbilde Jesu hinwies, und wagte zuletzt das Fundament der scholastischen Kirchendogmatik, den Grundpfeiler der sacerdotalen Würde und Heiligkeit des Priesterthums, die Lehre von der Transsubstantiation anzufechten, durch die Behauptung, Christus sei nur geistig im Abendmahl gegenwärtig, der Gläubige empfange mit und in den Elementen die Gnade und Kraft des Heilandes. Das scholastische, starrgewordene Dogma von der Wandlung erschien ihm als götzendienerischer Gräuel.

Damit hatte Wycliffe ein gefährliches Feld betreten und seinen Gegnern eine Waffe wider ihn in die Hand gegeben. Konnte der Parlamentsbeschluß vom Jahre 1380, worin es jedem Engländer bei Strafe untersagt war, ohne Erlaubniß des Königs eine Pfründe für einen Fremden zu verwalten und dafür Geld aus dem Lande zu schicken, noch als eine Wirkung des allgemeinen Reformeifers in geistlichen Dingen angesehen werden, so trat schon im nächsten Sommer ein Ereigniß ein, welches den höheren Ständen Furcht und Schrecken über die Folgen der agitatorischen Thätigkeit Wycliffe's und seiner „armen Priester“ einflößte — der Bauernaufstand im südlichen und südöstlichen England. *Wirkung der Opposition.* *1381.*

2. Die Volksbewegungen in England und Wycliffe's Ausgang.

Man hat häufig den deutschen Bauernkrieg des sechzehnten Jahrhunderts dem Auftreten Luthers Schuld gegeben. Auf gleiche Weise hat man auch in England die Volksaufstände im Sommer 1381 mit den kirchlichen Neuerungsversuchen Wycliffe's und der Wanderpriester in Verbindung gebracht. Ein innerer Zusammenhang ist freilich vorhanden, indem der Mißbrauch lange besessener Vorrechte und der geistige und leibliche Druck beide Bewegungen hervorrief und die Enthüllung der kirchlichen Mißstände nothwendig den Blick auch auf die Gebrechen des Staats und der socialen Zustände lenken mußte; *Ursachen des Bauernaufstandes.*

aber darf man deshalb den Urheber einer besonnenen, auf gesunder Grundlage beruhenden Reformation verdammen, weil unberufene Schwarmgeister seine Lehrsätze mißbrauchten und entstellten und Geistliches und Weltliches vermischten? Es vereinigten sich mehrere Umstände, um dem in harter Leibeigenschaft gehaltenen Landmann seine gedrückte Lage mehr als je fühlbar zu machen. Der meist unglücklich geführte Krieg lastete mit eiserner Gewalt auf dem geringen Manne, der neben den übrigen Abgaben und Leistungen jetzt auch noch mit einer drückenden Kopfsteuer belegt ward. Verglich er nun seine Verhältnisse mit denen des Edelmannes und des Geistlichen, so gewahrte er einen unendlichen Abstand. Und doch lehrten Wycliffe und seine Jünger, daß alles Eigenthum in der Gnade Gottes gegründet sei und daß der von Sünde umfangene Mensch desselben verlustig gehe, wie ein treuloser Vassall seines Lehens. Die aus Frankreich heimgekehrten Söldner füllten die Ohren der Leibeigenen mit wunderbaren Erzählungen von den Kämpfen der Bauern wider ihre Gutsherren. Eine weit verbreitete Dichtung „Gesichte Peters des Pflügers", führte dem Volke in aufregenden Schilderungen den Contrast vor die Seele zwischen dem Geistlichen, der im sichern Besitze seiner Güter und Einkünfte seine Tage in Gemächlichkeit und behaglichem Wohlleben verbringe und dem Bauer und Ackerknecht, der im Schweiße seines Angesichtes unter Weinen und Klagen, unter Noth und Entbehrung sein kümmerliches Dasein friste. Von ähnlichem Inhalte waren die Predigten der „armen Priester." Mit wachsender Begierde lauschte das Volk den Wycliffitischen Wanderpredigern, auf welche die päpstlich Gesinnten den aus den Niederlanden entlehnten Ketzernamen „Lollarden" übertrugen, wenn sie aus der Bibel darlegten, „daß die Natur allgemeine Gleichheit der Menschen wolle", wenn sie den Landleuten von ihren alten Rechten sprachen, „deren Spuren man in den Denkmalen des Eroberers finde, und die ihnen dann entrissen worden seien"; und als unter dem zwiefachen Impuls der häuslichen Noth und der Aufreizung von Außen die gedrückten Volksklassen zum Schwert griffen, fanden sie in dem Priester John Ball ihren Thomas Münzer. Dieser Mann, der schon früher wegen agitatorischer Reden von den geistlichen Gerichten verfolgt worden war, trat nun, aus dem erzbischöflichen Gefängniß befreit, auf Straßen und Marktplätzen, in Feldern und Kirchhöfen als Revolutionsprediger auf und lehrte, mit Anwendung des bekannten Spruchs: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da der Edelmann?" und auf einige Sätze Wycliffe's sich stützend, daß nach Gottes Anordnung alle Christen gleich seien, stellte den Unterschied der Stände und der irdischen Güter als Uebervortheilung der Schwächeren durch die Stärkeren dar, verdammte die Reichthümer des Klerus und die Zehnten und drang auf Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen.

Die Insurgenten in Kent u. London 1381. Ball's communistische Reden entflammten die aufgeregte Menge. Leibeigene versagten der Gutsherrschaft Dienste und Abgaben; in Essex und Kent

sammelte sich das Landvolk um Walter den Ziegelbrenner (Wat Tyler) und um den verlaufenen Priester John Straw, erschlug Steuererheber und Richter und zog, mit Aexten und Ackergeräth bewaffnet, verheerend bis in die Nähe von London. In wenigen Wochen belief sich die aufrührerische Volksmasse auf 100,000 Köpfe. Wie die Jacquerie in Frankreich durchzog der wüthende Haufen die Grafschaften, den erlittenen Druck früherer Tage mit Thaten wilder Rache und Zerstörung vergeltend. Die Besitzungen der Edelleute wurden verwüstet, die Wildgehege, die Fischereien erbrochen, die Urkunden der Baronialhöfe zerstört, Beamte, Richter, Geschworene ermordet. In London erbrach die 13 Juni.
wüthende Volksmasse die Kerker, zerstörte, durch die befreiten Sträflinge verstärkt, den zuvor ausgeplünderten Palast des Herzogs von Lancaster am Strand und andere Prachtgebäude, ermordete die reichen Kaufherren in der City und verübte Gräuel und Frevel aller Art. Am andern Tag umstellten die Wüthenden den Tower, wo der König mit seiner Mutter, seinen Ministern und Räthen und mit einer geringen Besatzung eine Nacht voll Angst und Schrecken verbracht, und forderten mit lauten Drohreden ihre Opfer. Der junge König Richard ritt mit wenigen Begleitern heraus, um ihre Beschwerden anzuhören und eine Verständigung zu versuchen. Aber während er mit der einen Abtheilung unterhandelte und sie durch Verheißung persönlicher Freiheit und anderer Rechte zur Niederlegung der Waffen zu bewegen suchte, stürmte die andere von dem verwegenen Wat Tyler geführte Bande in die Gemächer, schleppte den greisen Erzbischof Simon, des Reiches Kanzler, den Schatzmeister, den königlichen Beichtvater und drei andere hohe Beamte hinaus auf den Hügel und schlug ihnen allen die Köpfe ab. Selbst die verwittwete Prinzessin von Wales, Richards II. Mutter, war ihren Insulten ausgesetzt. Wat Tyler rühmte sich, in Kurzem würden die Gesetze Englands aus seinem Munde fließen. Da kehrte Unterdrückung des Aufstandes.
der König von der Zusammenkunft mit den andern Insurgenten zurück; auf Smithfield ritt ihm Tyler dreist entgegen und faßte, während er die unverschämtesten Forderungen an ihn stellte, die Zügel seines Pferdes, zugleich mit seinem kurzen Schwert spielend. Empört über solche Frechheit, schritt John Walworth, Mayor von London, plötzlich auf den vermessenen Volksführer zu und stieß ihm den Dolch in die Kehle, daß er entseelt zur Erde stürzte. Bei diesem Anblick gerieth die Menge zugleich in Wuth und in Bestürzung. Aber ehe sie sich sammeln und einen Entschluß fassen konnte, ritt der König muthig und entschlossen an sie heran und sie mit den Worten anredend: „Was wollt ihr, meine Leute? Er war ein Verräther, ich will euer Hauptmann sein, ich will euch führen", erzeugte er eine so plötzliche Verwirrung, daß der Haufen rasch nach allen Seiten auseinander stürmte. Den Fliehenden setzte Robert Knowles mit einigen in der Eile zusammengerafften Kriegsmannen nach, und als sie mit andern Empörern vereinigt sich bei Islington zur Wehre setzten, fügte er ihnen eine blutige Niederlage zu. Dieser Ausgang in der Hauptstadt wirkte ent-

scheidend auf das übrige Land. Die bedrohten Herren faßten Muth, und traten den in Kent, Suffolk, Norfolk, Huntingdon umherschweifenden Banden mit den Waffen entgegen. Der kriegerische Bischof von Norwich kämpfte siegreich wider die ungeordneten und schlechtbewehrten Schaaren und begleitete dann die Gefangenen zum Schaffot, ihnen geistlichen Trost zusprechend. Als die Rädelsführer, wie Straw, Lister, Ball am Galgen geendet und die kühnsten der Insurgenten dem Schwerte der Ritter und ihrer Kriegsknechte erlegen waren, begann das Werk der Blutrichter. Noch lange erzählte man sich von der grausamen Strenge, womit der königliche Oberrichter Rob. Tresilian in St. Albans alle Schuldigen und Verdächtigen verfolgte. Bei 1500 Menschen wurden zum Henkertod in Ketten verurtheilt.

Reaction. Der Herzog Johann von Lancaster, gegen den die Volkswuth am stärksten gerichtet war, hatte sich vor den wüthenden Schaaren, die seine Burgen und Besitzungen in Leicester verwüsteten, nach Schottland geflüchtet und bei den Grafen von Douglas und Dunbar eine gastliche Aufnahme gefunden. Nun kehrte er nach London zurück. Von der Zeit an wollte man eine Umwandlung in ihm bemerkt haben. Er entsagte den ehrgeizigen Plänen, die er ehedem in seiner Seele gehegt und den Sympathien für die Reformation. Auch die Mutter des Königs und andere Großen, welche bisher auf Seiten Wycliffe's und der kirchlichen Opposition gestanden, änderten ihre Gesinnung. Im Parlament, das nach der Unterdrückung des Aufstandes in Westminster sich versammelte, trat die reactionäre Stimmung offen hervor. Die Zusagen, welche der König in der Noth den Insurgenten gemacht hatte, wurden für ungültig erklärt, die Leibeigenschaft in aller Strenge aufrecht erhalten und den Hörigen untersagt, ihre Kinder Schulen besuchen zu lassen. Die junge Generation sollte nicht befähigt oder ermuntert werden, aus dem unfreien Stande der Eltern sich emporzuarbeiten. Dagegen wurde bei Gelegenheit der Vermählung des Königs
Jan. 1382. mit Anna von Böhmen, Karls IV. Tochter, eine Amnestie erlassen.

Wycliffe angeklagt und seines Amtes entsetzt 1382. Wenn gleich kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen den Schwärmereien des Bauernaufstandes und den Lehren Wycliffe's nachgewiesen werden konnte, vielmehr die Wuth der Insurgenten gegen Lancaster, den offenen Gönner und Beschützer des Reformators, jede derartige Beschuldigung niederschlagen mußte, so glaubte doch der frühere Londoner Bischof, Wilh. von Courteney, welcher inzwischen den durch die Ermordung des Erzbischofs Simon erledigten Sitz in Canterbury bestiegen hatte, die reactionäre Strömung zum Verderben
Mai 1382. seines alten Gegners verwerthen zu dürfen. Er berief eine Anzahl Bischöfe und Doctoren zu einer Synode nach London, um den verderblichen Lehren, die unter Adel und Volk verbreitet würden, entgegen zu treten. Ein Erdbeben, durch welches nach Wycliffe's Ausspruch der Himmel seinen Zorn über die Ungerechtigkeit der Menschen kund gab, wie einst bei der Kreuzigung des Heilandes, hielt die „Säule der Kirche" nicht ab, von 24 Sätzen, welche der Rector von

Lutterworth in Rede und Schrift ausgesprochen und seine Schüler, die Wanderprediger, zum Schaden der Seelen und als verderbliche Aussaat der Zwietracht unter den Ständen, allem Volke verkündigt hätten, zehn als Häresien, die übrigen als Irrlehren zu verdammen und zu verordnen, daß durch eine feierliche Procession der göttliche Beistand zur Ausrottung der Ketzereien dieser Lollarden angefleht und in allen Kirchen die Excommunication gegen die Bekenner der verdammten Lehren ausgesprochen werde. Und um dem Verfahren größeren Nachdruck zu verleihen, bewirkte er im Oberhaus, daß der König durch den Reichskanzler allen Sheriffs den Befehl ertheilte, die Geistlichkeit in Verfolgung der Häretiker zu unterstützen. Es war freilich kein vollgültiges Gesetz, weil man die Zustimmung der Gemeinen nicht eingeholt; dennoch war es für die streitende Kirche ein wichtiger Machtzuwachs, daß sie auf den Beistand des weltlichen Arms rechnen konnte. Sofort erging an die Universität Oxford die Weisung, die Synodalbeschlüsse bekannt zu machen und Wycliffe und seine Anhänger vom Lehramt zu suspendiren. Aber die gelehrte Körperschaft, insbesondere der Kanzler Rigge, ein Verehrer Wycliffe's, widersetzte sich einem solchen Eingriff in die Lehrfreiheit, und weigerte sich die Professoren Hereford, Ashton, Rapingdon u. a., welche die Ansichten des Rectors von Lutterworth theilten, von ihren Stellen zu entfernen. Als jedoch der Erzbischof über die Schuldigen den Bann aussprach und der König dem englischen Kirchenhaupte beistimmte, brach sich die Opposition. Die Gebannten erkauften durch einen Juli 1382. Widerruf die Absolution; aber Wycliffe selbst verharrte standhaft bei seinen Lehren, wie die um diese Zeit an König und Parlament gerichtete Schrift „zur Erhaltung des christlichen Glaubens" beweist. Darin sprach er mit aller Bestimmtheit dem Staat die Macht zu, über das Kirchenvermögen zu verfügen, verbrecherischen Priestern den Zehnten zu entziehen, die Kirche zu reformiren und von den Mönchsgelübden zu entbinden. Es sollte Jedem, der da wolle, gestattet sein, „herauszugehen aus den düstern Mauern, verlassen das von Menschen ersonnene Gebot eines thörichten und unnatürlichen Zwanges, um das heitere Leben wieder zu umarmen." Umsonst versuchte man, durch den Glanz einer Synode in Oxford den hartnäckigen Sinn des Reformators zu beugen; ohne 18. Nov. 1382. Zagen erschien der gebrechliche, gichtbrüchige Mann, dessen Haupt mittlerweile weiß geworden war, vor der zahlreichen Versammlung, vertheidigte seine Ansicht vom heil. Abendmahl, „daß Brod und Wein auch nach der priesterlichen Consecration ihre Natur nicht verlieren" und rechtfertigte sich gegen alle wider ihn vorgebrachten Klagepunkte. Selbst die Vorstellungen Lancaster's brachten ihn nicht zum Nachgeben. Nach beendigtem Verhör wurde er von der Universität ausgestoßen, doch wagte man keine weiteren Verfolgungen. Als Rector der Kirche zu Lutterworth hat er bis an sein Lebensende in Predigt und Schrift fortgewirkt. Als er am letzten Tag des Jahres 1384 andächtig der Messe an- 31. Dec. 1384. wohnte, setzte ein Schlaganfall dem thätigen Leben des bedeutenden Mannes ein Ziel.

Einer Aufforderung Urbans VI., sich in Rom über seine Grundsätze und Lehren zu verantworten, leistete Wycliffe keine Folge; aber wenn das Schreiben, worin er gegen den heil. Vater eben so bescheiden und ehrerbietig, als offen und kräftig seinen Standpunkt darlegt und sein Nichterscheinen entschuldigt, echt ist, so kann es als Zeugniß gelten, daß weder Verfolgung, noch Amtsentsetzung, noch Alter seinen Muth gebrochen oder seine Ueberzeugung geändert hatten. Da seine Weigerung leicht als Furcht gedeutet werden konnte, so scheint sich sein Schüler Nic. Hereford an des Meisters Statt nach Rom begeben zu haben. Nachdem dieser eine Zeit lang in Gefangenschaft gehalten worden, gelang es ihm, bei Gelegenheit eines Volksaufstandes zu entfliehen und nach England zurückzukehren. In den letzten ruhigeren Lebensjahren zu Lutterworth vollendete Wycliffe sein Hauptwerk „Trialogus", worin er drei allegorische Personen sein biblisch-scholastisch augustinisches Lehrsystem und seine reformatorischen Ansichten vortragen läßt. Die Sprache ist schwer und schwülstig, die Behandlung dunkel und verworren. Ueberhaupt scheint Wycliffe mehr in der mündlichen Rede als in der schriftlichen Abfassung seine Meisterschaft besessen zu haben.

Die Lollarden. So lange die oppositionelle Strömung gegen das Papstthum in England herrschend war, zählte der Reformprediger von Oxford unter allen Ständen zahlreiche Anhänger. Es wurde erwähnt, welche hohe Gönner er am Hofe und bei der Aristokratie besaß; auch in der gelehrten Körperschaft zu Oxford hielten Viele zu ihm; und daß seine Lehre unter den bürgerlichen Ständen großen Anklang gefunden, erfahren wir von seinem Zeitgenossen Knyghton, der in seiner „Chronik über die Vorgänge Englands" Klage erhebt, daß die Bekenner des Lollardismus „wie junge Schößlinge aus der Wurzel eines Baumes aufkeimten und das ganze Land erfüllten." In London fanden religiöse Zusammenkünfte von Bürgern und Handwerkern bei Tag und bei Nacht statt, bis die
1392. Obrigkeit dagegen einschritt; in Leicester und Lincoln kamen Ausbrüche von Bilderstürmerei vor. Die Wanderprediger, die nach dem Beispiel ihres Meisters den Gipfel der eigenen Sittlichkeit in ascetischer Strenge suchten, streiften häufig auf das sociale und politische Gebiet über, indem sie in schwärmerischem Eifer nicht nur gegen die kirchlichen Mißstände auftraten und die Verbindung jurisdictioneller Befugnisse mit dem geistlichen Amte als unnatürlich, „hermaphroditisch", bezeichneten, sondern auch ihre Angriffe gegen Rang und Besitz richteten.

Es war eine Rückwirkung des Wycliffitischen Geistes, daß das Parlament in seiner Opposition gegen das Pontificat beharrte, daß in den neunziger Jahren die gesetzwidrige Verleihung oder Annahme einer Pfründe und die Geldsendungen außer Landes mit Verlust an Gut und Freiheit belegt und die Verbreitung päpstlicher Excommunicationen wegen Vollziehung dieses Beschlusses mit gleicher Strafe bedroht ward, ein Reichsstatut, das der Papst als „verabscheuungswürdig" bezeichnete; daß die von der Geistlichkeit geforderte Unterdrückung der Wanderprediger an dem Widerstand der Gemeinen scheiterte, daß die Lollarden im Jahre 1395 es wagten, in einer Eingabe an das Parlament alle von ihrem Meister in seinen Schriften ausgesprochenen Ansichten über die Entartung des Klerus, über die unbiblischen Lehrsatzungen und Gebräuche der bestehen-

den Kirche, über die verderbliche Werkheiligkeit und andere Mißstände zu wiederholen und auf Abstellung derselben und eine eingreifende Reform anzutragen.

Die Geistlichkeit gerieth über solche Vermessenheit in Schrecken. Sie bewirkte, daß der König die Verhandlungen im Parlamente niederschlug und 1396. daß auf einer Synode in London das Anathem über die Wycliff'schen Häresien von Neuem ausgesprochen wurde. Aber eine durchschlagende Verfolgung vermochte der Klerus unter Richards II. Regierung nicht durchzusetzen. Die Universität Oxford und die Bürgerschaften in den Städten wie ihre Abgeordneten im Hause der Gemeinen widersetzten sich allen Maßregeln der Gewalt. „Die Stunde der Züchtigung war noch nicht gekommen", klagt Knyghton. Erst nach dem Sturze Richards erlangte die englische Geistlichkeit die Macht, den Lollardismus zu unterdrücken und die orthodoxe Kirchenlehre wieder in die unbestrittene Herrschaft einzuführen.

3. Richards II. Regierung und Ende.

Die muthige Haltung, die der jugendliche König in dem entscheidenden Augenblick gegen Wat Tyler gezeigt, verbunden mit dem günstigen Eindruck, den die schöne blühende Erscheinung des blonden, zartgebauten Fürsten hervorbrachte, berechtigten zu der Erwartung, daß er sich auf dem Thron als würdigen Sprossen des heldenmüthigen Vaters bewähren werde. Diese Erwartung ging nicht in Erfüllung. Die Eindrücke seiner Jugend hatten eine Richtung zu Argwohn und Eigenwilligkeit in ihm erzeugt, die mit den Jahren wuchs. Er hörte gern auf die Einflüsterungen seiner jungen Genossen, die ihm schmeichelten und seinen Hang zu Ueppigkeit, zu Luxus und Verschwendung nährten, er war launisch und zu Handlungen der Willkür geneigt, und als er in der Ausdehnung seiner Königsmacht auf Widerspruch stieß, füllte sich sein Herz mit Mißtrauen gegen den hohen Adel, insbesondere gegen seine Oheime Johann von Lancaster und Thomas von Glocester. Charakter des Königs.

Wenn auch seit dem Tode Wycliffes durch die strenge Ueberwachung der Lollarden der religiöse Zwiespalt im Innern sich dem oberflächlichen Blick entzog und eine scheinbare Ruhe eintrat, so war doch eine trübe Gegenwart und eine dunkle Zukunft über das Reich gelagert. Das gespannte Verhältniß zu Frankreich und Schottland, das weder durch eine entscheidende Waffenthat noch durch einen dauernden Frieden ausgeglichen ward, legte dem Lande fortwährend die größten Opfer auf. Die Opposition gegen die Steuerforderungen wurde immer stärker; der Credit der Regierung war so gesunken, daß Anleihen bei Wechslern und Kaufleuten nur unter Garantie der Stände erlangt werden konnten; in den Kriegsjahren litten Handel und Schiffahrt Schaden und die Küstenstädte waren öfters von feindlichen Ueberfällen bedrängt. Lage des Reichs.

Eine Expedition nach Lissabon unter Richards Oheim Edmund, um in Verbindung mit den Portugiesen gegen Castilien zu kämpfen, blieb durch die Wankelmüthigkeit

1381. des Königs Fernando ruhm- und erfolglos; Flandern, wo Philipp von Artevelde mit Glück in die Bahnen seines Vaters einlenkte, wurde von England nicht mit Nachdruck unterstützt: dadurch erlangte die französische Adelspartei die Oberhand; der Fall Arte-
27. Nov. 1382. velde's in der Schlacht bei Roosebeke war zugleich eine Niederlage für England. Als im nächsten Jahr der erwähnte Bischof Heinrich Spenser von Norwich mit einer buntgemischten Mannschaft und englischen Kirchengeldern unter der Aegide des Papstes Urban VI. von Calais aus wider Ypern, Dünkirchen u. a. O. ins Feld zog, um die flandrischen Städte von dem Gegenpapst Clemens abzubringen und zugleich den englischen Einfluß wieder herzustellen, war es zu spät. Sein Kreuzheer, aus untüchtigem Volk gebildet und von vielen Geistlichen und Mönchen begleitet, erlitt bei einem Angriff auf Brügge durch die von Liliarden und Franzosen unterstützte Bürgerschaft solche Verluste, daß ein schleuniger Rückzug angetreten werden mußte. Auf der Nordmark streiften
1384. die Schotten, von Frankreich mit Geld und Gewappneten unterstützt, bis in die Nähe von Berwick, ohne bei dem englischen Heer in York, wo Hader und Zwietracht unter den Häuptern die Thatkraft lähmten, auf namhaften Widerstand zu stoßen. Die Waffengänge am Tweed und an den Cheviotbergen, vor den Grenzburgen Berwick und Durham hatten ihren ununterbrochenen Fortgang, besonders seitdem Heinrich Percy, genannt Heißsporn, der älteste Sohn des Grafen von Northumberland, das englische Banner gegen den nördlichen Feind trug. In Dichtung und Sage erhielt sich die Erinnerung an den hitzigen Ritterkampf in der Mondnacht, worin der schottische Held Jacob Douglas unter den feindlichen Lanzenstößen blutete, dagegen der Verfolger
9. Aug. 1388. Heinrich Percy, sein Bruder Ralf und viele englische Edle in schottische Gefangenschaft geriethen und sich um hohe Summen lösen mußten, und 600 geharnischte Engländer auf dem Waffenfeld vor Otterburne blieben.

Beginnende Parteiung. Es war eine schlimme Vorbedeutung, daß gerade der schottische Feldzug, womit Richard II. seine selbständige Regierung einzuweihen gedachte, so ruhm- und erfolglos zerrann. Nachdem er seine beiden Oheime Edmund und Thomas
1385. zu Herzögen von York und von Glocester erhoben und einige hundert Ritterschläge ertheilt hatte, kehrte er nach London zurück, das Herz voll Groll und Argwohn. Die Erhebung seines Lieblings, Robert de Vere, zum Markgrafen von Dublin und Statthalter von Irland und seines Kanzlers Michael de la Pole, eines fähigen, aber habgierigen Mannes von bürgerlicher Herkunft, zum Grafen von Suffolk, wurde als Wirkung dieser Gesinnung betrachtet. Richard wollte sich mit einer zuverlässigen Schutzmannschaft gegen den Ehrgeiz seiner Verwandten umgeben, und durch sie die Schranken durchbrechen, welche die Stände dem Königthum in den Tagen seiner Schwäche gesetzt hatten.

Lancaster in Aquitanien. Aus denselben Gründen begünstigte Richard auch bald darauf ein weitaussehendes Unternehmen des Herzogs von Lancaster nach der pyrenäischen Halbinsel, wo dieser ehrsüchtige Edelmann in Verbindung mit dem neuen König von Portugal, Johann, und von den Segenswünschen des Papstes begleitet seine Ansprüche auf die Krone von Castilien durchzufechten gedachte, ein Unternehmen, das nach einigen glücklichen Erfolgen in Gallicien, schließlich mit Schaden und Verlust für das Reich, wenn auch mit einem Heirathsvertrag zwischen dem König Juan von Castilien und der Herzogstochter Katharina endigte.

Dem König ein Reichsrath zur Seite gestellt 1386. 87. Während Lancaster in Bordeaux verweilte, den Blick auf das heimathliche Inselland gerichtet, nahm das Parlament und der hohe Adel zu dem König

und seinen Räthen eine Haltung an, welche an die stürmischen Zeiten Heinrichs III. erinnerte. Durch ein verschwenderisches Hofleben, durch den Eigennutz der königlichen Günstlinge, durch die fruchtlosen und doch kostspieligen Feldzüge war die Krone in Geldnoth gerathen. Als nun der Kanzler Michael Okt. 1386.
von Suffolk bei den Ständen einen Steuervorschlag einbrachte und in barscher Weise auf Annahme drang, antworteten Adel und Gemeine, auf dem Anspruch fußend, daß sie bei der Anstellung der hohen Reichsbeamten mitzuwirken hätten und diese ihnen verantwortlich seien, mit einem Gesuch an den König, den Kanzler und die übrigen Minister und Räthe in Anklagestand zu setzen. Richard befand sich mit seinem Vertrauten Robert de Vere, der ihn stets wie sein Schatten begleitete, in Eltham, als der Herzog von Glocester und Thomas Arundel, Bischof von Ely, die Botschaft des Parlaments überbrachten. Er fuhr Anfangs heftig auf und drohte Frankreichs Hülfe anzurufen; als die Bevollmächtigten ihm aber ohne Umschweife sagten, „wenn er nicht nach dem Herkommen mit ihrem Rathe regieren wolle, so stehe es ihnen zu, ihn mit Beistimmung des Volkes abzusetzen und einen andern aus dem königlichen Hause auf den Thron zu erheben“ und ihn zugleich an das Schicksal Eduards II. erinnerten, ließ er sich besänftigen und übertrug das Kanzler- und das Schatzmeister-Amt an die Bischöfe von Ely und Hereford. Damit war Michael de la Pole der Rache des Parlaments preisgegeben. Er wurde verschiedener schwerer Vergehen in der Finanzverwaltung angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Zugleich setzte das Parlament, wie zur Zeit Simons von Montfort, dem König einen aus elf geistlichen und weltlichen Peers bestehenden ständigen Reichsrath zur Untersuchung und Prüfung aller Zweige der öffentlichen und der Hof-Ausgaben mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Seite.

Die Mitglieder, unter welchen der Erzbischof von Canterbury, die zwei Oheime des Königs, York und Glocester, und Graf Richard von Arundel, den größten Einfluß hatten, sollten die Mißbräuche in der Verwaltung beseitigen und im Falle eines Widerstandes die Erhebung der Steuern sistiren. Richard legte umsonst Verwahrung gegen diese größtentheils aus seinen Widersachern zusammengesetzte Nebenregierung ein; er mußte zugeben, daß ihm wenigstens ein Jahr lang alle wichtigen Staatsgeschäfte aus den Händen genommen wurden.

Richards Stolz und Eigensinn empörte sich gegen den ihm aufgenöthigten Der Verfassungskampf
Zwang. Er berief seine Getreuen, unter ihnen den von ihm eigenmächtig befrei- 1387. 88.
ten de la Pole und den Markgrafen von Dublin, den er zum Herzog von Ir- Aug. 1387.
land mit fast königlicher Gewalt erhoben, zu einer geheimen Berathung nach Nottingham und faßte den Beschluß, sich durch einen Staatsstreich des verhaßten Regierungsausschusses zu entledigen. Nachdem er durch den Lord Oberrichter Tresilian und einige andere Beamten und Richter von hochmonarchischer Gesinnung eine Denkschrift hatte anfertigen lassen, daß das Verfahren des Parlaments die königlichen Prärogativen verletze, daß den Ständen weder ein An-

klagerecht gegen die Räthe der Krone noch eine Controle über die öffentlichen Angelegenheiten zustehe, begab er sich mit seinen royalistischen Günstlingen nach
Nov. London, in der Absicht, den Landadel und die Bürger auf seine Seite zu ziehen, und mit ihrer Hülfe die in dem Schriftstück aufgestellten Grundsätze zur Geltung zu bringen und die Magnaten, die ihn zur Annahme der Regierungscommission gezwungen, und das Statut gegen Eduard II. in Erinnerung gebracht, des Hochverraths anzuklagen. Aber der Plan wurde vor der Zeit verrathen, so daß die Bedrohten den beabsichtigten Staatsstreich, der bei dem Wankelmuth der Londoner Bürgerschaft möglicher Weise hätte gelingen können, zu vereiteln vermochten. Als der Herzog von Glocester mit den Grafen von Arundel und Warwick, mit Heinrich Bolingbroke von Derby, dem Sohne des Herzogs von Lancaster, und andere Edelleute an der Spitze von Gewappneten sich in der Nähe der Stadt zeigten und gegen das beabsichtigte Vorgehen „appellirten", entsank den Bürgern der Muth und die fünf Häupter des royalistischen Complotts, nun ihrerseits mit einer Anklage auf Hochverrath bedroht, entflohen verkleidet aus der Hauptstadt. Der Graf von Suffolk rettete sich nach Frankreich; Robert de Vere aber, der als Yeoman mit Pfeil und Bogen auf dem Rücken entkam, sammelte etliche tausend Waliser Bogenschützen und rückte an die obere Themse. In London ließ der Herzog von Glocester bereits die Urkunden über die Absetzung König Eduards II. durchforschen, um in ähnlicher Weise gegen seinen Neffen vorzugehen. Doch stieß er bei den Grafen von Derby und Nottingham auf Widerstand. Diese wollten zwar mit aller Macht das Regiment der Günstlinge stürzen, aber Richards Thronrecht nicht anfechten. Zu dem Ende zogen die „Appellanten" dem Herzog Robert von Irland entgegen. An den Furthen
20. Dec. 1387. der Themse kam derselbe bald so sehr ins Gedränge, daß er nach einem tapfern aber vergeblichen Versuche, die feindlichen Reihen zu durchbrechen, Helm, Schwert und Handschuhe von sich warf und sich schwimmend über den Fluß rettete. Das hereinbrechende Abenddunkel und der verbreitete Glaube, daß er ertrunken sei, begünstigte sein Entkommen, dagegen wurde sein Gefährte, Thomas Molineux, von Mortimer erschlagen, der übrige Haufen zersprengt oder entwaffnet heimgeschickt. Die Sieger erbeuteten mehrere Wagen mit Schätzen und die Correspondenz mit dem König. Triumphirend kehrten sie nach London
Bluturtheile. zurück und lagerten sich mit 40,000 Mann bei Clerkenwall. Vom Tower aus sah der König die Banner der Edelleute wehen. Bald erschienen die Häupter vor dem Thron und verlangten drohend die Verurtheilung ihrer Gegner. Der Monarch war in ihrer Gewalt; es blieb ihm nichts übrig, als in ihre Forderungen zu willigen und alle seine Anhänger, deren Namen sie ihm vorlegten, vom Hofe zu verweisen und zu gestatten, daß sie an verschiedenen Orten in Haft
Jan 1388. gebracht und unter Anklage gestellt wurden. Ein auf den 3. Februar einberufenes Parlament sollte die Entscheidung fällen. Die fünf Leiter und Anstifter des Complotts wurden des Hochverraths schuldig befunden und zum Tode ver-

urtheilt. Doch nur an zwei, an dem Mayor von London, Nicolaus Brembre und an dem Oberrichter Tresilian konnte die Strafe durch den Strang vollzogen werden; Michael von Suffolk starb in Frankreich, am 5. Septbr. 1389; Robert de Vere entkam nach den Niederlanden, wo er auf einer Jagd 1392 den Tod fand; der Erzbischof von York beschloß seine Tage auf einer kleinen Pfründe in Flandern. Auch die richterlichen Beamten, welche das verfassungswidrige Schriftstück in Nottingham entworfen und aufgestellt, wurden des Hochverraths angeklagt. Schon waren zwei der Schuldigsten enthauptet, als der Metropolite von Canterbury an der Spitze seiner Bischöfe im Oberhause erschien und bei den übrigen sechs eine Umwandlung des Urtheils erwirkte. Sie wurden ihres Amtes und Vermögens beraubt und mit kleinen Jahrgehalten nach verschiedenen Städten Irlands verbannt. Diefelbe Strafe traf auch den Bischof von Chichester, des Königs Beichtvater. Damit war jedoch die Rache der „Appellanten" noch nicht gestillt. Auch vier angesehene Ritter, unter ihnen der bejahrte Simon Burley, ein alter bewährter Diener Eduards III. und des schwarzen Prinzen, der den jungen Richard erzogen und die Verhandlungen bei der böhmischen Heirath geführt hatte, wurden wegen Mithülfe an dem beabsichtigten Verfassungsbruch enthauptet oder mit dem Strange hingerichtet. So wurde das Prinzip der Verantwortlichkeit der Kronräthe durch eine blutige gewaltthätige Action in das Verfassungsleben Englands eingeführt. Aber die Urheber waren minder von loyalen Gefühlen für die Rechte der Nation, als von Eigennutz und Herrschsucht geleitet; und so wenig war das „unbarmherzige" Parlament von der vollen Gerechtigkeit seiner Entscheidungen überzeugt, daß es vor seiner Auflösung den Beschluß faßte, es solle niemals ein Richter ermächtigt sein, bei künftigen Hochverrathsklagen auf das gegenwärtige Verfahren als Präcedenzfall sich zu berufen. Und als ob mit dem blutigen Trauerspiel eine neue Aera in der Regierung Richards II. begründet werden sollte, wurde in der Westminsterabtei eine zweite Krönung und Huldigung angeordnet. Zugleich ließen Glocester und seine Genossen durch die Sheriffs sich von allen Einwohnern in Stadt und Land den Treueid schwören und führten dann über König und Volk die Herrschaft mit eiserner Hand. Der Herzog war mächtiger als sein königlicher Neffe.

März. — Mitte April. — 3. Juni.

Richard erhöht die Königsmacht 1389—95.

Aber Richard II. war nicht gewillt, in der untergeordneten Stellung auszuharren. Er hatte eine hohe Idee von der königlichen Macht und Würde, und an Entschlossenheit und Muth gebrach es ihm keineswegs. Im Mai 1389, als er zwei und zwanzig Jahre alt geworden, erklärte er den erstaunten Räthen, daß er nunmehr berechtigt sei, über sein Eigenthum ohne Vormünder zu schalten. Er nahm eine Umgestaltung seines Ministeriums vor, indem er das Reichssiegel an Wilhelm von Wykenham und den Oberbefehl über die Flotte seinem Halbbruder, den Grafen von Huntingdon, übertrug und die Schatzkammer und Richterstellen anderweitig besetzte. Doch beruhigte er das Parlament durch die Ver-

sicherung, daß er nach den Gesetzen regieren werde und behandelte die appellirenden Lords mit Schonung. Nun kamen einige Jahre lang bessere Zeiten über England, welche Richard zur Stärkung seiner Regierung benutzte. Er schloß mit Frankreich und Schottland einen mehrjährigen Waffenstillstand, erhob den alten Johann von Lancaster zum Herzog von Aquitanien, und seinen Vetter Eduard, den Sohn Edmunds von York, zum Grafen von Rutland und später zum Herzog von Albemarle, um sich in ihnen eine Stütze gegen Glocester zu verschaffen; er belohnte die Erben seines in der Ferne geschiedenen Günstlings Robert de Vere und vergalt allen, die ihm früher treu zur Seite gestanden, die bewährte Hingebung durch Gnadenbezeugungen. Nie vergaß er die Eindrücke und Erfahrungen der Vergangenheit: als die Leiche des Jugendfreundes in vaterländischer Erde beigesetzt werden sollte, ließ er den prächtigen Sarg aus Cypressenholz öffnen und starrte stumm die geliebten Züge an. Aber auch der heiße Wunsch nach Rache wurzelte fest und tief in der Seele des lebhaften, reizbaren Fürsten. Glocester, ein Mann von kalter, herrschsüchtiger Natur, war für den König stets ein Gegenstand des Hasses und der Furcht. Sein barsches, hochfahrendes Benehmen, mit dem derselbe seinem Neffen fortwährend begegnete, ließ kein Vertrauen, keine aufrichtige Versöhnung aufkommen. Lange
1394. 95. ertrug Richard den Trotz des Oheims; ein Feldzug nach Irland, wo nicht nur die alten Stammkönige mit den eingebornen Häuptlingen der englischen Herrschaft widerstrebten, sondern auch die Abkömmlinge der ersten Eroberer, mit den keltischen Urbewohnern durch Verwandtschaft, Sitten und Sprache aufs Innigste verwachsen, den neuen Ansiedelungen feindselig entgegentraten, nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Als er aber die Angelegenheiten der Insel in leidlichen Zustand gebracht, die Stammfürsten aufs Neue zur Huldigung und zur Anerkennung seiner Oberhoheit genöthigt und mit erhöhtem Selbstvertrauen nach England zurückgekehrt war, sann er auf Mittel, sich von der verhaßten Beaufsichtigung zu befreien und die Zügel des monarchischen Regiments strammer anzuziehen. Seine böhmische Gemahlin Anna, geliebt und hochgeschätzt
7. Juni 1394. im ganzen Lande, war ohne Kinder aus der Welt gegangen. Ihr Gemahl betrauerte sie tief und ließ ihr in Westminster ein schönes Grabmal aus Marmor und Erz setzen. Nachdem die Trauerzeit vorüber war, ließ Richard um die Hand der Isabella, der achtjährigen Tochter Karls VI. von Frankreich, werben. Durch diese Verbindung hoffte er dem Reiche einen dauernden Frieden zu erzielen und zugleich kräftigen Beistand zur Ausführung seines Planes zu erlangen. Seine Bewerbung fand in Paris gute Aufnahme. Auch in dem tiefzerrütteten Frankreich, wo der König in Geistesstörung gefallen war, sehnte man sich nach Frieden. Die jugendliche Braut wurde dem englischen König in
7. Jan. 1397. Calais angetraut, mit reicher Ausstattung nach London geführt und in Westminster gekrönt.

Glocester war dem Ehebund entgegen. Er mochte sich erinnern, daß einst Richard geäußert hatte, er werde bei Frankreich gegen seine rebellischen Edlen Hülfe suchen. Es ging die Rede, er habe mit Graf Arundel geheime Verabredungen getroffen, den König vom Throne zu stoßen. Seitdem wuchs der Groll in dem Herzen des argwöhnischen Fürsten. Um seine Partei zu stärken, suchte er seine älteren Oheime an sich zu fesseln. Edmund von York wurde durch seinen Sohn Rutland, Richards Vertrauten, auf des Königs Seite gezogen und den bejahrten Lancaster überschüttete er mit Gnadenbeweisen. Der Herzog hatte viele Jahre mit Katharina Swynford, der Tochter eines hennegauschen Ritters, vertrauten Umgang gepflogen. Nun erhob der König, da Johanns zweite Gemahlin, Constance von Castilien, im J. 1394 gestorben war, die Verbindung zu einer gültigen Ehe und erklärte die Kinder, die den Namen Beaufort trugen, für legitim und erbberechtigt. Durch diese und andere Maßregeln glaubte sich Richard II. hinlänglich gesichert, den beabsichtigten Handstreich gegen seine alten Widersacher auszuführen. Nachdem er sich mit den Grafen von Rutland, Kent, Huntingdon, Nottingham, Somerset, Salisbury, Thomas de Spenser und Wilhelm le Scrope berathen, ließ er die Grafen Warwick und Arundel und den Herzog von Glocester verhaften und in sicheren Gewahrsam bringen, die beiden ersten in Cornwall und auf der Insel Wight, den letzteren in Calais. Darauf wurden einige der genannten Edelleute veranlaßt, gegen die drei und gegen Thomas Arundel, der dem kürzlich verstorbenen Wilhelm Courtenay auf dem erzbischöflichen Stuhl in Canterbury gefolgt war, eine Klage auf Hochverrath zu stellen. Zugleich gelang es ihm, ein Parlament zu Stande zu bringen, in welchem seine Anhänger die Oberhand hatten. Von diesem wurde das Statut, worin dem König der Regierungsausschuß aufgenöthigt worden, widerrufen und die Macht der Krone im Sinne der früheren Nottinghamer Beschlüsse festgestellt. Eine große Hofdienerschaft und eine Leibwache von 2000 Bogenschützen, die den König in Westminster umgab, hielt jeden Widerspruch fern. Darauf wurde auf Grund der Anklage Lancasters Graf Arundel vom Oberhause des Hochverraths schuldig erklärt und zur Enthauptung verurtheilt. „Festen Schrittes und heiteren Antlitzes ging er durch die Straßen, vom Volke laut bejammert, bis zum Towerhügel, fühlte noch mit den Fingern die Schneide des Beils und bat den Henker rasch sein Werk zu thun.“ Noch an demselben Tag ging der Befehl nach Calais ab, den Herzog von Glocester zum Verhör nach Westminster zu schicken. Statt seiner aber traf eine Botschaft von Thomas Mowbray, Graf von Nottingham ein, der erlauchte Gefangene sei in der Haft gestorben. Die näheren Umstände seines Todes sind nie mit Sicherheit ermittelt worden; aber der Verdacht lag nahe, daß er auf Befehl des Königs, der es nicht wagte, den Oheim persönlich vor das Parlament zu stellen, von Meuchelmördern umgebracht worden sei. Der Getödtete wurde nachträglich als Verräther erklärt und sein Vermögen der

Strafgerichte gegen Glocester u. Genossen. 1397.

Juli 1397.

Sept. 1397.

22. Nov.

24. Nov.

Krone zugesprochen. Gegen Arundels Bruder, den Erzbischof von Canterbury, lautete das Urtheil auf lebenslängliche Verbannung und Verlust seiner Temporalien. Graf Thomas von Warwick wurde nach der Insel Man zu ewiger Gefangenschaft abgeführt, Mortimer, der nach Irland entflohen, geächtet, der Ritter Cobham nach Jersey verbannt. Und zu allen diesen Gewaltmaßregln gaben die nächsten Verwandten des Königshauses, gaben die Edelleute, die einst mit Glocester verbunden gewesen, gaben die Prälaten und Gemeinen ihre Zustimmung. Furcht vor Richards Söldnerschaaren und die Aussicht auf Lohn und Standeserhöhungen, die den Willfährigen in reichlichem Maße zu Theil wurden, führten den König zum Ziel. Die Gesetze über Hochverrath wurden verschärft, die Beschlüsse des gegenwärtigen Parlaments durch schwere Eidschwüre gegen künftige Umsturzversuche sicher gestellt; Richard II., von einem in Shrewsbury abgehaltenen Parlament durch ansehnliche Steuerbewilligungen auf Lebenszeit der Nothwendigkeit neuer Einberufungen enthoben, konnte sich rühmen, „die Gesetze Englands seien in dem Worte seines Mundes“; das Königthum steuerte dem Absolutismus entgegen; das Parlament gab in servilem Royalismus die Rechte aus der Hand, welche die Altvordern mit schweren Anstrengungen und Kämpfen dem Reich errungen hatten. Ein ständiger Ausschuß von zwölf Baronen und sechs Rittern, aus des Königs Getreuen gewählt, diente als ergebenes Werkzeug der Krone und machte die Reichsversammlung überflüssig. „Mit ihnen erließ König Richard Gesetze, als wären sie sein Parlament.“

Norfolk und Hereford verbannt. 1398. Es lag eine schwüle Luft auf den Gemüthern. So Manche waren sich bewußt, daß sie in früheren Jahren gegen den König gewesen, wer bürgte ihnen, daß der zu Willkür und Despotismus geneigte Fürst nicht noch nachträglich Rache an ihnen nehmen würde? Diese Befürchtungen sprach der zum Herzog von Norfolk erhobene Thomas Mowbray, den Richard als Hauptwerkzeug wider Glocester gebraucht, der sich aber wieder den alten Freiheitsideen zugewendet zu haben scheint, in einer vertrauten Unterredung gegen Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, aus. Das Gespräch wurde dem König verrathen; Hereford betheuerte feierlich seine Treue und Ergebenheit und warf alle Schuld auf Norfolk, dieser nannte den Gegner einen Lügner und Verräther. Ein Zwei-
16. Sept. 1398. kampf in Coventry sollte durch ein Gottesurtheil die Wahrheit zu Tage bringen. Schon standen die hochgestellten Männer in voller Wehr einander gegenüber, als der König Halt gebot und „den Streit in die eigene Hand nahm“. Nach einer zweistündigen Berathung mit dem Ritterhof erfolgte der Spruch: Um dem Reiche Ruhe und Friede zu wahren, solle Heinrich Bolingbroke, Herzog von Hereford, auf zehn Jahre das Land verlassen, Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, dagegen auf Lebenszeit verbannt sein und eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternehmen. Demgemäß erhielten beide
3. Okt. Geleitsbriefe und schifften sich nach dem Festlande ein.

Norfolk starb schon im nächsten Jahr auf der Rückkehr von dem heil. Lande in Venedig gebrochenen Herzens (22. Sept. 1399.) Heinrich von Hereford dagegen, ein volksbeliebter Herr, dem die Londoner Bürgerschaft in großer Menge das Geleit gab, wanderte von Calais aus nach Paris, wo er als Verwandter freundliche Aufnahme fand.

Nun war Richard II. am Ziele. Wer sollte es noch wagen, für die alten Rechte des Landes die Stimme zu erheben, da selbst die Glieder des königlichen Hauses vom Despotismus getroffen wurden? Und so überließ sich denn Richard ohne Rückhalt seinem Hang zu Gewaltthätigkeiten und Willkürhandlungen. Er strafte alle, die früher wider ihn gewesen, mit schweren Bußgeldern; er erpreßte große Summen durch Zwangsanlehen; er mißbrauchte die servile Gesinnung der Richter zur Ungerechtigkeit und Verfolgung; er führte ein üppiges und verschwenderisches Hofleben ein. Als der alte Johann von Gent im Kummer über seines Sohnes Verbannung aus dem Leben schied, erreichte das despotische Willkürregiment den Höhepunkt; mit ihm verschwand der letzte königliche Sproß, vor dem Richard noch einige Scheu und Furcht empfand. Nun setzte er alle Rücksicht bei Seite: er zog das Vermögen des Gestorbenen ein, obwohl er den Verbannten ausdrücklich das Recht eingeräumt hatte, die ihnen während der Landesverweisung zufallenden Erbschaften durch Anwälte vertreten zu lassen. Unter allen Ständen herrschte eine unruhige dumpfe Stimmung. Der Adel lebte in steter Furcht, wegen früherer Handlungen auf Hochverrath angeklagt zu werden; der Klerus, mit dem der König nie auf gutem Fuß gestanden, klagte, daß die Ketzerei der Lollarden immer weiter um sich greife und daß der Primas, „der Thurm im schützenden Bollwerk der Kirche“ vom Reiche fern gehalten werde; die Gemeinen seufzten unter Steuerdruck und Erpressung.

Gewaltherrschaft des Königs 1399

3. Febr. 1399.

Da traf die Trauerbotschaft ein, der irische Statthalter Roger Mortimer, Graf von March, der als Thronfolger galt, da Richards Ehe mit der zehnjährigen Königin noch nicht vollzogen werden konnte, sei in einer Fehde mit den O'Brians überfallen und grausam getödtet worden. Alsbald unternahm der König, nachdem er seinen Oheim Edmund von York zum Reichsverweser eingesetzt, mit beträchtlichen Streitkräften und gefüllten Geldkisten einen Rachezug nach der aufrührerischen Insel, um Arthur Mac Morogh, den mächtigen Häuptling von Leinster, den eigentlichen Anstifter des Aufruhrs, zu züchtigen. Die Iren zogen sich zurück und lockten das englische Heer in Wald und Dickicht, bis es durch Hunger und Elend zu einem verlustvollen Rückzug nach Dublin sich genöthigt sah.

Richard in Irland 1399.

Mai u. Juni.

Diese Abwesenheit des Königs benutzte Heinrich von Hereford zu einer Landung in Ravenspur an der Küste von Yorkshire. Nach einer geheimen Unterredung mit dem verbannten Erzbischof, der sich verkleidet zu ihm nach Paris geschlichen, schiffte er sich mit einem kleinen Fähnlein Gewappneter in

Bolingbrokes Rückkehr und Sieg. Juli.

der Bretagnischen Seestadt Vannes ein, begleitet von Thomas, dem Sohne des hingerichteten Grafen von Arundel, und von Cobham, der seiner Haft auf Jersey entflohen. Auf seinem Schloß Pickering entfaltete er seine Fahne; in Pontefract stießen viele nordische Edelleute, voran der Herzog von Northumberland mit seinem tapfern Sohn Percy, der Graf von Westmoreland und Lord Willoughby zu ihm; in Kurzem zählte er 30,000 Bewaffnete unter seiner Fahne; aus Leicester und Kenilworth zogen seine Lehnsleute herbei; mit jedem Tag mehrte sich die Zahl seiner Anhänger; Proclamationen flogen durchs Land und forderten zum Abfall von dem Tyrannen auf; in London wirkten seine Anhänger für einen Anschluß. Voll Angst flüchteten die Kronbeamten mit der jugendlichen Königin nach Bristol, während der Herzog von York, der keine große Anhänglichkeit für den königlichen Neffen im Herzen trug, nach einer Unterredung in der Kirche von Berkeley, auf Lancasters Seite trat. Ende Juli öffneten auch die Bürger von Bristol dem volksbeliebten Herzog die Thore, worauf die verhaßten Räthe Scrope (Graf von Wiltshire), Bussy, Grene durch standrechtliches Urtheil zum Tode verdammt und enthauptet wurden. Am 9. August besetzte Heinrich Chester, um Wales im Zaum zu halten und den heimkehrenden König zu empfangen.

Richards Absetzung 1399. Widrige Winde verzögerten Richards Abfahrt von Dublin; mittlerweile verliefen sich die Waliser Kriegsschaaren, welche sein Stiefbruder, der Graf von Salisbury, um sich gesammelt. Nicht besser erging es dem Heer, mit welchem um die Mitte August der König selbst in Wales landete. Nach wenigen Tagen waren seine Truppen so zusammengeschwunden, daß er sich im Gewande eines Franciscanermönchs mit einem kleinen Häuflein Getreuer bei nächtlicher Weile nach Conway rettete. Hier traf der Graf von Northumberland mit einer Botschaft von Lancaster ein: Der Herzog verlange nur Versöhnung und die Länder und Würden, die sein Vater einst besessen; er trachte nicht nach der Krone; Richard möge doch zu einer Zusammenkunft mit dem Vetter nach Flint reiten, dann würde er ihm gehorsam nach London folgen. Die Absicht war, den König aus dem festen Conway zu locken; der Graf von Northumberland, sagt ein Zeitgenosse, spielte die Rolle von Judas und Ganelon. Auf dem Wege nach Flint wurde Richard am schmalen Strande festgenommen und nach einer Trauernacht voll Thränen und Wehklagen am andern Tag zu dem Herzog
19. Aug. nach Chester geführt, der ihn unter die Obhut des Grafen von Albemarle und der Söhne Glocesters stellte. Von Chester ging der Weg nach London, wohin der König, durch den Herzog gedrängt, auf Ende September ein Parlament ausgeschrieben hatte. In Lichfield machte er einen unglücklichen Versuch, sich aus dem Fenster des Thurms in den Garten herabzulassen und zu entfliehen. Seitdem wurde die Bewachung schärfer. In der Hauptstadt wurde Heinrich mit Jubel begrüßt und im Triumphe nach der Paulskirche geleitet, während Richard als Gefangener seinen Aufenthalt im Tower nehmen mußte. Hatte

der Herzog bisher sich den Schein gegeben, als sei er nur aus der Verbannung heimgekehrt, um sein väterliches Erbe zu fordern, so wurde er jetzt durch die Beweise von Ergebenheit, die ihm von allen Seiten und von allen Ständen entgegengebracht wurden, weiter geführt. Er wagte nun offen, die Hand nach der Krone auszustrecken. Der König sollte zur Thronentsagung gezwungen und diese durch das Parlament bestätigt werden. Also geschah es. Richard unterzeichnete 29. Sept.
eigenhändig eine Urkunde, in welcher er alle seine Unterthanen ihrer Treue und Pflicht entband und die Königskrone, die er nicht würdig sei ferner zu tragen, niederlegte. Zugleich steckte er, wie berichtet wird, dem Herzog seinen Siegelring an den Finger. Als am andern Tag das Abdankungsinstrument in Gegenwart Heinrichs im Parlament verlesen war, gaben die Anwesenden, zuerst jeder für sich, dann alle insgesammt ihre Zustimmung. Darauf wurde von einer Commission eine Reihe von Artikeln aufgestellt, aus denen hervorgehen sollte, daß Richard seinen Krönungseid gebrochen und die Krone verwirkt habe. Nach Verlesung dieses Schriftstückes wählte das Haus sechs Procuratoren, je zwei aus jedem der Stände, welche vor dem leeren mit Goldtuch bedeckten Thron sich niederlassend unter dem Vorsitz des Oberrichters als höchster Gerichtshof der Nation das Absetzungsurtheil über den bisherigen König Richard II. aussprachen und durch den Mund eines der geistlichen Bevollmächtigten bekannt machen ließen, ohne auf den Widerspruch des Bischofs von Carlisle zu achten, welcher in kräftiger Rede das Recht der Unterthanen, über ihre gebornen Fürsten zu Gericht zu sitzen, nachdrücklich bestritt. Als die Absetzungsurkunde verlesen war, erhob sich der Herzog und forderte kraft seiner Abstammung und auf Grund des Rechtes, das durch Gottes Gnade mit Hülfe seiner Freunde und Verwandten in seine Hand gelegt worden, Reich und Krone von England, indem er zugleich den königlichen Siegelring vorzeigte. Nachdem die Versammlung ihn laut als König begrüßt, nahm er, geleitet von dem Erzbischof von Canterbury, Platz auf dem Thron und empfing von allen Staatsbeamten und Richtern Huldigung und Treuschwur. Darauf hielt der Metropolit eine salbungsvolle Rede des Inhalts, „daß fortan nicht ein Kind, wie der frühere Fürst gewesen sei, eigenwillig und unvernünftig, sondern ein Mann über sie herrschen werde, in voller Reife der Vernunft, der nicht sowohl seinen als Gottes Willen zu vollziehen entschlossen sei.“ Am folgenden Tag begaben sich dieselben Bevollmächtigten nach dem Tower, um den König Richard den Beschluß des Parlaments und die Thronbesteigung Heinrichs von Lancaster mitzutheilen. Er hörte den Vortrag gefaßt an und ergab sich in sein Schicksal.

Damit endigte die Regierung eines Fürsten, der schöne Naturanlagen besaß und sich durch Bildung und Kunstliebe auszeichnete. Die englischen Dichter Gower und Chaucer erfreuten sich seiner Huld und Froissart überreichte ihm ein Exemplar seiner Liebeslieder: aber Eigenwilligkeit, Hang zu Willkürhandlungen und der verderbliche Einfluß von Schmeichlern und Höflingen hatten ihn auf die abschüssige Bahn zum Abgrund geführt.

4. Das Haus Lancaster.

a) Heinrichs IV. Regierung und Kämpfe.

Das neue Regiment u. König Richards Tod. 1399. 1400. Am 13. Oktober wurde Lancaster als König Heinrich IV. mit dem heil. Oel gesalbt und von beiden Erzbischöfen gekrönt. Ohne auf den siebenjährigen Grafen von March, welcher als Enkel Lionel's der nächste Thronerbe war, Rücksicht zu nehmen, ernannte der neue König seinen Erstgeborenen, Heinrich, zum Prinzen von Wales; dann wurden die nördlichen Grafen Northumberland und Westmoreland, so wie die übrigen Edelleute, die bei dem Staatsstreich mitgewirkt, mit Gütern und Ehrenämtern belohnt und durch das Parlament eine Reihe von Beschlüssen gefaßt, welche die unter Richard II. vorgekommenen Unregelmäßigkeiten und Willkürhandlungen beseitigen, die Verfassung für die Zukunft gegen ähnliche Eingriffe sicher stellen und die Wirkungen der gefällten Hochverrathsurtheile aufheben sollten. Heinrich wollte den ganzen Vorgang in solchem Lichte erscheinen lassen, als sei dadurch die gesetzliche Ordnung nicht unterbrochen, sondern Alles wieder in den Zustand zurückgeführt worden, wie es unter Eduard III. bestanden. Nicht als revolutionärer Gewaltstreich, sondern als eine zur Nothwehr, zur Vertheidigung der nationalen Rechte vollführte That der gesetzgebenden Macht, die König Richard selbst einberufen, als ein Akt innerer Entwickelung des Staatslebens sollte der Thronwechsel aufgefaßt werden. Auch über das künftige Schicksal des abgesetzten Königs trat Heinrich mit dem Parlament in Berathung. Durch gemeinsamen Beschluß von König und Oberhaus wurde Richard zu lebenslänglichem geheimen Gefängniß verurtheilt und nach Pontefract abgeführt. Jan. 1400. Als aber zu Anfang des nächsten Jahres von einigen Freunden und Verwandten des entthronten Monarchen, Huntingdon, Kent, Salisbury, Lord Spenser u. A. eine Verschwörung zum Umsturz der neuen Ordnung und zur Rückführung des Gefangenen auf den Thron angelegt ward, nahm dessen Schicksal eine schnelle Entscheidung. Kaum war nämlich die Verschwörung in dem Blute ihrer Häupter, welche theils durch das Richtbeil gefällt, theils von den ergrimmten Bürgern einzelner Städte erschlagen wurden, erstickt und durch Heinrich energisch unterdrückt worden, so erfuhr das englische Volk, daß Richard II. in Pontefract den Hungertod gestorben und daß sein Leichnam in der Paulskirche der Hauptstadt im offenen Sarge und mit entblößtem Angesichte ausgestellt sei. Adel und Volk strömten herbei, um den Verstorbenen zu schauen und dem Hochamt für dessen Seele anzuwohnen. An seinem Tode war nicht länger zu zweifeln; es hieß, er habe sich auf die Kunde von dem tragischen Ausgang seiner Getreuen aller Speise enthalten. Aber schreckliche Gerüchte von gewaltsamer Ermordung liefen im Volke um und fanden Glauben.

Wie geflissentlich auch die Nachricht verbreitet wurde, daß König Richard nicht mehr am Leben sei, immer diente von Zeit zu Zeit sein Name als Losung und Schild

für Verschwörung und Aufruhr: nicht der König, hieß es, sondern ein Theilnehmer des Complotts, der Priester Maudelin, der ihm an Gestalt und Gesichtszügen auffallend geglichen, sei getödtet und in den Sarg gelegt worden; immer tauchte da und dort eine räthselhafte Gestalt auf, die sich als drohendes Gespenst an das Lancaster'sche Herrschergeschlecht anheftete und es im ruhigen Besitz der Krone zu stören suchte.

Darum waren auch die Empörungen und bewaffneten Aufstände, von denen wir die Regierung Heinrichs IV. durchzogen finden, um so bedenklicher und gefahrdrohender, als sie in den Augen der Menge einen legitimen Hintergrund hatten, gegen einen „Usurpator" gerichtet erschienen, und weil sie den alten Erbfeinden Englands, den Schotten und Franzosen, Gelegenheit boten, die Ansprüche des englischen Herrscherhauses mit Hülfe der inneren Parteiung und nationalen Zwietracht, erfolgreicher und energischer zurückzuweisen. In Wales brach der unter der Asche glimmende Funke altkymrischen Stammesgefühls noch einmal in helle Flammen aus, als der unternehmende kriegskundige Owen Glendower die Fahne der nationalen Unabhängigkeit erhob und von Frankreich unterstützt, mit einem Haufen streitbarer Gebirgssöhne über die Grenzmarken einbrach, um seinen Kriegern Beute, sich selbst den Rang eines Waliser-Fürsten zu erkämpfen. Es gelang ihm, zwei mächtige Herren der Gegend, Reginald de Grey und Sir Edmund Mortimer im Feld zu überwinden und als Gefangene wegzuführen. Der Volksglaube erblickte in ihm einen Zauberer, der Gewalt habe über die Geister und Dämonen der Berge, die er zu seinem Dienst zwingen könne. So oft waren die Waliser Bogenschützen mit den Engländern vereint in die Schlacht gezogen. Jetzt standen sie einander feindlich gegenüber; der alte Racenkampf drohte die nationale Einheit wieder zu durchbrechen; die Waliser Barden und Sänger wurden als Landstreicher von Englands Boden in die heimischen Berge gejagt. Auch in den Gauen des Nordens entbrannte der alte Grenzkrieg von Neuem, als die Schotten dem Lancaster'schen König die Huldigung und den Lehnseid verweigerten. Lange feierte man in Sage und Dichtung den blutigen Kampf am Hügel von Homildon, wo Percy Heißsporn und der Graf von Marche durch englische Bogenschützen der schottischen Ritterschaft eine empfindliche Niederlage beibrachten. Von fünf Pfeilen durch die Rüstung getroffen, sank der tapfere Führer Archibald Douglas vom Pferde und mußte sich gefangen geben, auch Murdoch von Fife, Sohn und Erbe des ehrsüchtigen, gewaltthätigen Herzogs von Albany, der während sein Bruder König Robert III. geistesschwach an unheilbarer Krankheit einsam auf der Insel Bute dahinsiechte, die Regierung führte, so wie die Grafen von Angus, Moray, Orkney, die Lords Montgomery, Erskine, Graham und an 80 schottische und französische Ritter fielen in die Hände der Sieger; 500 stattliche Krieger ertranken in den Fluthen des Tweed und wie mancher tapfere Rittersmann blieb auf dem Waffenfelde!

Aufstände. 1401. 1402.

Wales.

1401.

Die nordischen Grenzmarken.

1402.

Percy Heißsporn besiegt u. getödtet 1403. Am Hofe zu Westminster war große Freude über den Sieg. Der König ließ die Gefangenen nach London bringen und behielt die Bedingungen ihres Loskaufs seiner eigenen Entscheidung vor. Von der Zeit an trugen die Percys das Haupt höher; sie sahen sich als die eigentlichen Gründer des Lancaster'schen Königthums an und ihre Haltung mochte demgemäß anmaßend und hochfahrend geworden sein. Nach ihrer Meinung wurden sie von dem König, der doch ihnen seine Erhöhung hauptsächlich zu danken habe, für ihre Verdienste nicht nach Gebühr belohnt. Es verdroß sie, daß Heinrich die Entscheidung über die Lösung der Gefangenen in die eigene Hand nahm, daß er den Loskauf des Edmund Mortimer, dessen Schwester an den jüngeren Percy, den Heißsporn, vermählt war, aus der Haft Glendower's nicht gestattete, weil er der Oheim des jungen Grafen von March, des rechtmäßigen Erben der Krone war, während doch sein Mitgefangener, Grey von Ruthven, sich die Freiheit erkaufen durfte; der hochfahrende Ritter war sehr unwillig, daß er bei der Besitznahme von Nordwales nebst der Insel Anglesey, worüber er als Statthalter eingesetzt worden, von dem König nicht nachdrücklich unterstützt wurde, dieser vielmehr das Land seinem Sohn, dem Prinzen von Wales, zuzuwenden gedachte. Aus diesen und andern Gründen entstand eine heftige Feindschaft zwischen den Percys von Northumberland und den Lancasters, die bald in offenen Bürgerkrieg überging. Mortimer, von Owen der Haft entlassen und mit dessen Tochter vermählt, vermittelte einen Bund. Der englische Thron sollte entweder an Richard, falls dieser noch am Leben sei, zurückfallen, oder dem jungen Grafen Edmund verliehen und Glendower als unabhängiger Fürst von Wales anerkannt werden. Sommer 1403. Als Heinrich im Sommer 1403 auf einem Feldzug gegen Schottland begriffen war, erhob Percy in seinem Rücken die Fahne der Empörung. Um der Vereinigung mit Glendower näher zu sein, begab er sich mit seinem von ihm befreiten Waffengefährten Archibald Douglas nach Nordwales, wo sich auch sein Oheim, der Graf von Worcester, einfand. Proclamationen, in denen Heinrich von Lancaster, der sich König von England nenne, des Wortbruchs, der Usurpation, der Ungerechtigkeit und Volksbedrückung beschuldigt ward, riefen das Volk unter die Waffen. Bald traten die Heere, beide von gleicher Stärke, bei Shrewsbury einander gegenüber. Aber durch die rasche Entschlossenheit des Königs, der sich zwischen die Mannschaften des Grafen von Northumberland und seines Sohnes warf und dadurch die Vereinigung beider verhinderte, und durch die Tapferkeit des Prinzen von Wales, dessen jugendlichen Muthwillen und Leichtsinn, wie seinen Seelenadel, seine Heldengröße und seinen ritterlichen Sinn der große britische Dichter Shakespeare 21. Juli 1403 so meisterhaft gezeichnet, entschied die Schlacht bei Shrewsbury für die Lancasters. Percy Heißsporn wurde erschlagen, der Graf von Worcester und die Herren von Kinderton und Vernon starben vor den Thoren der Stadt durch Henkershand, Douglas fiel verwundet in die Hände Heinrichs, der ihn in ritterlicher Haft hielt.

Dieser Ausgang entschied auch das Schicksal des alten Grafen Percy, der mit vielen Bewaffneten aus den nördlichen Grafschaften bei Newcastle stand. Von dem Volke verlassen, mußte er sich in Kriegsgefangenschaft geben. Er wurde vor dem Parlament angeklagt, kam aber mit einer Geldbuße davon. Doch mußte er und die gesammte Ritterschaft Northumberlands aufs Neue den Treueid schwören. Die Gährung dauerte indessen noch lange fort und wurde von Frankreich aus genährt. Der Bruder des kranken Königs Karl VI., Herzog Ludwig von Orleans, ein ehrgeiziger, herrschsüchtiger Fürst, suchte die Unzufriedenheit zu seinem Vortheil auszunutzen. Er unterstützte die Ansprüche der nach Frankreich zurückgesandten Königin Isabella, die er mit seinem Sohne vermählte, gegen den „Usurpator" Heinrich von Lancaster, forderte ihn zum Zweikampf und bedrängte, als er nicht darauf einging, seine festländischen Besitzungen mit Krieg. Geheime Sendlinge durchzogen die Grafschaften, sprachen von der nahen Wiederkunft Richards, der in Schottland verborgen sei, vertheilten sein Wappen und hielten das Volk in Aufregung. Owen Glendower wurde von Frankreich und von Papst Benedict XIII. als Fürst von Wales anerkannt und schmückte sich mit den altheimischen Herrscherzeichen. Selbst Graf Rutland (von Albemarle) wurde beschuldigt, Intriguen zum Sturze Lancasters gesponnen zu haben. Der ganze Norden füllte sich von Neuem mit Mißvergnügten. An ihrer Spitze standen zwei von der Thronumwälzung schwer betroffene Edelleute, Graf Marschall, Sohn des in der Verbannung gestorbenen Herzogs von Norfolk (S. 59) und Richard Scrope, Erzbischof von York, Bruder des in Bristol hingerichteten Grafen von Wiltshire. Auch der begnadigte Percy von Northumberland war abermals in die Coalition verflochten. Aufrührerische Anschläge an den Kirchenthüren von York forderten zur Schilderhebung gegen den meineidigen Usurpator, den Mörder des rechtmäßigen Königs auf; bewaffnete Schaaren durchzogen das Land. Aber durch die List und Besonnenheit des Grafen von Westmoreland, den Heinrich zum Marschall und Connetable in den nördlichen Gegenden ernannt, und durch die Energie des Königs und seiner Söhne wurde auch dieser Aufstand unterdrückt. Mowbray und der Erzbischof, durch ein unregelmäßiges Gericht zum Tode verurtheilt, starben durch das Henkerbeil. Das Haupt des erstern schaute noch lange vom Thurm zu York als warnendes Beispiel auf die aufrührerische, in ihren Rechten verkürzte Stadt herab; den Prälaten aber, der in seinem erzbischöflichen Gewande muthig dem Tode entgegen ging, ehrte das Volk als Märtyrer. Der Graf von Northumberland und sein Genosse Bardolf entkamen nach Schottland; aber seine Burgen wurden gebrochen, seine Städte eingenommen, die Führer seiner Besatzungstruppen hingerichtet.

Der Aufstand im Norden niedergeworfen. 1404. 1405

1404.

1405.

Das Glück begünstigte das Lancaster'sche Haus. In Schottland starb der kranke König Robert III. (4. April 1406); sein Sohn und Erbe Jacob, den die Schotten nach Frankreich schicken wollten, um ihn den Nachstellungen seines Oheims Albany zu entziehen (dem man die Ermordung des ältern Prinzen des Herzogs von Rothsay zuschrieb), war in die Hände Heinrichs gefallen und harrte nebst andern Gefangenen im Tower seiner Befreiung. In Frankreich blutete Ludwig von Orleans in den Straßen von Paris unter den Händen von Meuchelmördern, und der Herzog von Burgund, ein Verbündeter Englands, erlangte am französischen Hof den größten Einfluß; und als Percy von Northumberland und Thomas Bardolf nach vielen Irrfahrten in Schottland und Wales abermals die Fahne des Aufruhrs erhoben, fielen beide in einer Feldschlacht auf

Die Lancaster'sche Dynastie im Glück

23. Nov 1407.

19. Febr. 1408. der Ebene von Bramham. Ihre Häupter wurden auf der Londoner Brücke aufgepflanzt, ihre Anhänger getödtet oder zersprengt; und wenn sich auch Glendower noch fernerhin in den Felsen und Schluchten des Snowdon behauptete; was vermochte er, ohne die Hülfe Schottlands, das Heinrich durch seine erlauchten Gefangenen in seiner Hand hatte, und ohne die Unterstützung Frank-
1410—1412. reichs, wo sich die burgundische Partei nur durch die englischen Hülfstruppen in ihrer Machtstellung gegen die Orleans behaupten konnte, wo dieselben Herren, die einst den Herzog von Lancaster Usurpator und Mörder gescholten und auf Leben und Tod herausgefordert hatten, sich um seine Gunst bewarben und als Preis eines Bündnisses ihm das ganze Herzogthum Guienne anboten? So kam es denn, daß Heinrich IV. während der letzten Regierungsjahre nicht nur in seinem Reiche die Herrschaft ruhig und stark leiten konnte, sondern daß er auch in Schottland das gebietende Wort führte, daß in Frankreich die Parteien um seine Unterstützung buhlten und seinen schiedsrichterlichen Spruch einholten, daß die flandrischen Städte um Erneuerung der Handelsverträge nachsuchten, daß in der pyrenäischen Halbinsel, am Rhein und an den Küsten der Ost- und Nordsee Bündnisse und verwandtschaftliche Verhältnisse obwalteten, welche dem Lande zum Vortheil, der Dynastie zur Macht und Ehre gereichten.

Heinrichs IV. Politik. Diese Erfolge erlangte der Lancaster'sche König einerseits durch seine Klugheit und Energie, andererseits durch seinen Bund mit der Kirche und mit dem Hause der Gemeinen. So scharf er gegen den Erzbischof von York und gegen alle Geistlichen verfuhr, welche, wie die Franciscaner, sich in die politischen Verschwörungen einließen; so eifrig war er bemüht, das alte Band zwischen Königthum und Hierarchie wieder fester zu knüpfen und die Unregelmäßigkeit seiner Thronbesteigung mit dem Segen der Kirche zu verhüllen und zu weihen. Wir wissen, welchen Antheil der Erzbischof Arundel von Canterbury an dem Gelingen des Staatsstreichs hatte; von ähnlicher Gesinnung war der gesammte englische Klerus, mit geringen Ausnahmen, gegen das neue Herrscherhaus erfüllt. Dieses Entgegenkommen vergalt Heinrich durch seine Bereitwilligkeit, der Kirche zur Unterdrückung der Wycliffiten den weltlichen Arm zu leihen, so sehr auch Ketzerverfolgungen gegen die Traditionen des Lancaster'schen Hauses gingen. Doch war es nicht blos das Gefühl der Erkenntlichkeit, das ihn zu dem Bunde mit der Geistlichkeit trieb; nur durch ihre freigebige Unterstützung konnte er in den Stand gesetzt werden, seinen zahlreichen und mächtigen Feinden kräftig und siegreich entgegenzutreten. So erklärte er denn gleich nach seiner Thronbesteigung, daß er die bestehende Kirche erhalten und gegen die Angriffe der Wycliffiten schützen werde, eine Erklärung, die er dem Klerus in der ersten Convocation kund machen ließ und bei Eröffnung des nächsten Parlaments wiederholte. Die Gemeinen, unter kirchlichem Einfluß gewählt, dankten dem König für den verheißenen Schutz des Glaubens und die Geistlichkeit fühlte sich dadurch so ermuthigt, daß sie um ein Gesetz gegen die Irrlehrer nachsuchte.

So kam das bekannte Statut „über Verbrennung von Ketzern“ zu Stande, ein Statut, wie die englische Geschichte bis dahin noch keines aufzuweisen hatte. Niemand sollte hinfort lehren oder predigen dürfen ohne die Erlaubniß des Bischofs; alle verdächtigen Schriften sollten an die geistlichen Oberen abgeliefert werden. Wer dawider handelt soll in Haft kommen, bis er der Kirche durch Abschwörung, dem Fiscus durch Entrichtung einer Geldstrafe Genüge gethan. Weigert sich der Schuldige die Abschwörung zu leisten oder wird er eines Rückfalls überführt, so ist das geistliche Gericht ermächtigt, das Todesurtheil zu fällen und der Sheriff angewiesen, denselben auf einer hohen Stätte vor den Augen des Volkes in den Flammen sterben zu lassen, damit alle Umwohner von Schrecken ergriffen würden. Früher mußte vor der Vollstreckung des geistlichen Urtheils die Bestätigung des weltlichen Gerichts eingeholt werden; jetzt war der Schuldige ohne weitere Rückfrage dem Bischof oder seinem Commissar preisgegeben. Das Parlament gab seine Zustimmung. Wir wissen, daß die Wanderprediger den Verfall der Kirche in erster Linie von den weltlichen Besitzungen des Klerus ableiteten und die Regierung zur Einziehung derselben für die Zwecke des Staats aufmunterten. Nun fanden aber die weltlichen Herren bei genauerer Prüfung, daß ihr eigenes Besitzrecht keine bessere Begründung habe, als das der Geistlichen und nahmen sich daher um so eifriger der Gerechtsame der Kirche an.

Das Statut de comburendo heretico.

Die nächste Folge dieses harten Gesetzes, mit welchem das neue Jahrhundert in England eingeleitet wurde, war die Hinrichtung Wilhelm Sawtres, eines Geistlichen, der zwei Jahre früher wegen häretischer Ansichten von dem Bischof von Norwich seiner Pfarrstelle in Lynn entsetzt und zur Abschwörung gebracht worden war. Eines Rückfalls beschuldigt, erlitt er einen martervollen Tod in den Flammen, das erste Opfer der Religionswuth in England. Eine Verordnung des Erzbischofs Arundel schärfte die genaue Befolgung der kirchlichen Lehren und Satzungen ein, verbot alle Lollardischen Schriften, selbst das von Wycliffe übersetzte Neue Testament, und erklärte jede Unterlassung kirchlicher Gebräuche für Ketzerei. Von der Zeit an entfalteten die geistlichen Gerichtshöfe die größte Thätigkeit, von der englischen Kirche den Flecken der Häresie abzuwaschen. Das bei den Verhören eingehaltene inquisitorische Verfahren machte leicht aus einem Verdächtigen einen Schuldigen, und das äußere Formenwesen des katholischen Cultus, dessen leiseste Vernachlässigung in diesen Zeiten des Argwohns und Auflauerns ein genügender Grund zur Anklage war, gab Gelegenheit genug zu Anschuldigungen, böslichen Verleumdungen und gehässigen Verfolgungen. Der sogenannte Lollardsthurm im erzbischöflichen Palaste Lambeth füllte sich mit schuldigen und unschuldigen Häretikern: manche retteten ihr Leben durch Abschwörung, andere starben als Blutzeugen auf dem Scheiterhaufen, unter ihnen der fromme William Thorpe. Aber trotz aller Verfolgungen zählten die Wycliffitischen Lehren noch viele Anhänger. Die Universität Oxford trat in einem öffentlichen Aktenstück für ihren ehemaligen Genossen in die Schranken, und im Jahre 1406, als Heinrich IV. eine hohe Steuer von dem Parlament begehrte, stellte das Unterhaus, das damals von einem andern Geist beseelt war, den Antrag: der König möge Hand an das Kirchengut legen und damit die Bedürfnisse des Staats befriedigen. Diesem Antrag setzten die Lords, an deren Spitze der Prinz von Wales genannt wird, das Verlangen entgegen: daß Alle, welche wider den Besitz der Kirche predigten und Alle, welche behaupteten, König Richard sei noch am Leben, mit derselben Strafe belegt würden, denn der Zweck sei bei beiden, Aufruhr zu erregen.

Ketzerverfolgungen. 2. März 1401. 1406.

Es lag nicht in der Natur des vierten Heinrich, irgend eine Richtung auf die Spitze zu treiben. Seine Herrschaft gründete sich auf die Ausgleichung der Gegensätze. Wenn er die Geistlichkeit in ihrer Orthodoxie und in ihrem Eigen-

Parlamentarische Regierung der Lancasters.

thum schützte, so war er doch eben so eifrig bedacht, die im Parlamente sich kund gebende Volksstimmung nicht durch Widerstand zu reizen. Die kriegerischen Anstalten zur Bewältigung der inneren Unruhen wie zur Abwehr der äußeren Feinde nöthigten ihn zu Ausgaben, denen weder das Hausvermögen noch das Krongut genügten. Er mußte daher häufig den guten Willen der Stände in Anspruch nehmen; diesen konnte er aber nur erzielen durch eine gerechte und parlamentarische Regierung. Und so sehen wir ihn denn auch eifrig bemüht, mit den Gemeinen sich in gutem Einvernehmen zu halten. Nicht nur, daß er bei allen wichtigen Reichsangelegenheiten, bei der Gesetzgebung und Besteuerung, ihren Rath und ihre Zustimmung einholte; er willigte auch ein, daß alle Beschlüsse in Gegenwart einer Deputation beider Häuser in die Parlamentsurkunden eingetragen werden sollten; er ließ es geschehen, daß die bewilligten Gelder Schatzmeistern anvertraut würden, die, von den Ständen ernannt, zur Rechenschaftablegung verpflichtet wären; er gestattete, daß das Parlament über den königlichen Haushalt eine Art von Aufsicht führe, ein Verlangen, das frühere Könige stets als eine Beleidigung von sich gewiesen, entfernte aus seiner Nähe mehrere Personen, gegen die das Parlament Mißtrauen geäußert, und veranlaßte die Königin, aus ihrem Hofstaate viele Fremde zu entlassen. Die Beamten wurden durch Eidesleistung verpflichtet, die Gesetze und das gemeine Recht zu beobachten, die Sheriffs angewiesen, sich der Beeinflussung der Parlamentswahlen zu enthalten; den Parlamentsgliedern ward die Initiative in allen Geldsachen, Freiheit der Rede und das Recht gewährt, während der Dauer der Sitzungen nicht verhaftet werden zu dürfen, außer in Criminalsachen; die Befugniß der Könige, die Strenge der Statuten durch Verordnungen, die dem Sinne derselben entgegenliefen, zu mäßigen, wurde ausdrücklich abgeschafft. Um so standhafter beharrte Heinrich bei den Beschlüssen gegen die Lollarden. Man verglich die drei Stände des Reichs mit der heil. Dreieinigkeit. Beide sollten in ihrer Ehre und Würde ungekränkt bleiben. Durch diese

Heinrichs IV. Ausgang. 1413.

bald nachgiebige, bald stramme politische Haltung sicherte Heinrich IV. seinen Thron. Die Stände fühlten, daß die hohen Zugeständnisse, die er ihnen gewährte, nicht die Wirkung der Schwäche seien, denn er wußte auch seine königlichen Prärogativen gegen jeden ungeeigneten Eingriff zu schützen, und als er einst eine ungebührliche Zumuthung scharf zurückwies, flehten sie demüthig, er möge sie doch für seine getreuen Unterthanen erklären. Aber so glücklich und glorreich Heinrich das Scepter unter schwierigen Verhältnissen geschwungen hat, seine Seele war erfüllt von Kummer und banger Sorge, und sein Leib von schweren Leiden heimgesucht. Er blickte mit trüben Ahnungen in die Zukunft. Sein Gewissen klagte ihn eines schweren Verbrechens gegen Richard II. an, das ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgte. In seiner Jugend hatte er einst gegen die heidnischen Litthauer gekämpft; später soll er sich mit dem Gedanken eines zweiten Kreuzzuges getragen haben, um die verlorne Ruhe zu

erjagen. Sein ganzes Trachten war auf die Befestigung seiner Dynastie auf Englands Thron gerichtet. Dieses Ziel konnte nur erreicht werden, wenn der Erstgeborne dieselbe Klugheit, Mäßigung und Energie entfaltete; aber wie ritterlich und tapfer auch der junge Heinrich sich stets bewiesen, seine Lebensweise war doch der Art, daß sie dem Vater viel Herzeleid bereiten mußte. Denn das Charakterbild, das der Dichter von dem genialen Prinzen mit unübertrefflicher Meisterschaft entworfen, ist kein bloßes Werk der Phantasie. Noch lebte der junge Graf von Marche, der ein größeres Recht auf die Krone hatte, und die Versuche, die sogar in des Königs Umgebung zu seiner Befreiung und Entführung gemacht wurden, bewiesen, daß dem Lancaster'schen Hause noch mächtige Gegner lebten. Es war daher immerhin ein wichtiger, ereignißvoller Moment, als Heinrich IV. am 20. März 1413 in einem Alter von 47 Jahren zu seinen Vätern versammelt ward und sein Sohn den Thron bestieg.

b) Heinrich V. und die Lollarden.

Aber dieser fünfte Heinrich machte alle Befürchtungen zu Schanden. Er hatte einst dem zagenden Vater gelobt, er werde die Krone gegen Jedermann mit dem Schwerte zu wahren wissen, und er hat nicht nur sein Wort gehalten, er hat noch weit mehr gethan. Er hat nach seiner Thronbesteigung einen neuen Menschen angezogen und die Besorgnisse, die seine Verirrungen und Jugendstreiche erregt haben mochten, schnell zerstreut. Seine Krönung ging ohne Störung vorüber und wurde durch eine weitgehende Amnestie ein Tag der Freude für das ganze Land; und so sicher fühlte sich Heinrich im Bewußtsein seiner Kraft und Popularität, daß er dem Grafen Edmund die Freiheit und seine Hausgüter zurückgab, daß er den Sohn Percy's des Heißsporn in die Familienlehen und in die Grafschaft Northumberland einsetzte, daß er viele gefangene Schotten in die Heimath entließ; und um den Wahnglauben, als ob König Richard noch am Leben sei, für immer zu zerstreuen, ließ er jene geheimnißvolle Leiche, die bisher in der stillen Gruft zu Langley geruht, in der Westminsterabtei beisetzen, wo ein schönes Denkmal über dem Grab errichtet ward. *Heinrichs V. Regierungsantritt 1413.*

In der inneren Politik schritt Heinrich V. auf der Bahn des Vaters fort. Wie dieser ehrte er die Rechte des Parlaments und beobachtete die Landesgesetze; wie dieser schützte er die Kirche und die orthodoxe Lehre gegen Häretiker und Sektirer. So wenig die Lollarden aus der bisherigen Haltung des Königssohnes Sympathien für ihre Ansichten erwarten konnten, so scheint doch der Thronwechsel sie mit neuen Hoffnungen erfüllt zu haben. Sie traten aus der Verborgenheit hervor und legten die Verschlossenheit und Verstellung, zu der sie durch die Gefahr bewogen worden, ab. War doch ihr Haupt und Beschützer, der ritterliche John Oldcastle, von dem Erbe seiner Gemahlin Lord Cobham genannt, bisher hoch in Heinrichs Gunst gestanden. Wie ehedem sah man wieder Wanderprediger durch das Land ziehen, und an den Kirchthüren Londons *Oldcastle und die Wycliffiten.*

fand man einst Anschläge, in denen es hieß, daß hunderttausend Lollarden bereit seien, das Schwert zum Schutz ihres Glaubens zu ziehen. Der Erzbischof machte dem König Anzeige, daß Cowling Castle in Kent, die Wohnung des Ritters, den Wycliffiten als Sammelplatz diene und daß dort die englische Bibel und ketzerische Schriften gelesen würden. Heinrich unternahm es, seinen alten Freund durch Vorstellungen und Drohungen von seinen häretischen Ansichten abzubringen, aber dieser erklärte offen, daß er seinem Herrn in allen weltlichen Dingen treu und gehorsam sein werde, aber in dem Papst und seiner geistlichen Macht könne er nur die Herrschaft des Antichrists erblicken. Nun erhielt der Erzbischof Erlaubniß, mit Strenge vorzugehen, worauf Oldcastle in den Tower gebracht und vor ein geistliches Gericht gestellt ward. Als er aber sowohl in einem schriftlichen Glaubensbekenntniß, das er vorlas, wie in dem Verhör in Betreff des Abendmahls, der päpstlichen Hierarchie und anderer Satzungen und Gebräuche der Kirche Ansichten kund gab, die im Wesentlichen mit den Lehren Wycliffe's übereinstimmten, und durch keine Ermahnungen zum Nachgeben zu bewegen war, wurde er als Ketzer und Schismatiker aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen und dem Arm der weltlichen Strafgerechtigkeit überantwortet. Man verschob jedoch die Vollstreckung des Urtheils, in der Hoffnung, er werde noch in sich gehen und widerrufen. Diese Frist benutzte Oldcastle zur Flucht. Er hielt sich verborgen und bildete mit seinen Gesinnungsgenossen eine Verschwörung. Wenigstens wurde dem König die Nachricht überbracht, die Lollarden wollten ihn nebst seinen Brüdern und Getreuen am Weihnachtsfest in Eltham überfallen, die Kirchen und Klöster in und um London in Brand setzen und eine Republik unter Cobhams Leitung aufrichten. So unwahrscheinlich auch bei der anerkannt friedfertigen Gesinnung der Wycliffiten solche Beschuldigungen lauteten, so schenkte Heinrich denselben doch Glauben; und da man ihm meldete, daß eine Ebene in der Nähe von St. Giles ihnen zum Versammlungs- und Berathungsort diene, so beschloß er, sie dort zu überraschen. Nachdem er Befehl gegeben, die Thore der Hauptstadt zu schließen, um den dortigen Lollarden die Verbindung abzuschneiden, näherte er sich in der Stille der Nacht mit hinreichender Mannschaft dem Platze und traf etwa hundert Wycliffiten, die sich wahrscheinlich zu ihren verbotenen Andachtsübungen versammelt und zum Schutze gegen Ueberfälle sich mit Waffen versehen hatten. Der König ließ sogleich die Anwesenden greifen, Andere, die sich noch auf dem Wege befanden, wurden gleichfalls verhaftet, und auf das Haupt Oldcastle's, den man vergebens in der Versammlung suchte, ein Preis von tausend Mark gesetzt. Mehrere der Gefangenen wurden, nachdem ein hastiges Gerichtsverfahren auf Schuldig erkannt, theils an den Galgen geknüpft, theils den Flammen übergeben.

[Randnotizen: Verschwörung und Strafe 1414. — 7. Jan. 1414. — 24. Jan.]

[Randnotiz: Oldcastle's Tod. Schärfung der Ketzergesetze.]

Drei Jahre später erfüllte sich auch das Schicksal des kühnen und standhaften Vorfechters der Wycliffiten, John Oldcastle's. In Wales, wo er sich verborgen

gehalten, entdeckt, wurde er nach tapferster Gegenwehr zum Gefangenen gemacht und als Hochverräther und Ketzer in Ketten aufgehängt und verbrannt. Er starb standhaft 1417.
und treu seinem Glauben, von seinen Genossen als Märtyrer tief verehrt, aber vom Volke noch lange in Versen verspottet als ein Ritter, der seines Wehrstandes vergessend, ein Prediger geworden und sich gegen König und Kirche erhoben habe. Katholische Schriftsteller suchten sein Andenken durch die Nachrede zu verunglimpfen, Shakespeare habe den Ritter Oldcastle unter dem Namen John Falstaff auf die Bühne gebracht. Die Folge dieser wahren oder erfundenen Verschwörung war eine Schärfung des Gesetzes gegen Ketzer, indem man den Richtern und Municipalbehörden die Gewalt einräumte, alle des Lollardismus Verdächtigen in Haft zu bringen und zugleich bestimmte, daß mit der Bestrafung der Ueberführten Verlust alles Guts und Vermögens wie beim Hochverrath verbunden sein sollte. Auch wurden die religiösen Bücher und ihre Abschreiber unter die strengste Aufsicht gestellt.

Die Lollarden als Secte.

Diese Vorgänge waren von verderblicher Wirkung für die Wycliffiten. Der entschiedene Wille des Königs, „die Kirche Gottes gegen die nichtswürdigen Aftergläubigen zu schirmen", die Neigung der Lollarden, politische und sociale Fragen mit den religiösen zu vermischen, die Strenge der Geistlichkeit, deren Inquisitionswächter über das ganze Land zerstreut waren und alles geistige und religiöse Leben mit Argusaugen beobachteten, verbunden mit dem Verdammungsurtheil, das bald nachher das Constanzer Concil gegen eine Reihe Wycliffitischer Lehrsatzungen aussprach und mit den gefährlichen Nachwirkungen in Böhmen, schreckten die höheren Stände, unter denen der Wycliffismus Anfangs seine wichtigsten Bekenner zählte, von der bedenklichen und bedrohten Lehre ab. An der Universität zu Oxford, im Parlament, unter Adel und Klerus trat man öffentlich oder insgeheim von den ketzerischen Ansichten zurück und gab die kirchliche Opposition auf. Der Versuch des Bischofs Pecock von Chichester, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die reformatorischen Grundsätze Wycliffe's noch einmal zu beleben und wissenschaftlich zu begründen, hatte für ihn selbst Kirchenbuße, Absetzung und ewige Klosterhaft zur Folge. Damit verschwand der Lollardismus aus der höheren Gesellschaft. Auf die bürgerlichen Kreise des Gewerbstandes beschränkt und ohne nachhaltige religiöse Einwirkung auf die Massen, wurde er daher bald ins Dunkel zurückgedrängt. Mit dem Fluche der Kirche beladen, schieden die wenigen Getreuen aus und führten als gemiedene und verachtete Secte ein freudenloses Dasein, bald geduldet und übersehen, bald aufgesucht und verfolgt und mit entehrenden Strafen belegt. Diejenigen, welche sich der gebotenen Abschwörung zu fügen bereit waren, mußten, in ein Bußgewand gehüllt, ein Reisigbündel nebst einer Fackel an die Kirchenthüren tragen und durch diese öffentliche Schmach ihre Schuld und ihre Reue bekennen; oder es wurde ihnen auf die Wange ein Brandmal gedrückt und auf den Aermel ein Kennzeichen geheftet, um ihnen den Umgang mit andern Menschen abzuschneiden. Nur wenn sich Einer oder der Andere beigehen ließ, standhaft bei seinen antikirchlichen Ansichten zu beharren, oder

wenn äußere Umstände oder die eigene Keckheit die Blicke des Klerus auf diese eiternde Beule der Kirche lenkten, da suchte man durch neue Hinrichtungen die Vermessenen zu schrecken und in die frühere Verborgenheit zurückzuscheuchen. Manchen hartnäckigen oder eifrigen Häretiker schloß auch der Lollardsthurm zu Lambeth im Westende von London vom menschlichen Umgang und vom erquickenden Sonnenlichte auf zeitlebens ab und ließ ihm nur den armen Trost, seinen Glauben und seinen Kummer auf die dunkeln Wände seines Kerkers einzugraben.

III. Die pyrenäische Halbinsel.

1. Gang der geschichtlichen Entwickelung.

Nachwirkungen der mohammedanischen Herrschaft.

Die „heiligen Kriege" zwischen Christen und Moslemen, welche ehedem in den Annalen der spanischen Geschichte den größten Raum füllten, treten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr und mehr zurück. Zwar hielt das maurische Königreich, welches in Granada seinen Mittelpunkt und Herrschersitz hatte, noch die Erinnerung an die religiöse Kampflust früherer Jahrhunderte wach; aber das hinwelkende Reich mit seinen inneren Zerrüttungen war nicht länger ein Gegenstand der Furcht; der mohammedanische Herrscher des Südens tritt in der Regel nur dann in die Geschichte ein, wenn er von einem der christlichen Könige zum Waffenbund wider den andern herbeigezogen oder mit den Netzen einer intriguenvollen, tückischen Staatskunst umstrickt wird. Aber die Nachwirkungen der mohammedanischen Herrschaft und der semitischen Cultur, Sitten und Lebensgewohnheiten gaben sich nicht nur im Süden noch lange kund, sie traten auch in den christlichen Reichen, insbesondere in Castilien und Portugal, wo die Wechselbeziehungen und die feindlichen und freundlichen Berührungen am längsten dauerten, lebhaft hervor. Vor Allem übte das Haremleben der mohammedanischen Emire, der üppige und sinnliche Verkehr mit der Frauenwelt und die durch Eifersucht erzeugte und genährte Leidenschaftlichkeit einen unverkennbaren Einfluß auf die christliche Fürsten- und Ritterwelt der pyrenäischen Halbinsel. Wie viele Verfolgungen und Intriguen, wie viele Gehässigkeiten und Antipathien, von denen das geschichtliche Leben seine Impulse und Richtungen empfing, wurzelten in den ungesetzlichen Verhältnissen, welche die fürstlichen Ehen durchkreuzten! Diese Verhältnisse sehen wir in den beiden genannten Königreichen fast gleichzeitig in so heftiger Leidenschaftlichkeit zur Erscheinung kommen, daß sie ganze Geschlechter in ihren Strudel fortrissen. Die Kirche, statt in sittlicher Entrüstung mit geistlichen Strafen einzuschreiten, wagte kaum zu zürnen, und das Papstthum, gegen Schwache und Folgsame von unnachsichtiger Strenge, begnügte sich mit fruchtlosen Bitten und Vorstel-

lungen, oder mit leichten Strafen, und verhüllte Sünde und Schmach mit dem Mantel christlicher und väterlicher Liebe. Denn jenseits der Pyrenäen, wo man für den Glauben das Leben einsetzte, zeigte man sich von jeher wenig gefügig gegen die züchtigende Hand des kirchlichen Oberhirten und gegen geistliche Censuren.

Am wenigsten hatte das Königreich Aragonien von inneren Zerrüttungen zu leiden, wenn gleich auch hier die Krone, dem Grundcharakter der Zeit folgend, bestrebt war, die losen Gewalten der Feudalherrschaft unter ein strammeres monarchisches Regiment zu beugen. Wir haben im siebenten Bande dieses Werkes (S. 551 ff.) jene gemischte auf einer Theilung der Staatsgewalt beruhende Verfassung kennen gelernt, die in allen Reichen der pyrenäischen Halbinsel in ähnlicher Weise ins Leben trat, aber am folgerichtigsten und schärfsten von den kräftigen freiheitliebenden Bewohnern der nordöstlichen und östlichen Landestheile ausgebildet ward. Jedes der drei zu einem Staatsganzen vereinigten Reiche Aragonien, Catalonien und Valencia besaß eigene Cortes, mit deren Beirath der König die öffentlichen Angelegenheiten besorgte, durch deren Zustimmung die Gültigkeit der Gesetze bedingt war, an deren guten Willen er für alle Bedürfnisse des Staats, so weit nicht die unmittelbaren Krongüter und Regalien ausreichten, sich gewiesen sah. In diesen Cortesversammlungen machte sich der vorherrschende Charakter der drei Reiche bemerklich: während in Saragossa die kriegerische Kraft des hohen Adels und der Ritterschaft, zu denen auch die mächtigen Kirchenmänner zählten, oft in schroffer Weise sich kund gab, führte bei den seefahrenden, handelthätigen Catalonen die praktisch kluge, wohlhabende Bürgerschaft der gewerbsamen Stadt Barcellona das entscheidende Wort, und in Valencia, wo sich christliche Ansiedler mit dem Schwert inmitten einer maurischen Bevölkerung Wohnsitze errungen, trat eine demokratische Beweglichkeit zu Tage, die nicht selten an revolutionäre Volkserhebungen grenzte. Ein Landvogt stand als oberster königlicher Beamter an der Spitze der Regierung; aber den höchsten Rang nahm der General-Gouverneur ein, wozu der König in der Regel den Thronfolger ernannte, eine treffliche Vorbereitung zur späteren eigenen Regierung. Die Rechtspflege wurde im Namen des Königs nach den Gesetzen und Rechtsgebräuchen des Landes geübt; allein der Justicia von Aragonien erhielt während der politischen Parteikämpfe zwischen dem Königthum und den bewaffneten Adelsunionen unter der langen Herrschaft Pedro's IV. eine so hohe richterliche Amtsgewalt, daß er als das lebendige Gesetz, als der Hüter und Interpret der Verfassung und des öffentlichen Rechts in voller Unabhängigkeit dastand, eine Stellung, die leicht, wie bei dem Ephorat in Sparta, und zeitweise bei dem Tribunat in Rom, zu einer politischen Uebermacht ausarten konnte, wäre nicht der Oberrichter für seine Amtsführung einem Ausschuß der Cortes verantwortlich gewesen. Auch durfte der König denselben nicht aus dem hohen Adel der Ricoshombres wählen, sondern aus den rechts-

Aragonien.

Peter IV. 1336—1387.

kundigen Männern der mittleren Stände, deren ganzes Streben darauf gerichtet war, Gesetz und Verfassung gegen alle Eingriffe zu sichern und das Tribunal des Justicia als die höchste öffentliche Gewalt hinzustellen. Zwar fiel der kluge und charakterfeste Staatsmann Cabrera, welcher zu dieser Entwickelung des Rechtsinstituts am meisten beigetragen, noch unter Peter als Opfer einer feindseligen Hofkabale; aber die Schöpfung blieb bestehen und wurde von geschickten
Johann I. 1387—1395. Händen immer mehr ausgebildet. Als unter Pedro's Nachfolger Don Juan durch den Einfluß ausländischer Frauen ein üppiges und verschwenderisches Hofleben mit Jagdfreuden und Ritterspielen einriß und die fröhliche Kunst und Wissenschaft der Provence im Uebermaaß gepflegt ward, nöthigte der Justicia Cerdano mit der Autorität der Landesgesetze den König zu Reformen und zur Abstellung der Mißbräuche. Dieser Achtung vor dem überlieferten Recht hatte es Aragonien zu danken, daß es nach dem Aussterben des Herrscherhauses
Martin 1395—1410. mit Martin dem älteren, aus einem zweijährigen Interregnum voll Thronkämpfe und Parteiung ohne Schaden für seine freie Verfassung hervorging. — Auch nach Außen bewahrte das Königreich Aragonien im vierzehnten Jahrhundert Macht und Ansehen. Die königliche Nebenlinie, die aus den balearischen Inseln und einigen festländischen Territorien ein Lehnkönigreich gebildet hatte, wurde überwältigt und ihre Besitzungen mit dem Hauptlande vereinigt; auf Sardinien behauptete sich die aragonisch-catalonische Herrschaft, wenn auch unter vielen Kämpfen mit den Genuesen und den einheimischen Feudalherren; und selbst über Sicilien übten die aragonischen Könige eine Schutzherrschaft, welche nicht nur das barcelonische Königshaus überdauerte, sondern
Ferdinand I. 1410—1416. unter der castilischen Dynastie, die mit König Ferdinand I. auf den aragonischen Thron gelangte, an Einfluß und Ausdehnung noch zunahm. Das König-
Navarra. reich Navarra, sowohl das obere Land südwärts als das niedere nordwärts der Pyrenäen, stand im vierzehnten Jahrhundert mehr mit Frankreich als mit Spanien in Verbindung. Nachdem Graf Philipp von Evreux, welcher die Ansprüche seiner Gemahlin Johanna auf den navarresischen Thron geltend machte
1329. 1343. und sich nebst dieser in Pampelona krönen ließ (VII, 751), vor Algesiras fiel und Johanna sechs Jahre nachher aus der Welt schied, erbte ihr ältester Sohn,
1349. Karl der Böse. 1349—1387. jener Karl „der Böse", dessen Umtriebe wir bei der französischen Geschichte kennen gelernt, den Thron von Navarra, den er achtunddreißig Jahre lang inne hatte, aber während der Zeit mehr mit den großen kriegerischen Welthändeln als mit der Regierung seines Erblandes beschäftigt war. Sein Sohn gleichen
Karl III. 1387—1425. Namens, Karl III., war ein friedliebender Fürst, welcher sich lieber mit Künsten und Wissenschaften befaßte, als mit den kriegerischen und politischen Angelegenheiten der größeren Nachbarstaaten. Durch die Vermählung seiner Tochter
1419. und Erbin Blanca mit dem Infanten Johann von Aragonien wurde die Vereinigung Navarra's mit diesem Königreich herbeigeführt. Doch war diese Vereinigung, die erst nach vielen Kämpfen zwischen Vater (Johann II.) und Sohn

(Karl von Viana) ermöglicht ward, nicht von Dauer. Seine Tochter Leonore brachte das väterliche Erbe ihrem Gemahl, Gaston von Foix und Bearn als Mitgift in die Ehe.

In Castilien bewahrte die Staatsverfassung länger als in Aragonien den feudal-monarchischen Charakter, den wir früher kennen gelernt (VII, 552), und das öffentliche Recht, das in dem östlichen Nachbarreiche in dem Institut des Justicia seinen höchsten Ausdruck fand, kam hier nicht zur Ausbildung. Die Geschlechter des hohen Adels, reich durch steuerfreien Grundbesitz und durch Lehen, und mächtig durch ritterliche Gefolgschaften und Kriegsknechte, dehnten ihre Rechte fast bis zur Landeshoheit in ihren Besitzungen aus. Zu ihnen rechnete man auch die drei geistlichen Ritterorden von St. Jago, Calatrava und Alcantara, deren Mitglieder in der Regel aus den großen Häusern stammten, und die neben eigener Gerichtsbarkeit so ausgedehnte Vorrechte besaßen, daß sie beinahe einen unabhängigen Stand bildeten. In geistlichen Dingen den römischen Stuhl, in zeitlichen den König als oberste Macht anerkennend, waren ihre freigewählten Großmeister durch diese Doppelstellung wenig gebunden. Die Cortes waren lange Zeit nur Versammlungen des Adels und Klerus; erst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erwarben sich die namhaftesten Stadtgemeinden, indem sie, wie in Deutschland, in ein Bündniß, Hermandad, zusammentraten, die Reichsstandschaft. Aber um die Mitte des 14. Jahrhunderts trat auch in Castilien das Bestreben nach Ausdehnung der Königsmacht hervor. Durch die Einführung der Verkaufs- und Verbrauchssteuer, Alcavala (VII, 543), wobei besonders die städtischen Mitglieder der Cortes gute Dienste geleistet, hatte die Krone eine freiere unabhängigere Stellung gegenüber dem Adel erlangt. Zum Dank erhielten die Stadtgemeinden auf dem Reichstag zu Alcala de Henares ausgedehntere ständische Rechte, so daß die siebenzehn Angesehensten der- 1349.
selben je zwei Vertreter regelmäßig zu den Cortes abordneten. Auf diesen Theil der gesetzgebenden Versammlung stützte sich nun vorzugsweise das castilische Königthum, um gegenüber dem hochfahrenden und mächtigen Feudaladel mehr Autorität zu erlangen. Denn da, wie bemerkt, in Castilien die vermittelnde oberrichterliche Gewalt des Justicia fehlte, so mußten die Ansprüche der Krone und der Feudalaristokratie um so schroffer und unmittelbarer auf einander stoßen. Man wird daher nicht irren, wenn man bei den Gräuelthaten und tyrannischen Maßregeln, womit die Regierung des Königs Peter des Grausamen angefüllt ist, neben der bösartigen, von wilden Trieben und Leidenschaften beherrschten und der Wollust und Sinnlichkeit ergebenen Natur des Fürsten auch politische Beweggründe voraussetzt. Sein Freundschaftsbund mit Karl dem Bösen von Navarra, seine Strenge gegen die Infanten und gegen einzelne Glieder der Familie Lara, die Einziehung vieler Adelsgüter und Lehen deuten auf politische Berechnung. Waren doch die Verwandten des königlichen Hauses allenthalben die schärfsten Widersacher der aufstrebenden monarchischen Gewalt.

Castilien. Peter der Grausame 1350—1369.

Aber wie sehr man auch dies Alles in Anschlag bringen mag, dennoch erscheint dieser König als ein Wütherich und Wüstling, der an Nero und Domitian erinnert. In dem wilden sittenlosen Hofleben der entarteten spanischen Fürsten war man an viele Gräuel und Schreckensscenen gewöhnt worden, aber der Hof von Castilien unter dem grausamen König übertraf alle andern. Peter ließ seine Stiefmutter Eleonore Guzmann und seine französische Gemahlin Blanca ermorden; er lebte in ungesetzlicher Ehe mit Maria de Padilla, überschüttete ihre Verwandten mit Ehren und Gnaden und verfolgte mit blutigem Haß seine Halbbrüder und alle Großen, in deren Gesinnung er Mißtrauen setzte. Den Höhepunkt erreichte seine Tyrannei, als ein heftiger Krieg mit Aragonien den Argwohn und die Leidenschaft in seinem verwilderten Gemüthe noch steigerte. Ein Bund mit dem König von Portugal hatte hauptsächlich zum Zweck, die gegenseitige Auslieferung der flüchtigen Widersacher zur Hinrichtung zu erleichtern. Gerne hätte Peter auch mit Aragonien, wo der Infant Heinrich von Trastamara, sein gehaßter und vielverfolgter Halbbruder, mit Hunderten castilischer Exulanten eine Zufluchtsstätte gefunden, ein ähnliches Bündniß abgeschlossen; aber Nationalhaß und gegenseitiges Mißtrauen der beiden Regenten hinderten eine solche Verbrüderung zum Bösen. Endlich war das Maß der Ungerechtigkeit und des Frevels voll. Heinrich von Trastamara zog mit französischen Söldnerschaaren unter Bertrand Duguesclin in Burgos ein und wurde als König anerkannt; und wenn gleich sechs Monate nachher Peter von dem englischen Thronerben, Eduard von Wales, zurückgeführt und nach dem sieg-
1367. reichen Treffen bei Nareja wieder in die Herrschaft eingesetzt ward; so gelangte er doch nie mehr zum ruhigen Besitz des castilischen Thrones. Heinrich von Trastamara, zum zweitenmal von Duguesclin unterstützt, überwand den
1369. tyrannischen Bruder bei Montiel und tödtete denselben im Zelte des französischen Feldherrn mit eigener Hand. Zwar erhob Herzog Johann von Lancaster, welcher die als legitim erklärte Tochter Pedro's und der Maria de Padilla, Constanze, in die Ehe genommen, Ansprüche auf die castilische Krone und
Heinrich II. 1369–1379. machte in Verbindung mit Portugal mehrere Eroberungsversuche; aber Heinrich behauptete sich auf dem Throne, den er nach zehnjähriger Regierung, während welcher er auch das Lehnfürstenthum Biscaya unmittelbar an die Krone
Johann I. 1379–1390. brachte, gesichert und fest seinem Sohne Johann hinterließ. Dieser wollte die Zerrüttung im portugiesischen Königshause zu seiner Erhebung in dem Nachbarreiche benutzen, zog aber dadurch große Kriegsnoth über das eigene Land.
1385. Nicht genug, daß die Niederlage bei Aljubarrota seine ehrgeizigen Pläne vernichtete, Castilien kam auch in Gefahr, unter die Herrschaft des englischen Herzogs von Lancaster und seiner castilischen Gemahlin Constantia zu gerathen.
1387. Erst nach vielen Kämpfen traf man durch den Vertrag von Bayonne das Abkommen, daß die Krone dem castilischen Fürsten verbleiben, aber durch die Vermählung des Erbinfanten Heinrich, des „Fürsten von Asturien", mit Con-

stantia's Tochter Catharina den Ansprüchen des Lancasterschen Hauses Rechnung getragen und eine Versöhnung bewirkt werde. Auch mit Portugal wurde Friede geschlossen. Man war auf beiden Seiten durch bittere Erfahrungen zu der Einsicht gekommen, daß die drei hispanischen Reiche ihr politisches Leben selbständig und getrennt durchführen müßten, daß die nationale Einigung der Halbinsel mit Gewalt nicht zu erzielen sei. Die minderjährige Regierung des Thronfolgers Heinrich brachte neue Verwirrung über Castilien, indem die hohen Herren, welche die Regentschaft führten, sich auf Kosten der Krone zu bereichern und zu vergrößern suchten. Als aber der junge König, in dessen schwächlichem Körper ein starker Geist wohnte, das Regiment in die eigene Hand nahm, stellte er im Einvernehmen mit den Cortes die alte Ordnung wieder her und herrschte dann kräftig nach Innen und Außen. Unter seiner Regierung wurden die ersten erfolgreichen Schritte zur dauernden Besitznahme der Canarischen Inseln für Castilien gethan. Bei Heinrichs frühem Tod führte seine Gemahlin Catharina im Verein mit seinem wackeren Bruder Ferdinand die vormundschaftliche Regierung über den unmündigen Prinzen von Asturien, Johann. Aber nach dem frühen Hingang des Oheims, desselben Infanten Ferdinand, den die Aragonier zu ihrem König wählten, und nach dem Tode der Königin Mutter Catharina brachen für Castilien wieder schlimme Tage an, reich an innern und äußern Unfällen.

Heinrich III. 1390—1406.

Johann II. 1406—1454.

Besitznahme der Canarischen Inseln.

Die canarischen Inseln, jene vulkanischen Eilande, welche schon den Karthagern bekannt waren und wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres herrlichen gesunden Klimas von den Alten als die „glückseligen Inseln" bezeichnet wurden, sollen zuerst gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Genuesern aufgefunden worden sein. Im Jahre 1344 wurde der spanisch-französische Prinz Louis von Clermont, Sohn des in Frankreich weilenden Alfons de la Cerda und Urenkel Alfonso's X. von Castilien von Papst Clemens VI. kraft eines von dem päpstlichen Stuhle eigenmächtig in Anspruch genommenen Eigenthumsrechts über alle nicht von Christen bewohnten Länder, in Avignon zum „König" der canarischen Inseln gekrönt, hat aber nie sein Königreich eingenommen. Nun scheint die Fahrt längere Zeit unterlassen worden zu sein, so daß es einer neuen Entdeckungsreise bedurfte, um den seit einem halben Jahrhundert verlornen Weg wieder zu finden. Diese wurde unter Heinrich III. um das Jahr 1402 von castilischen Seefahrern unternommen, welche auf der Insel Lancerote landeten, und, nachdem sie ihre Schiffe mit Landesprodukten und einer Anzahl Eingeborener beladen, nach ihrer Heimath zurückfuhren. Die glänzende Schilderung, die sie nach der Rückkehr von der Fruchtbarkeit und dem herrlichen Klima machten, reizte die Habgier und den Unternehmungsgeist. Jenes normannische Volk, das im ganzen Mittelalter bei allen Wanderzügen und abenteuerlichen Fahrten in erster Linie genannt wird, aus dessen Mitte die Eroberer Englands, Unteritaliens, Siciliens hervorgingen, fühlte sich besonders zu Entdeckungs- und Eroberungszügen angeregt. Der Tod des Königs Heinrich führte jedoch eine längere Unterbrechung herbei. Erst unter seinem Nachfolger erhielt durch die Vermittelung Robert's von Braquemont, Admirals von Frankreich, der seekundige normannische Ritter Johann von Betencourt die Erlaubniß, auf eigene Hand eine Expedition zur Eroberung der Inselgruppe auszurüsten und die entdeckten Länder, nachdem er die Einwohner zur Unterwerfung gebracht, als Vassallenkönig unter castilischer

Oberlehnsherrlichkeit zu beherrschen. Es gelang dem unternehmenden Ritter, welcher 1417 die Fahrt antrat, nach schweren Kämpfen mit den Eingeborenen sämmtliche Inseln bis auf Teneriffa allmählich zu unterwerfen, und in einen von der castilischen Krone abhängigen Lehnstaat umzugestalten, wobei die alte Bevölkerung, die Guanchen, größtentheils ausgerottet und durch neue Ansiedler aus dem europäischen Festlande verdrängt ward. Etwa fünfzig Jahre später vereinigte Ferdinand der Katholische die ganze Gruppe mit dem Königreich Hispanien, nachdem er den damaligen Dynasten mit einer Geldsumme abgefunden.

Portugal. Nicht nur in Castilien und Aragonien, auch in **Portugal** bilden die Streitigkeiten in der königlichen Familie und die dadurch bedingten Parteikämpfe der Großen den wichtigsten Theil der Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts. Die Kampflust des spanischen und portugiesischen Adels, die in früheren Zeiten in den Kriegen gegen die Mauren ein weites Thatenfeld gefunden, machte sich jetzt in Privatfehden Luft, wobei jedoch die herrschenden Häupter nicht, wie in Frankreich und Deutschland, Zuschauer und Abwehrer, sondern Mitthäter und Führer waren. Noch die letzten Lebensjahre des thatkräftigen Königs Diniz waren durch innere Bewegungen getrübt. Unter seinem Sohne Alfons IV., einem sonst gerechten und kräftigen Fürsten, führte die Ermordung der **Ignez de Castro**, der schönen Castilianerin, mit welcher der Erbinfant **Pedro** heimlich vermählt war, kriegerische Unruhen herbei, die unter der Regierung Pedro's selbst noch ihre blutigen Nachwirkungen hatten. Abgesehen von den grausamen Rachescenen war die zehnjährige Regierung dieses Fürsten rühmlich und segensreich. Recht und Gesetz wurden strenge eingehalten, der Handel blühte und das Land erfreute sich eines seltenen Wohlstandes. Aller dieser Vortheile ging die Nation verlustig unter Don Pedro's Sohn **Fernando**, einem Fürsten von ritterlichem Wesen und glänzenden Eigenschaften, aber von wankelmüthigem Charakter und eitler Selbstüberschätzung, ohne Treue und Redlichkeit, ohne sittliche Grundsätze und den sinnlichen Genüssen, insbesondere der Frauenliebe ergeben. **Leonore Tellez**, eben so schön als leidenschaftlich und ränkevoll, welche ihren bisherigen Gatten verließ, um in das königliche Ehebett zu steigen, erfüllte den Hof mit Kabalen und Freveln, und der König selbst fügte durch treulose Politik und durch seinen Kriegsbund mit England gegen Castilien dem Reiche großen Schaden zu. Man verglich sich endlich durch einen Vertrag, kraft dessen Fernando's Tochter **Beatrix** mit dem König Johann von Castilien vermählt und dadurch die Vereinigung beider Reiche in dem castilischen Herrscherhause angebahnt werden sollte; denn mit Fernando erlosch der legitime Mannstamm des burgundischen Königshauses. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung. Der Nationalhaß der Portugiesen gegen Castilien und der Widerwille des Volks gegen die sittenlose königliche Wittwe Leonore, der die Regentschaft bestimmt war, vereinigte Alles unter der Fahne **Johanns** von Avis, des unechten Halbbruders des verstorbenen Fernando, der durch einen revolutionären Volksakt zur Herrschaft berufen ward. Die

Alfonso IV. 1325—1357.

Pedro I. 1357—67.

Fernando 1367—83.

ränkevolle Leonore fing sich in ihren eigenen Schlingen und endete ihre Tage in einem castilischen Kloster; und als ihr königlicher Schwiegersohn alle seine Streitkräfte zu Wasser und zu Land aufbot, um dem von den Cortes zu Coimbra als König anerkannten Gegner die Krone von Portugal mit Gewalt zu entreißen, erlitt er durch die patriotische Begeisterung und todesmuthige Kampflust des Volkes unter der Führung des heldenmüthigen Kronfeldherrn Alvares Pereira in der erwähnten Schlacht bei Aljubarrota eine so vollständige Niederlage, daß er seine Kriegsflotte von Lissabon wegziehen und die Hoffnung auf Erwerbung des portugiesischen Thrones aufgeben mußte. Und wenn auch der Kampf noch einige Zeit fortdauerte, und unter Juan's Nachfolger, Heinrich III., wieder mit größerer Stärke aufloderte, so zweifelte doch Niemand mehr an dem Fortbestand der neuen Dynastie, die mit Johann dem „Unächten" ihren Anfang nahm und die bald durch glorreiche Unternehmungen aufs glänzendste darthat, daß sie der Herrschaft würdig sei. Die Eroberung der festen Maurenstadt Ceuta an der Nordküste Africas, wobei der jüngste Sohn des Königs, Don Henrique, in der Folge „der Seefahrer" genannt, seine ersten Lorbeern heimtrug, war die Einleitung zu einer neuen Periode des Ruhmes und der Größe in der Geschichte Portugals. „Seitdem wurden Seeunternehmen das Losungswort der Portugiesen, und Ceuta war gleichsam das erste Glied der langen Kette, welche portugiesische Seefahrer um Africa's Küste legten und deren letzter goldener Ring in Indiens Paradies haftete." Um die Zeit, da castilische und normannische Seefahrer die Canarischen Inseln in Besitz nahmen, entdeckten die Portugiesen Porto Santo und Madera. Bereits machte sich das Wehen eines neuen Geistes, der Pulsschlag der neuen Zeit fühlbar.

Johann I. 1385—1433.

2. Das Königreich Aragonien.

König Alfons IV. hatte seiner zweiten Gemahlin, der herrschsüchtigen und stolzen Leonore von Castilien, und ihren Söhnen Fernando und Juan so bedeutende Besitzungen verliehen, daß dadurch das Krongut sehr geschmälert ward, und selbst die Reichseinheit in Gefahr kam. Darüber war nicht nur der Thronerbe Pedro ungehalten, auch die Abgesandten der Stadt Valencia, in deren Gebiet die wichtigsten der abgetretenen Burgen und Städte gelegen waren, legten in drohenden Worten Widerspruch ein. Als die Königin, ergrimmt über die Opposition, die Worte fallen ließ, ihr Bruder in Castilien würde ein solches Auftreten als Hochverrath mit dem Tode bestrafen, erwiederte der König: „Unser Volk ist frei und nicht in der Art unterworfen, wie die Castilier; denn wie unsere Unterthanen uns ehren als ihren Herren, so halten wir sie als gute Vassallen und Genossen" und widerrief dann einen Theil der Schenkungen, zum großen Verdruß seiner Gemahlin. Von der Zeit an bestand zwischen der Königin und ihrem Stiefsohn, dem Infanten, heftige Feindschaft, so daß, als wenige Jahre nachher Alfons IV. aus dem Leben schied und Pedro IV. die Herrschaft über Aragonien, Catalonien und Valencia antrat, Leonore sich zu ihrem Bruder Alfons XI. nach Castilien flüchtete, um mit dessen Hülfe sich in den Besitzungen zu behaupten, die der verstorbene König ihr und ihren Söhnen gemacht, die aber, wie sie wohl wußte, der auf Erhaltung

Königin Leonore und Pedro's Anfang 1336—40.

und Mehrung des ererbten Reiches bedachte neue König nicht anerkennen würde. Denn Pedro hatte schon während der Regierung des Vaters als Generalgouverneur einen so kraftvollen Herrschergeist und eine so rastlose Thätigkeit gezeigt, daß Leonore nicht erwarten durfte, er würde Lehnsherrschaften von solchem Umfange dulden, daß die Besitzer selbständigen Territorialherren gleich kämen. Und in der That erklärte Pedro, als der König von Castilien die Zurückgabe der Güter an seine Schwester und ihre Söhne verlangte, „er werde jene wie seine Mutter und Brüder behandeln, aber die Schenkungen zu bestätigen verbände ihn kein Gesetz." Er legte sofort, mit Einwilligung der Stände von Valencia, Sequester auf alle Besitzungen der Königin und der Infanten, und traf Anstalten, gegen den mächtigen Don Pedro de Exerica, der ein großes Gebiet für jene besetzt hielt und als Aragonier auf dem Valentinischen Landtage zu erscheinen sich geweigert, mit Gewalt vorzugehen. Exerica, ein ritterlicher Edelmann, kämpfte, von Castilien unterstützt, mit dem Schwerte und mit den Waffen des Rechts gegen das gewaltthätige Vorgehen des Königs; der gesammte aragonische Adel gerieth in Unruhe; denn wenn es dem König gestattet sein sollte, frühere Schenkungen der Krone rückgängig zu machen, oder ausgegebene Beneficien zu widerrufen, wer konnte dann das Ende berechnen? Diese Stimmung und die Kunde von der Landung des Emir Abul Hassan (VII, 543) an der Südküste von Spanien und der Erneuerung des heil. Kriegs, bewogen den König, den Bogen nicht zu straff zu ziehen und eine Ausgleichung mit Castilien anzustreben. Er nahm Pedro von Exerica wieder zu Gnaden an und gab ihm die Besitzungen zurück; der Königin Mutter wurden alle Einkünfte gelassen und den Infanten einige Plätze zugewiesen, doch sollte die höhere und niedere Gerichtsbarkeit in sämmtlichen Orten dem König verbleiben. Nur mit innerem Widerstreben gab der König seine Zustimmung zu dieser Uebereinkunft, aber der drohende Kriegszug der Moslemen, durch den besonders die von Mohammedanern stark bevölkerte Landschaft Valencia in Gefahr stand, machte es rathsam, die nationalen Kräfte nicht zu zersplittern. Er zog alle seine Schiffe zusammen; allein der schnelle Sieg der Castilianer am
1340. Flusse Salado (VII, 537) zerstreute die gefahrdrohenden Wolken und nöthigte den Maurenfürst zur Rückfahrt nach Africa.

Das Königreich Mallorca zur Unterwerfung gebracht 1342—44.

Kaum war Pedro von dieser Furcht befreit, so richtete er seinen Blick nach den **Balearischen Inseln**, die von König Jacob, dem Eroberer, mit Roussillon, Cerdagne und Montpellier zu einem Königreich vereinigt und seinem jüngeren Sohne gleichen Namens als eigenes Königreich, jedoch unter aragonischer Lehnsherrschaft übertragen worden waren. Der zweite König dieser Nebenlinie, Jacob II., trachtete nach einer selbständigen Stellung; er wollte die Bande der Clientelschaft allmählich abstreifen, um als unabhängiger Inselfürst in den kriegerischen und politischen Verwickelungen der benachbarten Seestaaten eine Rolle zu spielen. Daher zögerte er mit der Huldigung, zu der ihn der König entboten, und knüpfte Verbindungen mit Castilien und Neapel an, die dem Aragonier verdächtig waren. Seitdem lauerte Peter auf eine Gelegenheit, den verhaßten Verwandten zu verderben. Sein Argwohn stieg noch, als er in Erfahrung brachte, Jacob habe in Perpignan eigenes Geld prägen lassen und statt des Catalonischen in Umlauf gesetzt. Die erwünschte Gelegenheit stellte sich bald ein. Der König von Mallorca weigerte sich, die französische Lehnsherrlichkeit über Montpellier anzuerkennen, und als ihn König Philipp VI. mit Waffengewalt dazu zwingen wollte, wandte er sich an den aragonischen Oberlehnsherrn um Hülfe. Pedro beeilte sich jedoch keineswegs, dem bedrängten Vetter, der bisher seiner Vasallenpflicht wenig gedacht hatte, den lehnsherrlichen Schutz zu leisten. Er ermahnte ihn zur Vorsicht, meinte, der König von Frankreich möchte wohl im Recht sein und lud ihn zu einer Zusammenkunft nach Barcellona, wo diese und andere Streitfragen entschieden werden sollten.

Mittlerweile hatte er seine Flotte in guten Stand gesetzt und dazu, als sei die Rüstung gegen die Mauren gerichtet, von der Geistlichkeit Beiträge erhoben. Als nun Jacob nicht zur bestimmten Frist in Barcelona eintraf, erklärte ihn der aragonische König seiner Lehen verlustig, wenn er nicht binnen Jahresfrist persönlich erscheine und sich rechtfertige, legte ihm aber zugleich solche Fallstricke, daß er sich nicht wohl einfinden konnte. Um in seinem Vorhaben von keiner Seite gehindert zu werden, bat Peter den französischen König, daß er seinen Vasallen jede Einmischung untersage, denn Fürsten müßten einander gegen ungehorsame Unterthanen Beistand leisten, und während er die Vermittelung päpstlicher Legaten in scharfen Worten zurückwies, schloß er heimlich ein Bündniß mit den über die drückende Herrschaft Jacobs unzufriedenen Mallorcanern, worin er ihnen als Preis des Abfalls und Verraths wichtige Rechte und Freiheiten verhieß. Umsonst suchte der Balearenfürst die aragonische Kriegsmacht mit Gewalt am Landen zu hindern; als die Galeeren anlegten, ergriff die an der Küste aufgestellte Mannschaft, deren Treue längst untergraben war, die Flucht, so daß Pedro ungehindert in die Hauptstadt einziehen und die Huldigung der drei balearischen Inseln empfangen konnte. Damit nicht zufrieden, griff er nach einiger Zeit auch die Graffschaft Roussillon und Cerdagne an. Vergebens ließ ihn nun Jacob um eine Zusammenkunft ersuchen; Peter verweigerte ihm freies Geleit und wies alle Vorschläge eines Vergleichs zurück; endlich erklärte er, daß die Besitzungen des Königs von Mallorca auf immer dem Reiche Aragonien einverleibt seien und setzte fest, daß alle seine Nachfolger diese Union beschwören müßten und die Unterthanen zuvor nicht zum Gehorsam verpflichtet sein sollten. Die Eroberung der festländischen Besitzungen an den Pyrenäen war kein schwieriges Werk, weil die Einwohner von Roussillon, Cerdagne und den übrigen Orten die Vereinigung mit Catalonien wünschten. So blieb denn dem Balearenfürsten nichts übrig, als fußfällig die Gnade seines Lehnsherrn anzuflehen und Abbitte zu thun. Aber die Hoffnung, die er und viele Andere gehegt, Pedro würde in ritterlicher Großmuth dem gedemüthigten Inselkönig verzeihen und die Herrschaft zurückgeben, ging nicht in Erfüllung; der aragonische Fürst ließ durch die Cortes die Vereinigung sämmtlicher Territorien bestätigen und setzte dem entthronten Fürsten eine Jahresrente von 10,000 Livres aus. Jacob verwarf jedoch die schmachvolle Entscheidung und versuchte noch einmal das Glück der Waffen; aber nur kurze Zeit vermochte er sich in Cerdagne zu behaupten. Von Pedro und den Catalonen bedrängt, flüchtete er sich nach Frankreich, trat das Gebiet von Montpellier gegen eine Geldsumme an die Valois ab, um eine genuesische Flotte zu einem neuen Angriff auf Mallorca zu miethen, erlitt aber bei dem gewagten Unternehmen eine Niederlage und wurde in der Schlacht tapfer kämpfend niedergestoßen. Sein Sohn gleichen Namens fiel in die Hände des Aragoniers, der ihn mehrere Jahre in Gefangenschaft hielt. Er führte als **Jacob III.** den Titel eines Königs von Mallorca fort, kam aber nie mehr zum Besitze des väterlichen Erbes. Das balearische Reich bildete forthin einen Bestandtheil Aragoniens.

Febr. 1343. — 29. März 1344. — Jacobs II. Ausgang. 1349. — Okt. 1349.

Dagegen gelangte die Herrschaft des aragonischen Königs über die Insel **Sardinien** zu keiner Festigkeit. Nicht genug, daß eingeborne Große sich in einzelnen Districten in trotziger Unabhängigkeit behaupteten; die Genuesen trachteten nach dem Besitze des für ihren Handel so günstig gelegenen Eilandes und lieferten den Cataloniern viele wechselvolle Seetreffen. Wenn in diesen Kämpfen Genua von Pisa und Mailand unterstützt ward, ja mitunter sogar den Beistand der mohammedanischen Corsarenfürsten nicht verschmähte, so fand Don Pedro zeitweise Hülfe und Bundesgenossenschaft bei den auf Genua's Seemacht eifersüchtigen Venetianern.

Sardinien.

Don Pedro's Bruder Jacob hatte das Verfahren gegen den verwandten Fürsten von Mallorca, mit dem er befreundet war, stark gerügt. Der König

Königthum und Adelsunion im Kampfe. 1347—48.

war darüber um so mehr ungehalten, als dem Infanten, da er selbst keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, Constanze, hatte, nach aragonischem Herkommen, die Thronfolge zustand, und die aristokratische Opposition, die er auf alle Weise zu brechen gedachte, in den Gliedern und Anverwandten des königlichen Hauses ihre Stützen und ihren Anhalt fand. Noch ehe der Mallorcanische Krieg zu Ende war, suchte er daher
1347. den Bruder aus der hervorragenden Stellung eines Thronerben zu verdrängen, indem er durch seine Rechtsgelehrten in einer Schrift den Grundsatz vertheidigen ließ, „daß wie im gemeinen Rechte die Töchter erbten vor den Brüdern, es so auch in der königlichen Familie gehalten werden solle, und daß auf diese Weise seine Tochter Constanze Thronerbin sei." Diese Bestimmung, obwohl in Spanien nicht wie in Frankreich weibliche Erbfolge gesetzlich ausgeschlossen war, vielmehr in Navarra und Aragonien sich für dieselbe Beispiele aufweisen ließen, erregte große Unzufriedenheit unter den Ricoshombres und vor Allem unter den Infanten. In diesen Kreisen hatte man schon längst mit Mißfallen bemerkt, daß der König den Rechtsgelehrten besondere Gunst erwies und daß sein Streben vorzugsweise auf die Demüthigung des hohen Adels gerichtet sei, indem er den natürlichen Feind und Bekämpfer der Königsmacht und des Landfriedens erblickte. Es fiel daher dem Infanten nicht schwer, eine Anzahl aragonischer Familienhäupter, unter ihnen die beiden Stiefbrüder des Königs, Fernando und Juan, zu einer in Gesetz und Herkommen begründeten „Union" oder bewaffneten Conföderation zu vereinigen „zur Behauptung und Vertheidigung ihrer Rechte und Freiheiten" (VII, 553). Diesem Bündniß traten viele Edelleute und mehrere Stadtgemeinden bei. Nur der Graf von Exerica, seit seiner Aussöhnung mit dem König ein treuer Anhänger desselben, hielt sich fern nnd gründete sogar einen Gegenbund. Umsonst versuchte Pedro, sich mit Einzelnen zu verständigen und dadurch die Union zu schwächen; die Verbündeten schwuren einander zu, sich auf keine Sonderverträge einzulassen. Wie schwer es dem heftigen und reizbaren Monarchen auch fallen mochte, er mußte sich zu Zugeständnissen bequemen. Auf einem Reichstag in Saragossa wurde festgesetzt, daß der König gehalten sein solle, alle Jahre die Cortes einzuberufen und nur Männer in seinen Rath zu ziehen, welche den Ständen genehm wären. Durch die feste Haltung der Infanten, welche für den Fall einer Weigerung mit einer neuen Königswahl drohten, sah sich Pedro genöthigt, seine Bestätigung zu ertheilen und zum Unterpfand den Conföderirten sechszehn Castelle einzuräumen und einige Glieder seines Hofes als Geißeln zu stellen. Damit war die Union als eine selbstständige Macht neben dem Königthum anerkannt; einige Räthe wurden entfernt und andere an ihre Stelle gesetzt. Die Unionisten führten das gebietende Wort. Was half es, daß der König insgeheim diese Zugeständnisse für erzwungen und ungültig erklärte, so lange die Verbündeten die Uebermacht besaßen und die Mehrheit des Volks auf ihrer Seite stand? In dieser
Umschwung zu Gunsten des Königs. Verlegenheit wandte sich Peter an Bernaldo von Cabrera, einen Mann von Klugheit und Energie, der den Vorsitz im Rath der Krone führte und streng royalistische Ansichten hegte. Dieser bewies dem König, daß Zusagen, die gegen das monarchische Prinzip und die Grundgesetze des Reiches gingen, keine Gültigkeit hätten und gab ihm somit einen scheinbaren Rechtsgrund zum Wortbruch in die Hand. Freudig ertheilte Pedro dem getreuen Diener die Vollmacht, alle Mittel anzuwenden, um ihn aus der widerwärtigen Situation zu erlösen. Dieser benutzte die unter den Edlen in Saragossa bestehende Spaltung und Eifersucht, um durch glänzende Versprechungen mehrere angesehene Häupter, darunter Lope de Luna, den mächtigsten aragonischen Baron, auf des Königs Seite zu bringen. Die ausdrückliche Zusage, daß die alten Rechte und Freiheiten der Aragonier in voller Geltung bleiben sollten, beruhigte die Bedenklichen. Nun rieth Cabrera seinem Herrn, sich sofort nach Catalonien zu begeben und mit

seinen Anhängern die gelockerte und geschwächte Union zu bekriegen; dadurch hätte er aber die Geißeln in der Gewalt seiner Gegner lassen müssen. Er vermied also diesen äußersten Schritt, zumal da gerade um dieselbe Zeit ungünstige Nachrichten aus Sardinien und Mallorca einliefen. Doch wollte er den Unionisten klar machen, daß sich die Sachlage geändert habe. Als in einer Sitzung des Reichstags einige Anträge zur Verhandlung kamen, in denen der König eine neue Beschränkung der Kronrechte erblickte, stand er plötzlich in großer Heftigkeit auf, schalt seinen Bruder einen Aufrührer und Verräther und erregte einen solchen Tumult, daß es zu Kampf und Blutvergießen gekommen wäre, hätte nicht der Infant Ruhe und Besonnenheit bewahrt. Dabei trat es jedoch klar zu Tage, daß die Union gebrochen sei. Denn als der König sich erhob, um die Sitzung zu verlassen, stellten sich viele Barone und Ritter mit entblößten Schwertern ihm zur Seite und gaben ihm das Geleite. Wenn Pedro nun dennoch nachgab, dem Bruder das hohe Ehrenamt, das er ihm entrissen, zurückstellte, die zu Gunsten seiner Tochter getroffene Thronfolgeordnung widerrief und dann in heftiger und zorniger Eile nach Catalonien aufbrach, so geschah das wohl in der Absicht, einen günstigeren Augenblick zu erspähen, um der Adelsanarchie die Axt an die Wurzel zu legen. Der Infant Jacob folgte ihm, aber zu seinem Verderben. Denn bald nach seiner Ankunft in Barcelona starb er und allgemein hieß es, er sei auf Veranstaltung des tückischen Königs, der nie eine Beleidigung vergaß, durch Gift aus der Welt geschafft worden.

Von der Zeit an nahm die Bewegung im aragonischen Reiche einen revolutionären Charakter an; Monate lang wurden Adel und Städte in einen Parteikampf und Frondekrieg hineingerissen, bei dem Prinzipien und persönliche Motive häufig in einander flossen, Adelsherrschaft und Royalismus im Gewirre ritterlicher Anarchie um den Sieg rangen. In den drei Reichstheilen Aragonien, Valencia und Catalonien standen aristokratische und royalistische Unionen einander bewaffnet gegenüber. Wenn die Adels-Conföderationen an Kriegsmannschaft überlegen waren, so war dafür der König Meister in den Künsten der Verführung und Intrigue. Er wußte den castilischen Hof von jeder Einmischung abzuhalten, er füllte die Valentiner mit Mißtrauen und Eifersucht gegen die Aragonier; er erlaubte dem Grafen von Exerica, dem Führer der royalistischen Partei, Mauren in sein Heer aufzunehmen. Umsonst betrat der Justicia von Aragonien, Fernandez de Castro, ein friedliebender Mann, den Weg der Vermittelung; die Union, stolz auf den Sieg der Valentiner über das royalistische Heer bei Xativa, rief den Infanten Ferdinand, den älteren Sohn der Königin Eleonore, aus Castilien herbei, um ihn an Jacobs Stelle als Generalgouverneur einzusetzen. Dieser rückte mit castilischem Hülfsvolk in Valencia ein; bald stießen auch die aragonischen Verbündeten dazu, so daß die vereinigte Union über ein Heer von 3000 Pferden und 60,000 Mann zu Fuß zu gebieten hatte. Dieser Macht konnte der König, der sich von Barcelona nach Murviedro begeben hatte, nicht mit den Waffen entgegentreten. Er suchte also Zeit zu gewinnen, bis die royalistische Gegenunion, welche Exerica und Luna sammelten, stark genug sein würde, um mit den Gegnern, deren Zahl durch Zwietracht und getheilte Interessen mehr und mehr zusammenschwand, den Kampf aufzunehmen. Darum ging er auf alle Forderungen der Unirten ein: der Infant wurde zum Generalgouverneur und Nachfolger erklärt; die Union beider Reiche wurde bestätigt, Valencia sollte einen Justicia erhalten wie Aragonien. Große Freude herrschte im adeligen Heerlager; aber der Versuch Pedros, heimlich aus Murviedro zu entweichen, um sich mit Exerica und Cabrera zu vereinigen, galt den Gegnern als neuer Beweis seiner Unaufrichtigkeit und Hinterlist. Das Vorhaben wurde verrathen und vereitelt. Die Bürgerwehr von Murviedro umstellte den Palast und nöthigte den König unter bewaffnetem Geleite nach Valencia zu ziehen, wo der Infant und die

Parteikämpfe und Fronderie. 1348.

Häupter der Union denselben in Empfang nahmen. Am 1. April zog auch seine Gemahlin, Leonore von Portugal, in Valencia ein. Sie wurde mit großer Pracht empfangen und die Einwohner veranstalteten ein glänzendes Ballfest zu Ehren der hohen Gäste, die doch zugleich wie Gefangene behandelt wurden. Während des Festes entstand ein Volkstumult, der sich sogar bis in die inneren Räume des Palastes verlief und die fröhlichen Tänze durch Scenen plebejischer Ausgelassenheit unterbrach.

Niederlage der Union bei Epila. 1348. Pedro fühlte sich unheimlich in der aufgeregten Stadt; aber er wagte nicht, sich zu entfernen, wie sehr auch Cabrera ihn von Barcelona aus bestürmte, der unwürdigen Lage durch die Flucht zu entgehen. Erst als er erfuhr, daß die Catalonier, die einen alten Groll gegen die Valentiner hegten, zu seinem Beistande bereit seien, wuchs ihm der Muth. Der „schwarze Tod", der damals ganz Europa durchzog und auch in Valencia seine Opfer forderte, gab ihm eine schickliche Veranlassung, die höher gelegene Stadt Teruel in Aragonien zum Aufenthaltsort zu wählen. Von hier trat er offen mit Lope de Luna, dem Haupt der Gegenunion, in Verbindung und erklärte dessen Sache für die seinige. Die Unirten rückten unter dem Oberbefehl des Infanten mit großer Heeresmacht wider den abtrünnigen Standesgenossen in's Feld, erlitten aber in Juli 1348. der Schlacht bei Epila eine entscheidende Niederlage. Fernando wurde als Gefangener nach Castilien geflüchtet, Juan Ximinez Urrea, einer der bedeutendsten Führer, blieb auf dem Waffenfeld, die Unionsfahne ward erbeutet und zum Andenken in der Sieg des Königthums. Kirche von Epila aufbewahrt. Dieser Ausgang war für die innere Geschichte Aragoniens von der größten Bedeutung: der Sieg der Royalisten bei Epila vernichtete das Adelsprivilegium der bewaffneten Unionen, verlieh der Krone Macht und Ansehen und setzte dem Faustrecht und Fehdewesen die Kraft der Gesetze entgegen. Als der König mit gewaffnetem Gefolge in Saragossa einzog, fand er eine demüthige und gehorsame Stadt. Der Justitia Fernandez de Castro war unter den erschütternden Eindrücken dieser Ereignisse den Sorgen und Anstrengungen erlegen: sein Nachfolger Galceran von Tarba war ein gefügiges Werkzeug in Don Pedro's Händen. Nachdem viele Glieder der ältesten und angesehensten Geschlechter durch das Richtschwert gefällt und ihre October. Güter eingezogen worden, wurden auf einem Reichstag die bewaffneten Unionen verboten, alle Privilegien und Urkunden, welche solche gestatteten, vernichtet, das Siegel zerbrochen; Pedro selbst zerschnitt eines derselben mit eigener Hand; als er sich im Eifer dabei die Hand verwundete, äußerte er scherzend, um ein so kostbares Gut müsse doch Blut fließen.

Der monarchische Rechtsstaat in Aragonien. Mit der Vernichtung des gesetzlich anerkannten Waffenrechts des hohen Adels trat der aragonische Staat in eine neue Entwickelungsperiode. Man mag immerhin zugestehen, „daß die begeisterte kriegerische Kraft und die Nebenbuhlerei der Edlen den aragonischen Staat auf den höchsten Gipfel seiner Macht gebracht hatte, und daß in ihnen eigentlich der Hauptkern der Nation gelegen war, die einmal nicht fähig schien, anders als von ihren privilegirten Häuptern geleitet, zur Größe zu gelangen", aber die Zeit drängte nach neuen Formen; das monarchische Prinzip mit gesteigerter Macht des Herrschers galt nunmehr als die Seele der neuen Staatenbildungen, und als solche sollte auch das aragonische Königthum sich zeigen; nicht souveräne Machtfülle wollte Pedro der Krone verleihen, sondern eine Staatsordnung aufrichten, worin die verschiedenen Gewalten durch Rechtsbestimmungen im Gleichgewicht gehalten werden und in rechtmäßigen natürlichen Kreisen sich bewegen sollten. Darum ließ er, nachdem das gesetzlich anerkannte Waffenrecht des Adels gebrochen war, nicht nur eine Amnestie ergehen, sondern er legte auch vor den vereinigten Ständen einen feierlichen Eid ab, daß er die Gesetze, Freiheiten und Gewohnheiten des Reiches beobachten und gegen Niemanden Körperstrafe, Verbannung oder Gefangenschaft ohne richterliche Erkenntniß verhängen wolle, und setzte fest, daß diesen Eid auch seine Nachfolger und sämmtliche Be-

amte zu leisten hätten. Streitige Rechtsfälle sollten vor dem Forum des Justicia entschieden werden. Wir haben früher die Entwickelung und Stellung dieses Oberrichters kennen gelernt (VII, 554), dessen Tribunal als der wahre Hort des öffentlichen Rechts, als der Wächter und Vertheidiger der Gesetze und Verfassung angesehen ward. Von dieser Zeit an, rühmt der aragonische Geschichtschreiber Zurita, wurde die Freiheit mehr durch das Gesetz als durch die Waffen geschützt. Der Richterstuhl des Justicia verdrängte das anarchische Institut der bewaffneten Selbsthülfe in den Unionen. Vom König ernannt, durch einen ständischen Ausschuß (Inquisitoren) überwacht und an die Zustimmung der Beisitzer gebunden, war der Oberrichter in seiner Amtsgewalt von so festen Schranken umgeben, daß das öffentliche Recht hinreichende Garantien hatte.

Während Catalonien freiwillig, Aragonien gezwungen sich in die neue Ordnung fügten, beharrte die Union in dem freiheitliebenden, republikanisch gesinnten Valencia im Widerstand. Da rückte der König mit seiner gesammten Kriegsmacht aus und brachte den Widersachern eine blutige Niederlage bei. Adel und Bürgerschaft von Valencia unterwarfen sich und flehten die Gnade des Königs an. Pedro selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß in seiner zornerfüllten Brust der Gedanke entstanden sei, die unruhige Stadt von Grund aus zu zerstören und Salz auf die Stätte zu streuen; nur die dringende Vorstellung seiner Räthe habe ihn von dem Vorhaben abgebracht. So wurde Valencia, „der dritte Edelstein in der Krone“, eine der blühendsten und volkreichsten Städte des damaligen Europa, gerettet; aber ein schweres Strafgericht erging über Adel und Bürgerschaft. Obwohl der König nach seinem Einzug in der Kathedrale eine Rede hielt, worin er seiner Milde und Barmherzigkeit gedachte, ließ er dennoch mehr als zwanzig Unionisten eines schimpflichen und schmerzlichen Todes sterben. Vier Ritter wurden enthauptet; einigen der Schuldigsten wurde glühendes Metall in den Mund gegossen, von der Glocke, welche die Glieder der Union zur Versammlung gerufen. Der Schrecken über diese Blutgerichte, die auch noch in anderen Orten nachgeahmt wurden, förderte Don Pedro's Politik. Seine fernere Regierung blieb von unruhigen Auftritten verschont. Nicht wenig trug dazu auch der Umstand bei, daß am Ende des nächsten Jahres Frau Leonore einen Sohn gebar, den Infanten Don Juan, wodurch die Ansprüche Fernando's und die erste Veranlassung der bewaffneten Schilderhebung seiner Partei zerrannen. Nun war es stille im Reich und Don Pedro konnte „gnädig“ werden. Und in der That ließ er es nicht fehlen, den monarchischen Rechtsstaat weiter auszubilden. Er erweiterte die Amtsbefugnisse des Justicia in solcher Weise, daß derselbe in Stand gesetzt war, wie bisher gegen die Feudalaristokratie, so in der Folge gegen die Uebergriffe der Krone mit seinem Veto einzuschreiten; er sorgte für gute und schnelle Rechtspflege und begünstigte das Rechtsstudium und den Stand der Gesetzeskundigen und Rechtsgelehrten. So oft sich Gelegenheit darbot und ihn nicht die inhibitorische Intercession, die Rechtsfirma des Justicia verhinderte, beschränkte er die Uebergriffe und Eigenmächtigkeiten des hohen Adels und mehrte die Rechte und Befugnisse der Ritterschaft und des Bürgerstandes. Hatte er Anfangs, ehe ihm ein Sohn geboren war, die Bestimmung getroffen, daß das Amt eines Generalgouverneurs nicht mehr dem Infanten-Thronerben zugetheilt werden sollte, so hob er später, um den eigenen Sohn mit der hohen Würde zu bekleiden, diese Bestimmung wieder auf. Ueberall erkennt man die gesteigerte Macht der Krone; doch lag in dem Institut des Justicia, zu dem jetzt selbst die Ricoshombres und die Infanten in streitigen Rechtsfällen ihre Zuflucht nahmen, eine wichtige Garantie, daß die herkömmlichen Gesetze und Rechtsgewohnheiten in Ehren und Geltung blieben. Als der König, der sich in seinen späteren Jahren mit Sibilla von Forcia, Tochter eines catalonischen Ritters, vermählte (1380), durch die Intriguen dieser seiner Gemahlin mit seinem Erstgebornen, Don Juan, in Streit gerieth und ihm

Strafgericht in Valencia.

Pedro's Politik.

das Amt eines Generalgouverneurs entziehen wollte, erhob der Justicia Einsprache gegen diese Willkürmaßregel und der König gab nach. Dieser vermehrten Macht und Autorität der Krone war es zu danken, daß in der sturmvollen Zeit der castilischen und sardinischen Kriege, die in den folgenden Jahrzehnten über das Königreich hereinbrachen, Aragonien keine Verminderung seines bisherigen Besitzstandes erfuhr. Wir werden dieser Ereignisse in den folgenden Abschnitten gedenken. Am schlimmsten war die Lage, als Heinrich von Trastamara, nachdem er sich auf dem Throne von Castilien befestigt, mit Portugal und Frankreich sich gegen den König von Aragonien verband und zugleich Jacob III., der Prätendent des balearischen Inselreichs und Gemahl der Königin von Neapel, mit Söldnerschaaren von Norden her durch die Pyrenäenpässe vorrückte, um, nachdem er mit Hülfe des Herzogs von Anjou, Oberstatthalters der Languedoc, Roussillon und Cerdagne besetzt, längs des Gallego in das Herz von Aragonien einzudringen. Aber auch dieser Gefahr entging der kluge und thatkräftige König. Indem er den castilischen Fürsten durch die Rückerstattung der Herrschaft Molina und der übrigen von ihm besetzten Grenzorte, sowie durch einen Heirathsvertrag zwischen Heinrich's Tochter Eleonore und dem Erben von Aragonien zufrieden stellte, brachte er den einzigen Mann, der dem Reich gefährlich werden konnte, auf seine Seite. Der unzuverlässige König von Portugal, der noch gar keine Kriegsanstalten getroffen, stand nun von jedem Angriff ab, und Jacob von Mallorca, dessen Kriegsschaaren in den Thälern eingeschlossen, von Hunger und Elend aufgerieben wurden, fand nach einer beschwerdevollen Wanderung eine Zufluchtstätte in Soria, wo er bald nachher in Gram und Kummer sein abenteuerliches Leben beschloß. Graf Ludwig von Anjou, der Gemahl seiner Schwester Isabella, wurde der Erbe seiner Ansprüche auf das balearische Reich, die aber trotz mancherlei Versuche und Unterstützungen bei seinem Tode (1384) weder erfüllt noch ausgeglichen waren.

Des Königs Haltung in den kriegerischen Verwickelungen. — *1375.*

Der König u. die Cortes von Monzon und Pedro's Ausgang. 1376—1387.

Diese kriegerischen Anstrengungen hatten die Steuerkräfte des Landes erschöpft; als daher Don Pedro die Cortes von Monzon um neue Bewilligungen anging, um behufs des auswärtigen Krieges ein Söldnerheer in Dienst zu nehmen, erfuhr er eine Zurückweisung. Die Versammlung erklärte, die Aragonier seien gewohnt, den Kriegsdienst in eigener Person zu versehen, nicht aber denselben in einen Gelddienst umzuwandeln. Der König sollte für seine persönlichen Interessen bei Juden und Saracenen Geldsummen aufnehmen, wie seine Vorfahren auch gethan. Pedro mußte daher von dem Versuche abstehen, durch eine Einrichtung wie das englische Scutagium von den Ständen die Mittel zu Miethtruppen für Kriege außer Landes zu erhalten. Die unruhige, vielgeschäftige Natur Don Pedro's, der begierig jede Gelegenheit zu neuen Land-
1378. erwerbungen ergriff, der bei dem Tode Friedrichs III. Sicilien wieder an sein Haus zu bringen suchte und zu dem Behuf seinen zweiten Sohn Martin mit Schiffen und Mann-
1380. schaft unterstützte, der die Herzogthümer Athen und Neopatria unter seine Schutzherrschaft nahm, machte die Stände vorsichtig und behutsam. Jede neue Bewilligung konnte von einem so ehrsüchtigen, kriegslustigen und staatsklugen Monarchen leicht in ein Recht der Krone verwandelt werden. Nachdem Don Pedro im Frühjahr 1386 das fünfzig-
7. Jan. 1387. jährige Jubelfest seiner Regierung mit allem Glanz gefeiert, starb er zu Barcelona und wurde im Kloster Poblete beerdigt. Er war ein ehrgeiziger, verschlagener und mißtrauischer Herr, sagt Ferreras, der wenig Religion hatte und nur auf seinen Nutzen bedacht war. Die Regierung seines Sohnes **Johann** begann in ähnlicher Weise wie die des Vaters mit Verfolgungen gegen die Stiefmutter Sibilla. Sie wurde wegen Zauberei angeklagt und gegen mehrere ihrer Vertrauten die Tortur angewendet. Doch ließ der König bald den Proceß fallen, als sich Sibilla bereit zeigte, auf die Schenkungen ihres verstorbenen Gatten Verzicht zu leisten. Im Uebrigen hatte das neue Regiment

wenig Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Die kriegerische Kraft und Thätigkeit Hofleben.
Pedro's war dem Sohne nicht eigen; er liebte Pracht und Vergnügen und strebte weniger nach Waffenruhm als nach den Genüssen und Freuden eines glänzenden Hoflebens. Das höfische Ritterwesen, das Eduard III. in England in Flor gebracht, der Luxus, der unter Johann in Frankreich einriß, fand auch in Aragon Eingang. „Den einfachen, frugalen Hofhalt des alten Jacob und Peter verdrängte auf einmal ein Prunk, der es jedem europäischen Hof zuvorzuthun strebte.“ Der Klang der Laute und des Gesangs, der nur zur Zeit der höchsten Blüthe der Kunst der Troubadours vorübergehend in Aragonien einzudringen vermochte, „ward nun an dem Hofe der barcelonischen Könige überlaut.“ In dieser Richtung wurde Johann durch seine prachtliebende Gemahlin **Violante**, Tochter Herzog Roberts von Bar, und ihre vertraute Freundin, **Carroza** von Villarayut, bestärkt. Unbekümmert um die Gefahren, von denen Sardinien bedroht war, verbrachte man am aragonischen Hof die Tage und Nächte mit Musik und Gesang, mit Festlichkeiten, Tanz und geselligen Freuden; die „fröhliche Wissenschaft“ der Provence wurde nach dem Süden der Pyrenäen verpflanzt und Johann ersuchte den französischen König, ihm bei Errichtung einer Gesangschule der Jongleurs mit seinem Rath an die Hand zu gehen. Dieses leichtfertige Hofleben, verbunden mit einem leidenschaftlichen Hang zur Jagd, der damals die vornehmen Kreise wie eine Krankheit erfaßt hatte, nahm die ganze Zeit des Königs und seiner Umgebung in Anspruch und hielt jede ernsthafte Beschäftigung fern. Ein solches Regiment war dem stolzen und strengen Aragonier ein Aergerniß; daher erhoben die Stände in Monzon laute Beschwerde über die weichliche Lebensweise und Weiberherrschaft, welche die alte Sitte und Einfachheit verdrängt habe, und stellten den Antrag auf Reform des Hofes und Entfernung gewisser „profaner Personen von schlechter Lebensart“, worunter die Carroza und die Schaar schmeichelnder Höflinge gemeint waren. Der König wies die Forderungen unwillig zurück; aber die drohende Haltung mehrerer Barone und Ritter, die sich bewaffnet in Calasanz versammelt hatten und die energischen Vorstellungen des charakterfesten, staatsklugen und rechtskundigen Justicia Juan Ximenez Cerdano, dessen Vater unter Pedro IV. dasselbe Amt bekleidet hatte, brachten ihn zur Nachgiebigkeit. Er verbot der Carroza und ihren Verwandten und Freundinnen den Hof und beruhigte dadurch die Gemüther. Die Vorgänge auf Sardinien, wo die Aragonier und Catalonen fast aus allen Besitzungen vertrieben wurden, und die Expedition nach Sicilien, um dem mit der sicilischen Infantin Maria vermählten Grafen Martin von Exerica, dem Sohne seines Bruders, des Herzogs von Montblanc, die Herrschaft auf der Insel zu verschaffen, ließen es rathsam erscheinen, mit Adel und Bürgerschaft ein gutes Einvernehmen herzustellen. Wirklich gelang es auch dem Herzog, die widerstrebenden Barone der Insel größtentheils zur Unterwerfung und zur Anerkennung der Königin zu bringen, als ihn die Nachricht, daß Don Juan auf der Jagd durch einen Sturz seines Pferdes umgekommen sei, zur Rückkehr nach Aragonien nöthigte. Denn da der König nur Töchter hatte, so fiel nach der letztwilligen Verfügung Don Pedros IV. die Krone von Aragonien an den jüngeren Bruder, den auch sofort die Reichsstände als König anerkannten. Zwar machte Graf Matthäus von Foix im Namen seiner Gemahlin, Don Juan's ältester Tochter, Thronrechte geltend und rückte, unterstützt von dem Grafen von Armagnac und anderen französischen Edelleuten, mit 2000 geharnischten Rittern in Aragonien ein, aber durch die kräftige Haltung der Herzogin Maria von Montblanc, welche in Abwesenheit ihres Gemahls die Reichsgeschäfte besorgte, und durch die treue Hingebung des aragonischen Adels vermochte er mit seinen Ansprüchen nicht durchzudringen.

Margin notes, in order down the page: Die Cortes bringen auf Reformen. — Nov. 1388. — 1389. — 1391. — 1393. — 29. Mai 1395.

Als König Martin, nachdem er die sicilischen Angelegenheiten geordnet, über Sardinien, Corsica und Avignon zurückkehrte, fand er das Reich in gutem Stand. Er 1397.

Okt. 1397. schwur in die Hand des Justicia, die Verfassung und die herkömmlichen Rechte der
1398. Nation zu achten, und wenn auch seine Regierung nicht frei blieb von unruhigen Bewegungen im Innern und nach Außen, so hat er doch stets bewiesen, daß, wie er kurz
1399. vor seiner Krönung in der ersten Cortesversammlung versichert, er es für einen größeren Ruhm hielt, „ein freies und kräftiges Volk zu leiten, als ein knechtisches und weggeworfenes zu drücken." Die Gerichtsbarkeit des Justicia wurde durch die Energie und Charakterfestigkeit Cerdano's und durch die Rechtsliebe des Königs erweitert, so daß diese Würde „mit dem Zauber eines königlichen und geheiligten Ansehens umkleidet" erschien. Dieser Achtung vor Gesetz und Verfassung war es auch zu verdanken, daß die großen Parteikämpfe, welche die Fehde der mächtigen Geschlechtshäupter Ximenes von Urrea und Antonio von Luna unter der aragonischen Ritterschaft hervorrief und die sich bald auch über Valencia verbreiteten, nicht solche Zerrüttungen des ganzen Staatswesens zur Folge hatten, wie in früheren Jahren und daß das aragonische Reich selbst die großen Gefahren überstand, denen es durch das unerwartete Aussterben des Barcelonischen Herrscherstammes entgegen ging. Martin der Jüngere nämlich, ein Fürst von vielen rühmlichen Eigenschaften, der durch die kräftige Unterstützung seines Vaters den Widerstand in Sardinien und Sicilien überwältigt hatte, war von den Cortes als Thronfolger anerkannt worden und gedachte die beiden Inseln mit der aragonischen
24. Juli Krone zu verbinden, als er plötzlich auf der Reise in Cagliari vom Tode hingerafft
1409. wurde, ohne rechtmäßige Kinder zu hinterlassen. Die Kunde von diesem unerwarteten
Unsichere Ereigniß regte die Gemüther in Aragonien mächtig auf. Die Familienfehden, noch
Thronfolge. nicht völlig gedämpft, brachen mit neuer Heftigkeit hervor, da nun zu den bisherigen Feindseligkeiten auch noch die unsichere und streitige Thronfolge hinzukam. Denn wie sehr auch der König sich abmühte, dem neunjährigen natürlichen Sohne des dahingegangenen Infanten, Friedrich von Tarsia (nachmals Graf von Luna), das väterliche Erbe zuzuwenden; in Aragonien, wo alsbald fünf Thronbewerber auftraten, war an seine Anerkennung nicht zu denken. Das ganze Land war in Gährung, die alten Waffenbündnisse des Adels, die Don Pedro mit starker Hand niedergedrückt hatte, lebten von Neuem auf, die Städte schlossen Verbrüderungen, um sich der Gewaltthätigkeiten der Ritterschaft zu erwehren; Graf Jacob von Urgel,* welcher mit einer Tochter Pedro's IV. vermählt war und als Urenkel Jacob's II. dem barcelonischen Mannstamme angehörte, pochte am lautesten auf sein Erbfolgerecht, wurde aber, obwohl vor Kurzem zum Generalstatthalter erhoben, zunächst von den Ständen und dem Justicia mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen; der Infant Ferdinand von Castilien, Sohn von Martins des Aelteren Schwester Eleonore, den der König am meisten begünstigte, fand an dem Nationalhaß und der nachbarlichen Eifersucht gegnerische Gewalten. Ludwig von Calabrien, den Don Juan's Tochter Violante dem Herzog Ludwig von Anjou geboren, hatte trotz der Fürsprach des Königs von Frankreich keinen Anhang im Lande.
31. Mai Ein allgemeiner Bürgerkrieg war dem Ausbruch nahe, als König Martin aus dem Le-
1410. ben schied, mit der letztwilligen Bestimmung, daß derjenige das Reich erben solle, dem es dem Rechte nach gebühre. Mit ihm erlosch der Mannstamm der Grafen von Barcelona, ein Herrschergeschlecht, welches fast drei Jahrhunderte den aragonischen Thron
Das Interregnum. mit Kraft und Ruhm innegehabt. Nur ein Volk, bei dem durch ein freies Verfassungs-
1410–1412. und Staatsleben die politische Einsicht so tief ins Innere gedrungen, konnte aus einer zweijährigen Revolutionsperiode, wie sie nach dem Tode Martins in Aragonien eintrat, ohne Nachtheil für seine Freiheit und seine Rechtsordnungen hervorgehen. Denn während des Interregnums schwebte das Reich in der doppelten Gefahr, sich entweder in seine drei Bestandtheile aufzulösen oder einer militärischen Gewaltherrschaft zu erliegen. Graf Jacob von Urgel, ein hochfahrender durchgreifender Edelmann, zählte in Arago-

nien die Mehrzahl des hohen Adels, insbesondere die Parteigenossen des mächtigen Geschlechtes derer von Luna, zu seinen Anhängern und hatte in Catalonien die Cortes auf seiner Seite, und was ihm an Recht abgehen mochte, konnte er mit dem Schwert ersetzen; stand doch das niedere Volk allenthalben in seinem Dienst. Die Ermordung des Erzbischofs von Saragossa durch seinen rohen Gefährten Anton de Luna, eine Gewaltthat, welcher er selbst nicht fremd war, sollte von jedem Widerstand abschrecken. Die Ricoshombres sahen schon im Geiste die Zeit wiederkehren, wo das Recht der gewaffneten Faust über das Gesetz herrschen, die Aristokratie im Bunde mit dem Stadtpöbel über die mittleren Klassen triumphiren, die ritterliche Anarchie der Adelsunionen sich aufs Neue über das Land lagern würde. Diese Gefahr erkannte der einsichtsvolle Justicia Cerdano und seine Freunde und Gesinnungsgenossen, unter denen der Gouverneur von Aragonien Gil Ruiz von Lihori und der durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Berengar von Bardaxi in erster Linie standen, und ihrer umsichtigen und vaterländischen Thätigkeit ist die Erhaltung der alten Verfassung hauptsächlich zuzuschreiben. Im Bunde mit den Bürgerschaften der Communen und dem niederen Adel suchten sie den Cortes die Entscheidung in die Hände zu spielen. Zum Glück für sie war der hohe Adel durch Zwietracht getheilt, indem die Urrea aus Haß gegen die Luna sich zu der Verfassungspartei hielten, deren Reihen bald auch noch durch das Geschlecht Heredia, dem der ermordete Erzbischof angehört hatte, verstärkt wurden. Diese bewirkten, daß der Infant Ferdinand mit castilischen Bewaffneten die Grenze besetzte, um einen Gewaltstreich von Seiten des Grafen von Urgel zu verhindern. Aber bei der Eifersucht der drei Reichstheile auf einander war die Gefahr immer noch sehr groß; die Cortes hielten getrennte Berathungen und jede der drei Ständeversammlungen wollte den Ausschlag geben. Da war es, wo die patriotische Thätigkeit jener Männer das Reich vom drohenden Untergang rettete. Indem sie den einzelnen Versammlungen vorstellten, daß, wenn die Successionsfrage mit den Waffen entschieden werden sollte, der Sieger, wie für ein unterworfenes Volk, ein neues Gesetz mit dem Schwerte vorschreiben werde, schlugen sie ein allgemeines Parlament vor, von dem die Rechtsentscheidung, wie sie König Martin gewollt, ausgehen möchte. Demgemäß sollten die Cortes der drei Reiche Ausschüsse zu gemeinschaftlicher Berathung wählen. Aber die Parteisucht war schon zu tief eingedrungen; die Valentiner konnten nicht zur Mitwirkung gebracht werden. Da wagten die zwei staatsklugen Männer Cerdano und Bardaxi einen kühnen Griff. Sie bewirkten, daß die aragonischen und catalonischen Cortes ihnen die Vollmacht ertheilten, nach eigenem Ermessen eine Commission von neun Mitgliedern aus den drei Landestheilen zu ernennen, welche in Caspe am Ebro ihre Sitzungen halten und nach gewissenhafter Prüfung der Ansprüche aller Prätendenten die Entscheidung nach dem Rechte treffen sollten. Die Partei der Urgel'schen in Valencia suchte das Vorhaben zu hindern, aber der Sieg der Barone bei Murviedro, wo der Führer derselben fiel, beseitigte den Widerstand, und die patriotische Umsicht und Gerechtigkeit, welche Cerdano und Bardaxi bei der Wahl der Neunmänner an den Tag legten, fand allgemeine Anerkennung und Vertrauen. Während im Lande die Leidenschaften gährten, die Parteien einander bekämpften, Waffen und Bürgerkrieg mit Verbrechen, Frauenraub und Schmach aller Art allerwärts wütheten, unterzogen sich die neun Männer, welche sowohl durch Kenntnisse und Geschäftserfahrung, als durch Sittenstrenge und tadellosen Wandel bei allem Volke in höchstem Ansehen standen und wie Bardaxi, Ferrer, Aranda Valseca zu den ersten Rechtsgelehrten ihrer Zeit gehörten, der mühevollen Prüfung der Rechtsansprüche, welche die Kronbewerber durch Bevollmächtigte ihnen vortragen ließen. Den größten Anhang hatte der Graf von Urgel und wenn man das männliche Geburtsrecht und die aragonische Abstammung berücksichtigte,

Neue Königswahl. 1412. mußte man ihm den Vorzug geben; aber seine gewaltthätige herrische Natur, die lieber den Weg der Waffen als des Gesetzes wählte, ließ ein Tyrannenregiment fürchten, daher entschied die Mehrheit des Wahlcollegiums für den castilischen Infanten Ferdinand,
28. Juni 1412. dessen Mutter Eleonore Peter's IV. Tochter und Heinrichs II. Gemahlin gewesen. Keine bessere Wahl konnte getroffen werden, daher auch der neue König, nachdem er die Gesetze, Rechte und Freiheiten des Landes bestätigt, von den Ständen der drei vereinigten Reiche anerkannt ward. Milde und Gerechtigkeit mit Kraft vereinigend, stellte Ferdinand die Ruhe und Ordnung in dem aufgeregten Königreich her und schreckte durch seine Macht die Unzufriedenen in Aragonien wie auf den Inseln. Aber der Graf von Urgel konnte es nicht verschmerzen, daß die Krone nicht sein Haupt zieren sollte. Obwohl ihn Ferdinand mit großer Auszeichnung behandelte, erhob er dennoch nach einiger Zeit, von eigenem Ehrgeiz getrieben und von seiner herrschsüchtigen Gemahlin aufgereizt, die Fahne der Empörung. Mit Söldnerschaaren, die ihm der Herzog von Clarence in Guyenne überlassen, fiel er raubend und verheerend in Catalonien ein;
1413. aber von Ferdinand überwunden und zur Ergebung gezwungen, büßte er sein ungesetzliches Treiben mit Verlust seines Vermögens und ewiger Gefangenschaft. Fernando
1414. aber verherrlichte im nächsten Jahr seine Thronbesteigung durch eine glänzende Krönungsfeier in Saragossa. Somit trugen Abkömmlinge desselben Herrscherhauses die Kronen von Aragonien und Castilien, die Einleitung zur künftigen Vereinigung der beiden Reiche unter Ferdinand's Enkel gleichen Namens.

3. Castilien und Leon.

Pedro's Anfang. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, also gerade zu derselben Zeit, da der
1350. 1351. aragonische König die Feudalaristokratie niedergeworfen hatte, starb Alfons XI. von Castilien, der Bruder seiner Stiefmutter Leonore, bei der Belagerung von Gibraltar an der Pest. Er hatte zum Nachfolger seinen Sohn Pedro, einen sechszehnjährigen Fürsten von leidenschaftlicher Gemüthsart. Es wurde erwähnt (VII. 542 f.), daß der verstorbene König seine Nebenfrau, Eleonore de Guzman, überaus begünstigte und seine Gemahlin, Maria von Portugal, in kränkender Weise zurücksetzte. Mit verschwenderischer Hand verschenkte er an sie und ihre Söhne Grafschaften und Städte. Kaum hatte Alfons die Augen geschlossen, so reizte die Königin ihren Sohn zur Rache wider die verhaßte Nebenbuhlerin und deren Kinder, sieben Söhne und eine Tochter. Die Belagerung von Gibraltar wurde sofort aufgehoben und Eleonore an den Hof nach Sevilla gelockt, wo sie der König festnehmen und bald nachher in Talavera de la
1351. Reyna hinrichten ließ. Diesem Anfang entsprach der Fortgang seiner Regierung. Pedro, von Natur heftig und von seiner leidenschaftlichen Mutter und ihrem Günstling und getreuen Werkzeug Johann Alfons von Albuquerque zu Freveln und Blutthaten angeleitet, artete bald zu einem solchen Wütherich aus, daß er in der Geschichte mit dem Namen des Grausamen belegt ward. Ein Aufstand in Burgos, wo sich die Einwohner der Erhebung der drückenden Alcavala (VII. 543) widersetzten, gab ihm Gelegenheit, den Garcilasso de la Vega, einen bei der Bürgerschaft in großem Ansehen stehenden Edelmann, der sich arglos in den Palast begeben, niederstoßen und seinen Leichnam von Stieren zertreten zu lassen. Mehrere Anhänger theilten dessen Schicksal. Furcht und Schrecken verbreitete sich unter allen Ständen. Heinrich von Trastamara, der älteste unter den Söhnen Eleonorens, flüchtete sich nach Portugal, Don Tello, sein Bruder, nach Aragonien.

Maria de Padilla. Es war ein eigenes Verhängniß, daß die beiden Personen, welche den König auf die Bahn des Lasters und Verbrechens leiteten, die Königin-Mutter Maria und der

allmächtige Höfling Albuquerque durch dieselben Mittel ihren Einfluß untergruben, durch welche sie denselben recht und auf die Dauer zu befestigen hofften. Albuquerque nämlich vermittelte die Verbindung Pedro's mit **Maria de Padilla**, der schönen Tochter eines castilischen Edelmannes, in die sich der junge Fürst sterblich verliebt hatte, und die Mutter betrieb gleichzeitig ein Ehebündniß mit **Blanca**, der Tochter des Herzogs von Bourbon, aus dem französischen Herrschergeschlecht, um an Frankreich einen Halt zu finden. Die Cortes unterstützten das Vorhaben der Königin-Mutter, worauf die Braut nach Valladolid gebracht ward. Vergebens erwartete man jedoch den Bräutigam; um der verhaßten Vermählung zu entgehen, trieb er sich Monate lang in Andalusien umher, wo sein Halbbruder Heinrich einen Aufstand zu erregen gesucht. Endlich wurde er aus Rücksicht für den französischen Hof bewogen, sich zur Vermählung nach Valladolid zu begeben; aber kaum war das glänzende Hochzeitfest vorüber, als er sich auf's Pferd schwang und zu seiner geliebten Maria, „bei der er sein Herz gelassen“ nach Schloß Montalban zurückkehrte. Umsonst suchte die Königin Mutter und Albuquerque den Monarchen zu bewegen, sich mit seiner Gemahlin zu vereinigen; Don Pedro war so sehr in Liebesbanden verstrickt, daß er die französische Fürstentochter auf dem Schloß Arevalo in Haft bringen ließ, wo sie nicht einmal die Königin Mutter sehen durfte; daß er seine ganze Gunst den Anverwandten seiner Geliebten, insbesondere ihrem Bruder **Diego** und ihrem Oheim **Hinestrosa** zuwandte und alle, die für die französische Gemahlin Fürsprache einlegten, in Ungnade von sich stieß. Seine Abneigung gegen Blanca war so auffallend, daß die Zeitgenossen sie der Wirkung von Zauberkräften zuschrieben. Albuquerque war wüthend über seine Zurücksetzung. Er verband sich mit dem Großmeister des Calatrava-Ordens und mit mehreren anderen unzufriedenen Edelleuten, um den König zu zwingen, die verstoßene Blanca an seine Seite zu rufen und sie ihrem Range gemäß zu behandeln. Das Complott, vor der Zeit verrathen, schlug den Urhebern zum Verderben aus. Albuquerque und der Großmeister entflohen, jener nach Portugal, dieser nach Aragonien. Aber Pedro fand Mittel, sich zu rächen. Er bemächtigte sich der Schlösser und Güter des gefallenen Günstlings und beraubte dessen Freunde aller Aemter und Würden, um die Verwandten der Padilla und ihre Creaturen damit zu bereichern. Den Großmeister lockte er durch gleißnerische Worte nach Castilien zurück und setzte ihm so lange zu, bis er seiner hohen Stelle entsagte. Diego Padilla wurde sein Nachfolger, und damit der Wortbruch des Königs und die Mißhandlung des Ordensmeisters nicht zu Tage komme und unruhige Auftritte hervorrufe, ließ man denselben im Gefängniß sterben. Nun führten die Padilla das Regiment; ein unechter Bruder Diego's, Johann Garcias de Villagera, erhielt, obwohl verheirathet, die Großmeisterschaft über den Orden St. Jago, welche dem Infanten Friedrich, einem der Söhne Eleonorens de Guzman, entrissen worden; ihr Oheim Ferdinand de Hinestrosa war des Königs Arm im Felde. Einen Augenblick schien es, als sollte ein anderer Stern am Hofe aufgehen. Der König faßte eine heftige Liebe zu **Johanna de Castro**, der jungen schönen Wittwe des Diego de Haro, Fürsten von Biscaja. Da sie den Begierden des wollüstigen Monarchen widerstrebte, ließ er ihr die Ehe antragen. Zwei Bischöfe waren feige und niederträchtig genug, die Heirath mit Blanca für ungültig zu erklären, worauf ein Geistlicher die Trauung vollzog. Maria de Padilla, gleichfalls in geheimer Ehe mit Pedro verbunden, wollte sich in ein Kloster zurückziehen. Aber die Macht der wirklichen oder angeblichen Büßerin über das Herz des Königs war stärker als jedes andere Band. Nach wenigen Tagen verstieß Don Pedro auch die zweite Gemahlin und kehrte in die Arme der schönen Sünderin zurück. Wohl zürnte Papst Innocenz VI. und drohte mit Bann und Interdict, aber der Ehebrecher wußte den heiligen Vater zu beschwichtigen, indem er einen großen Eifer für

3. Juni 1353.

Macht der Familie Padilla.

Neue Ehe. Haltung des Papstes. 1354.

die Ausbreitung des Christenthums zur Schau trug. Er bewog einen Maroccanischen Fürsten zu einem Schreiben an den Papst, in welchem der Wunsch einer Bekehrung ausgesprochen war, und bat dann um Uebersendung einer geweihten Fahne und Gewährung geistlicher Subsidien zu einem heiligen Krieg, den er mit aller Energie zu betreiben sich die Miene gab. Innocenz war erfreut über die fromme Gesinnung des geliebten Sohnes und ermahnte seinen Legaten zur Nachsicht, und obwohl er bald genug die Täuschung gewahr wurde, übte er doch Langmuth. Der Botschafter wurde angewiesen, von dem Interdict den vorsichtigsten Gebrauch zu machen und jede, wenn auch nur äußerliche Kundgebung von Reue und Bußfertigkeit zur Absolution gelten zu lassen. Die Curie wußte, wie wenig mit kirchlichen Censuren auf die verwilderten und entarteten Gemüther der Castilier zu wirken war.

Adels-coalition. Blanca in Toledo. 1354. Gefährlicher als die kirchlichen Drohungen gestalteten sich für den tyrannischen König die kriegerischen Bewegungen der spanischen Großen im Innern seines Reichs. Die Verachtung aller göttlichen und menschlichen Rechte, die Don Pedro mit empörender Ruchlosigkeit kund gab, vereinigte alle unzufriedenen, verfolgten oder bedrohten Barone zu einer bewaffneten Coalition in Ciudad Rodrigo. An der Spitze stand Albuquerque; mit ihm verbanden sich die Söhne der ermordeten Eleonore und die aus Aragonien entflohenen Infanten, so wie der Bruder der verstoßenen Johanna, Perez de Castro, einer der angesehensten Herren in Gallicien. Sie wollten den König zwingen, seine Gemahlin Blanca zu sich zu nehmen und sich von der Padilla und ihrer Sippschaft zu trennen. Um dieses Zweckes willen billigten der französische König und der Papst das Vorhaben. Bald stand das ganze nördliche Castilien unter den Waffen. Da die Verbündeten mit dem Plane umgingen, die gefangene Königin Blanca zu befreien, so ließ sie Don Pedro aus der Burg Arevalo nach dem Alcazar in Toledo bringen und unter die Aufsicht Hinestrosa's stellen. Hier fand aber die unglückliche Fürstin Schutz und Beistand bei der Bürgerschaft. Toledo gehörte zu den Reichsstädten, die auf den Cortes vertreten waren und so eben den Beschluß gefaßt hatten, der bewaffneten Coalition gegen den tyrannischen König beizutreten. Als nun Blanca die ihr gewährte Vergünstigung, in der Domkirche ihre Andacht verrichten zu dürfen, zur Flucht in eine neben der Kathedrale befindliche Freistätte benutzte, umstellten die Einwohner den heiligen Ort und gestatteten nicht, daß der Befehlshaber sie wegführte. Im ersten Anlauf erlangten die Verbündeten die Oberhand: Don Pedro wurde in dem festen Tordesillas am Duero enge eingeschlossen. Wohl gelang es ihm, wie behauptet wird, das Haupt des ganzen Bundes, Albuquerque, durch einen italienischen Arzt mit Gift aus der Welt zu schaffen, aber die Coalition löste sich darum nicht auf; die Verbündeten führten die Leiche Albuquerques mit sich, um durch ihren Anblick zur Rache aufzustacheln. Die Belagerung wurde fortgesetzt; Hinestrosa gerieth in Gefangenschaft und

Peter in Toro. Pedro selbst wurde bald so sehr bedrängt, daß er sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit den Häuptern der Gegenpartei in Toro entschloß. Hier wurde er wie ein Gefangener behandelt und genöthigt, alle Forderungen der Verbündeten einzugehen. Die beiden Ordensmeister, die durch des Königs Gunst auf ungesetzliche Weise zu ihren Stellen gekommen, wurden hingerichtet, andere Günstlinge entsetzt. Es fiel dem hinterlistigen und heimtückischen Fürsten nicht schwer, den Glauben zu erzeugen, daß er Reue fühle und in sich gehen wolle. Der Papst richtete deshalb ein salbungsvolles Mahn- und Dankschreiben an ihn. Aber Pedro's Nachgiebigkeit war nur Verstellung; er wollte die Coalition trennen und Zeit zu Rüstungen und Werbungen gewinnen. Und dieser Plan gelang ihm über alles Erwarten. Beide Theile waren übereingekommen, Bevollmächtigte zu einer Tagsatzung nach Burgos zu senden, wo ein friedlicher Ausgleich geschlossen werden sollte. Im Vertrauen auf dieses Abkommen verließen mehrere

Bundesglieder, darunter die beiden Infanten Fernando und Juan von Aragonien, das Hoflager in Toro, wo bald nur noch die entschiedensten Gegner des Königs sich befanden, indeß die gemäßigteren Bundesglieder sich nach Burgos begaben, der königlich gesinnten und auf Toledo eifersüchtigen Hauptstadt Altcastiliens. Zugleich ließ Pedro durch seinen Schatzmeister, den Juden Samuel Levi, große Summen beitreiben, wodurch er in Stand gesetzt war, Kriegsknechte in Dienst zu nehmen und seinen Anhang zu mehren. Bald machte sich ein Umschwung in der Volksstimmung bemerkbar; die Versammlung in Burgos bewilligte dem König Geld und Mannschaft. Diesen Umschwung benutzte Pedro zur Flucht aus Toro. Bei Gelegenheit einer Jagd sprengte er mit einigen seiner Begleiter davon und begab sich nach Segovia, wo sich seine Getreuen mit ihren Kriegsschaaren und die geworbenen Soldknechte um ihn sammelten. Die Parteihäupter in Toro, an ihrer Spitze die Infanten Heinrich und Friedrich, eilten nach Toledo, um diese alte Maurenstadt zum Bollwerk ihres Widerstandes zu machen. Als aber der König mit seinen Kriegsmannen vor den Thoren erschien, entsank der Bürgerschaft der Muth. Die Häupter der Verbündeten entflohen, die Stadt wurde eingenommen und ein schreckliches Blutgericht über die Bewohner verhängt; zwei und zwanzig edle Bürger starben ohne gerichtliches Urtheil durch das Richtschwert; Christen und Juden wurden zu hunderten hingemordet und die Häuser geplündert. Die Königin wurde ohne Scheu aus ihrer Freistätte gerissen und nach dem Alcazar zurückgeschleppt. Ihr Fürsprecher, der Bischof von Siguenza, mußte in den Kerker wandern. Nachdem der König in Toledo seine Rache gestillt hatte, rückte er vor die Mauern von Toro, wo seine Halbbrüder Heinrich und Friedrich mit dem Rest der Coalition Zuflucht gesucht. Aber hier stieß er auf tapferen Widerstand. Die Besatzung, die von dem unbarmherzigen Fürsten die ärgste Strafe zu fürchten hatte, war entschlossen, sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Endlich wurde die Stadt zur Ergebung gezwungen, nachdem es jedoch den angesehensten Parteihäuptern gelungen war, auf fremder Erde Sicherheit zu finden. Heinrich von Trastamara entkam über Gallicien nach Larochelle, wo er in französische Dienste trat. Toro aber, welches einst den König in der Erniedrigung gesehen, wurde schwer gezüchtigt. Entsetzt über die Gräuelscenen in dem castilischen Lande, eilte die Königin-Mutter, die den blutdürstigen Sohn erzogen und angeleitet, nach ihrem Geburtslande Portugal, wo sie bald in's Grab sank. Don Pedro aber feierte seinen Sieg durch glänzende Ritterspiele in Tordesillas und begab sich dann nach dem Süden.

Pedros Sieg und Rache. 1355. 1356.

Ausbruch des aragonischen Krieges. 1356.

Während der castilische König in Sevilla sich mit dem Fischfang ergötzte, geschah es, daß der aragonische Flottenführer Franz Perellos mit zehn catalonischen Galeeren durch die Straße von Gibraltar fuhr, um den Franzosen in ihrem Krieg wider England Beistand zu leisten. In Cadix stieß er auf zwei genuesische Handelsschiffe und da die Aragonier gerade mit der Republik im Krieg lagen, so nahm er die Fahrzeuge weg. Ueber diese unter seinen Augen verübte Gewaltthat gerieth Don Pedro in heftigen Zorn und da Perellos mit trotzigen Worten die Herausgabe der Beute verweigerte, befahl er alle in Sevilla ansässigen catalonischen Kaufleute zu verhaften und ihre Güter in Beschlag zu nehmen, und verlangte von dem Hof von Aragonien die Auslieferung des schuldigen Feldherrn, der auch an der Nordküste von Spanien Gewaltthätigkeiten verübte. Die Versagung jeder Genugthuung von Seiten Aragoniens gab Veranlassung zu einem heftigen Krieg zwischen den Nachbarstaaten, welcher, durch feindselige Parteigänger genährt, mehrere Jahre lang zu Land und zu Wasser mit großer Erbitterung und unter vielen Gräuelthaten geführt ward. Der aragonische König, mit den Angelegenheiten in Sardinien beschäftigt, suchte sich durch Bündnisse mit Navarra und mit dem Herrscher von Fez und Marocco und durch Aufnahme der flüchtigen castilischen Barone, insbesondere des Grafen von Trastamara, zu

stärken; der Castilier dagegen fand nachdrückliche Hülfe bei den Genuesen. Zwar gelang es der vermittelnden Thätigkeit des Papstes, der mit Bann und Interdict drohte und den gottvergessenen König von Castilien auch wirklich auf einige Zeit durch seinen Legaten mit dem Fluche der Kirche belegen ließ, den Bruderkrieg durch wiederholte Waffenstillstände zu unterbrechen; aber bei der Leidenschaftlichkeit und Gewissenlosigkeit des castilischen Tyrannen, der Vertrag auf Vertrag, Stillstand nach Stillstand brach, in grausamer Verfolgung immer weiter ging und die Interdicte des Legaten verlachte, war ein dauernder Ausgleich nicht möglich.

Pedro's Tyrannei. 1357—59. Zuerst ließ Pedro in Sevilla seinen Halbbruder Johann de la Cerda ermorden und täuschte dessen schöne Gemahlin, die er durch die gleißende Verheißung einer Auslieferung des Gatten in seine Nähe gelockt, mit teuflischer Bosheit durch die Uebergabe des Leichnams. Sie selbst soll sich der Verführung durch Entstellung ihres Angesichts entzogen haben. Eine andere Edeldame dagegen, Alfonsina Coronel, Gattin des Perez de Guzman, die in einem Kloster eine Freistätte gesucht, ließ sich in der Hoffnung die Padilla zu verdrängen und deren Stelle einzunehmen, zur Untreue verleiten. Aber sie vermochte die Wollust des sinnlichen Fürsten nicht auf die Dauer zu fesseln. Nachdem sie einige Zeit als königliche Buhlerin im Schloß zu Sevilla gelebt, stieß Don Pedro, beleidigt, daß sie Hinestrosa eigenmächtig in Haft gesetzt, die Entehrte von sich und kehrte zur Padilla zurück. Da die nach Aragonien geflüchteten Großen, insbesondere der Graf von Trastamara und der Infant Ferdinand, während des Krieges dem castilischen Reiche scharf zusetzten und manches feste Grenzschloß eroberten, so entbrannte die Seele des Tyrannen von tödtlichem Haß und Argwohn. Nicht nur, daß er die Entflohenen als Verräther mit der Acht belegte und sie ihrer Ehrenrechte und Güter beraubte, er wüthete gegen Alle, die durch Bande des Bluts oder der Freundschaft mit denselben in Verbindung standen oder deren Gesinnung er mißtraute. Er berief seinen Halbbruder Don Friedrich, früher Ordensmeister von St. Jago, in den Palast und ließ ihn und seinen Begleiter Sancho Ruiz de Villegas vor seinen Augen ermorden und mehrere seiner Freunde hinrichten; er lockte den aragonischen Infanten Don Juan, Ferdinands Bruder, unter dem Vorgeben, ihn mit dem Fürstenthum Biscaja zu belehnen, nach Bilbao, wo er von Keulenträgern niedergeschlagen ward; seine Mutter Eleonore, des Königs eigene Muhme, dessen Gemahlin Isabella von Lara, so wie die Gattin des flüchtigen und geächteten Infanten Don Tello wurden in Haft gebracht, wo die erste schon im folgenden Jahr eines gewaltsamen Todes starb, während die anderen nebst der unglücklichen Königin Blanca noch über ein Jahr in leidensvoller Gefangenschaft
1359. schmachten mußten, bis ihnen das gleiche Loos bereitet ward. Jeder Unfall im Kriege wurde mit neuen Schlachtopfern gerächt: als seine Flotte durch die tapfere Haltung der Catalonier vor Barcelona großen Schaden nahm und zu gleicher Zeit Hinestrosa gegen Trastamara und seine flüchtigen und geächteten Gefährten Schlacht und Leben verlor, ließ er auch noch die beiden jüngsten seiner Halbbrüder, die schon lange unter Aufsicht gestellt waren, in der Gefangenschaft tödten. Fernandez de Toledo und zwei andere angesehene Edelleute, die bisher dem König stets in Treue gedient, wurden auf den bloßen Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Exulanten enthauptet. Das Richtschwert hing an einem dünnen Haare über allen hervorragenden Häuptern. Der ehrwürdige Erzbischof Vasco von Toledo entging nur durch eilige Flucht dem Schicksale seines Freundes Fernandez; ein Priester, der dem König ein gewaltsames Ende durch

Verrath und treulose Politik in der ganzen Halbinsel. 1360. 61. Trastamara verkündigt, wurde lebendig verbrannt. Zu dem Argwohn gesellte sich auch noch die Habsucht als Stachel des Todes. Jenem Samuel Levi, den Peter früher als Schatzmeister und Blutsauger verwendet, entriß er unter dem Vorwande der Veruntreuung unermeßliche Summen an Gold und Silber, an Seidenstoffen und Kostbar-

keiten aller Art und ließ ihn, um noch verborgene Schätze zu entdecken, so lange foltern, 1360.
bis er den Geist aufgab. In Granada hatte Abu Saib, gewöhlich Mohammed Rothbart genannt, Anführer der Leibgarde, den Thronstreit zwischen den beiden Söhnen des am Rio Salado besiegten und im J. 1354 durch einen Wahnsinnigen ermordeten Emir Jussuf Ibn Ismael zu seiner eigenen Erhebung benutzt. Aber durch innere Aufstände und durch die Angriffe des verjagten rechtmäßigen Fürsten in die Enge getrieben, rief er Don Pedro um Hülfe an, die dieser ihm zusagte. Als er sich aber im Vertrauen auf den beschwornen Vertrag mit großen Schätzen und zahlreichem Gefolge an den Hof in Sevilla begab, ließ der König mit Zustimmung seiner Räthe ihn und seine Begleiter gegen Eid und Gastrecht treulos ermorden und beraubte ihn seiner Reichthümer. Pedro selbst soll den ersten Lanzenstoß geführt haben. Nun trat Jussuf's Erstgeborner, Mohammed, sein väterliches Erbe an und zeigte sich bereit, die Anerkennung seiner Herrschaft von Seiten Don Pedro's mit Geld und Hülfsmannschaft zu erkaufen. — Kurz zuvor war zwischen Castilien und Portugal ein Bündniß zu Stande gekommen, dessen Hauptzweck die gegenseitige Auslieferung der Flüchtlinge war. So reichten sich die Tyrannen die Hände, um ihre Feinde und Widersacher sicher zu treffen. Auch der König von Navarra schloß sich an. Hätten die damals eingeleiteten Unterhandlungen auch noch zu einem Friedensvertrag mit Aragonien geführt, so wäre die Macht des Adels in ganz Spanien gebrochen worden. Wer hätte den drei Petern, die an eiserner Strenge und harter Gemüthsart mit einander wetteiferten, Widerstand leisten können, wenn sie einander unterstützten und die Flüchtlinge gegenseitig auslieferten? Der Haß des Castilianers auf Aragonien war jedoch stärker als seine Tyrannenpolitik. Unter Vermittelung des päpstlichen Legaten war in Tudela ein Friedens- 1361.
vertrag geschlossen worden, wonach die zur Thronfolgerin erklärte Tochter der Padilla, Beatrix, mit dem Erben von Aragonien vermählt werden sollte. Allein Pedro zerriß die angeknüpfte Verbindung, welche durch den Ehebund ihrer Kinder besiegelt werden sollte und brach auf's Neue mit Heeresmacht in das Nachbarland ein, gerade als der aragonische König sein Kriegsvolk wider die Genuesen verwendet hatte und sein Land erschöpft war. Mehrere feste Orte wurden erstürmt und mit gewohnter Grausamkeit be- *Fortgang des aragonischen Krieges.*
handelt, und nur dem Heldenmuth der Bürger von Calatayud, die der überlegenen Streitmacht des Feindes den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten, war es zu ver- 1362. 63.
danken, daß nicht ganz Aragonien sofort erobert ward. Als die Mauern der Gewalt des castilischen Geschützes nicht länger zu widerstehen vermochten, und von dem aragonischen König kein Entsatz zu erwarten stand, ergaben sich die Einwohner mit des Monarchen Zustimmung dem Castilier gegen Zusicherung ihres Lebens, ihres Eigenthums und ihrer Freiheiten. Aber schon im nächsten Frühjahr unternahm der castilische Fürst 1363.
einen neuen Feldzug: Magallon, Borja, Tarazona fielen in seine Gewalt, Cariñena wurde erstürmt und mit Mord und Plünderung heimgesucht. Selbst Saragossa war bedroht. In dieser Noth entfaltete der aragonische König eine wunderbare Thätigkeit und einen Kriegsmuth, der auf das ganze Reich eine belebende Rückwirkung übte. Adel und Städte strengten alle Kräfte zur Vertheidigung des Landes an; die Castilier und ihre Verbündeten mußten jeden Schritt Erde mit dem Schwert erkaufen. An der Unterwerfung Aragoniens verzweifelnd, wandte sich Peter der Grausame plötzlich gegen Valencia: Segorbe, Murviedro und andere Orte wurden im ersten Anlauf erobert und die Hauptstadt selbst belagert. Da eilte Peter von Aragonien mit seiner Kriegsmacht, wozu die Catalonier ihre ganze Jugend und Ritterschaft gestellt hatten, der bedrängten Stadt zu Hülfe. Schon erwartete man die Entscheidungsschlacht, als es dem Abt von Fécamp, der früher in Verbindung mit dem päpstlichen Botschafter den Frieden von Tudela zu Stande gebracht und der vermittelnden Thätigkeit des bereits auf Abfall sinnenden

Königs Karl von Navarra gelang, abermals einen Friedensvertrag auf Grund einer Verlobung der königlichen Kinder und Ueberlassung der eroberten Orte an den castilischen Monarchen zu erwirken. Verstimmt über diesen Ausgang wollte Don Ferdinand mit der ganzen castilischen Ritterschaft, die sich an ihn angeschlossen und ihn als den rechtmäßigen Thronerben in Castilien ansah, nach Frankreich ziehen. Dadurch wäre der aragonische König seiner Hauptstütze beraubt worden und da er in die Vertragstreue des castilischen Gegners ein gerechtes Mißtrauen setzte, beschloß er auf den Rath Cabrera's und des auf den Infanten eifersüchtigen Grafen Trastamara einen Gewaltstreich. Er lud den Halbbruder zur Tafel, um ihn gefangen zu nehmen, und gab, als dieser sich vertheidigte, Befehl zu seiner Ermordung, eine Frevelthat, welche die ganze Treulosigkeit und Frevelhaftigkeit der spanischen Politik und ihrer Leiter enthüllte; denn die Ermordung war nicht nur im königlichen Rathe beschlossen worden, sondern Heinrich von Trastamara befand sich selbst unter den Mördern und sein Stallmeister Carillo führte den ersten Streich.

Ermordung des Infanten Ferdinand in Aragonien. 1363.

Es zeigte sich bald, daß es dem Castilier mit dem Friedensvertrag nicht Ernst war; er wollte dadurch nur der Schlacht ausweichen, deren Ausgang ihm bei dem Kriegsmuth der Feinde zweifelhaft war. Denn schon nach einigen Monaten erschien er wieder im Feld und bedrohte von Neuem Valencia. Jetzt hätte er wohl mit dem Aragonier einen ähnlichen Bund geschlossen, wie früher mit Portugal, wenn sich König Peter zur Auslieferung Trastamara's und der castilischen Ritter verstanden hätte; allein so lästig ihm auch manchmal der hochfahrende, gewaltthätige Infant fallen mochte, er wagte doch nicht, durch einen solchen Verrath sein Schicksal ganz an den treulosen Nachbar zu knüpfen. Auch fürchtete er die castilischen Ritter, achthundert bis tausend an Zahl, welche seit Ferdinands Tod den Grafen Heinrich als ihr Haupt und als legitimen Thronfolger ehrten. Dennoch scheint er mit Karl von Navarra einen Mordanschlag gefaßt und in dieser Absicht eine persönliche Zusammenkunft auf Schloß Sos veranstaltet zu haben. Aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Man scheute sich vor dem zahlreichen Gefolge Trastamara's und vor dem ritterlichen Sinn des Burgherrn Johann Ramirez, der das heilige Gastrecht nicht durch Meuchelmord verletzt sehen wollte. Mißmuthig trennten sich die drei Fürsten; aber die Gemeinsamkeit der Interessen führte sie bald wieder einander nahe. Auf einer zweiten Zusammenkunft in Sos, wo sie sich gegenseitig durch Eidschwüre und Geißeln vor Nachstellung zu sichern suchten, schlossen sie einen neuen Waffenbund gegen Castilien, das sie mit Hülfe der im südlichen Frankreich umherstreifenden Kriegsbanden (Compagnien) durch gemeinschaftliche Anstrengungen erobern und dann unter sich theilen wollten. So schmachvoll und ungerecht dieses Bündniß war, die aragonischen Angelegenheiten nahmen seit der Zeit eine bessere Wendung. Die castilischen Flüchtlinge, die sich unter dem Banner Trastamara's vereinigt hatten, bildeten eine entschlossene Kriegsschaar, die dem Tyrannen von Castilien große Sorge machte; dazu kam noch, daß seine Waffen nicht mehr so glücklich waren als zuvor, daß seine Galeeren durch Stürme Schaden nahmen, daß die Catalonier alle Kräfte anstrengten, um ihren König in Stand zu setzen, den Nationalfeind aus Valencia zu verdrängen. Freilich erlangte seitdem der Graf von Trastamara noch größeren Einfluß in Aragonien; er führte im Rathe des Königs die entscheidende Stimme. Graf Cabrera, der bisher die aragonische Politik hauptsächlich bestimmt und geleitet hatte, fühlte sich zurückgesetzt und arbeitete dem Infanten entgegen. Insbesondere mißbilligte und bekämpfte er den Theilungsvertrag über Castilien. Dadurch gab er seinen zahlreichen Gegnern, zu denen außer Heinrich und Karl dem Bösen vor Allen die Königin und der Graf von Ribagorza gehörten, Waffen in die Hand, um ihn bei dem König als Verräther anzuschwärzen. Das Complott gelang. Der Unglückliche wurde durch Gerichtsverfolgungen, Folterqualen und

Ausgang des aragonisch-castilischen Krieges und Cabrera's Ende. 1363—65.

Aug. 1363.

Febr. 1364.

Wortbruch so lange umstrickt und gequält, bis man ihn schuldig fand; dann wurde der eben so kluge und energische als treue Staatsmann auf dem Markte von Saragossa enthauptet. 26. Juli 1364 Im folgenden Jahr sah sich Peter der Grausame zum Abzug genöthigt; und wenn auch in der nächsten Zeit noch einige Streifzüge und Burgenbelagerungen 1365. unternommen wurden, so bereiteten sich doch bald in Castilien selbst solche Ereignisse vor, daß Aragonien von dem schlimmen Nachbar nichts mehr zu fürchten hatte. Beim Anrücken der französischen „Compagnien" unter Duguesclin zog Peter der Grausame seine Besatzungen zurück, um sie im eigenen Lande zu verwenden; damit war das aragonische Reich gerettet und in seinem ganzen Umfang wieder hergestellt.

Wir kennen den verzweifelten Zustand Frankreichs bei Karls V. Thronbesteigung, Infant Heinrich von Trastamara ruft Frankreichs Hülfe an. 1365. als die verwilderten Söldnerschaaren (Compagnien) unter verwegenen Bandenführern die Landschaften von der Garonne bis zur Rhone mit Schrecken und Verwüstung füllten. Mit Freuden ergriff daher der König die Gelegenheit, als die drei Verbündeten Heinrich von Trastamara und die Könige von Aragonien und Navarra seinen Beistand gegen Castilien anriefen, die furchtbaren, zuchtlosen Kriegshaufen über die Pyrenäen zu senden. Bertrand Düguesclin, der sich seit der Niederlage durch Chandos in englischer Kriegsgefangenschaft befand, wurde durch ein großes Lösegeld, welches der König von Frankreich, der Papst und Graf Heinrich zusammenbrachten, befreit und an die Spitze des Kriegsvolks gestellt, das in Castilien einrücken sollte, um Rache zu nehmen an dem grausamen Mörder der unschuldigen Blanca, der edlen Tochter Frankreichs. Ihr Vater, Johann von Bourbon, Graf de la Marche, unterstützte den Krieg der Rache, und der Papst, erfreut über den Abzug der Raubschaaren, die, nicht zufrieden mit der Absolution ihrer vergangenen Sünden und Vergehen, ihm wiederholt große Geldsummen abgepreßt hatten, drückte dem Unternehmen durch seinen Segen das Gepräge eines Kreuzzugs auf, auch angesehene Ritter des südlichen Frankreich, selbst englische Lehnsträger, schlossen sich der Heerfahrt an, theils aus Lust an Krieg und Abenteuern, theils angelockt durch die Aussicht auf Beute und Lehnsgüter. Ein altes Volkslied feiert die vierhundert Reisigen aus Toulouse, die an dem „heiligen Krieg" Bertrands Theil nahmen.

Zu Anfang des Jahres 1366 führte Düguesclin zahlloses Kriegsvolk aller Infant Heinrich als König von Castilien anerkannt. 1366. Waffengattungen zu Roß und zu Fuß durch Roussillon und Puycerda nach Barcelona, wo Don Pedro die Hauptleute bewirthete und den Oberfeldherrn mit catalonischen Gütern belehnte. Hatten die wilden Gäste sich schon auf dem Zuge durch befreundetes Land des Raubens und Mordens nicht enthalten, wie werden sie erst gehaust haben, als sie durch Aragonien in Castilien einrückten! Der Herr von Albret, Freund und Bundesgenosse des castilischen Königs hatte diesem den Rath gegeben, den Hauptleuten der Compagnien größere Summen für den Abzug zu bieten, als die Löhnung der Gegner betrug; aber Peter war eben so geizig und habgierig als grausam. Er sammelte seine Kriegsmannschaften in Burgos; als aber der Infant mit Duguesclin am Ebro heraufzog, in Calahorra sich zum König ausrufen ließ und dann auf die alte Hauptstadt losrückte, eilte er mit seinen Getreuen nach Sevilla, das er zum Hauptquartier und zum Bollwerk seiner Herrschaft ausersehen. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog darauf Heinrich von Trastamara in Burgos ein, ließ sich im Kloster las Huelgas krönen und belohnte seinen Schützling Duguesclin, seinen Freund Ribargorza und seine Brüder Don Tello und Don Sancho mit Lehnsgütern, Ehren und Würden. Auch Toledo und die übrigen Städte Neucastiliens huldigten dem Sieger, gestützt auf das altgothische Recht der freien Königswahl, so daß schon im Mai Heinrich (Don Enrico) in Andalusien einziehen konnte, um auch diese Provinz, die neuerworbene Perle der castilischen Krone, dem Bruder zu entreißen. Auf die Kunde von seiner Annäherung raffte Don Pedro seine Schätze zusammen und entfloh mit einem Theil derselben nach

Portugal, einen andern Theil ließ er auf ein Schiff bringen. Aber sein eigner Admiral, der Genuese Boccanegra, verrieth ihn und lieferte Schiff und Schätze dem neuen Herrscher aus, und in Portugal ersuchte ihn der König auf den Rath seiner Großen, sofort das Reich zu verlassen. Begleitet von Ferdinand de Castro, einem der Brüder der Ignez, begab er sich darauf nach Galicia, wo man sich noch nicht für Heinrich erklärt hatte. Auch schienen einige Große bereit, sich seiner anzunehmen; als jedoch Don Pedro, anstatt die Streitkräfte der Provinz um sich zu sammeln, den Erzbischof von St. Jago und seinen Dechanten ermorden ließ, um sie ihrer Schätze zu berauben und dann mit denselben nach Bayonne entfloh, um sich die Hülfe der Engländer zu erkaufen, erkannte auch die Mehrheit der galizischen Ritterschaft die Thronumwälzung an und verstärkte mit ihren Mannschaften den neuen König, als er nach der Einnahme der hartnäckig vertheidigten Stadt Sevilla nach Norden zog, um auch diese Landschaft, wo Ferdinand de Castro noch immer Don Pedro's Banner aufrecht hielt, zu unterwerfen. Bald erkannte alles Land vom biscajischen Meerbusen bis an die südlichen und südöstlichen Gestade des Mittelmeeres die Herrschaft Heinrichs an, als ein neuer Sturm über das castilische Reich hereinbrach.

Don Pedro von dem schwarzen Prinzen zurückgeführt. 1366. 67

Um dieselbe Zeit nämlich, als der König von Aragonien kraft des früheren Theilungsvertrages die Abtretung von Murcia verlangte und sich, als die Forderung zurückgewiesen ward, mit seinem ehemaligen Schützling entzweite, schloß der castilische Fürst in Libourne mit dem „schwarzen Prinzen“ eine Uebereinkunft, kraft deren englische Hülfstruppen ihn in sein Reich zurückführen sollten, wogegen er versprach, die Kosten der Ausrüstung und Unternehmung zu tragen und den Prinzen und die Hauptleute mit Ländereien und Lehnsgütern zu belohnen. Der König von Navarra, Heinrichs Verbündeter, trug kein Bedenken, diesem Vertrage beizutreten, ohne dafür dem anderen Bündniß zu entsagen. Gegen eine Geldsumme und die Abtretung einiger Städte und Territorien im baskischen Lande machte er sich verbindlich, den englischen Kriegsmannschaften nicht nur die Gebirgspässe seines Landes zu öffnen, sondern sie auch gegen entsprechende Entschädigung mit 3000 Reitern zu verstärken. Er trieb doppeltes Spiel, um beide Fürsten zu betrügen und zwiefachen Gewinn zu ziehen. Denn zugleich ließ er sich auch von Heinrich eine Geldsumme bezahlen, um den Gegnern die Päße zu verschließen. Damit der betrügerische Handel nicht an Tag käme, wußte er es zu veranstalten, daß ihn Bertrands Waffengenosse, Olivier de Manny, im rechten Augenblick gefangen nahm Als die Tractate geschlossen waren, brach das aus englischen, aquitanischen und bretagnischen Reisigen und Kriegsmannen bestehende Heer auf, um in Castilien einzudringen. Es waren die besten und geübtesten Streiter jener Zeit, die unter der Führung des ruhmgekrönten Prinzen von Wales und seines Bruders Johann von Gent (Lancaster) durch die Thäler von Roncevaux in die pyrenäische Halbinsel einzogen, und ihre Zahl wuchs in demselben Grade, als Heinrichs Soldknechte abnahmen. Denn alle jene englischen Lehnsträger und Söldnerführer, welche vor sechs Jahren unter der Fahne Bertrands du Guesclin in das hispanische Land eingerückt waren, um Don Pedro zu vertreiben, kehrten jetzt auf den Ruf des englischen Königs und seines Erstgebornen zurück, um denselben Don Pedro wieder in seine Herrschaft einzusetzen. Aber erst nach vielen blutigen und wechselvollen Kämpfen gegen den Grafen von Foix und den Herzog von Anjou Oberstatthalter von Languedoc, die den Durchzug wehren wollten, trafen sie bei dem englischen Heer ein. Im März setzte Eduard von Wales über den Ebro; sein Heer war so zahlreich und waffengeübt, daß Bertrand dem König Heinrich rieth, eine Feldschlacht zu meiden; die Schwierigkeiten in dem fremden Lande würden den Feind bald zum Rückzug zwingen. Dagegen sträubte sich aber die ritterliche Ehre des spanischen Fürsten. Nach einem Kriegsmanifest des englischen

Thronerben, worin er in höflichen Ausdrücken dem Gegner ankündigte, daß er als Bundesgenosse Don Pedro's ihn angreifen müsse, wenn er nicht freiwillig die Herrschaft über Castilien aufgebe; Heinrich dagegen antwortete, er sei durch die Wahl des Volkes rechtmäßiger König geworden, Don Pedro um seiner Grausamkeit willen verworfen, wurde bei Nareja oder Navaretta, südwärts vom Ebro, die Schlacht geliefert, die mit einer vollständigen Niederlage der Castilier endigte. Mit Mühe und Gefahr rettete sich Heinrich durch die Treue eines Ritters aus seinem Gefolge und entfloh nach Frankreich; sein Bruder Don Sancho und der Graf Ribagorza geriethen in Gefangenschaft, Du Guesclin kam wieder in die Gewalt desselben Chandos, aus dessen Händen er im vorigen Jahr losgekauft worden. 3. April 1367.

Nun war Don Pedro wieder König von Castilien. Er bezeichnete den Anfang seiner neuen Herrschaft durch einen Akt blutiger Rache an einem gasconischen Ritter; doch that der Prinz von Wales weiteren Grausamkeiten Einhalt. Aber den Engländern brachte der Sieg bei Nareja keinen Nutzen. Nicht nur daß das Schwert und das ungewohnte Klima zahllose Opfer forderte, daß Eduard selbst den Keim der Krankheit einsog, die sein Leben verkürzte; Don Pedro, der seinen Beschützern unermeßliche Schätze in Aussicht gestellt hatte, konnte seine Versprechungen nicht erfüllen. Das englische Hülfsheer gerieth bald in die größte Noth; der Prinz mußte, um seine Hauptleute zu befriedigen, alle seine Schätze, selbst sein Silbergeräth hingeben und auf seinen Namen Anlehen machen. Erschöpft, leidend und verstimmt, kehrte der englische Fürst mit seinen Compagnien nach Guyenne zurück. Diese Umstände machte sich Heinrich zu Nutze, um neue Banden an sich zu ziehen und von Frankreich heimlich unterstützt, durch die Gebirgspässe wieder in Castilien einzufallen. Pedro war im ganzen Lande so verhaßt und verabscheut, daß in Altcastilien schon Alles in Gährung und zum Abfall bereit war, als sein Halbbruder am Ebro erschien. Ohne auf Widerstand zu stoßen, zog Don Enrico in Calahorra und Burgos ein, von den Einwohnern als rechtmäßiger König begrüßt. Selbst Cordova erklärte sich für ihn. Dagegen nahmen Toledo und Sevilla Partei für Don Pedro, der sich in ihrer Mitte befand, und vertheidigten ihre Mauern mit der größten Hartnäckigkeit. Ueber ein Jahr wüthete nun in Neucastilien und Andalusien ein verheerender Bürgerkrieg, den die Nachbarreiche Aragonien, Granada und Navarra zur Erweiterung und Abrundung ihrer Grenzgebiete und Don Tello zu Eroberungen in Biscaja benutzten. Aber im folgenden Frühjahr, als das von Heinrich hart bedrängte Toledo seinem Falle nahe war, entschloß sich Don Pedro zu einem Hauptschlag. Alles Werthvolle in dem festen Carmona bergend, zog er mit seiner ganzen Kriegsmannschaft über die Sierra Morena nach Calatrava und von da nach Montiel. Hier traf auch sein Halbbruder Heinrich ein, dessen Heer der aus der Gefangenschaft befreite Du Guesclin mit neuen Söldnerschaaren aus der Provence verstärkt hatte. Es ist eine bekannte, für den ritterlichen Geist jener Zeit characteristische Erzählung, daß der schwarze Prinz den französischen Marschall gegen ein von ihm selbst zu bestimmendes Lösegeld in Freiheit gesetzt, um die prahlerischen Reden der Franzosen, als ob er denselben aus Furcht gefangen halte, Lügen zu strafen. Durch Du Gueslin's Verstärkungen war Heinrich dem Bruder weit überlegen, daher auch die Schlacht bei Montiel mit dessen vollständiger Niederlage endigte. Don Pedro erreichte mit Ferdinand de Castro und drei anderen Getreuen die in der Nähe des Waffenfeldes gelegene feste Burg; aber von allen Seiten enge eingeschlossen, war ein Entkommen unmöglich. Er knüpfte daher mit Du Guesclin Verbindungen an, um diesen auf seine Seite zu ziehen. Der französische Schaarenführer ging auf die Unterhandlungen ein und ließ durch seinen Bruder den gefangenen Fürsten zu einer nächtlichen Zusammenkunft in sein Zelt entbieten. Als Heinrich von der Ankunft Don Pedro's

Umschwung u. Bürgerkrieg 1367. 68.

Sept. 1367.

Pedro's Ausgang. 1369.

14. März 1369.

Kunde erhielt, drang er plötzlich ein und versetzte dem Gegner einen Dolchstoß; der Verwundete aber warf den Angreifenden zu Boden und es entstand ein Ringen, bis
23. März 1369. der wieder aufgerichtete Heinrich dem Bruder die Todeswunde beibrachte. So starb Peter der Grausame in einem Alter von 35 Jahren. Ganz Castilien athmete bei der Nachricht vom Tode des Tyrannen auf und brachte dem König Heinrich Huldigung und Anerkennung dar. Und dieser war bemüht, durch eine eben so gerechte und verständige als kräftige Regierung die dunkeln Schatten zu verwischen, welche seine Thronbesteigung entstellten.

Sein Geschlecht. Don Pedro's Geschlecht verschwand von der castilischen Erde. Als Padilla bald nach der Ermordung der unglücklichen Blanca aus der Welt geschieden war, hatte der König alle Mittel angewendet, ihren Kindern die Thronfolge zuzuwenden. Er hatte durch Zeugen eidlich erhärten lassen, daß er in rechtmäßiger Ehe mit Padilla verbunden gewesen, und die Stände bewogen, das Recht der Nachfolge zuerst auf ihren Sohn Alfons, dann im Falle seines kinderlosen Ablebens auf die drei Töchter Beatrix, Con-
1362. stanza und Isabella nach der Ordnung ihrer Geburt zu übertragen. Aber Alfons starb noch in demselben Jahr, Beatrix bald nach der vereitelten Vermählung mit dem Erben von Aragonien; die beiden jüngsten, die der Vater auf seiner Flucht nach Guyenne mit sich geführt, waren als Geißeln bei dem schwarzen Prinzen zurückgeblieben. Dieser ließ sie nach England bringen, wo sie durch ihre Vermählung mit zwei Söhnen Eduards III., Constanze mit Johann von Lancaster, Isabella mit Edmund von York, ihre castilischen Erbansprüche auf die englische Dynastie übertrugen.

Heinrich befestigt sich auf dem Thron. 1369. Heinrich trat die Regierung in Castilien unter schwierigen Verhältnissen an. Als illegitimer Sohn des Königs Alfons XI. stieß er bei seiner Thronbesteigung auf starken Widerspruch. Nicht nur, daß unter dem castilischen Adel manche sein Recht an die Krone bestritten; König Ferdinand von Portugal, der das Bündniß seines Vaters mit Don Pedro erneuert hatte, suchte nach dessen Ermordung die Krone von Castilien auf sein eigenes Haupt zu setzen, da er als Enkel der castilischen Königstochter Beatrix der einzige aus legitimer Ehe entsprossene männliche Nachkomme sei. Zu dem Zweck verband er sich mit dem maurischen Fürsten Mohammed von Granada und mit Peter IV. von Aragonien, nahm die unzufriedenen castilischen Edelleute, die sich nach Portugal flüchteten, ehrenvoll in seinem Reiche und an seinem Hofe auf, unbekümmert um das Murren der portugiesischen Großen über die königliche Freigebigkeit gegen die Fremdlinge und rückte mit Heeresmacht in Galicien ein, während der Aragonier Molina, Almazan, Soria und andere Herrschaften auf der Grenze an sein Reich zu bringen
1370. suchte und die Mauren Algeziras eroberten. Zugleich legte sich der Herzog von Lancaster, Richards II. Oheim, als Gemahl der älteren Tochter Don Pedro's, den Titel eines Königs von Castilien bei und wurde von dem englischen Hof als solcher anerkannt. Aber indem Heinrich mit Klugheit und Geschick sich aus der schwierigen Lage im eigenen Lande zog und die ungünstigen Verhältnisse der Gegner sich zu Nutze machte, überwand er allen Widerstand und behauptete sich, wenn auch von den Feinden als Usurpator angesehen, auf dem castilischen Thron. Die maurischen Eroberungen beschränkten sich auf Algeziras, der König von Portugal, der sich gleichfalls „König von Castilien" nannte, führte den Krieg mit so geringem Erfolg, daß der spanische Geschichtschreiber Lopez de Ayala sagt, es wäre ehrenvoller für ihn gewesen, wenn er den ganzen Feldzug unterlassen hätte; die Engländer hatten genug im eigenen Lande zu thun, und der Aragonier, ohnedies mit dem Krieg in Sardinien beschäftigt, erhielt durch Heinrichs Klugheit einen unerwarteten Gegner in Jacob III. von Mallorca, dem erwähnten Prätendenten des Inselreichs. Obwohl mit der Königin Johanna von Neapel vermählt, hatte der abenteuernde Infant bei Peter dem Grausamen Dienste ge-

nommen und war bei Montiel in Kriegsgefangenschaft gerathen. Diesem gab nun Heinrich gegen ein hohes von der reichen neapolitanischen Königin zu entrichtendes Lösegeld die Freiheit und erreichte dadurch den doppelten Zweck, daß er dem Gegner einen Rivalen aufstellte und seine Kasse füllte. Da er bereits die reichen Schätze, welche der gestürzte Tyrann in den festen Burggewölben von Sevilla und Carmona aufgehäuft, an sich gebracht und noch überdies von den Reichsständen in Medina del Campo große Bewilligungen erlangt hatte, so war er in Stand gesetzt, die fremden Kriegsschaaren, die ihm zum Sieg verholfen, nach Darreichung der Löhnung zu verabschieden und sich mit einem disciplinirten Heer zu umgeben. Bertrand Du Guesclin und die übrigen Bandenführer wurden noch außerdem mit Städten und Herrschaften beschenkt, die sie dann wieder verkauften.

Die Geschichte Castiliens während der nächsten Jahre gleicht einem diplomatischen Schachspiel, in dem nicht nur die Fürsten der Halbinsel zu gewinnen suchten, sondern auch die Franzosen, die Engländer und der Papst mit eingriffen. Indeß der treulose und wankelmüthige König von Portugal, der durch seine Heirath im eigenen Lande großen Anstoß gab, mit dem Herzog von Lancaster gemeinschaftliche Sache machte und ihn, um englische Hülfe zu erlangen, als König von Castilien anerkannte, der römische Stuhl, besorgt über den Bund der christlichen Höfe mit den Mohammedanern in Granada und Marocco, mit Friedensvermittelungen sich abarbeitete, schloß Heinrich einen Vertrag mit Frankreich und rückte mit Heeresmacht in Portugal ein. Visen wurde besetzt, Lissabon zu Wasser und zu Land eingeschlossen und durch Feuer hart mitgenommen und geschädigt, Coimbra belagert und von dem Castilier nur aus ritterlicher Galanterie, weil dort gerade Ferdinands Gemahlin Leonore ihrer Entbindung harrte, verschont. Viele portugiesische Große, des Königs Bruder an der Spitze, leisteten aus Mißstimmung über Fernando's Vermählung den Castiliern Vorschub. Endlich vermittelte der päpstliche Legat eine Aussöhnung, die durch Heinrichs Großmuth und Mäßigung wesentlich erleichtert und beschleunigt ward. Der Portugiese entsagte dem Bündniß mit dem Herzog von Lancaster und England, wies die malcontenten Castilianer, die Heinrich, trotz seines ritterlichen Wesens und seiner Herrschergaben, nicht als König anerkennen wollten, aus seinem Lande und trat dem castilisch-französischen Bunde bei. Mit ähnlichem Erfolg beendigte Heinrich auch den aragonischen Krieg: Don Pedro schloß Frieden und Bündniß und gab die castilischen Grenzgebiete, die er während des Krieges besetzt, heraus.

[Heinrichs Regierung. — März 1373. — April 1375.]

Auch Biscaya wurde nach dem kinderlosen Ableben des Infanten Don Tello, dem es der König zu Lehn gegeben, mit dem castilischen Reiche vereinigt; doch blieb die Landschaft im Besitze ihrer alten Rechte und Freiheiten. Als die an den Herzog von Alençon vermählte Tochter Ferdinands de la Cerda für sich und ihre Kinder Biscaya und das gesammte Erbe der Lara in Anspruch nahm, stellte Heinrich zur Bedingung, daß die Söhne ihren Aufenthalt in Spanien nehmen sollten. Diese weigerten sich jedoch, ihre Stellung in Frankreich aufzugeben, weshalb er die Fürstenthümer für erledigte Kronlehen erklärte. Nachdem Heinrich auch noch den König von Navarra durch Rückerstattung der auf die Befestigung von Logrogno und Vittoria verwendeten Kosten zum Frieden bewogen, war Castilien wieder in seinem alten Umfang hergestellt und die Herrschaft Heinrichs befestigt und anerkannt. Aber durch die übermäßige Freigebigkeit, womit er die unmittelbaren Besitzungen der Krone weggab, um den Adel zufrieden zu stellen und an die neue Dynastie zu fesseln, hat er seinen Nachfolgern manche Verlegenheiten bereitet.

[Biscaya mit Castilien vereinigt.]

Die Regierung von Heinrichs Sohn Johann war durch den wechselvollen Erbfolgekrieg mit Portugal, von dem später die Rede sein wird, so sehr in Anspruch ge-

[Juan I. 1379—90.]

nommen, daß die innere Geschichte dieser Jahre nichts Denkwürdiges aufzuweisen hat als Drangsale und Elend, welche die fremden Kriegsvölker über das Land brachten. Nachdem die Hoffnung, die Krone von Portugal mit der castilischen zu vereinigen,
1385. durch die Schlacht bei Aljubarrota vereitelt worden, sah sich König Juan im eigenen Lande von portugiesischen und englischen Heeren bedroht, welche die Erbansprüche des Herzogs von Lancaster auf Castilien zur Geltung bringen wollten. Durch den energischen Widerstand des castilianischen Adels gegen die Herrschaft der im Ausland erzogenen und den heimischen Verhältnissen fremd gewordenen Infantin Constanze und ihres englischen Gemahls und durch die aus Frankreich herbeigezogenen Söldnertruppen wurde jedoch die Gefahr abgewendet. Nach einigen Gefechten vereinigten sich die strei-
Herbst 1387. tenden Theile in dem **Vertrag von Bayonne** dahin, daß der Erbinfant von Castilien sich mit Catharina, der Tochter Lancasters und Constantias, vermählen, der englische Herzog den Königstitel aufgeben und seine Ansprüche auf die Tochter übertragen, seine Gemahlin mit einigen Gütern und Herrschaften in ihrem Geburtslande, der Herzog selbst mit einer beträchtlichen Geldsumme für die Kriegskosten entschädigt werden sollte. Mit Portugal dauerte der Krieg noch einige Zeit fort, doch mehr in der Weise von Ritterfehden, wobei die Streiter ihre Tapferkeit und ihren Muth zu zeigen bemüht waren und einzelne Orte und Landschaften durch Verwüstung und Plünderung zu leiden hatten, als in der Art eines Nationalkampfes um Freiheit und Herrschaft.
März 1389. Endlich gab man den verderblichen Kampf auf. Ein Waffenstillstand, von Zeit zu Zeit verlängert, diente als Einleitung zu einem dauernden Frieden, dessen Abschluß indessen Juan I. nicht erlebte. Von Schwermuth niedergebeugt, trug er sich mit dem Ge-
8. Okt. 1390. danken, in ein Kloster zu gehen, als ein Sturz vom Pferde seinen Entwürfen und seinem Leben ein Ende machte.

Heinrich III. 1390—1406. Heinrich, Juan's Erstgeborner, der seit seiner Verlobung von dem zum Fürstenthum erhobenen Stammsitz des Reichs den Titel „Prinz von Asturien" führte (1388), ein Titel, der von der Zeit an allen castilischen Throninfanten beigelegt ward, erbte die
Die vormundschaftliche Regierung. 1390—93. Krone, ein elfjähriger schwächlicher Fürst, während dessen Minderjährigkeit eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt werden mußte. Dadurch erwuchs dem castilischen Reiche großes Unheil. Nach der letztwilligen Verfügung des verstorbenen Königs sollte ein aus den drei Ständen des Reichs zusammengesetzter Regentschaftsrath die Staatsangelegenheiten verwalten. Diese Anordnung wurde jedoch angefochten, weil darin die Rechte der hohen Geschlechtshäupter zu wenig berücksichtigt seien und mit Hülfe der Reichsstände eine neue Regentschaft geschaffen, in welcher die weltlichen und geistlichen Herren, der Herzog von Benavente, ein natürlicher Sohn Heinrichs II., Graf Peter von Trastamara, der Markgraf von Villena, die Erzbischöfe von Toledo und von St. Jago di Compostella, der Ordensmeister u. A. die Gewalt unter sich theilten. Auf die bürgerlichen Beisitzer, die zu den Berathungen beigezogen werden sollten, wurde keine Rücksicht genommen. Aber die gebietenden Herren, von denen jeder die günstigen Zeitumstände zu seiner Bereicherung und Machtvergrößerung benutzen wollte, geriethen bald in Hader und Zwietracht; das Reich ging in Parteien auseinander; das Krongut wurde entfremdet; Verwirrung herrschte im ganzen Land. Als man, um die Streitigkeiten zu vermindern, die Einrichtung traf, daß die Regierung von sechs zu sechs Monaten zwischen den Machthabern wechseln sollte, riß die Unordnung noch tiefer ein. Das Fehdewesen der Großen zersplitterte die Wehrkraft der Nation, so daß, wenn die Portugiesen die zerrüttete Lage des Nachbarlandes zur Erneuerung des Krieges benutzten, ein kräftiger Widerstand unmöglich war. Alle Veränderungen, die in der Zusammensetzung der Regentschaft versucht wurden, erwiesen sich bei der Selbstsucht der herrschenden Häupter als fruchtlos und ungenügend. Erst

als der König, nachdem er das vierzehnte Jahr überschritten, mit Einwilligung der Stände in Madrid sich für volljährig erklärte und die Regierung selbst übernahm, trat eine Wendung zum Bessern ein. 10. Aug. 1393. Denn trotz seiner jungen Jahre und seines kränklichen Körpers besaß Heinrich III. einen klugen Geist und ein sicheres Verständniß für politische und staatliche Dinge. Im Vertrauen auf die Stimmung des Volkes, das sich nach einem strammen Regiment sehnte, um von dem Druck der Adelsherrschaft und der rittterlichen Anarchie befreit zu werden, schritt er alsbald zu durchgreifenden Maßregeln. Die regierenden Herren hatten nicht nur die Königsgewalt unter sich getheilt, sondern auch von den Krongütern, mit denen schon die früheren Könige verschwenderisch umgegangen waren, Vieles an sich gebracht, so daß für die Staatsausgaben die nöthigen Mittel fehlten. Heinrich verständigte sich daher zunächst mit den Cortes, indem er gegen die Bewilligung der Alcavala die Zusicherung gab, daß ohne ihre Zustimmung keine neue Auflage eingeführt werden sollte und ging dann energisch gegen den Adel vor. Alle Vergabungen und Gnadenverleihungen, welche während seiner Minderjährigkeit auf Kosten der Domänen vorgenommen worden, wurden zurückgezogen und die Einkünfte der geistlichen und weltlichen Großen auf die Höhe gebracht, wie sie bei dem Tode Don Juans gewesen, zugleich wurden alle Verbindlichkeiten, welche die Barone unter einander eingegangen und durch Eidschwüre befestigt hatten, für aufgehoben erklärt. Dieser kühne Griff des jugendlichen Königs setzte die Feudalherren in Wuth; der Herzog von Benavente, der Markgraf von Villena und die beiden Infanten, Alfonso Graf von Gijon und Don Pedro von Trastamara suchten eine Adelscoalition zu bilden, um die drohende Reduction ihrer Einkünfte mit Gewalt abzuwenden; aber das energische Vorgehen Heinrichs, der den Gehorsamen und Willigen Verzeihung und Gnade darbot, den Widerstrebenden und Trotzigen mit den gewappneten Heerschaaren drohte, die sich rasch unter seinen Fahnen gesammelt, erstickte die Coalition im Keim. Ohne Rückhalt im Volke und ohne nachdrückliche Hülfe von Außen vermochten die Führer den bewaffneten Widerstand, zu dem sie geschritten, nicht auf die Dauer durchzuführen: einzeln überwunden oder gefangen mußten sie sich den Anordnungen des Königs fügen und dessen Gnade durch das Gelöbniß der Treue und des Gehorsams erkaufen.

Reduction der Kronlehen und Unterwerfung der Adelscoalition.

Dieselbe Energie, Besonnenheit und Mäßigung, womit Heinrich der gefahrvollen Aufstände im Innern Meister ward, zeigte er auch in allen andern Lagen und Handlungen seiner Regierung. Durch die bald nach seiner Thronbesteigung vollzogene Vermählung mit Catharina von Lancaster, Schwester der Königin Philippa von Portugal, wurde der Friede zwischen diesen benachbarten Königreichen befördert und Castilien in die Lage gesetzt, sein geschwundenes Ansehen im christlichen und mohammedanischen Ausland wiederherzustellen. Wenn gleich der König sein Vertrauen mehr auf kluge Staatskunst und diplomatische Verhandlungen setzte als auf Waffen und Heere, so war dennoch seine Kriegsmacht zu Land und Meer in solcher Verfassung, daß er nicht nur jeden Angriff kräftig und siegreich zurückzuweisen vermochte, sondern auch eine schiedsrichterliche Autorität gewann. Auf diese Weise erhielt er seinem Reich den Frieden, setzte dem maurischen Piratenwesen Schranken und breitete seinen Ruhm in fernen Ländern aus. Ein drohender Krieg mit dem Emir Juffuf von Granada, entzündet durch den Fanatismus des Großmeisters des Alcantara-Ordens, welcher die Ungläubigen mit den Waffen zum Christenthum bekehren wollte wurde durch Heinrichs Besonnenheit abgewendet. Er erklärte, daß er mit den Angreifern, die ihre Unbesonnenheit größtentheils mit dem Leben in einer unglücklichen Feldschlacht büßten, nichts gemein gehabt und brachte den beleidigten Emir dahin, daß er den Friedensvertrag erneuerte. 1394. Im nächsten Jahr starb Juffuf an einem Gift das ihm der Fürst von Fez beibringen ließ; sein zweiter herrschsüchtiger Sohn Mohammed bemächtigte sich des Thrones von Gra-

Heinrichs III. Macht und Ansehen.

nada und hielt seinen ältern Bruder im Kerker. Die Besorgniß, daß unter dem neuen Emir das friedliche Verhältniß keinen Bestand haben würde, diente dem König, die Stände zu größeren Anstrengungen für kriegerische Rüstungen willig zu machen. Die Größe der Forderungen an Geld, Schiffen und gewappneter Mannschaft zu Roß und zu Fuß, welche von den Cortes in Gemeinschaft mit der königlichen Kammer aufgebracht werden sollten, zeugt von der Macht und dem Wohlstand, zu dem Castilien durch die weise Friedenspolitik des dritten Heinrich emporgestiegen war. Als Beweis, wie weit der Ruf des castilischen Königs gedrungen, führen die Zeitgenossen den Gesandtschaftsverkehr zwischen ihm und dem großen Mongolenherrscher Timur an. Die Botschaft des christlichen Königs erwiederte der türkische Großfürst mit einer Gegengesandtschaft, die dem castilischen Monarchen reiche Geschenke, darunter zwei vornehme christliche Gefangene von hoher Schönheit überbrachte. Aber das Leben Heinrichs eilte
1406. rasch seinem Ende entgegen. Den Reichstag in Toledo, an den die erwähnten Forderungen gestellt worden, hatte der kranke Fürst nicht mehr selbst eröffnen können; er mußte die Verhandlungen seinem Bruder Ferdinand übertragen, demselben Infanten, der einige Jahre nachher den Thron in Aragonien bestieg. Und schon zu Weihnachten
25. Dez. 1406. des nämlichen Jahres starb König Heinrich III. in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren, ein einjähriges Kind als Thronerben hinterlassend. Groß war die Trauer in Castilien um den hochherzigen Fürsten, welcher Kraft mit Milde verband, Frieden und Gerechtigkeit schützte und den von ihm bekannten Grundsatz, daß die Wohlfahrt des Volkes das höchste Gesetz sei, gegen welches kein usurpirtes oder verbrieftes Recht aufkommen dürfe, nie zur Verletzung der Verfassung und der bestehenden Rechtsordnungen mißbrauchte. Die Klage war um so gegründeter, als eine neue Regentschaft in Aussicht stand und ein Krieg mit den Mauren drohte.

Die Regentschaft. Johann II. 1406—1454. Heinrich's III. Bruder Fernando hatte sich durch seine trefflichen Eigenschaften so allgemeine Achtung und Anerkennung erworben, daß die castilischen Großen ihm die Krone anboten. Der hochsinnige Fürst wies jedoch den Antrag mit Unwillen zurück; um aber die Herrschaft nicht den schwachen Händen eines Kindes und einer Frau zu überlassen und dadurch das Vaterland in Gefahr zu bringen, übernahm er gemeinschaftlich mit der verwittweten Königin Catharina die Reichsverwaltung. In dieser Stellung entfaltete er solche Herrschergaben, daß Castilien mehrere Jahre lang von allen mit einer minderjährigen Regierung sonst gewöhnlich verbundenen Uebelständen verschont blieb. Er erwarb sich das Zutrauen der Stände, hielt die Edelleute in Zucht und Gehorsam und fügte durch einen siegreichen Krieg mit den Mauren von Granada
1410. die Festung Anteguera nebst der Umgegend dem castilischen Reiche bei. Auch als er
1412. von den Cortes zum König von Aragonien gewählt worden (S. 90), fuhr er fort, in Gemeinschaft mit der Königin Mutter das Reich seines Neffen zu verwalten; und die Macht, die dadurch in seine Hände gelegt war, setzte ihn in Stand, nicht blos in Aragonien die aufrührerischen Großen zu unterwerfen, und sich und seinem Hause die Krone zu sichern, auch auf Sardinien und den Balearen wurden alle Versuche zum Abfall im Keime erstickt, und selbst in Sicilien führte er die Sprache eines Gebieters und
1416. Schiedsrichters. Zum Unglück starb er schon nach einer vierjährigen Regierung, und
1417. nicht gar lange nachher schied auch die Königin Catharina aus dem Leben, zu frühe für den jungen König, der bisher noch wenig geistiges Leben gezeigt und jetzt, im vierzehnten Jahre seines Alters, das Scepter in die eigene Hand nahm, ohne die zu seinem hohen Herrscheramt erforderliche Befähigung, Geschäftserfahrung und Charakterfestigkeit zu besitzen. Damit beginnt für Castilien eine schwere Zeit, in welcher Aufstände, Bürgerkriege und innere Zerrüttungen dem Wohlstand und der Macht der Nation schwere Schläge versetzten.

4. Portugal.

Dem König Diniz, dessen thatkräftige Regierung wir früher kennen gelernt (VII, 549), war es nicht vergönnt, die Früchte bis ans Ende seiner Tage unverkümmert zu genießen. Die hohe Gunst, die er in späteren Jahren seinem natürlichen Sohne Alfonso Sanchez, Herzog von Albuquerque, erwies, reizte den Neid und die Eifersucht des Infanten Thronfolgers Alfonso. Es verbreitete sich das Gerücht, Diniz wolle dem Liebling die Krone zuwenden. Bei der selbständigen Stellung und der eigenen Hofhaltung, die der Vater seinem Erstgebornen zugewiesen, mußte diese Verstimmung bald zur Parteitheilung führen. Der Hof des Erbprinzen wurde der Versammlungsort aller Malcontenten und Friedensstörer, welche durch Ränke und Intriguen, durch Zuträgerei und Einflüsterung das Mißtrauen und die Spaltung zwischen Vater und Sohn mehrten, bis es zuletzt zum offenen Krieg kam, der Stadt und Land verheerte und die Gemüther des Volks verwilderte. Der Bischof von Evora, welcher, vom Papst ermächtigt, Kirchenstrafen über die Ruhestörer verhängte, wurde von zwei Rittern aus der Umgebung des Infanten überfallen und ermordet. Endlich bewirkte die Königin Isabella, die mit unermüdlicher Thätigkeit sich bald an den Gemahl, bald an den Sohn wandte und die schlimmen Folgen des unnatürlichen Krieges lebhaft vorführte, Frieden und Versöhnung. Der König wies dem Thronerben die Städte Coimbra, Porto und Montemor an, vermehrte sein Einkommen und verzieh seinen Anhängern. Alfons Sanchez begab sich in sein Herzogthum Albuquerque; als er aber im nächsten Jahr an den väterlichen Hof zurückkehrte und mit der alten Gunst aufgenommen ward, brach der Krieg von Neuem aus. Wiederum standen Vater und Sohn einander gewaffnet gegenüber, und nur den Anstrengungen Isabella's und des Bischofs von Lissabon war es zu danken, daß man nicht die Entscheidung durch eine Schlacht suchte. Erst als der bejahrte König in Santarem schwer erkrankte, ging der Sohn in sich und suchte des Vaters Verzeihung. Nach einigen Wochen starb Diniz im Kreise der Seinen, mit erhebenden Worten den Thronerben, der an sein Krankenlager geeilt war, zur Tugend und Gerechtigkeit ermahnend. Alfonso IV., der nun den Thron bestieg und die Huldigung der Reichsstände in Evora empfing, konnte auch als König den Haß und das Mißtrauen gegen den Halbbruder nicht verwinden, wie sehr dieser ihn immer von seiner Treue und seinem Gehorsam zu überzeugen suchte; Alfons beharrte bei seiner Gesinnung und gedachte ihn mit Gewalt seiner Besitzungen zu berauben. Aber der Infant setzte sich zur Wehr und vertheidigte sein Eigenthum, bis die Friedensstifterin Isabella abermals durch ihren wohlthätigen Einfluß eine Versöhnung zu Stande brachte. Nun ließ der König sein Mißtrauen fahren und arbeitete gemeinschaftlich mit dem Bruder an der Unterdrückung des Fehdewesens, das während der inneren Unruhen zum großen Nachtheil des Reichs um sich gegriffen hatte. Doch starb Alfons Sanchez schon nach wenigen Jahren. Um den trotzigen Feudalherren kräftig entgegentreten zu können, wünschte König Alfonso eine nähere Verbindung mit Castilien. Er war daher erfreut, als Alfons XI. ihm bereitwillig die Hand dazu bot, indem er selbst die Tochter Portugals, Maria, zu seiner Gattin nahm, und die Tochter des Infanten Peter, Blanca, dem Kronerben von Lissabon vermählte. Aber beide Ehebündnisse trugen keine guten Früchte. Wir haben gesehen (VII, 542), wie sehr der castilische König von dem Geiste und der Schönheit der Leonore de Guzman beherrscht ward; einen noch schlimmeren Ausgang hatte die andere Verbindung. Blanca's körperliche Leiden vernichteten jede Hoffnung auf einen Thronfolger. Am Hof von Lissabon wurde daher der Plan entworfen, die Ehe zu trennen und den Thronerben mit Constanza, der reichen Erbtochter des Herzogs Juan Manuel von Villena, zu vermählen, die einst der castilische König gefreit, dann aber

Randnotizen: Die letzten Regierungsjahre des Königs Diniz. — 5. März 1321. — 1322. — 1323. — Dez. 1324. — 7. Jan. 1325. — Alfons IV. 1325—1357. — Der Bruderzwist beendigt. — Ehebündnisse. — 1328.

verlassen hatte. Das Vorhaben kam zur Ausführung, wenn gleich Alfons XI. über die doppelte Kränkung empört war und deshalb mit Portugal einen heftigen Krieg führte, der erst nach mehreren Jahren durch den Papst und Aragonien vermittelt ward. Die unfruchtbare Blanca wurde mit ihrem Brautschatz und Allem was sie später erhalten hatte, nach Burgos zurückgeschickt, und Constanza reichte dem Infanten Pedro die Hand zum Ehebund, nachdem derselbe geschworen, daß er keine Nebenfrau halten wolle. Sie brachte eine Mitgift von 300,000 Goldstücken nach Lissabon; in ihrem Gefolge befand sich als Hofdame ihre Verwandte, Donna Ignez de Castro.

Alfonso's Regierung. Von der Zeit an lebten die beiden Alfonso von Castilien und Portugal in Frieden und Freundschaft. Sie erfochten zusammen den glänzenden Sieg am Rio Salado, der den Königen hohen Waffenruhm, ihren Reichen Sicherheit und Größe brachte. Die Hülfe, welche der portugiesische Monarch dem Schwiegersohn geleistet und die Großmuth, mit der er demselben die unermeßliche Siegesbeute hingegeben hatte, fanden bei dem Castilier volle Anerkennung. Es wurde erwähnt (VII, 543), daß seitdem die portugiesische Königstochter von ihrem castilischen Gemahl würdiger und freundlicher behandelt ward. Wie sehr man auch Alfonso IV. wegen seiner Haltung gegenüber dem Vater und Bruder tadeln mochte, für Reich und Volk war seine Herrschaft ein Segen. Er hielt auf strenge Rechtspflege und schützte mit kräftiger Hand Jeden in sei-
1344. nem Eigenthum und Recht. Als Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben heimge-
1348. sucht ward und vier Jahre nachher die Pest einen großen Theil der Bevölkerung hinraffte, war er unabläßig bemüht, die Wunden, welche diese Unfälle dem Lande schlugen, nach besten Kräften zu heilen. Unter ihm wurden die ersten Entdeckungsreisen zur See unternommen; und als der päpstliche Stuhl das Eigenthumsrecht über alle neuen nicht von Christen bewohnten Länder und Inseln ansprach, und den oben erwähnten Luis de la Cerda zum König über die neuentdeckten aber noch nicht eroberten Canarischen Inseln ernannte, legte er Einsprache ein und bestritt dieses angemaßte Recht des Pontificats. Aber der Abend seines Lebens sollte durch Ereignisse von noch schlimmerer Art als die seiner Thronbesteigung vorausgingen, verdüstert werden, Ereignisse, die seinem Namen eine unvertilgbare Schmach, dem Reiche große Verwirrungen eintrugen.

Ignez de Castro. Noch während der Lebzeiten Constanza's hatte jene Ignez de Castro, die sie aus ihrer castilischen Heimath als Gesellschafterin mitgebracht, das Herz des Infanten Don Pedro durch ihre ausgezeichnete Schönheit und Anmuth an sich gefesselt. Die Liebe wurde in seiner feurigen Seele um so heftiger, je mehr er sich anstrengte, seine Gefühle vor den Blicken seiner Gemahlin und seines Vaters zu verbergen; und Constanza's früh-
13. Nov. 1345. zeitiger Tod bald nach der Geburt des Infanten Ferdinand wurde dem Gram über die von ihr bemerkte Leidenschaft des Gemahls zugeschrieben. Nun lebte Don Pedro mit seiner geliebten Ignez in innigster Gemeinschaft; sie gebar ihm vier Kinder, und das Gerücht ging, beide seien durch einen geheimen Ehebund vereinigt. Der Thronerbe leugnete die Verbindung, aber seine standhafte Weigerung, eine andere ebenbürtige Gemahlin zu wählen, wozu ihn der Vater drängte, schien das Gerücht zu bestätigen. Seine Hingebung für Ignez war so groß, daß nicht blos ihre beiden Brüder, Fernando und Alvaro Perez de Castro, sich bei Hofe des größten Ansehens erfreuten und den einheimischen Adel verdrängten, sondern daß auch viele andere Castilianer in Portugal freundliche Aufnahme fanden und mit Ehren und Gütern überschüttet wurden. Als Peter der Grausame den Thron in Burgos bestieg, suchten zahllose Mißvergnügte und Verfolgte in dem Nachbarlande eine sichere Zufluchtstätte. Der König gerieth in Sorge, zumal als die portugiesischen Edelleute, erbittert über den wachsenden Einfluß der Fremden, ihm unabläßig vorstellten, welche Gefahren dem Throne und der Dynastie durch die Ehrsucht und Herrschbegierde der castilianischen Parteigänger drohten; die Rechte,

ja das Leben des Infanten Ferdinand könnten Schaden nehmen. Die Sicherheit des Reichs und der Krone verlange den Tod der Ignez.

Dem Infanten war die feindliche Gesinnung, die am Hof und im königlichen Rathe gegen Ignez herrschte, nicht entgangen. Er hatte sie daher mit ihren Kindern in das Kloster Santa Clara zu Coimbra gebracht. Aber die heilige Freistätte gewährte ihr keine Sicherheit. In Montemor wurde von dem König und seinen Räthen, unter denen die ersten Würdenträger des Reichs, Alvaro Gonsalves, Pedro Coelho und Diego Lopez Pacheco, Herr von Ferreira genannt werden, der Beschluß gefaßt, die Gemahlin des Infanten zu ermorden; und zwar sollte die That vor des Königs Augen vollbracht werden, damit die Mörder vor Pedro's Rache sicher wären. Sie erspähten den Augenblick, als der Infant auf die Jagd gegangen war, um mit blanken Waffen in die geheiligte Klosterstätte einzubrechen. Die Bitten der schönen unglücklichen Fürstin, die sich zitternd zu des Königs Füßen warf und seine Barmherzigkeit anflehte, machte einen erschütternden Eindruck auf Alfons. Er bebte vor der Ausführung des Mordplans zurück. Aber die Räthe, die blutige Rache Don Pedro's fürchtend, bestürmten den wankenden König so lange, bis er überwältigt ausrief: „Thut was ihr wollt!“ Unter ihren Streichen verblutete Ignez als schuldloses Opfer der Rache. „Dieselben Ritter, die das Todesurtheil über sie gesprochen, vollzogen es auch und befleckten ihre Hände als Henker, wie sie ihr Gewissen als Rathgeber befleckt hatten. Zugleich rissen sie den König zu einer Unthat fort, die wie ein schweres, düsteres Gewölk über seiner Regierung schwebt, und auf sie einen Schatten wirft, den der Menschenfreund so gern aus ihr vertilgen möchte.“ Ihr tragisches Ende 1355.

Ein namenloser Schmerz ergriff den Infanten, als er nach seiner Rückkehr die blutige Leiche der geliebten Ignez erblickte. Aber bald gesellte sich zu dem Gefühl des Schmerzes die leidenschaftlichste Rachebegierde. In Verbindung mit den Brüdern und Freunden der Ermordeten fiel er mit bewaffneter Hand in die königlichen Besitzungen ein und ließ die unschuldigen Städte und Unterthanen für die Schuld ihres Fürsten und seiner Räthe büßen. Endlich gelang es den Vorstellungen des Erzbischofs von Braga und den rührenden Bitten der Königin den Zürnenden zu besänftigen. Auf einer Zusammenkunft in Canaveses versöhnten sich Vater und Sohn und gelobten einander, das Geschehene zu vergessen und an den Anhängern und Parteigenossen des Königs wie des Infanten keine Rache zu nehmen. Seitdem lebten beide in Eintracht und Don Pedro erhielt sogar einen Antheil an der Regierung. Aber das Andenken an Ignez haftete fest in seiner Seele. Dem Vater entging dies nicht, er fürchtete, daß nach seinem Tode Vergeltung geübt werden möchte und rieth daher, als er im zweiten Jahr nach dem Versöhnungsakt in Lissabon auf das Sterbelager sank, den Urhebern der blutigen That sich durch schleunige Flucht der Rache des Infanten zu entziehen. Die drei Hauptschuldigen Pacheco, Gonsalves und Coelho folgten dem Rath und flüchteten sich nach Castilien. Rache und Versöhnung. 5. Aug. 1355.

Bald darauf starb Alfonso IV. und Pedro bestieg im siebenunddreißigsten Lebensjahr den portugiesischen Thron, ein Fürst, der während der kurzen Regierungszeit, die ihm vergönnt war, sich einen guten Namen erworben hätte, wäre nicht sein Andenken durch die blutige Rache an den Mördern der Ignez entstellt worden. Als in Folge des Vertrags, wodurch sich die Könige von Castilien und Portugal zur gegenseitigen Auslieferung ihrer Feinde verpflichteten, die in Castilien weilenden Räthe Gonsalves, Coelho und Pacheco dem König Pedro ausgeliefert wurden, ließ er die beiden ersten, nachdem das Gericht von Santarem das Todesurtheil über die Schuldigen ausgesprochen, auf die grausamste und schmerzhafteste Weise umbringen und ihre Leichen vor seinen Augen auf dem Schloßplatz verbrennen. Pacheco entkam in dem Gewande eines Bettlers nach 28. Mai 1357. Pedro I. 1357–1367. Die Mörder der Ignez getödtet. 1360. 1360.

Krönungs- und Todtenfeier der Ignez 1361. Frankreich und wurde unter der folgenden Regierung begnadigt. Nachdem die Rache gestillt war, beschloß Don Pedro die Ehre seiner ermordeten Gemahlin in den Augen der Welt herzustellen. Er versammelte die Räthe der Krone und viele Große und Ritter des Reichs in seinem Palaste, schwur in ihrer Gegenwart, daß Ignez de Castro seine rechtmäßige ihm kirchlich angetraute Gemahlin gewesen, und ließ, als der Priester, der die Trauung vollzogen und der Zeuge, der ihr angewohnt, die Wahrheit der Aussage eidlich bestätigt, eine Urkunde darüber ausstellen. Darauf wurde eine merkwürdige Todtenfeier veranstaltet. Die Leiche wurde aus dem Klostergrab in Coimbra, wo sie bisher geruht, herbeigeholt, in kostbare Gewänder gehüllt und mit einer Krone geschmückt auf einen Thron gesetzt und dann, nachdem die Großen des Reichs vorübergezogen und ihren Saum geküßt, in einem mit goldgestickten Tüchern behangenen Sarg unter glänzendem Geleite zwischen brennenden Fackeln nach dem Kloster Alcobaca gebracht und dort in der königlichen Gruft beigesetzt. Ein prachtvolles Grabmal von weißem Marmor mit ihrem gekrönten Standbild sollte der Mit- und Nachwelt in Erinnerung bringen, daß hier eine Königin ihre letzte Ruhestätte gefunden. Aber trotz aller dieser Zeugnisse gab es in Portugal noch immer eine große Partei, welche die Rechtmäßigkeit der Ehe und die Legitimität ihrer Kinder bezweifelte.

Die Cortes von Elvas 1361. Nachdem Pedro die Ehre seiner Gemahlin hergestellt, hielt er eine Cortesversammlung in Elvas „zur Abstellung einiger Beschwerden gegen königliche Beamten.“ Hier brachten die geistlichen und weltlichen Stände eine Reihe von Anträgen und Gesuchen ein, die der König huldvoll entgegennahm und Abhülfe verhieß. Er bestätigte den Gemeinden ihre Gerechtsame, Freiheiten und Gewohnheiten, erließ Bestimmungen und Gesetze über Rechtspflege und Staatsverwaltung und traf viele zweckmäßige Anordnungen über öffentliche Angelegenheiten und Geschäftsführung. Alle auf diesem Reichstag gefaßten Beschlüsse und Gewährungen „beurkunden Pedro's ernsten Willen, die Wünsche und Bedürfnisse seiner Unterthanen zu beherzigen, ihre Wohlfahrt auf jede Weise zu fördern und den Gang der Staatsregierung nach festen Grundsätzen zu regeln.“

Pedro's Charakter und Regierung. Er war ein scharfer Wächter der Gesetze, der jede Pflichtverletzung, jede Uebertretung oder Vernachlässigung festgesetzter Ordnungen mit Strenge, ja mit Härte bestrafte. Ohne Rücksicht auf Rang und Stand rächte er jede Schuld; Geistliche wurden für weltliche Verbrechen oder Vergehen unnachsichtlich vor seinen Richterstuhl geladen und verurtheilt. Alles war in Furcht vor dem gestrengen Herrn, der sogar mit eigener Hand die Geißel über den Nacken der Uebelthäter schwang und vor Allem die höheren Stände, Edelleute, Geistliche und Beamten, die am meisten Gesetze und Menschenrechte aus dem Auge ließen, die Wirkungen seines Zornes und seiner Gerechtigkeitsliebe empfinden ließ. Ein Fürst von lebhafter excentrischer Natur überschritt er leicht die Grenzen der Mäßigung und der würdevollen Haltung, die dem Südländer sonst eigen zu sein pflegt. Eifrig und thätig in allen Geschäften der Regierung und Rechtspflege, gab er sich dann wieder mit ausgelassener Lust den Freuden des Tanzes, der Jagd und andauernder Festlichkeiten hin; und während er durch weisen Staatshaushalt die Schatzkammern von Lissabon, Santarem, Porto und Coimbra füllte, erübrigte er noch reichliche Summen zu freigebigen Spenden an Geringe und zu königlichen Geschenken für geleistete Dienste. Bei dem Volke stand der strenggerechte, fröhliche und freigebige König Pedro in gutem Andenken. „Solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt“, sprach man an seinem Grabe. Ackerbau, Gewerbthätigkeit und Handel waren unter den schirmenden Händen der drei letzten Könige fröhlich aufgeblüht; der dritte Stand war eine Macht geworden. Lissabon war angefüllt von Kaufleuten aller Nationen, die eigene Herbergen und Waarenhäuser besaßen und sich großer Privilegien erfreuten; in dem Hafen der Stadt zählte man nicht selten 400 bis 500 ausländische und inländische Kauffahrteischiffe, welche

die Landesproducte, besonders Wein, Oel, Salz nach allen Weltgegenden ausführten und Gold und Silber in Menge einbrachten. Im Burgthurme zu Lissabon lagen 800,000 Goldstücke und 400,000 Silbermarken. Andere Summen und Werthgegenstände waren in den übrigen Hauptstädten eingeschlossen; die Jahreseinkünfte der Krone waren sehr beträchtlich.

Zum Unglück des Landes und Volkes wandelte Pedro's Sohn und Nachfolger, Fernando, der in einem Alter von 22 Jahren den portugiesischen Thron bestieg, im Leben und in der Politik andere Wege als seine Vorgänger. Reich ausgestattet mit geistigen und körperlichen Vorzügen, entbehrte er des festen Charakters, der ruhigen Ueberlegung und der verständigen Mäßigung, welche in schwierigen Zeitlagen den richtigen Weg finden lassen. Ein schöner Mann von ansehnlicher Gestalt und königlicher Haltung, von einer Stärke des Armes und von einer Gewandtheit im Reiten, Fechten und allen körperlichen Uebungen, wie nur wenige sich rühmen konnten, liebte es Fernando, inmitten seines Adels seine ritterlichen Eigenschaften zu zeigen, in glänzenden Aufzügen auf Jagd und Falknerei hinauszustürmen und das Füllhorn der Gnaden und Schenkungen mit freigebigen Händen auf den Ritter- und Herrenstand auszugießen; von regem, thätigem Geist und von lebhafter Einbildungskraft, war er reich an Plänen und Entwürfen; aber Mangel an sittlichen Grundsätzen, Wankelmuth und Unbeständigkeit des Charakters und eitle Selbstüberschätzung ließen ihn Gefallen finden an einer trugvollen Staatsklugheit, der jedes Mittel recht und erlaubt schien, die sich über alle Bedenklichkeiten und besonnenen Rathschläge leichtfertig wegsetzte, die beschworenen Bündnisse und Verträge treulos zerriß und andere knüpfte, je nachdem persönliche Interessen oder augenblickliche Vortheile bestimmend einwirkten. Der Frauenliebe und den Reizen der Sinne sich im Uebermaß hingebend, betrachtete er Ehebündnisse nur als Mittel der Politik und Staatsklugheit, wobei die Stimme der Humanität und Liebe unberücksichtigt blieb. Seine Tochter Beatrix wurde fünfmal verlobt und dem veränderlichen Sinne des Vaters zum Opfer gebracht. Im Auslande wenig geachtet war er dagegen im eigenen Lande bei Adel und Volk nicht unbeliebt. Sein ritterliches Wesen, seine Freigebigkeit, seine Milde und Leutseligkeit ließen manche Untugend übersehen. Fernando 1367—83. Charakter und Eigenschaften.

Von dem Krieg mit Castilien, den Fernando in den ersten Jahren seiner Regierung zu führen hatte, ist oben die Rede gewesen. Er gereichte dem Königreich zum großen Nachtheil. Nicht nur, daß das Land durch die feindlichen Angriffe Schaden nahm; als Fernando, der sich bereits den Titel „König von Castilien" beigelegt hatte, mit seinem Gegner Frieden schloß, ließ Pedro von Aragonien, ergrimmt, daß sein bisheriger Bundesgenosse treulos abgefallen war, die Geldsummen in Beschlag nehmen, welche dieser als Bürgschaft seiner Bundestreue in Aragonien niedergelegt hatte. In wenigen Jahren war der Staatsschatz erschöpft; der König schritt zu dem bedenklichen Mittel der Münzveränderung, und als dies eine Steigerung der Güterpreise, besonders der Lebensbedürfnisse zur Folge hatte, wurde für das Getreide ein Maximum des Werthes festgesetzt. Die ersten Regierungsjahre 1367—71.

In dem Friedensvertrag hatte sich Ferdinand verpflichtet, Heinrichs Tochter Leonore zur Gemahlin zu nehmen. Aber bald nachher wurde er von einer andern Leonore so bezaubert, daß er das Verhältniß auflöste. Einst kam Leonore Tellez de Menezes, die Gattin des Lorenzo da Cunha, eines portugiesischen Edelmannes von vornehmer Herkunft, in das königliche Schloß zum Besuche ihrer Schwester, einer der zahlreichen Hoffrauen, welche die Infantin, Fernando's Schwester, zur Erhöhung des Glanzes um sich geschaart hatte. Hier erblickte der König die schöne Frau und wurde alsbald von ihren Reizen gefesselt. Seine Liebe wurde erwiedert, und nun ruhte Fernando nicht, bis ihn der castilische König seines Wortes entband, die Ehe Leonorens mit Lorenzo, Leonore Tellez.

angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, getrennt ward und er die Geliebte als Gemahlin in die Königsburg einführen konnte. Der verlassene Gatte floh, Schmerz und Grimm in der Brust, nach Castilien. Adel und Volk waren empört über dieses Vorgehen; als Fernando mit Leonore in Lissabon erschien, entstand vor dem Schlosse ein drohender Volksauflauf, so daß sich beide in der Nacht nach Santarem begaben. Nichts desto weniger wurde Leonore als „Königin" behandelt; wer ihr die Huldigung verweigerte, wurde von Fernando's Zorn betroffen. Die Herrin, eben so klug und geistesgewandt, wie schön und anmuthig, gab sich alle Mühe, durch Leutseligkeit und Milde gegen das Volk, durch Freigebigkeit und Großmuth gegen den Adel und durch einschmeichelnde Freundlichkeit gegen Jedermann, die ungünstigen Vorurtheile zu verscheuchen; aber die Nation mißbilligte die Verbindung und blieb der Königin abgeneigt.

Krieg und Hofkabalen. Dies trat gleich im nächsten Jahr zu Tage, als Heinrich von Castilien, erbittert
1372. über Ferdinand's Treulosigkeit und sein Bündniß mit England, in Portugal eindrang und Lissabon belagerte und theilweise in Asche legte. Viele Große, an ihrer Spitze der Infant Diniz und die Großmeister von Santiago und Calatrava schlossen sich ihm an.
19. März 1373. So wurde Heinrich Herr der Situation und konnte die Friedensbedingungen vorschreiben, die demüthigend genug für Fernando ausfielen. Eine persönliche Zusammenkunft
7. Apr. der beiden Könige und des geistlichen Friedensstifters, auf dem Tajo in reich geschmückten Barken besiegelte das Bündniß. Aber die Hoffnung, mit Heinrichs Hülfe Rache an
1377. 78. Aragonien zu nehmen, ging nicht in Erfüllung (S. 95). Die Abneigung des Volkes gegen die Königin Leonore steigerte sich zu bitterem Haß, als sie den Infanten Johann, Fernando's Bruder, der sich mit ihrer Schwester Maria Telles, der Wittwe eines vornehmen Edelmannes vermählt hatte, durch trügerische Vorspiegelungen und boshafte Ränke zur Ermordung seiner edlen, sittsamen und liebenswürdigen Gattin aufstachelte. Neidisch und eifersüchtig auf die vom Volke verehrte Schwester suchte sie den Infanten, der, da sie selbst noch keinen Sohn geboren, als Thronfolger galt, durch ein Netz von Intriguen und Verdächtigungen so zu umgarnen, daß der bethörte Fürst, in der Hoffnung, mit der Königstochter Beatrix vermählt zu werden, die treue Ehegenossin in ihrem Schlafgemache zu Coimbra mit empörender Grausamkeit ermordete. Aber die verruchte That brachte dem Mörder schlimme Früchte: von Maria's Sohn erster Ehe, dem Großmeister des Christusordens, und ihrem Bruder, dem Grafen Gonzales, aus Blutrache verfolgt, von dem Hofe verlassen, floh er nach Castilien, wo er längere Zeit im Elend lebte, bis König Heinrich ihn zu sich berief und mit seiner Tochter Constanze vermählte.

Kriegsbund mit England. Fernando's Ausgang. 1381—83 Bald darauf starb Heinrich. Sein Sohn und Nachfolger Johann schloß mit Portugal einen Heiraths- und Erbvertrag, der aber, obwohl von den Cortes gewährleistet, auf Anstiften der Königin Leonore bald wieder zerrissen ward. Mit der gewohnten Unbeständigkeit trat nunmehr Fernando, unter Vermittelung eines verbannten gallicischen Edelmannes, Andeiro, eines Vertrauten der Königin, mit England in Verbindung, vermählte die neunjährige Infantin Beatrix mit dem achtjährigen Sohne des Herzogs Edmund von Cambridge (nachmals York) und bekriegte mit englischer Hülfe den König von Castilien, um die Unbilden, die Lissabon von dem Vater erlitten, an dem Sohne zu rächen. Nichts konnte für die portugiesische Nation unheilvoller sein, als dieser Kriegsbund. Denn nicht genug, daß ihre Seemacht durch den erfahrenen
17. Juli 1381. castilianischen Admiral Sanchez de Tobar eine empfindliche Niederlage erlitt; der Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten der englischen Kriegsleute in Lissabon und andern Städten erzeugten zuletzt eine solche Erbitterung, daß die Volksrache sich gegen sie wendete, und die Königin wurde noch mehr der Gegenstand des Hasses und der Verachtung, als sie einen vornehmen Edelmann, Velasquez de Azevedo, der ihr wegen ihres anstößigen Betragens gegen Andeiro Vorstellungen machte, so wie den natürlichen Bruder

Fernando's, den Großmeister des Avisordens durch hinterlistige Verleumdungen zu verderben trachtete. Schon waren beide in Haft und der Befehl zu ihrer Enthauptung ertheilt, als der König, von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, ihnen Leben und Freiheit schenkte. Andeiro aber blieb nach wie vor in der Hofgunst. Zum Grafen von Ourem erhoben, vermittelte er den Friedensschluß mit Castilien, der dem verderblichen 1383. Land- und Seekrieg ein Ende machte, den Abzug der verhaßten Engländer aus Portugal bewirkte und einen neuen Ehebund zwischen den Höfen von Burgos und Lissabon ins Dasein rief. Die Königstochter Beatrix wurde zuerst mit dem castilischen Infanten verlobt, dann aber, da die Königin von Castilien während des Krieges gestorben war, von dem König selbst als Braut heimgeführt. Mit ihrer Hand hoffte Johann die Krone von Portugal an sein Geschlecht zu bringen, da sie Fernando's einziges Kind war. Zu dem Ende wurde dem Heirathsvertrag die Bedingung beigefügt, daß die Nachkommen der Beatrix, Söhne wie Töchter, den Thron in Portugal erben sollten. Kurz nachher starb König Fernando, voll Reue und Zerknirschung über sein Leben, das 22. Oct. 1383. für Reich und Volk sehr unheilvoll gewesen war.

Königin Leonore hatte das Bündniß mit Castilien hauptsächlich betrieben, um die Andeiro im königlichen Palast ermordet. Brüder des Königs, die Infanten Johann und Diniz, Söhne der Ignez de Castro, welche als Flüchtige in Castilien weilten, vom Throne fern zu halten. Denn nach der Uebereinkunft sollte ihr selbst die Regentschaft zufallen, bis ein Sohn oder eine Tochter der Beatrix regierungsfähig wäre. Demgemäß bemächtigte sie sich als Reichsverweserin und Statthalterin der vollen Königsgewalt in Portugal, und traf zugleich Anstalten, die Krone ihrer Tochter zu sichern. Auf ihr Zuthun wurden die beiden Infanten in Castilien zurückgehalten, der älteste Johann, Herzog von Viseu, im Alcazar zu Toledo in Sicherheit gebracht. Aber kaum wurde bei einem feierlichen Umzug Beatrix von Castilien als Königin von Portugal ausgerufen, so gab das Volk seinen Unwillen über die Vereinigung der beiden Reiche, oder vielmehr über eine castilische Herrschaft in Portugal in so drohender Weise durch stürmische Auftritte kund, daß die feierliche Proclamation unterbleiben mußte. Vor Allem traf der Haß die Königin Leonore und ihren Günstling Andeiro, Grafen von Ourem. Es bildete sich daher bei Gelegenheit der Beerdigungsfeierlichkeiten Fernando's, zu welcher viele bewaffnete Edelleute herbeiströmten, eine Verschwörung, in deren Folge der Graf im Vorzimmer der Königin von Johann, dem Großmeister des Ordens von Avis, einem Halbbruder Fernando's, mit eigner Hand ermordet wurde. Mehrere Adelige vom ersten Rang, sogar Leonorens eigener Bruder, Graf von Barcellos, waren Mitwisser und Theilnehmer des Vorhabens. Auf die Kunde Aufruhr in Lissabon. Johann zum Reichsverweser erklärt. 1383. von dem blutigen Ereigniß stürmte die aufgeregte Menge unter der Anführung des greisen Alvaro Paes, weiland Kanzler des Königs Pedro, durch die Straßen; ihrer Wuth fiel der gelehrte und würdige Bischof Martin, ein Castilianer von Geburt, zum Opfer; an seiner Leiche ließ der rasende Pöbel seine Wuth aus. Die beabsichtigte Beraubung und Verfolgung der Juden, besonders des reichen Schatzmeisters Judas und seines Vertrauten, vermochte der Ordensmeister, den die öffentliche Stimme zur Herrschaft berief, nur mit Mühe abzuwenden. Die Königin selbst verließ den Ort des Schreckens und des Grauens und begab sich, von ihren Anhängern und Räthen begleitet, nach dem ihr gehörigen Flecken Alemquor, in der Absicht, die Castilianer ins Land zu rufen und an der verhaßten Hauptstadt Rache zu nehmen. Um diese Gefahr abzuhalten, rief das tobende Volk den Großmeister zum Defensor und Regenten des Reichs aus, und der Adel stimmte 16. Dez. 1383. bei. So wurde drei Monate nach dem Hingange Fernando's durch einen revolutionären Volksakt Leonorens Plan vereitelt und Johann, der Sohn Pedro's und einer gallicischen Edelfrau, Regent von Portugal und bald König. Um die Nationalität zu retten und die verhaßte castilianische Herrschaft abzuwenden, wurden die berechtigten Glieder

des Herrscherhauses ausgeschlossen und der jüngere Zweig zur Gründung einer neuen Dynastie berufen. In Beziehung auf Legitimität der Geburt und Reinheit des Blutes standen übrigens beide auf gleicher Linie. Auf beiden lag der Makel zweifelhafter Abstammung.

Haltung des Regenten Johann.

Der Reichsverweser verstand es, seinen Anhang zu mehren und sich die Volksgunst zu erwerben. Es heißt, jener greise Alvaro, das Haupt der Bürgerschaft habe zu ihm gesagt: „Herr, wollt ihr von mir einen Rath, der Eure Sache fördern wird, annehmen? Gebt weg, was nicht euer ist, versprecht was Ihr nicht habt, und verzeihet dem, den Ihr nicht strafen könnt." Demgemäß entzog er den Anhängern der Königin und den flüchtigen Führern der castilischen Partei ihre Güter und Aemter und belohnte damit seine Freunde und Genossen; er berief verständige und zuverlässige Männer aus dem Bürgerstand und Klerus in seinen Rath und an die Spitze der Verwaltung, er suchte das Gefühl für Freiheit und Nationalität zu wecken, um in dem drohenden Krieg mit Castilien von dem Volke kräftig unterstützt zu werden; und indem er den Glauben verbreitete, er verwalte das Reich für den abwesenden Infanten und werde es demselben zurückstellen, sobald er aus seiner castilischen Gefangenschaft heimkehre, brachte er die Freunde des Rechts und der Legitimität auf seine Seite. Auf diese Weise gewann Johann bei der Nation solches Ansehen und Vertrauen, daß die Einwohner der Hauptstadt, die Geistlichkeit, viele reiche Privatleute große Anstrengungen machten, der erschöpften Staatskasse durch Darlehn, Beiträge oder Verwilligungen aufzuhelfen, daß selbst das verderbliche Mittel der Münzverschlechterung, zu dem er zu schreiten genöthigt war, ohne Unwillen hingenommen ward. Größere Zurückhaltung zeigte Anfangs der Adel; als aber Leonore alle Hebel in Bewegung setzte, ihrer Tochter, der „Königin Brites" die Herrschaft zuzuwenden und den castilischen König, ihren Schwiegersohn, aufforderte, mit gewaffneter Hand in Portugal einzurücken und die Krone zu erobern; da traten auch viele Edelleute und Ritter unter die Fahne des Regenten, die Einen aus Abneigung gegen die Fremdherrschaft, die Andern aus Furcht vor dem aufgeregten Volke, welches hie und da seinem glühenden Haß durch Scenen der Wuth gegen die Parteigenossen der Königin und der Castilier Luft machte. In Evora wurde die Aebtissin des Benedictinerklosters unter Schmach und Mißhandlungen auf öffentlicher Straße ermordet. Den höchsten Grad erreichte die Volkserbitterung, als Juan, begleitet von seiner Gemahlin Beatrix, mit Heeresmacht über die Grenze rückte, in Santarem sein Hoflager aufschlug und, nachdem Leonore „zu Gunsten des Königs und der Königin von Castilien" feierlich auf die Regentschaft Verzicht geleistet, die Wappen der beiden Reiche vereinigte und als rechtmäßiger König und Herr Gebote ausgehen ließ. Das hochfahrende Wesen Juan's, der Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten der castilischen Kriegsleute, die Einschließung der Hauptstadt durch feindliche Schiffe versetzten die heißblütige Nation in fieberhafte Aufregung und lenkten Aller Augen und Herzen auf den Großmeister, der im Stillen seine Maßregeln nahm und den Bund mit England erneuerte. So lange jedoch Leonore mit ihrem gewinnenden Wesen und ihren weiblichen Künsten für den Schwiegersohn wirkte, stand noch immer eine große Partei zu seiner Fahne; aber die Einigkeit war nicht von Dauer. Leonore fühlte sich verletzt, daß der König, für den sie so große Opfer gebracht, ihr zu geringen Einfluß gestattete; sie änderte ihre Gesinnung und ihr Betragen und weckte dadurch dessen Mißtrauen. Sie wurde unter castilische Aufsicht gestellt. Wüthend über die unwürdige Behandlung reizte sie die Bürgerschaft von Coimbra, die sie vorher zur Anerkennung Don Juans hatte auffordern lassen, durch ihren Bruder Gonsalo, Befehlshaber der Stadt, zum Widerstand und schmiedete ein Complot, in Folge dessen der Castilianer ermordet werden und Leonore wieder die Regierung antreten sollte. Graf Pedro, die Seele der Verschwörung,

Ausgang der Königin Leonore 1384.

sollte die Hand der königlichen Wittwe und die Mitherrschaft empfangen. Allein der Plan wurde verrathen und vereitelt. Graf Pedro entfloh, Leonore aber wurde nach Tordesillas geführt und in die Zelle eines Nonnenklosters eingeschlossen, wo sie den Rest ihrer Tage verbrachte. Ihre in Santarem niedergelegten Schätze, durch eine Kammerfrau auf der Folter verrathen, wanderten in die Kasse des Castiliers. So trat Leonore Tellez vom Schauplatz ab, eine Frau von hervorragender Begabung, die durch ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihren reichen Geist Alle bezauberte und fesselte, welche in ihre Nähe kamen, die aber auch durch glühende Leidenschaft und sinnliche Begierden Abgründe des Lasters und Verderbens schuf, in denen sie zuletzt selbst den Untergang fand, „denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

So hatte nun der castilische König alle Glieder des portugiesischen Herrscherhauses in seiner Gewalt; denn selbst sein Halbbruder Alfonso Henriquez, der eine natürliche Tochter Fernando's, Isabella, als Ehegenossin gewählt, mußte nebst seiner Gemahlin in Toledo lange Jahre in Gefangenschaft schmachten. Aber während er auf diese Weise seine Herrscherpläne zu befördern glaubte, arbeitete er im Interesse des Regenten Johann. Der Haß gegen die Castilier wurde durch die Gewaltschritte des Königs gesteigert; bei seinen ferneren Kriegsunternehmungen stieß er daher überall auf den hartnäckigsten Widerstand, besonders in Alemtejo, wo der heldenmüthige „Herr" Nuño Alvarez Pereira seinen Arm und seinen Kopf der nationalen Sache und dem Dienste des Großmeisters widmete. Da der König aber zur See das Uebergewicht hatte und die Hauptstadt enge eingeschlossen hielt, so mochte er dennoch an den endlichen Sieg glauben; denn wie sollte Lissabon der bereits um sich greifenden Hungersnoth widerstehen? Das Schicksal der Hauptstadt aber, so hoffte er, würde entscheidend sein für das ganze Reich. Darum strengten die Castilianer alle Kräfte an, Lissabon in ihre Gewalt zu bringen. Sie zwangen die Besatzung von Almada zur Uebergabe, und schnitten dadurch der von der Seeseite eingeschlossenen Stadt auch jede Verbindung mit dem Festlande ab. Trotz allen Heldenmuths und der wunderbaren Ausdauer, womit Lissabon fünf Monate lang alle Beschwerden der Belagerung ertrug, schien die Stadt erliegen zu müssen. „O Lissabon, Lissabon! noch werde ich die Pflugschaar über dich gehn sehen!" soll der erzürnte König ausgerufen haben. Aber der Himmel wollte nicht den Fall der Stadt, nicht den Untergang der tapfern Streiter. Eine ansteckende Krankheit richtete solche Verheerungen im castilischen Lager an, raffte so viele Opfer unter Edlen und Gemeinen dahin, daß der König Don Juan, nachdem er noch vergebens den Defensor durch Unterhandlungen zum Aufgeben der Regentschaft zu bewegen gesucht, die Belagerung aufhob und sich nach Sevilla begab. König Johann stand indessen noch nicht von seinem Vorhaben ab, und bei der Parteisucht und Wandelbarkeit des Adels hätte er zu jeder Zeit neue Fäden zu Intriguen und Verschwörungen anknüpfen können; aber der Defensor wendete sich an die Nation, von deren Dankbarkeit und vaterländischer Gesinnung er eine hochherzige Hingebung erwarten durfte. Auf einer Cortesversammlung zu Coimbra wurde von Johann das Regras, dem größten Rechtsgelehrten Portugals so überzeugend dargethan, daß weder Beatrix noch irgend einer der übrigen Prätendenten ein legitimes Erbrecht auf den portugiesischen Thron habe, somit die Nation befugt und berechtigt sei, die erledigte Krone auf das würdigste Haupt zu übertragen, wie auch schon früher geschehen; daß nach heftigen Debatten, wobei Pereira denselben Eifer für den Großmeister kund gab, wie früher im Feld, der Beschluß gefaßt wurde, den bisherigen Regenten und Defensor des Reichs, der sich um das Vaterland so sehr verdient gemacht habe, als König anzuerkennen. Der Großmeister erhob einige Bedenken, die jedoch, wenn sie ernstlich gemeint waren, bald beseitigt wurden, so daß er am 6. April unter dem Jubel des Volkes im ganzen Reich feierlich als König aus-

Der Belagerungskrieg von Lissabon.

Vom 6. Mai bis 3. Sept. 1384.

October 1384.

Der Regent als König ausgerufen 1385.

März 1385.

Johann I. 1385—1433. gerufen ward. Zum Dank verlieh der neue König Johann I. der Stadt Lissabon, die sich so heldenmüthig und so treu erwiesen, große Rechte und Freiheiten, erhob seine Freunde, vor Allen den Alvarez Pereira, zu den höchsten Staatsämtern und belebte den Kriegsmuth und die Wehrkraft des Volkes, damit es seine selbstgeschaffene Thronfolgeordnung gegen den feindlichen Nachbar zu vertheidigen vermöge.

Der Sieg bei Aljubarrota. 1385. Denn es war vorauszusehen, daß Don Juan von Castilien die Thronansprüche seiner Gemahlin nicht so leichten Kaufes fahren lassen würde. Auch gab sich der portugiesische König keineswegs dem Glauben hin, daß mit der Corteswahl in Coimbra die letzte Entscheidung gefällt wäre. Wir wissen, daß er mit England in Verbindung getreten war und Johann von Lancaster als König von Castilien anerkannt hatte. Es war ein kluger Gedanke, denn auf diese Weise schuf er dem Feind eine Gegenpartei im eigenen Land; und wenn auch die schwierige Lage des Inselreiches nicht gestattete, daß die englische Regierung dem portugiesischen Bundesgenossen sofort bewaffnete Hülfe zusandte, so war doch Johann in Stand gesetzt, in Wales und Cornwallis eine Anzahl jener gefürchteten Armbrustschützen für seinen Dienst anwerben zu lassen. Aber die wichtigste Hülfe fand er in seiner eigenen Thatkraft und in der Hingebung des Volkes. Der Adel war noch keineswegs einmüthig für die Thronbesteigung eines Mannes, den sie bisher als ihres Gleichen angesehen, dem sich manche an Macht und Reichthum überlegen fühlten; und viele feste Orte hielten noch mit ihrer Entscheidung zurück. Aber der leidenschaftliche Haß der beiden Nachbarvölker führte auch diesmal wieder die Nation unter die Fahne Johanns. Der glorreiche Sieg, den einige portugiesische Fähnlein über
Juli 1385. eine weit zahlreichere castilische Streitmacht in dem Reitergefecht bei Trancoso davontrugen, war ein bedeutungsvolles Vorspiel der Entscheidungsschlacht, welche einige Wochen
14. Aug. nachher zwischen den beiden Königen bei **Aljubarrota** zwischen Lissabon und Santarem geliefert ward. Don Juan hatte den ganzen castilischen Adel unter seine Fahne gerufen und aus Navarra und dem südlichen Frankreich waffenkundige Söldnerschaaren, Ritter und Abenteurer in Dienst genommen. Es mochten gegen 40,000 Krieger aller Waffengattungen sein, mit denen der castilische König über die portugiesische Grenze rückte; die grausamen Verstümmelungen, Plünderungen und Verheerungen, womit er seinen Namen schändete, gaben Zeugniß von dem tiefen Ingrimm, der in seinem und der Seinigen Busen kochte. Zugleich lief die castilische Armada in die Mündung des Tajo ein; der im vorigen Jahr vereitelte Schlag auf Lissabon sollte jetzt mit viel größerer Gewalt ausgeführt werden. Die Portugiesen, die kaum den dritten Theil der Kriegsstärke dem Feinde entgegenzustellen hatten, waren getheilter Meinung, ob es rathsam wäre, eine Feldschlacht zu liefern; selbst der König war unsicher; aber Alvarez Pereira, der Kronfeldherr (Connetable) gab durch seine ungestüme Kampflust den Ausschlag. So ereignete sich jene denkwürdige Schlacht, deren Andenken Jahrhunderte lang im portugiesischen Volke sich erhalten hat. Die Castilianer wurden besiegt, ihr Banner ging verloren; kaum war ein adeliges Geschlecht, das nicht theure Todten auf der Wahlstatt ließ.

Folgen der Schlacht. Der Tag bei Aljubarrota sicherte dem König Johann, der wie ein Held mit seiner Streitaxt in erster Reihe kämpfte, Thron und Herrschaft, dem portugiesischen Volk Freiheit und Nationalität. Der ehemalige Großmeister von Avis hatte bewiesen, daß er der Ehre würdig sei, Stifter einer Dynastie zu sein. In der Hauptstadt Lissabon, „die den König liebte, wie eine Mutter ihr Kind", betrachtete man den Sieg als ein Gottesgericht. Man hatte in der Angst des Herzens durch feierliche Umzüge den Beistand des Himmels angefleht, allem gottlosen Wesen, allen anstößigen Sitten und Gebräuchen entsagt, einen ehrsamen, frommen Wandel gelobt; und nun galt es als Ehrensache, im Glück zu halten, was man in der Noth versprochen. So wirkte die Schlacht veredelnd; Portugal feierte das Fest seiner Wiedergeburt.

Mit wenigen Begleitern entfloh Don Juan von dem Leichenfelde von Aljubarrota nach Santarem und von da den Tajo hinab, an Lissabon vorbei zu seiner Flotte, wo er eine Galeere bestieg, um nach Sevilla zurückzukehren. Der Rest seiner geschlagenen Armee und die castilischen Parteigänger in Portugal folgten seinem Beispiel. Drei Tage verharrte der Sieger auf dem Waffenfelde, beschenkte seine Getreuen mit Gütern und Würden und überließ die unermeßliche Beute seinen Kriegsleuten. Und so sehr war den Portugiesen der Muth gestiegen, daß, während König Johann die noch widerstrebenden Städte und Landschaften seines Reiches zur Unterwerfung zwang, sein kühner Kronfeldherr Pereira die Feinde im eigenen Lande aufsuchte und weit in Estremadura eindrang. Bald darauf wurde Castilien von einem neuen Feind bedroht. Der Herzog von Lancaster war mit Heeresmacht auf portugiesischen Schiffen in Cornña gelandet, um die Ansprüche seiner Gemahlin auf die castilische Krone geltend zu machen. Ohne allen Widerstand zog er in St. Jago ein und wurde von der Mehrheit des galicischen Adels als König anerkannt. Bald kam zwischen Johann von Portugal und dem Herzog ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu Stande, das durch eine Vermählung des Königs mit Philippa, der Tochter Lancasters aus erster Ehe, besiegelt ward. Nachdem in Porto das Beilager unter großen Festlichkeiten gefeiert war, trafen beide Fürsten Anstalten zur Eroberung Castiliens. Aber der Feldzug hatte geringen Fortgang; der Nationalgeist der Castilianer widerstand der Fremdherrschaft eben so fest und einmüthig, wie vorher der portugiesische; und da König Juan aus Frankreich frische Kriegsschaaren in Sold genommen, die Parteikämpfe am englischen Hof aber dem Herzog nicht gestatteten, seine zusammengeschwundenen Streitkräfte durch neue Hülfstruppen zu verstärken, so wurde der Eroberungsplan aufgegeben und der Streit durch den erwähnten Vertrag von Bayonne beigelegt.

Johann im Bund mit England. 1386. 87.

11. Febr. 1387.

Bald nachher starb König Juan. Die Zerrüttung Castiliens unter der Regentschaft kam dem portugiesischen König zu Statten, so daß er sich immer mehr in der Herrschaft befestigte. Als aber Heinrich III. die Regierung selbst in die Hand nahm und durch seine Vermählung mit Catharina von Lancaster wie durch seine energischen Maßregeln gegen die Gewaltthaten der Feudalherren das Königthum kräftigte und einigte, regten sich wieder die Gegner. Viele unzufriedene Edelleute flüchteten sich in das benachbarte Reich, der Infant Diniz nannte sich König von Portugal und warb Anhänger; Heinrich selbst, erzürnt, daß Johann mehrere Grenzfestungen, wie Badajoz und Tuy, in seine Gewalt gebracht und als Unterpfand für seine Geldforderungen zurückhielt, erneuerte den Land- und Seekrieg und ließ seine Galeeren nochmals in den Tajo einlaufen. Mehrere Friedensvermittelungen scheiterten an den hohen Forderungen der Castilier. Erst als nach Heinrich's III. Tod seine Wittwe Catharina während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Juan II. ihren Einfluß zu einer Ausgleichung mit dem ihr so nahe verwandten Königshaus in Portugal benutzte, kam ein dauernder Friede mit gegenseitiger Amnestie der Flüchtigen und Verbannten zu Stande.

Neuer Kampf und Frieden.

1397.

1411.

Dieser Friede gab dem König Johann und seinen drei tapfern, ritterlichen Söhnen Gelegenheit, ihre Waffen über das Meer zu tragen, um nach der Weise der Väter im Kampf mit den Ungläubigen sich den Segen der Kirche zu verdienen, und zugleich Ehre und Macht zu erlangen. Nicht das maurische Königreich Granada, das den Castiliern als Kampfpreis überlassen bleiben sollte, war das Ziel der Eroberung, sondern Ceuta, die schönste und volkreichste Stadt Mauretaniens in einer fruchtbaren, mit Oliven und Weinreben bepflanzten Gegend. Nachdem man in Porto eine große Armada ausgerüstet, und dabei das wahre Ziel der Expedition sorgfältig geheim gehalten, fuhr der König, begleitet von seinen Söhnen, unter denen der jüngste Heinrich, in der Folge „der Seefahrer" genannt, als der eigentliche Führer und die Seele des Unterneh-

Eroberung von Ceuta und Portugals Aufschwung. 1415. 1419.

mens galt, von dem kühnen Connetable Nuño Alvarez Pereira und von vielen tapfern Kriegsmannen, die der Thatendrang und die Abenteuerlust der Zeit aus der ganzen pyrenäischen Halbinsel, ja aus Frankreich und Deutschland unter Portugals Fahne führten,
Juli 1415. im Juli des Jahres 1415 über die Meerenge und lagerte sich vor der festen Hauptstadt, welche so lange der Schrecken Spaniens und der christlichen Handelswelt gewesen. Nach tapferer Gegenwehr fiel Ceuta mit seinen Schätzen und Kostbarkeiten, mit seinem Reichthum an Kunsterzeugnissen, an Handelswaaren, an geraubten Gütern in die Gewalt der Portugiesen; das gefürchtete Bollwerk des Islam wurde nunmehr in den Händen der Christen der Schlüssel und Ausgangspunkt zu weiteren Eroberungen auf der afrikanischen Küste; seine Besitznahme erfüllte die christliche Welt mit hoffnungsvoller Freude; man erblickte darin „die Mutter großartiger Entwürfe, kühner Unternehmungen, bewunderungswerther Thaten". Als die mohammedanische Hauptmoschee feierlich zu einer christlichen Kirche geweiht wurde und König Johann dem Infanten Henrique, dem unsterblichen Seefahrer, den Ritterschlag ertheilte, durchdrang das portugiesische Volk die Ahnung, daß eine neue Zeit des Ruhmes und der Ehre für die Nation angebrochen sei, daß sich ihrem Geist und ihrer Thätigkeit ein neues Feld der Macht und Größe geöffnet habe. Die Königin erlebte den glücklichen Ausgang des großen Unternehmens, das sie so eifrig betrieben, nicht mehr. Mitten unter den Zurüstungen war sie aus der Welt geschieden, geliebt und beweint von den Ihrigen, wie von dem ganzen Volke; denn sie gehörte zu den Edelsten ihres Geschlechtes. Die Mauren konnten den Fall ihrer festen Küstenstadt nicht verschmerzen; abere innere Streitigkeiten und Thronkämpfe im Herrscherhaus von Fez hinderten mehrere Jahre alle Versuche einer Wiedereroberung. Dadurch gewannen die Portugiesen Zeit, sich zu befestigen, so daß
1419. sie vier Jahre nachher unter dem tapferen Befehlshaber Pedro de Menezes den Angriff des Maurenkönigs Sale zu Wasser und zu Land siegreich zurückschlugen und den
Heinrich der Seefahrer. wichtigen Standort behaupteten. Der Infant Heinrich, zum Großmeister des Christusordens ernannnt, wandte von nun an sein ganzes Sinnen und Trachten auf Seewesen und Entdeckungsreisen. Er erwarb sich mit großem Eifer alle zu größeren nautischen Unternehmungen erforderlichen mathematischen, astronomischen und geographischen Kenntnisse, nahm geschickte und muthige Seeleute aus allen Ländern in Dienst und ließ Entdeckungsfahrten nach Süden und Westen veranstalten, so weit der Aberglaube und die Furcht der Menschen vor unbekannten Gefahren, Wundern und Schrecknissen seinem vorwärts eilenden Forschungstrieb keine Hemmnisse bereiteten. Seinen Wohnsitz in Algarve, nahe am Vorgebirge S. Vincent, wo er, den Blick aufs Meer gerichtet, neuen Entwürfen nachsann, nannten die dankbaren Portugiesen in der Folge Villa do Infante.

B. Das deutsche Reich und die Kirche.

Literatur. Zu den oben (VII, 756 f.) angeführten Werken tragen wir für den nächsten Zeitraum von Karl IV. bis auf Sigmund noch folgende nach: Das ältere Werk von Pelzel, Kaiser Karl IV. (Prag 1780) und König Wenceslaus (Prag 1788 ff.), Franz Palacky, Geschichte von Böhmen. Löher, das Rechtsverfahren bei König Wenzels Absetzung. (Münchner Hist. Jahrbuch für 1865.) — Hoffmann, Günther von Schwarzburg, Rudolstadt 1819. Ltterodt, Günther Graf von Schwarzburg, Leipzig 1862. — Olenschlager, Erläuterung der goldenen Bulle. Jacoby, die gold. B. (Tübinger Ztschr. f. Staatswissenschaft 1857). — Jul. Weizsäcker, Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. Erste Abtheil. von 1376—1387. München 1867. Höfler, Ruprecht von der Pfalz, Freiburg 1861; Häußer, Gesch. der rhein. Pfalz, Heidelb. 1845. Vischer, Geschichte des schwäb. Städtebunds (Forschungen z. deutsch. Gesch. II. und III.) und der Abschnitt über den Städtekrieg in der würtembergischen Geschichte von Stälin. Roth v. Schreckenstein, Gesch. der Reichsritterschaft. — Ueber die Mark Brandenburg bis zur Erhebung der Hohenzollern neben den erwähnten Werken von Stenzel und Droysen: Freyberg, Geschichte Ludwigs des Brandenb. Klöden, Markgr. Waldemar und Riedel's Recension dieses Werks, das die Aechtheit des falschen Wald. zu erweisen sucht (in den Berliner Jahrb. für wissensch. Kritik 1845). Klöden, die Mark Brandenb. unter K. Karl IV. — Zur österreich. Geschichte neben den Werken von Kurz und Lichnowsky: mehrere Abhandlungen von Huber, (Gesch. der Margarethe Maultasche; Gesch. der Vereinigung Tirols mit Oesterr.; Gesch. des Herzogs Rudolph IV. von Oesterr.). — Zur schweiz. Geschichte: Hagen, über die polit. Verhältnisse zur Zeit der Sempacherschlacht (Archiv für schweiz. Gesch. 1858). Liebenau, Arnold Winkelried. Bluntschli, Gesch. des schweiz. Bundesrechtes; Geschichte der Republik Zürich. Segesser, Rechtsgeschichte von Luzern u. a. W.

I. Kaiser Karl IV. und seine Zeit.

1. Die Parteikämpfe im Reich und Karls Regierung in Böhmen.

Karl IV. zählte einunddreißig Jahre, als der Tod Ludwigs des Baiern ihn von seinem Nebenbuhler um die deutsche Krone befreite. Seinen Taufnamen Wenzel hatte er bei der Firmung mit Karl vertauscht. Frühzeitig führte der Vater den jungen Fürstensohn in die Staatsgeschäfte ein; als König Johann Italien verließ, waltete der fünfzehnjährige Jüngling als Generalvicar in dem Lande, und bald hatte er Gelegenheit, in der heißen Schlacht von S. Felice an seinen ligistischen Gegnern seine Tapferkeit und sein Feldherrntalent zu erproben. Als im folgenden Jahr König Johann die Unmöglichkeit einsah, sich länger in Italien zu behaupten, rief er den Sohn in sein Heimatland und übergab ihm die Markgrafschaft Mähren und daneben die oberste Gewalt in Böhmen. Das Land, durch Johanns beständige Abwesenheit und Sorglosig-

Karls Jugend. geb. 14. Mai 1316.

25. Nov. 1332.

keit in arge Zerrüttung gerathen, empfand zu seinem Segen die Hand des bedächtigen und klugen Jünglings. „Als ich nach Böhmen kam", sagt Karl in seiner Selbstbiographie, „traf ich das Königreich in solchem Verfall an, daß auch nicht ein königliches Schloß und nicht ein Gut der Krone unverpfändet geblieben war. Die Landesbarone waren zum größten Theil arge Zwingherrn geworden, die keine Furcht vor dem König kannten, nachdem sie dessen Macht und Gut unter sich getheilt hatten." Der junge Markgraf, der eine weit größere Liebe zu seinem Heimatland in der Brust trug als der Vater, war nach Kräften bemüht, die zerrüttete Lage des Reichs zu bessern. Er setzte sich durch kluge Finanzwirthschaft in den Stand, viele verpfändete Städte und Schlösser einzulösen, und befestigte unter den mächtigen Baronen das Ansehen der Krone durch Beförderung des Feudalwesens, welches die alte Zupenverfassung immer mehr untergrub. Trotzige Edelleute, wie Niklas von Potenstein, fühlten die strafende Hand des Fürsten. Durch die treffliche Regierung in Böhmen und Mähren gewann Karl die Anhänglichkeit und Liebe des Landes, die König Johann nie besessen. Auf den Feldzügen, welche er mit seinem königlichen Vater gegen die heidnischen Preußen und Litthauer unternahm, in der Schlacht von Crecy und in andern Kämpfen bewies er sich als tapfern und geschickten Kriegsführer. Dabei gab es unter den Fürsten der Zeit kaum einen, der so vertraut war mit der gelehrten Bildung. Fünf verschiedener Sprachen war er mächtig und in theologischen, juristischen und historischen Werken (worunter vor Allen seine Selbstbiographie durch schöne und wahrheitstreue Darstellung sich auszeichnet), hat er seine gelehrten Kenntnisse bewiesen. Künste und Wissenschaften erfreuten sich fortwährend seiner besondern Pflege; Petrarca, Boccaccio u. a. behandelte er stets mit großer Auszeichnung; die böhmischen Geschichtschreiber, der Domherr Franciscus von Prag, der Abt Neplach von Opatowic, Přibik Pulkawa, Benes Krabice von Weitmil verdankten ihm die Anregung zu ihren historischen Werken und die Unterstützung dabei. Sein Erzieher, der nachmalige Papst Clemens VI., blieb dem Schüler zeitlebens mit väterlicher Liebe zugethan; er erwies ihm auch die Gunst, das Bisthum Prag von der Mainzer
30. Apr. 1344. Erzdiöcese zu trennen und zum Erzbisthum zu erheben; der treffliche Arnest
2. Sept. 1347. von Pardubic war der erste Erzbischof, und die Krönung, die er an dem neuen König von Böhmen und seiner französischen Gemahlin Blanca von Valois in Prag vollzog, konnte als bedeutsames Zeichen der Unabhängigkeit des böhmischen Reichs von der Mainzer Kirchenprovinz gelten. Diesen rühmlichen Eigenschaften hatte es der neue König Karl nicht minder zu danken, als der Gunst der Ereignisse, daß er so bald allgemeine Anerkennung fand.

Die Lage nach Ludwig des Baiern Tod.

Der Tod Ludwigs entzog der bairischen Partei ihre kräftigste Stütze, doch war dieselbe nicht gewillt, sich ohne Widerstand vor dem böhmischen König zu beugen. Während Karl mit geringem Heergefolge in Baiern, Schwaben und am Rhein umherzog und sich bei vielen Städten und Herren durch Gnaden-

bezeigungen und Versprechungen Anerkennung erwarb, traf die bairische Partei Anstalten, ihm einen andern König entgegenzusetzen. Von den sechs hinterlassenen Söhnen des verstorbenen Kaisers schien keiner geeignet, des Vaters Nachfolger zu werden. Die Kurfürsten hatten in den letzten Jahren eine zu entschiedene Abneigung gegen das wittelsbachische Haus kund gegeben. Die Bevollmächtigten des im Bann befindlichen, doch aber sich im Regiment behauptenden Erzbischofs Heinrich von Mainz, des Pfalzgrafen Ruprecht und des Markgrafen Ludwig von Brandenburg, denen sich noch Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg als zweifelhafter Inhaber der sächsischen Kurstimme anschloß, einigten sich auf einer Zusammenkunft zu Oberlahnstein über die Wahl Eduards III. von England. Wohl mochte der Glanz der deutschen Krone, die 7. Jan. 1348 in dem französischen Krieg von großem Nutzen sein konnte, den ehrgeizigen Sinn des englischen Königs locken; doch war das Parlament dem Plane entschieden abgeneigt, und Karl verstand es, aus dem gefährlichen Gegner sich einen Freund zu gewinnen. Durch den Markgrafen Wilhelm V. von Jülich, der den Wittelsbachern wegen der Einziehung des Erbes seines Schwagers, des Grafen Wilhelm von Holland, zürnte und von König Karl durch die Belehnung mit einem Theil des Nachlasses gewonnen war, knüpfte er Unterhandlungen mit Eduard III. an. Der englische König ließ sich durch die Aussicht, mit Hülfe Karls seine Ansprüche auf das Erbe seines Schwagers Wilhelm von Holland durchzusetzen, zur Ablehnung der Wahl und zu einem Bündniß mit April 1348. dem Luxemburger bewegen. Bald darauf schloß dieser auch mit dem habsburgischen Haus einen innigen Freundschaftsbund. Herzog Albrecht der Lahme huldigte dem König und empfing die Belehnung und Bestätigung der Privilegien von Oesterreich. Die Verlobung des jungen Herzogs Rudolf von Oesterreich mit Karls Tochter Katharina sollte den Bund noch enger knüpfen. Die wittelsbachische Partei ließ sich jedoch durch das Scheitern ihrer Pläne nicht irre machen. Sie warf ihr Auge auf den Markgrafen Friedrich II. den Ernsthaften von Meißen; doch auch dieser trug Bedenken, auf das gefährliche Anerbieten einzugehen und ließ sich von Karl ebenfalls zum Abschluß eines Bündnisses gewinnen, um dieselbe Zeit, da sich ein gefahrdrohender Sturm gegen das wittelsbachische Haus in der Mark Brandenburg erhob. Dec. 1348.

Die Mark Brandenburg und d. falsche Waldemar.

Wir haben oben (VII, 879) gesehen, wie nach dem Tode des Markgrafen Waldemar und dem Erlöschen des anhaltinischen Stammes Ludwig der Baier das erledigte Land seinem Sohne übertrug und ihn mit der Reichserzkämmererwürde, der Mark Brandenburg, der Lausitz und den dazu gehörigen Herrschaften belehnte. Aber die benachbarten Großen, die Ansprüche auf das Erbe zu haben glaubten und bereits bedeutende Stücke an sich gerissen hatten, die Fürsten von Mecklenburg, Pommern, der Erzbischof von Magdeburg, Herzog Rudolf I. von Sachsen-Wittenberg, die anhaltischen Fürsten u. a. waren trotz mancherlei Entschädigungen und Abtretungen mit der Verfügung des Kaisers höchst unzufrieden und strebten stets danach, der bairischen Herrschaft Feinde und Schwierigkeiten zu bereiten, um sie zur günstigen Zeit zu Fall zu

bringen. Auch im Lande selbst waren die Wittelsbacher nicht beliebt. Trotzdem die neue Regierung die benachbarten Herren durch umfangreiche Zugeständnisse, die Städte durch Bestätigung und Vermehrung ihrer Rechte zu gewinnen suchte, war man allenthalben unzufrieden mit dem jungen Markgrafen, der die bairischen Ritter überall bevorzugte, durch sein leichtfertiges Leben mit schönen Frauen und die Mißachtung der Bannstrahlen Anstoß erregte und das unglückliche Land in jahrelange verheerende Kriege stürzte. Nur mit den größten Anstrengungen und unter fortdauernden Kämpfen konnte sich der Wittelsbacher in seinem brandenburgischen Reiche behaupten, das die Altmark, die Mark Brandenburg (die Priegnitz, die Mittelmark, die Ukermark), das Land Lebus, das Land Stargard, die Neumark, die Lausitz und die Mark Landsberg umfaßte. Die Geldforderungen des tiefverschuldeten Markgrafen, der Steuerdruck seiner habgierigen bairischen Beamten, die Verwüstung des Landes durch ewige Kriege, die Verwirrung der Gemüther durch das Interdict erbitterten die Märker gegen den bairischen Herrn, der sich trotz seiner Ritterlichkeit und mancher tüchtigen Eigenschaften nie die Liebe des starren Volks erwerben konnte. Allenthalben sehnte man sich nach Befreiung von der fremden Herrschaft. In dem Entscheidungskampf zwischen dem luxemburgischen und wittelsbachischen Haus war es das eifrige Bestreben Karls IV., seinen
7. Nov. 1347. Gegnern die brandenburgischen Länder zu entreißen. Er belehnte zu Nürnberg Herzog Rudolf I. von Sachsen mit der Altmark; als derselbe aber im nächsten Frühjahr in das Land einfiel, um sich dessen Besitz mit Waffengewalt zu erringen, erlangte er doch nur geringe Erfolge. Mit vereinzelten Angriffen und Raubzügen war keine Entscheidung herbeizuführen; auch widerstrebte man in den brandenburgischen Ländern einer Zersplitterung, wie sie durch den Sieg der sächsischen, anhaltischen und andrer feindlichen Nachbarn über den Markgrafen Ludwig zu erwarten war. Man mußte, um zum Ziel zu gelangen, die angestammte Anhänglichkeit der Märker an das ascanische Haus erwecken, die Erinnerung an die glorreiche und gesegnete Zeit des Markgrafen Waldemar wach rufen, und dazu bediente man sich eines eigenthümlichen Trugspiels. Es tauchte plötzlich in den Marken das Gerücht auf, der Markgraf Waldemar, den man lange Jahre gestorben wähnte, sei nicht todt; ein anderer sei an seiner Stelle im Kloster Chorin begraben worden, er selbst aber sei zum heiligen Grabe gepilgert und kehre jetzt zurück, um sein unglückliches Land von der fremden Herrschaft zu befreien. Alte Männer, die sich seiner wohl noch erinnerten, sollten ihn erkannt, einige goldene Ringe seine Aechtheit bewiesen haben. An den Hof des Erzbischofs Otto von Magdeburg, so wird erzählt, kam eines Tages ein alter Pilger und begehrte den Fürsten zu sprechen. Als die Höflinge den geringen Wallfahrer zurückwiesen, bat er um einen Becher Weins von des Bischofs Tafel und, als man ihm denselben gereicht, ließ er seinen goldenen Siegelring hineinfallen. Staunend erkannte der Erzbischof das Wappen und ließ den Pilger vor sich führen. Der sagte nun aus, daß er der todtgeglaubte Waldemar sei, aus Gewissensunruhe über die Ehe mit seines Vetters Hermann Tochter, die ihm allzunahe verwandt gewesen, sei er ins heilige Land gepilgert und habe achtundzwanzig Jahre lang Buße gethan. Er erzählte dem Erzbischof viel aus alten Tagen, so daß dieser nicht an der Wahrheit des seltsamen Vorfalls zweifelte. Der demüthige Pilger sagte, er trage kein Verlangen nach der Herrschaft, aber den erbberechtigten Fürsten von Sachsen und Anhalt wolle er sein Reich zuwenden und sein jammerndes Volk von der bairischen Herrschaft befreien; erst durch des Erzbischofs Zureden entschloß er sich, das Land in seinem eigenen Namen wieder zu gewinnen. Auch die Fürsten von Sachsen und Anhalt zweifelten nicht an der Aechtheit des Mannes, der ihnen von Dingen sprach, die sonst Niemand wissen konnte, und verbanden sich mit dem Erzbischof von Magdeburg, um den Markgrafen in sein Land zurückzuführen. In der Mark selbst fand die seltsame

Kunde Gläubige und Ungläubige, aber die Unzufriedenheit mit dem bairischen Regiment führte dem wiedererstandenen Markgrafen viele Anhänger zu.

Man hat in alter und neuer Zeit die Aechtheit dieses angeblichen Markgrafen Waldemar bald in Zweifel gezogen und geleugnet, bald zu erweisen gesucht. Die Gegner behaupteten, der Betrüger, der dem Markgrafen ähnlich sah, sei ein Müller, Namens Jakob Rehbock, der von Herzog Rudolf von Sachsen oder König Karl zu der Rolle aufgestiftet worden, und das ganze Auftreten des angeblichen Markgrafen, wie sein Ausgang, als man seiner nicht mehr bedurfte, verbunden mit manchen Andeutungen in den Aktenstücken seiner Anhänger, machen es unzweifelhaft, daß der Vorgang ein Ränkespiel war, angezettelt, um den Wittelsbachern die Mark zu entreißen und ihre Macht zu untergraben. Wir haben ja bei Gelegenheit der falschen Friedriche (VII, 796) und auch anderwärts ähnliche Beispiele kennen gelernt. Freilich war gegen die Möglichkeit der Aechtheit nichts einzuwenden; war doch auch im Jahr 1298 Heinrich von Mecklenburg nach sechsundzwanzigjähriger Abwesenheit aus saracenischer Kriegsgefangenschaft unvermuthet heimgekehrt und hatte die Herrschaft wieder angetreten. Aechtheit oder Unächtheit.

Die Gegner Wittelsbachs, ob sie nun an die Aechtheit des Prätendenten glaubten oder nicht, wußten das Auftreten des Mannes, das ihnen trefflich zu Statten kam, klug zu benützen; die Waffen der verbündeten Fürsten und die Zugeständnisse und Versprechungen des falschen Waldemar erwarben ihm rasch einen starken Anhang. König Karl belehnte ihn mit der Kur und den Marken Brandenburg und Landsberg; nach seinem erblosen Hingang sollte das Land an die Fürsten von Anhalt und die Söhne des Kurfürsten Rudolf von Sachsen fallen; die Niederlausitz aber wurde dem Böhmenkönig abgetreten. Es schien, als sollte das wittelsbachische Haus in Brandenburg dem durch die Waffen des Königs und der benachbarten Fürsten unterstützten Prätendenten erliegen; nur wenige Städte hielten noch zu Ludwig. Die Erfolge des falschen Waldemar. 2. Oct. 1348.

Das gefährliche Auftreten des falschen Waldemar machte die wittelsbachische Partei um so eifriger, dem Luxemburger einen Gegenkönig aufzustellen. Aber unter den mächtigen Fürsten ließ sich keiner bereit finden, die gefährliche und hoffnungslose Rolle im Interesse der Wittelsbacher zu übernehmen; auch der Hohenzoller Albrecht der Schöne weigerte sich, von der kaisertreuen Politik seines Hauses abzugehen. Da schauten sie nach einem kleinen Herrn aus und fanden in dem Grafen **Günther von Schwarzburg**, Herrn zu Arnstadt, ein taugliches Werkzeug. Der damals fünfundvierzigjährige Graf von Schwarzburg-Blankenburg war ein ächtes Bild des ritterlichen Herrenstandes der Zeit. Als tapferer Haudegen hatte er sich zeitlebens in Thüringen und anderwärts in wilden Fehden umhergetrieben und noch in den jüngsten Kämpfen in Brandenburg die Stärke seines Arms bewiesen. Er hatte mit Rath und That dem verstorbenen Kaiser und seinem Sohne, dem Markgrafen Ludwig, dessen Vormund er gewesen, gute Dienste geleistet und sich den Ruhm eines wackern Kriegsmannes und einsichtigen Rathgebers erworben; allein es war ein abenteuerliches Unterfangen, als der Rittersmann von geringfügigem Besitz nach der Königskrone griff und statt der Raubzüge und Fehden mit den benachbarten Herren einen Krieg gegen den vom größten Theil der Die Wahl Günthers v. Schwarzburg. 1349.

Nation anerkannten König einging. „Allen däuchte es ein Spott, daß ein solcher die Krone annahm“ sagt ein Zeitgenosse. Er war von vornherein ein willenloses Werkzeug der wittelsbachischen Partei, die ihm ihre Unterstützung
30. Jan. 1349. urkundlich zusicherte und ihn dann zum König wählte; nur so lange war er von einiger Bedeutung, als die bairische Partei es gerathen fand, ihn auf dem Throne zu erhalten.

Thronstreit und Ausgang Günthers. Karl IV. fühlte sich viel zu sicher, um Besorgnisse wegen der Wahl des Gegenkönigs zu hegen. Er unterhandelte damals, nachdem wenige Monate früher seine Gemahlin Blanca gestorben war, über eine Vermählung mit der englischen Königstochter Isabella; da aber dieser Eheverbindung Schwierigkeiten, insbesondere von Seiten des päpstlichen Stuhles, entgegentraten, führte
4. März 1349. er des Pfalzgrafen Rudolf Tochter Anna heim. Damit ging der Pfalzgraf in das luxemburgische Lager über und es brach eine der Stützen König Günthers.
22. März. Ein nach Speier entbotener Reichstag sollte eine Ausgleichung zwischen den Gegenkönigen herbeiführen. Günther aber wollte die Hand zur Einigung nicht bieten; er zog seinem Feind an den Rhein entgegen, als die Reichsstadt Frankfurt, die ihn bisher unterstützt hatte, lau zu werden begann, die Erfolglosigkeit weiteren Widerstandes einsehend und die Strafe des siegreichen Karl fürchtend.
Mai. Im Rheingau fanden einige Gefechte statt und Günther wurde in Eltville belagert. Aber bald sahen auch die Häupter der bairischen Partei ein, wie wenig sie mit ihrem erwählten König ausrichten konnten, zumal derselbe todtkrank darniederlag. Da eilten sie ihren Frieden mit dem mächtigen Gegner zu schließen. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg bot zuerst die Hand zur Versöhnung. Vor Eltville unterhandelten die Gegner und einigten sich bald.
26. Mai 1349. Der Schwarzburger entsagte der Krone, er und alle seine Anhänger erkannten Karl IV. als alleinigen römischen König an; dafür wurden ihm 20,000 Mark Silber verschrieben, den Herzögen von Baiern ihre Besitzungen gewährleistet und Verwendung für deren Absolution bei Papst Clemens VI. zugesagt. Auch Erzbischof Heinrich von Mainz erlangte von Karl die Zusicherung seiner Unterstützung gegen den päpstlichen Erzbischof Gerlach von Nassau. Doch nahm es nachher König Karl mit der Erfüllung seines Wortes nicht allzu genau; noch jahrelang dauerte der Kampf um das Erzstift fort, bis Heinrich von Virneburg ins Grab sank (21. Dec. 1353).

Wenige Monate hatte der Graf Günther von Schwarzburg den Namen eines römischen Königs geführt, und wenige Wochen nach seiner Entsagung starb
14. Juni 1349. er. Todtkrank war er schon aus Frankfurt ausgeritten, und die argwöhnischen Zeitgenossen vermutheten, wie so oft bei raschen Todesfällen erlauchter Häupter, eine Vergiftung. Ein Frankfurter Arzt, Freidank, sollte ihm den Todesbecher gereicht haben, von dem er vorher selbst gekostet. Die Erzählung ist jedoch ganz unbegründet und noch weniger darf auf irgend einen der Fürsten die Schuld an dem angeblichen Verbrechen geworfen werden.

Mit der Aussöhnung der beiden feindlichen Häuser neigte auch die Herrschaft des falschen Waldemar ihrem Ende zu. Zwar beeilte sich der Luxemburger keineswegs, die dem Markgrafen Ludwig gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, insbesondere die Belehnung mit seinen Landen und die Unterstützung gegen den Prätendenten, zu erfüllen, und auch jener hielt mit der Huldigung und der Auslieferung der Reichsinsignien zurück. Karl mochte noch immer hoffen, dem wittelsbachischen Hause die Marken vollständig entreißen und sie mit den ländergierigen Nachbarn theilen zu können. Als jedoch die bairische Partei, hauptsächlich durch die Unterstützung des Dänenkönigs Waldemar IV., an Macht und Ansehen im Lande wieder zunahm, entschloß man sich endlich zu einem ehrlichen Frieden auf Grund der bestehenden Verhältnisse. Der Ausgleich über Brandenburg.

Nachdem die Fürsten von Sachsen, Anhalt, Mecklenburg, Magdeburg mit dem Markgrafen Ludwig zu Spremberg ein Compromiß geschlossen, gab auch König Karl seine brandenburgischen Pläne auf. Der Pfalzgraf Ruprecht sollte als Schiedsrichter den Streit schlichten. Er that auf dem Schiedstag zu Bautzen mit Zuziehung von zwölf Schöffen folgenden Ausspruch: Da zwölf Zeugen erklärt haben, daß sie eher schwören würden, der angebliche Waldemar sei Markgraf Konrads Sohn nicht, als daß er es sei, so soll der König den Markgrafen Ludwig und seine Brüder von Neuem mit den Landen belehnen, er aber dem König die Huldigung leisten; der Markgraf Waldemar und die Reichsfürsten sollen auf einen Tag nach Nürnberg geladen werden zur Entscheidung, ob er der ächte Waldemar sei oder nicht. Den folgenden Tag fand die Belehnung statt. Karl verzichtete auf die Niederlausitz, und auf dem anberaumten Gerichtstag zu Nürnberg erklärte er den, der sich Markgraf Waldemar nenne, für einen Betrüger. Damit war des Abenteurers Rolle ausgespielt; von Allen verlassen, konnte er nicht weiter daran denken, seine angeblichen Ansprüche durchzusetzen. Er lebte noch einige Zeit am anhaltischen Hofe zu Dessau, fürstlich gehalten und ehrenvoll behandelt. Der Markgraf Ludwig aber hatte noch Jahre lang zu ringen, ehe er wieder zu dem vollen Besitz des Landes gelangte. Er mußte sich zu mancherlei Abtretungen und Entschädigungen verstehen. König Karl wandte sein Auge nie von den brandenburgischen Landen ab, bis ihm endlich die Erwerbung derselben für sein Haus glückte. 2. Febr. 1350. 14. Febr. 1350. 15. Febr. April.

Karl IV. wandte von Anbeginn seiner Regierung den Zuständen seines böhmischen Stammlandes eine besondere Sorgfalt zu. Nach seiner Wahl zum römischen König bestätigte er auf einem Landtag zu Prag die alten Privilegien und Rechte des Königreichs Böhmen, die Urkunden der Kaiser Friedrich I. und II., Rudolfs, Albrechts I., welche das Verhältniß Böhmens zum römischen Reich festsetzten. Die inneren Rechtsverhältnisse regelte er durch das als Majestas Carolina bekannte, vielleicht unter Mitwirkung des italienischen Rechtsgelehrten Bartolus von Sassoferrato zu Stande gekommene Gesetzbuch, welches die Verschleuderung der böhmischen Krongüter hinderte, dem Fehdewesen Schranken setzte, die gegenseitigen Bündnisse der Unterthanen untersagte. — Mit großer Vorliebe hegte Karl den Plan, durch Gründung einer Universität in Prag der wissenschaftlichen Bildung eine Stätte in seinem Karls Regierung in Böhmen. 7. Apr. 1348.

Reich zu bereiten. Nachdem er die Erlaubniß des Papstes erlangt, rief er
7. Apr. 1348 die neue Schöpfung, ein Nachbild der Pariser Universität, ins Leben. In vier Facultäten und vier Nationen (die böhmische, bairische, polnische und sächsische) wurde die hohe Schule getheilt, und Karl, sowie der Kanzler der neuen Universität, Erzbischof Arnest, trugen Sorge, tüchtige Lehrkräfte zur Pflege der Wissenschaft heranzuziehen. Der König selbst nahm lebhaften Antheil an dem Gedeihen der neuen Anstalt, die eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete und in wenigen Jahren zu einer Frequenz von mehreren tausend Studirenden stieg. — Auch die Hauptstadt Prag gewann durch Karls Fürsorge ein verändertes Aussehen. Er zog die Vorstädte und den Wissehrad durch eine neue Umfassungsmauer in den Bereich der Altstadt. Die steinerne Brücke über die Moldau und der Hradschin verdanken ihm ihre Entstehung. „Das ist mein Werk", pflegte er mit Stolz zu sagen, wenn er den Fürsten von seiner hohen Burg herab die unten liegende Neustadt zeigte. An Kirchen, Palästen und schönen Wohnhäusern konnte sich Prag bald mit andern europäischen Hauptstädten messen. Mit Recht haben die Böhmen Karl IV. als weisen und einsichtsvollen Regenten stets in dankbarer Verehrung gehalten. Die Herbeiziehung deutscher Ansiedler, die Gründung neuer Städte (Karlsbad), die Beförderung von Handel, Industrie und Ackerbau, die Anlegung von Straßen, Brücken und Bergwerken, die Urbarmachung von Haiden und Wäldern erhöhten den Reichthum und die Bildung des Landes; Künstler und Handwerker, Baumeister, Maler und Werkleute zogen aus Italien, Deutschland und Frankreich nach Böhmen und beförderten bei den Slaven den Sinn für Cultur und bürgerliche Einrichtungen.

Mähren. Als Karl nach Beendigung des Thronstreits in sein böhmisches Reich zurückgekehrt war, ernannte er seinen Bruder Johann Heinrich, der seit der Trennung von seiner Gemahlin Margaretha Maultasch und der Verzichtleistung auf Tirol ohne Herrschaft war und mit seinem königlichen Bruder, ganz im Gegensatz zu der selbstzerfleischenden Zwietracht im Wittelsbachischen Hause, andauernd in herzlicher Beziehung stand, der testamentarischen Bestimmung seines Vaters gemäß zum Markgrafen von Mähren
26. Dec. 1349. mit erblicher Belehnung, doch unter der Bedingung, daß das Land nach Erlöschen der männlichen Nachkommenschaft wieder an die Krone Böhmen fallen, er und seine Nachkommen, so lange Karls Mannsstamm blühe, keinen Anspruch auf die Nachfolge in Böhmen haben und das Bisthum Olmütz sowie das Herzogthum Troppau ein unmittelbares Lehen der Krone Böhmen sein sollten. Nach dem Tode seines Groß-
† 21. Jan. 1354. Luxemburg. oheims Balduin von Trier erhob Karl die Grafschaft Luxemburg zum Herzogthum und setzte seinen jüngsten Bruder Wenzel als ersten Herzog ein. Der junge Fürst vermählte sich mit Johanna, der Tochter des Herzogs Johann III. von Brabant und Limburg, und erwarb dadurch, als sein Schwiegervater ohne Söhne starb, die Herr-
Dec. 1355. schaft in diesen Provinzen, welche, nach einem mit Karl IV. abgeschlossenen Vertrag, im Falle kinderlosen Ablebens an die Erben des Kaisers gelangen sollte.

Karls bairische Erwerbungen. Der Kaiser, der die Größe seines Hauses stets durch neue Erwerbungen zu erhöhen bemüht war, wußte den Hader und die Verlegenheiten des gegne-

rischen Wittelsbachischen Hauses trefflich zu benutzen. Nach dem Tode seines Sept. 1353. Schwiegervaters, des Pfalzgrafen Rudolf, trat ihm dessen Bruder, Pfalzgraf 29. Oct. Ruprecht der ältere, als Ersatz für eine schuldige Geldsumme die nördliche Hälfte der Oberpfalz mit Sulzbach ab, wodurch die böhmischen Kronländer sich bis nahe an die Mauern Nürnbergs erstreckten. Zwar gerieth der Kaiser in der Folge wegen dieser und anderer Grenzfragen mit den niederbairischen Fürsten in Fehde, erlangte jedoch nach entsetzlicher Verheerung der bairischen Grenzgegenden die Anerkennung jener Erwerbung. 1. Jan. 1358.

2. Der erste Römerzug und die Zustände Italiens.

Als Karl IV. die deutsche Königskrone fest auf seinem Haupte fühlte, Beweggründe. gedachte er, durch die Erwerbung der Kaiserkrone sein Ansehen zu erhöhen. Seinem nüchternen kalten Geiste lagen die hohen Ideen der Staufer von der weltumfassenden Würde des Kaiserthums, an dessen Herstellung noch sein edler Großvater die Kraft seines Lebens gesetzt, ferne. Die Herrschaft des deutschen Reichsoberhauptes zur Geltung zu bringen, trug er nicht im Sinn; er verstand seine Zeit zu gut und hatte in einer feinen politischen Schule einen zu klaren Blick gewonnen, um unerreichbaren Zielen nachzujagen. Die Worte des Dichters Petrarca, der, wie einst Dante, dem König entgegenjubelte und von Herstellung des römischen Kaiserthums träumte, machten keinen Eindruck auf das nüchterne Herz Karls IV. Allein der kaiserliche Titel war noch immer nöthig, um als wahres Oberhaupt des deutschen Reichs anerkannt zu werden; zudem boten die Zustände Italiens manche lockende Gelegenheit, in weltbewegenden politischen Fragen eine Rolle zu spielen. Wir werden später im Zusammenhang die Verhältnisse der apenninischen Halbinsel seit der Rückkehr Ludwigs des Baiern darstellen, als während der Abwesenheit der Päpste die Spaltung und Zerrissenheit den höchsten Grad erreichte, die nationale Verbindung sich gänzlich aufzulösen drohte und Italiens Geschicke nur noch durch einzelne schwache Fäden an das deutsche Reich geknüpft waren; als mächtige Dynastengeschlechter sich mit Gewalt und List Herrschaften gründeten, die großen Handelsstädte Venedig, Genua, Florenz zu republikanischen Gemeinwesen sich ausbildeten, in Rom die durch Petrarca geweckte Begeisterung für das Alterthum zur ephemeren Wiederbelebung des altrömischen Freistaats unter dem „Tribun" Cola Rienzo führte und der Tod des Königs Robert von Neapel der Guelfenpartei und dem Papstthum die wichtigste Stütze entzog, den von seinem Oberhaupte verlassenen Kirchenstaat der Auflösung nahe brachte und in Unteritalien ein Regiment des Lasters, der Parteiwuth, der Intriguen hervorrief; als fremde Kriegsmannschaften aus allen Ländern Europa's unter verwegenen Führern sich in der Halbinsel umhertummelten, bereit jedem zu folgen, der ihnen Unterhalt gewährte, sich unter jede Fahne zu stellen, die Aussicht auf Beute und Gewinn bot. Unter solchen Umständen konnte Karl IV. hoffen, mit geringen Hülfsmitteln in dem aufgeregten

parteizerrissenen Lande einen mächtigen Einfluß zu gewinnen. Es bot sich hier eine treffliche Gelegenheit, durch kluge Benutzung der Lage dem Papst gegenüber eine unabhängige, ja gebietende Stellung einzunehmen, und in staatskluger Erfassung der Verhältnisse war Karl IV. Meister.

Mailand und Oberitalien. Unter allen Gewalten in Italien hatte sich durch Glück, Klugheit und Tapferkeit keine höher aufgeschwungen als die Herrschaft der Visconti in Mailand. Seit der alte Matteo († 1322) die Größe des Hauses begründet, war es in andauerndem Wachsthum begriffen. Ihm war sein Sohn Galeazzo († 1328) und dann dessen Sohn Azzone († 1339), den Ludwig der Baier mit der Herrschaft belehnte, nachgefolgt. Der letztere hatte die mailändische Herrschaft über Vercelli, Cremona, Como, Lodi, Piacenza, Brescia u. a. Städte ausgedehnt. Nach Azzone's kinderlosem Tod wurden seine beiden Oheime Lucchino († 1349) und Giovanni zu Signoren gewählt; bald erkannten Asti, Bobbio Pavia, Tortona, Alessandria u. a. die Herrschaft der Visconti an. Die wichtigste Errungenschaft gelang dem Fürst-Erzbischof Giovanni, der nach seines Bruders Tod Alleinherrscher ward. Die Stadt Bologna hatte sich vom Kirchenstaat losgesagt und ihren trefflichen Bürger Taddeo de Pepoli zu ihrem Oberhaupt gesetzt. Er führte die Herrschaft zwar als päpstlicher Administrator gegen einen Jahreszins, in Wahrheit aber in voller Unabhängigkeit, so daß nach des Vaters Tod seine Söhne ohne Genehmigung des Papstes das Regiment ergriffen. Aber von dem päpstlichen Oberbefehlshaber, dem zum Grafen der Romagna ernannten Astorgio da Duraforte, bedrängt, verkaufte Giovanni de Pepoli Bologna an den Visconti, der mit starken
Oct. 1350. Kriegshaufen heranrückend die Herrschaft über die Stadt alsbald gewann. Papst Cle-
April 1352. mens VI. erkannte selbst die Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen und ernannte die Visconti gegen eine Geldabgabe zu Vicarien des römischen Stuhles in Bologna auf
1353. zwölf Jahre. Im folgenden Jahr bot die Stadt Genua, von den Venetianern bedrängt und durch eine Hungersnoth schwer heimgesucht, dem Erzbischof Giovanni die Signorie an, und begierig ging dieser auf die neue Erweiterung seiner Macht ein und stellte in der Stadt Genua die Ruhe und den Wohlstand her. Die immer mehr anwachsende Uebermacht der Visconti führte die Gegner des Hauses in Oberitalien, die Venetianer, die Herren von Padua, Mantua, Verona, Ferrara, zu einer Liga zusammen, und kurz vor Karls Ankunft standen sich die feindlichen Parteien gewaffnet gegenüber.
5. Oct. 1354. Mitten in den kriegerischen Vorbereitungen starb der Erzbischof Giovanni, und seine drei Neffen, die Söhne Stefano's Visconti († 1327), folgten in der Herrschaft und theilten das mailändische Gebiet also, daß Matteo II. († 1355) Bologna, Parma, Bobbio, Piacenza, Lodi; Bernabo († 1385) Bergamo, Brescia, Crema, Cremona; Galeazzo II. († 1378) Como, Novara, Vercelli, Asti, Alba, Alessandria, Tortona erhielt; Mailand und Genua blieben den Brüdern gemeinschaftlich.

Der Zug zur Kaiserkrone. An Karl IV. waren aus Tuscien und der Lombardei dringende Bitten
1354. ergangen, nach Italien zu kommen, um die übermächtige Herrschaft der Visconti einzuschränken; und schon seit Jahren hatte er den Entschluß ausgesprochen, den Zug zur Kaiserkrone anzutreten. Die Ausführung verschob sich indeß, hauptsächlich weil der Papst, in der Besorgniß, Karl möge sich mit den Visconti verbinden, mit seiner Zustimmung zur Kaiserkrönung zurückhielt und dem Römerzug Hindernisse zu bereiten wußte. Erst als der König mit der Liga einen Bund gegen die Visconti geschlossen, erklärte sich Papst Innocenz VI., der

nach Clemens' VI. Tod den päpstlichen Stuhl bestiegen, mit dem Unterneh- 6. Dec. 1352.
men einverstanden. Aber der Luxemburger hatte nicht im Sinn, durch die Zerstörung der Visconti'schen Macht dies gegen die päpstliche Herrschsucht so nothwendige Gegengewicht aufzuheben. Als Karl im October nach der Lom- 1354.
bardei kam, bewies schon das geringe Heergefolge von dreihundert Reitern, daß es nicht seine Absicht sei, mit Waffengewalt einen übermächtigen Gegner zu stürzen, sondern daß er als Friedensvermittler und über den Parteien stehendes Oberhaupt gekommen. Als daher in Mantua die Gesandten der Brüder Visconti vor ihn traten und ihm gegen Verleihung des Vicariats über die mailändischen Städte Unterwerfung und eine hohe Geldsumme anboten, trug er kein Bedenken, diese lockende Gabe anzunehmen.

Als König Karl, der Einladung der Visconti'schen Brüder Folge leistend, Karl in Mailand u. Rom.
in den ersten Tagen des neuen Jahres seinen Einzug in Mailand hielt, ward er mit königlicher Pracht empfangen und mit der Krone der Lombarden ge- 6. Jan. 1355.
schmückt. Sein erstes Werk war die Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen der lombardischen Liga und den Visconti, dem dann bald ein definitiver Friedensschluß folgte. Dieser Vorgang, welcher der Visconti'schen Herr- 1. Juni 1355.
schaft die Weihe der kaiserlichen Anerkennung gab und sie fester begründete denn zuvor, war nicht nach des Papstes Sinn, aber die Verhältnisse in Italien, der erschöpfte Zustand der Liga, die Anarchie und der Aufruhr in Rom ließen den Frieden nothwendig erscheinen. Karl fand weder von päpstlicher Seite, noch von einer andern italischen Macht Widerstand, als er seinen Zug nach der Kaiserkrone fortsetzte. In Pisa stießen ansehnliche Heerschaaren aus deutschen und böhmischen Landen zu ihm, in ihrer Begleitung die Königin Anna, die Erbtochter von Schweidnitz und Jauer, mit welcher Karl nach dem Tod seiner pfälzischen Gemahlin Anna (Febr. 1353) sich vermählt hatte. Am 1. April lagerte das Heer vor den Mauern der ewigen Stadt, während der König in Pilgerkleidern ihre Wunder besichtigte und an den heiligen Orten betete. Am Ostersonntag setzten ihm die Kardinäle die Kaiserkrone aufs Haupt, und noch 5. April.
am Tage der Krönungsfeier verließ er die Stadt, wie er es einst dem Papst Clemens VI. zugesagt hatte. Die Parteiung in Rom, welche ihn genöthigt hätte, entweder mit Entschiedenheit für die päpstliche Herrschaft einzutreten, oder sich auf die Seite der Aufrührer zu stellen, machte ihm die Erfüllung seines Versprechens zur willkommenen Pflicht, so sehr ihm auch von Zeitgenossen und Späteren dieser schleunige Abzug zum Vorwurf angerechnet worden.

Auch Karl sollte jedoch nicht ohne Kampf und Blutvergießen Italien verlassen, Der Aufstand in Pisa.
auch er sollte inne werden, welche Gefahren hier lauerten. In Pisa stritten zwei Parteien, die Bergolini und die Raspanti, um die Herrschaft. Als der Kaiser zum erstenmal in Pisa weilte, brachte er eine Ausgleichung zu Stande, wonach eine neue Signoria, zu welcher jede Partei sechs Glieder stellte, die Stadt verwalten sollte. Aber der Friede kehrte darum noch nicht in die erhitzten Gemüther ein; beide Parteien grollten dem Friedensstifter, der ihnen nicht zur alleinigen Herrschaft verholfen. Sie verschworen sich

zur Empörung, wenn der Kaiser auf der Rückkehr in Pisa weile. Zur Steigerung des Hasses verbreitete man das Gerücht, Karl wolle die unter Pisa's Herrschaft stehende Stadt Lucca den Florentinern verkaufen. Bei nächtlicher Weile brach in dem Palast
Mai 1355. des Kaisers plötzlich Feuer aus, und zugleich fielen Bewaffnete von beiden Parteien über das kaiserliche Volk her. Aber die deutschen Kriegsleute bewährten in dem wilden Straßenkampf ihre alte Tapferkeit, und als die Raspanti jetzt gemeine Sache mit den Kaiserlichen machten, gelang die Bewältigung des Aufstandes. Sieben der Empörer, darunter drei Brüder Gambacurta, wurden enthauptet und die Republik um 30,000 Goldgulden gebüßt; Karl aber eilte nach dem unheimlichen Vorgang in seine Heimat zurück.

Bedeutung der Romfahrt. Seit Jahrhunderten war keine Romfahrt und Kaiserkrönung so friedlich verlaufen. Die Ghibellinen waren freilich an vielen Orten unzufrieden, daß sie, die von jeher für Kaiser und Reich gekämpft, den Guelfen nicht vorgezogen worden und den erwarteten Lohn nicht erhalten hatten. Aber Karl hatte durch seine kluge vermittelnde Haltung mehr Erfolge errungen als seine Vorgänger. Allenthalben war er von den italischen Mächten anerkannt worden und hatte Tribut empfangen; ohne große Anstrengung, ohne Blutvergießen hatte er die Kaiserkrone erworben und die Verhältnisse trefflich benutzt, um die päpstliche Gewalt im Schach zu halten und seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er stützte sich weder auf die guelfische noch auf die ghibellinische Partei, weil er wohl einsah, daß beide einer starken deutschen Herrschaft gleich feind waren und das Kaiserthum nur als Mittel zu Parteizwecken benutzt ward. Karl bewies in den italienischen Verwickelungen seltenen Scharfsinn und Staatsklugheit, und es verdient keinen Vorwurf, daß er nicht wiederum an unerreichbaren Zielen seine Kraft verschwendet. Schwärmerische Gemüther aber, wie Petrarca, ergossen sich in bittern Klagen und Schmähungen, daß der Römerzug ein so klägliches Ende genommen. Die kaiserliche Herrschaft in Italien war ein inhaltloser Name geworden; wer mehr erreichen wollte, gegen den erhoben sich alle Gewalten, der ging einen hoffnungslosen Kampf ein. Mehr und mehr verschwanden von nun an die alten Parteinamen der Guelfen und Ghibellinen, die Jahrhunderte lang mit einander gerungen; dafür stritten jetzt Fürsten und Freistädte um Erweiterung ihrer Gebiete, und statt der früheren Bürgerheere wurden nunmehr Miethtruppen gebraucht, deren kühne kriegskundige Anführer (Condottieri) nicht selten das Schicksal der Staaten in ihrer Hand hatten und ihre Stellung zur eigenen Erhebung benutzten.

3. Karls IV. gesetzgeberische Thätigkeit.

Aufhebung der Majestas Carolina. Karls IV. nächstes Anliegen, als er mit der Kaiserkrone geschmückt in die Heimath zurückkehrte, war die Verbesserung der tiefzerrütteten Rechtsverhältnisse
1355. in Böhmen und im deutschen Reich. Zu Ende September versammelten sich die Stände der böhmischen Länder in Prag; hier wurden über das erwähnte Gesetzbuch, die Majestas Carolina, welches die königliche Gewalt zu befestigen

und die altböhmische Gerichtsordnung in manchen Punkten abzuändern bestimmt war, Verhandlungen gepflogen. Die Stände widerstrebten dem Gesetzentwurf des Königs, der an die Stelle des alten öffentlichen Gewohnheitsrechts einen römischen Gesetzcodex setzen wollte, und verweigerten die Annahme. Der König ließ sich auch bereit finden, die Vorlage zurückzunehmen, und gab die Versicherung, das Königreich solle in alle Zukunft unverkümmert im Genusse seiner alten Rechte und Gesetze erhalten werden. Dadurch erreichte er so viel, daß die Stände mehrere der in dem Gesetzbuch enthaltenen Bestimmungen annahmen und sie in die allgemeine Landtafel eintrugen. Kurz nachher begab sich der Kaiser zu dem nach Nürnberg berufenen Reichstag, wo sich eine zahlreiche Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren und Städteboten einfand. Hier und in Metz kam das unter dem Namen der goldenen Bulle bekannte Reichsgrundgesetz zu Stande, dessen nächster Zweck war, die Ordnung der Wahl und Krönung des römischen Königs, den Rang und das Wahlrecht der Kurfürsten, sowie ihre Rechte bei der Reichsregierung festzusetzen, um in Zukunft Doppelwahlen und Thronkriegen vorzubeugen.

Die goldene Bulle. 1356.

10. Jan. 25. Dec. 1356.

Inhalt des Reichsgesetzes.

Diesem Zweck entsprechend setzte das Reichsgesetz, welches seine Benennung „goldene Bulle" von dem goldenen Siegel führte, das allen wichtigen Urkunden angeheftet zu werden pflegte, folgende Bestimmungen fest: Innerhalb Monatsfrist nach Erledigung des Throns soll der Kurfürst von Mainz die andern Kurfürsten zur Wahl binnen drei Monaten nach Frankfurt am Main einladen. Die Versammelten sollen schwören, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen ohne Nebenrücksicht die tauglichste Person erwählen wollen, und den Wahlort sollen sie erst verlassen, wenn sich die Mehrheit zu einer Wahl vereinigt hat. Die von der Mehrheit vollzogene Wahl hat dieselbe Gültigkeit wie die durch Einstimmigkeit zu Stande gekommene. Versäumt der Kurfürst von Mainz seine Pflicht, so sollen sich die Kurfürsten innerhalb der angegebenen Frist unaufgefordert versammeln. Die Wahlstimmen stehen in dieser Reihenfolge: die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen (Wittenberg), der Markgraf von Brandenburg. Die Kurländer, von denen die Kurstimme unzertrennlich ist, und mit denen von Alters her die weltlichen Erzämter (Truchseß, Schenk, Marschall, Kämmerer) verbunden sind, sind untheilbar und unveräußerlich und nach dem Rechte der Erstgeburt auf der jetzigen Besitzer männliche Nachkommen weltlichen Standes vererblich; das vollendete achtzehnte Lebensjahr wird für den Regierungsantritt in den Kurländern festgesetzt. Die Kurfürsten besitzen für ihre Lande und Leute eigene Gerichtsbarkeit ohne Berufung an kaiserliche Gerichte (privilegium de non evocando und de non appellando), ausgenommen wegen verweigerter Rechtspflege; den Kurfürsten werden die erworbenen Regalien bestätigt, insbesondere das Berg- und Salzregal, der Judenschutz, Zoll- und Münzrecht. Alljährlich in den ersten vier Wochen nach Ostern sollen sich die Kurfürsten in einer Reichsstadt zur Rathschlagung über Reichsangelegenheiten versammeln. Bei Erledigung des kaiserlichen Throns soll der Pfalzgraf in den Gegenden am Rhein und in Schwaben und in den Landen fränkischen Rechts, der Herzog von Sachsen in den Landen sächsischen Rechts als Reichsvicar den Kaiser vertreten; auch wird dem Pfalzgrafen das Recht zuerkannt, nach alter Gewohnheit über dem Kaiser zu Gericht zu sitzen.

Staatsrechtliche Bedeutung der goldenen Bulle.

Die goldene Bulle ist ihrem wesentlichen Inhalt nach nur eine Anerkennung und Bestätigung längst gültiger Rechtsgrundsätze. Wir haben oben (VII, 907 f.) gesehen, wie der Kurverein zu Rense die Abwehr jedes fremden, insbesondere päpstlichen Einflusses auf die Wahl und die entschiedene Geltendmachung der kurfürstlichen Rechte bezweckte; der kurz danach zu Frankfurt erlassene Reichsschluß Ludwigs des Baiern (Constitutio de jure et excellentia imperii) sprach diese Grundsätze noch deutlicher aus: die kaiserliche Würde stamme von Gott und gehe durch die Wahl der Kurfürsten unmittelbar auf den Erwählten über, ohne daß es einer Bestätigung durch den römischen Stuhl bedürfe. Diesen Standpunkt, wie er sich schon in den Rechtsbüchern findet, nimmt nun auch die goldene Bulle ein. Die auf nicht fest bestimmtem, oft streitigem Herkommen beruhende Rechtsgewohnheit bei den Königswahlen durch anerkannte Rechtsgrundsätze geregelt, die Befugnisse der Kurfürsten festgesetzt, die Ansprüche verschiedener Glieder und Linien der Kurhäuser auf die Kurstimme beseitigt, fremden Einfluß auch während der Thronerledigung abgewehrt, daneben auch über den Landfrieden, über ungerechte Errichtung neuer Zollstätten, über Mißbrauch des Münzrechts u. a. Verordnungen erlassen zu haben, ist ein unbestreitbares Verdienst der goldenen Bulle. Aber das neue Staatsgrundgesetz schuf und bestätigte auch Mißstände, an denen das deutsche Reich zu Grunde ging. Die Kurfürsten waren nunmehr in ihren Territorien factisch unabhängig, und die andern Fürsten erstrebten mit Erfolg dasselbe Ziel. Fortan war es keinem Reichsoberhaupt mehr möglich, das in einzelne Territorien auseinander fallende Reich zusammenzufassen; das Streben nach Territorialhoheit hatte über die Reichsgewalt, das Landesfürstenthum über das Kaiserthum den Sieg davongetragen. Die goldene Bulle machte es den Kurfürsten möglich, viele Unterthanen, über die sie vorher eine beschränkte Herrschaft ausgeübt hatten, ihrer völligen Landeshoheit zu unterwerfen. Die Reichsvogtei, die ein Fürst vom Reich besaß, gab ihm weit geringere Rechte, als er über solche seiner Untergebenen inne hatte, die zu seinem eigenen Besitz gehörten. Die Gerichtsbarkeit über die Personen, welche dem Fürsten als Reichsvogt untergeben waren, stand dem Kaiser zu; sie waren dem Reichsvogt nur zu solchen Abgaben (Reichsbeden) verpflichtet, die im Namen des Reichs gefordert wurden. Die Unterthanen, die früherhin in verschiedenen Verhältnissen zu ihren Fürsten, als Reichsvögten, Grafen, Schutzherren und Lehnsherrn, gestanden, geriethen von da an unter deren vollständige Landeshoheit. „Wenn die goldene Bulle in ganz unbestimmten Ausdrücken die Unterwürfigkeit unter einen Kurfürsten zu dem Grunde machte, weshalb seine Gerichtsbarkeit sich über eine Person erstreckte, was eben so gut auf den bloßen Heerbann, Lehndienst und die Vogtei, als auf die wahre Unterwürfigkeit unter die Landeshoheit paßte, so konnte es nicht fehlen, daß allmählich viele, die gar nicht wahre Landesunterthanen (im Territorio gesessen), sondern bloß in so fern Landsassen waren, als man Land und Sprengel des Fürstenamtes für gleichbedeutend nahm, in wahre Landesunterthanen verwandelt werden mußten. Denn die Gerichtsbarkeit war ja auf jede Weise das sicherste Zeichen der Landeshoheit, weil sie aus der Grafschaft entstand.“ Gegen diese gefährliche Ausdehnung der Landeshoheit, die Karl IV. bei den auserwählten Sieben so entschieden begünstigte, verbündeten sich dann die in ihrer reichsunmittelbaren Selbständigkeit bedrohten Städte und der Adel in Einigungen und Eidgenossenschaften, denn die übrigen freien Stände des Reichs waren nicht geneigt, sich in die Unterordnung unter die begünstigten Fürsten ohne Widerstreben zu fügen. Wenn es im Eingang der goldenen Bulle heißt, „ein jeglich Reich, so in ihm selber uneins ist, wird zu Grunde gehen“, so hat dieser Ausspruch gerade durch die Folgen des Staatsgrundgesetzes seine Bewährung gefunden. Karl IV., der sich in den Kurfürsten eine ergebene Macht schaffen wollte und zu dem Zwecke die Kurstimme (wie in Pfalz-Baiern und Sachsen-Wittenberg) an ihm befreun-

dete Linien brachte, der das erste weltliche Kurfürstenthum besaß und ein anderes, Brandenburg, zu erwerben Aussicht hatte, konnte hoffen, in dem Collegium der Kurfürsten eine Stütze für seine auf Erhöhung seines Hauses gerichteten Pläne zu haben; aber er täuschte sich in der Macht der gegnerischen Parteien. Der Einfluß der Kurfürsten auf die Reichsregierung und ihre Theilnahme an den Reichsgeschäften wurde durch die goldene Bulle sanctionirt, und die Kurfürsten waren in der Folge bestrebt, durch Erneuerung des Kurvereins von 1338 diese Bevorzugung festzuhalten und sich in ihren Wahlrechten und Freiheiten zu schützen. Bei Veräußerung von Reichsgütern, bei Verleihung erledigter großer Reichslehen und wichtiger Privilegien hielt man die kurfürstliche Einwilligung für erforderlich. In spätern Zeiten sicherten sich die Kurfürsten ihre alten Rechte und die hergebrachte Verfassung durch eine eigene Wahlcapitulation.

Es konnte nicht fehlen, daß das neue Reichsgrundgesetz bei Vielen die größte Mißstimmung erregte. Der Papst zürnte über die Ausschließung seines Einflusses von der Königswahl; denn „nicht mehr die allgemeine Kirche in ihrem monarchischen Repräsentanten, sondern nur die deutsche Kirche in ihren drei vornehmsten Prälaten nahm an der Kur Theil.“ Die weniger begünstigten Fürsten, vor Allen die Habsburger, blickten mit Neid und Verdruß auf die bevorzugte Stellung der Kurfürsten; auch die niedere Ritterschaft, die ihr „hergebrachtes gutes Recht, Unrecht zu thun“, beeinträchtigt sah, war unzufrieden mit der neuen Ordnung im Reich. Am tiefsten aber wurden dadurch die Städte verletzt. Durch das Verbot des Pfahlbürgerthums, wodurch sie die Untergebenen benachbarter Landesherren in ihr Gebiet hereinzogen, so wie durch das aller Einungen, Verstrickungen, Eidgenossenschaften ohne kaiserliche oder landersherrliche Genehmigung wurde ihre Macht schwer getroffen. Es war nicht das Bestreben des Kaisers, die Blüthe der städtischen Gemeinwesen zu beeinträchtigen; allein er sah in den Städteverbindungen, welche die republikanische Selbstregierung gegen jeden Angriff sicher stellten, eine Gefahr für die königliche Gewalt. „Ungleich mehr geschlossenes Gebiet als irgend die fürstlichen Territorien, Politien, wirkliche Staaten mit allen Mitteln und Ansprüchen des sich selbst Genugseins hemmten und störten sie stärker als die fürstliche und geistliche Aristokratie das, was auf Grund der Reichsverfassung erreicht werden konnte: daß das Reich wieder ein Staat werde.“ Die goldene Bulle hat ihren Zweck, die Ordnung im Reich auf neuer Grundlage herzustellen und die Reichsgewalt auf die Uebermacht des luxemburgischen Hausbesitzes zu gründen, deshalb nur unvollkommen erreicht, weil die Widerstandskraft der Gegner zu gering angeschlagen war. Das längst bestehende und mit Erfolg durchgeführte Streben der Fürsten nach Landeshoheit sanctionirte Karl IV., in der Meinung, durch das Uebergewicht seines mächtigen Staates die verschiedenen Elemente in neuer Form zusammenfassen zu können. Aber das Widerstreben anderer Stände dagegen erzeugte die unheilvollsten Kämpfe, die das Reich in seinen innersten Fugen erschütterten, und Karls Nachfolger besaßen nicht die Kraft, der unaufhaltsamen Auflösung des Reichs entgegen zu treten. Wirkungen.

4. Vergrößerung der luxemburgischen Hausmacht.

Karls Bestrebungen. Karls IV. Hauptbestreben war auf die Vergrößerung und Machtstellung des luxemburgischen Hauses gerichtet, das er über alle andere deutschen Fürstenhäuser zu erheben beflissen war. In diesem Bestreben wurde er ebensowohl durch sein diplomatisches Geschick und die ruhige Beherrschung der Verhältnisse unterstützt, als durch die Zwietracht und Unfähigkeit des wittelsbachischen Hauses, auf dessen Ruin er seine Größe baute. Nicht nur im Stammlande selbst, wo
1349–53. innerhalb fünf Jahren Ober- und Niederbaiern dreimal unter den sechs Söhnen des verstorbenen Kaisers Ludwig getheilt wurden, trat diese vererbte Zwietracht zu Tage; auch in den andern Ländern, in denen das bairische Haus zur Herrschaft gelangt war, in den Niederlanden (VII, 915 f.), in Tirol, in Brandenburg war der Familienhader die Quelle der meisten Unfälle, welche das Geschlecht von seiner Größe herabstürzten. Dem eben so staatsklugen als ländergierigen Kaiser entging diese Schwäche des nebenbuhlerischen Hauses nicht und er unterließ keine Gelegenheit, Nutzen daraus zu ziehen. Besonders war sein Auge auf Brandenburg gerichtet, wo sich ihm eine lockende Aussicht eröffnete, in das Erbe der Wittelsbacher einzutreten; doch sollte diese Hoffnung erst am Ende seines Lebens in Erfüllung gehen, weil noch andere Gegner zuvor seine Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Die Gegner Luxemburgs. Beziehungen zum Papst. Das unverkennbare Bestreben des Kaisers, seine Hausmacht zu vergrößern, und die Erfolge, welche ihm dabei zu Theil wurden, erregten den Argwohn der benachbarten und bedrohten Fürsten. Auch der Papst grollte dem Kaiser, der den apostolischen Stuhl durch die goldene Bulle allen Einflusses auf die deutsche Königswahl beraubt hatte, der den päpstlichen Gelderpressungen bei der deutschen Geistlichkeit mit aller Entschiedenheit entgegentrat und dafür auf sittliche Besserung des Klerus drang, und näherte sich dessen Gegnern, ohne jedoch mit Karl zu brechen. Herzog Rudolf von Oesterreich vermittelte die Aussöhnung zwischen dem Papste und den Söhnen des gebannten Kaisers Ludwig. Im Laufe des Jahres 1359 kam es zu Besprechungen über eine neue Königswahl; Ludwig der Große von Ungarn war zum Throncandidaten ausersehen. Der Papst aber, fortwährend in seinen weltlichen Besitzungen bedroht, konnte die Hülfe des Kaisers nicht entbehren und hielt es nicht für gerathen, die Spannung auf die Spitze zu treiben.

Stellung des Kaisers zu Habsburg. Als der weise, ehrenhafte und friedliebende Herzog Albrecht II. von Oesterreich, der mitten in stürmischen Ereignissen seinem Lande die Segnungen
20. Juli 1358. der Ordnung und des Friedens zu gewähren gesucht, ins Grab gestiegen war, folgte ihm sein Sohn Rudolf IV. nach, der Gatte von Karls IV. schöner Tochter Katharina. Im Gegensatz zur Politik seines Vaters stand der herrschsüchtige, hochfahrende und stolze Jüngling in gespanntem Verhältniß zu seinem Schwiegervater, dessen Uebermacht er fürchtete. Nicht nur daß er die alten

Ansprüche seines Hauses auf Böhmen erneuerte und sich Pfalzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Schwaben und Elsaß nannte und das Streben zur Schau trug, seinem Geschlechte die deutsche Krone wiederum zuzuwenden, er schloß auch ein Bündniß mit den dem Kaiser feindlich gesinnten Grafen Eberhard 26. Sept. 1359.
und Ulrich von Würtemberg zu gegenseitigem Schutz, wobei auch die Möglichkeit einer auf Oesterreich oder Würtemberg fallenden Königswahl ins Auge gefaßt war. Im folgenden Jahr zog der Kaiser gegen Würtemberg ins Feld, 1360.
doch kam bald zu Schorndorf ein friedliches Abkommen zu Stande, in Folge dessen die Grafen allen Bündnissen mit Oesterreich entsagten und mit einigen 31. Aug.
Burgen und Städten in die Lehnspflicht der Krone Böhmen traten. Auch Herzog Rudolf machte seinen Frieden mit dem Kaiser und verzichtete auf die angemaßten Titel und Ansprüche. Die Versöhnung war aber keine aufrichtige; nach wie vor ließ sich der treulose Herzog zu allen gegen den Kaiser gerichteten Verbindungen gewinnen. Bald brachten jedoch die Verhältnisse in Tirol eine Umgestaltung in die ganze Parteistellung und führten eine feste Vereinigung der Häuser Luxemburg und Habsburg herbei, welche durch die **Brünner Erbverbrüderung** besiegelt werden sollte. 1364.

Die tiroler Erbfolge.

Margarethe Maultasch hatte von ihrem Gemahl Ludwig dem Brandenburger einen einzigen überlebenden Sohn, Meinhard III., der mit Margaretha, der Tochter Herzog Albrechts II. von Oesterreich vermählt war. Um die ihr verhaßten Brüder ihres Gatten von der Erbschaft auszuschließen, setzte sie die österreichischen Herzöge zu Erben ihrer Länder ein, falls sie, ihr Gemahl und ihr Sohn ohne Nachkommen aus 2. Sept. 1359.
der Welt gehen sollten. Bald darauf starb Ludwig der Brandenburger und Herzog 18. Sept. 1361.
Stephan von Niederbaiern bemächtigte sich des jungen Meinhard und führte in seinem Namen die Regierung in Oberbaiern und Tirol. Der Widerstand des oberbairischen Adels, der sich an Meinhard und den Sohn Stephans, Friedrich, anschloß, war eben so erfolglos, wie die von Karl IV. der flehenden Margarethe Maultasch ertheilte Zusicherung seines Beistandes. Der junge Meinhard entzog sich endlich durch die Flucht dem Gewahrsam, starb aber bald darauf, und Herzog Stephan nahm Oberbaiern in 13. Jan. 1363.
Besitz, während Rudolf von Oesterreich in der Grafschaft Tirol die Regierung ergriff. Margarethe Maultasch, der selbständigen Regierung unfähig, überließ ihre Länder den österreichischen Herzögen, wogegen die Wittelsbacher Einsprache erhoben und darin vom Kaiser unterstützt wurden. Um mittels der kaiserlichen Bestätigung zum festen Besitz des Landes zu gelangen, fand es Herzog Rudolf nunmehr gerathen, mit dem Luxemburger ein Bündniß zu schließen. Es gelang Katharinen, zwischen ihrem Vater und Gatten die Versöhnung herzustellen. Auf einer **Zusammenkunft in Brünn** bestätigte der Kaiser die österreichischen Herzöge im Besitz der Grafschaft Tirol, und beide Febr. 1364.
Häuser schlossen einen Erbfolgevertrag, wonach bei dem kinderlosen Erlöschen des einen 10. Febr. 1364.
Hauses das andere in sämmtlichen Ländern succediren sollte. Die Vermählung des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren mit Margarethe von Oesterreich, des verstorbenen Meinhard von Tirol Witwe, und später des Herzogs Albrecht III. mit des Kaisers Tochter Elisabeth besiegelten die Aussöhnung der beiden Häuser. Nach dem Brünner Vertrag sahen die bairischen Herzöge Stephan und Albrecht die Unmöglichkeit ein, ihre Ansprüche auf Tirol mit Erfolg geltend zu machen; sie verzichteten daher gegen 29. Sept. 1369.
eine bedeutende Geldsumme auf das Land, das fortan mit Oesterreich vereinigt blieb.

Margarethe Maultasch lebte im Besitz einiger Schlösser und einer jährlichen Rente noch
† 1369. einige Jahre; ihr Name aber wurde beim Volke in Sagen und Märchen noch lange in unseligem Andenken gehalten.

Folgen des Vertrags von Brünn. † 27. Juli 1365. Nicht lange darauf starb der kinderlose Herzog Rudolf und hinterließ die Regierung seinen beiden jungen Brüdern Albrecht und Leopold. Die Zukunft des habsburgischen Hauses, die auf diesen schwachen Schultern ruhte, schien nicht allzu gesichert, und Karl IV. mochte sich, wenn er auf die kräftige Blüthe seines Geschlechtes blickte, wohl mit dem Gedanken schmeicheln, die Erbverbrüderung würde vielleicht in gar nicht langer Zeit Folgen von der inhaltschwersten Bedeutung nach sich ziehen und das luxemburgische Haus für alle Zeiten zu einer Weltmacht erheben. Unter dem Schutze der kaiserlichen Freundschaft gedieh das habsburgische Haus zu neuer Blüthe; die Herzöge konnten wieder an Erweiterung ihres Gebietes denken (Freiburg im Breisgau, die Grafschaft Feldkirch u. A. kamen um diese Zeit, jenes im J. 1368, dieses 1375 unter Habsburg) und Kaiser Karl leistete ihnen Vorschub in diesem Bestreben, in der Hoffnung, dereinst in die reiche Erbschaft einzutreten. Aber die Früchte der Erbverbrüderung waren nicht seinem Hause beschieden.

Die Vorgänge in Brandenburg. Kurz vorher war ein anderer Erbvertrag zu Stande gekommen, der dem Hause Luxemburg die lockende Aussicht auf die Erwerbung der Mark Brandenburg eröffnete. Dem Theilungsvertrag der wittelsbachischen Brüder von 1349 gemäß, welcher die gesammten Besitzungen des Hauses in zwei Hälften schied, also daß die Fürsten der einen Gruppe eine nähere Erbberechtigung unter einander besaßen und erst beim Erlöschen der einen Linie die Fürsten der andern Hälfte folgen sollten, stand die Herrschaft in Oberbaiern den Markgrafen von Brandenburg, Ludwig dem Römer und Otto, zu. Das eigenmächtige widerrechtliche Vorgehen des Herzogs Stephan von Niederbaiern erbitterte nun beide aufs
18. März 1363. Aeußerste, so daß sie sich vom Kaiser zu einer Erbverbrüderung gewinnen ließen, wonach im Falle ihres söhnelosen Absterbens ihre Lande an die Luxemburger fallen sollten, Karl aber ihnen Beistand gegen ihre Brüder zusagte. Schon
26. Febr. 1361. wurde des Kaisers Sohn Wenzel, der zwei Jahre zuvor zur Welt gekommen, Markgraf von Brandenburg genannt, die Luxemburger nahmen das brandenburgische Wappen an und der Kaiser vereinigte die Niederlausitz mit
Mai 1365. seinen Landen. Bald nachher starb Ludwig der Römer ohne Kinder zu hinterlassen, worauf sein Bruder Otto, ein übelberathener sittenloser Jüngling, die Mark Brandenburg allein beherrschte, und da um dieselbe Zeit auch Herzog Rudolf von Oesterreich kinderlos ins Grab stieg, so nahm der Markgraf die Wittwe desselben zur Gemahlin und wurde somit des Kaisers Schwiegersohn. Dies war die Einleitung zur Uebertragung der Mark Brandenburg von dem wittelsbachischen auf das luxemburgische Haus.

Das Verfahren Karls IV. in der brandenburgischen Erbfolgefrage ist ein fort- Erwerbung
gesetztes Spiel der Intrigue und Ueberlistung gegen unfähige, verblendete Fürsten. der Mark
Treffliche Dienste leistete ihm dabei sein Günstling Dietrich Kagelwit, ein auf dem Branden-
Schlachtfeld, wie in Staatsangelegenheiten erprobter Mann, den die Gunst seines burg durch
Herrn zum Bischof von Minden, zum Propst von Wysherad, zum Kanzler von Böh- Karl IV. 1370—74.
men und schließlich zum Erzbischof von Magdeburg erhob. Der Kaiser trat nun immer
offener mit seinen Absichten hervor, und von dem leichtsinnigen geldbedürftigen Mark-
grafen Otto war Alles zu erreichen. Er überließ dem Luxemburger die Verwaltung
seiner Lande, und da seine Ehe kinderlos blieb, wie der Kaiser wohl vorausgesehen, als
er die auch in der frühern Ehe unfruchtbare Katharina dem ausschweifenden Jüngling
vermählte, war die Erwerbung der Mark Brandenburg nur noch eine Frage der Zeit.
Der Kaiser aber, begierig die lang gehegte Hoffnung verwirklicht zu sehen, übereilte
diese Angelegenheit. Die Forderung der Abtretung der Mark noch bei Lebzeiten des 1370.
jetzigen Besitzers scheint in dem verblendeten jungen Fürsten doch das schlummernde Ge-
fühl von seiner und seines Hauses Ehre geweckt zu haben, und er trat jetzt, freilich zu spät,
mit dem Herzog Stephan wieder in Verbindung, wogegen der Kaiser in Albrecht von
Niederbaiern, dem Regenten der Niederlande, dessen Tochter Johanna mit dem jungen
König Wenzel verlobt ward, ein anderes Glied des wittelsbachischen Hauses in sein
Interesse zu ziehen wußte. Herzog Stephans Sohn Friedrich zog in die Mark und 1317.
erhielt die Zusicherung der Nachfolge. Darüber entbrannte der alte Kampf zwischen
Wittelsbach und Luxemburg noch einmal mit erneuter Heftigkeit. In den Sommer-
monaten hausten die wilden böhmischen Schaaren, unterstützt von den Fürsten von
Mecklenburg und Pommern, aufs Entsetzlichste in den tiefzerrütteten brandenburgischen
Landen. Eine kräftige Stütze fanden die Wittelsbacher an König Ludwig dem Großen
von Ungarn und Polen, welchen die ländergierige Politik des Kaisers mit Besorgniß
erfüllte. Diesen gefährlichen Gegner unschädlich zu machen, entfaltete Karl wieder seine
oft erprobte diplomatische Gewandtheit. Er wußte die Verhältnisse in Italien, wo
König Ludwig mit den Venetianern in Krieg lag, meisterlich zu benutzen, indem er den
Reichsvicaren in der Lombardei und Toscana die Unterstützung Venedigs untersagte
und ein Bündniß des Ungarnkönigs mit den österreichischen Herzögen vermittelte, was
freilich einen glänzenden Sieg der Venetianer (Juli 1373) nicht verhinderte. Um
diesen Preis ließ König Ludwig seine Bundesgenossen im Stich und der Kaiser hatte
nunmehr freie Hand. Zugleich knüpfte er die Pommern, die er im Besitz der Uckermark
bestätigte, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, dem er die Priegnitz zu Lehen gab,
den Erzbischof von Magdeburg und andere benachbarte Fürsten fest an seine Sache.
Als nun der Waffenstillstand zu Ende ging, fiel er und seine Bundesgenossen von Mai 1373.
allen Seiten in die Mark ein. Da sahen sich die Wittelsbacher bald zum Nachgeben
genöthigt. In dem kaiserlichen Lager vor Fürstenwalde wurde der Vertrag ab- 15. Aug.
geschlossen, welcher die Baiern durch eigene Schuld um den Besitz der brandenburgischen 1373.
Lande brachte. Markgraf Otto und Herzog Friedrich leisteten für ihr ganzes Haus
Verzicht auf die Mark, wogegen der Kaiser ihre leeren Taschen mit 500,000 Gold-
gulden füllte und dem Markgrafen Otto eine Anzahl von Städten und Schlössern in
der Oberpfalz abtrat, mit der Bedingung, dieselben im Fall von Otto's söhnelosem
Tod zurückkaufen zu dürfen; den Titel eines Kurfürsten und Erzkämmerers durfte er
zeitlebens führen. Markgraf Otto, der durch Schwäche und Verblendung sein Haus
um den Besitz eines wichtigen Landes gebracht, lebte fortan auf dem Jagdschlosse Wolf-
stein bei Landshut und tröstete sich in den Armen einer schönen Müllerin über den
Verlust der Herrschaft († Nov. 1379). Karl IV. nahm sofort Besitz von dem Lande,
bestätigte den Städten und dem Adel ihre Privilegien und ließ sich huldigen. Auf dem

Landtag zu Tangermünde wurde auf den Vorschlag Dietrichs von Schulenburg, Bischofs von Brandenburg, der Kaiser um die Vereinigung der Marken mit der Krone Böhmen gebeten und darauf in der Landesversammlung böhmischer und märkischer
21. Mai 1374. Stände zu Guben die Vereinigungsurkunde vollzogen, und die Luxemburger gelobten, die Marken nie von der Krone Böhmen scheiden zu wollen. Damit traten die Marken in das große slavisch-deutsche Reich der Luxemburger ein; sie hofften dadurch vor weiteren Gebietsschmälerungen von Seiten der benachbarten Fürsten und Herren geschützt zu sein und Frieden und Ordnung im Innern zu erhalten. Und so lange Karls IV. kräftige Hand waltete, ging diese Hoffnung in Erfüllung. Mit der Rückkehr der Ruhe und Ordnung hob sich der Handel und Verkehr wiederum; der Adel, der vorher ungescheut sein Raub- und Fehdewesen ausgeübt hatte, fürchtete nun die strafende Hand des mächtigen Gebieters. Ein allgemeiner Landfrieden wurde erlassen und mit den Nachbarn Friedensverträge geschlossen; die Fürsten von Pommern und Mecklenburg erkannten Karls Lehnshoheit an; verpfändete und verkaufte Krongüter wurden eingelöst, die verfallenen Festungen wurden hergestellt. Das Landbuch von Brandenburg ist ein Zeugniß, mit welcher Sorgfalt der Kaiser die Zustände seines neuen Landes erforschte, die Lehnsverhältnisse untersuchte und die verschleuderten Einkünfte an die Krone zurückbrachte. Aber unter Karls Nachfolgern brachen neue Stürme über das Land herein.

Die Besitzungen d. luxemburgischen Hauses. Mit der Erwerbung von Brandenburg erlangte das luxemburgische Haus einen Besitzstand wie kein anderes in deutschen Reichen. Schon seit Jahren war auch Schlesien mit dem Königreich Böhmen vereinigt worden. Die vielen Theilfürstenthümer, in die Schlesien damals zerfiel, hatten meistens schon lange die böhmische Oberherrlichkeit anerkannt, um an dem mächtigen Nachbarstaat eine Stütze gegen die drohende polnische Herrschaft zu erwerben. Durch die Vermählung Karls IV. mit der Nichte des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer kam das Gebiet des letzten unabhängigen Piastenfürsten
28. Juli 1368. nach dessen kinderlosem Tod an die Krone Böhmen. Neben diesen großen Erwerbungen war Karl stets darauf bedacht, durch die Einverleibung und Unterordnung von kleineren Herrschaften in allen benachbarten Landen den Einfluß seines Hauses zu erhöhen. In der Oberpfalz, in Franken, im Voigtland und Meißen brachte er, durch kluge Benutzung von Geldverlegenheiten und andern Umständen, viele Herren zum Eintritt in das Vasallenverhältniß, zahlreiche Gebiete zur Anerkennung der böhmischen Hoheit. Die sächsischen, die bairischen, selbst die rheinischen Länder waren von „böhmischen Inseln" durchbrochen, die dem Kaiser stets die Gelegenheit boten, in jenen Gegenden seine directe Einwirkung zu üben und geeignet schienen, mit der Zeit die luxemburgische Herrschaft in allen jenen Landen anzubahnen. Als Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht stand, umfaßte der Besitzstand der Luxemburger Böhmen, Mähren, die Ober- und Niederlausitz, Brandenburg, Schlesien, Theile der Niederlande, ungerechnet die zahlreichen kleinen Herrschaften und Besitzungen. Wenn er zurückdachte, wie vor einem halben Jahrhundert sein Großvater aus der kleinen Grafschaft in den Ardennen ausgezogen war, und jetzt seinen Länderbesitz überblickte, da konnte ihn gerechter Stolz über die Blüthe seines Hauses erfüllen, welches Glück und Verdienst zu hoher Macht emporgehoben.

5. Karls IV. zweiter Römerzug.

Papst Innocenz VI., welcher seit 1352 den Stuhl in Avignon inne hatte, wurde hauptsächlich durch die Rücksichten auf die Lage Italiens zu der großen Nachgiebigkeit und Schonung gegen den Kaiser geführt. Der Kirchenstaat war durch Anarchie im Innern und die Raubgier der Nachbarn allmählich in einen solchen Zustand der Hinfälligkeit und Zersplitterung gerathen, daß das Patrimonium Petri auseinander zu fallen drohte. In Oberitalien hatten sich die Visconti, denen Karl IV. das Reichsvicariat in Mailand übertragen, zu einer Macht aufgeschwungen, welche allen Nachbarn furchtbar zu werden begann. Sie hatten sich in Pavia, Alba, Novara festgesetzt und selbst Bologna längere Zeit in ihre Gewalt gebracht. Nur mit Mühe war es dem Cardinallegaten Aegidius Albornoz gelungen, unter Vermittelung des Kaisers diese „Perle der Romagna“ wieder für den Kirchenstaat zu gewinnen. Der kluge Luxemburger wußte diese Furcht vor der emporstrebenden Macht des Mailänder Herrscherhauses zur Erhöhung des eigenen Ansehens zu benutzen. Der Papst suchte seine Freundschaft; selbst die mächtigen Republiken Florenz, Venedig, Genua leisteten ihm den Treueid und verpflichteten sich zur Reichssteuer. *Die Lage in Italien.*

Nach dem Tode des sechsten Innocenz (12. Sept. 1362) bestieg Urban V. den päpstlichen Stuhl. Mit diesem hatte Karl eine Zusammenkunft in Avignon, um ihn zu bewegen, daß er seinen Sitz in Rom aufschlage. Er fand eine wohlwollende Aufnahme. Der Papst versprach ihm nicht allein die möglichst baldige Rückkehr nach der Apostelstadt, er ertheilte auch dem Erzbischof von Prag die Würde eines Legaten für Böhmen und für die Bisthümer Regensburg, Bamberg und Meißen, wodurch Karl einen bedeutenden kirchlichen und politischen Einfluß in jenen Gegenden erlangte. Dafür bot der Kaiser dem Papst seine Unterstützung gegen Barnabo Visconti an, dem Urban durch Entziehung der zahlreichen Miethtruppen die Stütze der Visconti'schen Zwingherrschaft zu nehmen gedachte. Die Kriege in Italien wurden nicht mehr durch die waffengeübten Bürgerwehren ausgefochten, sondern durch gemiethete Söldner, die sich in großen Banden allerwärts, besonders in dem streiterfüllten Apenninenland umhertummelten. Einst von Eduard III. in seinen französischen Kriegen verwandt und vom Volke noch die „Engländer“, Malandrinen, Linfarden genannt, hatten sie sich seitdem als eigener Stand erhalten und boten unter verwegenen Führern, von denen in Italien die Namen eines Fra Moriale, eines Werner von Urslingen, eines Grafen von Landau noch lange in bösem Andenken standen, jedwedem ihre starken Arme zum Kriegsdienst, eine arge Geißel für die Länder, wohin die zuchtlosen Schaaren den Fuß setzten. Diese aus Italien wegzuziehen, die Visconti ihrer kampfbereiten Söldnerheere zu berauben, sie zu fernen Unternehmungen, zu einem Kreuzzug ins heilige Land zu verwenden, war der Plan des Papstes, zu dessen Durchführung ihm der Kaiser jetzt seine Hülfe zusagte. Darauf trat *Karl in Avignon. 1365.*

18. Juni 1365. Karl den Rückweg an; in Arles ließ er sich die Krone des Königreichs Arelate aufs Haupt setzen, zum bedeutungslosen Zeichen, daß die Rechte des Reichs über dies factisch bereits im Besitz der französischen Könige befindliche Land noch nicht erloschen seien. Als er im Elsaß weilte, traf der erwähnte „baskische Erzpriester“ Arnold von Cervola, einer jener Bandenführer, in Begleitung seiner ganzen an 40,000 Mann starken Schaar, mit ihm zusammen, um eine Vereinbarung zu schließen. Als aber die zuchtlosen Rotten über das Land herfielen, Straßburg belagerten und wilde Gräuel begingen, trieb sie der Kaiser mittelst aufgebotener Reichstruppen in die burgundischen Lande zurück.

Sept. 1366. Bald nach seiner Rückkehr legte der Kaiser einem Reichstag zu Frankfurt den Plan einer neuen Romfahrt vor, da der Papst verlangt hatte, daß Karl zuvor nach Italien ziehe und dem päpstlichen Stuhle in Rom Sicherheit verschaffe, ehe er selbst seine Residenz dahin verlege. Aber er fand unter den deutschen Fürsten, geistlichen wie weltlichen, wenig Entgegenkommen; die meisten waren in der Nähe zu sehr beschäftigt, um an ferne Unternehmungen zu denken; manche, wie die Habsburger und Wittelsbacher, hatte auch Barnabo Visconti, gegen welchen der Zug offenbar gerichtet war, durch Familienverbindungen für sich gewonnen. So verfloß noch eine geraume Zeit, bis Karl dem ungestümen Drängen des Papstes, der mittlerweile seinem Versprechen gemäß in die alte
Oct. 1367. Weltstadt eingezogen war, Folge gab und zum zweitenmal in die Lombardei hinabstieg, seinen Bruder Wenzel als Reichsvicar zurücklassend.

Die Heerfahrt. 14. Febr. 1368. Bald nachdem die Kaiserin Elisabeth ihrem Eheherrn einen Sohn, Sigmund, den nachmaligen Kaiser, geboren, verließ Karl IV. Böhmen. Sein Heer, das er nach Italien vorausgeschickt hatte, stieß unter der Führung des Grafen Heinrich von Görz und des Erzbischofs von Salzburg zu der gegen die Visconti vereinigten Liga, die nunmehr eine Heeresmacht von 40,000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Feindseligkeiten gegen die Mailänder wurden alsbald eröffnet, hatten aber geringen Fortgang. Der Kaiser hatte offenbar nicht die Absicht, die Visconti ernstlich zu stürzen und sich damit das unentbehrliche Werkzeug zu entziehen, jeder Zeit auf den Papst einwirken zu können. Vor Mantua und Verona wurde viel kostbare Zeit verloren, und als die Visconti Friedensanträge machten, ging Karl sofort darauf ein. Er traf mit ihnen und mit der Liga eine Uebereinkunft und zog dann ohne Widerstand nach Rom, wo er zwei Monate verweilte.

27. Aug. 1368. Die Visconti verpflichteten sich dem Kaiser zur Stellung von tausend Mann, so oft er in Italien sei, gelobten, sich mit keinem Vasallen des Kirchenstaats zu verbinden, die Geistlichen in ihren Besitzungen zu schonen und zur Ausrottung der Söldnerbanden die Hand zu bieten, auch dem Papste die alte Schuldforderung wegen der Abtretung von Bologna zu erlassen. Aber auch diesmal hatte der Kaiser auf der Rückkehr von
18. Jan. 1369. Rom noch einen Kampf zu bestehen. In Siena kam es zu einem blutigen Volksaufstand, wobei Viele aus dem kaiserlichen Gefolge den Tod fanden, er selbst eine Woche lang in seinem Palast belagert wurde. Nachdem der Aufstand gedämpft und durch eine

eldbuße bestraft worden, verfügte sich der Kaiser nach Lucca und befreite die Stadt, m sich an der trotzigen Bürgerschaft von Pisa zu rächen, von dem pisanischen Joche. April. Mit unermeßlichem Jubel begrüßte die Stadt ihre Reichsunmittelbarkeit und unterstützte en geldbedürftigen Kaiser mit bedeutenden Geldsummen.

Zu Anfang des Herbstes verließ Karl das italische Land wieder. Mit August 1369. eringen Kosten und geringen Verlusten hatte er den Römerzug ausgeführt, Folgen des Römerzugs. nd wiederum hatte er allenthalben Anerkennung und Unterstützung gefunden; enn er verstand es besser als seine Vorgänger im Reich, wie man sich in den talischen Verwickelungen zu verhalten und die dortigen Wirren zu eigenem Vortheil auszubeuten habe. Freilich hinterließ die Unternehmung keine bleibenden Spuren. Die Gegensätze waren zu tief gewurzelt, die Interessen liefen zu stark wider einander, als daß die Friedensschlüsse von Dauer hätten sein können. Barnabo Visconti begann sofort aufs Neue Feindseligkeiten gegen den Papst, um sich Bologna's wieder zu bemächtigen, und die kaiserliche Acht hatte diesmal keine Wirkung; nach wie vor liehen ihm die gemietheten Kriegsbanden ihre waffengeübten Arme, und die Heerschaaren des Papstes und der verbündeten Fürsten vermochten dagegen nichts auszurichten. Dadurch sah sich Urban V. veranlaßt, aufs Neue nach Avignon zurückzukehren, wo er noch in demselben Sept. 1370. Jahre starb. Erst sein Nachfolger Gregor XI. verlegte die päpstliche Residenz 19. Dec. dauernd nach Rom, zu einer Zeit, wo ohne des Papstes persönliche Anwesenheit 1377. der Kirchenstaat seiner Auflösung entgegengegangen wäre.

6. Karls IV. Ausgang.

In allen seinen Plänen und Bestrebungen war Karl IV. in seltener Weise Wenzels Königswahl. vom Glück begünstigt worden, und auch sein Lieblingswunsch, die deutsche Königskrone seinem Geschlechte zu erhalten und damit den neuerworbenen großartigen Länderbesitz seinem Hause sicher zu stellen, sollte noch kurz vor seinem Tode in Erfüllung gehen. Aber er mußte um einen hohen Preis die Verwirklichung des langgehegten Planes erkaufen. Schon seit Jahren hatte der Kaiser die Kurfürsten, welche der Vererblichung der Krone widerstrebten, zu gewinnen gesucht. Diese trugen aber Bedenken, der goldenen Bulle zuwider bei Lebzeiten des Kaisers seinen Nachfolger zu wählen. Der Erzbischof von Trier sprach warnend: „Wie wollt ihr eure Ehre und euren Eid bewahren? Ihr habt geschworen, den besten Mann in deutschen Landen zu wählen, und dies ist ein Kind, an dem nicht Weisheit und Tüchtigkeit ist." Der Kaiser ließ jedoch von seinem Plan nicht ab. „Junge Fürsten seien schon vermöge ihrer Erziehung früher reif an Geist als andere Sterbliche", äußerte er, und seine fortgesetzten Bemühungen wurden endlich vom Erfolg gekrönt. Im Laufe des Jahres 1374 ließen sich die drei geistlichen Kurfürsten durch Verschreibung von hohen Geldsummen bereit finden, dem Sohn des Kaisers, dem dreizehnjährigen Wenzel, der schon vor einem Jahrzehnt die böhmische Königskrone empfangen, ihre 15. Juni 1363. Stimmen zuzusagen; zu Anfang des folgenden Jahres erklärten sich auch 1375.

Sachsen und Pfalz bereit, und da die beiden andern Stimmen sich in Karls Händen befanden, so schien Wenzels Wahl gesichert. Doch zögerten die Kurfürsten mit der Ausführung; sie verlangten, um Aufschub oder Vereitelung des Vorhabens herbeizuführen, der Kaiser solle sich erst der Zustimmung des Papstes versichern, und Karl ließ sich, seinem eigenen Reichsgesetze, der goldenen Bulle zuwider, herbei, um die Erfüllung seines heißersehnten Wunsches zu erleben, die Einwilligung des apostolischen Stuhles zu erflehen. Gregor XI., durch die demüthige Bitte des Kaisers und die Hoffnung, wiederum Einfluß auf die Königswahl zu erlangen, so wie durch ein bedeutendes Darlehen gewonnen, ertheilte seine Zustimmung, und die Kurfürsten mußten sich nun, wenngleich

10. Juni 1376 voll Unwillen über Karls Schwäche, zu der Königswahl verstehen. Zu Frank-

6. Juli. furt wurde Wenzel zum römischen König gewählt und darauf zu Aachen gekrönt, und Karl verging sich so weit gegen sein eigenes Gesetz, daß er die Bestätigung der Wahl bei dem päpstlichen Stuhl einholte.

Die Ländertheilung 1377. Nachdem der alte Kaiser seinem Sohn Wenzel die Nachfolge auf dem Kaiserthron gesichert hatte, nahm er eine Theilung der umfangreichen Besitzungen des Luxemburgischen Hauses vor. Danach sollte Wenzel Böhmen, Schlesien und den größten Theil der Lausitz nebst den in Baiern und Sachsen erworbenen Besitzungen erhalten und die Vormundschaft über seine minderjährigen Brüder führen; Sigmund erhielt die Mark Brandenburg, Johann den zum Herzogthum Görlitz erhobenen Rest der Lausitzen und Theile des Brandenburgischen (die spätere Neumark). Mähren war nach des Markgrafen Johann Heinrich Tod

12. Nov. 1375. an dessen Söhne Jost und Procop übergegangen.

Ausgang Karls IV. 1378. Als das Jahr 1377 sich seinem Ende neigte, unternahm Karl IV. eine Reise zu König Karl V. von Frankreich. Theils die Sehnsucht, die Orte, wo er seine Jugend verlebt, wieder zu sehen, theils diplomatische Verhandlungen mit dem französischen König in Betreff der durch Papst Gregors XI. Uebersiedelung nach Rom drohenden Kirchenspaltung waren die Beweggründe der Reise, die der Kaiser in Begleitung seines Sohnes Wenzel und eines stattlichen Gefolges von böhmischen und deutschen Herren unternahm. Auf der Rückreise

31. Jan. 1378. kam er mit seinem Bruder Herzog Wenzel überein, daß bei dessen bevorstehendem kinderlosen Tode der König Wenzel in Luxemburg succediren solle. Nach Böhmen zurückgekehrt, erließ der Kaiser, um der überhand nehmenden Unordnung

2. Nov. 1378. und Verschlechterung des Münzwesens Einhalt zu thun, ein Münzgesetz. Es war die letzte bedeutende Handlung des greisen Herrschers, der noch in dem-

29. Nov. 1378. selben Monat auf dem Prager Schlosse durch ein schleichendes Fieber hingerafft wurde. Er hatte noch den Schmerz zu sehen, wie die Kämpfe der Städte mit dem Adel das Reich verwirrten und wie durch die doppelte Papstwahl auch die Kirche gespalten ward.

Karls IV. Charakter u. Das Regiment Karls IV. und sein Charakter haben die verschiedensten Beurtheilungen gefunden. Bei dem böhmischen Volk ist in alter und neuer Zeit

sein Andenken gesegnet und er selbst als der Begründer der Größe des böhmischen Reichs betrachtet worden; wir haben gesehen, wie er in seinem Stammland Ordnung und Gesetz, Bildung und Wohlstand herstellte; die großartigen Schöpfungen Karls, die Bauten und Bildungsanstalten, die Gesetze und strengen Gerichte gegen Uebelthäter, die ganze Fürsorge für sein Land, das er in tiefzerrüttetem und verwirrtem Zustand überkommen hatte und blühend und mächtig seinem Nachfolger überließ, sichern ihm den Dank und die Verehrung der böhmischen Nation. Er hat das böhmische Reich zuerst zu einem Staat gemacht und eine wirkliche Regierung begründet. Ein weit ungünstigeres Urtheil haben von jeher die deutschen Geschichtschreiber gefällt. Das Wort Kaiser Maximilians I., der ihn Böhmens Vater, des heiligen römischen Reichs Erzstiefvater nannte, ist wohl zutreffend. Das deutsche Volk, das an den ritterlichen Heldengestalten früherer Kaiser stets mit Begeisterung hing, hat sich mit dem kalten, engherzigen „Pfaffenkaiser“ und seiner versteckten arglistigen Politik nie befreunden können. Wir haben dargethan, wie er in der goldenen Bulle dem souveränen Landesfürstenthum die Weihe der Anerkennung ertheilte und die Zerspaltung des Reichs in Landeshoheiten besiegelte. Aber es ist nicht zu verkennen, daß er damit nur in der That längst bestehende Zustände gut hieß; er zog es vor, mit vorhandenen Verhältnissen sich zu vertragen, als einen hoffnungslosen Krieg dagegen zu führen. Daß das Oberhaupt des römischen Reichs als solches nur einen Schatten von Macht besaß und lediglich im Besitze einer starken Hausmacht sich Geltung verschaffen konnte, das hatten auch seine Vorgänger auf dem Kaiserthron eingesehen, aber keiner hat so unabläßig und so erfolgreich sein ganzes Leben an der Ausbreitung und Consolidirung seiner Hausmacht gearbeitet wie Karl IV. Nicht den Weg des Kriegs und der Gewalt wählte er, ihn führten Unterhandlungen und Verträge und ein ungewöhnliches diplomatisches Talent sicherer zum Ziel; seine Sparsamkeit und treffliche Finanzwirthschaft setzten ihn in Stand, stets zu rechter Zeit die Verlegenheiten seiner Nachbarn zu benutzen. „Sein erstes und größtes Staatsgeheimniß war sein Schatz.“ So gelang es ihm, seinen Hausbesitzungen einen Umfang zu geben, wie ihn kein Fürst in deutschen und fremden Landen inne hatte. Ueber der Ausdehnung seiner Hausmacht und der Fürsorge für seine Stammlande aber hat Karl das deutsche Reich, dessen Krone er trug, nur zu häufig vernachläßigt; er ließ die süddeutschen Reichsstädte mit den Fürsten kriegen; er ließ die tapfere Bürgerschaft der Hansestädte mit dem mächtigen Dänenkönig Waldemar IV. ihren Streit ausfechten; der Träger der deutschen Krone sah diese Vorgänge aus zurückhaltender Ferne an. Er fühlte und handelte als Böhme und die Kaiserkrone hatte nur Werth für ihn, wo sie ihm zur Geltendmachung von seinen und seines Hauses Interessen diente. Und wie bald zerfiel das gewaltige Luxemburger Haus, für das Kaiser Karl IV. „sein Lebenlang gesonnen und gesponnen.“

Bedeutung seiner Regierung.

II. Der Städtekrieg und die Eidgenossenschaft.

1. Städtebund und Städtekrieg. (vgl. VII, 251 ff.)

a) Der schwäbische Städtebund und die Grafen von Würtemberg.

Das Städtewesen im 14. Jahrh. Im 13. und 14. Jahrhundert gelangten die Städte auf den Gipfel ihrer Macht und Blüthe; sie waren der Sitz des Handels und Gewerbfleißes, der Wohlhabenheit und bürgerlichen Ordnung, der Geistesbildung und Kunstthätigkeit. Es konnte nicht fehlen, daß die Städte, deren Blüthe, auf fester Ordnung im Reich und auf ihrer selbständigen, fast republikanischen Stellung beruhend, mit der Macht der Landesfürsten und der fehdesüchtigen Ritterschaft unvereinbar war, in den heftigsten Conflict mit diesen Gewalten geriethen. „Die feudalhierarchische Ordnung des Reiches und die aus derselben erwachsene Verworrenheit von Rechten, Ansprüchen, Competenzen u. s. w. war dem Wesen der Städte zuwider. Sie bedurften scharf und klar ausgeprägter Verhältnisse; rechtliche Unbestimmtheit, Weitläufigkeit oder Unsicherheit in der Handhabung von Recht und Ordnung wirkte in dem gedrängteren Verkehr des städtischen Lebens, in den wirthschaftlichen Verhältnissen des Ganzen wie der Einzelnen durchaus störend.“ Hatten die Städte bisher und noch lange vorzugsweise innere Kämpfe durchzufechten, da in heißem Ringen die Zünfte den bevorrechteten Geschlechtern ihren Vorrang im Regiment zu entreißen suchten, so entbrannte jetzt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein gewaltiger Kampf um die städtische Freiheit und Selbständigkeit. Es waren Gegensätze vorhanden, die immer schärfer hervortraten und mit der Zeit aufeinanderstoßen mußten. Die Städte hatten unter der zunehmenden Macht der Landesherren viel zu leiden und stets für ihre Selbständigkeit zu fürchten, dafür entzogen sie auch den Fürsten durch Ausdehnung des „Pfahlbürgerthums“ (VII, 254) manchen Untergebenen und manche Besitzung. Die Reichsgesetzgebung Karls IV. verschärfte die Gegensätze, anstatt sie auszugleichen. Die Städte wurden darin offenbar gegen die Landesherren beeinträchtigt. Eine starke Reichsgewalt, die ihnen Schutz gewährt hätte, gab es längst nicht mehr. Vom Reichsoberhaupt, das weder durch Aufrechterhaltung des Landfriedens und der Ordnung einen gesicherten Zustand, die Grundlage bürgerlicher Blüthe, herzustellen, noch die reichsunmittelbare Stellung der Städte zu gewährleisten vermochte, vielmehr durch häufige Verpfändungen sie empfindlich schädigte, war kein Schutz zu erwarten, am wenigsten, als Karl IV. aus dem Leben geschieden war. So waren die Städte zur Erhaltung ihrer reichsfreien Stellung, mit der ihre Macht und Blüthe zusammenging, auf sich selbst angewiesen, und in heißem Kampf erhob sich bald die geeinte Kraft der Bürger gegen ihre adligen Dränger.

Die schwäbischen Reichsstädte. Die Vorkämpfer in dem großen Kriege, den gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Städte gegen den bevorrechteten Herrenstand ausfochten, waren

die schwäbischen Reichsstädte. In Schwaben gab es deren seit der Zeit, da die Hohenstaufen zugleich das Herzogthum und die Königswürde inne hatten, eine bedeutende Anzahl, die von Rudolf I. großentheils bestätigt und der Oberaufsicht von Landvögten unterstellt wurden. Hier, wo die Reichsstädte mit Ausnahme weniger, wie Augsburg, Ulm u. a. klein und unbedeutend waren, mußte das Bestreben, sich in Bündnissen wider die Gegner zusammenzuthun, besonders lebhaft hervortreten. Die Städtebündnisse sind eine seit Jahrhunderten wiederkehrende Erscheinung. Wir haben gesehen (VII, 253 ff.) wie in den trüben Zeiten des Zwischenreichs der rheinische Bund zu hoher Bedeutung gelangte; seit der Zeit hatten die Städte am Rhein, in der Wetterau und anderwärts fortwährend ihre Bündnisse erneuert. Die Städte des südlichen Schwabens traten seit dem Ende des 13. und besonders im Anfang des 14. Jahrhunderts mehrfach unter sich und mit den ober- und niederrheinischen Städten in eine Verbindung, der sich auch die Landleute der Eidgenossenschaft anschlossen. Er wurde erwähnt, wie Kaiser Ludwig in den Städten die festeste Stütze seiner Herrschaft anerkannte und sie auf alle Weise begünstigte. Auf seine Veranlassung kam der große schwäbische Städtebund zu Stande, worin sich 20. Nov. 1331. zweiundzwanzig Stadtgemeinden, darunter besonders Augsburg, Ulm, Constanz, St. Gallen, Zürich, Reutlingen, Heilbronn, mit den Söhnen des Kaisers und dem Bischof von Augsburg zu gegenseitigem Beistand gegen widerrechtliche Angriffe vereinigten. Der Kaiser versprach, so lange das Bündniß währe, keine der verbündeten Städte zu trennen, noch zu verkümmern; „wenn sie Jemand ihrer Rechte berauben will, so ist unser Gebot und Wille, daß sie einander beholfen seien gegen allermänniglich, außer gegen uns allein.“ Die schon damals zu Tage tretende Feindschaft zwischen den schwäbischen Herren und den Städten suchte der Kaiser dadurch auszugleichen, daß er auch die angesehensten Juni 1340. der Herren, die Grafen von Würtemberg, Oettingen, Hohenberg, Werdenberg u. a. in das Bündniß hereinzog, das nunmehr als Landfrieden bezeichnet ward. Diese Vereinigung aber beruhte auf schwacher Grundlage und war von kurzer Dauer. Nach des Kaisers Tod erneuerten die schwäbischen Städte ihr Bündniß 22 Oct. 1347. zur Aufrechthaltung ihrer Reichsfreiheit, die namentlich durch kaiserliche Verpfändung gefährdet war, und der Ordnung im Reich. Für die Huldigung mußte ihnen König Karl ihre Rechte und Freiheiten bestätigen, versprechen, sie nie zu verpfänden und ihnen das Recht zuerkennen, einen Eingriff auf ihre Freiheiten mit gemeinsamer Macht abzuwehren. Der Kaiser, welcher durch die trotzige selbständige Haltung der Städte das Ansehen des Reichsoberhauptes gefährdet sah, suchte an die Stelle der unabhängigen Städtebündnisse kaiserliche Landfriedensbündnisse zu setzen und damit das eigenmächtige Auftreten von Reichsständen, welches den Reichsorganismus aufzulösen drohte, in eine unter kaiserlicher Autorität geschlossene Verbindung zum Schutz des Friedens und der Ordnung zu verwandeln. Mehrmals wurden in den folgenden Jahren diese Land-

6. Dez. 1370. friedensbündnisse erneuert, so im Jahre 1370, wo dreißig Städte den Landfrieden beschworen, der in Graf Ulrich dem älteren von Helfenstein einen Hauptmann erhielt.

Die Grafen von Würtemberg. Unter dem schwäbischen Herrenstand ragten bereits die Grafen von Würtemberg durch Macht und Ansehen hervor. Ein Rückblick auf das Wachsthum dieses Geschlechtes scheint daher hier am Orte zu sein. Von den Grafen, die auf einem schönen Hügel, eine kleine Meile von Stuttgart, ihre Stammburg besaßen, ist vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts nichts Sicheres zur geschichtlichen Kunde gekommen. Mit jenen beiden Brüdern Ulrich von Würtemberg und Hartmann von Gröningen, welche zu Heinrich Raspe übergingen (VII, 218), trat das Grafenhaus zum erstenmal in die Geschichte ein. Der persönliche Vortheil, der damals ihr wenig ehrenhaftes Verhalten bestimmte, blieb fortwährend ein Hauptmotiv der gräflichen Politik. Doch nur die von Ulrich abstammende Linie brachte es zu Reichthum und Ansehen, indeß die Familie Hartmanns schon im dritten Geschlecht verarmte und verschwand. Der Untergang der Hohenstaufen war für die Grafen von Würtemberg die erste Staffel zur Größe. Jener Ulrich mit dem Daumen. † 1265. Ulrich, der von der ungewöhnlichen Größe seines Daumens den Beinamen „mit dem Daumen" erhielt, erwarb sich von dem jungen Konradin das Marschallamt in Schwaben, die Vogtei über die Stadt Ulm und das Landesgericht in der Pürs, einem großen Landstrich auf der Leutkircher Haide, und da er als guter Wirthschafter stets Geldsummen zu seiner Verfügung hatte, so wußte er in der herrenlosen Zeit des Interregnums seine Stammgüter zu mehren. Die Hälfte der Grafschaft Urach brachte er durch Kauf an sich, mit der andern Hälfte ließ er sich von König Richard belehnen. Sparsamkeit, Zusammenhalten des Erworbenen und Vergrößerung des Familienguts waren erbliche Eigenschaften im würtembergischen Grafenhause. Schenkungen an Kirchen und Klöster lagen nicht in der Tradition des Hauses. „Die Pfalzgrafen von Tübingen sind arm geworden, um ihr naheliegendes Cistercienserkloster Bebenhausen reich zu machen. Die Mönche zu Hirsau zogen manches schöne Stück vom Erbgut der Calw'schen Grafen an sich; aber unter den alten Grafen von Würtemberg muß die fromme Freigebigkeit etwas sehr Seltenes gewesen sein, weil man dem, der sie auch nur einigermaßen bewies, einen Zunamen davon gab. Ulrich mit dem Daumen heißt auch „der Stifter", weil er unweit seines Stammschlosses bei der Kirche des Dorfes Beutelspach, wo seine Voreltern begraben waren, ein Stift von Chorherren entweder neu anlegte oder doch reichlich begabte." Am 25. Februar 1265 ging der alte Ulrich zur Ulrich II. † 1279. ewigen Ruhe ein und seine Söhne Ulrich und Eberhard verwalteten das väterliche Eberhard der Erlauchte. † 1325. Erbe gemeinschaftlich und mehrten es durch die Herrschaften Alt- und Neu-Steußlingen, welche Eglolf von Steußlingen in einer Urkunde vom 18. Januar 1270 den beiden Brüdern zu Lehn gab. Neun Jahre später (18. September 1279) ging Ulrich ohne Nachkommenschaft aus der Welt und Eberhard erhielt das ganze Erbe, zu dem er durch seine Vermählung mit Irmengard, Tochter des Markgrafen Rudolf von Baden, die Veste Reichenberg im Murrthale hinzufügte. Es war dies jener Eberhard I. „der Erlauchte", dessen Kämpfe gegen Rudolf von Habsburg wir früher kennen gelernt (VII, 798 f.). Während des Thronstreits zwischen Adolf und Albrecht stand er auf Oesterreichs Seite. Dafür erhielt er nach der Schlacht bei Göllheim die Veste Rems und das Städtchen Neu-Waiblingen zurück, welche König Adolf an sich gebracht hatte. Auch bestätigte ihm der Habsburger „alles Recht und Gut, wie es von seinen Vorfahren und seinem Vater hergebracht war" und bestellte ihn zum Landvogt in Schwaben. Diese Landvogtei über die Städte muß sehr einträglich gewesen sein; denn wie würde es sich sonst erklären lassen, „daß Eberhard durch Ankauf der Burg Stöffeln, der Burg,

Stadt und Herrschaft Neufen, eines großen Theiles der Besitzungen der Herzoge von Teck (Marbach, Murr, Kirchberg, Rudolfsberg, Weisingen), mehrerer Ländereien der Pfalzgrafen von Tübingen, der ganzen Grafschaft Asperg und der Hälfte der Grafschaft Calw, sein Erbtheil um die Hälfte vergrößern und doch auch dem König Albrecht 12,000 Pfund Heller vorschießen und eben so seinen Schwager, den Markgrafen Rudolf von Baden mit einer Geldsumme unterstützen konnte." Bald geriethen jedoch die beiden schroffen Herrschernaturen, deren Ländergier und Erwerbslust gleich stark waren und sich kreuzten, mit einander in Hader und Streit. Albrecht forderte den Grafen vor Gericht, um Rechenschaft über seine Amtsverwaltung abzulegen und rückte, als dieser nicht erschien, mit Kriegsmannschaft ins Land. Doch wurde durch gütliche Ver- 1305.
mittelung der Friede bald wieder hergestellt und Eberhard in seinen Rechten belassen. Aber voll Argwohn auf die Vergrößerungssucht des Königs traf er Gegenanstalten, „daß die habsburgische Herrschaft keine weitere Ausdehnung auf dem Nordrande der schwäbischen Alb bekäme". Bald darauf richtete König Albrecht mit den Grafen und Herren des Schwabenlandes und mit 22 Städten zu Speier einen Land- 29. April 1307.
frieden auf. „Hiermit gab der König für Schwaben das erste Beispiel einer engeren Verbindung zwischen Herren und Städten und mittelbar den schwäbischen Städten Anleitung zu den Bündnissen, welche sie später nach dem Muster der Rheinlande ohne die Fürsten, aus eigenem Antriebe und zu eigenem Schutze unter sich schlossen." Ein Bund Eberhards mit Herzog Heinrich von Kärnthen bei seinen Unternehmungen in Böhmen hätte den alten Grafen abermals mit Albrecht in Krieg verwickelt, wäre dieser nicht bald darauf ermordet worden. Die Hülfsgelder, welche Eberhard für die schwäbische Kriegsmannschaft aus dem silberreichen Böhmen zog, setzten ihn in Stand, seine Hausbesitzungen durch neue Ankäufe zu vergrößern und abzurunden. Aber unter König Heinrich VII. brachen schlimme Tage über den Grafen herein. Die Verdrängung seines Bundesgenossen, des Herzogs Heinrich in Böhmen, mußte den Grafen gegen den Luxemburger reizen. Als dieser den Würtemberger zu einem Hoftag nach Speier lud, um sich wegen der gegen ihn vorgebrachten Beschwerden über Bedrückung zu vertheidigen, erschien er daselbst an der Spitze von siebenhundert Rossen und verließ, als ihn der König deshalb hart anließ, im Trotz und ohne Abschied die rheinische Stadt (Sept. 1309). Erzürnt über dieses Benehmen entzog Heinrich dem Würtemberger die schwäbische Reichslandvogtei und beauftragte die schwäbischen Reichsstädte, namentlich Eßlingen, Ulm, Heilbronn, Wimpfen und Nördlingen, und die Grafen und Herren des Landes, unter denen sich Eberhard wegen seiner Ländersucht viele Feinde gemacht hatte, den mit der Acht belegten Grafen zu bekriegen. Sofort brannte die Kriegsflamme durch das ganze Würtemberger Land. Im Mai 1311 zertrümmerten die Bürger von Eßlingen und Gmünd die Burg Würtemberg; darauf wurde Marbach zerstört und die Veste Asperg geschleift; im J. 1312 fielen Weißenburg auf dem Bopser bei Stuttgart und die Burg Rems in feindliche Hände, selbst das Erbbegräbniß in Beutelspach wurde zertrümmert. Eberhard verbarg sich in den Besigheimer Thürmen, welche dem Brudersohn seiner Gemahlin, Markgraf Rudolf Hesso von Baden, gehörten, indeß sein ganzes Land bis auf wenige Burgen sich den Reichstruppen ergab. Die Eßlinger, die sich besonders hervorthaten und der Reichsfeldhauptmann Konrad von Weinsberg erhielten deshalb von dem in Italien weilenden Kaiser manche Gnadenerweisungen und Rechte. Dagegen zog sich Eberhard's Verbündeter, Graf Konrad von Oettingen, in das Kloster Kaisheim, wo er im J. 1313 ganz verarmt starb. Mit dem Tode des Königs trat jedoch eine rasche Wendung ein. Eberhard kehrte zurück und indem er die Zerrüttung und Spaltung Schwabens während des Thronstreits zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich von Oesterreich klug

zu benutzen verstand, gelang es ihm innerhalb drei Jahren (1313—1316) sich wieder in den Besitz aller verlorenen Burgen und Städte zu setzen. Nachdem
Dez. 1316. durch die „Eßlinger Sühne“ der Friede hergestellt war, verwendete Eberhard die neun Jahre, die seinem Leben noch beschieden waren, zum Vortheil seines Hauses. Er machte durch Kauf und Verträge ansehnliche Erwerbungen, schloß mit mehreren Grafen und Herren vortheilhafte Abkommen und wußte sich in dem fortdauernden Parteikampf zwischen den Oesterreichischen Brüdern und Ludwig dem Baier so klug zu benehmen, daß alle Wechselfälle ihm zu Statten kamen. Als er während einer Fehde mit seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, im Verdruß über die vergebliche Belagerung der Burg Reichenberg am 5. Juni 1325 in's Grab sank, war sein Land beinahe um
Ulrich III. † 1344. die Hälfte größer als bei dem Antritt seiner Regierung. Sein Sohn Ulrich (III.) hatte nicht des Vaters Fehdelust geerbt, wohl aber den Hang, durch Ankauf umliegender Güter seine Besitzungen zu mehren und die verwirrten Verhältnisse des Reichs zu seinem Vortheil auszubeuten. Die Landvogtei in Schwaben, womit er noch vorübergehend die Vogtei im Elsaß verband, setzte ihn in Stand, bedeutende Erwerbungen zu machen, wobei er sich freilich mancher Bedrückung, Gewaltthat und Ungerechtigkeit schuldig machte. „Klöster und Reichsstädte, die er im Namen des Kaisers schützen sollte, mußten dem Beschützer so viel bezahlen, als der Räuber genommen haben würde.“ Um den Grafen auf seine Seite zu ziehen, bestätigte ihm Ludwig „alle Briefe und Handfesten“, die er und sein Vater vom Reich erhalten hatten, verpfändete ihm die Stadt Reutlingen mit dem Schloß Achalm und gestattete ihm, „in der oberen und niederen Landvogtei Schwaben sich des Gutes aller Pfaffen zu bemächtigen, welche dem König nicht mit Singen und Beten gehorsam sein wollten“. Bei seiner einflußreichen Stellung zu dem König, dessen Hauptstütze er war, fiel es dem Grafen nicht schwer, wichtige Besitzungen durch Kauf, Vertrag oder Unterpfand an sich zu bringen. So erwarb er Burg und Stadt Gröningen (Markgröningen) nebst dem darauf haftenden „Reichssturmfahnlehen“, ein Vorrecht, das fortan bis zur Auflösung des Reiches bei dem Hause Würtemberg blieb; so erkaufte er im J. 1324 von den Herren von Horburg bei Colmar die Herrschaft Horburg, Burg Beilstein, Stadt Reichenweiher, Burg und Stadt Zellenberg u. A. im Elsaß; von Konrad von Weinsberg erwarb er im J. 1325 Burg und Stadt Winnenden, von Engelhard von Ebersberg die Stammburg gleichen Namens (1328), in den dreißiger Jahren viele Güter in Schwaben, darunter Aichelberg, Burg und Stadt Grötzingen, Burg und Stadt Vaihingen u. A., im J. 1342 Burg und Stadt Tübingen. Daß der Graf im J. 1333 auf seiner Rückkehr von einem Turnier in Metz von dem Ritter von Vinstingen bei Benfeld im Elsaß überfallen und gefangen genommen worden und sich um hohes Lösegeld (man spricht von 100,000 Mark Silber) seine Befreiung habe erkaufen müssen, ist eine unsichere Nachricht. Auch die Angabe, daß Ulrich von einem elsässischen Ritter, der ihn bei seiner Ehefrau betroffen, erschlagen worden sei, eine Angabe, die sich nur in der Chronik Heinrichs von Rebdorf findet, verdient wenig Glaubwürdigkeit. Nach dem Ableben des Grafen Ulrich (11. Juli 1344) übernahmen dessen Söhne, die Grafen
Eberhard der Greiner. 1344—1392. Eberhard und Ulrich, gemeinschaftlich die Regierung und hielten, wie der Vater, zu Kaiser Ludwig. Daher bestätigte dieser „seinen lieben Landvögten alle die Briefe
Ulrich IV. † 1366. und Handfesten, die sie oder ihre Vorfahren von seinen Vorgängern am Reich hätten“ und gebot den Juden, alle Schuldbriefe des verstorbenen Grafen den Söhnen zurückzugeben. Nach Ludwigs Tod leisteten die Brüder dem Luxemburger Karl IV. die Huldigung, wofür sie nicht nur in der Landvogtei und in allen ihren Rechten und Besitzungen bestätigt wurden, sondern auch die Summe von 70,000 Goldgulden und den Zoll in Göppingen erhielten. Für die Dienste, welche der tapfere Eberhard dem König

wider seinen Mitbewerber Günther von Schwarzburg erwies, wurden die Brüder reichlich belohnt, namentlich als die heftige Verfolgung gegen das wuchernde Volk, „welches den Herrn getödtet", in den Jahren 1347—49 große Geldsummen, Pfandbriefe und Schuldscheine in den königlichen Schatz lieferte. So fiel es den Grafen nicht schwer, den Rest der Besitzungen des verschuldeten letzten Pfalzgrafen Götz von Tübingen mit der Vogtei über Bebenhausen, der Stadt Böblingen und der noch übrigen Hälfte der Grafschaft Calw durch Kauf an sich zu bringen. Nach achtzehnjähriger gemeinschaftlicher Regierung entzweiten sich die beiden Brüder. Ulrich, von seiner Gemahlin aufgestiftet, verlangte einen besonderen Ländertheil für sich; aber Eberhard nöthigte ihn (1361) gegen ein beträchtliches Jahreseinkommen, auf die Mitregierung zu verzichten. Fünf Jahre nachher (26. Juli 1366) starb Graf Ulrich. So kam Eberhard II., der vielgefeierte „Greiner" oder „Rauschebart", das Ebenbild seines ritterlichen Großvaters gleichen Namens, zum Alleinbesitz der Grafschaft Würtemberg, die er bei seinem Tod, am 25. März 1392, vergrößert und verstärkt seinem Enkel Eberhard dem Milden hinterließ. Durch die Vermählung seines Sohnes gleichen Namens mit der Erbgräfin Henriette von Mömpelgard brachte dieser die schöne ehemals zum burgundischen Königreich gehörige Grafschaft Mömpelgard an Würtemberg. Eberhard der Milde starb am 16. Mai 1417 zu Göppingen. Zwei Jahre später folgte ihm sein Sohn in's Grab (2. Juli 1419). Die Gefahr einer Theilung der Würtembergischen Lande unter des Letzteren Söhnen Ludwig († 1450) und Ulrich († 1480) war vorübergehend. Durch den Vertrag von Münsingen vom 14. December 1482 wurde festgesetzt, daß Würtemberg in ewige Zeiten ungetheilt als Ein Wesen und Ein Land bleiben und der Senior der Familie allein regieren solle. Diese Senioratserbfolge wurde einige Zeit nachher durch das Erstgeburtsrecht ersetzt. Noch fester begründet wurde die Untheilbarkeit des Würtembergischen Staats, als unter Eberhard im Bart das Land durch Kaiser Maximilian auf dem Reichstag zu Worms (21. Juli 1495) zum Herzogthum erhoben ward.

Eberhard der Milde. † 1417.

Eberhard der Jüngere. † 1419.

b) Der Krieg der Städte und des Adels unter Kaiser Karl IV.

Der schwäbische Herrenstand sah mit tiefem Mißtrauen und Haß auf das feste Zusammenstehen der Städte, und Karl IV. mußte in seinen letzten Lebensjahren noch den Schmerz erleben, die feindlichen Parteien in offenem Kampf zu sehen. Der Adel stärkte sich ebenfalls durch Bündnisse. Zu Weißenhorn vereinigten sich viele Edelleute zu gemeinsamem Schutz wider Jedermann, ausgenommen den Kaiser, Baiern und Würtemberg. An der Spitze des Adels stand der erbitterte Städtefeind, Graf Eberhard von Würtemberg, der Rauschebart oder der Greiner, seines zänkischen Wesens halber, zugenannt, in dessen Hand die ihm vom Kaiser Ludwig verpfändete, von Karl IV. bestätigte Landvogtei in Niederschwaben ein für die Städte gefährliches Amt war, das zur Erwerbung mancher Gerechtsame, Zölle u. dgl. in den Städten Gelegenheit bot. Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Graf von Würtemberg, ein rechter Repräsentant jenes ritterlichen, raub- und erwerbsüchtigen, fehdelustigen Fürstenthums, ein allezeit schlagfertiger Kämpfer, und sein Lebenlang bemüht, durch das Schwert wie durch List und kluge Benutzung der Umstände sein Haus, das durch die umsichtige Waltung der Vorgänger hoch unter

Ludwig † 1450. Ulrich V. † 1480.

Eberhard im Bart. † 1496.

Der schwäbische Adel und Graf Eberhard von Würtemberg.

6. Jan. 1372.

den schwäbischen Geschlechtern hervorragte, zu immer größerer Bedeutung zu erheben. Willig schlossen sich die Herren diesem mächtigen Vorkämpfer, obwohl sich derselbe durch sein trotziges, anmaßendes Wesen nirgends Freunde bereiten konnte, zum Kampf gegen die Städte an.

Schlacht bei Altheim. Der Ueberfall und die Gefangennahme des Grafen von Helfenstein durch einige Edelleute war das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes. Allgemein hielt man den Grafen Eberhard für den Anstifter der That und die Städte griffen zu den Waffen gegen den Friedensbrecher. Der aber sammelte rasch ein Heer

7. April 1372. und brachte den Gegnern bei Altheim auf der Alb eine empfindliche Niederlage bei. Die entmuthigten Städte ließen sich durch die Vermittlung des Kaisers zur Aussöhnung mit dem gewaltthätigen Grafen bewegen, und Karl IV. beutete die Niederlage zur Erpressung großer Geldsummen aus, die er bei Erwerbung der Mark Brandenburg bedurfte und vom Grafen Eberhard eintreiben ließ.

Der schwäbische Bund im Kampf mit d. Würtemberger. Aber aus der Demüthigung erhoben sich die Städte bald zu desto größerer Blüthe. Das Verhalten des Kaisers, der bald nachher (18. August 1373) vier schwäbische Reichsstädte (Nördlingen, Donauwörth u. a.) an Herzog Otto von Baiern verpfändete, konnte den Bürgern zeigen, was sie vom kaiserlichen Schutz und Landfrieden zu erwarten hatten. Die Wahl Wenzels, die der Kaiser mit großen Zugeständnissen an die Fürsten erkauft hatte, bedrohte sie mit neuen

4. Juli 1376. Verpfändungen. Da traten vierzehn schwäbische Städte, Ulm voran, dann Constanz, Ueberlingen, Lindau, St. Gallen, Reutlingen, Memmingen u. a., in eine Einigung zusammen, einander beizustehen und zu helfen wider Jeden, mit Ausnahme des römischen Reichs, der sie bei ihren Rechten und Freiheiten bekümmern, angreifen oder drängen würde, es wäre mit Schatzung, Verpfändung oder Anderem; wenn eine Ermahnung vom Kaiser an sie ergehe, so verpflichteten sie sich, nur gemeinschaftlich zu handeln; bis zum 23. April 1380 sollte der Bund dauern. Dieser Vertheidigungsbund zur Abwehr einer drohenden Gefahr sollte bald seine Kraft und Festigkeit bewähren. Als an Graf Eberhard, den kaiserlichen Landvogt in Niederschwaben, für die Anerkennung

24. Aug. 1376. Wenzels die Stadt Weil und Amts- und Vogteirechte in anderen Städten verschrieben wurden, weigerte sich der Bund, dem auch Weil, Kaufbeuren und Kempten beigetreten waren, dem neuen König zu huldigen. Der Kaiser selbst zog aus, diesen Trotz zu strafen und belagerte Ulm. Nürnberg, das erst später dem Bunde beitrat und, für seinen Handel besorgt, stets eine zurückhaltende, friedliebende Politik verfolgte, stellte damals eine Kriegsschaar zum kaiserlichen Heer. Als aber seine Unternehmungen keinen raschen Fortgang hatten, schloß Kaiser Karl einen Waffenstillstand und überließ die Züchtigung der trotzigen Städte den Fürsten und Herren, die mit ihm in's Feld gezogen waren. Die Städter fielen nun verheerend in das Gebiet des Grafen von Würtemberg und des Herzogs Stephan von Baiern ein, während der Bischof von Eichstädt und an-

dere Herren Kaufbeuren vergeblich belagerten. Die Wittelsbacher, die im Besitz der oberschwäbischen Landvogtei waren, zogen sich bald vom Kampf zurück, den nun hauptsächlich Graf Eberhard weiterführte. In Streifzügen und verheerenden Angriffen maßen die Gegner ihre trotzige Kraft. Bei Reutlingen kam es zum blutigen Handgemenge, als Eberhard's Sohn, Graf Ulrich, von der Veste Achalm über die Bewohner dieser Stadt herfiel. Während die Ritter vor den Mauern mit ihren Gegnern fochten, fiel ein Theil der Bürger aus einem meist verschlossenen alten Thore den Herren in den Rücken und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. Viele Todte aus edlem Geschlechte lagen auf der Wahlstatt, ein Graf von Tübingen, von Zollern, von Schwarzburg; das würtembergische Banner fiel den Städtern in die Hände. Graf Ulrich selbst entkam schwer verwundet auf die Burg Achalm. Damals soll der ergrimmte Rauschebart zwischen sich und dem Sohne das Tafeltuch entzwei geschnitten haben. 21. Mai 1377.

Kaiser Karl erkannte bald die überlegene Macht der Städte und hielt es für gerathen, Frieden mit ihnen zu machen, um die Huldigung für seinen Sohn Wenzel, der als Reichsverweser in Süddeutschland waltete, zu erlangen. Zu Rotenburg kam die Sühne zu Stande; die achtzehn schwäbischen Städte wurden von der Acht losgesprochen und der kaiserlichen Huld versichert; ihre Freiheiten und Rechte wurden auf's Neue bestätigt und ihnen Abwehr jeder Beeinträchtigung mit gewaffneter Hand gestattet; den Städten der oberen Landvogtei Niederschwaben, Eßlingen, Rotweil, Reutlingen und Weil, wurde zugesichert, daß sie nimmermehr unter die Landvogtei von Würtemberg kommen sollten. Friedensschluß.

Mit der wiedererlangten kaiserlichen Gnade hörte jedoch der Krieg nicht auf; nur standen die Städter jetzt nicht mehr als Rebellen gegen das Reich da. Graf Eberhard war durch den Verlust der Landvogtei in Niederschwaben und die gebotene Herausgabe der Reichspfandschaften zu sehr erbittert, als daß an eine ernstliche Aussöhnung zu denken gewesen wäre. Aber unter den fortwährenden Kämpfen erstarkte die Macht des Städtebundes immer mehr. Als der Bundesbrief auf's Neue beschworen und bis zum 23. April 1385 verlängert wurde, war die Zahl der Mitglieder auf 32 angewachsen. Und auch unter den Fürsten gewann der Bund bald Anhänger, so namentlich in dem österreichischen Hause, das in Schwaben bedeutende Besitzungen hatte. Herzog Leopold, der mit dem Plan einer Erwerbung der schwäbischen Landvogteien umging und auf alle Weise die Vereinigung des schwäbischen Städtebundes mit der schweizerischen Eidgenossenschaft zu verhindern strebte, schloß mit den Städten ein Bündniß. Mit der steigenden Macht des Bundes wuchs auch der Trotz der Bürger. Im Frühsommer rückten ihre Truppen in's Herz des feindlichen Landes und lagerten sich vor Stuttgart; als aber die Stadt ihren Angriffen widerstand, zogen sie nach gräulicher Verwüstung des Landes ab. Das Niederbrennen der Dörfer und Höfe, das Abhauen der Reben und Obstbäume, das Säen von Senf, um die Aecker durch wucherndes Unkraut zu verderben, war 31. Mai 1377. Ausdehnung des Städtebundes und neuer Kampf. 1377—79. 20. Dec. 1377. 13. Febr. 1378.

Kriegsbrauch in jener wilden Zeit. Endlich gelang es der Vermittlung des
30. Aug. 1378. Kaisers Karl, zu Nürnberg einen Frieden herzustellen. Graf Eberhard mußte die Landvogtei Niederschwaben endgültig an den Herzog Friedrich von Baiern abtreten, der schon seit 1374 Landvogt in Oberschwaben war. Schiedsgerichte sollten die Streitigkeiten zwischen dem Grafen und einzelnen Städten, namentlich Eßlingen, schlichten. Aus diesem ersten Kriege waren somit die Städte siegreich hervorgegangen; aber die Kämpfe waren noch nicht zu Ende und sollten bald, als die Regierung in Wenzels unfähige Hände übergegangen war, noch größere Ausdehnung gewinnen. Als nämlich Wenzel nach seines Vaters Tod dem Herzog Leopold von Oesterreich die schwäbischen Landvogteien und
25. Febr. 1379. die Pflegen in Augsburg und Giengen verpfändete, schlossen sich die dadurch
4. Juli 1379. beeinträchtigten bairischen Herzöge an den gleichfalls bedrohten Städtebund an; die Fürsten von der pfälzischen Linie und der Markgraf Bernhard von Baden folgten ihrem Beispiel. Diese Erweiterung des Städtebundes, dem gleich darauf auch Augsburg und später Regensburg beitrat, bewirkte, daß die königliche Verpfändung nicht in Kraft trat und Herzog Friedrich einstweilen im Besitz der Landvogteien blieb.

c) Ritterbündnisse und Städtetage unter König Wenzel.

Ritterbündnisse. Mit Besorgniß und Haß blickte der niedere Adel auf die anschwellende Macht der Städte, deren er sich nur durch festes Zusammenhalten erwehren konnte. Schon früher hatten sich in Schwaben die „Martinsvögel", die Rittergesellschaften „mit dem Schwert" und „zur Krone", in Hessen die „vom Sterne" u. a. gebildet, die sich jedoch bald wieder auflösten. Größere Bedeu-
1379. tung gewann die Gesellschaft „mit dem Löwen", die sich von der Wetterau rasch durch die Rheinlande und Schwaben verbreitete, und die von St. Georg und St. Wilhelm. Der Zweck dieser Bündnisse war, durch enges Zusammenhalten die gefahrdrohende Uebermacht der Bürgerschaften und Fürsten zu beschränken, zugleich dem selbstzerfleischenden Fehdewesen unter dem Ritterstande Maß zu gebieten.

Der Tag zu Speier. März 1381. Die Belagerung der Stadt Frankfurt durch die Löwenritter flößte auch den rheinischen Städten Furcht ein und hatte zur Folge, daß sich auf einem Tag zu Speier die Städte Mainz, Straßburg, Worms, Speier, Frankfurt u. a. über einen Bund einigten,
17. Juni. der nun mit dem schwäbischen Städtebund eine Vereinigung bis Weihnachten 1384 einging. Doch waren die Verbindungen, welche der schwäbische Städtebund mit entfernteren Städten, am Rhein, in Baiern, Franken, in der Schweiz, anknüpfte von loser Beschaffenheit und haben in der Stunde der Noth nur schwache Hülfe geleistet. Jene außerschwäbischen Städte fühlten sich in ihren localen Bündnissen stark genug und hatten wenig Neigung, für die dem schwäbischen Bunde zu Grunde liegenden höheren politischen Anschauungen und Ziele sich in weite Unternehmungen einzulassen.

Die Sühne Herzog Leopolds. Der Spätherbst 1381 ging unter kriegerischen Thaten hin. Die Städte lagen mit den Rittergesellschaften in blutigem Hader; in Franken und Schwa-

ben wurden die Felder verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, manche Ritterburg erlag dem schweren Geschütz der Bürger. Herzog Leopold, der seit der Theilung mit Albrecht (25. September 1379) die vorderen Lande allein regierte, war von allen Seiten bedroht. Die neuerworbene Stadt Treviso hatte fortwährend von Angriffen des Franz von Carrara zu leiden; mit den Herzogen von Baiern und den schweizerischen Eidgenossen war die Spannung auf bedenkliche Höhe gestiegen. Einen festen Rückhalt, namentlich für seine schwäbischen Besitzungen, konnte der Herzog nur an den Städten finden. Ihm war daher vor Allem daran gelegen, sein gutes Vernehmen mit denselben aufrecht zu halten; darum erneuerte er mit dem Städtebund zu Ehingen seinen Vertrag, in den nun auch die Rittergesellschaften, den Grafen Eberhard an der Spitze, aufgenommen 9. April 1382.
wurden.

Der Zweck des Bundes war, den Landfrieden aufrecht zu halten und den Bundesgliedern mit Hülfe der Verbündeten oder austragsweise zu ihrem Recht zu verhelfen; auch gelobte man wechselseitig die Aufnahme höriger Leute und Bürger aus fremden Gebieten zu unterlassen. Dadurch suchten sich die Herren gegen die Maßregel der Städte, Leute, welche der Hörigkeit oder Gerichtsbarkeit eines benachbarten Herrn unterworfen waren, ja ganze Dörfer und Städte in ihr Burgrecht (als Pfahlbürger) aufzunehmen und damit die Macht der Fürsten zu beeinträchtigen, sicher zu stellen. Dies Bündniß, welches für beide Theile billige Bedingungen enthielt, hätte leicht zur dauernden Herstellung der Ordnung führen können; aber die Gegensätze waren zu schroff, die Interessen beider Parteien liefen zu sehr wider einander, und das Mißtrauen und die Spannung blieben fortbestehen.

Das Bündniß von Ehingen, worin sich alle Stände einer ganzen Land- Die Haltung Wenzels.
schaft vereinigten und das zur Reichsverfassung gar keine Beziehung hatte, war für das königliche Ansehen gefahrdrohend. Dies erkannte Wenzel wohl und war bemüht, wie einst sein Vater, an die Stelle der eigenmächtigen Bündnisse der Reichsstände einen Landfrieden unter königlicher Autorität zu setzen, der die Fürsten, Herren und Städte umfassen sollte. Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurde der neue Landfrieden auf zwölf Jahre erlassen; ganz Deutsch- 11. März 1383.
land wurde in vier Landfriedenskreise getheilt; kein Genosse des Landfriedens, dessen Haupt der König war, sollte anderweitige Bündnisse haben. In diesem Vertrage erkannten die Reichsstädte mit richtigem Blick eine Gefahr für ihren Bund; sie hatten schon vorher ihre Vereinigung erneuert und verlängert und hielten sich nun von dem neuen Landfrieden fern. König Wenzel wagte nicht, mit Gewalt gegen den festen Bund der rheinisch-schwäbischen Städte aufzutreten; es gelang ihm, auf dem Wege der Unterhandlung eine Verbindung zwischen den Genossen des Nürnberger Landfriedens und den Städtebünden herbeizuführen. Die Heidelberger Einigung ließ die besonderen Bündnisse, na- 26. Juli 1384.
mentlich die der Städte, bestehen, erkannte aber den König als Haupt des Ganzen an.

Herzog Leopold und die Städte. Diese lose Vereinigung war nicht im Stande, die Gegensätze dauernd zu versöhnen. Der Städtebund wuchs immer gewaltiger an. Auf dem Konstanzer Tag 21. Febr. 1385. schlossen die dreizehn rheinischen und schwäbischen Städte (seit Aufnahme von Basel und Nürnberg achtunddreißig an der Zahl) eine Einigung auf neun Jahre mit den Schweizerstädten Zürich, Bern, Solothurn, Luzern und Zug. Die Fürsten fühlten sich immer mehr bedroht, namentlich wurde Herzog Leopold durch die Aufnahme der Stadt Basel, welche bereits nahe daran war, gleich ihrer Schwesterstadt Freiburg im Br., der österreichischen Landeshoheit einverleibt zu werden, und durch den Konstanzer Vertrag, dessen Spitze offenbar gegen Habsburg gerichtet war, nicht wenig erbittert. Zugleich überwarf sich Leopold auch mit Wenzel, der ihm nun die beiden schwäbischen Landvogteien entzog und sie einem niederbairischen Edelmann, Wilhelm Frauenberger vom Hage, übertrug. Jetzt schien der Augenblick gekommen, um im Einvernehmen mit dem Reichsoberhaupte den Herzog Leopold anzugreifen, der durch viele Gewaltthaten und Uebergriffe gegen die Bundesstädte, besonders Basel, den Zorn der Städter erregt hatte. Noch ehe jedoch in Schwaben der Kampf entbrannte, brach die Feindschaft zwischen Habsburg und der Schweizer Eidgenossenschaft in hellen Flammen aus. Schon hatte der Herzog eine Kriegserklärung und alle benachbarten Fürsten und Herren ihre Absagebriefe an die Schweizer gesandt. Der Städtebund, der von dem gemeinsamen Zusammengehen der Fürsten Gefahr fürchtete, suchte eine Vermittelung herbeizuführen, 15. Mai 1386. und wirklich schenkte Herzog Leopold den Anträgen Gehör, insofern daß er zu Baden im Aargau seine Streitigkeiten mit den Reichsstädten auf billige Weise schlichtete. Die Friedensversuche zwischen Oesterreich und den Schweizer Eidgenossen aber blieben erfolglos, und bald erlag das Ritterheer des Herzogs bei Sempach. Die Haltung des Städtebundes zur Zeit des eidgenössischen Befreiungskampfes ist von dem Vorwurf der Schwäche und schwankenden Unentschlossenheit nicht frei zu sprechen. Herzog Albrecht, der jetzt die sämmtlichen habsburgischen Länder regierte, war von friedfertiger Natur und auch die übrigen Gegner aus dem Adelstande schienen, gewarnt durch die Sempacher Schlacht, einer Ausgleichung mit den Städten weniger abgeneigt als zuvor. Es wurden lange Unterhandlungen geführt, aber von beiden Seiten mit Mißtrauen und Vorsicht; zugleich machten die Städte umfassende Rüstungen, um wider jeden Gegner geschützt zu sein. Es zeigte sich bald, daß an eine ernstliche Aussöhnung der erbitterten Parteien nicht mehr zu denken war. Je mehr die Fürsten sich enge mit einander verbanden, um so mehr näherte sich König Wenzel, dem die Uebermacht und Anmaßung der Großen Gefahr drohte, den Städten. Er ertheilte ihnen zu Nürnberg 20. März 1387. einen Freiheitsbrief und gelobte ihnen mündlich, ihren Bund, der jetzt durch den Beitritt von Schweinfurt in Franken und Mühlhausen im Elsaß vierzig Glieder zählte, nimmer abzuthun, wogegen sich die Städte zu kräftiger Hülfe verpflichteten, wenn man ihn vom Reiche verdrängen wolle. So gerüstet erwarteten die Städte den Krieg, der zunächst mit Baiern auszubrechen drohte. Noch einmal gelang es den Räthen König 5. Nov. 1387. Wenzels, auf kurze Zeit den Sturm zu beschwören, auf der Zusammenkunft zu Mergentheim das Heidelberger Bündniß bis zum 23. April 1390 zu verlängern; die rheinischen Städte aber weigerten sich, dieser Erneuerung beizutreten, konnte doch Niemand mehr zweifeln, daß der Krieg zwischen Fürsten und Städten, der die Uebermacht einer der beiden Parteien im südwestlichen Deutschland entscheiden sollte, unvermeidlich war.

d) Der große Städtekrieg und seine Bedeutung.

Der Entscheidungskampf. Den lange drohenden Krieg brachten die bairischen Herzoge zum Ausbruch. Als Herzog Stephan mit dem Erzbischof Pilgrim von Salzburg, der

mit den Baiern in langjährigem Hader lag und mit den Städten einen Bund geschlossen, eine Zusammenkunft im Kloster Raitenhaslach hatte, brach plötzlich Herzog Friedrich in das Kloster ein und nahm den Prälaten gefangen. Diese That brachte bei den Verbündeten eine gewaltige Aufregung hervor; schon überfielen die bairischen Herzöge Kaufleute und Waarenzüge der Städte, und diese nahmen ebenfalls eine kriegsbereite Haltung an. Die Städteboten versammelten sich zu Ulm, dem Vorort des Bundes; hier wurden über die Maß- Dec. 1387.
regeln und Rüstungen zum Kriege Beschlüsse gefaßt, Graf Heinrich von Montfort zum Oberbefehlshaber ernannt, eine Mahnung an die rheinischen Städte erlassen und darauf eine Kriegserklärung an die Herzöge Stephan und Friedrich 17. Jan. 1388.
gesandt. Zur festgesetzten Zeit (20. Januar) sammelten sich die Kriegsschaaren des Bundes zu Augsburg. „An St. Agnes-Abend und darnach vier ganze Tage, da kamen des Reiches Städte gen Augsburg, von Schwaben, von Franken, von Regensburg, von Nürnberg, von Elsaß, von dem Bodensee und gemeinlich von dem Rheinstrome mit dem allergrößten Volk, reitend und gehend, alle gewappnet, und derer waren so viel, daß man vorher nie gehört hatte, daß nach Augsburg je so viel Volk gekommen wäre", sagt die Augsburger Chronik. Sofort fielen die städtischen Truppen, um der Stadt Regensburg Hülfe zu bringen, verwüstend in's bairische Gebiet ein. Als nun auch König Wenzel einen Feindschaftsbrief an den friedbrüchigen Herzog Friedrich erließ und die 7. Febr. 1388.
Städte ein Bündniß mit Markgraf Bernhard von Baden eingingen, ließen sich die bairischen Herzöge, um Frist zu gewinnen, nochmals zu Friedensunterhandlungen herbei. Die Schiedssprüche des Pfalzgrafen Ruprecht des Aelteren 15. März. 23. April.
hatten jedoch keinen Erfolg; zwar wurde der gefangene Erzbischof endlich gegen ein Lösegeld freigegeben; aber die Beraubungen und Ueberfälle an den Bürgern, die Störungen des Verkehrs und die Unsicherheit der Straßen dauerten fort. Am Pfingsten brach der Krieg wieder aus und nahm jetzt, durch den Anschluß der meisten Fürsten und Herren in jenen Gegenden, eine größere Ausdehnung an; König Wenzel aber ließ die Fürsten und Städte ihren Streit allein ausfechten.

In der Gegend von Augsburg und Regensburg hatte der Kampf seinen Schlacht bei Döffingen. 1388.
Anfang. Hier lagen sich die Baiern und die Städter gegenüber; das Land wurde verwüstet, Mauern und Burgen belagert ohne entscheidenden Erfolg. Auch Graf Eberhard von Würtemberg griff jetzt wieder zum Schwert, um seinen Haß an den Städten auszulassen. Als er Eßlingen und Reutlingen bedrängte, kamen die städtischen Truppen zur Hülfe herbei. Auf dem Kirchhof zu Döffingen hatten sich würtembergische Bauern verschanzt. Als die 24. Aug. 1388.
Städter denselben zu erstürmen begannen, kam unerwartet ein stattliches Heer von Rittern heran. Graf Eberhard und sein Sohn Ulrich standen an der Spitze, neben ihnen Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere, Markgraf Rudolf von Baden, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Bischof von Würzburg, die

Grafen von Oettingen und die von Helfenstein u. a. Herren, im Ganzen 600 Spieße und etwa 2000 würtembergische Bauern. Die um weniges überlegenen Schaaren der Städter stellten sich sofort zur Gegenwehr und empfingen die von den Rossen herabgesprungenen Ritter mit scharfen Schlägen. Da fiel Graf Ulrich im heißen Streit, neben ihm ein Graf von Löwenstein, einer von Werdenberg, der Ritter Johann von Rechberg und noch viele tapfre Männer von edlem Geschlecht. Schon begannen die festen Reihen der Ritter sich zu lösen, doch der alte Graf Eberhard hielt muthig Stand, laut rief er: „Niemand acht auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist, und fechtet mannlich, seht, schon fliehen die Städter.“ Das Wort zündete im Ritterheere und erschreckte die Gegner; zugleich brachen die elsässischen Herren von Bitsch und Werner von Rosenfeld mit hundert neuen Spießen in die Reihen der Städter. Da wandten diese sich zur wilden Flucht; den Nürnbergern, die fortwährend zu den schwäbischen Städten in gespanntem, eifersüchtigem Verhältniß standen, gab man Schuld, zuerst geflohen zu sein. Gar Viele wurden von den nachfolgenden Rittern erschlagen; darunter der Hauptmann Konrad Besserer von Ulm; ein halbes Tausend von Städtern lagen todt auf dem Felde, nicht viel weniger waren gefangen. Bei späteren Chronisten wird als der Ritter, der durch sein plötzliches Erscheinen die Schlacht zu Gunsten der Herren entschied, Wolf von Wunnenstein, „der gleißende Wolf“, genannt und manche anziehende Geschichte von dem Städtekrieg und der Döffinger Schlacht erzählt, wie sie Uhland in seinen Romanzen wiedergibt.

Folgen der Schlacht. Für die Zukunft des schwäbischen Städtebundes war die Niederlage entscheidend; alle größeren gemeinsamen Kriegsunternehmungen hörten von nun an auf. In einzelnen Kämpfen maßen die Städter noch oft ihre Kraft mit den Rittern und errangen auch hie und da Erfolge; die Nürnberger lagen mit dem Burggrafen in Kampf, Eßlingen und Reutlingen mit den Würtembergern, Augsburg mit den Baiern, Heilbronn wurde vom Pfalzgrafen Ruprecht dem Alten und dem Markgrafen von Baden belagert, Windsheim und Schweinfurt vom Bischof von Würzburg, die Regensburger schlugen die Baiern noch
13. Nov einmal blutig auf's Haupt vor den Mauern ihrer Stadt. Zu gleicher Zeit kämpften die rheinischen Städte mit den Pfalzgrafen und anderen Herrn; bei
6. Nov. 1388. Worms schlug sie Ruprecht d. j., und die Frankfurter erlitten durch den wetter-
Mai 1389. auischen Adel und den Pfalzgrafen eine empfindliche Niederlage, als sie gegen die Ritter von Kronenberg in's Feld rückten. So zog sich der Krieg zu Gunsten der Herren, doch ohne vollständige Niederlage der Städte noch bis in's Frühjahr 1389 hin, und unsäglich litten die Landschaften, wo der Krieg wüthete. „Dieweil dieser Krieg währte“, sagt die Chronik von Königshofen, „wurden die Lande der sechs Baiernherzoge und ihrer Helfer und alles Schwabenland und Franken und Elsaß und der andern Herren und Städte Lande, die des Krieges waren zu beiden Seiten, so sehr geschädigt mit Raub und mit Brand, daß mehr

Leute verdarben und mehr arme Leute gemacht wurden, als vorher in viel hundert Jahren geschehen war. Und sonderlich Schwabenland und der Herren von Würtemberg Land wurden so gänzlich verheert und verbrannt, daß an manchen Orten außerhalb der Städte und Vesten zehn oder zwölf Meilen weit kein Dorf noch Hausstand." Die allgemeine Erschöpfung machte beide Parteien einem Frieden geneigt.

König Wenzel hatte während dieses ganzen Streits große Schwäche und Unfähigkeit an den Tag gelegt. Die Stürme und Wirren im Reich, denen er nicht zu gebieten vermochte, waren ihm so zuwider, daß er damals an Niederlegung der Krone dachte. Hatte er früher die Städte begünstigt, so that er jetzt, da sie gedemüthigt waren, wenig, sie wieder aufzurichten. Doch suchte er den Frieden herzustellen. Die Versammlung zu Mergentheim, wo Fürsten, Städte und königliche Abgeordnete tagten, hatte wenig Erfolg; die Friedensunterhandlungen und die Kriegsrüstungen dauerten fort. Auf dem Reichstag zu Eger trat der König offen gegen die Städtebündnisse auf, die wider Gott, wider ihn und das heilige Reich und wider das Recht seien. Dagegen versuchte er es nun wieder mit Errichtung eines allgemeinen Landfriedens, der auf sechs Jahre erlassen wurde und die Herren und Städte des südwestlichen Deutschlands umfassen sollte. Die Städte gaben das Einigungsrecht und Pfahlbürgerthum auf und erlangten dafür einen Antheil an der Handhabung des Landfriedens. Zum Hauptmann in Schwaben wurde Graf Friedrich von Oettingen ernannt.

Der Landfriede von Eger. 1389.

25. Jan. 1389.

2. Mai.

5. Mai

Damit war der Städtebund, im Kampf unterlegen und nun auch des königlichen Schutzes beraubt, in seinem Bestand erschüttert. Sofort traten einige Städte, wie Regensburg, Nürnberg, dem Landfrieden bei; die rheinischen, elsässischen und wetterauischen einigten sich zu Heidelberg mit den Pfalzgrafen, bald auch die schwäbischen mit den Baiernherzögen. Die Städte mußten sich zu Entschädigungssummen verstehen; andere Streitigkeiten wurden schiedsrichterlich ausgetragen. Nur sieben Städte um den Bodensee, Constanz, Lindau, St. Gallen u. a. hielten noch an ihrem besonderen Bunde fest.

3. Juni 1389.

Die Macht und Bedeutung der Städte war durch den Krieg wenn auch erschüttert, doch nicht zerstört worden. Der große Bund war freilich aufgelöst, aber in kleinerem Maßstab schlossen sie fort und fort Einigungen. Manche mächtige Fürsten gingen Sonderbündnisse mit ihnen ein; so die österreichischen Herzoge, Albrecht III. mit dem Zopf und seine Neffen, so Graf Eberhard der Milde von Würtemberg, der dem städtefeindlichen „Greiner" nachfolgte und friedfertigere Gesinnung trug als sein Großvater. Die Fürsten und Städte waren um so geneigter, sich gegenseitig zu vertragen, als beide damals durch eine gemeinsame Gefahr bedroht wurden. Der niedere Adel am Rhein und in Schwaben hatte eine Gesellschaft geschlossen, um der fürstlichen Landeshoheit entgegenzuwirken. Von ihrem Abzeichen, einem silbernen Schlegel, nannten sie sich die Schlegler; durch Wegelagern und Straßenraub gefährdeten sie Handel und Verkehr. Die Gefahr schien so drohend, daß sich die mächtigsten Fürsten, Pfalzgraf Ruprecht II., Bernhard von Baden, Herzog Leopold IV.

Fürsten und Städte nach dem Krieg.

Die Schlegler.

von Oesterreich, Burggraf Friedrich V. von Nürnberg, mehrere geistliche Fürsten, zu ihrer Vernichtung vereinigten. Dieser Uebermacht vermochten die Ritter
1395. nicht lange zu widerstehen. Zu Heimsheim, wo sie sich verschanzt hatten, überwältigte sie Graf Eberhard und nahm drei „Schlegelkönige" gefangen. Auch König Wenzel erließ ein Verbot gegen die Schlegelgesellschaft, die sich nun der Uebermacht fügen mußte. Sie ließen sich in Unterhandlungen mit den Fürsten ein, unterwarfen sich einem schiedsrichterlichen Spruch und lösten
1396. sich dann auf.

Bedeutung des Krieges für die Städte.

Es war eine große Idee, dem Geist jenes Ulmer Bürgermeisters entsprungen, von dem uns die Ueberlieferung nicht einmal den Namen nennt, die Städte zu gemeinsamer Schutzwehr ihrer gefährdeten Freiheit in einen starken Bund zu vereinigen und dadurch eine Umgestaltung der Verfassung und Zustände im Reich in demokratischem Sinne herbeizuführen. Aber mit der großen Ausdehnung hielt die innere Festigkeit des Bundes nicht gleichen Schritt. Was dem hochstrebenden Sinn der Gründer als Ziel vorgeschwebt, gestaltete sich in der Wirklichkeit zu einer losen, durch mancherlei kleinliche und selbstsüchtige Zwecke geleiteten Vereinigung. Nur zu oft lagen die Bundesstädte in eifersüchtigem Hader mit einander, nur zu oft waren die Einzelnen in der Stunde der Noth verlassen. Wenn wir die Städtechroniken jener Zeit durchlesen, wie sie zu Augsburg, zu Constanz, zu Nürnberg (durch den Patrizier Ulman Stromer), zu Straßburg (durch Twinger von Königshofen) und anderswo verfaßt wurden, so sehen wir, wie häufig die großen allgemeinen Interessen kleinlichen Rücksichten und eigensüchtigen Beweggründen hintangesetzt wurden. Zudem waren die bunt zusammengewürfelten, eines gemeinsamen Heerführers entbehrenden, nur selten vereinigten Söldnertruppen der Städte den geschlossenen Reihen der Ritterschaft nicht gewachsen. Dennoch hatten es die Fürsten nicht vermocht, die Städte unter ihre Hoheit zu zwingen; nach wie vor erhielten sie sich als freie Gemeinwesen. Bald erkannten sie darin, daß sie die hoheitlichen Rechte des Königs oder benachbarter Herren in ihren Mauern an sich brachten, das wirksamste Mittel, die stäte Gefahr der Verpfändung unmöglich zu machen. „Sie lösten die Aemter des Reichsvogtes, des Schultheißen an sich, verschafften sich Befreiung von auswärtigen Gerichten, erwarben das Recht, sich selbst besteuern zu dürfen und Anderes mehr, wodurch sie nach und nach sich zu unabhängigen Gemeinwesen umwandelten, welche den Fürsten als ebenbürtige Reichsglieder zur Seite standen." Trotz mancherlei ungünstiger Verhältnisse, der widerstrebenden Elemente im Bunde und in den Städten selbst, der geschlossenen Kraft der Gegner, der Schwäche und Mißgunst des Reichsoberhauptes, vermochten die Städte auf dem eingeschlagenen Weg fortzuschreiten und ihre unabhängige Stellung zu wahren. Aber ein Streben nach Zusammenfassung des Reichs, nach Einigung all der widerstrebenden Kräfte, kurz nach Umwandlung des gelockerten Reichsverbandes in einen Staat, durfte man auch bei den Städten

nicht suchen, die allein ihre Sonderinteressen verfolgten. Solche Ideen waren allen Gliedern des Reichs auf lange Zeit abhanden gekommen.

2. Die Schweizer Eidgenossenschaft.

a) Erweiterung des Bundes.

Zu derselben Zeit, da die süddeutschen Städte mit dem Herrenstand in Krieg lagen, focht auch die Schweizer Eidgenossenschaft einen Entscheidungskampf gegen die Ritterschaft und die landesfürstlichen Ansprüche, doch mit größerem Schlachtenglück. Wir haben schon berichtet (VII, 880 ff.) wie in den Waldstätten die Eidgenossenschaft entstanden, wie sie sich eine unabhängige Stellung erworben und ihre Freiheit im blutigen Kampfe am Morgarten gewahrt hat. Die Erneuerung des ewigen Bundes zu Brunnen und bald auch eine weitere Ausdehnung war die Folge des Sieges der Eidgenossen. In dem mit den Habsburgern abgeschlossenen, mehrmals verlängerten Frieden erscheinen die drei Waldstätte in völliger Unabhängigkeit von den Herzogen; nirgends ist von hoheitlichen Rechten derselben über die Lande die Rede. Ludwig der Baier sprach den Habsburgern auch die grund- und lehnsherrlichen Rechte über Leute und Güter in den drei Thälern ab; selbst die Hofhörigen der Herzoge wurden für freie Leute des Reichs erklärt. In der Belehnungsurkunde, welche der Kaiser den Herzogen ertheilte, geschieht der drei Länder keine Erwähnung.

Die Ausdehnung der Eidgenossenschaft. — *9. Dec. 1315.* — *19. Juli 1318.* — *5. Mai 1324.*

Durch den Beitritt von **Luzern** wurde der Bund zu dem der vier Waldstätte erweitert und zugleich den ländlichen Gliedern das erste städtische Element beigefügt. Als der Abt von Murbach die Rechte des Klosters über die Stadt an den Herzog Albrecht veräußerte (16. April 1291), kam Luzern unter die Hoheit von Oesterreich, dem auch die Landgrafschaft im Aargau zustand. Die nach Unabhängigkeit strebende Stadt suchte die österreichische Herrschaft abzuschütteln und schloß einen Bund mit der Eidgenossenschaft. Wenn gleich in dem Bundesbrief die Rechte Oesterreichs noch anerkannt waren, so war doch die Unabhängigkeit von der habsburgischen Hoheit die offenbare Tendenz des Bundes.

Beitritt von Luzern. — *7. Nov. 1332.*

Von noch größerer Bedeutung war der Beitritt der Stadt **Zürich**, welche, seit die Hoheitsrechte der Aebtissin am Fraumünster mehr und mehr erloschen, reichsunmittelbar geworden war. Die alleinige Herrschaft der Geschlechter wurde hier durch den kühnen und unternehmenden Patrizier Rudolf Brun gestürzt. Durch die Aufnahme der Handwerker in die Bürgerschaft zerfiel diese nunmehr in zwei Klassen, die „Konstafel" (Geschlechter) und die dreizehn Zünfte der Handwerker unter ihren Zunftmeistern. Ein Rath von Bürgern aus beiden Klassen stand dem Bürgermeister, dessen Amt sich Brun lebenslänglich vorbehielt, zur Seite. Der Kaiser und die Aebtissin bestätigten die Verfassungsänderung, die aber noch heftige Stürme zu bestehen hatte. Viele aus den Geschlechtern waren verbannt worden und führten, unterstützt von benachbarten Herren, wie dem Grafen Johann von Habsburg-Laufenburg, Krieg gegen

Von Zürich. — *1336.*

die Stadt; die Anhänger der alten Verfassung verschworen sich gegen den
23. Februar 1350. kraftvollen, harten Bürgermeister, aber in der Züricher Mordnacht erlagen sie im Straßenkampf den Bürgern. Die Verschwörer, die nicht im Gefecht erschlagen worden, endeten unter dem Richtbeil. Die Stadt Rapperswyl, die das verrätherische Vorhaben unterstützt hatte, wurde zerstört. Um aber für die Folge seine Stadt und die neue demokratische Verfassung sicher zu stellen,
1. Mai 1351. schloß Brun einen Bund mit der Eidgenossenschaft der vier Waldstätte. Zürich nahm gleich Anfangs eine hervorragende Stellung in dem Bunde ein, den sie nachher als Vorort leitete.

Glarus und Zug. Bald schloß sich auch das Land **Glarus**, wo die grundherrliche Gerichtsbarkeit des Klosters Säckingen und die Reichsvogtei an die Habsburger gekommen war, dem Bunde an, erbittert über das Streben der letztern, ihre herrschaftlichen Rechte zur wirklichen Landeshoheit auszubilden. Als im Herbst 1351 Oesterreich mit Zürich im Krieg lag, verweigerten die Landleute, in österreichischen Hauskriegen zu dienen. Die Züricher und ihre Verbündete nahmen sofort das Land in Besitz und vertrieben den österreichischen Vogt, Wal-
4. Juni 1352. ther von Stadion. Glarus trat nun der Eidgenossenschaft bei, jedoch nicht in directer Verbindung mit allen frühern Bundesgliedern und mit geringerer Be-
27. Juni. rechtigung. Wenige Wochen später folgte Amt und Stadt **Zug**, wo das Haus Oesterreich ebenfalls Vogteirechte besaß, als vollberechtigtes Glied des Bundes.

Bern. Besaß die Eidgenossenschaft bisher nur im Zürichgau und Aargau Mitglieder, so sollte sie sich bald auch in den burgundischen Ländern ausbreiten. Die Stadt **Bern**, von Berthold V. von Zähringen gegründet (1191), war von Kaiser Friedrich II. als Reichsstadt anerkannt worden. Mit den Waldstätten standen die Berner seit Alters in Verbindung, die noch enger wurde, als jene der mit dem benachbarten Adel in Krieg begriffenen Stadt Zuzug leisteten. Mit ihrer Hülfe schlugen die Berner unter ihrem Feldhauptmann, dem Ritter **Rudolf von Erlach**, das Heer des Adels, dem sich auch Frei-
22. Juni 1339. burg angeschlossen, in der heißen Schlacht bei **Laupen**. Bei der Belagerung von Zürich im Sommer 1352 stellten die Berner Truppen zum österreichischen
6. März 1353. Heere. Gleich darauf aber traten sie mit den Waldstätten in einen ewigen Bund, der sich mittelbar auch auf Zürich und Luzern erstreckte. Durch den Beitritt von Bern, das sich jedoch immer eine selbstständigere Stellung wahrte, ist die Zahl der acht alten Orte erfüllt. An den Kern der drei Waldstätte schlossen sich die übrigen Eidgenossen an, welche nur mit jenen in unmittelbarer Verbindung standen, die drei Städte Zürich, Bern, Luzern und die Länder Glarus und Zug, letztere allerdings eine Erwerbung von zweifelhafter Gültigkeit.

Habsburg u. die Eidgenossenschaft. Es ist leicht erklärlich, daß die Habsburger mit Besorgniß und Unmuth auf die weitere Ausdehnung der Eidgenossenschaft blickten, welche ihrer Herrschaft immer mehr Boden entzog und eine große Gefahr für ihr Haus, wie für das

ganze süddeutsche Fürstenthum in sich schloß. Sie dachten durch Demüthigung von Zürich den Bund zu sprengen oder doch zu beschränken. Wiederholt lagen die österreichischen Heere vor den Mauern der Stadt und auch Karl IV. ließ ein Reichsheer zu den Belagerungstruppen stoßen, aber ihre Anstrengungen waren von geringem Erfolg. Vor Allem suchten sie Glarus und Zug dem Bunde zu entziehen. Wenn gleich die Rechte der Herzoge in dem Bundesbriefe vorbehalten waren, wenn der Frieden von Luzern den Glarnern 1352.
einschärfte, dem Herzog, ihrem Vogteiherrn, wie von Alters her gehorsam zu sein, und wenn gleich im Regensburger Frieden die Eidgenossen zugestanden, 1355.
alles österreichische Besitzthum ledig und los lassen zu wollen: thatsächlich blieben auch Glarus und Zug im Bunde, und diese Unsicherheit der rechtlichen Verhältnisse, der Widerspruch, welcher in der Anerkennung der österreichischen Hoheit in Luzern, Glarus, Zug und dem Fortbestehen des Bundes lag, trug den Keim zu heftigem Kampfe in sich. Karl IV. nahm auch hier eine schwankende, zurückhaltende und nach den augenblicklichen Verhältnissen berechnete Stellung ein. Wenige Jahre nachdem er die Reichstruppen vor Zürich gesandt, schloß er mit der Stadt ein lebenslängliches Bündniß und bestätigte die Eidgenossen- 1362.
schaft. Während Karl's Lebzeiten wurde denn auch der Friede zwischen Oesterreich und den Schweizern aufrecht erhalten, der „Thorbergische" Frieden wurde 1368.
mehrmals verlängert; aber die schroff entgegengesetzten Interessen und Tendenzen widerstrebten einer friedlichen Einigung.

Um diese Zeit wurden auch Schritte gethan, um durch gemeinschaftliche Der Pfaffenbrief.
eidgenössische Verfügungen die lose Organisation des Bundes mehr zu befestigen, durch Sicherstellung der einheimischen Gerichtsbarkeit fremden Einfluß abzuhalten, insbesondere der geistlichen Gerichtsbarkeit entgegenzutreten. Die Veranlassung zu der unter dem Namen „Pfaffenbrief" bekannten Uebereinkunft gab der Ueberfall des Schultheißen von Luzern, Peter von Gundoldingen, 1370.
durch die Söhne des (1360) verstorbenen Bürgermeisters Brun von Zürich, welchem Rüdiger Manesse in seiner hohen Würde nachgefolgt war. Ueber diesen Friedensbruch entstand in Zürich und der Eidgenossenschaft eine gewaltige Aufregung. Bruno Brun, Probst der Chorherren am Großmünster, unterzog sich der weltlichen Gerichtsbarkeit des Rathes nicht und wurde verbannt. Nun schlossen die sechs eidgenössischen Orte (Bern nahm nicht Theil und Glarus wurde erst später auf Tagsatzungen zugelassen) die erwähnte Uebereinkunft, welche 7. Oct. 1370.
für die Entwickelung der Eidgenossenschaft von großer Bedeutung war.

In dem „Pfaffenbrief" war gesagt: Wer innerhalb des eidgenössischen Gebietes wohnhaft sein will und den Herzogen von Oesterreich durch einen Eid gebunden ist, der soll auch Treu und Gehorsam den Eidgenossen schwören, sowohl Geistliche als Weltliche, Edle und Unedle, und kein anderer Eid soll davor schirmen. Auch fremde Geistliche, die in der Eidgenossenschaft wohnen, dürfen Keinen, der zur Eidgenossenschaft gehört, vor ein fremdes Gericht ziehen, außer in Ehe und geistlichen Sachen, die an das bischöfliche Gericht gehören. Jeder soll vor dem einheimischen Richter, wo er

seßhaft ist, belangt werden. Zur Befestigung des Landfriedens wurden Bestimmungen gegen Privatfehden, zum Schutz der Straßen „von der stiebenden Brücke auf dem St. Gotthard bis nach Zürich", gegen unerlaubte Selbsthülfe getroffen. Der Pfaffenbrief „bezweckt die energische Durchführung der eigenen Territorialherrschaft, insbesondere durch Entwickelung des Grundsatzes, daß außer um Ehe- und geistliche Sachen jeder im Umkreis der Eidgenossenschaft Wohnende von Niemand, sei der Kläger weltlichen oder geistlichen Standes, vor einem andern als dem Richter seines Wohnorts belangt werden darf, sowie durch Feststellung eines bleibenden Landfriedens unter den eidgenössischen Orten."

Der Sempacher Brief. 10. Juli 1393. Später, als bereits die Habsburger bei Sempach erlegen waren, schlossen die Eidgenossen eine andere Uebereinkunft, die als „Sempacher Brief" die erste Kriegsordnung der Schweiz enthielt. Die verrätherischen Unterhandlungen des Bürgermeisters Rudolf Schön von Zürich mit Oesterreich gaben die Veranlassung dazu. Bestimmungen über Landfrieden, Bannerordnung, Plünderung und Kriegführung, Schonung der Klöster und Frauen bilden den wesentlichen Inhalt dieses eidgenössischen Kriegsgesetzes, welches von den acht Kantonen und der Stadt Solothurn vereinbart wurde.

b) Sempach.

Fehde mit den Grafen von Kyburg. Das Vorspiel zu dem entscheidenden Kampfe zwischen den Schweizern und Oesterreichern gab die Fehde, welche die Grafen von Kyburg mit den Eidgenossen begannen. Das durch üble Wirthschaft und häufige Fehden tief verschuldete Haus Kyburg suchte auf gewaltsame Weise wieder in den Besitz seiner Macht und Herrlichkeit zu kommen. Graf Rudolf entwarf den Plan, die Reichsstadt Solothurn zu überfallen und die an Bern verpfändeten Besitzungen Thun und Aarberg wieder an sich zu reißen. Die Solothurner aber waren auf der Hut und schlugen den Angriff des Grafen zurück. (Nov. 1382.) Auf Herzog Leopold III. fiel der Verdacht, als habe er den Anschlag unterstützt, und auch im weiteren Fortgang des Kampfes zwischen Kyburg und der Eidgenossenschaft nahm er eine höchst zweideutige Stellung ein. Die Kyburger vermochten zwar, sich in dem festen Burgdorf mit österreichischer Hülfe gegen die Berner zu behaupten; als aber in Bern die Volkspartei an's Ruder gelangte, setzte diese den Kampf mit solcher Kraft fort, (April 1384.) daß die Kyburger zum Frieden und zur Abtretung von Burgdorf an Bern gegen eine Kaufsumme genöthigt waren.

Der schwäbische Städtebund und die Eidgenossen. Der Ausbruch des Kriegs zwischen der Eidgenossenschaft und Oesterreich verzögerte sich jedoch. Die Constanzer Uebereinkunft der Schweizer Städte mit dem rheinisch-schwäbischen Städtebund (S. 148) war so gefahrdrohend, daß Herzog Leopold sich scheute, unter den obwaltenden Umständen den Kampf einzugehen. Aber die Allianz war keine feste; in der Stunde der Noth waren beide Theile auf sich selbst angewiesen; die Schweizer Städte fürchteten in allzu fernliegende Händel verwickelt zu werden und verweigerten den schwäbischen Bundesstädten die Beihülfe, und als endlich der Krieg zwischen dem Herzog und der Eidgenossenschaft ausbrach, nahm der schwäbische Städtebund seinerseits eine unentschlossene zweideutige Haltung an. Wir können die Beweggründe und Gedanken der leitenden städtischen Staatsmänner nicht durchschauen;

der vielgegliederte Bund war allzu vielen Strömungen und verschiedenen Richtungen unterworfen, als daß er Ein hohes Ziel mit Consequenz hätte verfolgen können; wohl möglich, daß auch fürstliches Gold die Politik der einflußreichen Bürger hie und da bestimmte. Nachdem der Städtebund an der Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen Oesterreich und den Eidgenossen emsig gearbeitet hatte und trotzdem endlich der Krieg ausgebrochen war, ließ er die Schweizer ihren Kampf allein ausfechten, ja er nahm nicht einmal die Gelegenheit wahr, den errungenen Sieg in seinem Interesse zu benutzen.

Den längst vorbereiteten Schlag gegen die Eidgenossenschaft beschloß endlich Herzog Leopold III. auszuführen, als er vom Städtebund eine neutrale Haltung erwarten konnte und der eifrigen Unterstützung des süddeutschen Adels sicher war. Die Schlacht bei Sempach. 1386. Mit einem gewaltigen Ritterheer, das in ruhmredigen schweizerischen Berichten auf 25,000 Mann angegeben wird, zog er zur Vernichtung des eidgenössischen Bundes aus. Unter all den stattlichen schwergepanzerten Streitgenossen ragte der ritterliche Herzog selbst hervor. Bei Sempach auf einer Hügelreihe hatten die Schweizer ihre Schaaren aufgestellt. Als hier das Ritterheer vorüberziehen wollte, nöthigten sie auf dem ungünstigen Boden die schwergewappnete Reiterei zum Kampfe. In wildem Sturme stürzten sich die leicht- 9. Juli 1386. bewehrten, schlechtgerüsteten Eidgenossen auf die Feinde; aber fest und undurchdringlich starrten ihnen die Lanzen der Ritter entgegen. Schon lag mancher Landmann aus den Thälern und mancher Bürger aus den Städten am Boden; aber bald wandte sich die Schlacht zum Nachtheil der Ritter, als es den Schweizern gelang, die festgeschlossenen Reihen der Gegner zu durchbrechen. Der Umschwung des Kampfes wird an den Namen des Arnold von Winkelried aus Unterwalden geknüpft und eine vielgefeierte Heldenthat von ihm erzählt. Mit dem lauten Rufe: „Eidgenossen, ich will euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und meine Kinder!“ faßte er einige der entgegenstarrenden Lanzen mit seinen starken Armen und riß im Falle eine Lücke in die feste Schlachtreihe. In die getrennten Glieder stürzten nunmehr die Eidgenossen und mit der Auflösung ihrer geschlossenen Masse war die Kraft der Ritterschaft dahin. In ihren schweren Rüstungen, ermattet von der glühenden Julisonne, erlagen die Ritter schaarenweise unter den Kolbenschlägen der Landleute. Verzweifelnd stürzte sich der Herzog, als er das Banner von Oesterreich sinken sah, in das Getümmel; unerkannt ward er von einem gemeinen Schweizerhirten erschlagen. Seinen Leib deckte Martin Malterer von Freiburg im Breisgau mit seinem eigenen und ward selbst über dem todten Herrn niedergestreckt. Mehrere hundert aus dem Ritterheere und gar viele von edlen Namen deckten das blutige Feld; auf Jahre waren die fürstlichen Hoflager verödet. Nie war die ritterliche Kriegskunst im Kampf mit Bürgern und Bauern so zu Schanden geworden. In Sagen und Liedern lebte die Sempacher Schlacht noch lange im Munde des Volkes fort.

Arnold Winkelried. Die kritische Forschung hat ihre zersetzende Schärfe auch auf die Einzelheiten dieser Schlacht gerichtet, und namentlich die That Winkelried's in das Reich der Fabeln zu verweisen gesucht. Wie die Geschichte vom Tell und andere Sagen, mit denen die alte Geschichte der Eidgenossenschaft ganz besonders reich ausgestattet ist, beruht die That Winkelried's auf viel späterer Ueberlieferung und Volksliedern; die eidgenössischen Chroniken von Justinger, Ruß und Etterlin schweigen davon, ein Beweis, daß im 15. Jahrhundert die Sage noch nicht vorhanden oder wenigstens nicht verbreitet war. Durch Tschudi und Johannes Müller sind auch die Sagen über die Sempacher Schlacht in die Geschichte eingeführt worden. Wohl mag ein Glied aus dem Geschlechte der Winkelried, das man mit allen Großthaten der alten Eidgenossenschaft in Verbindung zu bringen liebte, bei Sempach den Heldentod gestorben sein; von einem entscheidenden Einfluß auf den Ausgang der Schlacht kann die That nicht gewesen sein. Das liegt in dem Wesen der Volkssage, daß sie große Ereignisse einem einzelnen Namen zuschreibt, daß sie allen Ruhm, der vielen gebührt, auf ein einzelnes Haupt häuft.

Frieden. Den Bemühungen des schwäbischen Städtebundes gelang gleich nach der Schlacht die Vermittelung eines Waffenstillstandes, der dann bis zum 2. Febr. 1388 verlängert, aber, als „böser Frieden", beiderseits mit Argwohn betrachtet ward. Erst als die österreichischen Heere nochmals eine schwere Niederlage bei
9. April 1388. Näfels durch die Glarner und geringen Zuzug aus der Eidgenossenschaft erlitten und der fortgesetzte Krieg beide Theile ermüdet hatte, kam ein für die
1. April 1389. Schweizer sehr günstiger Friede zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft
Der Appenzeller Krieg. zu Stande, worin ihr Bund anerkannt wurde. Der Erfolg der eidgenössischen Waffen wirkte in den benachbarten Landschaften nach. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts erhob sich das Land Appenzell, das sich vorher an den schwäbischen Städtebund angeschlossen hatte, gegen die harte Zwingherrschaft des Abtes von St. Gallen, der ausgedehnte grundherrliche Rechte im Lande besaß und mit Oesterreich in Verbindung getreten war. Wider das aufständische Bergvolk vereinigten sich die Städte um den See mit den Fürsten, dem Abt von St. Gallen, dem Grafen Eberhard von Würtemberg u. a. In der Schlacht
15. Mai 1403. am Speicher oder auf Vögelisegg erlag der Städtebund den von Glarus und Schwyz unterstützten Appenzellern, die von den Höhen herab Felssteine auf die Feinde rollten und sie in Verwirrung brachten, und als sich Herzog Friedrich von Oesterreich (mit der leeren Tasche) gegen das Hirtenvolk erhob, erlitt er
17. Juni 1405. am Stoß bei Gais eine blutige Niederlage. An der Spitze der Appenzeller stritt Graf Rudolf von Werdenberg, der, von Oesterreich in seinen Besitzungen bedrängt, seine ritterliche Rüstung mit einem schlichten Hirtenkleide vertauschte. In den Thälern und Gebirgen des rauhen Landes erlagen die schweren Ritterheere allenthalben den gewandten, leichtbeweglichen, auf den Bergen aufgewachsenen Hirten und Landleuten. Im Gegensatz zu dem Städtebund um den See stifteten die Appenzeller einen Bund ob dem See. Trotz der Friedensschlüsse mit Herzog Friedrich und dem Abt von St. Gallen dauerte der Krieg
Oct 1407. mit Adel und Ritterschaft fort. Es erhob sich nochmals ein heftiger Sturm

gegen den Bund, als Herzog Friedrich, Graf Eberhard von Würtemberg, Burggraf Friedrich von Nürnberg, die Bischöfe von Augsburg und Constanz mit der St. Georgenritterschaft und vielen schwäbischen Herren eine Vereinigung schlossen. Abermals wurde um den See und im obern Rheinthal blutig gestritten. Vor Bregenz erlagen die Appenzeller den Rittern vom St. Georgenschild. 13. Jan. 1408. Endlich nahm sich König Rupprecht des Streites an; sein Spruch erklärte den 4. April 1408. Bund ob dem See als der Verfassung des Reichs zuwider für aufgelöst, und ein neuer Spruch entschied die Streitigkeiten mit dem Stift St. Gallen zu Gunsten des Abtes. 6. April 1409. Zwar verloren die Appenzeller nunmehr das Rheinthal an Oesterreich, aber ihre Unabhängigkeit war doch gegründet. Bald wurden sie in die schweizerische Eidgenossenschaft aufgenommen. 24. Nov. 1411.

III. König Wenzel und Rupprecht von der Pfalz.

1. Wenzel's Stellung im Reich und die Vorgänge in Böhmen.

Als Kaiser Karl IV. aus dem Leben schied und die deutsche und böhmische Krone seinem Erstgebornen, Wenzeslaus (IV.), überließ, war die politische Lage des Reichs eine so schwierige, daß sie der vollen Thätigkeit eines gereiften, hellblickenden und thatkräftigen Mannes bedurft hätte, nicht des schwankenden Regiments eines unerfahrenen, schwachen Jünglings. Man hat den Charakter Wenzels häufig allzu ungünstig beurtheilt. Wir können ihm, besonders im Anfang seiner Regierung, redliches Streben und guten Willen nicht absprechen; aber den schwierigen Verhältnissen in Staat und Kirche war er nicht gewachsen; den Kämpfen der Städte mit den Fürsten vermochte er nicht Einhalt zu thun, und ebenso wenig die große Kirchenspaltung, die damals die Gemüther verwirrte, auszugleichen. Schon allzufrühe an Pracht und Herrlichkeit gewöhnt und in die Staatsgeschäfte eingeführt, ward er deren bald überdrüssig, wenn er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen erkannte. Es fehlte ihm nicht an Einsicht und wohlmeinendem Streben, aber an Thatkraft und Consequenz und an der Fähigkeit, einen Plan mit Entschiedenheit gegen widerstrebende Gewalten durchzuführen. Zu einer Selbständigkeit und Festigkeit des Wollens und Handelns hat es der von wechselnden Launen und Leidenschaften beherrschte Wenzel nie gebracht. In seiner staatsmännischen Thätigkeit, in der er geringe Erfolge erzielte, fand er keine Befriedigung. Dann konnte er sich wohl wochenlang in den ausgedehnten Wäldern von Bürglitz und Karlstein mit der Jagd befassen, unbekümmert um die Vorgänge im Reich. Dem Waidwerk war er leidenschaftlich ergeben; von den großen Jagdhunden, die selbst das Schlafgemach mit ihm theilten, soll seine erste Gemahlin Johanna des Nachts zerrissen 31. Dez. 1386.

Wenzel's Schwächen und Verdienste.

worden sein. Später wich diese Leidenschaft der Neigung zum Trunk. Aber trotz dieser Untugenden, trotz seines launischen, eigensinnigen Wesens, dürfen wir nicht verkennen, daß Wenzel ein wohlwollender und Gerechtigkeit liebender Fürst war, wenn nicht Jähzorn und Trunkenheit seine gutmüthige Natur übermannten. Zu einem grausamen rechtsverletzenden Tyrannen, der ohne Grund und Urtheil Hinrichtungen vollzog, der seine angesehensten Barone dem Henker überlieferte (den blutigen Landtag bei Wilemow hat die unbefangene Forschung aus der Geschichte gestrichen), hat ihn nur der Haß geistlicher Geschichtschreiber gestempelt. In seinem böhmischen Heimathland hat er nie die Liebe des Volkes verloren.

Wenzel's Stellung zu den Zeitverhältnissen. Wir haben bei Darstellung des Städtekriegs gesehen, wie Wenzel bemüht war, die im Widerstreit begriffenen Gegensätze auszugleichen, Ruhe und Frieden herzustellen und dem unseligen Krieg im Reiche vorzubeugen oder ein Ende zu machen. Aber dies Bestreben hätte die Kräfte auch eines stärkern Fürsten überstiegen, und Wenzels unsichere, schwankende, nach der augenblicklichen Lage wechselnde Haltung konnte bei einem so tief liegenden Hader keine Erfolge erzielen. Nicht glücklicher arbeitete er an der Ausgleichung der Kirchenspaltung, die noch sein Vater sterbend hatte aufsteigen sehen. Er erkannte den römischen Papst Urban VI. als rechtmäßigen Oberhirten an, aber wenn gleich der Reichs-
27. Febr. 1379. tag von Frankfurt sich für denselben erklärte, so hatte doch im deutschen Reich der Gegenpapst Clemens VII. manchen mächtigen Anhänger, wie den Herzog Leopold von Oesterreich, der mit zweideutiger Politik die Kirchenspaltung zu eigenem Vortheil zu benutzen suchte.

Wie die Kirche im Allgemeinen wurden auch manche deutsche Stifter durch den Streit zweier Prätendenten verwirrt; so führten in Mainz zwei Prälaten, Ludwig von Meißen und Adolf von Nassau, um den erzbischöflichen Stuhl einen jahrelangen Kampf,
Apr. 1381. der erst beendigt ward, als Adolf von Clemens VII. abließ und Ludwig auf den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg befördert ward. Zudem gerieth Wenzel bald wegen der Besetzung einiger deutschen Bisthümer in Spannung mit Urban, und die Zuneigung zum französischen Hofe, die er mit dem ganzen Hause Luxemburg theilte, hielt ihn von einem entschiedenen Auftreten gegen den französischen Papst zu Avignon ab. Die Beziehungen zwischen den Höfen von Paris und Prag sollten durch die Vermählung von Wenzels junger Schwester Anna mit Karl VI. von Valois eine innigere Gestalt annehmen; doch gelang es dem Cardinal Pileus, die gefährliche Verbindung zu hinter-
1381. treiben; die junge Fürstin reichte ihre Hand dem König Richard II. von England. Zu einer Liga mit Richard und Urban gegen Frankreich aber ließ sich Wenzel nicht bewegen;
1382. er sah die Invasion Ludwigs von Anjou in Italien ruhig an, er versprach wohl, auf
1383. das Drängen des Papstes und ghibellinischer Patrioten, im folgenden Jahr seinen Römerzug anzutreten; aber die Zustände im deutschen Reich und eigene Unlust verhinderten den Plan.

Charakter seines Regiments. Hatte sich König Wenzel im Anfange seiner Regierung mit Eifer, wenn auch geringem Erfolg, der Geschäfte des Reichs angenommen, so wurden ihm dieselben in der Folge immer mehr verleidet. Die alten Räthe seines Vaters,

welche die Regierung bisher noch in Karls Sinne geleitet, der Cardinal Johannes Ocko von Wlasim, Erzbischof von Prag, Albert von Sternberg, einst Erzbischof von Magdeburg, vorher und nachher Bischof von Leitomischl, starben bald hinweg, die beiden genannten am nämlichen Tage, und im selben Jahr 14. Jan. 1380.
Johann von Neumarkt, Bischof von Olmütz, der einstige Reichskanzler. Mit 20. Dez.
dem Abgang der alten Räthe und dem zunehmenden Alter Wenzels gerieth die Regierung in neue Bahnen; mehr und mehr spürte man, nicht zum Vortheil des Reichs, das persönliche, eigenwillige und launische Regiment des Königs, und bald traten im luxemburgischen Hause und im böhmischen Reiche Zustände ein, welche die Aufmerksamkeit des Königs gänzlich von Deutschland abzogen. Im böhmischen Reiche wirkten Karls IV. treffliche Anordnungen unter seinem Sohne noch mehrere Jahre fort. Frieden und Ordnung ließen Verkehr und Gewerbsamkeit zu hoher Blüthe kommen, geregelte Finanzwirthschaft bewahrte das Volk vor Steuerdruck; Mißbräuche in den Verwaltungs- und Richterämtern erforschte der junge König oft selbst unerkannt und stellte sie ab; die Universität verbreitete weithin Bildung und lockte Tausende von Wißbegierigen an. Lange blieben diese ersten Jahre von Wenzels Regierung in gesegnetem Andenken, zumal da bald Stürme und Wirren ausbrachen, die jene Zeit in um so hellerem Lichte erscheinen ließen.

Das luxemburgische Haus und die Erwerbung von Ungarn.

Wir haben oben (S. 140) die ungleiche und in ihren Folgen unselige Ländervertheilung Kaiser Karls IV. kennen gelernt, womit er, ungewarnt durch gleichartige Vorgänge im wittelsbachischen und andern Fürstenhäusern, den Keim zu Hader und Zersplitterung im eigenen Hause legte. Sigmund, dem die Mark Brandenburg zugefallen, hatte durch die Hand der Maria, der Erbtochter des Königs Ludwig von Ungarn und Polen, die Anwartschaft auf beide Kronen erworben. Als der alte König mit Tod abgegangen war, erhob sich in Polen 11. Sept. 1382.
eine nationale Partei, welche Sigmunds Ansprüche erfolgreich zurückwies, und auch in Ungarn hielten ihn die verwittwete Königin Elisabeth und ihr Günstling, der Palatin Nicolaus von Gara, von der Regierung fern. Mißmuthig verließ der junge Fürst das Land, und schickte sich an, mit Waffengewalt seine 1384.
Ansprüche geltend zu machen. Um sich die Unterstützung seiner Verwandten und die nöthigen Geldmittel zu verschaffen, verpfändete er seine Länder, die Alt- 1385.
mark und die Priegnitz seinen mährischen Vettern Jost (Jodocus) und Procop, die Mittelmark seinem Bruder Wenzel. Der dadurch erkaufte Beistand und die Ankunft König Karls des Kleinen von Neapel bestimmte die verwittwete Königin und ihren Anhang, sich den Luxemburgern zu nähern; die Vermählung Mariens mit Sigmund wurde jetzt vollzogen. Als aber Karl der Kleine, der Oct. 1385.
sich zum König von Ungarn hatte krönen lassen, dem von der alten Königin und Nicolaus von Gara gesponnenen Meuchelmord erlegen war, änderten diese 24. Febr. 1386.
ihre Haltung wiederum. Erst die gewaffnete Hülfe König Wenzel's verschaffte den Ansprüchen seines Bruders Geltung. Die Königin Elisabeth fügte sich nun

12. Mai 1386. dem schiedsrichterlichen Spruche des römischen Königs, der sie auf den Genuß ihres Leibgedinges beschränkte und den Markgrafen Sigmund zum Generalcapitän des Königreichs Ungarn ernannte. Durch die Bestimmung, daß Sigmund nur mit Bewilligung Wenzel's zum König gekrönt werden solle, suchte dieser den jüngern Bruder auch ferner in Abhängigkeit zu halten. Erst nachdem die Königinnen von der neapolitanischen Partei gefangen genommen und Elisabeth erdrosselt worden, fand Sigmund allgemeine Anerkennung und erhielt
31. März 1387. zu Stuhlweißenburg die Krone des heil. Stephan. Um dieselbe Zeit gelangte die polnische Krone mit der Hand der andern Tochter König Ludwig des Gro-
17. Febr. 1387. ßen, der schönen Hedwig, an den litthauischen Großfürsten Jagello, der in der Taufe den Namen Wladislaw annahm.

Markgraf Jost von Mähren. Die Erwerbung von Ungarn hatte Sigmund mit großen Schulden und Verpflichtungen gegen seine Brüder und Vettern belastet. Vor Allen war es Jost von Mähren, ein gelehrter, fein berechnender, aber habsüchtiger und eigennütziger Fürst, der mit rastlosem Ehrgeiz die Verhältnisse zur Erhöhung seiner Macht ausbeutete. Sigmund mußte sich, um die an Jost verpfändeten ungarischen Grenzdistricte wieder mit seiner Krone zu vereinigen, dazu verstehen, die
1388. gleichfalls früher verpfändete Mark Brandenburg mit der Kurwürde seinem
7. Dez. 1383. Vetter abzutreten, dem gleichzeitig auch das durch Herzog Wenzel's kinderloses Ableben erledigte luxemburgische Herzogthum verschrieben ward. Damals nahmen auch die Vorgänge im Reich eine Gestalt an, welche dem König die Regierung völlig verleidete und ihn zu dem Gedanken führte, der Krone zu entsagen. Mit lauerndem Ehrgeiz sah Markgraf Jost den Mißmuth des Königs und die immer mehr hervortretende Abneigung der Kurfürsten gegen denselben, und gab sich der lockenden Hoffnung hin, sein eigenes Haupt mit der deutschen Krone zu schmücken.

Unruhen in Böhmen. Die schon im Laufe des Jahres 1387 ausgebrochene Empörung eines der mächtigsten Barone, des Marquard von Wartenberg, war das Vorspiel zu stürmischen Ereignissen in Böhmen. Eine gräuliche Judenverfolgung
1389. in Prag schloß sich bald an; gegen dreitausend Juden sollen in den Ostertagen dem Haß des fanatischen Pöbels zum Opfer gefallen, verbrannt und erschlagen worden sein. König Wenzel, der den Juden und den untern Schichten des Volks stets eine gewisse Zuneigung bewies, war empört über diese Gräuel; aber an ein energisches Einschreiten gegen die Frevler war in jener gesetzlosen Zeit nicht zu denken, und Wenzel selbst betheiligte sich an der Unthat, indem er die in der Judenstadt geraubten Schätze der königlichen Kammer ausliefern ließ.

Wenzel's Streit mit dem Erzbischof von Prag. Wenzel's Stellung wurde noch schwieriger, als er in immer größere Spannung mit der Geistlichkeit und deren Haupt, dem Prager Erzbischof Johann von Jenstein (Jenzenstein) gerieth. Dieser Prälat, ein Mann von feiner Bildung und Sitte, der seine frühere Weltlust und Lebensfreudigkeit plötzlich mit einem strengen Mönchswandel, mit Fasten und Büßen vertauscht hatte, war schon

vordem mit dem König in bedenklichen Zwiespalt gerathen, indem der Erzbischof streng über seinen kirchlichen Rechten wachte, die er häufig von Wenzel verletzt glaubte. Des Königs Günstlinge, meist Männer von niederm Adel, die er in seinen Rath gezogen und mit hohen Aemtern begabt hatte, wie Georg von Roztok, Hyncik Pluh von Rabstein u. a. verschärften die Spannung durch ihr rücksichtsloses Auftreten gegen die Geistlichkeit. Als der Erzbischof über einen 1393.
derselben, den Landesunterkämmerer Sigmund Huler, den Kirchenbann verhängte, gerieth der König in Zorn, der noch gesteigert wurde, als bei dem Tod des Kladrauer Abtes Racek durch eine eilige Wahl ein neuer Abt gesetzt wurde, während Wenzel den Plan hatte, die Abtei in ein Bisthum zu verwandeln und mit einem seiner geistlichen Günstlinge zu besetzen. Als sich der Erzbischof mit seinen Räthen zur Vermittelung eines Friedens nach Prag begab, schien eine Aussöhnung zu Stande zu kommen. Der jähzornige Fürst aber ergrimmte beim Anblick der geistlichen Herren in furchtbarer Wuth. Fluchend und scheltend zerriß er die dargereichte Vertragsurkunde, höhnte den Erzbischof und ließ dessen geistliche Räthe, Nicolaus Puchnik, den Generalvicar Johann von Pomuk, den Meißner Propst Wenzel in Haft nehmen; der Erzbischof entzog sich durch die Flucht der Rache des zornigen Herrn. Die andern Räthe legten, auf die Folter gespannt, demüthige Bekenntnisse ab und wurden entlassen; nur der Generalvicar Johann widerstand den Martern. Da ließ ihn Wenzel auf die Prager Brücke führen und in die Moldau stürzen. Der Tod des frommen, beliebten 20. März 1393.
und angesehenen Priesters erregte bei Volk und Geistlichkeit lebhaften Unwillen, und ein guter Theil der spätern Mißgeschicke, wie des schlimmen Andenkens, das die Geschichte von Wenzel überliefert hat, ist auf Rechnung seines damaligen Auftretens gegen die Geistlichkeit zu setzen. Der König, in welchem heftige Wuth und nachgiebige Schwäche unvermittelt neben einander wohnten, bereute bald seine Gewaltthätigkeit und erbot sich zur Genugthuung. Aber der Erzbischof machte hochgespannte Ansprüche, und an seiner Weigerung, die Umwandlung der Abtei Kladrau in ein Bisthum gutzuheißen und beim Papste zu befürworten, scheiterten die Verhandlungen. Weder von Papst Bonifaz IX., noch von seinem eigenen Domcapitel wurde die schroffe Haltung des Erzbischofs gebilligt.

Der geschichtliche Generalvicar Johannes von dem Dorfe Pomuk, der in den Streitigkeiten des Erzbischofs Johann von Jenzenstein mit Wenzel Werkzeug und Rathgeber des erstern war und für seine Standhaftigkeit in den Fluthen der Moldau büßen mußte, bildet die schwache Unterlage der mit vielen fremdartigen Sagen erweiterten und durch die Volkstradition entstellten Legende vom heiligen Nepomuk. Zuerst wurde der heilige Johannes als Märtyrer des Beichtgeheimnisses dargestellt, und sein Tod zehn Jahre früher gesetzt, weil die fromme Königin Johanna schon 1386 starb (wie es hieß von den wilden Hunden ihres Gemahls zerrissen), die nachfolgende Gemahlin Sophia aber, gleich jener eine bairische Fürstentochter, eine treue Anhängerin und ein Beichtkind von Johannes Hus war. In dieser Gestalt lautet die Legende (Die Legende vom heiligen Nepomuk.)

bei Hajek, einem böhmischen Geschichtschreiber aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, folgendermaßen: „Am Morgen nach St. Siegmundsfest (3. Mai) rief Wenzel nun den Priester Johann von Nepomuk vor sich, einen gottesfürchtigen Mann, der Magister an der Prager Universität, Domherr und Beichtvater der Königin war, und drang mit allem Fleiß in ihn, zu sagen, welche Sünden die Königin gebeichtet. Der Priester gab darauf zur Antwort: „Mein Herr König, ich weiß das nicht mehr, und wenn ich es wüßte, würde es mir doch nicht zukommen, Euch es mitzutheilen, so wenig als es Euch geziemt, mich darum zu fragen." Der König von Zorn entbrannt ließ ihn in einen unterirdischen Kerker werfen und ihn vom Henker, den er seinen Gevatter nannte, auf die Folter legen; als er ihm auch damit nichts auspressen konnte, befahl er, ihn Nachts auf die Prager Brücke zu führen und gebunden ins Wasser zu stürzen. Auf das hin wurden noch in derselben Nacht und in der folgenden viele brennende Lichter über dem Körper des Ertränkten gesehen. Die Prager Prälaten aber zogen den Leichnam bei dem Kloster zum heiligen Kreuz aus dem Wasser und begruben ihn in der St. Veitskirche und deckten einen Stein darauf. Seitdem sind viele und mannichfaltige Wunderzeichen dort geschehen und darum nannten ihn Viele einen Märtyrer Gottes und einen Heiligen. Wenn aber Jemand seine Heiligkeit anfocht und muthwillig auf das in den Stein gehauene Kreuz trat, der hat an dem Tage Spott und Schande erfahren, und darum haben die geistlichen Herren das Grab mit einem eisernen Gitter umschließen lassen." Diese Erzählung hat, wie ein neuerer Geschichtsforscher (O. Abel) darthut, ihren Ursprung in der ersten Zeit nach den Hussitenkriegen genommen, als die Geistlichkeit beflissen war, das böhmische Volk mit der katholischen Kirche wieder zu versöhnen, die Ohrenbeichte, gegen welche Johannes Hus gepredigt hatte, in ihrer Heiligkeit herzustellen und zugleich die czechisch-hussitische Nationalität durch die katholisch-deutsche zu überwinden. Darum wurde vor Allem der „Pfaffenfeind" Wenzel, der die czechische Partei des Hus und Hieronymus begünstigte und die Deutschen haßte, in das schlimmste Licht gestellt und zu dem um vier Jahrhunderte älteren „heiligen" Wenzel in grellen Gegensatz gebracht; mehr aber noch ging man darauf hinaus, die im Volke lebende Verehrung für den „heiligen Johannes" aus Hussinez auf den „heil. Johannes von Nepomuk" zu übertragen und den czechisch-häretischen Märtyrer durch einen katholischen zu verdrängen. Deshalb wurde der Todestag auf den 16. Mai verlegt, weil dies der zu Ehren des „Mistr Jan" (Magister Johannes) gefeierte Festtag war, die Hussitenbilder wurden durch Beifügung der fünf Sterne auf dem Haupte, durch Vertauschung der Bibel mit einem Cruzifix und andere Veränderungen in Nepomuksbilder verwandelt und so der „Ketzer" Johannes durch den „Heiligen" Johannes verdrängt, wie in früherer Zeit aus dem Nationalgötzen Swantewit der christliche St. Veit entstanden war. Und nicht die Königin Sophia, bei welcher Hus Beichtvater gewesen, sondern die fromme Königin Johanna, die das Opfer von Wenzels wilden Sitten geworden, mußte die Freundin des Heiligen sein. Der chronologische Widerspruch hat dann der Ansicht von zwei Johannes von Nepomuk die Entstehung gegeben. Noch eifriger war die Geistlichkeit beflissen, nach Bewältigung der böhmisch-reformirten Opposition wider das österreichisch-katholische Kaiserhaus durch die Schlacht am weißen Berge (Nov. 1620) die volksthümliche Gestalt des heiligen Johannes von Nepomuk zu einem vollständigen Sieg ihrer kirchlichen und nationalen Sache zu benutzen. Die Jesuiten sammelten alle Beweisstücke, die sich in Schrift und Rede für den heil. Johannes von Nepomuk auffinden ließen und bestürmten dann den Papst, die feierliche Heiligsprechung zu vollziehen; 78 schriftliche Bittgesuche von geistlichen und weltlichen Fürsten unterstützten die Bitte der Jesuitenväter. Diese Bemühungen hatten zur Folge, daß am 19. März 1729 Jo-

hannes von Nepomuk in die Reihe der heiligen Männer aufgenommen ward. „Wir haben die 1200 Jahre (schließt Abel), welche die böhmische Geschichte zählt, ganz ungezwungen nach den mythischen oder wirklichen Gestalten, welchen das Volk seine Verehrung zollte, in vier große Abschnitte einzutheilen vermocht, die auffallend genug mit den Perioden der politischen Geschichte zusammentreffen. Auf die nationalheidnische Urzeit, wo Svatovit herrscht, folgt die Einführung des Christenthums und die Verbindung mit Deutschland, es ist die Zeit des heiligen Veit, dem sehr frühe schon der heilige Wenzel beigesellt wird. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts erhebt sich eine Bewegung zugleich gegen das Deutschthum und die katholische Kirche, es beginnt die Periode der nationalen Unabhängigkeit, an deren Spitze Johannes Hus steht. Nach zwei Jahrhunderten, den bewegtesten der böhmischen Geschichte, werden Hus und seine Verehrer geächtet; mit der habsburgischen Herrschaft siegt Johannes von Nepomuk, er ist seit dem Untergang der politischen und religiösen Freiheit in Böhmen der Schutzpatron des Landes."

Unter den Wirren und Stürmen im deutschen und böhmischen Reich trat die Unfähigkeit Wenzel's immer klarer hervor; immer mehr wurde er ein willenloses Werkzeug der Parteien, und je eigensinniger er seine Selbständigkeit zu wahren glaubte, um so abhängiger wurde er von fremdem Rath und Einfluß. Das schlaffe und unfähige Regiment des Königs wurde nur hier und da durch Ausbrüche leidenschaftlicher Heftigkeit unterbrochen; statt der Thatkraft, die in den schweren Zeiten so nothwendig gewesen wäre, ließ er nur Gewaltthätigkeit blicken. Kein Wunder, daß sich bei Vielen eine tiefe Mißstimmung kund gab. Die Geistlichkeit war über die Ereignisse des Jahres 1393 erbittert, die großen Barone über die Bevorzugung der aus dem kleinen Adel und Bürgerstand gewählten Günstlinge und die dadurch gebildete „Kabinetsregierung." Gegen das monarchische Regiment, wie es Karl IV. begründet, regte sich die Reaction der Feudalherren, welche nach altem Recht Theilnahme an der Regierung beanspruchten. In dieser Stimmung thaten sich die Häupter des böhmischen Adels zusammen, voran Heinrich von Rosenberg, ein feingebildeter Herr von fürstlichem Ansehen und Besitz, dann Heinrich von Neuhaus, Otto von Bergow auf Bilin, Wilhelm von Landstein auf Lignic, Bores von Riesenburg u. a., selbst die Glieder des königlichen Hauses trugen kein Bedenken, sich in die gegen ihr Oberhaupt gerichtete Verbindung einzulassen. Markgraf Jost warf sich alsbald zum Führer des Herrenbundes auf und bewog auch König Sigmund zum Beitritt. Zu Znaim schlossen die beiden genannten Fürsten, so wie Herzog Albrecht III. von Oesterreich und Jost's Schwager, Markgraf Wilhelm von Meißen, ein Bündniß, „wider allermänniglich, ausgenommen das heilige römische Reich", dessen Spitze offenbar gegen Wenzel gerichtet war. Nur Herzog Johann von Görlitz widerstand den Lockungen der Landherren, und Markgraf Procop von Mähren hielt sich aus Haß gegen den Bruder dem Bunde fern. Die Reform der Regierung, also daß Wenzel sich vorzugsweise mit den Geschäften des deutschen Reichs befassen und, mit Beseitigung der ahnenlosen Günstlinge, dem hohen Adel die gebührende Stellung im Re-

Gründung des Herrenbundes.

18. Dez. 1393.

giment einräumen solle, war der Zweck der Einigung. König Sigmund, der bei dem Bruder in Prag weilte, legte bei dieser Gelegenheit Proben einer falschen, doppelzüngigen Politik ab, indem er mit Wenzel ein Bündniß schloß und gleichzeitig mit den Baronen Unterhandlungen anknüpfte. Diese bildeten
5. Mai 1394. dann mit Markgraf Jost eine Coalition, „damit das allgemeine Wohl gefördert, Unrecht abgeschafft und Recht und Gerechtigkeit im Lande in derselben Weise wieder gehandhabt werde, wie es zu Zeiten ihrer Vorfahren Sitte gewesen."

Gefangenschaft Wenzel's. Als König Wenzel auf der Reise von einer seiner Burgen nach Prag begriffen war, traten die Barone und Jost vor ihn. Der Rosenberger nahm das
8. Mai 1394. Wort; er hielt dem König die Folgen der Mißregierung vor Augen und forderte Abstellung der Beschwerden. Wenzel gerieth in leidenschaftliche Aufregung; aber von seinem Gefolge verlassen, mußte er sich den Baronen, die nicht von seiner Seite wichen, fügen. Unter dem „Ehrengeleite" ihrer Bewaffneten brachten ihn die Herren in die königliche Burg zu Prag. Zwar nahm die Bürgerschaft Partei für den gefangenen Herrn und schickte sich an, ihn mit gewaffneter
15. Mai. Hand zu befreien. Als aber die Barone dem König einen Erlaß abdrängten, worin er die Stände zu einem Landtag berief, und die Ernennung des Markgrafen Jost zu einem „Starosta" des Reichs erzwangen, schlossen die Bürger
4. Juni. von Prag einen Friedensvertrag mit dem Adel. Dagegen traf Johann von Görlitz auf Wenzels Bitten energische Anstalten zur Befreiung des Bruders.
7. Juni. Ein Manifest legte die Ungültigkeit der erzwungenen Verfügungen, das unrechtmäßige Vorgehen der Barone dar und berief die Getreuen zu des Königs Dienst. Bald brachte Johann durch die Mannschaften der königlichen Burggrafen und zahlreiche Söldner ein beträchtliches Heer zusammen und rückte vor Prag, das die Thore alsbald öffnete. Die Barone auf dem Hradschin geriethen in Besorgniß; sie verließen das Schloß und schleppten den König von Burg zu Burg bis in die österreichische Feste Wildberg unweit Linz. Die stattliche Kriegsmacht Johanns und die Haltung der Reichsfürsten, die auf der Zusammenkunft zu Nürnberg den Pfalzgrafen bei Rhein zum Reichsverweser ernannten und ihn bevollmächtigten, die Befreiung des Königs zu erwirken, flößten den Landherren Besorgniß ein. Sie hielten es für gerathen, zum Frieden die Hand zu bieten. Gegen die Bürgschaft Herzog Johanns, daß Wenzel den Baronen Straflosig-
1. Aug. keit gewähre, wurde der König der Haft entlassen; wogegen in einer zu Pisek
25. Aug. ausgefertigten Urkunde dem Herrenbunde Amnestie und die Vornahme von
Fortdauernde Spannung. Reformen nach dem Spruch eines Schiedsgerichts zugesichert ward. Es war ein unsicherer Friede; die Landherren grollten, daß Wenzel mit der Rückführung des alten Herkommens in Verfassung und Gerichtswesen zögerte, und dieser konnte die ihm widerfahrene Schmach nicht vergessen noch verzeihen. Die Barone befestigten ihren Bund, zu dem sie die Herzoge von Oesterreich hinzuzogen, und auch der König suchte sich durch Rüstungen und nachbarliche Verbindungen gegen ähnliche Auftritte sicher zu stellen. Schon zogen die Bundes-

truppen wieder ins Feld, als sich Wenzel entschloß, seinen Bruder Johann von Görlitz zum obersten Hauptmann zu ernennen und ihm die Schlichtung der Streitigkeiten zu übertragen. Redlich bemühte sich Johann den Frieden herzustellen; sein Spruch ist uns unbekannt, war aber dem königlichen Bruder so zuwider, daß derselbe ihn in Ungnaden der Hauptmannschaft entsetzte und beide in heftigem Streit sich trennten. Bald darauf starb der junge Fürst eines plötzlichen Todes im Kloster Neuzelle, nicht ohne daß auf die Brüder und den Vetter Jost der Verdacht einer Vergiftung fiel. Aug. 1395. Jan. 1396. 1. März 1396.

Jetzt näherte sich der arglistige Ungarnkönig Sigmund wiederum dem Bruder und wußte dessen Vertrauen zu gewinnen. Nicht nur, daß er zu Wenzels Stellvertreter im römischen Reich ernannt ward, am selben Tag wurde ihm und dem Markgrafen Jost auch die Vollmacht ertheilt, die streitigen Punkte durch einen Schiedsspruch zu erledigen, der dann sehr zum Nachtheil des Königs ausfiel. Der oberste unabsetzbare Regierungsrath, welcher dem König zur Seite gestellt wurde, bestehend aus den Häuptern der Geistlichkeit und des Herrenstandes, war eine starke Schranke der Königsgewalt. Wenzel war mißmuthig über den aufgedrungenen, aus seinen ausgesprochensten Gegnern bestehenden Rath, doch fügte er sich vorerst und der heftige Streit schien zu Gunsten der Barone entschieden zu sein. Aber das Feuer war nur gedämpft, nicht erloschen. Als Sigmund in sein Reich zurückkehrte und bald von den Türken bei Nikopolis aufs Haupt geschlagen ward, traten die Gegensätze wieder scharf hervor. Die obersten Landesbeamten führten das Regiment und der König suchte die verhaßten Fesseln zu sprengen; es herrschte ein doppelter Wille in der Regierung und die Verwirrung in Böhmen ward immer ärger. Seiner bittern Mißstimmung nachgebend, ließ Wenzel den Markgrafen Jost, welchen er als Anstifter des ganzen Widerstandes haßte, und sechs Barone in Karlstein verhaften und erging sich in heftigen Reden über ihre Untreue und Anmaßung. Gleich darauf aber, als sich die Aufwallung gelegt, setzte er sie wieder in Freiheit und entließ sie erbitterter als zuvor. Das Ungewitter entlud sich zunächst auf die Häupter der königlichen Günstlinge, die nach Karlstein entboten und dort, als Verräther des Königs, meuchlings niedergestoßen wurden. Es waren Burkhard Strnad von Janowic, der Oberstkämmerer, Stephan von Opočna, Stephan von Martinic und der Malteserprior Markold von Wrutic. König Wenzel, dem die Verschworenen selbst die That meldeten und die hochverrätherischen Pläne der Ermordeten zu beweisen suchten, war schwach genug, den blutigen Vorgang nicht weiter zu untersuchen. Die Erbitterung der böhmischen Barone hatte damit eine gräuelvolle Genugthuung erlangt. Jetzt wurde ihr Hader mit dem König durch ernste Vorgänge im deutschen Reich, die Aller Blicke auf sich lenkten, in Hintergrund gedrängt. Vermittelung Sigmunds. 19. März 1396. 2. April. 11. Juni 1397.

2. Wenzel's Absetzung.

Die Stimmung im Reich. Längst hatte das ohnmächtige Regiment Wenzel's in Deutschland allgemeinen Unwillen erregt. Die völlige Theilnahmlosigkeit des Königs an den Reichsangelegenheiten, die Deutschland thatsächlich in die Lage eines jeder obersten Regierung beraubten Complexes selbständiger Gewalten setzte, die dadurch erzeugte rechtliche Unsicherheit und anarchische Verwirrung wurde unter allen Ständen schwer empfunden. Schon lange hatte man in fürstlichen Kreisen sich mit dem Gedanken der Absetzung des unfähigen Oberhauptes getragen. Um der zunehmenden Anarchie und Unsicherheit aller Verhältnisse einigermaßen zu steuern, hatte Wenzel auf dringendes Verlangen sich endlich bewegen lassen,
1396. seinem Bruder Sigmund die Reichsverweserschaft zu übertragen; allein dieser war durch die Angelegenheiten Ungarns und die Türkenkriege völlig in Anspruch genommen und eben so wenig wie Wenzel in der Lage, um das Reich sich zu kümmern. Kein Wunder, daß die im engen Kurfürstenkreise gesponnene Intrigue sich bald weiter ausbreitete, daß allmählich der Gedanke Wurzel faßte, nur durch den Wechsel des Oberhauptes könne den trostlosen Zuständen ein Ende gemacht werden. Durften diejenigen, die des Reiches Wohl im Auge hatten, nicht ein besseres Regiment erwarten, wenn das Königthum, das so lange den entfremdeten und vielbeschäftigten Händen der Luxemburger anvertraut gewesen, wiederum in das alte eigentliche Reichsgebiet zurückverlegt wurde?

Die kurfürstlichen Umtriebe. Die Umtriebe im Kreise der Kurfürsten nahmen allmählich eine gefährliche Gestalt an. Am Rhein, wo der Schwerpunkt der kurfürstlichen Macht ruhte,
Mainz. war auch der Heerd der gegen Wenzel gerichteten Anschläge. Als der Mainzer
19. Oct. 1396. Erzbischof Konrad von Weinsperg starb, machte der Domherr Johann aus dem nassauischen Grafengeschlechte, das seine geringe Macht durch das geistliche Fürstenthum zu heben suchte und schon zwei Glieder auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz gesehen, erfolgreiche Anstrengungen, zu der höchsten geistlichen Würde im Reich zu gelangen. Das Capitel aber erwählte seinen Nebenbuhler, Graf Gottfried von Leiningen, den sein Oheim Erzbischof Friedrich von Köln, sein Bruder Graf Emicho und König Wenzel unterstützten. Dieser durch offenkundige Bestechung herbeigeführten simonistischen Wahl fügte sich jedoch der Nassauer nicht; er eilte nach Rom und wirkte hier durch geschäftige Thätigkeit und reiche Geldspenden so erfolgreich, daß ihn Papst Bonifacius IX. auf dem Wege der Provision zum Erzbischof ernannte. Als er im
1397. August über die Alpen zurückkehrte, siegte die apostolische Provision wiederum über die freie Wahl; der gewählte Erzbischof mußte sein Stift verlassen. Die Erhebung dieses intriganten und ehrgeizigen Mannes zu dem ersten geistlichen Kurfürstenthum war von entscheidender Bedeutung für die folgenden Ereignisse. Wenzel erkannte die Gefahr wohl; sein Schreiben an den Papst spricht die

Mißstimmung und Besorgniß über die Wahl unverhohlen aus; vergeblich arbeitete er daran, die Ernennung rückgängig zu machen. Erzbischof Johann und die rheinischen Pfalzgrafen, die schon vorher ein Bündniß geschlossen und denen sich bald der an Leib und Geist schwache Erzbischof von Trier, Werner von Königstein und der Erzbischof Friedrich von Köln anschlossen, waren die Seele der gegen Wenzel gerichteten Pläne. 23. Oct. 1396.

Der König täuschte sich nicht über die drohende Gefahr; er kam jetzt nach langer Zeit wieder ins Reich und nahm sich der Geschäfte an. Den erwählten Erzbischof Gottfried gab er auf, erkannte Johann an und suchte mit ihm in ein besseres Verhältniß zu kommen. Allein die geschäftige Thätigkeit Wenzels, der jetzt viele Raubschlösser erstürmte, ungesetzliche Waffenbündnisse aufhob, auf dem Reichstag zu Frankfurt einen Landfrieden auf zehn Jahre herstellte, vermochte nicht, die Sünde der frühern Theilnahmlosigkeit wieder gut zu machen. Von Deutschland begab sich Wenzel nach Frankreich, wo er zu Rheims mit König Karl VI. eine Unterredung hatte. Vergebens warnte der alte Pfalzgraf Ruprecht II. in einem scharfen Schreiben vor der Zusammenkunft mit dem französischen König, die ohne Nutzen und der Ehre und Wohlfahrt des Reiches zuwider sei; in Rheims kamen die beiden Könige zusammen, und der feinen Sitte und strengen Etikette des französischen Hofes gegenüber nahm sich das derbe Wesen Wenzels, das häufig in trunkene Rohheit ausartete, unwürdig genug aus. In Betreff des Kirchenstreits zeigte er sich dem von den Universitäten zu Paris und Prag befürworteten Plane Karls VI., beide Päpste zur Abdankung zu bewegen, geneigt und versprach in seinen Reichen für den Compromiß zu wirken; aber einen wirklichen Erfolg hatte die Unterredung nicht. Dieser Annäherung des Königs an Frankreich hatte die rheinische Kurfürstenpartei eine innige Verbindung mit England gegenübergesetzt. Pfalzgraf Ruprecht der Aeltere leistete gegen eine jährliche Summe von tausend Pfund dem englischen König Richard den Vassalleneid, und bald darauf schlossen auch sein Sohn Ruprecht III. und der Erzbischof Friedrich von Köln ähnliche Verträge mit England, deren Spitze gegen das drohende Uebergewicht des französischen Königs gerichtet war. Die Zusammenkunft Wenzels mit Ruprecht III. in Koblenz schien einen Augenblick den Zwiespalt beizulegen; der Kurfürst vertheidigte sich gegen die Anklagen und versprach, Wenzel als seinem gnädigen Herrn zu dienen. Allein der König hatte sich zu viele Feinde gemacht, als daß der heraufziehende Sturm noch zu beschwören gewesen wäre. Insbesondere erzürnte es die Fürsten, daß er die Ehrsucht und Ländergier der Visconti in Mailand begünstigte.

[Margin: Wenzel kommt ins Reich. 1397. — 6. Jan. 1398. — März 1398. — 30. Mai 1397. — 16. Juni. 7. Juli. — 1. Juni 1398.]

Einen entschiedenen Gegner fand Wenzel in den Florentinern, die unausgesetzt mit der kurfürstlichen Opposition in Verbindung standen und mit Gold und Ueberredung die Absetzung des Königs betrieben. Durch die offene Begünstigung der riesenhaft anschwellenden Macht der Visconti, die immer deutlicher die alleinige Herrschaft

[Margin: Wenzel und Galeazzo Visconti.]

in der Lombardei und Toscana erstrebten und der Stadt Florenz die gegründetste Besorgniß einflößten, hatte er sich diese Feindschaft zugezogen. Die Signorie über die durch ewige Kämpfe geschwächten und überlebten lombardischen Republiken war die Grundlage der viscontischen Macht, welche die Glieder jener Familie mit meisterhafter Sicherheit und Klugheit zusammenhielten. Aus ehemals reichsunmittelbarem Gebiet war die mailändische Herrschaft zusammengesetzt; sie war eine Usurpation auf Kosten des Reichs. Die gewaltsam errungene Herrschaft der Visconti erlangte jetzt die gesetzliche Anerkennung des Reichsoberhauptes, als Wenzel gegen eine hohe Geldsumme den Galeazzo Visconti, der seit seines Oheims Barnabo Ermordung (1385) an der Spitze
11. Mai 1395. des Staates stand, zum erblichen Herzog von Mailand und zum Reichsfürsten erhob. Die viscontische Herrschaft breitete sich nun rasch noch weiter aus, im Jahr 1399 sogar über Pisa und Siena, Grund genug für die noch unabhängigen Gemeinwesen, insbesondere Florenz, zu den ärgsten Befürchtungen. Es waren freilich thatsächlich längst verlorene Rechte und Besitzungen, die nunmehr aufgegeben wurden, aber doch durfte der Träger der deutschen Krone die rechtliche Anerkennung eines ungesetzlichen Vorganges nicht um schnödes Geld verkaufen. „Eine der vier Kronen, auf denen einst die Ottonen das Reich gegründet, so sagten die Zeitgenossen, sei dahingegeben; wie Karl IV. Arelat, so habe Wenzel Lombardien verkauft und nach der römischen Krone strecke schon Neapel die Hand aus; nur auf Einer Säule noch ruhe das heilige Reich und auch die werde täglich unsicherer.“ Unter den Vorwürfen, welche die Kurfürsten gegen Wenzel schleuderten, war diese Verleihung nicht der geringste und wohl geeignet, ihrem Vorgehen einen ehrbaren Schein zu geben.

Die kurfürstlichen Bündnisse. Die Agitationen der Florentiner, Wenzels Annäherung an Frankreich, die neulichen Verfügungen in Deutschland und Italien, die Unterstützung, welche der König den fränkischen Städten gegen die drückende Herrschaft des Bischofs Gerlach von Würzburg gewährte, erbitterten viele unter den Fürsten und ermuthigten die rheinische Oppositionspartei, offener mit ihren Plänen hervorzutreten.
11. April 1399. Das Bündniß, welches die Erzbischöfe von Mainz und Köln und der Pfalzgraf zu Boppard abschlossen, war nur zu deutlich gegen das Oberhaupt gerichtet.
2. Juni. Bald darauf trat der Kurfürst Rudolf III. von Sachsen zu Marburg bei
15. Sept. und zu Mainz der Erzbischof Werner von Trier. Die Theilnehmer verpflichteten sich in Angelegenheiten des Reichs und der Kirche gemeinsam zu handeln, wider Jeden, der das Königthum oder Reichsvicariat gegen ihren Willen anstrebe, sich zu vereinigen; wenn König Wenzel das Reich schmälern wolle, sich ihm zu widersetzen, den Mailänder in seiner neuen Würde nicht zu bestätigen. Zugleich traten auch andere Fürsten, Herzog Stephan von Baiern, die Markgrafen von Meißen, der Landgraf Hermann von Hessen, der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, dem Bunde bei, der die sämmtlichen Kurfürsten mit Ausnahme der luxemburgischen umfaßte. Zu Mainz wurde nun auch offen die Absicht ausgesprochen, einen neuen König zu wählen. Ueber den Nachfolger aber waren die Stimmen getheilt; es traten da gar zu viele Ansprüche und Erwartungen zu Tage.
2. Februar 1400. Als die Kurfürsten und ihre Verbündeten sich zu Frankfurt über den zu Erwählenden beriethen, kam man überein, nur die Häuser von Baiern, Sachsen, Meißen, Hessen das burggräfliche Geschlecht von Nürn-

berg und das gräfliche von Würtemberg zur Bewerbung zuzulassen. Die Luxemburger, die Habsburger und die Welfen wurden von der Wahlliste ausgeschlossen. Auf dem großen Reichstag zu Frankfurt, wo sich die Kurfürsten, die verbündeten Fürsten, Städteboten mit den königlichen und fremden Gesandten versammelten, sollte die Angelegenheit zu Ende geführt werden. Aber über die Wahl des Nachfolgers kam es hier zum Streit. Herzog Rudolf von Sachsen schlug seinen Schwager, den Herzog Friedrich von Braunschweig aus dem alten welfischen Hause, vor, den man in Norddeutschland für den würdigsten hielt, die Krone zu tragen, während unter den rheinischen Kurfürsten die Wahl des Pfalzgrafen Ruprecht beschlossene Sache war. Der Reichstag löste sich ohne Ergebniß in Mißstimmung auf; eine neue Versammlung ward auf den 11. August nach Oberlahnstein einberufen, wo auch Wenzel zu erscheinen aufgefordert wurde. Unwillig verließ der Kurfürst von Sachsen mit den Herzögen Friedrich und Bernhard von Braunschweig, dem Bischof von Verden und andern Norddeutschen die Stadt; in einem Hohlweg unfern Fritzlar wurden sie plötzlich von einer Reiterschaar überfallen. Es waren Mainzer Dienstmannen, an ihrer Spitze Graf Heinrich von Waldeck, ein Verwandter des Erzbischofs Johann und Landvogt in mehreren mainzischen Aemtern. Im Gefechte wurde Herzog Friedrich nebst vielen Rittern erschlagen, Bernhard und Kurfürst Rudolf gefangen genommen. Zwar wurde der Ueberfall als die Folge einer Fehde zwischen dem Grafen von Waldeck und Herzog Friedrich hingestellt; aber den allgemeinen Verdacht, die blutige That angestiftet zu haben, konnte der Erzbischof Johann nicht entkräften, und sein Benehmen so wohl gegen die Missethäter, die er in seinen Diensten behielt, als gegen die Verwandten des Erschlagenen war nicht geeignet, die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umzuwandeln. Es ging ein Ruf des Zorns durch die deutschen Lande gegen Kurfürst Johann, „den andern Pilatus", und noch lange lagen die Angehörigen des Erschlagenen in blutiger Fehde mit Kurmainz.

Reichstag zu Frankfurt. 26. Mai 1400.

5. Juni.

Die längst beschlossene Absetzung des Königs verzögerte sich noch immer, theils durch den Zwiespalt in fürstlichen Kreisen über den zu Erwählenden, theils durch die Scheu der Kurfürsten, den wider Recht und Pflicht verstoßenden Schritt zu thun, ohne sich der päpstlichen Beistimmung versichert zu haben. Bonifacius IX., dessen Haltung in dieser Angelegenheit von dem Vorwurf zweideutiger Unentschiedenheit nicht freizusprechen ist, trug Bedenken, die ihm vorgetragenen kurfürstlichen Pläne gut zu heißen; ihre Gesandten entließ er mit einer unbestimmten Antwort. Er mochte noch immer hoffen, durch einen Römerzug Wenzels oder Sigmunds werde das Schisma zu Gunsten des römischen Papstes entschieden werden. Wenn wir aber auch in Bonifaz nicht den Anstifter und die Seele der Absetzung des Königs zu sehen haben, wie ihm wohl vorgeworfen wurde, so that er doch nichts, um kraft seines apostolischen Amtes die Kurfürsten an ihrem Vor-

König Wenzel und Papst Bonifacius IX.

haben zu verhindern; mit beiden Parteien unterhielt er Verbindungen, den Erfolg der Dinge abwartend. So weit war es gekommen troß der goldenen Bulle, daß man von der Anerkennung des apostolischen Stuhles, der selber durch das Schisma schwer bedrängt war, die Entscheidung über den deutschen Thron erwartete. Vielleicht hätte Wenzel noch jeßt durch sein Erscheinen im Reich den Sturm beschwören können. Aber in Böhmen waren neuerdings Unruhen ausgebrochen, die seine Anwesenheit erforderten. Die Glieder des Herrenbundes standen abermals dem König und dem Reichsverweser in Böhmen, dem Markgrafen Procop, mit den Waffen gegenüber. Wider leßtern errichtete Sigmund zu Iglau einen bewaffneten Bund, dem Markgraf Jost, Bischof Johann von Leitomischl und viele der angesehensten Barone angehörten. Der gegen Procop geführte Krieg dauerte bis gegen Ende des Jahres 1400 und hinderte den König, seine versprochene und für die eigene Sache so nothwendige Ankunft im Reich zu bewerkstelligen. Nicht einmal der Ausschluß des luxemburgischen Hauses von der Wahlliste, welcher die Hoffnungen Sigmunds und Josts auf die deutsche Krone vereitelte, war im Stande, den Hader der Brüder und Vettern zu schlichten.

Krieg in Böhmen.

18. Januar. 1400.

Die Absetzung Wenzels.

So kam endlich der Tag von Lahnstein heran. Natürlich stellte sich der König nicht vor den Fürsten, die sich das Amt von Richtern eigenmächtig beigelegt; eben so wenig erschien Markgraf Jost und auch Rudolf von Sachsen hielt sich fern, so daß nur die vier rheinischen Kurfürsten, des Pfälzers Sohn, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und eine Anzahl von Grafen, Herren und Rittern anwesend waren. Auf dem Königsstuhl bei Rense sprachen die Fürsten die Absetzung des römischen Königs Wenzel aus. In dem Urtheil werden ihm folgende Vergehen zur Last gelegt: 1) daß er der heiligen Kirche nicht zum Frieden geholfen hat, was ihm als Vogt und Schirmer zugekommen wäre; 2) daß er das heilige Reich entgliedert, insbesondere daß er den von Mailand, der ein Diener und Amtmann des Reiches war, zum Herzog und Grafen von Pavia gemacht und dafür Geld genommen hat; 3) daß er viele Städte und Lande in deutschen und welschen Landen, die dem Reich gehörten, nicht beim Reich behalten; 4) daß er ungeschriebene Briefe mit königlichem Insigel, so man nennt Membranen (Blanquets) ausgegeben, die dem Reiche Schaden bringen konnten; 5) daß er keine Acht gehabt der Mißhelligkeiten und Kriege, wodurch die deutschen Lande mit Raub, Brand und Mord erfüllt wurden, so daß weder Pfaffen noch Laien, weder Ackermann noch Kaufleute, weder Mann noch Weib Frieden zu Land und zu Wasser hatten und Kirchen, Klöster und Gotteshäuser verbrannt und verwüstet wurden; 6) daß er das Gericht im Reiche säumig verwaltet hat, also daß Jedermann seinen Muthwillen mit dem andern getrieben ohne Scheu vor dem heiligen Reich; 7) daß er ehrwürdige Prälaten, Pfaffen und geistliche Leute jämmerlich und unmenschlich getödtet wider Recht. Und diese vorgenannten Artikel und viele andere Uebel-

20. August 1400.

thaten, schloß das Urtheil, sind so landkundig und offenbar, daß sie nicht zu beschönen noch zu bedecken sind. Nachdem die versammelten Fürsten auf Grund dieser Anklagen den König Wenzel seines Amtes unwürdig erklärt und seine Absetzung ausgesprochen hatten, wurde den folgenden Tag der Pfalzgraf Ruprecht III. zum römischen König erwählt und einige Monate darauf zu 21. August. Köln vom Erzbischof Friedrich gekrönt; denn die Stadt Aachen verschloß ihm 6. Januar 1401. die Thore. Vorher hatte er den geistlichen Kurfürsten versprochen, ihre Freiheiten zu bestätigen, alle seit dreißig Jahren von Karl IV. und Wenzel aufgerichteten Zölle, mit Ausnahme der kurfürstlichen abzuschaffen, Mailand und die lombardischen Reichslande für das Reich wieder zu gewinnen und sich der kirchlichen Angelegenheiten anzunehmen.

Die rechtliche Frage der Absetzung.

Es war nicht das erste Mal, daß die Fürsten ihr erwähltes Oberhaupt vom Throne gestoßen, und jedesmal war es das Signal zu einem blutigen Bürgerkrieg gewesen. Daß diesmal der Thronstreit nicht mit gewohnter Heftigkeit entbrannte, war der Verwirrung und Zwietracht im luxemburgischen Hause und der geringen Macht des neuen Königs zuzuschreiben. Man hat über die Rechtmäßigkeit der Absetzung verschiedene Urtheile gefällt, und es ist bei der Unsicherheit und Unbestimmtheit der staatsrechtlichen Grundsätze und Anschauungen der damaligen Zeit nicht leicht, ein unbefangenes Urtheil zu gewinnen. Daß man im deutschen Reiche nicht sonderlich verwundert und empört war über den Lahnsteiner Gewaltact, zeigt der Umstand, daß man dem gestürzten König nirgends eine große Theilnahme oder Unterstützung zutrug. Selbst die Reichsstädte, deren schließliche Begünstigung seitens des schwankenden Wenzel bei manchen Fürsten den Ausschlag gegeben, verließen ihren König großentheils, als ihnen das neue Oberhaupt ihre Rechte bestätigte und vom entthronten keine Hülfe zu erwarten war. An der Absetzung hatten sie keinen Theil genommen, trotzdem sie ebenfalls als Reichsstände geladen waren; aber für das legitime Königthum Opfer zu bringen, zeigten sie wenig Neigung. Nur einzelne, wie Frankfurt und Aachen, verschlossen dem neuen König die Thore; die schwäbischen Städte hielten zwar lange mit ihrer Anerkennung zurück, aber statt dem gestürzten König Hülfe zu bringen, erwarteten sie von ihm Unterstützung. In einer unentschiedenen zurückhaltenden Stellung glaubten sie ihre Interessen am besten gewahrt. Zu einem gemeinsamen festen Auftreten waren sie seit der neulichen Niederlage nicht mehr fähig. Sonderinteressen und engherzige Politik nahmen mehr und mehr auch in den Städten überhand. — Ein unbefangener Richter wird zugeben müssen, daß ein Urtheil, gefällt von wenigen Gliedern des Reichs, denen Niemand die Vollmacht ertheilt, über ihren König zu Gericht zu sitzen, ohne Vernehmung und Vertheidigung des Angeklagten, ohne Prüfung der ihm zur Last gelegten Vergehen, ein Prozeß, der mit dem Strafurtheil begann, ein wider Recht und Pflicht verstoßender, gewaltthätiger und eigenmächtiger Vorgang war. Und was die Wahrheit der angeführten Beschuldigungen betrifft, so waren bei gar vielen die Richter viel schuldiger als der Verklagte. Daß Wenzel seine Pflicht als Reichsoberhaupt vielfach verletzt, daß er in schmählicher Thatlosigkeit die Geschäfte des Reichs vernachlässigt und dessen Geschicke theilnahmlos mit angesehen, war nicht zu läugnen. Allein dies war viel mehr Folge als Ursache der verwirrten und unerfreulichen Verhältnisse. Die Anarchie und Unsicherheit im Reich hatte nicht der König allein verschuldet; bei den schroff entgegenstehenden Interessen der Reichsstände, der Fürsten und Bürgerschaften, hätte auch ein stärkeres und thatkräftigeres Oberhaupt schwerlich eine Ausgleichung zu Stande ge-

bracht. Auch die Vorwürfe, daß er der Kirche nicht zum Frieden geholfen, daß er die Rechte des Reichs in der Lombardei, Brabant und andern Ländern preisgegeben, waren, wenn auch nicht unbegründet, so doch nicht allein auf das Haupt des Königs zu schleudern. Wohl dürften wir, wenn anders das Urtheil zu Rense in wohlmeinender Absicht beschlossen und zum Wohle des Reichs ausgefallen wäre, die rechtliche Frage nicht allzu stark betonen. Allein durch den ganzen Vorgang schimmern die unlautern und selbstsüchtigen Beweggründe jenes rheinischen Fürstenkreises unter der Leitung des Mainzers allzudeutlich hervor. War doch schon gar so viel Schimpfliches über das Reich hereingebrochen, ohne daß der kurfürstliche Unwille entbrannt wäre. Und wenn gleich der neue König, ein frommer, gerechter und ehrenwerther Fürst von löblichen Sitten, des Thrones würdiger war als sein Nebenbuhler, so war es doch ein schlechtes Mittel zur Abstellung der Uebelstände im Reich eine neue Wahl vorzunehmen, zu dem Hader allerwärts auch noch die Gefahr eines Thronkrieges zu gesellen, einen unthätigen und unfähigen Herrn zu stürzen, einen ohnmächtigen zu erheben.

3. König Ruprecht von der Pfalz.

a. Ruprechts' Stellung. Die Pfalzgrafen bei Rhein.

König Ruprechts Lage. König Ruprecht saß auf einem schwankenden Throne; nur im südwestlichen Deutschland und am Rhein, wo der Herd der Opposition gewesen, fand er Anerkennung; der Norden hielt sich in theilnahmloser Ferne, der Osten rüstete sich zum Kampf. Der neue König hatte eine schwierige Aufgabe übernommen, wenn er die Schäden des Reichs, die man Wenzels Unthätigkeit Schuld gab, heilen wollte. Sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen, die Kaiserkrone zu erwerben und die durch die Uebermacht des Visconti'schen Hauses aufgeregten Zustände in Italien zu ordnen, der Kirche die Eintracht und dem deutschen Reiche Ruhe und Frieden zurückzugeben: das waren die hohen, aber schwierigen, um nicht zu sagen unerreichbaren Ziele der neuen Regierung. Und von all dem hat sie wenig genug geleistet. Zunächst war Ruprechts Bemühen darauf gerichtet, sich Anerkennung und Anhang zu erwerben. Der bairische Zweig des wittelsbachischen Hauses schloß sich, gewarnt durch die verhängnißvolle Zwietracht der vergangenen Jahre, jetzt größtentheils dem unerwartet zu so glänzender Würde erhobenen Stammesvetter an; aber noch gar viele Fürsten und Städte hingen an Wenzel oder hielten mit ihrer Gesinnung zurück. Auch Papst Bonifacius zögerte mit der Anerkennung und gab unbestimmte Antworten; ihm drohte der Verlust der Obedienz von Böhmen, Ungarn und Polen, wenn er sich allzufrüh für Ruprecht entschied. Die Bekämpfung seines Gegners Wenzel und der Römerzug, um durch die Kaiserkrone sein Königthum zur Anerkennung zu bringen, das waren nunmehr für Ruprecht die nächsten Unternehmungen, beide gefährlich und von unsicherem Ausgang.

Die Pfalzgrafen bei Rhein. Als mit dem Tod (1. Mai 1214) Heinrichs
Ludwig I. 1214–1228. des Jüngeren aus dem welfischen Hause die rheinische Pfalzgrafschaft erledigt ward, verlieh sie Friedrich II. seinem getreuen Anhänger Ludwig von Baiern aus dem Hause
Otto I. 1228–1253. Wittelsbach.. Dieser übertrug sie seinem Sohn Otto I., dem Erlauchten, der mit der

welfischen Fürstentochter Agnes vermählt war und als er durch Meuchelmord umkam, 1231.
folgte ihm der Sohn auch im Herzogthum Baiern nach, dessen Angelegenheiten des
Fürsten ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Selten nur verweilte er in seinem
pfälzischen Lande. An Kaiser Friedrich hatte er treu festgehalten; dafür starb er unter 29. Nov.
päpstlichem Fluch (VII. 248). Sein Sohn Ludwig II. folgte ihm als Pfalzgraf und 1253. Ludwig II
Herzog in Oberbaiern, Heinrich erhielt Niederbaiern; seine Tochter Elisabeth war die 1253—1294.
Mutter des letzten Hohenstaufen. Pfalzgraf Ludwig den Strengen, den Fürsten von
trotzigem Kriegsmuth und wilder Leidenschaft, haben wir in den Zeiten des Zwischenreichs und Rudolfs von Habsburg öfter erwähnt (VII, 337. 759 f.). Die Pfalzgrafschaft
hat er durch äußere Abrundung und innere Consolidirung zu Macht und Blüthe erhoben.
Auf dem alten Bergschlosse zu Heidelberg geboren, hing er stets mit Liebe an seinem Heimatland. Bei des Vaters Tod waren aus seiner Ehe mit der habsburgischen Mechthilde zwei 3. Februar 1294.
Söhne, Rudolf und Ludwig, vorhanden. Während der Minderjährigkeit des Bruders Rudolf I.
führte Rudolf I. die Herrschaft in dem ganzen pfälzisch-bairischen Erbe. Ein Anhänger 1294—1319.
König Adolfs, ein Vorkämpfer in der Schlacht bei Göllheim, stand er auch nachher dem
König Albrecht noch entgegen, während sein Bruder Ludwig im königlichen Heere focht.
Die Brüder regierten fortan die Lande gemeinschaftlich, aber ein tiefer Haß hatte in
ihren Seelen Wurzel gefaßt, und mehrmals erhoben sie die Waffen wider einander. Als
Ludwig auf den Königsthron erhoben ward, stand sein Bruder Rudolf auf des Habs- König Ludwig IV.
burgers Seite. Hart bedrängt von Ludwig mußte er ihm endlich fast das ganze Land 1319—1329.
einräumen. Unstät und unglücklich endete der streitsüchtige, unruhige Fürst sein
Leben in der Fremde. Im Vertrag von Pavia (VII, 910) erhielten seine beiden 1329.
Söhne Rudolf und Ruprecht und ihr Neffe Ruprecht, des verstorbenen Adolf Sohn, Rudolf II.
die rheinische Pfalz und einen Theil des Nordgaues zu eigener Verwaltung. Als sie 1329—1353.
nachher das Gebiet theilten, bekam Rudolf II. den größeren Theil der Rheinpfalz und 1338.
einige oberpfälzische Besitzungen, die beiden Ruprechte, Oheim und Neffe, das Uebrige.
Das Verhältniß der Pfalzgrafen zu ihrem kaiserlichen Oheim ward von der Zeit an
ein freundlicheres. Die pfalzgräfliche Linie des Hauses Wittelsbach sah ruhig zu, wie
der Kaiser seine Hausmacht durch die großen Erwerbungen vergrößerte und die niederbairischen Besitzungen mit den oberbairischen vereinigte. Die Pfalzgrafen hielten treu
an Ludwig bis zu seinem Tod und wirkten der luxemburgischen Partei entgegen, bis
Rudolf II. den König Karl IV. zum Schwiegersohn erkor (S. 122). Dies begründete eine
enge Beziehung des pfalzgräflichen Hauses zu dem Luxemburger und tiefe Feindschaft
mit den bairischen Stammvettern. Für die Abtretung jener oberpfälzischen Besitzungen
(S. 125), wodurch die luxemburgische Herrschaft sich bis in's Herz von Süddeutschland ausdehnte, zeigte sich der Kaiser erkenntlich, indem er den Streit zwischen Pfalz und
Baiern um die Kurwürde zu Gunsten der erstern entschied. Bei Rudolfs II. Tod (1353)
folgte sein Bruder Kurfürst Ruprecht I. in der Regierung. Sein Neffe Ruprecht erkannte Ruprecht I.
den Oheim als alleinigen Regenten der pfälzischen Lande an, sich das Recht der Nach- 1353—1390.
folge ausbedingend, und zog sich in die oberpfälzischen Besitzungen, nach Amberg,
zurück. Pfalzgraf Ruprecht I. hielt fortwährend zu Kaiser Karl IV.; dafür ernannte
ihn dieser, als er nach Italien zog, zum Reichsverweser und bedachte in der goldenen
Bulle das pfalzgräfliche Haus mit besonderer Gunst. Sieben und dreißig Jahr waltete
Ruprecht I. als alleiniger Regent in der Pfalz; in stürmischen Zeiten hat der wohlwollende, weise Fürst sein Land nach Innen und Außen trefflich regiert. Durch mancherlei Gebietserweiterungen, durch die Wiedererwerbung jener an Böhmen abgetretenen
oberpfälzischen Besitzungen wurde das pfalzgräfliche Gebiet ausgedehnt, und in den
Reichsangelegenheiten nahm der alte, erfahrene Kurfürst eine hervorragende Stelle ein.
Unvergänglicher Ruhm knüpft sich an seinen Namen durch die Gründung der Univer-

Gründung der Universität Heidelberg. 1386. sität Heidelberg. Nach dem Muster der Pariser Hochschule wurde die neue Anstalt eingerichtet und alle Universitätsverwandte mit reichen Privilegien ausgestattet. Die Stiftungsurkunde ist vom 1. October 1386 datirt, am 18. October fand die feierliche Eröffnung statt; am folgenden Tag begannen Marsilius von Inghen, der früher in Paris als scholastischer Philosoph der nominalistischen Richtung gelehrt, und Heilmann Wunnenberg ihre philosophischen, Reginald von Alva seine theologischen Vorlesungen; die beiden anderen Facultäten waren noch nicht vertreten. Die Jurisdiction über die Universität, die Anfangs der Bischof von Worms besaß, ging schon nach wenigen Jahren auf den Rector über, der viermal jährlich aus der Artistenfacultät gewählt ward. 16. Februar 1390. Als der alte Kurfürst nicht lange nach der Gründung seiner Lieblingsschöpfung gestorben war, folgte ihm sein Neffe Ruprecht II., Ruprecht II. 1390—98. damals schon ein Greis, der seit lange an der Regierung theilgenommen und den Oheim mit einträchtigem Sinne unterstützt hatte. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Pfalz und Luxemburg begannen jetzt sich zu trüben und die Feindschaft zwischen beiden Häusern sich vorzubereiten. Doch betrieb der Pfalzgraf als Reichsverweser die Befreiung des gefangenen Königs. Wir haben die Umtriebe kennen gelernt, welche die Absetzung Wenzels herbeiführten und die Krone in das pfälzische Haus und den Schwerpunkt des Reichs in die rheinischen Länder brachten. Die ehrgeizig erstrebte Königswürde brachte dem pfalzgräflichen 1395. Hause glänzende Ehre, aber wenig Vortheil. Die rupertinische Constitution sollte die fernere Theilung der pfälzischen Besitzungen verhüten und nach dem Rechte der Primogenitur die Einheit des Territoriums erhalten, erlangte aber nie praktische Bedeutung. Ruprecht III. 1398—1410. Von den Söhnen Ruprechts II. überlebte ihn nur Ruprecht III. (geboren 1352), der römische König, der den Beinamen Klem führte, eine Benennung von unsicherer Bedeutung (als der Ernste, der Kleine, der Milde (clemens) gedeutet). Eine reiche Nachkommenschaft von neun Kindern hat die Burggräfin Elisabeth dem König geboren; aber nicht alle überlebten den Vater; die beiden ältesten Prinzen, Ruprecht Pipan, der den Kreuzzug gegen die Türken mitmachte und in der unglücklichen Schlacht von Nikopolis mitfocht, und der Pfalzgraf Friedrich starben frühzeitig. Ludwig III. folgte dem Vater in der kurfürstlichen Würde und in den altpfälzischen Besitzungen (Bacharach, Mannheim, Heidelberg u. a.); Johann erhielt den größten Theil der Oberpfalz, Stephan und Otto regierten in Simmern und Mosbach. Ein kurz vor Ruprechts Tode erlassenes Hausgesetz (1410) hatte die Theilung der pfälzischen Besitzungen angeordnet.

Die Luxemburger nach d. Absetzung. Der Verlust der deutschen Königskrone stellte einen Augenblick die Eintracht im luxemburgischen Hause her. Sowohl Wenzel als Markgraf Jost vermaßen sich hoch und theuer, diese Schmach zu rächen; aber zwieträchtiger Hader und kleinliche Selbstsucht wurzelten zu tief. Als Wenzel mit Sigmund, Jost und dem Herrenbund über die Bedingungen ihrer Hülfeleistung eine Unter- Okt. 1400. redung hatte, machten diese so maßlose Forderungen, daß jener voll Erbitterung die Versammlung verließ. Die Rechtsverletzungen und Willkürmaßregeln Wenzels führten nun auch solche unter den Großen, die ihm früher angehangen, ins feindliche Lager, wie Wolfram, der seit Johanns Entsagung (1396) auf dem erzbischöflichen Stuhl von Prag saß. König Ruprecht unterließ nichts, um seinem Gegner durch innere Verwicklungen die Hände zu binden. Bald war er mit dem ganzen Herrenbund unter Jost und mit den benachbarten Fürsten und Bischöfen von Meißen, Nürnberg, Bamberg, Würzburg gegen Wenzel in enger Verbindung. Die Unterhandlungen führten zu keinem Ziel;

das Jahr 1401 sah wiederum den Herrenbund, von meißenschem und pfälzischem Kriegsvolk unterstützt, in Waffen gegen den König. Schon wurde Prag belagert. Aber die Bürgerschaft und das Landvolk hielten treu zu ihrem Herrn, eine rühmliche Erscheinung in diesem schmachvollen Gewirre von Verrath, Tücke und unredlicher Selbstsucht. Die Gegner waren nicht im Stande, den König ganz zu unterwerfen. Man einigte sich endlich über einen Friedensvertrag, wonach sich Wenzel einen obersten Regentschaftsrath mit fast unbeschränkter Gewalt gefallen lassen mußte. Dem Markgrafen Jost trat er die Lausitz ab und verschrieb ihm eine bedeutende Geldsumme, ähnliche Zugeständnisse machte er an Procop. König Sigmund nahm an den letzten Ereignissen nicht mehr Theil; gegen ihn hatten sich die ungarischen Magnaten, erbittert über die Bevorzugung der Fremden, erhoben und ihren Herrn gefangen gesetzt. Seinen Anhängern gelang es jedoch bald, unterstützt von den luxemburgischen Fürsten, insbesondere Wenzel, der die früheren Ränke mit brüderlicher Gesinnung vergalt, den gefangenen König in Freiheit zu setzen. Auf diese Weise war der Frieden im luxemburgischen Hause und mit den Baronen auf einige Zeit hergestellt; das Pfälzer Kriegsvolk und die meißenschen Hülfsschaaren sahen sich genöthigt, das Land zu verlassen. Der Versuch Ruprechts, mit Waffengewalt die Abdankung Wenzels zu erzwingen und die Einheit des Königthums herzustellen, war gescheitert. Die zweifelhafte Gültigkeit seiner Wahl suchte er jetzt auf einem andern Wege zur Entscheidung zu bringen: durch die Kaiserkrone sollte sein Königthum die legitime Weihe und Anerkennung erlangen.

1401. — *12. August 1401.* — *April 1401.* — *Sept. 1401.*

b. Der Römerzug.

Von Anbeginn seiner Regierung hatte Ruprecht den Römerzug ins Auge gefaßt und die Vorbereitungen getroffen. Gleich nach seiner Wahl hatte er Herrn Alberich von Tanheim in die Lombardei geschickt, um die Italiener zur Huldigung aufzufordern; bei mehreren Dynasten und Städten, wie dem Markgrafen von Ferrara, Franz von Carrara, bei den Venetianern und insbesondere bei den Florentinern, die durch ihren gewandten Unterhändler Buonacorso Pitti bei dem König wirkten, hatte sein Plan Entgegenkommen gefunden. Sodann suchte sich Ruprecht durch auswärtige Verbindungen zu stärken. Die Verhandlungen mit Frankreich hatten allerdings wenig Erfolg; aber mit England kam eine Vereinigung und die Verlobung des Kurprinzen Ludwig mit Heinrichs IV. Tochter Blanca zu Stande. Papst Bonifacius IX. trat noch immer nicht aus seiner zurückhaltenden unentschiedenen Stellung heraus; er ließ durch seinen Botschafter, den staatsgewandten Antonio de Montecatino, die Stimmung und Lage im deutschen Reich erforschen und machte einstweilen seine Anerkennung von hohen Bedingungen abhängig. Von großer Wichtigkeit war das Verhältniß zu den österreichischen Herzogen. Ruprechts fortgesetzten Bemühungen gelang es, Herzog Leopold auf seine Seite zu ziehen und von diesem das

Vorbereitung zum Zug.

Versprechen der Offenhaltung der Tiroler Pässe und gewaffneten Zuzuges zu erhalten; freilich mußte der König durch hohe Geldsummen diese Gunst erkaufen. Es ist nicht zu läugnen, daß Ruprecht, ganz im Gegensatz zu seines Vorgängers Schlaffheit, eine rastlose Rührigkeit entfaltete; nah und fern suchte er Verbindungen anzuknüpfen und Anhänger zu werben. Und doch wie gering waren die Erfolge, die er erzielte. Seine Herrschaft ruhte auf einer viel zu schwachen Macht und seine Ziele standen nicht im Einklang mit seinen Kräften. Der Pfalzgraf bei Rhein war nicht der Mann, das Kaiserthum herzustellen. Bei den Reichsständen fand der König geringe Neigung, die naheliegenden verwirrten Verhältnisse fernen Zielen hintanzusetzen; von einer nationalen Be-
April 1401. geisterung für den Römerzug war längst keine Rede mehr. Ein Anschlag auf das Leben des Königs, welchen der von Johann Galeazzo bestochene Leibarzt Hermann Poll aus Wien ausführte, war ein übles Vorzeichen der Gefahren in Wälschland.

Der Aufbruch. Auf den Tag Mariä-Geburt (8. September) sollten sich die Kriegsschaaren in Augsburg versammeln, und die Stadt füllte sich allmählich mit Bewaff-
13. Sept. 1401. neten. Nachdem der König seinen ältesten Sohn, den Pfalzgrafen Ludwig, zum Reichsverweser in Deutschland, Gallien und dem arelatischen Reich eingesetzt und am selben Tage den lange verhandelten Vertrag mit den Florentinern abgeschlossen hatte, wonach diese für die Zukunft einen Stadtzins und 200,000 Dukaten zum Unterhalt des Heeres zusagten, der König aber sich verpflichtete, die Freiheit der Gemeinde von Florenz zu erhalten und „den Grafen von Virtu“ bis zur Vertilgung zu bekriegen, fand der Aufbruch statt. Das Heer wurde auf 15000 Gewaffnete geschätzt, allein sofort mußten aus Mangel an Sold 5000 Reiter entlassen werden. Unter den Genossen des Römerzuges werden des Königs Söhne Johann und Otto, Herzog Karl von Lothringen, Ludwig von Baiern, Leopold von Oesterreich, der Burggraf Friedrich von Nürnberg, die geistlichen Fürsten von Köln, Würzburg, Straßburg u. a. genannt.
25. Sept. Von Innsbruck aus erließ Ruprecht eine Aufforderung an Johann Galeazzo, Grafen von Virtu, das besetzte Reichsgut herauszugeben, und als der Herzog sich dessen weigerte, seinen königlichen Absagebrief. In Trient stieß Franz von Carrara mit zweitausend Reitern zum Heere, das nun durch das Zusammenströmen von italienischem und deutschem Kriegsvolk auf 32,000 Mann zu Fuß und Pferd geschätzt wurde. Aber die deutschen Truppen waren zuchtlos und an feste Ordnung nicht gewöhnt; der Oberfeldherr Franz von Carrara fand allenthalben Ungehorsam und Abneigung. Sie waren den durch langes Kriegswesen entwickelten, taktisch geschulten und von trefflichen Condottieren, wie Facino Cane, Taddeo del Verme, Ottobuono Terzo, Karl Malatesta, Alberich da Barbiano u. a. befehligten Heerhaufen des Visconti nicht gewachsen. Die deutsche Tapferkeit, die blind drauf los schlug, war eben so unvermögend der

italienischen Kriegskunst gegenüber, wie der geldbedürftige deutsche König gegen den reichen und staatsklugen Herzog.

Die mailändischen Soldtruppen hatten die festen Plätze, insbesondere Brescia, besetzt. Vor dieser Stadt entschied sich das Schicksal des Römerzugs. Nachdem in kleinen Gefechten um die Mauern gekämpft worden, rückte das mailändische Heer wohlgeordnet aus der Stadt. Der königliche Feldherr Franz von Carrara stellte seine Kriegsmacht in vier Haufen auf. Der Burggraf von Nürnberg hatte sich die Ehre des ersten Angriffs erbeten, aber, durch den Markgrafen von Montferrat vom Pferde gestoßen, brachte er Verwirrung in seine Schaaren; nicht besser erging es dem österreichischen Haufen; Herzog Leopold selber gerieth in Gefangenschaft Karls von Malatesta. Nur der junge Jacob von Carrara mit seinen italienischen Kerntruppen hielt Stand und bewog die Feinde, sich in die Stadt zurückzuziehen. Herzog Leopold, der schon drei Tage nachher wieder im königlichen Lager erschien, hat den Verdacht des verrätherischen Einverständnisses mit den Mailändern auf sich geladen, und die alsbaldige Heimkehr mit seinen Schaaren war nicht geeignet, seine Treue in besserem Lichte erscheinen zu lassen. Auch Franz von Carrara, besorgt um seine Herrschaft in Padua, trennte sich vom König. Als dieser Ende Octobers wieder in Trient anlangte, war sein Heer nahezu aufgelöst, das Unternehmen war vollständig mißlungen und bei den Italienern hatte er alle Achtung verloren; sie nannten ihn feige und kriegsuntüchtig, weil er nicht selbst in der Schlacht gewesen.

Die Schlacht von Brescia. 21. Oktober 1401.

Wenn Ruprecht jetzt als Besiegter nach Deutschland zurückkehrte, so war seine Lage höchst mißlich. Darum beschloß er, obwohl von Truppen und Geld entblößt, einen zweiten Versuch, sich in Italien Geltung zu verschaffen. Von einem Angriff auf die mailändische Macht war vorerst keine Rede. Die Senatoren von Venedig gaben den weisen Rath, sich friedlich mit Galeazzo zu vergleichen; aber der Vertrag mit den Florentinern und die Ehre des Königs standen dem entgegen. Ruprecht bahnte sich durch Friaul und das Venetianische Gebiet über die schneebedeckten Berge einen Weg nach Padua, wo ihn Franz von Carrara empfing und aufs Ehrenvollste seine Ankunft feierte. Mehrere Wochen vergingen hier unter erfolglosen Unterhandlungen. Die Florentiner und Venetianer waren unwillig zu neuen Anstrengungen. Erst als der König mit seinem Aufbruch nach Deutschland drohte, versprachen sie nochmals Unterstützung. Als er aber sein Winterlager wiederum in Padua aufgeschlagen, überwältigte ihn das Gefühl seiner Bedrängniß. Bei den Italienern gerieth der ohnmächtige König immer mehr in Mißachtung; offen spottete der Visconti seiner; der Papst machte die Kaiserkrönung von der Bedingung abhängig, daß sich Ruprecht nie um das Schisma kümmere. Die Geldbezüge aus Italien stockten; die Schulden in Deutschland konnten nicht bezahlt werden. Damals bat der römische König den Erzbischof von Salzburg um ein Darlehn zur

Der Zug nach Padua. Nov. 1401.

Einlösung seiner versetzten Kleinodien und Silbergeschirre! Von allen Seiten
April 1402. bedrängt, sah er sich endlich genöthigt, seinen Rückzug anzutreten. So kläglich war noch kein Römerzug ausgefallen. Ohne Heer, ohne Geld, ohne Ruhm kehrte Ruprecht in sein Reich zurück; keinen Erfolg hatte er errungen, aber aller Welt sein Unvermögen dargethan, die Pflichten seines hohen Amtes zu erfüllen. In den deutschen Städten sang man Spottlieder auf den König „mit der leeren Tasche“. Hätte er einen andern Gegner, als Wenzel gehabt, sein Königthum wäre jetzt zusammengebrochen.

Sigmunds Herrschaft in Böhmen. Während König Ruprecht in Italien weilte, traten im luxemburgischen Hause neuerdings Ereignisse ein, die auch für das deutsche Reich und das Königthum des Pfälzers von der höchsten Wichtigkeit waren. Die Niederlage Ruprechts in Italien und die Aufforderung des Galeazzo bewirkten, daß man jetzt wieder ernstlich an Wenzels Römerzug dachte. Der geistig überlegene und mit ritterlichen Eigenschaften ausgestattete Sigmund gewann immer mehr Gewalt über den Bruder. Um seiner Unterstützung bei der Römerfahrt sicher zu sein und der Regentschaft des Herrenbundes sich zu entledigen, übertrug
4. Februar 1402. ihm jetzt Wenzel aus freien Stücken die ganze Landesverwaltung in Böhmen neben dem Reichsvicariat. In unbestimmter Fassung waren dem König die noch ferner zustehenden Rechte und Befugnisse gewahrt. Schon waren Unterhandlungen wegen des Römerzugs angeknüpft, als die neuerdings im luxemburgischen Hause ausgebrochene Zwietracht diese Pläne zerschlug. Wir sind nicht genau unterrichtet, was die Brüder abermals entzweite; vermuthlich wurde der wankelmüthige Wenzel der Vormundschaft Sigmunds bald überdrüssig und trat seinen Maßregeln in den Weg. Genug,
6. März 1402. dieser ließ den Bruder plötzlich verhaften. Abermals standen die alten Glieder des Herrenbundes auf Sigmunds, das Volk und die Städte, die von jenem mit harten Steuern gedrückt wurden, auf Wenzels und Procops Seite; ein neuer Bürgerkrieg war im Anzug. Die Verwicklungen in Böhmen waren dem König Ruprecht in seiner Bedrängniß willkommen; dadurch wurde das luxemburgische Haus verhindert, sein Unglück in Italien zu benutzen; vielleicht war durch eine Verbindung mit Sigmunds Gegnern Wenzels Abdankung zu erlangen. Aber durch treulose Thatkraft entwaffnete Sigmund seine Feinde. Den Markgrafen Procop beschied er mit sicherem Geleite zu sich aus seiner Burg Besig und ließ den Arglosen verhaften. Seine beiden fürstlichen Gefangenen führte er mit sich nach Oesterreich. Er gab vor, er führe Wenzel zur Kaiserkrönung; wenn er wirklich noch jetzt den Plan gehabt, so ward derselbe un-
3. Sept. 1402. ausführbar, als Johann Galeazzo starb. Sigmund spielte ein gewagtes Spiel. In Böhmen herrschte eine tiefe Mißstimmung wider ihn und den von ihm eingesetzten Regierungsrath, sein Königreich Ungarn war in leidenschaftlicher Gährung und erhob sich bald in Folge der neapolitanischen Invasion in offener Empörung. Schutz gegen diese Gefahren suchte Sigmund in einer engen Verbindung mit dem österreichischen Hause, das damals aus den vier Söhnen des bei Sempach gefallenen Herzogs Leopold III. (Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich) und ihrem Vetter Albrecht IV. bestand. Als Mittelglied zwischen Böhmen und Ungarn waren die österreichischen Gebiete von besonderer Wichtigkeit für Sigmund. Die Herzoge aber konnten, da das luxemburgische Haus ohne männliche Nachkommen war und nur eine Tochter Johanns von Görlitz lebte, dereinst auf eine reiche Erbschaft hoffen. Sigmund stand besonders mit Herzog Albrecht in innigem Einvernehmen; er setzte ihn zu seinem Stellvertreter ein und sicherte ihm im Falle seines kinderlosen Ablebens die Nachfolge in Ungarn zu, wozu die Stände dieses Landes ihre Einwilligung gaben. In dem erneuerten Erbvertrag mit

Albrecht, Wilhelm und Ernst von Oesterreich wurde die Erbverbrüderung über Ungarn 16. August ausgedehnt; ferner verpflichtete sich Sigmund, die Mark Brandenburg wieder zu 1402. gewinnen und die Verwaltung einem der Habsburger zu übergeben; eine gemeinsame Politik in Betreff des Schismas und des Reiches wurde verabredet und den Habsburgern die Vermittlung zwischen Wenzel und Ruprecht übertragen. Um den Widerstand in Böhmen, den jetzt auch Markgraf Jost begünstigte, niederzuschlagen, rückte Sigmund mit einem starken ungarischen Heere in das Land. Mit Dec. 1402. der Capitulation von Kuttenberg, wo Wenzels Schatz lag, fiel der Hauptsitz der Gegner in seine Gewalt; doch dauerte der Krieg noch Monate lang. Dann wandte sich Sigmund, der in diesen schwierigen Zeiten eine unermüdliche Thätigkeit entfaltete, nach Ungarn und auch hier war ihm das Glück hold. Bald war König Ladislaus von Oct. 1403. Neapel genöthigt, das Land zu verlassen. Eine tiefe Spannung zwischen Sigmund und Papst Bonifaz IX., welcher den neapolitanischen Zug betrieben, konnte selbstverständlich nicht ausbleiben.

Dem gefangenen König Wenzel glückte es endlich, der Haft der österreichischen Wenzel und Sigmund im Krieg. Herzöge zu entkommen. In seinem der harten Herrschaft Sigmunds überdrüssigen Reiche fand der König freudige Aufnahme und konnte die Zügel der Regierung wieder Nov. 1403. in die eigenen Hände nehmen. In der Schule des Unglücks hatte er an Selbstbeherrschung und Umsicht zugenommen. Eine Neubesetzung der obersten Landesämter war Wenzels nächste Maßregel. Sigmund ergrimmte heftig, als er diese Vorgänge erfuhr und rüstete sich alsbald zum Krieg. Mit Herzog Albrecht verbündet, rückte er gegen Sommer Wenzel, mit dem Markgraf Jost, wegen der ungarischen Thronfolgeordnung 1404. gegen Sigmund erbittert, nunmehr im Einverständniß war. Vor dem festen Znaim aber brach sich die Macht der Belagerer; eine Seuche, in deren Folge Herzog Albrecht nicht ohne Verdacht der Vergiftung starb, schwächte das Heer. Sigmund mußte die Belagerung aufheben.

Als der Krieg ein so unerwartet schnelles Ende genommen, ging Wenzel daran, Wenzel abermals an der Regierung. die Ruhe in dem zerrütteten Lande wieder herzustellen. Viele Raubritter, wie Nicolaus Zul von Ostredek, büßten am Galgen ihre Frevelthaten; auch der Landesunterkämmerer, der Genosse der Haft und langjährige Günstling Wenzels, Sigmund Huler, wurde, des Unterschleifs beschuldigt, auf dem Prager Rathhaus gerichtet. Durch die Verbindung mit König Wladislaw von Polen, durch den Vertrag mit Markgraf Jost, dem 23. Juni 1405. er die Besitzungen des auf dunkle Weise im Kerker verstorbenen Procop überließ, durch 24. Sept. die Aussöhnung mit den österreichischen Herzögen befestigte sich Wenzel im ungestörten 1405. Besitz seines böhmischen Landes. Der Tod des Herzogs Albrecht, der stets auf Sigmunds Seite hingeneigt, führte die habsburgischen Brüder zu einer zwiespältigen und schwankenden Haltung. Herzog Wilhelm erneuerte das mit Wenzel abgeschlossene 19. Febr. Schutz- und Trutzbündniß. Wegen der Vormundschaft über Albrechts gleichnamigen 1405 Sohn und der Theilung der Besitzungen des kinderlos verstorbenen Herzogs Wilhelm 15. Juli entstanden auch im habsburgischen Hause Zwietracht und erbitterte Kämpfe, die das 1406. Land mit Brand und Verheerung füllten und dem Wohlstand entsetzliche Wunden schlugen. Auch das Reich und das Kaiserthum hatte Wenzel noch nicht aufgegeben, und die bedrängte Lage des Pfälzers lud zu neuen Versuchen ein. Doch hatte Ruprecht an dem neuen Papst Gregor XII. einen festen Rückhalt, woraus eine tiefe Kluft und folgenschwere Bitterkeit zwischen dem Oberhirten und dem Böhmenkönig entstand.

Der unheilvolle Römerzug hatte dem Königthum Ruprechts einen schweren Ruprechts Lage nach d. italienischen Zuge. Schlag versetzt. Der junge Pfalzgraf war nicht im Stande, das Reichsverweseramt kräftig zu führen, und wenn Wenzels Absetzung erfolgt war, um dem

Reiche Frieden und Ordnung zu geben, so waren unter seinem Nachfolger die Zustände noch trostloser und unseliger. Da wurde der Reichsverweser selbst durch den Burggrafen Johann von Nürnberg in seinen oberpfälzischen Besitzungen bedrängt, da brachen die nimmer endenden Zwistigkeiten im wittelsbachischen Hause mit erneuter Heftigkeit aus, als Herzog Ernst von München wider seinen Stammesvetter Ludwig, der dem König über die Alpen gefolgt war, die Waffen erhob, da stand der Markgraf Bernhard von Baden, der unter Wenzel viele ungerechte Zölle an sich gerissen hatte und nun mit dem Herzog von Orleans, Ruprechts größtem Gegner am französischen Hofe, in Verbindung getreten und dessen Lehnsmann geworden war, in offenem Trotz dem König gegenüber. Die Fehde der braunschweigischen Fürsten mit dem Erzbischof von Mainz dauerte noch immer an, und nur den fortgesetzten Bemühungen Ruprechts gelang es endlich, den Erzbischof mit seinen welfischen, hessischen und thüringischen Geg-
1405 nern zu vergleichen. Einzelne Reichsstädte, wie Aachen, trotzten Jahrelang der Acht und dem Bann; selbst das kleine Rotenburg vermaß sich, dem König den Gehorsam zu weigern. Ruprechts eigener Schwestersohn, der junge Graf Adolf von Jülich, der Bruder und Eltern gefangen gesetzt, kam der Ladung vor das Reichsgericht nicht nach und mußte mit der Acht belegt und mit Waffengewalt bedrängt werden, ehe er sich demüthigte und durch Vermittlung des Erzbischofs
1405. von Köln einen Theil seines Landes erhielt. So herrschte allenthalben Unfrieden und Kriegsnoth und das Ansehen des Reichsoberhauptes wurde nirgend geachtet. Ruprecht verkannte die Pflichten seines hohen Amtes nicht: In rastloser Rührigkeit und Thätigkeit suchte er nicht nur im Einzelnen, soweit sein Arm und Wort reichte, Frieden und Ordnung herzustellen und durch fortgesetzte Unterhandlungen von Wenzel die Anerkennung seines Königthums zu erlangen, auch den Gedanken eines neuen Römerzugs ließ er nicht aus dem Auge.
1. Oct. 1403. Seine endliche Anerkennung seitens des römischen Stuhles und die Bewilligung eines Zehntheils aller geistlichen Einkünfte in Deutschland zur Bestreitung einer neuen Heerfahrt, der rasche Verfall der visconti'schen Macht nach dem Tode des Herzogs Galeazzo eröffneten günstigere Aussichten für eine zweite Unternehmung über die Alpen. Aber die geistlichen Fürsten widersetzten sich der Besteuerung und die Erwerbung der Kaiserkrone blieb ein Gedanke. Ruprecht mußte es geschehen lassen, daß sein Reichsvicar Franz von Carrara, der Herrscher in Padua, als er auch Vicenza zu erwerben trachtete, von den Venetianern, die nunmehr auf dem Festlande Italiens Fuß zu fassen strebten, bekämpft, ge-
Jan. 1406. fangen genommen und mit zweien seiner Söhne hingerichtet ward. Andere Mächte rissen Bestandtheile der mailändischen Herrschaft an sich. Pisa, der alte Hort des Kaiserthums, fiel in die Hände der Florentiner, Perugia kehrte unter die Herrschaft des päpstlichen Stuhles zurück. Nur Mantua und Mailand hielten sich noch zum Reichsverband. „Einem Riegel gleich lagerte sich sehr bald die Continentalmacht Venedigs am Eingange von Deutschland und Italien,

deutsches Reichsgut umfassend." Die Uebermacht der Visconti wurde unter Ruprecht gebrochen, aber das deutsche Reich gewann nichts dabei.

c. König Ruprechts Reichsregierung und Ausgang.

Das gerechte und edle Streben des Königs, welcher mittels Errichtung und Der Marbacher Bund. 1405.
Erneuerung von Landfrieden die Ruhe herzustellen suchte, welcher widerspenstige Reichsstände, soweit es in seiner Kraft lag, zur Ordnung anhielt, welcher die Gedrückten, insbesondere die Juden, in Schutz nahm, welcher der leichtsinnigen Verschleuderung von Rechten, der Verschenkung von Privilegien und Zöllen, wie sie sein Vorgänger geübt, Einhalt that, welcher die Pflichten seines Amtes wohl kannte und nach Kräften erfüllte, dieses Streben fand nirgends Anerkennung oder Unterstützung, weder beim Adel, noch bei den Städten, am allerwenigsten bei den großen Fürsten und Prälaten. Man murrte laut über die Strenge Ruprechts, der sich vermaß, das Königthum geltend zu machen, das Reichsgut zu schützen, dem Raubwesen zu steuern. Insbesondere war der Erzbischof Johann von Mainz, der gehofft hatte den König leiten zu können, mit dem selbständigen, kräftigen Auftreten des Pfälzers unzufrieden. Er, der die Seele der Umtriebe gegen Wenzel gewesen, der intrigante Prälat, dem Keiner an Ränkesucht, Ehrgeiz und Gewissenlosigkeit gleichkam, wirkte jetzt dahin, die Herrschaft seines einstigen Schützlings zu untergraben. Als der König sich sogar erkühnte, gegen die Räubereien Mainzischer Vasallen einzuschreiten, einige Raubschlösser brach und für die Wetterau einen Landfrieden errichtete, stieg die Mißstimmung des Erzbischofs auf den Gipfel. Auf sein Betreiben kam zu Marbach am Neckar 14. Sept. 1405.
ein Bund zu Stande, an welchem neben dem Mainzer der Markgraf Bernhard von Baden, Graf Eberhard III. von Würtemberg, Straßburg und siebenzehn schwäbische Reichsstädte Theil nahmen. Die Genossen des Bundes vereinigten sich auf fünf Jahre zur Vertheidigung gegen Jeden, welcher sie in ihren Rechten, Freiheiten, Landen und Leuten schädigen wolle. Der Bund war offenbar Sein Uebergewicht über das Königthum.
gegen den König gerichtet, wenngleich die Theilnehmer vorgaben, zu seinem und des Reiches Dienst und zur Aufrechthaltung des Landfriedens sich verbündet zu haben. Vergebens vertheidigte sich Ruprecht auf dem Reichstage zu 6. Jan. 1406.
Mainz gegen die vorgebrachten Beschwerden, worin der Erzbischof offen genug seine und seiner Genossen ungerechte Ansprüche darlegte, vergebens forderte er die Auflösung des widerrechtlich geschlossenen Bundes und erbot sich, die Streitpunkte einem Schiedsgerichte zur Entscheidung anheimzustellen: Die Marbacher Genossen verstärkten ihren Bund, einigten sich über die Hülfeleistung und Kriegführung und suchten neue Theilnehmer zu gewinnen. Daß gerade die Städte mit den Fürsten zur Abwehr eines starken Königthums zusammentraten, ist ein sprechender Beweis, wie wenig auch hier die Idee einer festen Reichsgewalt Geltung hatte, wie auch die Städte, die doch bei der Ordnung im Reich am meisten gewinnen mußten, nur ihre eigenen Zwecke, ihre Selbst-

herrlichkeit und Unabhängigkeit von jeder obersten Gewalt im Auge hatten. Schon sandte der Erzbischof von Mainz dem König seinen Absagebrief, ein einfacher Raubritter in der Wetterau, dem Ruprecht ein Schloß zerstört hatte, durfte sich dasselbe erdreisten. Um den gefährlichen Bund von der Annäherung an Wenzel abzuhalten, sah sich Ruprecht zum Nachgeben genöthigt. In dem
19. Dez. 1406. Vertrag von Umstadt gestand er den Reichsständen das folgenschwere Recht zu, „ohne besondere Erlaubniß Bündnisse und Einigungen um Friedens willen unter einander zu machen, wie er es selbst vormals gethan hatte". Damit war der Marbacher Bund und das Conföderationsrecht der Reichsglieder anerkannt. Die Bundesgenossen mehrten sich fortwährend; wichtige Reichsstädte, wie Speier, Worms, Augsburg, Rotenburg, wo der einflußreiche Feind des Adels, Heinrich Toppler, das Regiment leitete, traten dem Bunde bei, ebenso der Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt. Der Leiter des Bundes, Erzbischof Johann von Mainz, nahm eine Stellung über König und Reich ein; die zwischen ihm und Ruprecht bestehenden besonderen Streitpunkte wurden dem Schieds-
30. Jan. 1407. spruch des Erzbischofs Friedrich von Köln übertragen, und dieser erklärte sich ganz zu Gunsten des Mainzers; ja Ruprecht mußte gegen Erzbischof Johann die Verpflichtung eingehen, sich ohne dessen Erlaubniß nie in Bündnisse mit Fürsten oder Städten einzulassen und nie auf die Seite seiner Feinde zu treten. Die Regententhätigkeit Ruprechts war durch den Marbacher Bund, der eine dem Königthum weit überlegene, unabhängige Macht bildete, gleichsam lahm gelegt, zumal da jetzt Wenzel wieder Anstalten traf, die günstigen Verhältnisse zur Geltendmachung seiner Rechte im Reich zu benutzen. Eine Vereinigung der Marbacher Bundesgenossen mit Wenzel wäre das Ende von Ruprechts Königthum gewesen.

Wenzels Anhang. Der Anhang König Ruprechts minderte sich von Tag zu Tag. Nicht nur daß er in Norddeutschland fast nirgends Einfluß und Unterstützung erlangte, daß der Marbacher Bund ihm drohend gegenüberstand, daß die österreichischen Herzoge ihm feindlich gesinnt waren: viele Reichsstände wandten sich jetzt an das alte Oberhaupt zurück. Herzog Ernst von Baiern-München trat auf seine Seite; Kurfürst Rudolf von Sachsen erschien persönlich bei Wenzel; da-
Juli 1407. mals wurde in Prag der Plan einer Thronentsetzung Ruprechts besprochen. Allein die Unterhandlungen mit den Markgrafen von Meißen, welche durch die nach Wilhelm des ältern Tod ausbrechenden Erbstreitigkeiten in Anspruch genommen wurden und in Mißstimmung geriethen, als ihrem Hause die Hand der vielumworbenen luxemburgischen Erbtochter, Elisabeth von Görlitz, entging, führten zu keinem Einverständniß, und Wenzel war eines thatkräftigen, entschiedenen Auftretens unfähig; seine Thätigkeit war nur eine aufflackernde, bald erlöschende Flamme.

Die brabanter Angelegenheit. Wie leichtfertig Wenzel die Pflichten eines Reichsoberhauptes auffaßte, trat damals recht deutlich zu Tage in den Ereignissen, welche den Verlust des Herzogthums

Luxemburg und der schönsten niederländischen Provinzen für das luxemburgische Haus und das deutsche Reich herbeiführten. Als Kaiser Karls IV. Bruder, Wenzel von Luxemburg, der sich mit der Erbin der Herzogthümer Brabant und Limburg vermählt hatte, kinderlos gestorben war, kam nach dem Testamente des Verblichenen Luxemburg an seinen Neffen, den König Wenzel. Dem früheren Erbfolgevertrag gemäß sollte, falls Johanna kinderlos sterbe, auch in Brabant und Limburg das Haus Luxemburg succediren. Die Herzogin aber, die im erbitterten Streite mit Herzog Wilhelm von Geldern lag und von den Luxemburgern keine Hülfe erwarten konnte, war unwillig über die Verwandten ihres Gemahls. Sie stieß den mit Karl IV. abgeschlossenen Erbfolgevertrag um und setzte ihre Nichte Margarethe von Flandern und deren Gemahl, Herzog Philipp den Kühnen von Burgund, zu Erben ihrer Länder ein (S. 4.); diese übertrugen die Herzogthümer ihrem zweiten Sohn Anton, der noch bei Johanns Lebzeiten in deren Erbschaft eintrat und nach deren Tod mit Genehmigung der Stände die Regierung ergriff. Wohl nahm sich König Ruprecht, der sich schon bei seiner Wahl dazu verpflichtet, dieser Angelegenheit an und suchte seine Rechte über Brabant und Limburg als erledigte Reichslehen geltend zu machen; aber die Aufforderungen des ohnmächtigen Königs blieben unbeachtet. Wenzel, der in den Burgundern mächtige Verbündete zu gewinnen hoffte, ließ sich herbei, das Geschehene gut zu heißen. Anton und sein Bruder, Herzog Johann von Burgund, verpflichteten sich zur Stellung von zweitausend Lanzen, so oft Wenzel deren bedürfe, und dafür entsagte dieser allen Ansprüchen an Brabant und Limburg und ermächtigte den Herzog Anton, dem er seine Nichte Elisabeth von Görlitz vermählte, auch Luxemburg mit seinen übrigen Besitzungen zu vereinigen. Nach dem Tode des Markgrafen Jost, dem das Herzogthum verpfändet gewesen, ging auch das Stammland an Herzog Anton als Pfandschaft über. So wurden jene Lande vom deutschen Reiche losgerissen und mit der burgundischen Ländermasse vereinigt.

7. Dez. 1383. — 28. Sept. 1390 — 1. Dez. 1406. — Juli 1408.

König Ruprecht war in arger Bedrängniß; doch fuhr er unverzagt in dem Bestreben fort, so weit seine Kräfte reichten, inmitten der übermächtigen Parteien sein Königthum geltend zu machen. Damals, als er in Aachen, der alten Krönungsstadt, die ihm endlich die Thore geöffnet, die Krone empfing, mochte er mit bitterm Schmerz auf die Mißgeschicke seiner Herrschaft, auf die gescheiterten Pläne und Unternehmungen blicken. Wo er in weitern Kreisen die Rechte des Reichs geltend machen wollte, trat seine Ohnmacht recht an den Tag. Die kleinen Erfolge, welche er in engen Grenzen seiner rührigen Thätigkeit zu verdanken hatte, konnten seine Stellung im Großen nicht besser gestalten. Er suchte durch Sonderverträge mit einzelnen Gliedern die geschlossene Stellung des Marbacher Bundes zu untergraben. Er verglich sich mit dem Markgrafen von Baden, trat mit den schwäbischen Städten in Verbindung, schloß mit Speier und mit den elsässischen Reichsstädten auf fünfzehn Jahre einen Vertrag. Zwar vermochte er den Bund nicht aufzulösen, aber es gelang ihm, die Bemühungen des Erzbischofs Johann, der die Mitglieder auf einen Tag nach Heidelberg berief, die Erneuerung des Marbacher Bundes zu hintertreiben.

Ruprecht im Gedränge. — 14. Nov. 1407. — 5. April 1408. — 5. Dez. 1409.

Neben den übermächtigen Parteien im Reich, die Ruprechts Königthum in enge Fesseln schlugen, waren es besonders die unseligen Verhältnisse der Kirche, welche seine Stellung erschwerten. Wir werden an einer andern Stelle den Ur-

Ruprechts Stellung z. Schisma.

sprung und Fortgang des großen Schisma darstellen, welches Kirche und Reich verwirrte. Ruprecht war, da sein Königthum wesentlich auf der Anerkennung seitens des römischen Papstes beruhte, auf Gregor XII. angewiesen, aber statt eine über den Streit erhabene Stellung einzunehmen, wie es dem Oberhaupte des römischen Reichs geziemte, stand Ruprecht damit als Hauptstütze einer der Parteien da; das war die Folge der zwiespältigen, auf schwankender Grundlage ruhenden Königswahl. Auf den zur Berathung über den Kirchenstreit einberufenen Versammlungen zeigte sich deutlich, wie unsicher und unnatürlich
1408. auch in dieser Hinsicht die Stellung Ruprechts war. Die Fürstentage zu Ba-
Jan. 1409. charach und Nürnberg hatten keinen Erfolg; auf dem Reichstag zu Frankfurt sollte das streitige Papstthum und das streitige Königthum zugleich entschieden werden. Im Beisein zahlreicher geistlicher und weltlicher Fürsten wurde hier über die Kirchenspaltung berathen. Der König machte geltend, es bedünke ihn nicht, daß die Wege der Cardinäle zu einer lautern redlichen Einigkeit der heiligen Kirche führen würden, er befürchtete, daß vielmehr durch das Concilium eine Dreifaltigkeit und noch viel größere Schande und Zweiung in der Christenheit entstehe. Die Einwendungen des Königs waren nicht ohne Grund; aber er gerieth dadurch mit dem Erzbischof Johann und der Mehrzahl der Fürsten, wie mit der allgemeinen Stimme des Volkes, welche von dem Concilium die Beendigung des Kirchenstreits erwartete, in Widerspruch, während Wenzel die Sache des Concils befürwortete. Es war die natürliche Folge, daß sich die Kirchenversammlung von Pisa für diesen erklärte. Mit seiner Partei im Reich unheilbar zerfallen, von Wenzel aufs Neue bedroht, von einem als Ketzer und Schismatiker erklärten Papste anerkannt, ohne jede feste Stütze, so stand nunmehr der König da. Seine Beschwerden über das Verfahren zu Pisa, in einem Rundschreiben an die Reichsstände niedergelegt, fruchteten nichts. Schon erließ Wenzel wieder Befehle an die Städte, um ihm die Reichssteuer zu entrichten.

König Ruprecht und Erzbischof Johann.

Der Erzbischof Johann von Mainz, der Geist des Unfriedens im Reich, der inmitten der allgemeinen Verwirrung seine selbstsüchtigen Pläne verfolgte, hatte die Stellung des Königs, den er selbst erhoben, unheilbar untergraben. Jetzt hatten die Verhältnisse eine solche Gestalt angenommen, daß Ruprecht sein Königthum entweder aufgeben oder im entscheidenden Kampfe mit dem Erzbischof behaupten mußte. Johann hatte sich mit der ritterlichen Raubgesellschaft „zum Luchs“, an deren Spitze die Mörder des Welfen Friedrich (S. 175) standen, verbunden, war von dem neuen Papst, Alexander V., zu seinem Bevollmächtigten in Deutschland ernannt worden und hatte sich (der erste Kurfürst des Reichs) in Vassallenverhältniß zu Frankreich begeben. Er nahm eine Stellung ein, die für das Oberhaupt des Reichs ebenso beleidigend als gefahrdrohend war. Der greise Ruprecht hatte noch Muth und Kraft genug, einen Kampf einzugehen, um das Joch des treulosen Prälaten abzuschütteln.

Es gelang ihm, in dem Marburger Bündniß einige alte Feinde des Erz- 4. März. 1410.
bischofs, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, den Landgrafen Hermann von Hessen, für den bevorstehenden Kampf auf seine Seite zu ziehen.

Es war der letzte Erfolg, welchen der alte König erreichte. Am Tage nach Ruprechts Ende.
der Marburger Zusammenkunft starb sein Beichtvater und treuer Rathgeber, der Bischof von Worms, Matthäus von Krakau, der, als Legat des Papstes Gregor und von Ruprecht zu verschiedenen Missionen verwandt, eine einflußreiche Rolle gespielt und seinen Namen auch durch kirchenhistorische Werke bekannt gemacht hat. Sein Tod war ein schwerer Schlag für die Sache und das Herz des Königs, der ihm bald ins Grab nachfolgte. Mitten unter Zurüstungen zum Kriege gegen den übermächtigen Prälaten von Mainz brach die Kraft des greisen Herrn. Auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim ereilte ihn der 18. Mai 1410.
Tod, und im nächsten Jahr folgte ihm seine treue Ehegenossin, die Burggräfin 26. Sept. 1411.
Elisabeth. In der Kirche zum heiligen Geist in Heidelberg wurden ihre Gebeine unter Einem Stein beigesetzt.

Es war eine Regierung ohne Frucht und ohne Dank gewesen, die jetzt zu Die Bedeutung seiner Regierung.
Ende ging. König Ruprecht hatte während der zehn Jahre, die er auf dem Throne saß, redlich gearbeitet, sich in dem Gedränge der Parteien zu erhalten, sein Königthum zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Wie er in seinem pfälzischen Lande, das er zu erweitern und zu ordnen bemüht war, als trefflicher Regent in ehrendem Andenken stand, so hat er sich auch nach Kräften des Reiches angenommen. Aber als Herr eines kleinen Landes, von seiner eigenen Partei verlassen, von dem Gegenkönig bedrängt, war alle seine Arbeit umsonst. Nirgends, weder unter Fürsten noch in den Städten, war guter Wille zu finden, für hohe gemeinsame Ziele, für die Herstellung des Reichs Opfer zu bringen. Als Ruprecht ins Grab sank, war die Reichsgewalt gebrochen und verbraucht, denn Jedermann hatte „an dem Adler gerupft", der öffentliche Wohlstand krankte, denn die unaufhörlichen Fehden hatten blühende Ortschaften in Brandstätten und fruchtbare Fluren in Wüstungen verwandelt; Recht und Gerechtigkeit lag darnieder und die Welt entbehrte der Tröstungen der Religion; man schrie laut nach Brod und die entartete und gespaltene Kirche reichte einen Stein.

IV. Kaiser Sigmund und die kirchlichen Zustände seiner Zeit.

Literatur. Zur Geschichte der Concilien nennen wir folgende Werke: Die Akten sind gesammelt: bei Schelstrate, Acta Const. conc., Antw. 1683; v. d. Hardt, magnum oecum. Const. conc., Francof. et Lips. 1697 ff.; sodann in den Conciliensammlungen von Mansi, Harduin, Harzheim u. A.; die Tagebücher von Ulrich Reichenthal und Gebh. Dacher; Theodorich v. Niem, de schismate und de vita et fatis Constantiensibus Johannis XXIII. Papae. Die Werke des Aeneas Sylvius (bes. Hist. concil. Basil. libri 3 und de vita et rebus gestis Frid. III.) Aeltere Bearbeitungen von J. Lenfant (hist. du Concile de C. Amst. 1714.), B. du Chastenet (nouv. hist. du Conc. de C., Paris 1718), E. Royko (Gesch. der Kirchenvers. zu Costnitz, Prag 1796.) — Von neueren Werken sind neben den schon mehrfach genannten Kirchengeschichten v. Neander, Gieseler, Haase, Planck (Gesch. der christl. und kirchl. Gesellschaftsverf.) zu nennen: Tosti, Gesch. d. Konz. v. Konst. aus d. Ital. v. Arnold, Schaffh. 1860; Binterim, pragm. Gesch. der deutschen National-, Provinzial- und Diözesansynoden; Wessenberg, die großen Kirchenverf. des 15. u. 16. Jahrh.; Christophe, hist. de la Papauté pend. le 15. siècle, Lyon et Paris 1863; Aschbach, Gesch. Sigmunds; Fr. v. Raumer, die Kirchenverf. v. Pisa, Kostnitz, Basel (in dessen hist. Taschenbuch, neue Folge, 10. Jahrg. 1849); Hübler, die Konst. Reformation und die Concordate, Leipzig 1867; G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini und sein Zeitalter, Berlin 1856 ff.; Brockhaus, Gregor von Heimburg, Leipzig 1861; Pückert, die kurfürstl. Neutralität während des Baseler Konzils, Leipzig 1858; Düx, Nikol. v. Cusa, Regensburg 1847. — Ueber Hus und die Hussiten: die Quellen gesammelt bei Höfler, Geschichtschr. der hussit. Bewegung, Wien 1856 ff., unter den Darstellungen in erster Linie die schon mehrfach genannte böhm. Geschichte v. Palacky, die von Tomek, Prag 1865; Jordan, die Vorläufer des Hussitenthums in Böhmen, Leipz. 1846; Helfert, Hus und Hieronymus, Prag 1853. L. Krummel, Gesch. der böhm. Reformation, Gotha 1866 und Joh. Hus, eine kirchenhistor. Studie, Darmstadt 1864. Höfler, Joh. Hus und der Abzug der Deutschen aus Prag, Prag 1864.

1. Sigmunds Königswahl und erste Regierungszeit.

Wahlumtriebe. Nach König Ruprechts Tod standen die deutschen Fürsten in schroffer Parteistellung einander gegenüber. Die neue Königswahl sollte dem Reich den Frieden, der Kirche die Freiheit zurückgeben, aber in wessen Hände man diese Aufgabe legen sollte, darüber waren die Ansichten getheilt. Gleich nach Ruprechts Tod (3. Juni 1410.) sandte der Erzbischof von Mainz ein Ausschreiben an die Fürsten, sich auf den ersten September zur Königswahl in Frankfurt einzufinden. Die eine Partei der Fürsten, voran König Wenzel, dann der Kurfürst Rudolf von Sachsen und Jost von Mähren, hatten Ruprecht nie anerkannt und hielten das Reich nicht für erledigt. Sie verfügten, da Jost im Besitz der verpfändeten Markgrafschaft Brandenburg war und die Belehnung mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt erhalten hatte, über drei Kurstimmen. Die rheinischen Kurfürsten aber, die vor zehn Jahren den Böhmenkönig des Reichs entsetzt, widerstrebten der Rückführung Wenzels auf den Thron. Doch gab sich auch unter ihnen eine Spaltung kund.

Unter den Gliedern des Hauses Luxemburg, das wegen seiner Machtstellung die gegründetsten Ansprüche auf die Krone des Reichs hatte, ragte vor dem Bruder und Vetter der König Sigmund von Ungarn hervor. In den Verwicklungen seines eigenen Hauses hatte er, wenngleich seine Haltung von dem Vorwurf der Falschheit und Arglist nicht immer freizusprechen ist, hohes diplomatisches Talent und Staatsklugheit bewiesen, in den Wirren seines ungarischen Reiches kriegerisches Geschick und Thatkraft. Noch kürzlich hatte er mit Heeresmacht Bosnien zur Unterwerfung gezwungen; Serbien erkannte die Oberhoheit der ungarischen Krone an; Dalmatien war bis auf Zara wiedergewonnen worden. Im Innern seines Königreichs hatte er durch manche treffliche Einrichtung seine Tüchtigkeit als Regent bewährt. Es war kein Wunder, daß bald Stimmen laut wurden, die diesem mächtigen und einsichtsvollen Luxemburger die deutsche Krone zusprachen. Noch hatte er im Reich und in der Kirche keine so entschiedene Stellung eingenommen, um nicht, über den Parteien stehend, die Gegensätze ausgleichen, beide reformiren zu können. König Sigmund von Ungarn.

Vor Allen war es der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg, der für Sigmunds Erhebung wirkte. Er hatte einst zu den treusten Anhängern Ruprechts gehört, als er aber seine und des Königs Hoffnungen alle scheitern, das Reich in immer unheilbarere Verwirrung gerathen sah, hatte er sich von dem ohnmächtigen Pfälzer abgewandt. Der Ritter Ludwig von Eyb erzählt von seinem Herrn, die Fehde mit der Reichsstadt Rotenburg habe ihn in schwere Schulden gestürzt, so daß er die eigene Hofhaltung aufgegeben habe und an seines Bruders Hof nach Culmbach gezogen sei; da habe ihm der Ritter Ehrenfried von Seckendorf gerathen sich nach Ungarn in die Dienste des Königs Sigmund zu begeben. Der Burggraf folgte dem Rath; mit König Ruprechts Erlaubniß zog er zu Sigmund und nahm im Feld und Rath eine einflußreiche Stellung ein, für beide Theile eine folgenschwere Verbindung. Als Ruprecht aus der Welt schied, war es der Burggraf, der in Sigmunds Seele den Gedanken nährte, das römische Königthum zu erwerben; in seine Hände legte der Luxemburger die Führung seiner Sache bei den herannahenden Wahlhandlungen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Die Partei Sigmunds hatte nur über zwei Kurstimmen zu verfügen: die des alten Erzbischofs Werner von Trier und die des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, wozu noch die streitige Brandenburger Stimme kam, welche Sigmund, der noch immer den markgräflichen Titel führte, dem Burggrafen übertrug. Ihnen standen nicht bloß die Anhänger Wenzels entgegen, sondern auch die Partei der Fürsten, welche zuletzt von Ruprecht abgefallen waren, voran der Erzbischof Johann von Mainz, der den Erzbischof von Köln, den Herzog Stefan von Baiern, die Markgrafen von Meißen und andere Fürsten für seine Sache gewonnen hatte. Es wird uns berichtet, auch die Erzbischöfe von Mainz Die Königswahl. 1410.

und Köln hätten nach Ruprechts Tod mit Sigmund unterhandelt, ihre hohen Forderungen aber seien zurückgewiesen worden. Durch die Ereignisse der letzten Jahre war die Partei, welcher Johann von Mainz vorstand und die sich an den Papst des Concils angeschlossen, und diejenige, welche unter des Pfalzgrafen Ludwig und des Burggrafen Leitung auf Seiten Gregors XII. stand und eine Reform in Kirche und Reich ernstlich im Sinne trug, unheilbar zerfallen. Beide vereinigt hatten einst Wenzel entthront, aber wie schon in den letzten Jahren Ruprechts standen sie sich jetzt bei der neuen Wahl feindlich
1. Sept. 1410. gegenüber. Am St. Aegidientage waren die rheinischen Kurfürsten zu Frankfurt versammelt; die Anhänger Wenzels hielten sich fern; „es sei nicht nöthig zu wählen", sagten sie, „man habe noch einen lebendigen Herrn!" Unter den wochenlangen Verhandlungen und Besprechungen trat die Spaltung unter den versammelten Kurfürsten klar zu Tage. Der Erzbischof Johann war bemüht, die Wahl hinauszuschieben, um die andern Kurfürsten zur Mitwahl zu bestimmen. Seine Blicke waren auf den Markgrafen Jost gerichtet; das luxemburgische Haus, das erkannte er wohl, war nicht zu umgehen. Wenzel war einst von ihm selbst abgesetzt worden, Sigmund war der Candidat seiner Gegner; so blieb nur der Markgraf von Mähren, „der große Lügner", wie ihn der vielgewandte Mainzer Bürgersohn Eberhard Windeck in seiner Geschichte Sigmunds nennt, ein schon hochbejahrter und gänzlich unwürdiger Fürst. Schon rüsteten sich die Bischöfe von Mainz und Köln, um die Wahl Sigmunds zu verhindern und Zeit zu gewinnen, zur Abreise. Aber die Gegner gingen nun rasch mit ihren Absichten vor. Sie hatten den Wortlaut der goldenen Bulle für sich, wonach der von den anwesenden Kurfürsten einstimmig oder mit Stimmenmehrheit Gewählte als rechtmäßiger König gelten solle, als ob er von sämmtlichen Kurfürsten gewählt worden sei. Pfalz und Trier kamen überein, am
20. Sept. folgenden Morgen das Wahlgeschäft vorzunehmen, und luden die beiden andern Kurfürsten zur Theilnahme ein. Diese aber fanden sich nicht ein, und als der Pfalzgraf, der Erzbischof von Trier und der Burggraf vor der St. Bartholomäuskirche erschienen, um mit der Messe die Wahl einzuleiten, fanden sie auf Befehl des Erzbischofs von Mainz die Thore verschlossen. Da traten sie außen am Chor hinter dem Frohnaltar zusammen, erkannten dem Burggrafen die Führung der brandenburgischen Stimme zu und wählten Sigmund von Ungarn zum römischen König, und der Burggraf erklärte, daß sich der Erwählte des heiligen Reiches in Gottes Namen annehme.

Die Gegenwahl. Die Anhänger Sigmunds hatten wohl gethan, sich durch die beiden andern Kurfürsten nicht im Vollzug der Wahlhandlung beirren zu lassen; wenige Tage nachher kamen Bevollmächtigte vom Markgrafen Jost, dem Herzog von Sachsen und selbst von Wenzel, der sich bewegen ließ, unter Beibehalt des Titels als „älterer römischer König und künftiger Kaiser" die Hand zu einer Neuwahl zu bieten. Nun traten die Erzbischöfe und die kurfürstlichen

Bevollmächtigten zusammen, erklärten die einseitige Wahl von Trier und Pfalz 1. Oct. 1410.
für ungültig und erwählten mit fünf Stimmen den Markgrafen Jost zum römischen König. Es war eine Wahl, die formell wider mehrere Bestimmungen der goldenen Bulle verstieß. Die Termine waren nicht eingehalten, Pfalz und Trier nicht zur Wahl geladen, über die brandenburgische Kurstimme keine Entscheidung gefällt, die Vollmachten der böhmischen und sächsischen Gesandten nicht geprüft worden. Nunmehr besaß die Kirche drei Päpste, das Reich drei Könige; zu einem solchen Zerrbild war die alte heilige Idee von der Einheit in Reich und Kirche entartet. Wieder drohte ein heftiger Krieg um die römische Königskrone auszubrechen, und die Hoffnungen der Gemüther auf Beendigung des Schisma und eine gründliche Reform des Reichs, wie sie in der Erhebung Sigmunds ausgesprochen waren, schienen wiederum getäuscht.

Die beiden erwählten Könige schickten sich an, in das Reich zu ziehen, Josts Tod.
um die Krone zu übernehmen; sie rüsteten sich zum Krieg und suchten ihren Anhang in Deutschland zu verstärken. Da änderte der plötzliche Tod Josts, 17. Jan. 1411.
der ohne Leibeserben zu Brünn starb, die Sachlage. Argwöhnische schrieben den Todesfall, der dem König Sigmund trefflich zu Statten kam, einer Vergiftung zu. Die beiden luxemburgischen Brüder theilten den Nachlaß in der Weise, daß Brandenburg an Sigmund, die Niederlausitz und Mähren an Wenzel fielen; fortan blieben Böhmen und Mähren vereinigt. In einem Schreiben an den Erzbischof von Trier erklärte sich nunmehr Sigmund bereit, „dem Versöhnung Sigmunds mit Wenzel.
allmächtigen Gott zu Lob und Ehren, um des allgemeinen, nicht um eignen Nutzens willen" die Wahl anzunehmen. Die Verhandlungen mit Wenzel wegen des Reichs führten bald zu einem günstigen Ergebniß. Auf Betreiben des klugen Stibor, Wojwoden von Siebenbürgen, kam gegen Ende Juni in Prag ein Vergleich zu Stande, in welchem Wenzel dem Bruder seine Stimme zum römischen Reich zusagte und das Zugeständniß des nähern Rechts an die Kaiserkrone, des Namens eines römischen Königs, der Reichskleinodien, der Hälfte der Reichseinkünfte und Heimfälle, des Schutzes in all seinen Landen erhielt.

Es galt nun noch die Kurfürsten, welche der Wahl Sigmunds widerstrebt Die neue Königswahl Sigmunds.
hatten, insbesondere Johann von Mainz, zu gewinnen. Derselbe hatte einen neuen Wahltag auf Frohnleichnam nach Frankfurt ausgeschrieben. Seit der Aussöhnung Wenzels und Sigmunds war für die Gegner des letzteren ein fernerer Widerstand nicht mehr rathsam. Darum trat der Erzbischof Johann mit Sigmund in Unterhandlung, um seine Stimme möglichst theuer zu verkaufen. Dieser sagte dem klugen Prälaten zu, von keinem andern Papst, als von Johann XXIII. oder seinen rechten Nachfolgern seine Bestätigung zu empfangen, den Erzbischof in seinen Gerechtsamen, seinen Münz- und Zollrechten, seinen Leuten und Landen zu schützen, keinen Vicar ohne des Erz-

bischofs Beistimmung einzusetzen, auch die Anhänger des Mainzers, den Herzog Stefan von Baiern, die Markgrafen von Meißen, den Bischof von Bamberg in ihren Rechten zu bestätigen, alle zum römischen Reich gehörigen Landschaften, insbesondere Mailand, zum Gehorsam zurückzubringen. Nach diesen 21. Juli 1411. Vorgängen fand eine neue Königswahl statt, worin die fünf Kurstimmen auf Sigmund vereinigt wurden; Pfalz und Trier nahmen an der neuen Wahl keinen Antheil. Die Einheit im Reich war damit hergestellt und bald sollte auch die Kluft des gespaltenen Pontificats sich schließen, allein die tiefen Schäden auf staatlichem und kirchlichem Gebiet waren damit nicht geheilt, noch stand eine lange Zeit des Ringens und Leidens bevor, und auch Sigmund sollte es erfahren, welch eine drückende Last voll Sorgen und Mühen die Krone des heiligen römischen Reichs war.

Der venetianische Krieg. 1411—1413.

Mancherlei Anliegen hielten den König Sigmund ab, sogleich nach der Wahl sich der Geschäfte des Reiches anzunehmen. Nicht nur, daß ihn die Friedensvermittlung zwischen Polen und dem deutschen Orden und die gefährdete Lage seines ungarischen Reichs, die wir an einem andern Orte darstellen werden, vielfach in Anspruch nahmen, gerade um diese Zeit ging auch die Spannung mit Venedig in offenen Krieg über. Die Venetianer hatten durch Unterstützung des Königs Ladislaus von Neapel bei seinem ungarischen Kriegszug, und durch Lostrennung einiger Gebiete von Sigmunds Reich dessen Erbitterung erregt. Die stolze Republik, an deren Spitze seit Kurzem der Doge Michael Steno stand, war damals in mächtiger Ausdehnung begriffen. Schon hatte sie Verona, Vicenza, Feltre, Padua u. a. Städte erworben und breitete ihr Gebiet auf allen Seiten, in Italien, Dalmatien, Friaul, aus. Mit Besorgniß sah Sigmund dieses gewaltige Anschwellen der venetianischen Macht. Sein Feldherr, der Florentiner Pippo von Ozora, führte ein ungarisches Heer ins Feld, trieb die Feinde Nov. 1411. in Friaul und der Treviser Mark zurück, unterbrach jedoch plötzlich (man sprach von venetianischer Bestechung) seinen Siegeslauf. Auch die vertriebenen Carrara und Scala, welche mit ungarischen Truppen ins Feld rückten, vermochten die Macht der Venetianer nicht zu brechen; abermals konnte der treffliche Feldherr Karl Malatesta von Rimini in Friaul eindringen. Ohne Entscheidung zog sich der Krieg in die Länge, auch als sich Sigmund selbst an die Spitze seines Heeres stellte, war das Kriegsglück ihm nicht günstiger. Müde des erschöpfenden und gräuelvollen Kriegs, der Keinem entscheidenden Erfolg gewährte, einigte man sich endlich über einen fünfjährigen April 1413. Waffenstillstand, der jedem Theil vorerst ließ, was er in den Händen hatte und Sigmund freien Durchzug durch das venetianische Gebiet gestattete.

Die Lage in Italien und Sigmunds Zug in die Lombardei.

Nach dem Waffenstillstand mit Venedig und der Aussöhnung mit den österreichischen Herzogen schritt Sigmund zu einem neuen Versuch, Italien wieder an das Reich zu fesseln. Vergebens suchte er jedoch die Eidgenossen zu gewaffneter Hülfe wider Mailand zu bewegen; sie gestatteten ihm nur „muthwillige Gesellen" in ihrem Land zu werben, und diese liefen bald davon, als der geldbedürftige König mit dem Sold zurückhielt. — Sept. 1402. Das mächtige Reich der Visconti in Oberitalien und Toscana war nach Galeazzo's Tod durch die Theilung unter seine drei minderjährigen Söhne, Gian Maria, Filippo Maria und Gabriel, zersplittert und geschwächt worden. Innere und äußere Feinde rüttelten an dem wankenden Bau. Venedig riß mehrere Städte an sich, Bologna und Perugia geriethen wieder unter päpstliche Herrschaft, Siena machte sich frei, Cremona, Como,

Bergamo, Lodi, Piacenza, Brescia, Reggio, Parma und viele andere Besitzungen kamen in die Hände von Parteihäuptern. Der junge Gabriele mußte Pisa an die Florentiner verkaufen und starb in der Gefangenschaft zu Genua durch ein Blutgericht. In Mailand war die Parteiwuth wieder im vollsten Ausbruch. Guelfen und Ghibellinen, jene unter den beiden Malatesti Carlo von Rimini und Pandolfo von Brescia, diese unter Facino Cane, stritten sich um die Herrschaft. Nachdem Gian Maria in der Kirche von einem Haufen Verschworener ermordet worden, schwang sich sein Bruder, Mai 1412. Filippo Maria, der Graf von Pavia, zum Herrn von Mailand auf. Zwei vertriebene Glieder des visconti'schen Geschlechts, Estorre und Gian Carlo, die unter den ghibellinischen Verschworenen gewesen, wandten sich um Hülfe an König Sigmund und gelobten ihm Lehnspflicht und Gehorsam. Der Herzog, der sich im Regiment befestigt und durch Bündnisse gestärkt hatte, konnte getrost die Ankunft des Reichsoberhauptes erwarten. Sigmund rückte im Spätherbst in die Lombardei ein, war jedoch nicht im 1413. Stande, mit seiner geringen Truppenmacht den Herzog zu demüthigen. Er mußte sich begnügen, in den benachbarten Parteihäuptern, die er in ihrer Würde bestätigte, dem Visconti Feinde zu bereiten. Eine folgenreiche Begebenheit des Zuges war aber die Zusammenkunft mit Papst Johann XXIII., wobei die Berufung einer Kirchenversammlung nach Constanz unter den beiden Häuptern der Christenheit beschlossen ward. Noch bis in den Sommer des folgenden Jahres verweilte Sigmund in verschiedenen Städten 1414. der Lombardei und Savoyens, mit Unterhandlungen wegen des Concils beschäftigt und bestrebt, in jenen entfremdeten Reichsländern die Huldigung in Empfang zu nehmen und die Lehnspflicht geltend zu machen. Mit dem mächtigen Markgrafen Theodor von Montferrat, der vor Kurzem aus seiner Dogenwürde in Genua vertrieben worden, trat der König in ein Bündniß und ertheilte ihm bald darauf das Reichsvicariat in Oberitalien; auch die Fürsten von Savoyen und Piemont ließen sich belehnen. Es war immerhin ein Erfolg, daß Sigmund die meisten Fürsten und Städte in Norditalien zur Anerkennung und Huldigung brachte, aber eine merkliche Machterhöhung erwuchs dem Reiche nicht daraus. Das Beispiel des trotzigen Herzogs von Mailand, dem Sigmund die Belehnung mit allen seinen Besitzungen verweigerte, zeigte, wie wenig der römische König in Wahrheit vermochte.

Die Königskrönung in Aachen. 1414.

In den Julitagen zog Sigmund durch die Schweiz und den Rhein hinab, um sich endlich des vernachlässigten deutschen Reichs anzunehmen. Wenn er einst geschrieben hatte, sein Gemüth sei ohne Unterlaß bekümmert, wie er dem Reich, das in Deutschland, Wälschland, Arelat, Savoyen und an allen Enden zerrissen und verfallen sei, wieder aufhelfen möge; so mochte er sich der eitlen Hoffnung hingeben, den einen Theil seiner Aufgabe, die Herstellung der kaiserlichen Rechte in jenen südlichen Ländern, gelöst zu haben, dem andern, der Aufrichtung der Reichsgewalt in deutschen Landen, mit guten Aussichten entgegenzugehen. Festlich empfingen die Bürger in Bern, Straßburg und anderwärts den König; aber die Fürsten hielten sich größtentheils fern. In Speier wartete er umsonst auf die geladenen Reichsstände, auch in Koblenz erschienen nur wenige getreue Fürsten. In tiefem Unwillen wandte sich Sigmund von den rheinischen Gegenden ab; er war im Begriff, dem Reich den Rücken zu kehren und nach Ungarn zu ziehen. Es war das Verdienst des reichstreuen Hohenzollern, diesen bedrohlichen Entschluß zu hintertreiben. Schon sammelten sich auch die

Städteboten, Fürsten und Herren in größerer Anzahl am königlichen Hoflager, selbst der Erzbischof Johann von Mainz, der seinem Herrn vorher geflissentlich aus dem Weg gegangen, stellte sich jetzt ein. Den weitern Zug gen Aachen suchte der Herzog Anton von Brabant, vielleicht im Einverständniß mit König Wenzel oder dem Mainzer Bischof, mit Waffengewalt zu hindern; er wurde jedoch bald zurückgeschlagen. In Aachen angelangt, empfing Sigmund aus den Händen des Erzbischofs von Köln, Dietrich von Mörs, der mit dem Bischof Wilhelm
8. Nov. 1414. von Paderborn um das Erzstift stritt, die römische Königskrone; mit ihm die Königin Barbara. In großer Anzahl drängten sich hier die Reichsfürsten um ihr Haupt, ihm zu huldigen und ihre Lehen zu empfangen. Die es mit dem Reiche wohl meinten, durften hoffen, es sei der Anfang einer bessern Zeit. Schon war das Concil in Constanz versammelt, als sich jetzt in den letzten Wochen des Jahres der König dahin auf den Weg begab, um das große Werk der Reform in Kirche und Reich zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

2. Die Kirchenspaltung und das Concil von Constanz.

a) Die entartete Kirche und ihre Gegensätze.

Die Entartung der Kirche.

Wie das Kaiserthum, das Feudalwesen und Ritterthum und alle die weltlichen Einrichtungen des mittelalterlichen Geistes gar bald in Verfall und Entartung geriethen, so zeigten sich auch in dem geistlichen System, in Papstthum und Hierarchie, seit lange tiefliegende unheilbare Schäden. Auch der gewaltige Bau der mittelalterlichen Kirche war morsch geworden, und der der Kindheit entwachsene Menschengeist rang, sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden. Schon frühe waren schwere und gegründete Vorwürfe gegen die Mißbräuche und Uebelstände in der Kirche laut geworden, die sich noch mehr steigerten, seit die Päpste nach Avignon gezogen waren und der leidenschaftliche Kampf mit Ludwig dem Baier Kaiserthum und Papstthum zerrüttet hatte. Es war vor Allem die schnöde Erpressung und Habsucht der Curie, welche lauten Unwillen erregte. Die steigende Ueppigkeit am päpstlichen Hofe und die Behauptung der weltlichen Herrschaft erforderten unermeßliche Summen, die aus dem Beutel des armen gläubigen Volkes und den Erträgen der kirchlichen Aemter bestritten wurden. Fort und fort wußte der geschäftige Erfindungsgeist der Päpste die Einkünfte zu steigern. Das Reservations- und Provisionsrecht, welches die Curie bei erledigten kirchlichen Stellen beanspruchte, wurde immer weiter ausgedehnt. Die Confirmationsgebühren bei Besetzung von Kirchenämtern, das von Johann XXII. ausgebildete Institut der Annaten, einer der Jahreseinnahme gleichkommenden Abgabe bei Verleihung kirchlicher Beneficien, die Ansprüche auf die »fructus medii temporis«, wonach die Einkünfte einer vacanten oder, was während der Kirchenspaltung nur allzuhäufig vorkam, von einem Schismatiker besetzten Stelle in die päpstliche Kammer fließen sollten,

das Spolienrecht auf die Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen, die Commenden, wodurch man Laien, oft Kindern und unfähigen Personen, gegen eine hohe Kaufsumme eine Pfründe „empfahl", d. h. ihnen die Einkünfte derselben überließ, ohne daß sie das geistliche Amt verwalteten, die Unionen und Incorporationen, wonach mehrere Pfründen in einer Hand vereinigt wurden, die Exemtionen und Dispensationen, die Indulgenzen und Ablässe, die Kreuzzugssteuern und Jubeljahre, und wie alle jene finanziellen Erfindungen der Päpste hießen, sie waren ebenso unwürdig, mißbräuchlich und verderblich, als ergiebig für die unergründlichen Schatzkammern zu Rom und Avignon. Mit dem schärfsten Blick spähten jene Päpste des 14. Jahrhunderts umher, um neue Einnahmen zu ersinnen, alte Gebräuche, in ihrem Ursprung oft wohlgemeint, in gewinnbringender Weise auszunutzen, ob auch darüber die Zucht der Kirche, die Sitte des Volks und die Ehrfurcht vor dem Heiligen zerfiel. Das hierarchische System ging durch selbstverschuldete Entartung seinem Untergang entgegen. Das Beispiel, welches die päpstlichen Höfe gaben, wurde von den Bischöfen und Prälaten getreulich befolgt. Die Würden, die sie meist mit Geld gekauft, hatten für sie kein anderes Interesse und keinen Werth, als eine Quelle des Geldverdienstes und der Erpressung zu sein. Und mit diesem Mißbrauch aller kirchlichen Aemter und aller Religion zu schnödem Gewinn, zu schamlosem Eigennutz hielt die sittliche Verwilderung der gesammten Geistlichkeit gleichen Schritt. Wenn wir die Schriften eines Nicolaus von Clemanges, Heinrich von Langenstein, Matthäus von Krakau, Theodorich von Niem durchlesen, so schaudern wir vor dem Abgrund von Unsittlichkeit und tiefer Verderbniß, der sich uns eröffnet. „Avignon und Rom hieß ein neues Sodom und Babylon, es ging die Rede, daß dort das Christenthum als eine nützliche Fabel gelte."

An Weltlust und Ueppigkeit, an Prachtliebe und Hoffart thaten es die geistlichen Fürsten den weltlichen zuvor. In Gold und Seide gekleidet, den Falken auf der Faust, mit Sporen am Fuß, zogen die Prälaten jener Zeit zur Jagd und zu Turnieren, oder mit Schwert und eisernem Panzer in die Fehde, aber um das Seelenheil der anvertrauten Heerde kümmerte sich Keiner. Wie die hohen Kirchenwürden und die Stellen in den Capiteln als fette Pfründen für den Adel betrachtet wurden, so waren die Klöster und Mönchsorden der Tummelplatz der Unwissenheit und Ausgelassenheit. Wenn Einer träge und arbeitsscheu ist, sagt ein Zeitgenosse, und in üppigem Müßiggang leben will, so geht er zur Kirche. Da sitzen sie in den Schenken, zechen und würfeln und prassen den ganzen Tag, streiten und schreien im Weinrausch, lästern Gott und alle Heiligen und kommen dann aus den Armen ihrer Dirnen zum Altar Gottes! Die leichte Erlangung der geistlichen Weihe gegen eine Geldabgabe und das genußreiche Leben lockte Schaaren von Untauglichen, Unwissenden und Trägen in den geistlichen Stand. Die Klöster, einst die Sitze der Bildung und Wissen-

Städteboten, Fürsten und Herren in größerer Anzahl am königlichen Hoflager, selbst der Erzbischof Johann von Mainz, der seinem Herrn vorher geflissentlich aus dem Weg gegangen, stellte sich jetzt ein. Den weitern Zug gen Aachen suchte der Herzog Anton von Brabant, vielleicht im Einverständniß mit König Wenzel oder dem Mainzer Bischof, mit Waffengewalt zu hindern; er wurde jedoch bald zurückgeschlagen. In Aachen angelangt, empfing Sigmund aus den Händen des Erzbischofs von Köln, Dietrich von Mörs, der mit dem Bischof Wilhelm
8. Nov. 1414. von Paderborn um das Erzstift stritt, die römische Königskrone; mit ihm die Königin Barbara. In großer Anzahl drängten sich hier die Reichsfürsten um ihr Haupt, ihm zu huldigen und ihre Lehen zu empfangen. Die es mit dem Reiche wohl meinten, durften hoffen, es sei der Anfang einer bessern Zeit. Schon war das Concil in Constanz versammelt, als sich jetzt in den letzten Wochen des Jahres der König dahin auf den Weg begab, um das große Werk der Reform in Kirche und Reich zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

2. Die Kirchenspaltung und das Concil von Constanz.

a) Die entartete Kirche und ihre Gegensätze.

Die Entartung der Kirche. Wie das Kaiserthum, das Feudalwesen und Ritterthum und alle die weltlichen Einrichtungen des mittelalterlichen Geistes gar bald in Verfall und Entartung geriethen, so zeigten sich auch in dem geistlichen System, in Papstthum und Hierarchie, seit lange tiefliegende unheilbare Schäden. Auch der gewaltige Bau der mittelalterlichen Kirche war morsch geworden, und der der Kindheit entwachsene Menschengeist rang, sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden. Schon frühe waren schwere und gegründete Vorwürfe gegen die Mißbräuche und Uebelstände in der Kirche laut geworden, die sich noch mehr steigerten, seit die Päpste nach Avignon gezogen waren und der leidenschaftliche Kampf mit Ludwig dem Baier Kaiserthum und Papstthum zerrüttet hatte. Es war vor Allem die schnöde Erpressung und Habsucht der Curie, welche lauten Unwillen erregte. Die steigende Ueppigkeit am päpstlichen Hofe und die Behauptung der weltlichen Herrschaft erforderten unermeßliche Summen, die aus dem Beutel des armen gläubigen Volkes und den Erträgen der kirchlichen Aemter bestritten wurden. Fort und fort wußte der geschäftige Erfindungsgeist der Päpste die Einkünfte zu steigern. Das Reservations- und Provisionsrecht, welches die Curie bei erledigten kirchlichen Stellen beanspruchte, wurde immer weiter ausgedehnt. Die Confirmationsgebühren bei Besetzung von Kirchenämtern, das von Johann XXII. ausgebildete Institut der Annaten, einer der Jahreseinnahme gleichkommenden Abgabe bei Verleihung kirchlicher Beneficien, die Ansprüche auf die »fructus medii temporis«, wonach die Einkünfte einer vacanten oder, was während der Kirchenspaltung nur allzuhäufig vorkam, von einem Schismatiker besetzten Stelle in die päpstliche Kammer fließen sollten,

das Spolienrecht auf die Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen, die Commenden, wodurch man Laien, oft Kindern und unfähigen Personen, gegen eine hohe Kaufsumme eine Pfründe „empfahl", d. h. ihnen die Einkünfte derselben überließ, ohne daß sie das geistliche Amt verwalteten, die Unionen und Incorporationen, wonach mehrere Pfründen in einer Hand vereinigt wurden, die Exemtionen und Dispensationen, die Indulgenzen und Ablässe, die Kreuzzugssteuern und Jubeljahre, und wie alle jene finanziellen Erfindungen der Päpste hießen, sie waren ebenso unwürdig, mißbräuchlich und verderblich, als ergiebig für die unergründlichen Schatzkammern zu Rom und Avignon. Mit dem schärfsten Blick spähten jene Päpste des 14. Jahrhunderts umher, um neue Einnahmen zu ersinnen, alte Gebräuche, in ihrem Ursprung oft wohlgemeint, in gewinnbringender Weise auszunutzen, ob auch darüber die Zucht der Kirche, die Sitte des Volks und die Ehrfurcht vor dem Heiligen zerfiel. Das hierarchische System ging durch selbstverschuldete Entartung seinem Untergang entgegen. Das Beispiel, welches die päpstlichen Höfe gaben, wurde von den Bischöfen und Prälaten getreulich befolgt. Die Würden, die sie meist mit Geld gekauft, hatten für sie kein anderes Interesse und keinen Werth, als eine Quelle des Gelderverdienstes und der Erpressung zu sein. Und mit diesem Mißbrauch aller kirchlichen Aemter und aller Religion zu schnödem Gewinn, zu schamlosem Eigennutz hielt die sittliche Verwilderung der gesammten Geistlichkeit gleichen Schritt. Wenn wir die Schriften eines Nicolaus von Clemanges, Heinrich von Langenstein, Matthäus von Krakau, Theodorich von Niem durchlesen, so schaudern wir vor dem Abgrund von Unsittlichkeit und tiefer Verderbniß, der sich uns eröffnet. „Avignon und Rom hieß ein neues Sodom und Babylon, es ging die Rede, daß dort das Christenthum als eine nützliche Fabel gelte."

An Weltlust und Ueppigkeit, an Prachtliebe und Hoffart thaten es die geistlichen Fürsten den weltlichen zuvor. In Gold und Seide gekleidet, den Falken auf der Faust, mit Sporen am Fuß, zogen die Prälaten jener Zeit zur Jagd und zu Turnieren, oder mit Schwert und eisernem Panzer in die Fehde, aber um das Seelenheil der anvertrauten Heerde kümmerte sich Keiner. Wie die hohen Kirchenwürden und die Stellen in den Capiteln als fette Pfründen für den Adel betrachtet wurden, so waren die Klöster und Mönchsorden der Tummelplatz der Unwissenheit und Ausgelassenheit. Wenn Einer träge und arbeitsscheu ist, sagt ein Zeitgenosse, und in üppigem Müßiggang leben will, so geht er zur Kirche. Da sitzen sie in den Schenken, zechen und würfeln und prassen den ganzen Tag, streiten und schreien im Weinrausch, lästern Gott und alle Heiligen und kommen dann aus den Armen ihrer Dirnen zum Altar Gottes! Die leichte Erlangung der geistlichen Weihe gegen eine Geldabgabe und das genußreiche Leben lockte Schaaren von Untauglichen, Unwissenden und Trägen in den geistlichen Stand. Die Klöster, einst die Sitze der Bildung und Wissen-

Städteboten, Fürsten und Herren in größerer Anzahl am königlichen Hoflager, selbst der Erzbischof Johann von Mainz, der seinem Herrn vorher geflissentlich aus dem Weg gegangen, stellte sich jetzt ein. Den weitern Zug gen Aachen suchte der Herzog Anton von Brabant, vielleicht im Einverständniß mit König Wenzel oder dem Mainzer Bischof, mit Waffengewalt zu hindern; er wurde jedoch bald zurückgeschlagen. In Aachen angelangt, empfing Sigmund aus den Händen des Erzbischofs von Köln, Dietrich von Mörs, der mit dem Bischof Wilhelm
8. Nov. 1414. von Paderborn um das Erzstift stritt, die römische Königskrone; mit ihm die Königin Barbara. In großer Anzahl drängten sich hier die Reichsfürsten um ihr Haupt, ihm zu huldigen und ihre Lehen zu empfangen. Die es mit dem Reiche wohl meinten, durften hoffen, es sei der Anfang einer bessern Zeit. Schon war das Concil in Constanz versammelt, als sich jetzt in den letzten Wochen des Jahres der König dahin auf den Weg begab, um das große Werk der Reform in Kirche und Reich zu einem gedeihlichen Ende zu führen.

2. Die Kirchenspaltung und das Concil von Constanz.

a) Die entartete Kirche und ihre Gegensätze.

Die Entartung der Kirche. Wie das Kaiserthum, das Feudalwesen und Ritterthum und alle die weltlichen Einrichtungen des mittelalterlichen Geistes gar bald in Verfall und Entartung geriethen, so zeigten sich auch in dem geistlichen System, in Papstthum und Hierarchie, seit lange tiefliegende unheilbare Schäden. Auch der gewaltige Bau der mittelalterlichen Kirche war morsch geworden, und der der Kindheit entwachsene Menschengeist rang, sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden. Schon frühe waren schwere und gegründete Vorwürfe gegen die Mißbräuche und Uebelstände in der Kirche laut geworden, die sich noch mehr steigerten, seit die Päpste nach Avignon gezogen waren und der leidenschaftliche Kampf mit Ludwig dem Baier Kaiserthum und Papstthum zerrüttet hatte. Es war vor Allem die schnöde Erpressung und Habsucht der Curie, welche lauten Unwillen erregte. Die steigende Ueppigkeit am päpstlichen Hofe und die Behauptung der weltlichen Herrschaft erforderten unermeßliche Summen, die aus dem Beutel des armen gläubigen Volkes und den Erträgen der kirchlichen Aemter bestritten wurden. Fort und fort wußte der geschäftige Erfindungsgeist der Päpste die Einkünfte zu steigern. Das Reservations- und Provisionsrecht, welches die Curie bei erledigten kirchlichen Stellen beanspruchte, wurde immer weiter ausgedehnt. Die Confirmationsgebühren bei Besetzung von Kirchenämtern, das von Johann XXII. ausgebildete Institut der Annaten, einer der Jahreseinnahme gleichkommenden Abgabe bei Verleihung kirchlicher Beneficien, die Ansprüche auf die »fructus medii temporis«, wonach die Einkünfte einer vacanten oder, was während der Kirchenspaltung nur allzuhäufig vorkam, von einem Schismatiker besetzten Stelle in die päpstliche Kammer fließen sollten,

das Spolienrecht auf die Hinterlassenschaft verstorbener Geistlichen, die Commenden, wodurch man Laien, oft Kindern und unfähigen Personen, gegen eine hohe Kaufsumme eine Pfründe „empfahl“, d. h. ihnen die Einkünfte derselben überließ, ohne daß sie das geistliche Amt verwalteten, die Unionen und Incorporationen, wonach mehrere Pfründen in einer Hand vereinigt wurden, die Exemtionen und Dispensationen, die Indulgenzen und Abläße, die Kreuzzugssteuern und Jubeljahre, und wie alle jene finanziellen Erfindungen der Päpste hießen, sie waren ebenso unwürdig, mißbräuchlich und verderblich, als ergiebig für die unergründlichen Schatzkammern zu Rom und Avignon. Mit dem schärfsten Blick spähten jene Päpste des 14. Jahrhunderts umher, um neue Einnahmen zu ersinnen, alte Gebräuche, in ihrem Ursprung oft wohlgemeint, in gewinnbringender Weise auszunutzen, ob auch darüber die Zucht der Kirche, die Sitte des Volks und die Ehrfurcht vor dem Heiligen zerfiel. Das hierarchische System ging durch selbstverschuldete Entartung seinem Untergang entgegen. Das Beispiel, welches die päpstlichen Höfe gaben, wurde von den Bischöfen und Prälaten getreulich befolgt. Die Würden, die sie meist mit Geld gekauft, hatten für sie kein anderes Interesse und keinen Werth, als eine Quelle des Gelderdienstes und der Erpressung zu sein. Und mit diesem Mißbrauch aller kirchlichen Aemter und aller Religion zu schnödem Gewinn, zu schamlosem Eigennutz hielt die sittliche Verwilderung der gesammten Geistlichkeit gleichen Schritt. Wenn wir die Schriften eines Nicolaus von Clemanges, Heinrich von Langenstein, Matthäus von Krakau, Theodorich von Niem durchlesen, so schaudern wir vor dem Abgrund von Unsittlichkeit und tiefer Verderbniß, der sich uns eröffnet. „Avignon und Rom hieß ein neues Sodom und Babylon, es ging die Rede, daß dort das Christenthum als eine nützliche Fabel gelte.“

An Weltlust und Ueppigkeit, an Prachtliebe und Hoffart thaten es die geistlichen Fürsten den weltlichen zuvor. In Gold und Seide gekleidet, den Falken auf der Faust, mit Sporen am Fuß, zogen die Prälaten jener Zeit zur Jagd und zu Turnieren, oder mit Schwert und eisernem Panzer in die Fehde, aber um das Seelenheil der anvertrauten Heerde kümmerte sich Keiner. Wie die hohen Kirchenwürden und die Stellen in den Capiteln als fette Pfründen für den Adel betrachtet wurden, so waren die Klöster und Mönchsorden der Tummelplatz der Unwissenheit und Ausgelassenheit. Wenn Einer träge und arbeitsscheu ist, sagt ein Zeitgenosse, und in üppigem Müßiggang leben will, so geht er zur Kirche. Da sitzen sie in den Schenken, zechen und würfeln und prassen den ganzen Tag, streiten und schreien im Weinrausch, lästern Gott und alle Heiligen und kommen dann aus den Armen ihrer Dirnen zum Altar Gottes! Die leichte Erlangung der geistlichen Weihe gegen eine Geldabgabe und das genußreiche Leben lockte Schaaren von Untauglichen, Unwissenden und Trägen in den geistlichen Stand. Die Klöster, einst die Sitze der Bildung und Wissen-

schaft, die Zufluchtsstätten frommer Andacht und ruhebedürftiger Gemüther, wie waren sie in Rohheit und Wüstheit entartet! Da konnte gesagt werden, es sei heutzutage einerlei, ob man seine Tochter mit dem Schleier der Nonnen bekleide oder sie öffentlicher Lust preisgebe! „Von der ursprünglichen Regel war oft kaum der Schein geblieben, ja man gelobte sich, sie nicht mehr zu halten. Klöster galten als Sitze der Schamlosigkeit, ihre Mauern bargen Verbrechen wider die Natur." Das kirchliche Eheverbot bestand zum Aergerniß und Spott der ganzen Christenheit, allein gegen eine Abgabe gestattete man den Geistlichen, sich öffentlich Beischläferinnen zu halten, ja oft verlangten Gemeinden den geistlichen Concubinat zu ihrer eigenen Sicherheit. Gleich ihren Trägern war auch die Religion selber entartet. Der Gottesdienst bestand in unverständlichen Formen, in wüstem Aberglauben, in abgöttischer Marien- und Heiligenverehrung, in maßlosem Wunderglauben, Reliquien- und Bilderdienst. Es konnte nicht fehlen, daß sich allenthalben bei Einsichtigen und Wohlmeinenden, wie in dem mißbrauchten und irregeleiteten Volke ein tiefer Unwillen über dies ganze System der Priesterherrschaft regte. Und wie mußten erst jetzt, da der gewaltige Bau der katholischen Kirche in sich selbst gespalten und geborsten war, auch dem Gläubigsten und Ehrfurchtsvollsten die Augen aufgehen über den Abgrund, vor dem die Kirche Christi stand. Der laute Schmerzensschrei des Volkes verlangte eine Reformation an Haupt und Gliedern.

Die kirchliche Opposition.

Wie einst in den Tagen des dritten Innocenz, als die Kirche und das Pontificat den Höhepunkt der Macht und des Glanzes erstiegen und das apostolische Hirtenamt zu einer Weltherrschaft voll irdischer Pracht und Herrlichkeit sich verwandelt hatte, eine tiefe Angst um das Heil der Seele die Herzen der Gläubigen erfaßte und jene Kämpfe und Institute hervorrief, die wir im vorigen Bande kennen gelernt; so trat auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ein ernstes Ringen und Streben gegen die Verweltlichung und Entartung der Papstkirche zu Tage, das sich bald im Bilden neuer Religionsgenossenschaften und Sekten, bald in den Kundgebungen schwärmerisch-sinnlicher Andachtsübungen und Büßungen, bald in mystischer Vertiefung und Gemüthserschütterung offenbarte. Jene großartige Opposition, die sich einst im südlichen Frankreich so drohend erhoben, war durch die blutige Energie der hierarchischen Kirche, „die keinen Jammer und kein geknicktes Gefühl scheute," und durch den Schergendienst der eigennützigen weltlichen Macht niedergeschlagen worden, und die zerstreuten und verachteten Reste einiger verborgenen Sektengemeinden, die dem Arme der Verfolgung entgangen, waren nicht mehr vermögend, dem Klerus Furcht oder Sorge zu erregen. Aber die Quelle, aus welcher jener Widerstand geflossen, war in der Menschenbrust nicht versiecht, und wie immer Inquisition und geistlicher Fanatismus sich abmühten, das Geistes- und Gemüthsleben durch die starre Gewalt des Dogmatismus und der Kirchengesetze niederzuhalten und vor jeder häretischen Abweichung und Sonderstellung zu

bewahren, dennoch wurde der heilige Schatz nie ganz erschöpft, dennoch regte sich von Zeit zu Zeit der Trieb und das Verlangen, die entartete Kirche auf das apostolische Vorbild zurückzuführen, das entstellte Zerrbild nach der in den heiligen Schriften aufgestellten Urform zu reinigen und zu verbessern. Wie verschieden immer die kirchliche Opposition sich in ihren Richtungen und Grundsätzen zeigen mochte, in der Verwerfung der hoffärtigen Hierarchie mit dem Pontificat, in dem Festhalten an dem Principe der apostolischen Armuth gegenüber dem genußsüchtigen, verweltlichten Klerus und in der Hervorhebung einer inneren Erweckung und Glaubenswärme im Gegensatz zu dem Dogmatismus der herrschenden Kirche trafen alle neuen religiösen Anschauungen und Lehrsysteme zusammen; in der negativen und polemischen Haltung gegen die hierarchische Tyrannei und Versunkenheit waren alle Gattungen der kirchlichen Opposition einig. Wenn aber trotz der inneren Gebrechen die Papstkirche allen ihren Gegnern obsiegte, so lag die Ursache ebensowohl in der schöpferischen Ohnmacht und geistigen Unfähigkeit dieser feindlichen Gewalten, eine neue christliche Lebensgemeinschaft und ein positives Lehrgebäude auf gesunden Grundlagen aufzurichten und zur Geltung zu bringen, als in dem festen Organismus des römischen Kirchenthums, welcher die Menschheit mit tausend Banden umschlungen und gefesselt hielt.

1. Geistliche Brüderschaften.

Klug und scharfsichtig erkannte die katholische Kirche rasch alle geistigen Regungen in ihrem wahren Wesen und das Gleichartige und Verwandte von dem Feindlichen unterscheidend war sie beflissen Jenes sich anzueignen und in ihrem weiten Schooß zu bergen und nützlich zu verwerthen, während sie das Letztere, auch wenn es unter befreundetem Gewande auftrat, argwöhnisch und gewaltthätig zu vernichten strebte. Wir wissen, welche Früchte das Pontificat von dem Prinzip der Armuth in den Bettelorden für seine Machtstellung und Siege zu ziehen wußte; als aber Gerhard Segarelli aus Parma nach dem Vorbilde und mit der Tracht und äußeren Erscheinung der Franciscaner die Gesellschaft der „Apostelbrüder" gründete, die ohne durch Gelübde gebunden zu sein, bußpredigend und den bevorstehenden Anbruch des Reiches Gottes verkündend, umherzogen, wurde der neue Bettelorden, welcher den nahen Untergang des Papstthums nach den Bildern der Apokalypse erwartete, verboten, und der Stifter in seiner Vaterstadt verbrannt. Allein in seinem Jünger Dolcino aus Novara, einem Manne von lebhaftem Geist und gewinnendem Wesen, erhielt die „apostolische Gesellschaft" der Brüder und Schwestern, die in freiem Gehorsam ohne Gelübde und äußeren Zwang die geistige Erneuerung der Welt begründen wollten, ein bedeutenderes thatkräftiges Haupt. In prophetischen Sendschreiben verkündigte Dolcino, daß die Zeit gekommen sei, wo durch die Rückkehr zur apostolischen Armuth die Kirche aus ihrer Versunkenheit erlöst und der Herrschaft des Antichrists ein Ende bereitet werden sollte. Bis auf Papst Silvester sei die Kirche in Reinheit und Vollkommenheit bestanden; „Jungfräulichkeit und Keuschheit sei besser gewesen als Ehe, Armuth besser als Reichthum, nichts Eigenes zu haben besser als Güter zu besitzen". Von der Zeit an aber sei in allen Ständen der Hierarchie die Liebe durch Hingebung ans Irdische erkaltet; und wenn auch der allmähliche Uebergang der Kirche zu Macht und

Die Apostelbrüder.

1300.

Reichthum als geschichtliche Nothwendigkeit anerkannt werden möge, so habe doch jetzt die Verderbniß eine solche Höhe erreicht, daß die päpstliche Kirche nicht länger als die Kirche Gottes gelten könne, sondern „als die verworfene, fruchtlose, abgefallene, die Hure der Apokalypse.“ Von dem allgemeinen Verdammungsurtheil wird nur Cölestin V. (VII, 367), jener Eremitenpapst Peter von Murrone, den Bonifacius VIII. im Kerker sterben ließ, ausgenommen. Die ganze geistliche Gewalt, welche Christus der Kirche und dem Apostel Petrus verliehen, gehe, wenn die bevorstehenden Strafgerichte Gottes den Papst und die lasterhafte Hierarchie vernichtet haben würden, auf die von Gott gesandte und erwählte geistliche Gemeinschaft und ihr heiliges Oberhaupt über. „Der Verweltlichung der Kirche stellte Dolcino entgegen eine gänzliche Entweltlichung durch eine auf freie Weise vermöge eines blos innerlichen Bandes ohne Zwang und Gesetz mit Aufhebung alles Eigenthums und aller Ungleichheit Alle vereinigende Gemeinschaft der Liebe.“ An die Stelle der Ehe setzte er eine rein geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, wie er denn selbst mit seiner Schwester Margarethe in solcher geistigen Gemeinschaft zusammenlebte. Die Apostoliker verschmähten Klöster und Gelübde und legten auf geweihte Kirchen keinen Werth. Wie viel Schwärmerisches und Ungesundes in Dolcino's Lehren enthalten war, dennoch folgten ihm Tausende von gläubigen Anhängern. Gegen die Verfolgungen der Inquisition rettete er sich lange durch Verläugnung der Wahrheit; endlich als er mit einer Schaar, die sich auf etliche Tausend belief in der Gebirgsgegend von Novara und Vercelli seinen Aufenthalt nahm und im Vertrauen auf einen nahen Umschwung der Dinge mit der Wiederkehr des deutschen Kaiserthums einen offenen Krieg gegen die herrschende Kirche begann und von dem Berge Zabello aus sich durch Raubzüge die nöthigen Lebensbedürfnisse verschaffte, wurde von dem Bischof von Vercelli ein Kreuzzug wider die Schwärmer verkündigt. Zwei Jahre lang vertheidigten sich die Apostelbrüder mit der größten Tapferkeit, bis sie von Hunger und Uebermacht erdrückt theils umkamen, theils in Gefangenschaft geriethen. Unter den letztern war Dolcino; er ertrug mit wunder-
1307. barer Standhaftigkeit den martervollen Tod, zu dem ihn die Rachsucht und der Fanatismus seiner Feinde verdammte. In seiner Wanderung durch die Hölle erfuhr Dante von Mohammed, daß Fra Dolcino wohl bald in die Region herabsteigen werde, wo die Verbrecher sich befanden, „die im Leben Zwietracht säeten und Spaltung.“ Mit dem Untergang der Apostelbrüder erlosch in Italien die große Opposition, die ein Jahrhundert lang Papstthum und Hierarchie zu erschüttern gesucht. Wie berechtigt auch ihre Angriffe gegen die entartete und verweltlichte Kirche waren und wie manche echt evangelische Wahrheit von ihnen geltend gemacht wurde, dennoch mußten sie zu Grunde gehen, nicht allein durch die gegnerische Uebermacht und die Waffen der Inquisition, sondern auch durch ihre eigene Maßlosigkeit und phantastische Extravaganzen. Beweise von Muth, Seelenstärke und Standhaftigkeit bis zum Märtyrertod haben die Apostelbrüder, wie einst die Albigenser und Waldenser, in den schweren Zeiten der Verfolgung dargelegt, aber die Grenzlinie zwischen Vernunft und Schwärmerei haben sie nicht einzuhalten gewußt; indem sie die erhabenen Ideen des Christenthums zu Zerrbildern verunstalteten, gruben sie sich ihr eigenes Grab. Die von ihnen verkündigte Katastrophe der geistigen Wiedergeburt war für sie selbst der Wendepunkt zu Tod und Verderben.

Wycliffe und die Lollarden. Die romanische Menschheit hatte sich unfähig erwiesen, die Kirche durch Reformen aus der Verweltlichung und Entartung zu reißen und sie auf den evangelischen Urgrund zurückzuführen. Diese große Aufgabe war dem germanischen Stamme vorbehalten. Wenn auch die von Wycliffe und seinen Jüngern versuchte Reformation, deren Schicksale wir früher kennen gelernt, nicht vermögend war, die Macht der

Hierarchie und das kunstvoll zusammengefügte Lehrgebäude der römisch-katholischen Kirche zu brechen; so hatte doch das ganze Auftreten der Lollarden einen solideren Boden, das ganze Werk einen gesunderen Charakter und eine praktischere Tendenz. Die Zeit war freilich noch nicht erfüllet, die Bildung noch nicht zu der Höhe gereift, daß eine Reformation der Kirche auf echt christlicher apostolischer Basis hätte durchgeführt werden können; aber die ausgestreute Saat ist nicht überall auf steinigen und dornigen Boden gefallen.

Selbst aus den Bettelorden, die wir als die Hauptstützen des Papstthums, als die eigentliche Miliz des Kirchenfürsten kennen gelernt, erstanden der Curie Widersacher. Die Spiritualen. Wir wissen, daß in dem Franciscanerorden die eifrigen Minoriten oder Spiritualen mit den gemäßigten Gliedern „den Brüdern der Gemeinschaft" (Conventualen) über den Güterbesitz frühe in Streit gerathen waren (VII, 84 f.). Die Päpste erklärten sich für den Grundsatz und die Praxis der Conventualen und zogen sich dadurch den Haß und die leidenschaftliche Polemik der Gegenpartei zu, welche, gestützt auf die prophetischen Aussprüche des Joachim von Floris (VII, 87), ein neues Zeitalter des Heil. Geistes gegenüber der am irdischen Besitz klebenden Kirche der Gegenwart erharrte. Johann XXII., jener habgierige und prachtliebende Papst in Avignon, mußte in der Lehre, daß Christus und die Apostel ohne jegliches Eigenthum gewesen und somit die Minoriten der strengen Regel die wahren Nachfolger jener seien, eine Verdammung seiner selbst erblicken; er erklärte daher die Behauptung für häretisch, verwarf den von seinen Vorgängern erfundenen Ausweg, durch eine Scheinbesitznahme für die Kirche bedenkliche Gewissen zu beruhigen, indem er den Franciscanergütern feierlich entsagte und überantwortete die Widerstrebenden der Inquisition. „Und viele sind auf dem Scheiterhaufen freudig dafür gestorben, daß sie auf Erden nichts besitzen wollten." Aber weder Bann noch Inquisition vermochten die Spiritualen von ihrer Ansicht abzuschrecken; es wurde erwähnt (VII, 892) mit welchem Eifer Michael von Cesena und andere Minoriten-Brüder die Sache Ludwigs des Baiern wider das Pontificat führten: ausgezeichnet durch Talente und Gelehrsamkeit, ehrwürdig durch ihren Heiligenschein, durch ihre Armuth kräftig und kühn wie die Apostel, bildeten sie eine starke Macht gegen das dem „Schlamm der Welt" verfallene Papstthum, das meistens unreinen Händen anvertraut war. Nach des Kaisers Tod schweiften die Spiritualen als Flüchtlinge umher und gründeten einige Niederlassungen, „oft überwältigt, aber unbesiegt durch Gewalt", bis sie durch Zugeständnisse zum großen Theil versöhnt als „Minoritenbrüder der strengen Observanz" neben den Conventualen Anerkennung erlangten und in Selbständigkeit unter eigenen Oberen fortbestehen durften (VII, 58).

Der Kampf der Bettelmönche gegen das Papstthum war ein Bürgerkrieg unter Hausgenossen, der schließlich durch die Gleichheit der Interessen und Ziele stets wieder einen friedlichen Abschluß finden mußte; je mehr aber die Opposition in Kreise eindrang, welche entweder dem Laienstand angehörten oder eine Mittelstellung zwischen diesem und dem Mönchthum einnahmen, desto hartnäckiger behauptete sie sich in ihrem Gegensatz zu dem herrschenden Kirchenthum. Begharden u. Beghinen. Wir wissen, daß die Mendicantenorden, um ein möglichst weites Feld der Wirksamkeit zu erobern, auch solche Mitglieder in ihre Gemeinschaft zuließen, welche ohne durch Gelübde sich zu verpflichten und der Welt zu entsagen in einen freien Verband zu dem Orden treten wollten (VII, 84). So bildeten sich Vereine, welche die Tracht und die Aeußerlichkeiten des Klosterlebens annahmen, aber nicht von der Welt abgeschieden waren. Von der Art waren die Schwester- und Bruderschaften der Beghinen und Begharden, freie Vereine von Frauen und Männern zur Krankenpflege und Todtenbestattung, welche in eigenen Beguinenhöfen in den Niederlanden lebend „den vermittelnden Uebergang vom

Zwange des Mönchs- und Klosterlebens zur Freiheit des Laienlebens bildeten.* In dem Streite der Minoriten gegen das Papstthum hielten sie zu der strengen Partei der unbedingten Armuth und theilten daher auch mit dieser den Makel der Ketzerei. Von ihrem leisen Todtengesang Lollarden („Rollbrüder") genannt, wurden sie durch die Schmachreden des Klerus bald der Gegenstand des Hasses und der Verachtung, also daß man in England die Anhänger Wycliffe's mit dem Brandmale ihres Namens bezeichnete. Lange beunruhigt und verfolgt, wurden endlich diejenigen, welche blos für Werke der Mildthätigkeit lebten, vor der Inquisition geschützt.

Die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens. In derselben „Heimath des rein praktischen Sinnes" bildete sich auch unter der mächtigen Einwirkung Gerhard Groots von Deventer in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. der Verein der „Brüder des gemeinsamen Lebens". Ohne durch ein unverbrüchliches Mönchsgelübde gebunden zu sein, heißt es bei Baur, lebten sie in ihren Bruderhäusern zusammen und suchten durch Erbauungsstunden (Collatien), an welchen jeder, der wollte, Theil nehmen konnte, durch Volks- und Jugendunterricht und verschiedene nützliche Beschäftigungen (z. B. Bücherabschreiben) ein christlich-religiöses Leben bei sich und bei Andern zu befördern. Gestützt auf das Kloster regulirter Chorherren zu Windesheim, ihrem geistlichen Mittelpunkt, gewann die Brüderschaft, die auch Laien heranzog und Schwesterhäuser gründete, sowohl in den Niederlanden als im nördlichen Deutschland eine weite Verbreitung und ausgedehnte wohlthätige Wirksamkeit, die bald die Eifersucht der Bettelmönche erregte. Die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens ließen sich jedoch durch Angriffe und Verdächtigungen nicht irre machen, und der Zeitgeist war auf ihrer Seite. Man hatte sich bereits entwöhnt, das Ideal christlicher Vollkommenheit in den Bettelorden zu suchen. Ihr Leben theilend zwischen religiösen Uebungen, Handarbeit und Studien, „doch diese nur soweit sie zur Besserung dienen" wirkte die Brüderschaft auf christlich wissenschaftliche Jugendbildung und auf das Lesen der Schrift in der Volkssprache; aber „das eigentliche Ziel war des eigenen Herzens Friede."

2. Geißler und Mystiker.

Allen diesen Erscheinungen lag das Bestreben zu Grunde, die christliche Idee der Weltüberwindung und Weltentsagung mit kräftigern Mitteln, als die Kirche aufgestellt, zu verwirklichen, das Reich Gottes mit neuen Waffen und geistigen Anstrengungen zu erobern. Das Gefühl, daß die Papstkirche mit all ihren Gnadenmitteln nicht vermögend sei, der Seele zum ewigen Heil zu verhelfen, daß die Bettelorden in ihrer Erschlaffung nicht mehr als das Abbild des reinen apostolischen Lebens gelten könnten, daß ein ernsteres, schmerzhafteres Ankämpfen gegen die sündige Welt und das Gelüsten des Fleisches noth thue, war die treibende Kraft aller dieser Versuche, einen neuen Weg des Heils unabhängig von der Kirche zu suchen. Diese Seelenangst, dieser Drang nach dem Reiche Gottes bildete auch den tiefen Urgrund der Geißlergenossenschaften und der Gottesfreunde oder Mystiker, welche beide die Idee der Weltüberwindung, der versöhnten Hingebung an Gott und des inneren Seelenfriedens in das irdische Menschenleben einzuführen trachteten, jene durch Abtödtung des Fleisches und Selbstpeinigung, diese durch innerliche Zerknirschung und contemplatives Gemüths- und Geistesleben. Obgleich in ihrem Entstehen nicht kirchenfeindlich, gingen sie doch auch nicht von der Kirche aus, nahmen sie doch zu dem herrschenden Kirchenwesen eine solche Stellung, daß ein tiefes Mißtrauen in die Wirksamkeit der Gnadenmittel und der scholastischen Religionswissenschaft nicht zu verkennen war; daß deutlich zu Tage trat, wie der Sündenerlaß der Geistlichkeit und die leichte Buße ihrem Gewissen nicht Genüge thaten ihres Herzens Angst und Sehnsucht nicht zu stillen vermochten.

Schon im 13. Jahrhundert, als unter den wilden Parteikämpfen der Guelfen und Ghibellinen die Laster und Verbrechen sich häuften, wurden die Städte Italiens durch die Züge der Flagellanten erschreckt, welche von Perugia aus unter Bußgesängen einherzogen und sich den entblößten Rücken bis aufs Blut geißelten, um eine Sühnung mit Gott zu erzielen (VII, 299). Wie damals in Italien, so wurden gegen die Mitte des 14. Jahrh. die Länder und Städte diesseits der Alpen, insbesondere die Gegenden am Rhein, von ähnlichen Erscheinungen heimgesucht, als die Schrecknisse der englisch-französischen Kriege und die Verheerungen des „schwarzen Todes", welche der angsterfüllten Menschheit als göttliche Strafgerichte für die herrschende Sündhaftigkeit galten, zur Reue und Bußfertigkeit anregten. Es bildeten sich Geißler-Vereine von Kreuzbrüdern, welche unter Bußgesängen von Ort zu Ort zogen, den Leib mit Geißeln blutig rissen und Christum anriefen, „um im Gedächtniß seines Leidens durch ihre blutige Buße das große Sterben abzuwenden." Sie standen unter selbstgewählten Meistern, die in der Regel nicht dem Klerus angehörten, und auf Grund der Marterbuße die Absolution ertheilten. Einen neuen Impuls erhielt die Geißlerschwärmerei gegen Ende des 14. Jahrhunderts, als die Gewissen der Menschen durch das große Schisma verwirrt und beunruhigt wurden. In dieser dritten Periode waren wieder die romanischen Länder und die britischen Inseln der Schauplatz der Geißlerzüge. Während der Dominicaner Vincentius Ferrer aus Valencia, eine Zeitlang Beichtvater der Königin Jolante von Aragonien, an der Spitze wandernder Geißlergemeinden die Städte Spaniens, Frankreichs und Britanniens durchzog und durch feurige Bußpredigten und Bußlieder die Gemüther der Menschen erschütterte, richtete die „Brüderschaft der Weißen" ihren Zug gegen Rom. Anfangs waren die Päpste der Bewegung günstig; sie erblickten in den Flagellanten der ersten Periode eine heilsame Anfregung für die Partei der Kirche gegen die Ghibellinen. Aber bald nahmen sie Anstoß an dem eigenmächtigen Auftreten der Büßergesellschaften, welche in schwärmerischem Enthusiasmus alle kirchlichen Bußen und Heilmittel gegen die Bluttaufe der Geißel herabsetzten und ohne Vermittelung des Klerus Gnade und Absolution suchten. „Hinweg über Alles, was die Kirche mit ihrer unkräftigen priesterlichen Vermittelung zwischen den Sünder und Erlöser stellt, wollten sie, um unmittelbar aus der allein wahren Heilsquelle den Trost der Vergebung der Sünden zu schöpfen, sich ganz in das Leiden Christi selbst versenken. Sein Bild stand mit allen Wundenmalen seines Leidens vor ihrer Seele. Allem was sie thaten und an sich trugen war die Gestalt eines Kreuzes aufgedrückt, durch die Geißelschläge, mit welchen sie sich blutig schlugen, wollten sie seinen bis zum Tode gemarterten Leib und in der Zahl der drei und dreißig Tage, die sie zur Vollbringung ihrer Geißelbuße umherzogen, sein ganzes den Sündern geopfertes irdisches Leben sich darstellen." Schon im J. 1349 verdammte Clemens VI. in einem Sendschreiben an die deutschen Erzbischöfe das alle kirchliche und weltliche Ordnung bedrohende Bußverfahren der Geißler; im J. 1399 ließ Bonifacius IX. das Haupt der „Brüderschaft der Weißen" hinrichten. Diese feindselige Haltung der Hierarchie entflammte die Geißelbrüder zum bittersten Haß. „Ein Geißlerverein, dem in Thüringen die Inquisition Scheiterhaufen errichtete (seit 1414), erklärte den Klerus für den Antichrist, verwarf allen Kreuz-, Bilder- und Heiligendienst und setzte die Bluttaufe der Geißel an die Stelle aller kirchlichen Sacramente." Dagegen gab Vincentius Ferrer, welcher dem Avignoner Papstthum als Heiliger zur Seite gestanden, wie die heilige Katharina von Siena dem römischen, den Abmahnungen der in Constanz versammelten Väter Gehör. Die bei den Bußaufzügen in Deutschland gesungenen Lieder bezeichneten auch dadurch ihren Gegensatz zur Kirche, daß sie in der deutschen Landessprache verfaßt waren. „Was so unmittelbar aus der innersten Herzensempfindung kam,

Die große Geißlerfahrt und die Noth der Zeit.

konnte in keinem andern als dem natürlichsten Medium ausgesprochen werden." Das vom Schmerz der Sünde zerknirschte Gemüth konnte seinen Gefühlen nur in echt nationalen Lauten und Tönen ohne alle fremdartige Vermittelung Ausdruck geben.

Die Veitstänzer. Auch jene Erscheinung krankhafter Religionsschwärmerei, welche sich in den Jahren 1374 und 1418 in einigen Städten am Rhein und in Südfrankreich in den phantastischen Aufzügen der Tänzer kund gab, hatte ihre Quelle in derselben geistigen Grundanschauung, daß die kirchlichen Mittel unzulänglich seien, daß nur durch einen gewaltsamen Durchbruch Sünde und Elend überwunden werden könnten. Es war dieselbe „sinnliche Andacht in Krämpfen von Wollust und Schmerz", welche gleich dem Geißlerwahn die Menschen wie eine Epidemie erfaßte, und die den Zeitgenossen als ein dämonisches Besessensein erschien, welches man durch Anrufung des heil. Veit zu beschwören suchte.

Die Berichte d. Chroniken. Die Chroniken der Zeit, insbesondere „die Chronik der Stadt Limburg", die „Straßburger Chronik" des Fr. Closener († 1384) und die „Elsassische und Straßburg'sche Chronik" des Jacob Twinger von Königshoven († 1420) ergehen sich in ausführlichen Beschreibungen der „großen Geißelfahrt", aus denen wir einzelne Züge, dem Einen oder Andern entlehnt, beifügen wollen: „Anno 1349 da kam ein großes Sterben in Teutschland. Das ist genannt das große Sterben und das erste. Und sturben an den Drüsen (bösen Geschwüren). Und wen das anging, der starb am dritten Tag. Und in der Maßen sturben die Leut in den großen Städten, zu Cölln, zu Maynz u. s. w. meistlich hundert Menschen am Tag. Das währete in jeglicher Stadt und Land mehr denn ein viertel Jar." (Es ist von diesem großen Sterben, das alle Länder Europa's durchzog und als der „schwarze Tod", in England als der „faule Tod" bezeichnet ward, in den obigen Blättern schon mehrfach Erwähnung geschehen. Die Verheerungen waren so furchtbar, daß die Erinnerung daran noch lange im Gedächtniß der Menschen fortlebte. Manche Orte starben ganz aus; volkreiche Städte wurden auf die Hälfte oder zwei Drittel ihrer Bevölkerung gebracht. Diesseit und jenseit des Meeres in allen christlichen und heidnischen Ländern wüthete die Seuche. Kaum der dritte Theil der Menschen blieb am Leben; in Deutschland war das Sterben nicht am stärksten, doch wurden zu Straßburg über 16,000 Menschen begraben. Im Ganzen starben mehr Arme als Reiche, vorzüglich in den Städten, welche noch sehr eng und unreinlich gebaut waren. Das Volk warf die Schuld auf die Wucherjuden. Es ist erwiesen, daß genuesische Kaufleute das Uebel aus der Levante mitgebracht, und in sofern mögen denn auch die Juden zur Verbreitung mitgewirkt haben. Aber das Volk sprach, sie hätten die Brunnen vergiftet. An einigen Orten wurden sie auf der Folter zum Geständnisse gebracht. Schon früher geschahen aus ähnlichen Veranlassungen Judenverfolgungen. Diesmal erhob sich wie auf Verabredung das Volk fast zu gleicher Zeit in den meisten Städten, trieb die Juden zusammen und verbrannte sie in ihren Häusern. Wer wollte wehren, wo kein oberster Richter anerkannt war und die Stände gegen einander selbst alle Arten von Bedrückungen verübten?) „Da das Volk den großen Jammer sahe vom Sterben, das auf dem Erdreich war, da fielen die Leut gemeinlich in große Reue ihrer Sünden und suchten Pönitentien, und thäten das mit eignem Willen, und nahmen den Papst und die heilige Kirch nicht zu Hülf und zu Rath, was große Thorheit war, und große Unvorsichtigkeit und Versäumniß und Verstopfung ihrer Seelen. Und verhafften (verbanden) sich die Mannen in den Städten und im Land, und gingen mit den Geißeln, hundert, zwei oder dreihundert oder in der Maß. Und war ihr Leben also, daß etlich Partey gingen 30 Tage mit den Geißeln von einer Stadt zu der andern, und führeten Creutz und Fahnen als in den Kirchen, und mit Kerzen und mit der Procession. Und wo sie kamen vor eine Stadt, da gingen sie mit einer Procession zwei bei einander bis in die Kirchen, und hatten Hüte auf, daran stund vornen ein roth Creutz, und jeglicher trug seine Geißel vor ihn und sungen ihre Laichen also:

Nu ist die Betefahrt also here
Christ fuhr selber gen Jerusalem;
Er führte ein Creuz in seiner Hand,
Nu helfe uns der Heiland!

Nu ist die Betefahrt also gut,
Hilf uns, Herre, durch dein heilig Blut,
Das Du an dem Creuze vergossen hast
Und uns in dem Elend gelossen hast.

Nu ist die Straße also bereit
Die uns zu unser Frauen treit,
In unser lieben Frauen Land,
Nu helfe uns der Heiland.

Wir sollen die Buße an uns nehmen
Daß wir Gott desto baß gezemen
Alldort in seines Vaters Reich.
Des bitten wir Dich alle gleich.
So bitten wir den heilgen Christ
Der aller Welt gewaltig ist.

Wenn sie in die Kirchen kamen, so knieten sie nieder und sangen:

Jesus ward gelabet mit Gallen:
Deß sollen wir an ein Creuze fallen!

Bei diesen Worten fielen alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte, und so sie eine Weile also gelegen, hub ihr Vorsinger an und sang:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nu hebet auf euere Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Dann stunden sie auf; und so thaten sie drei Stund. Wann sie zum letzten Mal aufgestanden, dann traten Leute aus der Stadt heran und luden die Geiseler heim, einer vier, sechs oder sieben und thäten ihnen gütlich über Nacht. Am Morgen gingen sie wieder hinweg in einer Procession mit Creuzen in eine andere Stadt.

Und dies war ihre Regel: Wer in die Bruderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 33 Tage darinne sein und bleiben, und mußte darum so viele Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zu Gebote standen; und darum durften sie von Niemanden etwas heischen oder fordern und in kein Haus kommen, man lüde sie denn ein und führete sie ohne ihr Heischen hinein. Auch durften sie zu keiner Frau reden; wer aber das brach, der kniete vor seinem Meister und beichtete es ihm, und dieser setzte ihm eine Buße und schlug ihn mit der Geißel auf den Rücken und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen möchten unter sich haben, aber keiner sollte Meister unter ihnen sein noch an ihren Heimlichkeiten Rath geben. Wann sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln), das war am Tage zweimal, frühe und spät, so zogen sie zu Felde aus; da läutete man die Glocken und es gingen je zween und zween und sungen ihren Leich also wie vorher gesagt; und wann sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus nackend und barfuß bis an die Hüfte und zogen Kittel oder weiße Linnen an und die gür-

gen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis; und wie jeglicher gesündet hätte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und streckte seine drei Finger auf; war er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch; so legten sie sich mancherweis nach mancherlei Sünde; dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan hatte. Nachdem sie sich so gelegt hatten, so fing ihr Meister an wo er wollte und schrie über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreit er über sie alle, und über welchen er schreit, der steht auf und schreit dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knoten. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief stand wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen; da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln daß er sich sollte erbarmen über die Welt; und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben; und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt singend je zween und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach.

Auch wann sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen und das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herabgekommen wäre, und alles, was sie sagten, das sei wahr. Und wenn die Pfaffen sprachen, wodurch man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern, und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden. Zu Straßburg kamen mehr denn tausend Männer in ihre Gesellschaft, und sie theilten sich so, daß ein Theil aufwärts, der andere abwärts ging. Und es kam so viel Volkes in ihre Brüderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Pfaffheit. Und der Kaiser schrieb dem Papst, daß er etwas dagegen thäte, sonst verkehreten die Geißeler alle Welt; denn sie maßten sich großer Heiligkeit an und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. — Darnach machten sich auch Frauen und Kinder auf und gingen in die Lande und geißelten sich. Zuletzt verbot der Papst ihre Fahrt und gebot allen Bischöfen, daß sie in ihren Bisthümern sollten die Geißeler abthun und verbieten. Wer sich geißeln wollte der sollte sich heimlich in seinem Hause geißeln so viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt nach einem halben Jahr ein Ende."

Gottesfreunde und Mystiker in Deutschland und Niederland.

Der Verfall der Kirche und des Klerus, der mit Krieg und Pestilenz zusammentraf, führte viele von Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit erfüllte Seelen dem Mysticismus in die Arme, der in dieser zweiten Periode seine beredtesten und thätigsten Verkündiger in Deutschland und in den Niederlanden fand. „Es gehörte immer zu dem eigenthümlichen Wesen des deutschen Volkes", bemerkt Neander, „daß die Macht des religiösen Elements aus der Tiefe der Gemüther sich geltend machte, daß die Menschen von den Zerwürfnissen der Außenwelt und unfruchtbaren Menschensatzungen hingetrieben wurden, in den Tiefen ihres Inneren Gott zu suchen und zu finden, daß ein verborgenes Leben in Gott hervorbrach im Gegensatz mit dürrer Begriffsrichtung, welche das Herz kalt und todt ließ, und gegen einen die Religion veräußerlichenden Mechanismus." Unwillig über die Sündhaftigkeit der Welt und die Entartung des Priesterstandes flüchteten sich religiöse Naturen und „Gottesfreunde" in ihr Inneres und strebten sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen. Sie setzten den Lastern der Welt die Ertödtung der Sinnlichkeit und Kasteiung des Fleisches, der Genußsucht und Verweltlichung des Priesterstandes die Nachahmung des armen Lebens Christi entgegen und bekämpften die trockene Scholastik und ihre Spitz-

findigkeiten und Grübeleien durch Gefühlswärme, Beschaulichkeit und Vertiefung in die göttliche Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen und Empfindungen der Seele. Abgewendet von der hierarchischen Kirche suchten sie in gänzlicher Verleugnung des Menschen und der Welt die Seligkeit in dem vollkommenen Untergehen in Gott. Der Mysticismus hat mächtig auf Literatur und Leben eingewirkt; und wenn gleich die Lehre von der Demuth und Selbsterniedrigung die Thatkraft lähmte, das Gemüths- und Gefühlsleben hie und da Schwärmerei erzeugte, so war doch der Einfluß auf die versunkene Menschheit von wohlthätigen Wirkungen. Der Mysticismus erschütterte die abergläubische Werkheiligkeit durch Tiefe und Innigkeit des Glaubens, setzte an die Stelle des ganz äußerlichen Cultus, des Marien- und Heiligendienstes, eine Religion des Herzens und die unmittelbare Verehrung des dreieinigen Gottes und wies auf die durch Legenden und Heiligengeschichten fast ganz verdrängte Bibel als Quelle des Glaubens hin. Dadurch veranlaßten die Mystiker deutsche Bibelübersetzungen, deren Zahl sich bereits auf fünfzehn belief, als die Lutherische erschien und durch ihre Vortrefflichkeit die übrigen in Vergessenheit brachte. So ähnlich indessen das Ziel ihrer Bestrebungen war, so verschieden waren die Wege dazu. Die Einen (wie der Dominicaner Meister Heinr. Eckard, † 1329, „der mit seinem Gefühle der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesgluth gleichsam schwindelnd auf einer Höhe steht, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Christ, zwischen Gut und Böse verschwindet“) vertieften sich in philosophische Speculationen und kamen auf pantheistische Grundsätze, die von der Kirche als häretisch verdammt wurden; Andere pflegten eine mystisch-allegorische Art von Poesie (wie das Buch der sieben Grade, das Buch der Maide u. a.), worin sie das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich darstellten; die Bedeutendsten aber, wie der geist- und gemüthvolle Kanzelredner Joh. Tauler (Dominicanermönch in Straßburg, † 1361), der durch „geistige Armuth und Demuth ein Herzenserschütterer wurde und mit neuen Zungen zur geistlichen Armuth als der rechten Gottgleichheit und zur Wollust des Todes in Gott reizte“, und der von göttlicher Liebeswärme durchglühte Heinrich der Seuße (Suso, † 1365), der abwechselnd in Konstanz, Köln, Ulm u. a. Städten lebte und von Jugend auf „ein minnereiches Herz“ besaß, „das sich um aller Creatur Trauer kümmerte“, wirkten durch Predigten und Erbauungsschriften und bildeten die deutsche Prosasprache aus, die vor ihnen blos in einigen Gesetzbüchern (VII, 322 ff.) angewendet worden war und bald nach ihnen auch in einigen Chroniken gebraucht ward. Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi“ und Suso's „Büchlein von der ewigen Weisheit“ in Gesprächsform standen bei ihren Jüngern und Anhängern, die eine eigene Brüderschaft (die Jünger der ewigen Weisheit) bildeten, in hohem Ansehen. Auch Joh. Rusbrock († 1381) „der nach langem Kirchendienst ein Stillleben im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel suchte“, stellte in seinen einfachen und doch schwungvollen Schriften das in Gott und die göttliche Liebe versenkte Leben als den „Zustand des höchsten Seins“ der Veräußerlichung des religiösen Elements entgegen Wenn gleich die Kirche Bann und Verfolgung über die Mystiker und ihre Lehre verhängte, so dauerten sie doch fort und nahmen von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung. So besonders im 15. Jahrh. in den Niederlanden durch die oben erwähnte Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Unter den Mitgliedern und Jüngern dieser Brüderschaft verdienen eine besondere Auszeichnung Thomas von Kempen († 1471) und Johann Wessel aus Gröningen († 1489). Jener, der „durch seine Schriften voll freundlicher, oft spielender Bilder, wie durch seine Rathschläge aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens, in den stillen Umgang mit Gott und Jesu einführte“, gilt für den Verfasser

gen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis; und wie jeglicher gesündet hätte, darnach legte er sich. War er ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und streckte seine drei Finger auf; war er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch; so legten sie sich mancherweis nach mancherlei Sünde; dabei erkannte man wohl, was für Sünde jeglicher gethan hatte. Nachdem sie sich so gelegt hatten, so fing ihr Meister an wo er wollte und schrie über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreit er über sie alle, und über welchen er schreit, der steht auf und schreit dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knoten. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief stand wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen; da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln daß er sich sollte erbarmen über die Welt; und viele andere Dinge standen in demselben Briefe geschrieben; und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt singend je zween und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach.

Auch wann sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen und das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herabgekommen wäre, und alles, was sie sagten, das sei wahr. Und wenn die Pfaffen sprachen, wodurch man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern, und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden. Zu Straßburg kamen mehr denn tausend Männer in ihre Gesellschaft, und sie theilten sich so, daß ein Theil aufwärts, der andere abwärts ging. Und es kam so viel Volkes in ihre Brüderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Pfaffheit. Und der Kaiser schrieb dem Papst, daß er etwas dagegen thäte, sonst verkehreten die Geißeler alle Welt; denn sie maßten sich großer Heiligkeit an und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. — Darnach machten sich auch Frauen und Kinder auf und gingen in die Lande und geißelten sich. Zuletzt verbot der Papst ihre Fahrt und gebot allen Bischöfen, daß sie in ihren Bisthümern sollten die Geißeler abthun und verbieten. Wer sich geißeln wollte der sollte sich heimlich in seinem Hause geißeln so viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt nach einem halben Jahr ein Ende."

Gottesfreunde und Mystiker in Deutschland und Niederland.

Der Verfall der Kirche und des Klerus, der mit Krieg und Pestilenz zusammentraf, führte viele von Zerknirschung und Erlösungsbedürftigkeit erfüllte Seelen dem Mysticismus in die Arme, der in dieser zweiten Periode seine beredtesten und thätigsten Verkündiger in Deutschland und in den Niederlanden fand. „Es gehörte immer zu dem eigenthümlichen Wesen des deutschen Volkes", bemerkt Neander, „daß die Macht des religiösen Elements aus der Tiefe der Gemüther sich geltend machte, daß die Menschen von den Zerwürfnissen der Außenwelt und unfruchtbaren Menschensatzungen hingetrieben wurden, in den Tiefen ihres Inneren Gott zu suchen und zu finden, daß ein verborgenes Leben in Gott hervorbrach im Gegensatz mit dürrer Begriffsrichtung, welche das Herz kalt und todt ließ, und gegen einen die Religion veräußerlichenden Mechanismus." Unwillig über die Sündhaftigkeit der Welt und die Entartung des Priesterstandes flüchteten sich religiöse Naturen und „Gottesfreunde" in ihr Inneres und strebten sich im Gefühle unmittelbar mit der Gottheit zu vereinigen. Sie setzten den Lastern der Welt die Ertödtung der Sinnlichkeit und Kasteiung des Fleisches, der Genußsucht und Verweltlichung des Priesterstandes die Nachahmung des armen Lebens Christi entgegen und bekämpften die trockene Scholastik und ihre Spitz-

findigkeiten und Grübeleien durch Gefühlswärme, Beschaulichkeit und Vertiefung in die göttliche Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen und Empfindungen der Seele. Abgewendet von der hierarchischen Kirche suchten sie in gänzlicher Verleugnung des Menschen und der Welt die Seligkeit in dem vollkommenen Untergehen in Gott. Der Mysticismus hat mächtig auf Literatur und Leben eingewirkt; und wenn gleich die Lehre von der Demuth und Selbsterniedrigung die Thatkraft lähmte, das Gemüths- und Gefühlsleben hie und da Schwärmerei erzeugte, so war doch der Einfluß auf die versunkene Menschheit von wohlthätigen Wirkungen. Der Mysticismus erschütterte die abergläubische Werkheiligkeit durch Tiefe und Innigkeit des Glaubens, setzte an die Stelle des ganz äußerlichen Cultus, des Marien- und Heiligendienstes, eine Religion des Herzens und die unmittelbare Verehrung des dreieinigen Gottes und wies auf die durch Legenden und Heiligengeschichten fast ganz verdrängte Bibel als Quelle des Glaubens hin. Dadurch veranlaßten die Mystiker deutsche **Bibelübersetzungen**, deren Zahl sich bereits auf fünfzehn belief, als die **Lutherische** erschien und durch ihre Vortrefflichkeit die übrigen in Vergessenheit brachte. So ähnlich indessen das Ziel ihrer Bestrebungen war, so verschieden waren die Wege dazu. Die Einen (wie der Dominicaner Meister Heinr. **Eckard**, † 1329, „der mit seinem Gefühle der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesgluth gleichsam schwindelnd auf einer Höhe steht, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Christ, zwischen Gut und Böse verschwindet") vertieften sich in philosophische Speculationen und kamen auf pantheistische Grundsätze, die von der Kirche als häretisch verdammt wurden; Andere pflegten eine mystisch-allegorische Art von Poesie (wie das Buch der sieben Grade, das Buch der Maide u. a.), worin sie das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich darstellten; die Bedeutendsten aber, wie der geist- und gemüthvolle Kanzelredner Joh. **Tauler** (Dominicanermönch in Straßburg, † 1361), der durch „geistige Armuth und Demuth ein Herzenserschütterer wurde und mit neuen Zungen zur geistlichen Armuth als der rechten Gottgleichheit und zur Wollust des Todes in Gott reizte", und der von göttlicher Liebeswärme durchglühte **Heinrich** der **Seuße** (**Suso**, † 1365), der abwechselnd in Konstanz, Köln, Ulm u. a. Städten lebte und von Jugend auf „ein minnereiches Herz" besaß, „das sich um aller Creatur Trauer kümmerte", wirkten durch **Predigten** und **Erbauungsschriften** und bildeten die deutsche Prosasprache aus, die vor ihnen blos in einigen Gesetzbüchern (VII, 322 ff.) angewendet worden war und bald nach ihnen auch in einigen Chroniken gebraucht ward. Taulers „Nachfolge des armen Lebens Christi" und Suso's „Büchlein von der ewigen Weisheit" in Gesprächsform standen bei ihren Jüngern und Anhängern, die eine eigene **Brüderschaft** (die Jünger der ewigen Weisheit) bildeten, in hohem Ansehen. Auch Joh. **Rusbrock** († 1381) „der nach langem Kirchendienst ein Stillleben im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel suchte", stellte in seinen einfachen und doch schwungvollen Schriften das in Gott und die göttliche Liebe versenkte Leben als den „Zustand des höchsten Seins" der Veräußerlichung des religiösen Elements entgegen. Wenn gleich die Kirche Bann und Verfolgung über die Mystiker und ihre Lehre verhängte, so dauerten sie doch fort und nahmen von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung. So besonders im 15. Jahrh. in den Niederlanden durch die oben erwähnte **Brüderschaft des gemeinsamen Lebens**. Unter den Mitgliedern und Jüngern dieser Brüderschaft verdienen eine besondere Auszeichnung **Thomas von Kempen** († 1471) und **Johann Wessel** aus Gröningen († 1489). Jener, der „durch seine Schriften voll freundlicher, oft spielender Bilder, wie durch seine Rathschläge aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens, in den stillen Umgang mit Gott und Jesu einführte", gilt für den Verfasser

des weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzten lateinischen Andachtsbuchs von der Nachfolge Christi, worin gelehrt wird, daß die wahre innere Nachfolge Jesu im Ertödten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe bestehe; der letztere, ein ebenso frommer als geistvoller und mit glänzender humanistischer Wissenschaft ausgerüsteter Mann, kann in Vielem als Vorgänger Luthers gelten. Er unterschied strenge das innere Christenthum von dem äußern Kirchenthum und stellte auf mystischer Grundlage den christlichen Glauben „als etwas rein Innerliches" dar, „das zwischen dem Herzen und Gott allein abgemacht werde."

3. Die Reformpartei.

Wenn die geistlichen Brüderschaften und die Mystiker der herrschenden Kirche und ihren äußerlichen Gnadenmitteln ein tieferes Sündengefühl, eine ernstere Buße, eine innigere Gottesgemeinschaft entgegensetzten; so bekämpfte eine Anzahl gelehrter Theologen, deren Häupter und Führer zu den Zierden der Pariser Universität gehörten, das herrschende Kirchensystem und das Pontificat mit den Waffen der Wissenschaft, die sie weniger aus der Rüstkammer der Scholastik, als aus der heiligen Schrift, dem Kirchenrecht und der Vernunft entlehnten und drang auf eine durchgreifende Reform des theologischen Studiums und des geistlichen Lebens. Mehrere derselben, wie Peter d'Ailly, Kanzler der Universität Paris, und sein Schüler und Nachfolger in dieser Würde, Johannes Gerson, fanden bald auf den Concilien von Pisa und Constanz einen bedeutenden Wirkungskreis für ihre Thätigkeit und ihre Stimme war oft von entscheidender Kraft. In gleichem Sinne lehrte und schrieb Nicolaus von Clémanges. Die Scholastik, die sich in ihrer Ueberhebung vermessen konnte, „von ihrer Gunst und Dialectik hänge Sein oder Nichtsein des Christenthums ab", war längst von ihrem Ansehen herabgesunken und zu den Anforderungen des Lebens in Gegensatz getreten. Man warf ihr vor, daß „über ihren Wortstreitigkeiten das göttliche Wort vergessen, über ihren Spitzfindigkeiten der Ernst des Lebens verflüchtigt, von ihrer kalten Gelehrsamkeit der Geist vertrieben werde und die Theologen den andern Gelehrten als Phantasten gälten." Die Zeitbildung und das Bedürfniß des Herzens verlangten nach gesunderer Nahrung, ein Verlangen, dem jene Männer und ihre Gesinnungsgenossen zu entsprechen suchten. Standen sie in ihren Anschauungen auch noch mitten in der Kirche, waren sie auch unter allen Verhältnissen getreue Anhänger der kirchlichen Lehren und Institute; so haben sie doch durch ihre wissenschaftlichen Werke wie durch ihr praktisches Handeln in den großen Zeitfragen so manche neue Anregung gegeben, daß auch sie den Männern der Opposition beigezählt werden dürfen, von denen die anmaßende Hierarchie und das erstarrte und verunstaltete Kirchensystem empfindliche Stöße erfahren hat. Mehr auf irenisch-rationellem als auf polemischem Wege suchte der gelehrte Arzt und Theologe Raymund von Sabunde, in Spanien geboren, in Toulouse angestellt, die Harmonie zwischen Natur und Bibel darzuthun und aus beiden eine

der Vernunft und dem Glauben zugleich entsprechende und genügende christliche Kirche auf Grund der bestehenden zu construiren.

D'Ailly aus Compiègne, der von unbemittelten Eltern abstammend zu den höchsten Würden an der Universität und in der Kirche aufstieg, erklärte die Selbstkenntniß als den Anfang aller Weisheit, suchte der Philosophie und der weltlichen Wissenschaft, insbesondere der Mathematik und Kosmographie, eine selbständige Stellung neben der Kirchenlehre zu erringen und sprach die Ansicht aus, „die Bibel allein sei der ewig bleibende Fels, auf dem die Kirche ruhe"; und wenn er auch seine Lehrmeinungen mit so großer Vorsicht und Mäßigung vortrug, daß Papst Johann XXIII. den hochgeachteten Mann zum Cardinal ernannte, so hat er doch stets die allgemeine Kirche Christi von der römischen unterschieden und in Schrift und Rede die Ansicht verfochten, daß das Concil über dem Papste stehe und Macht habe, denselben zu richten und zu entsetzen. Peter d'Ailly 1350—1425. — Mit noch größerer Entschiedenheit und geistiger Ueberlegenheit trat Johann Charlier, von seinem Geburtsort in der Diöcese Rheims Gerson genannt, den Anmaßungen der Scholastik und der Hierarchie entgegen. Gerson 1363—1429. Im dreißigsten Jahre Kanzler der Pariser Universität und Kirche eröffnete er einen lebhaften Kampf zugleich gegen die lascive romantische Poesie und gegen das „subtile Spinngewebe" der scholastischen Weisheit und suchte, vom Nominalismus ausgehend, die Mystik in ein wissenschaftliches System zu kleiden und dadurch eine Vermittelung zwischen Wissen und Leben, zwischen Verstand und Gemüth, zwischen Denken und Fühlen zu gewinnen. Die Reformation des geistlichen Standes und der Theologie, deren Nothwendigkeit er in einem Sendschreiben an d'Ailly dargethan, suchte er zunächst dadurch zu begründen, daß er den Mysticismus von der Höhe der Ekstase und Gefühlsschwärmerei, auf welche er durch die deutsche Theologie gerathen war, in das Bereich wissenschaftlicher Beobachtung herabzog und nach einer philosophischen Untersuchung und Darlegung der Kräfte und Fähigkeiten der Seele, die Mittel und Wege bezeichnete, durch einen psychologischen Prozeß zur Contemplation, zum Leben in Gott aufzusteigen. Während er aber die mystische Theologie an der Hand psychologischer Untersuchungen und Distinctionen theoretisch zu begründen und als Grund und Inbegriff eines sittlich-religiösen Lebens aufzustellen bemüht war, hielt er sich fern von allem Ausschweifen in pantheistische Speculationen und ekstatische Phantasien und Visionen. „Er suchte sich weder durch kühnes Aufsteigen der Intelligenz mit dem absoluten Geiste zu identificiren, noch schwelgte er in schwärmerischen Gefühlen oder phantastischen Bildern." Aus seiner religiösen und philosophischen Contemplation wurde Gerson in rauher Weise gestört und herausgerissen durch das große kirchliche Schisma, für dessen Ausgleichung er aufs Eifrigste beflissen war. Er verfaßte Tractate, er hielt Gesandtschaftsreden, er gab Unterweisung, wie sich der wahre Christ in dem Conflicte zu verhalten habe, er erschütterte die Herzen der Zuhörer durch feurige Predigten, er schärfte den Geistlichen das Gewissen. Von seiner Thätigkeit auf den Concilien zu Pisa und zu Constanz, wo er in dem berühmten Tractat „über die kirchliche Einheit" und in andern Schriften und Reden die Ansicht verfocht, daß die Kirchenversammlung über dem Papste stehe, wird später die Rede sein. Er unterschied zwischen einer allgemeinen geistigen Kirche, der alle wahren Christen angehören und deren einziges Haupt Christus ist, und der sichtbaren, der römischen oder apostolischen mit dem Papst an der Spitze; dieser sei ein Mensch wie jeder andere, der Sünde und dem Irrthum unterworfen und könne, wenn er sich seines hohen Amtes unwürdig oder unfähig erwiesen, von der Kirchenversammlung abgesetzt werden. Uebrigens war Gerson stets ein fester Kirchenmann: jedes schwärmerische und sectirerische Treiben war in seinen Augen ein Verbrechen; Wycliffe's Auftreten war nicht nach seinem

Sinne; die Begharden und die freien Vereine wurden vielfach von ihm angegriffen; Johann Hus fand in ihm einen seiner heftigsten Widersacher auf dem Concil von Constanz. Uebrigens verdammte Gerson den Reformator nicht blos wegen seiner häretischen Ansichten, sondern auch weil er als Nominalist gegen die böhmischen Realisten Feindschaft hegte. Niedergeschlagen über den geringen Erfolg seiner Bemühungen für die Reform der Kirche, verließ Gerson Constanz. Da er wegen seiner Haltung gegen den Herzog von Burgund und dessen Schmeichler und Lobredner Jean Petit, den Apologeten des „Tyrannenmords", nicht nach Paris zurückzukehren wagte, so nahm er seinen Aufenthalt zuerst in Tirol, dann in Baiern. In dieser Zurückgezogenheit suchte er Trost und Kraft in theologischen Studien, deren Früchte er in mehreren Werken niederlegte, die, wie das Buch „vom Trost der Theologie" zu seinen besten Arbeiten gehören. Auch in lateinischen Gedichten und Klageliedern sprach er seine Gefühle aus. Nach der Ermordung des Herzogs von Burgund kehrte er in sein Vaterland zurück. Doch nahm er seinen Aufenthalt nicht in dem verödeten Paris, sondern in Lyon, wo er als „schiffbrüchiger Pilger" die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, welche Zeugniß ablegen von der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse, wie von der Klarheit seines Verstandes und von der Frömmigkeit seines Gemüthes. Ein strenger Eiferer gegen Aberglauben und gegen religiöse und sittliche Mißbräuche aller Art war er zugleich ein standhafter Verfechter der kirchlichen Freiheit. Mitten unter der Aufregung, welche das Auftreten der Jungfrau von Orleans hervorrief, schied er aus dem Leben (12. Juli 1429). So mißtrauisch er sich sonst gegen alle Schwärmerei gezeigt, so theilte er doch den Glauben und die Hoffnungen des Volkes in die wunderbare Erscheinung. — In gleichem Sinne wie d'Ailly und Gerson

Nic. Clémanges 1360 bis nach 1425.

wirkte beider Schüler Nicolaus, nach seinem Geburtsort in der Champagne von Clémanges genannt. Ein Mann von großer Beredsamkeit und begeistert für das klassische Alterthum, so weit man es damals kannte, nahm auch er als Rector der Pariser Universität an den Bemühungen dieser Körperschaft für die Beilegung des Schisma thätigen Antheil und verfaßte zu dem Zweck eine Reihe von Denkschriften und Sendschreiben. Als Geheimschreiber des Papstes Benedict XIII. gerieth er bei dem Streite des Pontificats mit der französischen Regierung in Conflict mit seinen Landsleuten. Der Abfassung der päpstlichen Bannbulle gegen König und Land verdächtig, verbarg er sich in einem Karthäuserkloster. Hier überzeugte er sich durch eifriges Studium der Bibel, daß die Kirche in vielen Mißbräuchen und Irrthümern befangen sei, und sprach seine Ueberzeugungen in einer Reihe trefflicher Schriften über inneres Christenthum und äußeres Kirchenwesen aus. „Nicht minder fromm und demüthig als gelehrt, war er zwar seiner Kirche unterworfen, suchte aber seinen Frieden statt in den von ihr vorgeschriebenen Formen und Gebräuchen nur in dem Glauben an den Erlöser, wie er ihn in dem Evangelium fand." Alle Außenwerke der Kirche sind für ihn ohne Werth, nur die innere Gemeinschaft mit Christus gilt ihm als der Weg des Heils. Ueber Kirchenverfassung und Kirchenregiment theilte er die Ansichten seiner Lehrer und richtete, da er dem Concil von Constanz nicht selbst beiwohnte, an die dort versammelten Väter ein Schreiben, worin er ihnen die Nothwendigkeit einträchtigen Zusammenwirkens zu nützlichen Reformen ans Herz legt. Auch er stellt das allgemeine Concil über die Päpste, aber noch höher steht ihm die Autorität der Bibel; ja er spricht den Zweifel aus, ob allen bisherigen ökumenischen Synoden wirklich der heilige Geist beigewohnt habe und wagt den Ausspruch, jede dauernde Kirchenreform müsse die nur auf die Autorität der Bibel gestützte „unsichtbare Kirche" zum Ausgangsprincip und zur Richtschnur nehmen, Ansichten, die seine Rechtgläubigkeit in Verdacht brachten. Lange hat man ihm auch die scharfe Schrift „über den Ruin der Kirche" zugeschrieben, die jedoch von einem

andern französischen Verfasser herrührt. Mit blutendem Herzen blickte Clémanges auf die politischen und kriegerischen Zeitereignisse seines unglücklichen Vaterlandes und entfaltete eine große conciliatorische Thätigkeit, um die Parteihäupter zur Eintracht und zur Versöhnung zu bewegen. — Verschieden in der Methode, aber in den Zielen vielfach mit diesen französischen Gottesgelehrten übereinstimmend, strebte auch Raymund von Sabunde in dem berühmten Werk: „Buch der Natur oder der Geschöpfe", das er im J. 1436 in Toulouse vollendet haben soll, nach einer gereinigten christlichen Gotteserkenntniß und Kirchenlehre, indem er die Verknüpfung der natürlichen Erfahrung mit der Offenbarung der Bibel systematisch zu entwickeln versucht und nachdem er die Wahrheit der letzteren durch die erstere begründet, die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit des positiven Christenthums und der kirchlichen Heilslehren und Gnadenmittel darzuthun bemüht ist. In einer Art „natürlicher Theologie" entwickelt Raymund ein System, worin die Gegensätze von Wissen und Glauben, Natur und Religion eine Ausgleichung finden sollten. Nach ihm „hat Gott dem Menschen das Buch der Natur gegeben, in welchem jedes Geschöpf ein von Gott geschriebener Buchstabe ist; dieses göttliche Buch und die heilige Schrift können einander nicht widersprechen; von jenem, welches Allen gemein, Jedem am nächsten, den Laien lesbar und von Ketzern unfälschbar ist, muß die Erkenntniß anheben; aber die höchste Erkenntniß ist die Liebe Gottes, als das Einzige, was der Mensch aus seinem Eigenen der Gottheit geben kann." Nachdem Raymund aus den bloßen Mitteln rationeller Naturbetrachtung das Dasein eines unendlichen, allgütigen, dreieinigen Gottes und die Verpflichtung des Menschen, durch kindliche Hingebung die Ehre dieses Gottes allerwege zu fördern, nachzuweisen gesucht, geht er im zweiten Theil dazu über, die gewonnenen Resultate auf das positive Christenthum und auf die Lehren und Symbole der Kirche anzuwenden. Wenn Raymund in diesem Bestreben schließlich zu einer Rechtfertigung der bestehenden Kirche und ihrer Heilsordnung gelangt, so ist doch das Werk ein bedeutender Fortschritt in der theologischen Wissenschaft und Bildung, als „der erste heldenmüthige Versuch, unter thatsächlicher Hervorhebung der Bibel als Quelle der christlichen Wahrheit, die Vernunft zu einem nicht blos wünschenswerthen, sondern von dem Wesen der Sache selbst als nothwendig geforderten Dienste in Sachen der Religion herbeizuziehen."

Raymund v. Sabunde. c. 1430.

b) Das große Schisma und die kirchliche Bewegung in Böhmen.

Die argen Mißstände, die auch dem Frommgläubigsten nicht entgehen konnten, mußten das Ansehen der Kirche und Geistlichkeit in den Gemüthern der Menschen tief untergraben, aber noch wankender ward der ganze hierarchische Bau, noch tiefer sank die Ehrfurcht vor den Nachfolgern Petri, als das große Schisma die Einheit der Kirche ihrer Auflösung entgegenzuführen schien, als der Hader der Oberhirten Zweifel und Spaltung in der ganzen Christenheit hervorbrachte und zugleich die angedeuteten Mißstände ins Unermeßliche steigerte. Papst Urban V. hatte endlich dem Drängen der Römer nachgegeben und trotz des Widerstands der Höflinge und französischen Cardinäle, die in dem üppigen Avignon sich viel wohler fühlten, als in der wüsten, tief unterwühlten Tiberstadt, seinen Sitz wieder nach Rom verlegt. Allein bald war ihm der Aufenthalt in dem getümmelvollen, zerrissenen Patrimonium Petri verleidet, und die Stimme der Hofleute wie die eigene Neigung zog ihn zurück nach dem französischen Boden. Die Bitten der Römer und die prophe-

Entstehung des Schisma.

Urban V. 1362—1370.

tischen Worte der Brigitta, jener nordischen Seherin, die vom Drang frommer Demuth an die heiligen Stätten in Rom geführt worden und dem Papste den Tod verkündete, wenn er nach Avignon zurückkehre, hatten keine Wirkung. Aber das Wort der Heiligen sollte sich bald erfüllen. Wenige Wochen nach
19. Dez. 1370. seiner Abreise starb Urban, ein sittenreiner, wohlmeinender Kirchenfürst. Sein
Gregor XI. 1371—1378. Nachfolger war Pier Roger, Graf von Beaufort, als Papst Gregor XI., der den Versuch seines Vorgängers erneute. Drohte doch die Gefahr, daß der Kirchenstaat bei längerer Abwesenheit des heiligen Vaters seiner nahen Auflösung entgegenging. Als sich Gregor zu Marseille einschiffte, blieb ein Theil der Cardinäle in der öden Papstburg von Avignon zurück, ein drohendes Anzeichen der bevorstehenden Kirchenspaltung. Gregor sah sich in seinen Entwürfen und Hoffnungen, die päpstliche Herrschaft und das Ansehen der Kirche in Italien herzustellen, bitter getäuscht. Verdüstert und voll banger Ahnungen
27. März 1378. sank er ins Grab, ein Mann von ehrenwerther Gesinnung, aber unentschlossen und schwach an Geist und Leib. Das römische Volk sah nunmehr in furchtbarer Aufregung der neuen Papstwahl entgegen; drohend forderte es die Erhebung eines Italieners auf den Stuhl Petri. Unter stürmischem Tumult und Waffen-
8. Apr. 1378. geklirr trat das Conclave zusammen. Die Stimmen fielen auf den Neapolitaner Bartholomäus de Prignano, Erzbischof von Bari, welcher den Namen
Urban VI. 1378—1389. Urban VI. annahm. Ein Rundschreiben der Cardinäle legte die canonische Rechtmäßigkeit der Wahl dar und das Volk war zufrieden, als es einen Italiener mit der Tiara geschmückt sah. Allein dem neuen Oberhirten fehlte die versöhnliche Milde, welche die aufgeregten Leidenschaften hätte beschwichtigen können. Der rauhe, strenge Priester, den die erhabene Würde mit unverständigem Hochmuth erfüllte, der die Kirchenreform mit kleinlichen rücksichtslosen Maßregeln begann, der im heiligen Collegium das Uebergewicht der Franzosen zu brechen strebte, verletzte die Cardinäle dermaßen, daß sie in Anagni die Wahl, weil sie von der tobenden Volksmenge erzwungen worden sei, für un-
20. Sept. 1378. gültig erklärten und den Cardinal Robert von Genf, Bischof von Cambray,
Clemens VII. 1378—1394. als Clemens VII. zum Gegenpapst aufstellten. In der italischen Halbinsel verfochten beide Kirchenhäupter durch blutigen Kampf mit gedungenen Söldnerschaaren die Rechtmäßigkeit ihrer Wahl. Clemens entwich darauf nach Avignon, und die Christenheit hatte zwei oberste Hirten, die in Erpressungen und Mißbräuchen wetteiferten und einander mit Flüchen und Bannstrahlen verfolgten. In Italien, Deutschland, den nördlichen und östlichen Ländern fand der römische Papst meist Anerkennung, in Frankreich, Spanien und Neapel der zu Avignon. Vier Jahrzehnte sah die Christenheit das verwirrende Schauspiel der gespaltenen obersten Kirchenwürde. Beide Päpste beteten zu Gott um Herstellung der Einheit, aber keiner war zur Entsagung geneigt. Die Cardinäle erhoben neue
Bonifacius IX. 1389—1401. Päpste nach dem Ableben der alten. In Rom folgten auf den gewaltthätigen Urban Bonifacius IX., der die Erpressungskünste aufs höchste trieb, Inno-

Innocenz VII. 1404—1406. Gregor XII. † 1417. Benedict XIII. † 1423.

cenz VII. und endlich Gregor XII. Vergeblich trug die Pariser Universität auf ein allgemeines Concilium an, vergebens erhob der beredte Nicolaus von Clémanges seine warnende Stimme. Nach Clemens VII. Tod erkannte der französische Hof den Cardinal Peter von Luna als Papst Benedict XIII. an. Seine Versicherung, entsagen zu wollen, falls es zu Gunsten der Kirchen-einheit nöthig sei, war eine leere Zusage. Weder von ihm noch von Gregor XII. war ein Opfer zu erwarten. Die Erpressungen Benedicts und die Mahnungen der Pariser Universität unter ihrem Kanzler Gerson brachten endlich Parlament und Krone zu einer entschlossenen Haltung. Die Neutralität und Selbstverwaltung der französischen Kirche wurde ausgesprochen, und als Benedict mit Bann und Interdict antwortete, ward die Bulle verbrannt, der Papst selbst zur Flucht nach Perpignan genöthigt. Erst als die meisten Cardinäle, besorgt über die zunehmende Zerrüttung der Kirche und die Gefahren des Schisma, sich von ihren Päpsten lossagten und auf den Mai 1409 ein Concil nach Pisa beriefen, wo beide Päpste zu erscheinen hätten, da schien sich die Hoffnung auf Beilegung des unseligen Zwiespalts zu verwirklichen.

Das Concil zu Pisa. 1409.

Während Gregor und Benedict ihre ohnmächtigen Bannflüche gegen die Cardinäle und die ungehorsamen Geistlichen schleuderten und selbständige Concilien abhielten, waren die Blicke der ganzen Christenheit auf die in Pisa eröffnete Kirchenversammlung gerichtet. Neben den Cardinälen beider Obedienzen (25. März 1409.) erschienen die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte aus allen Ländern persönlich oder durch Bevollmächtigte vertreten, Doctoren und Abgesandte der Universitäten, wie der Könige und Fürsten, eine glänzende Versammlung, die wohl als Vertretung der ganzen Christenheit gelten konnte. Die Stimme Gerson's, der in zwei Schriften den Satz vertheidigt, daß die Kirche kraft der Einsetzung Christi selbständig sei auch ohne Papst, und daß ein Papst von der Kirche abgesetzt werden könne, war von großem Gewicht in der Versammlung; die Grundsätze der Pariser Universität und ihres beredten Wortführers fanden immer weitere Verbreitung. Die beiden Päpste, welche keinen Vertheidiger ihrer Sache gesandt, wurden für Ketzer erklärt, ihrer kirchlichen Würden entsetzt und Allen untersagt, ihnen ferner gehorsam zu sein. Nachdem sich hierauf sämmtliche Cardinäle eidlich verpflichtet, daß Keiner, wenn er zum Papst erhoben würde, das Concil vor einer gründlichen Reform auflösen wolle, wurde die neue Wahl vorgenommen (26. Juni.). Sie fiel einstimmig auf den Cardinal Peter Philargi, Erzbischof von Mailand, einen alten gutmüthigen Prälaten, der einst als fremder bettelnder Waisenknabe in ein Franziscanerkloster aufgenommen worden war. Er legte sich den Namen Alexander V. bei. Die Reform der Kirche aber, das wichtigste Anliegen des Concils und die Hoffnung der Wohlgesinnten, wurde aufgeschoben. (Alexander V. 1409—1410.) Der neue Papst bestätigte zwar die Beschlüsse der Versammlung und verzichtete auf den Nachlaß der Prälaten und die Einkünfte der erledigten Pfründen, vertagte jedoch, als er die Versammlung schloß, die Reform auf ein nach drei (7. Aug.)

Jahren einzuberufendes Concil, binnen welcher Frist durch Provinzialsynoden und Capitelversammlungen die Mißbräuche abgestellt werden sollten.

Drei Päpste. So verlief die Kirchenversammlung von Pisa ohne die gehofften Ergebnisse. Denn die beiden andern Päpste hatten auch jetzt noch ihre Anhänger, Benedict in Spanien und Schottland, Gregor in einem Theil Deutschlands und Italiens und an König Ruprecht von der Pfalz. Die „päpstliche Dreifaltigkeit" steigerte das Aergerniß und alle Mißbräuche. Der schwache Alexander, der sich ganz von dem ränkevollen Cardinal Balthasar Cossa leiten ließ, war den Schwierigkeiten nicht gewachsen und starb schon im nächsten Jahr, 3. Mai 1410. worauf Cossa selbst, der Cardinallegat von Bologna, als Johann XXIII. Joh. XXIII. † 1419. den Stuhl Petri bestieg. Seit Jahrhundeten war die höchste Würde der Christenheit nicht so geschändet worden als jetzt, da ein Mann mit der Tiara geschmückt ward, der an Sitten- und Gewissenlosigkeit, an Frevel und Trug selbst in dieser entarteten Zeit nicht seines Gleichen hatte. Aus vornehmem neapolitanischen Geschlecht entstammt, hatte er eine wilde Jugend hinter sich. Einst als Seeräuber durch Leidenschaft und Kühnheit verrufen, hatte er sich dann der Rechtswissenschaft und Gottesgelehrtheit ergeben, sich die Gunst des Papstes Bonifaz IX. erworben, als Cardinallegat von Bologna, welches er den Visconti entrissen, sich durch maßlose Herrschsucht und Erpressung hervorgethan und sich überall ebenso gewandt in simonistischen und andern finanziellen Künsten und kriegserfahren, als arglistig, sittenlos und habsüchtig bewiesen. Daß unter einem solchen Papst, den das Gerücht der Vergiftung seines Vorgängers und namenloser Ausschweifungen beschuldigte, an eine Kirchenreform nicht zu denken war, konnte sich Niemand verhehlen, und doch fand der unwürdige Oberhirte Anerkennung. Er wurde in Rom aufgenommen und suchte die freie Stimme der Pariser Universität durch Gunstbezeigungen und Privilegien für sich zu gewinnen. Das Concil, welches er, dem dringenden Ruf nach Reform der Kirche zum Schein Folge leistend, im Lateran abhielt, war nicht viel mehr als eine Posse. Erst als Johann durch den König Ladislaus von Neapel, welcher sich der Stadt Rom bemächtigte und den unwürdigen Oberpriester zur Flucht trieb, in große Bedrängniß gerieth und nur im Einverständniß mit dem Kaiser sich in seiner schwierigen Stellung behaupten konnte, stiegen die Hoffnungen auf den Zusammentritt eines Concils von Neuem. Auf Sigmund, der entschlossen schien, an die tiefzerrütteten Zustände im Reich und in der Kirche die helfende Hand zu legen, waren jetzt die Blicke aller Wohlgesinnten gerichtet; von ihm allein war Rettung zu erwarten. Er drängte den Legaten die Zustimmung zu einem Concil außerhalb Italiens ab, und Papst Johann mußte mit widerstrebendem Herzen auf den königlichen Antrag eines freien Concils in deutschen Landen eingehen. Die Reichsstadt Constanz auf der Grenzmark von Deutschland in lieblicher Gegend gelegen, inmittten der christlichen Länder, schien der geeignetste Ort zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zu sein. Freilich war

dem Papste die ferne Stadt ungelegen genug, allein auf den Anhang der zahlreichen italienischen Prälaten, seine Schätze und seine diplomatischen Künste vertrauend, entschloß er sich, dem unausweichlichen Drängen des Kaisers und der ganzen Christenheit Folge zu leisten. Nach allen Richtungen ergingen jetzt Schreiben und Botschaften des Papstes und des römischen Königs, die zu dem großen Concil einluden. Neben der Kirchenspaltung drängten besonders die religiösen Wirren in Böhmen, welche die gleichzeitige Bewegung der Wycliffiten in England weit überboten, zur endgültigen Entscheidung.

Wir haben gesehen, wie sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten Widerstand gegen die Lehre und Verfassung der katholischen Kirche kund gab. Nirgends aber hatte er eine so gewaltige Gestalt und so weite Ausdehnung gewonnen, als es jetzt in Böhmen der Fall sein sollte. Jemehr die Geistlichkeit von dem apostolischen Leben sich entfernte und in Herrschsucht, Habgier und Sittenlosigkeit ausartete, um so mehr gab sich unter Einzelnen der Reformationseifer kund, um so mehr gewannen die Sittenprediger an Beifall beim Volk. Die Prager Hochschule, die erste im deutschen Reich, trug das Ihre dazu bei, einen freiern Geist gegen die Kirche zu nähren und das Licht der Aufklärung und Bildung dem Volke anzuzünden. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts eiferte ein Augustinerbruder, **Konrad Waldhauser** (oft aus Verwechselung mit einem andern Prediger von Stiekna genannt), welchen Karl IV. aus Oesterreich nach Prag berufen, gegen die Ueppigkeit und schlechten Sitten der Bürgerschaft, wie gegen die Habsucht und Entartung der Geistlichen und Bettelmönche. Ihm folgte der Prager Domherr **Milic von Kremsier** nach, der eine hohe kirchliche Stellung aufgab, um als Sittenprediger zu wirken. Von wunderbarem Erfolg war die kühne Stimme des begeisterten Mannes, der, von Kaiser Karl IV. geschützt, schonungslos gegen alle Laster und Gebrechen bei Volk und Geistlichkeit zu Felde zog, trotz der Angriffe und Verdächtigungen der erbitterten Mönche. Was jene beiden mit dem lebendigen Wort und der Gluth der Begeisterung geleistet, wirkte des letztern Schüler **Mathias von Janow**, der „Pariser Magister", Domherr zu Prag, vom Beichtstuhl und der stillen Studirzelle aus. Seine Abhandlungen („Von den Gesetzen des alten und des neuen Testaments"), worin er die ursprünglichen Lehren und das Beispiel Christi in die Kirche und das Leben zurückzuführen suchte, waren von mächtiger Wirkung und für die Ausbildung der utraquistischen Lehre von großer Bedeutung. Auch in weitern Kreisen die theologische und philosophische Schulgelehrsamkeit verbreitet zu haben, war das Verdienst des **Thomas von Stitny**, der in mehreren umfassenden Werken seine gelehrten Kenntnisse in klarer und kräftiger Sprache niederlegte. Ein neuer Geist kam in die theologische Gelehrsamkeit und bald auch in die religiöse Gesinnung und Ueberzeugung des Volks, als die kühnen Lehrsätze des englischen Reformators Johann Wycliffe Eingang und Verbreitung fanden. Die Verpflichtung der Baccalauren an der Prager Hochschule, ihren Vorträgen Collegienhefte der Professoren von Paris, Prag oder Oxford zu Grunde zu legen, war der Ausbreitung der Schriften des berühmten englischen Lehrers höchst förderlich. Viele Gegner fanden seine kühnen Grundsätze, aber auch viele Bewunderer. Unter allen seinen Anhängern ragten die Magister **Johannes Hus** und **Hieronymus von Prag** hervor.

Die kirchliche Bewegung in Böhmen. — † 1369. — † 1374. — † 1394. — † um 1400.

Johannes Hus, im Marktflecken Husinec im Prachiner Kreise im Jahr 1369 geboren, gab sich in Prag den philosophischen und theologischen Wissenschaften hin und erlangte in rascher Folge die academischen Würden eines Baccalars, Magisters, Decans der philosophischen Facultät und Rectors der Universität. Frühzeitig wurde er mit den

Hus und Hieronymus.

Schriften Wycliffe's bekannt; dessen und des Mathias von Janow Grundsätze übten einen tiefen Einfluß auf das Gemüth des Jünglings. Seine tiefe Gelehrsamkeit, seine aufrichtige Frömmigkeit, seinen sittenreinen Wandel wagten selbst seine Feinde nicht anzutasten. Am Hofe König Wenzels, bei dessen Gemahlin Sophia er das Amt des Beichtvaters versah, war er gerne gesehen. Besonders aber hing das Volk mit Verehrung an dem gewaltigen Prediger in der Bethlehemskapelle, dessen wahrhaftige Menschenliebe und feuriger Eifer ihn recht zum Vorkämpfer gegen Mißbräuche und Entartung machten, der, aus Bauernstande entsprossen, ein Herz für das gedrückte Volk hatte. Seinen freien Geist bewies er, als er gegen die trügerischen und mißbräuchlichen Wunderheilungen auftrat (das Wunder des Bluts Christi zu Wilsnack). In inniger Freundschaft war ihm von Jugend an zugethan der um einige Jahre jüngere **Hieronymus von Prag** (aus Verwechslung mit dem Magister Nicolaus von Faulfisch Hieronymus von Faulfisch genannt), aus niederm Adelsstande, von gleicher Beredtsamkeit und Ueberzeugungstreue wie Hus, aber von lebhafterem Geist und unstätem Leben. Ihn trieb der Wissensdurst in die Ferne; zu Oxford, an den deutschen Universitäten Köln und Heidelberg, zu Paris lag er den Studien ob, dann zog er als Pilgrim nach Jerusalem. Um diese beiden Vorkämpfer der Denk- und Glaubensbefreiung von der kirchlichen Ueberlieferung und dem hierarchischen Zwang schaarten sich andere jüngere Magister, wie **Jacobellus von Mies**, **Johann von Jesenic**, **Prokop von Pilsen** u. a.

Verdammung Wycliff'scher Lehrsätze in Prag. 28. Mai 1403.

Die Verbreitung der Wycliff'schen Lehrsätze führte schon frühe zu ernsten Zerwürfnissen. Auf Verlangen des Prager Domcapitels wurden in einer allgemeinen Versammlung der Universität 45 Sätze des englischen Reformators verdammt und verboten, sie zu lehren oder zu verbreiten. Die Einwendung der Gegner, jene Lehrsätze seien Wycliffe fälschlich untergeschoben, wurden nicht beachtet. Aber die Reformlehren des Oxforder Professors hatten schon zu feste Wurzel in den Gemüthern gefaßt, sie berührten eine zu tiefe Wunde in dem kirchlichen und religiösen Leben, als daß der Zwang katholischer Rechtgläubigkeit sie hätte unterdrücken können. Weder die Verbote, die von der Universität ausgingen, noch das Einschreiten des Erzbischofs Sbynek Zajik von Hasenburg waren von nachhaltiger Wirkung. Wie tiefgehend die Spaltung war und wie sie weit über die dogmatischen Streitfragen hadernder Theologen hinaus die wichtigsten kirchlichen Fragen berührte, trat zu Tage, als sich König Wenzel entschloß, von der Obedienz Gregors XII. sich loszusagen und eine Neutralität bis zur Entscheidung des Concils zu beobachten. Bei dem Klerus, wie bei dem größern Theil der Universität stieß er auf entschiedenen Widerstand, nur die böhmische Nation der Prager Hochschule unter Hus stimmte ihm bei.

Streit um die drei Stimmen an der Universität und Abzug der Deutschen.

Die Streitigkeiten in Prag hatten von vornherein neben der kirchlichen eine ausgeprägte nationale Färbung angenommen. Wir haben erwähnt (S. 124), daß die Universität bei der Gründung in vier Nationen getheilt ward. Da auch die polnische größtentheils aus Deutschen, Schlesiern, Thüringern, Preußen bestand, so hatten die Fremden ein großes Uebergewicht über die Czechen, das sie zur Besetzung der wichtigsten akademischen Würden, zum Genusse der reichen Pfründen und Dotationen benutzten. Da die Universität nach freier Wahl und Stimmenmehrheit geleitet ward, waren die Deutschen im Besitz der Herrschaft und der Vortheile, ein Verhältniß, das die Czechen mit um so größerer Erbitterung erfüllen mußte, als gegen Ende des Jahrhunderts die Deutschen seit der Stiftung anderer Hochschulen die frühere numerische Uebermacht verloren. Diese Verhältnisse, die schon lange den Böhmen ein Stachel des Neides gewesen, führten jetzt zu einem für die Universität verhängnißvollen Ereigniß. Durch den Widerstand bei seinem Plane der Neutralität war Wenzel gegen die Deutschen erbittert.

So gelang es Hus und seinen einflußreichen Freunden am königlichen Hof, namentlich dem Nicolaus von Lobkowitz, Wenzel zu dem Dekret zu bewegen, daß fortan bei allen Acten und Abstimmungen die böhmische Nation drei Stimmen, die Fremden nur eine haben sollten. Die deutschen Nationen geriethen in heftige Bewegung; sie verpflichteten sich eidlich, lieber Prag zu verlassen, als in eine Aenderung des bisherigen Stimmenverhältnisses zu willigen. Als Wenzel den Forderungen der Deutschen nicht nachgab und eigenmächtig in die Besetzung der academischen Würden eingriff, verließen die deutschen Magister und Studenten schaarenweise die Stadt. Die Zahl der Abziehenden soll nach einer gleichzeitigen Aufzeichnung 20,000 überschritten haben. Deutsche Universitäten, namentlich Erfurt, nahmen die Flüchtlinge auf; in Leipzig entstand noch in demselben Jahre eine neue Hochschule. Das deutsche Wesen in Böhmen erlitt dadurch einen gewaltigen Stoß, der Gegensatz der beiden Nationen wurde schärfer. Wenn einst, als Karl IV. die Krone trug, Prag als die Hauptstadt von Deutschland gelten konnte, so hatte jetzt das czechische Element das volle Uebergewicht, nicht zum Vortheil der in den letzten Jahrzehnten schön emporgediehenen Blüthe des böhmischen Landes und der wissenschaftlichen Bedeutung der weltberühmten Prager Universität. Zugleich wurde durch jenes Ereigniß der Damm zerstört, der die kirchenfeindlichen reformatorischen Ideen bisher in ihrem Geleise gehalten; bald flutheten sie furchtbar über.

18. Jan. 1409.

Mai.

Dec. 1409

Um der überhand nehmenden Ausbreitung der ketzerischen Grundsätze entgegen zu treten, erwirkte Erzbischof Zbynek, der sich eben erst von Papst Gregor XII. losgesagt, von Alexander V. eine Bulle, die ihn bevollmächtigte, in seiner Diöcese alle Ketzereien und Irrthümer, insbesondere die Wycliff'schen Lehrsätze, auszurotten. Darauf befahl der Erzbischof unter Androhung des Kirchenbanns die Auslieferung aller Bücher Wycliffe's und ließ sie trotz der Protestation der Universität, öffentlich verbrennen. Zwei Tage darauf sprach er den Kirchenbann über Hus aus. Der kühne Reformprediger ließ sich in seinem Eifer gegen die Mißbräuche des Klerus nicht beirren. Die Stadt Prag war in heftiger Gährung. Hus hatte an den Papst appellirt, aber auch der Erzbischof schickte eine Gesandtschaft nach Bologna, um Johann XXIII. Bericht über den Streit zu erstatten. Der päpstliche Spruch hieß das Verfahren des Erzbischofs gut und lud den Reformeiferer vor die Curie. Vergebens waren die Bemühungen des Königs Wenzel, den Prozeß gegen Hus aufzuheben; alle Klagen über Ketzerei in Böhmen seien unbegründet, machte er geltend. Doch war der Bann, welchen der Erzbischof über den volksbeliebten Prediger und das Interdict, das er über die Stadt verhängte, von geringer Wirkung. Bald darauf nahm der Zwiespalt eine noch heftigere Gestalt an. Als Papst Johann XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel das Kreuz predigen ließ, eiferten Hus und Hieronymus gewaltig von Kanzel und Katheder gegen die unchristliche Kreuzbulle und den trügerischen Ablaß, welchen der Magister Wenzel Tiem in der schamlosesten Weise feilbot. In höhnendem Aufzug wurden die Bullen unter den Pranger getragen und verbrannt. Hus lenkte immer mehr in eine Bahn ein, die ihn von der katholischen Kirche völlig schied. Die Gegner warfen ihm vor, er rege das Volk gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen auf, nenne Rom den Sitz des Antichrists, predige Mißachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt, erkläre jeden Geistlichen, der für die Spendung eines Sacraments Bezahlung fordere, für einen Ketzer und habe öffentlich den Wunsch ausgesprochen, seine Seele möge eben dahin kommen, wo die Seele Wycliffe's sei. Anfangs nur ein Eiferer gegen Mißbräuche, fern von dem Gedanken eine neue Kirche zu stiften, ward er im Verlauf der Ereignisse dahin gebracht, der römischen Kirche in ihrem ganzen System entgegenzutreten. Indem er den unbedingten Gehorsam gegen die geistlichen Vorgesetzten, insbesondere den Papst, bekämpfte und allen spätern nicht aus der heiligen Schrift erweislichen Einrichtungen

Hus im Bann.

20. Dez. 1409.

18. Juli 1410.

Juni 1412.

der Kirche die Gültigkeit absprach, rüttelte er an deren Grundlage. Zugleich zeigten auch die stürmischen Auftritte in Prag, welch gefährliche Macht über das Volk der Reformeiferer besaß. Die katholischen Priester wandten sich wiederum an Papst Johann, um den ruhenden Prozeß gegen den „ruchlosen Ketzer“ zu betreiben. Nun sprach der Papst den Kirchenbann in seiner fürchterlichsten Gestalt über Hus aus und verhängte aufs Neue das Interdict über Prag. Auf den Wunsch des Königs, dem die wachsende Aufregung und die Einstellung aller kirchlichen Handlungen Besorgniß einflößte, verließ Hus die Stadt. Auf einer Feste bei Austie brachte er die Zeit seiner Verbannung zu, mit Abfassung von gelehrten und polemischen Schriften beschäftigt. Dem Prager Erzbischof Albicus von Unicow wurden die Schwierigkeiten seines Amtes so drückend, daß er zu Gunsten Konrads von Vechta, des Bischofs von Olmütz, entsagte. Eine Synode im erzbischöflichen Palast zu Prag vermochte nicht den Frieden herzustellen. Die von beiden Parteien eingereichten Erklärungen dienten nur dazu, die tiefe Kluft zwischen den gegenseitigen Ansichten darzuthun.

6. Febr. 1413.

c) Das Concilium zu Constanz.

1. Papst Johann XXIII. und der Feuertod von Hus und Hieronymus.

Bedeutung des Concils.

Die mittelalterliche Verfassung des Reichs und der Kirche war im Laufe der Zeiten hinfällig geworden. Es war dies häufig zu Tage getreten, nie aber mit so furchtbarer Klarheit, als jetzt, da durch die gleichzeitige Spaltung des Kaiser- und Papstthums jene längst unterwühlten Fundamente des heiligen Reichs sich in ihrer ganzen Unsicherheit gezeigt hatten. Jetzt sollte noch einmal eine Form gesucht werden, die den wankenden Bau befestigen könnte. Es waren nicht blos einzelne Reformen erforderlich, so dringend auch viele Mißbräuche auf kirchlichem und weltlichem Gebiet nach Abhülfe verlangten, es galt die beiden höchsten Gewalten der Christenheit so zu regeneriren, daß die tiefen Schäden von Grund aus und auf immer geheilt würden. Das Concil war zugleich eine Kirchen- und Reichsversammlung, der höchste Richterstuhl, vor dem alle Reiche und alle Stände der Christenheit die Entscheidung über ihre Anliegen, ihre Streitigkeiten und Mißstände zu erwarten berechtigt waren. Treffend hat man die Constanzer Versammlung ein erstes, außerordentliches, constituirendes Parlament des heiligen Reichs der gesammten Christenheit genannt. Was die abendländische Welt an kirchlicher Würde, an fürstlicher Hoheit, an wissenschaftlicher Geisteskraft besaß, das vereinigte sich, und die Mehrzahl mit redlichem Ernst, nicht um einen neuen Bau aufzuführen, sondern um den alten zerfallenden zu festigen, sicher und wohnlich zu machen. Es war eine wichtige Epoche in unserer deutschen Geschichte und in der Geschichte der Menschheit. Wir werden sehen, wie die Versammlung ihre hohe Aufgabe erfüllte und ob das Ziel noch zu erreichen war.

Die Besucher des Concils.

Das ganze Mittelalter hat keine glänzendere Versammlung gesehen, als das Concil von Constanz. Neben den Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, neben den Doctoren des Rechts und der Gottesgelehrtheit, fanden sich die

deutschen Kur- und Reichsfürsten ein, zahllose Grafen, Herren und Städteboten, Gesandte aller christlichen Fürsten, um mit dem römischen König Sigmund und dem Papst Johann über Reich und Kirche Raths zu pflegen. Man zählte 3 Patriarchen, 29 Cardinäle, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, 100 Aebte und nahezu 300 Doctoren, welche sich abwechselnd zu Constanz aufhielten. Unter den Kirchenlehrern, die sich zu dem Concil einfanden, ragten hervor die Franzosen Ailly, Erzbischof von Cambray und Cardinal, Charlier de Gerson, der Kanzler der Universität Paris, unter den italienischen Prälaten Franz von Zabarella, Erzbischof von Florenz, und der Cardinal Johann von Brogni, ferner der Bischof von Salisbury, Robert Hallam, die Zierden der neu erstehenden klassischen Bildung, Poggio, Leonardo Aretino, der Grieche Chrysoloras. Als Geheimschreiber Johanns XXIII. hatte der Westfale Dietrich von Niem Gelegenheit, tiefe Einblicke in die Mißbräuche und Entartung der Kirche zu thun, die er uns in seinen Schriften mit scharfen Worten schildert. — Alsbald wimmelte auch die Stadt von Glücksrittern und Abenteurern, Spielleuten, Dirnen und fahrendem Volk aller Art. Der Canonicus Ulrich Reichenthal, der eine Liste der Fremden führte, zählt über fünfzig tausend, die sich alltäglich in Constanz aufhielten; die Zahl aller Besucher mag wohl die dreifache gewesen sein. Alle fürstliche Pracht, aller Glanz höfischen Ritterlebens entfaltete sich auf jener großartigen Versammlung; in Gepränge und pomphaftem Aufzug wetteiferten geistliche und weltliche Fürsten.

Mit trüben Ahnungen zog Papst Johann von Bologna aus, um sich zu dem Concil zu begeben. Trotz der Versicherung Sigmunds und der Stadt Constanz, ihn als den wahren Oberhirten anzuerkennen, fürchtete er, die Versammlung werde sich selbständig über den Papst stellen. Er vermochte jedoch dem Drängen der Cardinäle nicht zu widerstehen. Um sich gegen jede Gefahr sicher zu stellen, zog der ränkevolle Priester einflußreiche Fürsten in sein Interesse. Herzog Friedrich IV. von Oesterreich, der als Herr der vordern Lande das Gebiet um Constanz beherrschte, ging mit dem Papst ein enges Bündniß ein, ließ sich zum geheimen Rath und Gonfaloniere der päpstlichen Truppen ernennen und sicherte Johann sein Geleite und seine Beihülfe zu, wenn er aus Constanz sich zu entfernen verlange. Neben Geld und Ehrenstellen waren es die Streitigkeiten mit den Bischöfen von Trient, Chur und Brixen, welche dem Herzog ein enges Bündniß mit dem Papste vortheilhaft erscheinen ließen. Auch der Herzog Johann von Burgund, der Markgraf Bernhard von Baden, der Erzbischof Johann von Mainz, der alte Ränkeschmied, der mit solchem Pomp und Waffengepränge in Constanz eintritt, „daß es allen Herren unziemlich bedäuchte", standen dieser Partei nahe, deren Bestreben, der drohenden Reform in Kirche und Reich die Spitze abzubrechen, bald offen genug hervortrat. So suchte sich der Papst gegen den aufziehenden Sturm zu decken; doch aber ahnte er im Geist die künftigen Ereignisse. Es wird uns berichtet, er habe, als er von der Höhe

Papst Johann XXIII. nach Constanz. Oct. 1414.

auf den See herabschaute, in das tiefe Thal und die hohen Berge, bange ausgerufen: Das ist die Falle, wo man die Füchse fängt.

Gegensätze auf dem Concil. 5. Nov. 1414. Nachdem Papst Johann mit stattlichem Gefolge in Constanz angelangt war, eröffnete er die Versammlung unter großen Kirchenfeierlichkeiten. Es waren Anfangs hauptsächlich italienische Bischöfe und Prälaten anwesend und der Papst schien in vollem Einverständniß mit dem Concil. Als aber bald aus allen Ländern die Geistlichen herbeiströmten und in Versammlungen und Besprechungen, in Schriften und Predigten ihre Ansichten aussprachen, da traten scharfe Gegensätze zu Tage. Drei Aufgaben von schwerwiegender Bedeutung lagen dem Concil ob: Die Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Irrlehren (causa fidei), die Herstellung der kirchlichen Einheit durch Beseitigung des Schisma (causa unionis) und die Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern (causa reformationis). Eine Spaltung unter den versammelten Vätern gab sich zunächst über die Frage kund, wie das Constanzer Concil zum Pisaner sich verhalte. Während Papst Johann und die italienischen Prälaten einen Zusammenhang beider annahmen, so daß die zwei Gegenpäpste als abgesetzt zu betrachten seien und Johann als rechtmäßig gewählt, waren viele deutsche und französische Kirchenvorsteher, namentlich Peter von Ailly, anderer Meinung, und verfochten die Selbstständigkeit des Constanzer Concils. Papst Johann suchte nun, die Reform der Kirche und die Beilegung des Schisma, welche seinem Pontificat Gefahr drohte, hintanzusetzen und die dogmatischen Fragen in den Vordergrund zu stellen. Mit der Ausrottung der Ketzerei und Abstellung der ärgsten Mißbräuche hoffte er das dringende Verlangen nach Reform zu befriedigen. Durch die überlegene Anzahl der italienischen Prälaten wußte er so stark auf das Concil einzuwirken, daß die Partei, welche mit der Kirchenreform und Union beginnen wollte und der die meisten französischen, englischen und deutschen Bischöfe angehörten, nicht durchzudringen vermochte. Es schien, als sollte der Papst das Concil nach seinem Willen lenken. Unter den dogmatischen Angelegenheiten, die Johann in den Vordergrund schob, war keine von größerer Bedeutung als die ketzerischen Lehren des Hus.

Hus in Constanz verhaftet. Als König Sigmund mit Papst Johann über die Abhaltung eines Concils übereingekommen war, hatte er sich an Hus gewandt und ihm seine Unterstützung und freies Geleit angeboten, wenn er sich in Constanz stellen wolle. Der entschlossene, überzeugungsfeste Mann ging sogleich auf den Antrag ein. Unter dem Geleite dreier böhmischen Barone begab er sich auf die Reise. In einem Abschiedsschreiben an die Böhmen sprach er seinen Entschluß aus, an der Wahrheit festzuhalten und um ihretwillen auch den Tod nicht zu scheuen. Allenthalben strömte das Volk zusammen, um den berühmten Mann zu sehen.
3. Nov. 1414. Erst als er in Constanz unter großem Volksgedränge angelangt war, brachte Herr Wenzel von Duba den Geleitsbrief Sigmunds. Der Papst war milde gegen den Reformprediger, versprach ihm kein Unrecht zuzufügen und sus-

pendirte den Kirchenbann. Hussens Gegner, unter denen Michael von Deutschbrod (de Causis genannt) und Stephan von Palecz hervorragten, wirkten unermüdlich gegen den Häretiker. Der Papst und die Cardinäle geriethen in Besorgniß, seine Grundsätze möchten unter den Versammelten und dem Volke Ausbreitung und Beifall finden. Sie sandten zu dem Magister, um ihm freies 28. Nov. 1414. Gehör anzutragen. Entschlossen, aber mit trüben Ahnungen folgte Hus der Aufforderung, obwohl er lieber vor dem gesammten Concil seine Sache vertheidigt hätte. Seine Befürchtungen waren nur zu gerechtfertigt. Er wurde in der Versammlung zurückgehalten, von Bewaffneten bewacht und darauf im Dominicanerkloster am Bodensee in einen finstern Kerker geworfen. Mit schweren Ketten belastet und von leiblicher Krankheit bedrängt, bereitete er sich vor, seinen ketzerischen Glauben vor der Kirchenversammlung zu vertheidigen. Die Bemühungen seines Beschützers Johann von Chlum, der sich auf das königliche Geleit berief und eine Protestation an den Kirchenthüren anschlug, waren unwirksam. Der Papst spielte dabei ein höchst zweideutiges Spiel, indem er sich den Anschein gab, als sei er wider seinen Willen zur Verhaftung Hussens gezwungen worden. Er hatte dadurch die gefahrdrohende Frage der Union und Reform hinter die Glaubenssachen zurückgedrängt und zugleich den Keim des Zwiespalts zwischen dem König und den versammelten Vätern gelegt.

In der Christnacht kam Sigmund von seiner Krönung in Aachen mit Sigmunds Ankunft zu Constanz. 1414. seiner Gemahlin Barbara von Cilly und vielen geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs zu Constanz an. Er zürnte heftig über die versammelten Väter, daß durch Hussens Gefangennahme sein Geleitsbrief gebrochen worden. Es kam zu heftigen Auftritten. Der König drohte Constanz zu verlassen, und ließ sich mit Mühe von einer Deputation des Concils begütigen und den Prozeß gegen Hus seinen weitern Lauf nehmen. Damit war die Fortdauer der Versammlung gesichert und die Absicht des hinterlistigen Papstes vereitelt, aber das kaiserliche Wort Preis gegeben. Um das hohe Ziel der Kirchenreform opferte Sigmund den Einen Mann auf.

Die Verhandlungen nahmen bald eine ungünstige Wendung für Papst Die Nationen auf dem Concil. Johann. Die Ansicht des Cardinals Peter von Ailly, daß zuvörderst die Einheit der Kirche hergestellt werden solle, fand immer mehr Anhänger. Die Legaten der beiden Gegenpäpste wurden beim Concil zugelassen. Allgemein ward die Stimme laut, zur Herstellung des Friedens sei die Absetzung der drei Päpste erforderlich. Ein weiterer bedeutsamer Schritt, das Concil von der Leitung Johanns zu befreien, war der Beschluß, daß die Abstimmung nicht nach 7. Feb. 1415. Personen, sondern nach Nationen zu erfolgen habe. Dadurch ward das Uebergewicht der italienischen Prälaten, die durch ihre Anzahl die Verhandlungen zu Gunsten Johanns entschieden hätten, ausgeglichen. Die vier Nationen der Italiener und Deutschen (worunter auch die Ungarn, Polen, Scandinavier begriffen waren), der Franzosen und Engländer, wozu später die Spanier als

fünfte Nation traten, standen nun mit gleichen Rechten und gleichem Einfluß neben einander. In Sonderversammlungen hielten die Deputirten jeder Nation ihre Berathungen und faßten nach Stimmenmehrheit Nationsbeschlüsse. Wofür sich alsdann in den allgemeinen Congregationen der Deputirten aller Nationen die Mehrheit der vier Stimmen entschieden hatte, das wurde in den allgemeinen Sitzungen als Concilbeschluß proklamirt. Zugleich wurde geltend gemacht, daß den Doctoren der Gottesgelehrtheit und beider Rechte, den niedern Geistlichen, welche Predigt und Seelsorge versähen, über Glaubenssachen zu verhandeln mehr zukomme, als der Menge von Titular-Bischöfen und Aebten, jenen „gekrönten Eseln", wie sich ein Cardinal höchst unehrerbietig ausdrückte. Dem kirchlichen Ansehen müsse die Gelehrsamkeit zur Seite stehen. Auch die Fürsten und Gesandten dürften vom Stimmrecht über das Schisma und den Kirchenfrieden nicht ausgeschlossen werden. Es war ein empfindlicher Schlag für die Sache des Papstes, daß diese demokratischen Grundsätze die Billigung und Bestätigung der Versammlung fanden; die Opposition gegen die pontificale Macht wurde dadurch ungemein gestärkt.

Papst Johann zur Cession gezwungen. Johann erkannte, daß sein Pontificat den heftigsten Angriffen von der überwiegenden Mehrzahl der Versammelten ausgesetzt sei. Zugleich mit einer Untersuchung seines lasterhaften, unwürdigen Wandels bedroht, sah er in Nachgiebigkeit und Demuth die letzte Hoffnung. Die Väter des Concils selbst scheuten sich, durch Aufdeckung der Schandthaten des Oberhirten der ganzen Christenheit ein Aergerniß zu geben und das Ansehen der Kirche zu schmälern. Sie begnügten sich den geängstigten Papst zur Abdankung zu bewegen, und dieser verstand sich wirklich in seiner Bedrängniß dazu, seinen freiwilligen Rücktritt zu geloben, wenn auch
1. März 1415. die beiden anderen Päpste ihrer angemaßten Würde entsagten. In feierlicher Versammlung ließ er sich vor dem Altar nieder und las die Formel seiner Abdankung vor. Glockengeläute und Lobgesänge verkündigten das frohe Ereigniß. Allein es war dem arglistigen Oberhirten nicht Ernst mit seiner Zusage; er hoffte Zeit zu gewinnen und war rastlos bemüht, seinen Anhang zu mehren und unter den Gegnern Spaltung zu erzeugen.
11. März. Als wenige Tage darauf Sigmund die Wahl eines neuen Papstes vorschlug, traten die Pläne und Gedanken Johanns XXIII. und seiner Anhänger klar zu Tage. Erzbischof Johann von Mainz erklärte zornig, keinem andern als Papst Johann wolle er gehorsam sein. Die Gegner eiferten hinwiederum über dessen Lasterhaftigkeit, die ihn des höchsten Kirchenamtes unwürdig mache.

Flucht des Papstes. Nach diesen Auftritten konnte es Johann nicht zweifelhaft sein, was das Concil und der römische König gegen ihn im Schilde führten. Er beschloß, sich durch die Flucht dem lästigen Zwang zu entziehen, vielleicht dadurch das Concil zu zerreißen. Er hatte dieses letzte Mittel schon lange im Auge gehabt und sich Gehülfen zu dem Plane geworben. Es war vor Allem Herzog Friedrich IV. von Oesterreich, auf dessen Unterstützung er rechnen konnte. Bei Gelegenheit
20. März. eines glänzenden Turniers, das der Habsburger veranstaltete, entfloh der Papst

in der Kleidung eines Stallknechtes in elendem Aufzuge aus der Stadt und entkam nach dem österreichischen Schaffhausen, ihm nach der Herzog Friedrich. Gewaltige Aufregung verbreitete sich, als man die Flucht des Papstes gewahr wurde. Viele italienische Cardinäle und Prälaten folgten alsbald nach, auch der Erzbischof von Mainz ging ins Bad, wie er vorgab.

Es bedurfte der ganzen Festigkeit einsichtsvoller Männer, um das Ansehen des Concils, das sich auflösen zu wollen schien, aufrecht zu halten, und den widerstrebenden Cardinälen mit Erfolg entgegenzutreten. Es folgten erregte Versammlungen, Gesandschaften und Verhandlungen mit dem entwichenen Papste. Die Cardinäle suchten alle wider Johann gerichteten Schritte zu hintertreiben. Der Cardinal Zabarella wagte es, bei Verlesung der von den Nationen gefaßten Beschlüsse wesentliche Punkte wegzulassen. Aber die Reform- und Unionspartei setzte ihre Meinung dennoch durch. In einer öffentlichen Sitzung wurden von dem Bischof von Posen die Beschlüsse verlesen, daß das Concil seine Gewalt unmittelbar von Christo habe und Jedermann, auch der Papst nicht ausgenommen, in Allem, was den Glauben, die Aufhebung der Kirchenspaltung und die Reformation betreffe, zum Gehorsam verpflichtet sei. Ueber Jedweden, der den Beschlüssen der Kirchenversammlung den Gehorsam verweigere, solle die gebührende Strafe verhängt werden. Die Beamten des Papstes sollten ihre Verrichtungen auf dem Concil mit voller Freiheit ohne Rücksicht auf Johanns Drohungen und Bannbullen fortführen und nicht abgerufen werden dürfen, alle Prozesse, Urtheilssprüche und Amtshandlungen, die der Papst zum Abbruch des Concils vornehme, nichtig sein. Das Decret Sacrosancta sprach einen Grundsatz von gewaltiger Bedeutung aus: daß der Wille der versammelten Kirchengemeinde über dem des Papstes stehe, daß dem Concil die höchste Autorität der Christenheit innewohne. Es war der kühne Geist des Kanzlers der Pariser Universität, Johann Gerson, welcher diese Grundsätze entwickelt hatte. Die Seele des Concils ward er mit Recht genannt. König Sigmund bewies in dieser schwierigen Zeit Besonnenheit und Thatkraft. Die Flucht des Papstes und die Beihülfe des Habsburgers dabei war ein zugleich gegen das Concil und die Reichsgewalt gerichteter Schlag. Sollte nicht die Reform der Kirche, wie die des Reichs wiederum scheitern, so mußte gegen die Beiden eingeschritten werden.

Das Decret Sacrosancta 1415.

6. April 1415.

Als Herzog Friedrich, der auf Friedensbruch und Hochverrath an Kirche und Reich verklagt worden, der Ladung nicht Folge leistete, verhängte der König die Acht, das Concil den Bann über ihn. Es ward verboten, ihn zu hausen, zu hofen, ihm Kost, Futter, Hülfe oder Anschläge zu geben, bei ihm zu verweilen oder Frieden mit ihm zu halten. Alle Eide oder Bündnisse mit ihm sollten ungültig sein. Zugleich ward des Reiches Hülfe aufgeboten, um den geächteten Herzog von Land und Leuten zu vertreiben; der Burggraf Friedrich wurde zum Feldhauptmann bestellt. Die Herren und Reichsstädte in

Demüthigung Friedrichs von Oesterreich. 7. April 1415.

Schwaben und Elsaß, die oberbairischen Herzöge, die Bischöfe von Augsburg, Chur, Salzburg u. a. wurden gegen den Habsburger unter die Waffen gerufen. In wenigen Tagen sollen vierhundert Herren und Städte dem Herzog Fehde angesagt haben. Von allen Seiten brachen sie in die österreichischen Besitzungen ein und eroberten Städte und Burgen. Auch die Eidgenossen ließen sich trotz des fünfzigjährigen Friedens mit Oesterreich (28. Mai 1412) durch das Versprechen Sigmunds, daß ihnen alle dem Herzog entrissenen Besitzungen als Eigenthum verbleiben sollten, zum Krieg gegen den Habsburger verlocken. Von zahllosen Feinden bedrängt, vermochte der stolze Herzog nicht zu widerstehen. So rasch und überwältigend brach das Mißgeschick über ihn herein, daß er auf Unterstützung von seinen Bundesgenossen, seinem Bruder Ernst, dem Markgrafen von Baden, dem Herzog von Burgund, dem Erzbischof von Mainz nicht hoffen durfte. Der verwegene Muth des Herzogs war bald gebrochen; er rief die Vermittlung Ludwigs von Baiern-Ingolstadt an und
5. Mai 1415. flehte um die Gnade des Königs. In feierlicher Versammlung kniete der Gedemüthigte vor Sigmund nieder und stellte eine Urkunde aus, daß er alle seine Länder von Tirol bis zum Elsaß dem König übergeben habe, daß er Papst Johann nach Constanz zurückbringen und selbst als Geißel dort bleiben wolle, bis das Versprochene erfüllt sei. „Seht, was ein König der Deutschen vermag", sprach Sigmund, sich zu den italienischen Gesandten wendend. Allenthalben in den Ländern Friedrichs ließ sich der König huldigen. Die Eidgenossen, die sich des ganzen Aargau's bemächtigt hatten, und jetzt vor Baden lagen, setzten den Krieg noch weiter fort. Die Feste Stein, wo die Urkunden des Hauses Habsburg verwahrt lagen, wurde erstürmt und zerstört. Auch die Stammburg des Hauses liegt seit jener Zeit in Trümmern. Alle vorderösterreichischen Landschaften waren dem Habsburger entrissen, Schaffhausen, Diessenhofen, Radolfzell, Freiburg wurden für Reichsstädte erklärt, nur Tirol hielt treu zu dem Herzog. Er selbst blieb in Constanz als Gefangener, seiner Macht und Habe beraubt. Friedrich „mit der leeren Tasche" nannten ihn seitdem die Spötter.

Die Frage der Reichsreform. 1415. Es war ein lange nicht erlebtes Schauspiel in deutschen Landen, daß ein unbotmäßiger Fürst von dem rächenden Arm des Reichsoberhauptes niedergeschlagen worden, und die fürstliche Opposition ward mit Schrecken inne, mit welchem Ernst die Reichspartei an Herstellung der obersten Gewalt arbeitete. Die in jenen Tagen vollzogene Uebertragung der Kurwürde Brandenburg an den Hohenzollern war ein bedeutsames Zeichen von der Gesinnung des Königs, der dadurch gegen den ränkesüchtigen Erzbischof von Mainz eine zuverlässige Stütze in des Reiches innerstem Rath gewann. Wie seit langen Jahren nicht, sehen wir zu Constanz die widerstrebenden, eigenwilligen Stände und Glieder des Reichs versammelt und sich über den Landfrieden und die zu dessen Durchführung zu errichtenden Landfriedenskreise und Gerichte berathen. Es galt den

letzten Versuch, die selbstherrliche Zersplitterung in nationaler Einheit unter dem Schirm der wiederbelebten Reichsgewalt zusammenzufassen. Wenn in den vier Landfriedenskreisen je ein kaiserlicher Hauptmann und ein allgemeiner oberster Reichshauptmann über Frieden und Gericht waltete, wenn es insbesondere gelang, durch Sicherung von Handel und Wandel die Städte mit dem Interesse des Reichs zu verknüpfen, ihre zersplitterte abgeschlossene Macht unter dem erstarkten Königthum zu vereinigen, so war den widerstrebenden selbstherrlichen Gewalten ein Damm gesetzt, das Reich konnte wieder ein Staat werden. „Man mußte die Elemente, die so lange gegen einander gerungen, in dem höheren Interesse des Reiches einigen; man bedurfte einer Organisation, mit der die Reichsgewalt die Befugniß, welche ihr dem Recht und ihrem Wesen nach zustand, auch thatsächlich erfassen und üben konnte.“ Die Landfriedensordnung bot dazu den geeignetsten Anhalt. Das waren die Gesichtspunkte, welche sich aus den einleitenden Verhandlungen über eine Reichsreform im Frühjahr 1415 ergaben. Daß wiederum keine bedeutsame Reformhandlung zu Stande kam, lag theils an dem unüberwindlichen Mißtrauen der Reichsglieder gegen alle von der Reichsgewalt gehandhabte Ordnung und ihrem Trotz auf eigene Stärke, theils an der Unstätigkeit Sigmunds und den stürmischen Ereignissen der nächstfolgenden Zeit, welche neue Fragen und neue Interessen in den Vordergrund drängten.

Hatte die Reichsgewalt den trotzigen Herzog von Oesterreich überwältigt, so sollte nun auch Papst Johann fühlen, was es hieß, sich dem Willen des Concils und der ganzen Christenheit zu widersetzen. Während der Bedrängniß seines fürstlichen Beschützers war er flüchtig umhergeirrt; er hatte die Absicht, mit Hülfe des Herzogs von Burgund nach Avignon zu entkommen. Als er auf die Forderung des Concils auf unbedingte Entsagung zweideutige und ausweichende Antworten gab, erging eine förmliche Vorladung an ihn, sich in Constanz gegen die Anklage der Ketzerei, Simonie und anderer Verbrechen zu rechtfertigen. Als die Frist verstrichen war, wurde die Suspension vom Amte über ihn ausgesprochen. Der Papst, welchen der Markgraf von Brandenburg halb mit Ueberredung, halb mit Zwang, in das nahe Radolfzell geführt widersetzte sich den Beschlüssen des Concils nicht länger. Seine Sache war verloren und sein schmähliches Treiben zu Ende. Auf Grund von 54 Klageartikeln wurde, nachdem einige der schändlichsten Anklagen der Würde des apostolischen Stuhles zu Liebe getilgt worden, das Strafurtheil über den ruchlosen Oberpriester verhängt. In feierlichster Sitzung wurde er seines Amtes entsetzt, sein Siegel und Wappen zerbrochen; ohne Beistimmung des Concils sollte kein neuer Papst erwählt werden, Balthasar Cossa und die beiden Gegenpäpste auf immer ausgeschlossen sein. Johann schwur, sich dem Urtheil zu fügen, allein man hatte Grund, seinen Versicherungen zu mißtrauen. Er wurde auf dem Schlosse Gottlieben bei Constanz, wo auch Hus gefangen saß, in

Randnotizen: Das Gericht gegen Papst Johann. — 14. Mai 1415. — 29. Mai.

Gewahrsam gehalten, dann vom Pfalzgrafen Ludwig auf das Schloß zu Heidelberg geführt, wo er Muße hatte, in lateinischen Versen sein Unglück zu beklagen.

Gregor XII. zeigte sich willfähriger, dem Concil Folge zu leisten. Der Pfalzgraf Ludwig und der Erzbischof Werner von Trier, die sich zu seiner Obedienz hielten,
4. Juli 1415. bewogen den nahezu neunzigjährigen Greis zur freiwilligen Cession; er lebte noch zwei Jahre als Cardinalbischof von Porto und Legat der Mark Ancona († 18. Oct. 1417).

Das Gerichtsverfahren gegen Hus. Mit Widerstreben hatte Sigmund sein verpfändetes Wort daran gegeben und dem Gerichtsverfahren gegen Hus seinen Lauf gelassen. Er war auch während des Prozesses bemüht, das Urtheil hinauszuschieben oder einen Vergleich herbeizuführen, so daß er sich selbst den Vorwurf der Begünstigung eines Ketzers zuzog. Allein die Grundsätze des böhmischen Reformators drohten dem ganzen hierarchischen und dogmatischen Gebäude der Kirche Gefahr, und der glaubensstarke Mann beharrte mit aller Festigkeit der Seele bei seiner Ueberzeugung. Die mit der Führung des Prozesses beauftragten Commissäre legten dem Gefangenen 44 Lehrsätze, meist aus seiner Schrift „von der Kirche" entnommen, zur Verantwortung vor. Ein neues Moment gewann sein System, als Jacob von Mies (Magister Jacobellus genannt), die utraquistische Communion verfocht und den Laien das Abendmahl unter beiden Gestalten des Brodes und Weines reichte. Schon Janow hatte den vollständigen Abendmahlsgenuß für den Laien verlangt, wie es im Gesetz Christi enthalten sei. Hus hatte bisher diese Frage nicht in Betracht gezogen, als sich aber jetzt eine Spaltung darüber unter seinen Anhängern kundgab, erließ der Meister von seinem Kerker aus eine Schrift, die den neuen Ritus empfahl. Auch Hussens getreuer Schildträger Magister Hieronymus gerieth
Mai 1415. in die Gewalt des Concils. Seinem Freund Beistand zu bringen und seine Ueberzeugung zu bekennen, war er nach Constanz geeilt. Als er die feindseligen Absichten der Versammlung gewahr wurde, wollte er sich in die Heimat flüchten, aber unfern der böhmischen Grenze ward er ergriffen und kettenbelastet gen Constanz geführt. Die Verwendung böhmischer, mährischer und polnischer Herren für die gefangenen Lehrer wurde von dem Concil zurückgewiesen. Unterdessen nahm die Untersuchung gegen den Ketzer ihren Fortgang.
4. Mai Die Verdammung der Wycliffe'schen Lehrsätze war ein Vorgang von schlimmer
5. Juni. Vorbedeutung. In dem ersten öffentlichen Verhör vor dem Concil, das im Franziscanerkloster zu Constanz stattfand, erbot sich Hus zum Widerruf, wenn man ihn aus der heiligen Schrift und den ältesten Kirchenvätern des Irrthums überführe. Als er seine Sätze vertheidigen wollte, ward er stürmisch
7. Juni. unterbrochen. Ruhiger verlief das zweite Verhör. Hus bekannte sich zu mehreren der verdammten Sätze Wycliffe's. Ueber die Frage der Transsubstantiation traten der nominalistische Cardinal Peter von Ailly dem realistischen böhmischen Reformator heftig gegenüber. Auch Sigmund ergriff das Wort,

vertheidigte sein Benehmen gegen den Angeklagten und rieth ihm Nachgiebigkeit an. Allein seine Rede vermochte die Schmach kaiserlichen Wortbruchs nicht zu tilgen. In dem letzten Verhör wurden die anstößigen Lehrsätze aus Hussens Schriften verlesen. Sie betrafen die Verfassung und Autorität des hierarchischen Systems. Es wurde ihm vorgeworfen, er halte den Papst und die Cardinäle nicht für nothwendig zum Regiment der Kirche, nenne die päpstliche Macht ein kaiserliches Geschenk, bezweifle die Rechtsgültigkeit vieler Kirchenstrafen und des Verfahrens gegen Ketzer, behaupte, ein mit einer Todsünde belasteter Priester sei kein Priester u. A. m. Eine zusammenhängende Vertheidigung seiner Lehre, die entstellt und verdreht worden, ward ihm nicht gestattet. Das Concil forderte Eingeständniß des Irrthums und öffentlichen Widerruf. Sigmund selbst rieth, der Ketzerei bald ein Ende zu machen, mit dem Meister und den Schülern nach dem Gesetz zu verfahren, und ihm, selbst wenn er widerrufe, nicht zu trauen. Diese Worte erregten den lautesten Unwillen in Böhmen und trugen für den König schlimme Früchte. In einer folgenden Sitzung wurde ein Verbot gegen die Communion unter beiderlei Gestalt erlassen.

8. Juni 1415.

15. Juni.

Als alle Bemühungen Wohlgesinnter, Hus zum Widerruf zu bewegen, an der felsenfesten Ueberzeugung des Mannes scheiterten, schritt das Concil zum Urtheil über den Ketzer. Unter dem Vorsitz des Cardinals Johann von Brogni, in Sigmunds Anwesenheit wurden in der Kathedralkirche die ketzerischen Lehrsätze, die Zeugenaussagen und der ganze Verlauf des Prozesses vorgetragen, Hussens Bücher zum Feuertod verurtheilt, er selbst als „offenbarer unverbesserlicher Ketzer" gebrandmarkt, welcher der Priesterweihe zu berauben und dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit zu übergeben sei. Unter furchtbaren Verwünschungen wurden ihm die Priestergewänder entrissen, eine hohe Papiermütze mit drei gemalten Teufeln und der Inschrift: „das ist ein Erzketzer" auf das Haupt gesetzt. Als man seine Seele der Hölle übergab, sprach er: Und ich befehle sie meinem Herrn Jesu Christo. Darauf überlieferte ihn der Pfalzgraf Ludwig dem städtischen Magistrat mit den Worten: Nehmet hin den Johann Hus, der nach des Königs Urtheil und unserm eigenen Befehl als Ketzer verbrannt werden soll. Noch denselben Tag wurde der Spruch vollzogen. Der Pfalzgraf geleitete ihn zum Richtplatz. Lächelnd sah Hus die Verbrennung seiner Bücher, singend und betend ging er in würdiger Fassung durch das wogende Volksgedränge dem Tod entgegen. An den Pfahl gebunden, wurde er nochmals vom Reichsmarschall Pappenheim im Namen des Königs zum Widerruf aufgefordert. Aber Hus erklärte sich bereit, für seine Lehre zu sterben. Da ward der Holzstoß angezündet, der Sterbende befahl seine Seele in Gottes Hand und ward bald von den auflodernden Flammen erstickt. Das umstehende Volk aber war der Meinung, Papst Johann hätte wegen seiner schändlichen Thaten wohl baß verdient denn Hus verbrannt zu

Hus zum Feuertod verdammt.

6. Juli 1415.

werden." Die Asche des „fluchwürdigen Ketzers" wurde in die Fluthen des Rheins gestreut, damit die Böhmen sie nicht als Reliquie verehrten; diese aber brachten die Erde, wo ihr Märtyrer den Tod erlitten, als heiliges Andenken in die Heimat. — In Jahresfrist folgte auch Hieronymus seinem großen Meister im Tode nach. Durch Kerkerhaft und Krankheit gebrochen, hatte er sich öffentlich von Wycliffe's und Hussens Lehren losgesagt und dem Concil unterworfen. In späteren Verhören aber gewann er seine Festigkeit und Standhaftigkeit wieder. Er widersprach den Anklagen, weigerte sich, seine Irrthümer zu bekennen und erklärte es für seine größte Sünde, seinen Meister je verleugnet zu haben. So ward auch er als rückfälliger Ketzer den Flammen übergeben. (30. Mai 1416.) „Kein Weltweiser", schrieb Aeneas Sylvius, „hat soviel Muth auf dem Sterbebette bewiesen, als sie auf dem Scheiterhaufen." — Mit der Absetzung Johanns XXIII. und dem Todesurtheil an Hus hatte das Concil ein gewaltiges Zeugniß abgelegt, daß die versammelte Kirchengemeinde der höchste Richterstuhl der Christenheit sein solle, erhaben über die unbegrenzte Autorität des apostolischen Stuhles sowohl, als den vermessenen Geist des Einzelnen, der dem Willen der Gesammtheit kühn entgegenzutreten wagte. Die Ketzer hatten die Väter des Concils verbrannt, aber ihr Geist und ihre Lehre lebte fort und erzeugte Aufruhr und Sturm, dessen furchtbare Gewalt keiner der Richter zu Constanz vorhergesehen.

Eine spätere Volkssage läßt Hus bei seinem letzten Gang, auf die Bedeutung seines Namens anspielend, die Ahnung aussprechen: In hundert Jahren werde ein schneeweißer Schwan kommen, den man nicht, wie jetzt die Gans, verbrennen werde. Es mag eine später erdichtete Geschichte sein, allein sie ist ein bezeichnender Ausdruck dessen, wie nachmals das Volk in dem böhmischen Ketzer, dem unerschrockenen Kämpfer gegen päpstliche Allgewalt und hierarchischen Mißbrauch, den würdigen Vorläufer Luthers erblickte.

2. König Sigmunds Friedensbemühungen.

(Sigmunds Stellung und das Concordat von Narbonne.) Nunmehr stand der Kircheneinheit nur noch Benedict XIII. entgegen. Durch persönliche Unterhandlung hoffte Sigmund am leichtesten zum Ziel zu kommen; er entschloß sich, durch eine Zusammenkunft mit dem päpstlichen Herrn und seinem Beschützer König Ferdinand von Aragonien die Einheit der Kirche zu Ende zu führen. Damals stand Sigmund auf dem Gipfel seines Ansehens. Auf sein Haupt fiel der Ruhm, als rechter Schirmvogt der Kirche deren Einigung ins Werk gesetzt, deren Besserung und Erhebung angebahnt zu haben. Er war der eigentliche Mittelpunkt des Concils und fühlte selbstgefällig die Größe dieses Ruhms. Es war ein bedeutsames Anerkenntniß seiner leitenden Stellung, als die Väter beschlossen, während seiner Abwesenheit wichtige Geschäfte ruhen zu lassen. Unter dem besondern Schutz und Segen des Concils zog er aus, als Protector der Versammlung den Pfalzgrafen (18. Juli 1415.) zurücklassend. Nicht blos um der Kirche den Frieden wiederzugeben, sprach er,

sondern um den Frieden zu gründen zwischen allen Reichen und Fürsten der Christenheit, nicht um irdischen Ruhmes willen, sondern zur Ehre Gottes unternehme er die Reise. Als Friedebringer, wie es Recht und Pflicht der kaiserlichen Würde ist, zog er durch die christlichen Länder. Es lebte in dem schwungvollen Gemüth Sigmunds ein Gefühl dessen, wozu er als weltliches Oberhaupt der Christenheit nach alter tiefsittlicher Auffassung berufen sei; die Größe seiner Aufgabe und die bisherigen Erfolge hatten seinen Geist gehoben. Zu Aarberg auf der wälschen Grenze trennte er sich von seinen Gefährten, dem Pfalzgrafen und dem Hohenzollern, unter dem Schutze des Grafen von Savoyen weiter ziehend. Zu Perpignan traf er mit dem aragonischen König Sept. 1415. und Benedict zusammen. Aber an dem unbeugsamen Starrsinn des greisen Priesters scheiterten alle Verhandlungen. Mißmuthig verließ der römische König die Pyrenäenstadt. Als Benedict, dem die spanischen Fürsten mit Aufsagung ihrer Obedienz drohten, sich nicht mehr sicher glaubte, flüchtete er sich auf die Bergfeste Peniscola unweit Valencia. Da gaben die spanischen Fürsten und die schottischen Bevollmächtigten den starrsinnigen Priester auf. Zu Narbonne, wo der römische König mit den Abgeordneten des Concils weilte, wurde ein Vertrag geschlossen, kraft dessen die Fürsten und Prälaten von der 13. Dez. 1415. Obedienz Benedicts sich zu einem allgemeinen Concil mit den zu Constanz Versammelten einigten und die Absetzung des Widerstrebenden auf rechtlichem Wege vor sich gehen sollte. Damit war das Concil von der ganzen abendländischen Christenheit anerkannt, und die Bannflüche, die Benedict von seiner Felsenburg herabschleuderte, blieben ohne Wirkung.

Sigmund setzte nach diesem Erfolg seine Reise fort. Er hielt sich für berufen, in dem großen englisch-französischen Krieg die Friedensvermittlung zu übernehmen, ein weitführender unfruchtbarer Entschluß, welcher das hohe Ziel des Concils nicht förderte. Nachdem er in Chambery Amadeus VIII. von Savoyen zum Herzog erhoben und ihm die Reichslehen ertheilt hatte, eilte er nach Paris. An dem Glanz der französischen Hauptstadt ergötzte er sein prachtliebendes Herz, allein in dem wirren Getriebe der Parteien vermochte er sich mit seinen Friedensanträgen keine Geltung zu verschaffen. Er zog weiter an den englischen Hof. Als die Schiffe landeten, ritt der Herzog von Glocester, des Königs Bruder, mit entblößtem Schwert in die Fluthen, und fragte, ob der römische König in Britannien Oberhoheit in Anspruch nehme. Es waren dieselben Befürchtungen, die schon in Frankreich zu Tage getreten, Sigmund trage sich mit der alten Idee eines weltumfassenden Kaiserthums. Auch in England, wo seit der Schlacht von Azincourt das nationale Selbstgefühl sich gewaltig gehoben, hatte die Friedensvermitttlung keinen Erfolg. Der Glanz der kaiserlichen Würde war nicht vermögend, in dem Kampf der beiden Nationen eine Entscheidung zu bringen. Der geldbedürftige Sigmund gerieth sogar selbst in arge Verlegenheit, als er mit dem wittelsbachischen Wilhelm

Sigmunds Reise nach Paris und London.

19. Febr. 1416.

von Holland (VII, 915) zerfiel und nun auf englische Schiffe zur Ueberfahrt angewiesen war. Er mußte sich zu einem Bündniß mit Heinrich V. gegen Frank-
August 1416. reich verstehen, ehe ihn der englische König reichbeschenkt über das Meer setzte. Die empfangenen Kleinodien aber wurden alsbald in den niederländischen Städten verpfändet, um die Kosten der weiteren Reise zu bestreiten. Fast wie ein Flüchtling gelangte der König an den Rhein. Zu Anfang des neuen
Jan. 1417. Jahres traf er wieder in Constanz ein, festlich begrüßt von den versammelten Vätern der Kirche. Die kostspielige und nutzlose Reise des Königs an den französischen und englischen Hof war ein arger Mißgriff. Seine Friedensvermittlung war gescheitert, das Bündniß mit England trug ihm den Ruf von Zweideutigkeit und Verrath ein; wenn er die Absicht hatte, in den westlichen Ländern, namentlich in Burgund, die Hoheit des Reichs wieder geltend zu machen, so hatte er sich jetzt wohl selbst von der Erfolglosigkeit derartiger Bemühungen überzeugt, und endlich empfand das Concil, das in so gutem Fortschritt begriffen gewesen, schwer die Abwesenheit des leitenden Oberhauptes.

Das Concil während Sigmunds Abwesenheit u. Benedicts Absetzung.

Sigmund hatte während seiner anderthalbjährigen Abwesenheit vom Concil mit Briefen und Gesandtschaften auf Verschiebung aller wichtigen Angelegenheiten hingewirkt, und so sehr galt der römische König als das Haupt der Versammlung, daß man seinen Weisungen nachkam. Während die Väter, insbesondere die burgundischen und französischen Prälaten, über die Lehren des Johann Parvus (Jean Petit) von der Verdienstlichkeit des Tyrannenmordes heftige Kämpfe in Schrift und Rede ausfochten, ein Streit, der durch die Ermordung des Herzogs von Orleans durch Johann von Burgund angeregt worden und von tiefgreifender politischer Bedeutung war; während über einzelne kirchliche Mißbräuche und Besserungen gesprochen und berathen ward: rückten die großen Fragen der Einheit und Reform der Kirche nur langsam fort. Zwar wurde unmittelbar nach Sigmunds Abreise, in den letzten Tagen des Juli, der erste Reformausschuß niedergesetzt, bestehend aus 35 Mitgliedern, acht Deputirten jeder Nation und drei Cardinälen; allein wie eifrig auch diese Commission an ihre Arbeit ging, man kam über die Vorverhandlungen der Reform nicht hinaus und über die wichtigsten Fragen schien eine Einigung kaum zu
8 Oct. 1416. erzielen. Nach einjähriger Arbeit gerieth das Reformwerk ins Stocken, und die erste Geschäftsperiode der Reformcommission schloß ohne ein entschiedenes Resultat. Auch in Sachen der Herstellung der Union ging die Versammlung langsam vor.

Oct. 1416. Erst als sich die zögernden Anhänger der Obedienz Benedicts, die Aragonier, die
Juni 1417. Schotten, die Navarresen und endlich auch die Castilier, mit dem Concilium vereinigt hatten, als die Rangstreitigkeiten, die sich unter den Nationen, den Franzosen, Engländern, Spaniern erhoben, mit Mühe beigelegt waren und die Versammlung mit der Rückkehr Sigmunds wieder ein leitendes Oberhaupt besaß: nahm die Herstellung der Kirchenunion ihren Fortgang. Die Vorladungen Benedicts hatten bei dem ungebeugten Starrsinn des spanischen Priesters keinen Erfolg. Da that das Concil den
26. Juli 1417. letzten Schritt gegen den Widerspenstigen, indem es die Absetzung des „meineidigen verstockten Schismatikers und Ketzers" aussprach. Noch einmal fand in spätern Jahren Benedict Anerkennung in einem Theile Spaniens und Italiens, als der König von
Mai 1423. Aragonien mit Papst Martin V. zerfiel, und nach seinem Tod wählten vier Cardinäle einen aragonischen Priester zum neuen Papst (Clemens VIII.), der erst nach einigen Jahren, vom aragonischen König aufgegeben, seiner Würde entsagte.

Während Sigmunds langer Abwesenheit hatte die Opposition deutscher Fürsten wiederum ihr Haupt erhoben. Herzog Friedrich, der wie ein Gefangener zu Constanz gehalten ward, war voll inneren Grimmes über die Härte des Königs und die Ungerechtigkeit des Concils. Sein Bruder Ernst, der Eiserne genannt, hatte sich in Tirol, das dem König die Huldigung nicht geleistet, festgesetzt und hoffte das Land für sich zu behalten. Die Beschwerden des gedemüthigten Habsburgers fanden vor dem Concil kein Gehör. Da vergaß er seinen Eidschwur und entfloh heimlich aus Constanz. Jubelnd nahmen die treuen Bürger und Bauern in Tirol den heimkehrenden Fürsten auf. Zugleich spann der Erzbischof Johann von Mainz wiederum die alten Ränke und unterhielt Verbindungen mit den Gegnern des Concils und des Königs, indeß er beide fortwährend seiner Ergebenheit versicherte.

Flucht und Urtheil Friedrichs von Oesterreich.

30. März 1416.

Selbst der gefangene Papst Johann schöpfte neue Hoffnung; er unternahm einen Fluchtversuch, der jedoch mißlang. Erst später entließ der Pfalzgraf Ludwig, als er sich mit dem König überworfen hatte, den Gefangenen gegen eine Loskaufssumme. Johann verständigte sich darauf mit dem neuen Papst Martin V., wurde zum Cardinalbischof von Tusculum ernannt, starb jedoch schon zu Ende des Jahres 1419.

Als Sigmund wieder angelangt war, galt es vor Allem, den widersetzlichen Habsburger aufs Neue die Gewalt des Reichs fühlen zu lassen, den trotzigen Fürsten, der den gekränkten Bischöfen in seinem Gebiet die Genugthuung verweigerte, der den Trienter gefangen hielt, der sich heimlicher Flucht und Wortbruchs schuldig gemacht. In feierlicher Sitzung ward er mit Kind und Kindeskind der Fürstenrechte losgesprochen, mit dem Bann belegt und der König aufgefordert, gegen ihn und seine Helfer nach Recht zu verfahren; vier Wochen später traf ihn des Reiches Acht und Aberacht. Der König vergab die Städte und Schlösser in den vordern Landen als Lehn und Pfand. Aber die benachbarten Herren und Städte waren säumig im Zugreifen. Man traute nicht der Wirksamkeit der Reichsacht und Herzog Friedrich, der sich mit seinem Bruder ausgesöhnt, mit dem Erzbischof von Salzburg verbündet hatte, zu dem alle Gegner der Reichsreform hielten, war jetzt mächtiger als zuvor.

3. März 1417.

3. April.

Sigmund bildete wieder recht den Mittelpunkt des Concils und des Reichs. In den Frühlingsmonaten strömten die Fürsten und Grafen nach Constanz, um die Belehnung des Reichs zu empfangen; wiederum saß der König mit den Fürsten und Städteboten zu Rath über die Errichtung des Landfriedens. Der alte Entwurf ward wieder vorgelegt (S. 226 f.), stieß jedoch auf heftigen Widerstand bei Fürsten und Städten. Um so mehr war Sigmund bemüht, durch sein Hofgericht, unter dem Vorsitz des Grafen Günther von Schwarzburg, einzelne Streitigkeiten zwischen Fürsten, Herren und Städten zu schlichten und ihre Beschwerden nach Billigkeit abzustellen. Mancherlei wohlthätige Maßregeln wurden im Einzelnen getroffen, so ein Verbot gegen neue

Deutsche Reichsangelegenheiten zu Constanz. 1417.

Zölle, gegen Befestigungen im Gebiet der Städte. Aber der Versuch, die Reichsgewalt auf festere Grundlage zu stützen, war gescheitert. In all dem Glanz und geschäftigen Gedränge, das sich damals zu Constanz entfaltete, konnte ein scharfer Blick bedenkliche Anzeichen eines wachsenden Zwiespaltes wahrnehmen. Friedrich von Oesterreich und mit ihm die fürstliche Opposition hatte sich aus der Demüthigung erhoben, zu ihm stand Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt, der es nicht verwinden konnte, daß die Mark Brandenburg seinem Hause entrissen war. Auch der Markgraf von Meißen, Friedrich der Streitbare, dem der König die Belehnung mit einigen böhmischen Schlössern verweigerte, ritt
2. Aug. 1417. damals voll Ingrimm aus Constanz weg. Die Einigung der rheinischen Kurfürsten, zu welcher der Mainzer Erzbischof auch den Pfalzgrafen gewonnen, war ein Zeichen von dem erstarkten Widerstand der Fürsten.

Sigmunds Ausgleich mit Friedrich von Oesterreich. Sigmund war jetzt nicht mehr im Stand, den trotzigen Habsburger mit Waffengewalt zu demüthigen. Die fürstliche Opposition war erstarkt und der königlichen Gewalt über den Kopf gewachsen. Zwar bestand Sigmund Anfangs auf der Forderung, daß sich der Geächtete ohne Vorbehalt zu unterwerfen habe,
Febr. 1418. und ein Fürstengericht unter dem Vorsitz des Markgrafen Friedrich bestätigte das strenge Urtheil. Aber die mächtige Stellung des Herzogs, dem alle Feinde des Königs sich anschlossen, ließ es Sigmund doch rathsam erscheinen, den Streit nicht auf die Spitze zu treiben. Als Herzog Ernst mit einem Heere an den Bodensee rückte, Unterhandlung anbot und in Constanz bitter über die Verfolgung des Hauses Habsburg klagte, als Sigmund den geringen Eifer der Reichsstände gewahrte und eine Verbindung der Habsburger mit Venedig und Mailand befürchten mußte, als der Papst auf eine Aussöhnung drang, da
Mai. zeigte sich der König nachgiebiger. Der Herzog ward, soweit es noch geschehen konnte, in seine früheren Rechte und Länder eingesetzt und leistete aufs Neue den Treueid. Kirchenbann und Reichsacht wurden aufgehoben. Die ans Reich gekommenen und verpfändeten Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und Breisgau durfte der Habsburger einlösen; der Aargau aber blieb dem Hause Oesterreich entzogen und die gefreiten Städte Radolfzell, Schaffhausen, Rheinfelden, Diessenhofen, behaupteten ihre Reichsunmittelbarkeit.

Zwiespalt im Concil. Nach der Absetzung Benedicts war eine neue Reformcommission aus den fünf Nationen eingesetzt worden, welche die Arbeiten des früheren Ausschusses zu Grunde legte, seine Beschlüsse nochmals prüfte. Allein auch diesmal kam das Werk nicht zum Abschluß. Die Reformation am Haupt und der römischen Curie drohte in der wichtigsten Angelegenheit, der Collation der Beneficien, dem Besetzungsrecht der geistlichen Stellen durch den Papst, eine gefährliche Wendung zu nehmen. Daher wurde abermals die Frage in den Vordergrund gedrängt, ob zuerst die Reform oder die Papstwahl vorzunehmen sei. Während der König und mit ihm die Deutschen und Engländer der erstern Ansicht huldigten, waren die Cardinäle und die drei romanischen Nationen der Meinung,

ohne Oberhaupt könne die Kirche nicht reformirt werden, und wollten den Einfluß des römischen Königs vom geistlichen Gebiete ausschließen. Wenn die Deutschen und Engländer die gegründete Furcht hatten, „sobald die Wahl geschehen, würde Jedermann heimreiten, und also geschehe die Reformation nimmer“, hoben die Gegner in Schrift und Wort die Gefahren einer längeren Verzögerung der Papstwahl hervor. War doch auch in der That die Besorgniß gegründet, das kaum unterdrückte Schisma möchte sich aufs Neue erheben, wenn die Kirche nicht bald ein einiges Haupt gewänne. Die französische Nation wurde hauptsächlich durch den Einfluß ihrer Universitätshäupter ins curiale Lager gezogen, und auf die Parteistellung dieser war der Vorzug, den die Graduirten bei der bisherigen Beneficienverleihung genossen, von bestimmender Einwirkung. Der Streit nahm bald eine erbitterte Gestalt an, immer erhitzter wurden die Gemüther, immer hartnäckiger auf beiden Seiten der Entschluß, fest zu bleiben. Man klagte laut, daß der römische König sich unbefugt in kirchliche Dinge menge und die Freiheit des Concils verletze. In Schmähschriften wurde Sigmund und seine Partei hussitischer Grundsätze beschuldigt. In öffentlicher Sitzung protestirten die Cardinäle gegen das Verfahren des 9. Sept. 1417.
Königs und die Verzögerung der Papstwahl. Unwillig verließ Sigmund mit einigen Prälaten die Versammlung. „Laßt die Ketzer gehen“, tönte es ihnen nach. Der König dachte die Cardinäle mit Gewalt zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er ließ das Münster und den bischöflichen Palast schließen; auf den Stufen verhandelten die Cardinäle und forderten sicheres Geleit, um an einem freien Orte die Papstwahl vorzunehmen. Schon reisten die castilischen Prälaten ab und mußten zur Rückkehr gezwungen werden. Das Concil war nahe daran, sich in bitterer Feindschaft aufzulösen. Als die Cardinäle darauf in der Congregation der Nationen eine zweite schärfere Protestation verlasen, 11. Sept.
wollte der König die Schuldigsten verhaften lassen. Doch gelang es einigen besonnenen Rathgebern, worunter der Markgraf von Brandenburg, diesen äußersten Schritt zu hintertreiben. Von Tag zu Tag minderten sich die Anhänger des Königs und die Verfechter der Reform vor der Papstwahl. Als in diesen Tagen der Bischof Robert Hallam von Salisbury starb, der Führer der englischen Prälaten, der die Reform vor der Papstwahl eifrig verfochten, trat auch die englische Nation zu den Cardinälen über. So stand Sigmund mit der deutschen Nation allein; in einem entschiedenen Manifest gaben sie ihre 14. Sept.
Gesinnung, den tiefen Verfall des geistlichen Wesens und die Nothwendigkeit einer vorherigen Reformation, auf die der Neugewählte verpflichtet werden könne, kund. Die deutsche Nation, hieß es, habe sich durch die zu Pisa gemachten Erfahrungen belehren lassen. Man habe gesehen, wie die Erwartung einer Reformation der Kirche, die durch feierliche Verheißungen und Betheuerungen erregt worden, getäuscht worden sei, wie nach der Wahl zweier Päpste das Uebel immer ärger geworden, Laster und Sittenverderbniß um sich

gegriffen habe. Zuerst müsse dieses Verderbniß aus dem Hause Gottes weggeräumt werden, ehe der Papst als ein reiner und heiliger durch Reine und Heilige gewählt werde. Die Protestation der Deutschen, ein würdiges Schriftstück von hohem Ernst, durchathmet von dem Geist, der nachmals die große Reformation vollzog, wies in scharfen Worten den Gegnern die Schuld zu, wenn die Hoffnungen der Christenheit wiederum getäuscht würden. Doch der ehrenwerthe Widerstand war umsonst. Auch in ihren Reihen riß der Abfall ein; der Erzbischof von Riga, Johann von Wallenrod, und der Bischof von Chur ließen sich durch Zusicherung besserer Pfründen gewinnen. Da gab die deutsche Nation und auch der König den ungleichen Kampf auf. Sie waren bereit, sich dem Willen der Gegner zu fügen, nur wollten sie eine Sicherstellung haben, daß nach der Papstwahl das Reformwerk ernstlich vorgenommen werde. Darauf gaben die Cardinäle die schroffe Antwort, den Papst könne man zum Voraus nicht verpflichten. Bei der Erregung der Gemüther und dem Streit entgegengesetzter Ansichten war das Schlimmste zu befürchten. Da vernahm man, der greise Bischof Heinrich von Winchester, ein hochangesehener Prälat aus königlichem Geschlecht, sei auf einer Pilgerreise nach Ulm gekommen. Man kam überein, seinem Schiedsspruch die Sache anheim zu geben und einigte sich nach seiner Entscheidung zu einem Compromiß, wonach die Papstwahl zuerst vorgenommen, das Reformwerk aber durch ein Synodaldecret sichergestellt werden sollte. In Folge dieses Compromisses wurden zunächst diejenigen Artikel, über welche die Nationen in den frühern Reformatorien übereingekommen waren, in Gestalt von fünf „conciliarischen Generalreformdecreten“ in der
9. Oct. 1417 39. Generalsession publicirt.

Die concil. Generalreformdecrete. Es waren folgende Artikel: 1) (De conciliis generalibus.) Das nächste Concil soll sich nach fünf, das folgende nach sieben, endlich je von zehn zu zehn Jahren ein weiteres an einem von der letztvorangegangenen Synode bestimmten Ort einfinden. Das hochwichtige Decret „Frequens“, wonach ein periodisch wiederkehrendes Concil als neues Institut in den Organismus der Kirche eingefügt ward, wäre wohl geeignet gewesen, dem päpstlichen Absolutismus eine Schranke aufzurichten, allein eben darum wußte sich das pontificale System bald der lästigen Verpflichtung zu entledigen. 2) (Provisio adversus futura schismata praecavenda.) Bei Ausbruch eines Schismas tritt die Synode im nächsten Jahr an dem vorausbestimmten Ort zusammen. Jeder Gegenpapst ist zu ihrer Berufung und zum persönlichen Erscheinen verpflichtet, bleibt aber vom Präsidium ausgeschlossen und wird mit Eröffnung der Versammlung vom Amt suspendirt. Eine durch Zwang beeinflußte Papstwahl ist unheilbar nichtig; die Entscheidung darüber steht dem Concil zu. 3) (De professione facienda per Papam.) Jeder Papst hat vor Publication seiner Wahl ein Glaubensbekenntniß abzulegen. 4) (Ne praelati transferantur inviti.) Der höhere Klerus darf nur bei erheblichem Grunde nach erfolgtem Gehör und mit schriftlicher Einwilligung der Cardinäle abgesetzt oder versetzt werden; ein Decret, welches das päpstliche Translationsrecht des schnöden Mißbrauchs zu finanziellen Zwecken zu entkleiden suchte. 5) (De spoliis et procurationibus.) Auch dies Decret, wonach Visitationsgefälle und Nachlaßmassen verstorbener Kleriker fernerhin nicht mehr vom Papst zum Nachtheil der eigentlich Berechtigten eingezogen werden sollten, war bestimmt, einen zu Ungunsten der Prälaten eingerissenen Mißbrauch der Curie abzustellen.

Noch waren jenem Compromiß zu Folge der Electionsmodus bei der neuen Papstwahl und die Bestellung einer Garantie für das Reformwerk (cautio de fienda reformatione) zu vereinbaren. In Betreff der zur Wahl Berechtigten wurde festgesetzt, daß die Cardinäle im Verein mit je sechs Deputirten der Nationen das Conclave bilden sollten. Sodann wurde die Reformgarantie als Synodaldecret in der 40. öffentlichen Sitzung publicirt. Danach wurde die Reform auf das Haupt und die römische Curie beschränkt und achtzehn Punkte festgesetzt, die einer Revision bedurften und von dem künftigen Papst mit dem gegenwärtigen Concil oder einem aus Deputirten der Nationen bestehenden Ausschuß reformirt werden sollten. Diese Punkte betrafen die Zahl, Eigenschaften und Nation der Cardinäle, die Reservationen, die Annaten, Appellationen und Rechtssachen vor dem römischen Stuhl, Exemtionen und Incorporationen während des Schismas, Einkünfte erledigter Pfründen, Dispensationen, Indulgenzen, Zehnten, Simonie, Ablaß u. a., ferner warum und wie ein Papst zurechtgewiesen oder abgesetzt werden könne. *Das Cautionsdecret.* *30. Oct. 1417.*

Es war nur ein Theil der berechtigten Forderungen, der hier in Betracht gezogen war, und es gab sich schon in dieser Beschränkung deutlich kund, wie die Reformpartei an Macht und an Energie verloren hatte. „Die ursprüngliche Spannkraft des Concils hatte sich in den wesenlosen Incidentstreitigkeiten der Jahre 1415 bis 1417 erschöpft; die hohen Erwartungen, die man an das energische Vorgehen der Synode gegen Johann XXIII. geknüpft, waren nach wiederholten Enttäuschungen einer trüben Muthlosigkeit gewichen; die großen Gesichtspunkte, die schöpferischen Ideen, der reformatorische Eifer, der frische Zug einer neuen Zeit, wie er lebendig durch die erste Sitzungsperiode weht: am Schlusse des Jahres 1417 schien Alles verloren, erloschen, still geworden." *Schwäche der Reformpartei.*

3. Papst Martin V. und die Concordate.

Sehr zur Unzeit ritt damals der König von Constanz weg. Er wollte die Klagen der versammelten Väter nicht mehr hören, daß er sich in ihre Geschäfte menge. Er begab sich zu den Eidgenossen, um sie zu thätiger Hülfe gegen den geächteten Habsburger zu bewegen, fand aber wenig Bereitwilligkeit. Die Nachricht, daß die Cardinäle zur Vornahme der Papstwahl seiner harrten, und das Zureden des Markgrafen Friedrich bewogen den König, wiederum nach Constanz zurückzukehren. Er fand eine hochgestiegene Aufregung und Parteiung in der Versammlung. Während die Wähler im Conclave versammelt waren und jede Nation die Stimmen für einen der Ihrigen zu gewinnen suchte, lag draußen das Volk auf den Knieen, um des Himmels Beistand in dieser hochwichtigen Sache zu erflehen. Am dritten Tag vereinigten sich „vom heiligen Geist ergriffen" die Versammelten zur Wahl des Cardinals Otto von Colonna, eines Mannes aus edlem römischen Geschlecht, einst Johanns XXIII. eifriger Anhänger, welcher nunmehr den Namen Martin V. annahm. Die ganze Christenheit jubelte laut, daß die Spaltung und Schmach der Kirche ihr Ende erreicht habe: „Das sei die eiserne Säule, auf der, nach dem Worte des Propheten, der Friede der Christenheit ruhen werde", sprach man. Es war ein ergreifendes Schauspiel, als der Papst nach der Krönung *Die neue Papstwahl.* *6. Nov. 1417.* *11. Nov.*

den feierlichen Umzug durch die Stadt hielt, zur Rechten der römische König, zur Linken der Markgraf von Brandenburg, den weißen Zelter führend. Jetzt hatte die zerrissene Kirche wieder ein einiges Oberhaupt.

Der Papst und die Reform. Der Kaiser und die deutsche Nation waren sich wohl bewußt, was sie thaten, als sie die Erledigung des Reformwerks vor der neuen Papstwahl verlangten. Es zeigte sich bald, wie das neugestärkte pontificale System seine Allgewalt in der alten Weise geltend zu machen entschlossen war. Die erste Regierungshandlung Martins, die Aufstellung der päpstlichen Kanzleiregeln, hieß die meisten Uebergriffe Roms in die ordentlichen Jurisdictionsverhältnisse gut, trotz des Cautionsdecrets. Zwar trat alsbald eine neue Reformcommission zusammen, allein ihre Arbeiten hatten geringen Fortgang. Es ist darin keine absichtliche Verschleppung und Vertagung anzunehmen, sondern es trat immer klarer zu Tage, daß die Interessen und Ziele der Parteien gar verschiedenartig waren. Ueber die Collations- und Annatenfrage war bei den widerstrebenden Grundsätzen der Parteien eine Einheit nicht zu erzielen. „Unverändert standen die deutschen und französischen Prälaten für das alte Recht der Ordinarien ein, die Italiener und Spanier und mit ihnen die französischen Universitäten stimmten für die Provisionsrechte des Papstes, die Engländer endlich, die in ihrer altrömischen Beneficialpraxis seit länger als einem halben Jahrhundert durch die politische Gesetzgebung gedeckt worden, hielten gar die Fortdauer des Status quo für das wünschenswertheste Ziel." Hatten sich somit die Gegensätze immer deutlicher als unvereinbar erwiesen, so blieb, sollte nicht das ganze Werk scheitern, keine Rettung, als auf eine gemeinsame Besserung der kirchlichen Verfassung zu verzichten, den Standpunkt einer einheitlichen Reform aufzugeben und je nach den verschiedenen Interessen und Anschauungen der Nationen
Jan. 1418. einzeln eine Uebereinkunft mit der Curie zu schließen. Die Deutschen machten den Anfang und stellten ihre Forderungen in einer Denkschrift zusammen (Advisamenta Nationis Germanicae); ihnen folgten die anderen Nationen. Mißmuthig sprach der Kaiser zu den Franzosen, als sie seine Vermittlung anriefen: Jetzt hätten sie einen Papst, an ihn sollten sie sich wenden. Martin V. mußte nunmehr aus seiner zuwartenden, unentschiedenen
20. Jan. Stellung heraustreten. Er erließ seinerseits einen Reformentwurf, der zum letztenmal die Einheit des Reformwerks gegenüber den Forderungen der Nationen festhielt. Die päpstliche „Reformacte" stieß jedoch auf mannichfachen Widerspruch. In diesem ermüdenden und unfruchtbaren Verhandeln, Vorschlagen und Berathen schwebte die Sache und allerseits begehrte man dringend, aus dem Gewirre zu einem Ziele zu kommen. Unter solchen Umständen gab es nur eine Lösung der Frage, stand nur der eine Weg offen, den man jetzt, im Drang nach einer Entscheidung einschlug. Man theilte das Reformwerk, indem man die gemeinsam vereinbarten Reformartikel als Synodaldecrete publicirte, die übrigen Punkte, über die man sich nicht geeinigt hatte, Specialverträgen zwischen dem Papst und den Nationen überließ. Jener allgemeine
21. März 1418. Theil des Reformwerks wurde in der 43. öffentlichen Session verlesen und enthielt sieben Punkte: Widerruf der während des Schisma ertheilten Exemtionen; Anordnung einer Untersuchung über die während dieser Zeit stattgehabten Unionen und Incorporationen; Verzicht auf die Einkünfte vacanter Kirchenämter und Pfründen; Ausschluß aller simonistisch zu geistlichen Aemtern Gelangten; Ausschluß der päpstlichen Dispensgewalt bei Pfründen, mit denen die Seelsorge verbunden und wozu die Priesterweihe erforderlich ist; Erhebung allgemeiner Zehnten von der Geistlichkeit nur in dringenden Fällen und mit Zustimmung der Cardinäle und Prälaten; Verordnung an die Geistlichen, sich eines ehrbaren Wandels zu befleißigen und priesterliche Kleidung zu tragen. Der andere, separate Theil des Reformwerks wurde alsdann in den Einzelverträgen er-

ledigt, in den drei Concordaten, welche die Curie mit der deutschen, der englischen und den verbündeten romanischen Nationen abschloß.

In der Grundfrage des Reformwerks, dem Annaten- und Collationswesen, waren die Spanier, Italiener und vor Allem die Engländer in einer weit günstigeren, selbständigeren Lage, als die Deutschen und Franzosen. Daß die letztern dennoch mit den Italienern und Spaniern ein gemeinsames Concordat mit der Curie eingingen, erklärt sich aus der Parteistellung, die sich in Folge des Prioritätsstreits zwischen Papstwahl und Reform gebildet hatte und auch jetzt noch andauerte. „Nun brauchte man nur die gallicanischen Mehrforderungen (bezüglich der Annaten und Collationen) als Präcipua zu behandeln, so konnte, indem den gemeinsamen Bestimmungen Separatartikel für die meist begünstigte Nation angeschlossen wurden, innerhalb eines engeren Kreises ein Gesammtabkommen getroffen werden." In der 43. Sitzung standen neben der Publication jener gemeinsam vereinbarten Generalreformartikel die Approbation der Concordate und die Purification des Cautionsdecrets vom 30. October 1417 (S. 237) auf der Tagesordnung. Die Vorlage der Concordate gehörte nur insofern in die Plenarversammlung, als eben in ihnen und in den Generalartikeln die päpstliche Erfüllung des Cautionsdecrets der 40. Generalsession bestand. Die Concordate waren damals noch nicht zum definitiven Abschluß nach Inhalt und Form gekommen, allein dies war die Sache einer speciellen Uebereinkunft der Curie mit den einzelnen Nationen, nicht des Concils in seiner Gesammtheit. In den wesentlichsten Punkten hatten die Separatverhandlungen bereits so weit zum Ziele geführt, daß die Gesammtheit der Nationen deren definitive Erledigung nicht glaubte abwarten zu müssen, zumal man allerseits auf den endlichen Abschluß des Werks drängte. So wurde in der 43. Sitzung durch Publication der Generalartikel und durch die Approbation der Concordate, soweit damals vereinbarte Stipulationen vorlagen, das Reformwerk (die causa reformationis) geschlossen und durch Purification des Reformdecrets der Papst seiner auferlegten Reformverpflichtung ledig erklärt. Das deutsche und das romanische Concordat wurden wenige Wochen nachher, das englische im Juli in die apostolischen Kanzleibücher eingetragen.

Die Concordate.

21. März 1418.

15. April. 12. Juli 1418.

Die Uebereinkunft, die nach jahrelangem Berathen und Verhandeln in den Concordaten niedergelegt wurde, war nicht geeignet, das Verlangen nach Reform völlig und dauernd zu befriedigen. Wohl waren wichtige Punkte darin zur Sprache gebracht, aber die päpstlichen Zugeständnisse waren unvollständig und dehnbar, halbe Maßregeln, um die ungestümen Dränger für's Erste zu beschwichtigen. Zudem bezeichnete der Schlußsatz, der die Gültigkeitsdauer auf fünf Jahre beschränkte, das ganze Werk als ein provisorisches. Zwar enthielten die Concordate die Zusicherung einer Reorganisation des Cardinalcollegiums, der Beschränkung der päpstlichen Provisionen, der Annaten, der vor der Curie zu verhandelnden Rechtssachen, der Commenden, der curialen Dispensationen und Indulgenzen, allein anstatt die Mißbräuche von Grund aus abzustellen, gewährte die Curie eine Erleichterung ohne Dauer und redlichen Ernst, eine Abfindung, mit der sich die ermüdeten Väter des Concils und die in ihren Hoffnungen getäuschte Christenheit zufrieden geben mußten. Von einer wohlthätigen Wirksamkeit der Constanzer Reform ist daher wenig zu merken. Das französische Concordat blieb bedeutend hinter den alten „Freiheiten der gallicanischen Kirche" in Betreff des römischen Collations- und Steuerwesens zurück und stand mit den gerade vorher publicirten königlichen Edicten in starkem Widerspruch. So wies denn auch das französische Parlament den Antrag zurück, die Bulle in seine Register einzutragen. Erst als veränderte politische Verhältnisse ein gutes Einvernehmen mit der Curie wünschenswerth erscheinen ließen, gelangte das französische Concordat zur Geltung. Für Nord-Frank-

Inhalt und Bedeutung der Concordate.

März. April 1418.

9. Sept. 1418. reich wußte der Herzog von Burgund dem geisteskranken König ein Revocationsedict jener Staatsgesetzgebung vom März zu entlocken, wodurch das hauptsächlichste Hinderniß, das dem Concordat im Weg gestanden, beseitigt wurde, und als die Gültigkeitsfrist der Constanzer Reform abgelaufen war, kam ein Vertrag zu Stande, der dem
1. April 1425. Papste fast alle vor dem Schisma bestehenden Rechte wieder in die Hände gab und die Freiheiten der gallicanischen Kirche zu Gunsten der Curie und der Regierung beschränkte und beschnitt. Auch im mittleren Frankreich sah sich der Dauphin Karl VII. bald genöthigt, um die päpstliche Anerkennung zu erlangen, die Freiheiten seiner Landeskirche preiszugeben; die Ordonnanz vom 10. Februar 1425 sicherte dem Papst die Ausübung der bis zum Jahr 1398 besessenen Beneficial- und Jurisdictionsrechte zu. Die Schicksale des romanischen Concordats in Spanien und Italien sind nicht mit Sicherheit zu verfolgen. — Das deutsche Concordat wurde zwar von keinem Reichstag bestätigt, allein noch waren damals in Deutschland die Verhältnisse nicht der Art, daß das Reich als solches mit der Curie über kirchliche Angelegenheiten einen Vertrag abschloß. „Nicht Kaiser und Reich bildete den Gegenpaciscenten, sondern ein engerer Verband der Constanzer Abgeordneten, eine wesentlich kirchliche Körperschaft, eine Verbindung, an welcher das politische Element als solches keinen Theil hatte." Erst zur Zeit des Baseler Concils nahm im deutschen Reich die weltliche Macht die Kirchenreform als Staatsangelegenheit in die Hand. Gleich den andern ist auch das englische Concordat zwischen zwei kirchlichen Paciscenten, nicht zwischen Staat und Kirche abgeschlossen. Es enthält, und zwar ohne Zeitbeschränkung, „lediglich rein kirchliche Angelegenheiten, die Reorganisation der Curialbehörden, die Pontificaltracht, das Ablaß- und Dispenswesen, und läßt alle gemischten Fragen, wie das Provisions- und Steuerrecht absichtlich außer Ansatz." Wir sind zwar über die Reception des englischen Concordats nicht näher unterrichtet, da aber die behandelten Materien lediglich Zugeständnisse des Papstes sind und nur geringe staatliche Bedeutung besitzen, so dürfen wir wohl annehmen, daß von der Staatsregierung gegen das englische Concordat kein Einspruch erhoben wurde.

Schluß des Concils. So waren die Geschäfte der Kirchenversammlung, welche zuletzt die allgemeine Ungeduld und Ermüdung gewaltsam beschleunigt hatte, zu einem Abschluß geführt worden, freilich anders, als die meisten gehofft und gewünscht, und die Versammelten schickten sich an, die Stätte ihrer langen Wirksamkeit zu verlassen. Nachdem das nächste Concil nach Pavia entboten worden, fand die
22. April 1418. letzte Sitzung statt. Die Aufforderung Sigmunds, den Wohnsitz in einer deutschen Stadt zu nehmen, wies Martin von sich; in Rom sei der Papst am
16. Mai. Platze, wie der Steuermann am Steuerruder. Am Pfingstmontag zog er in Glanz und Herrlichkeit davon. Aber erst zu Ende des folgenden Jahres gelangte er wieder in den Besitz des Kirchenstaats und der Hauptstadt, die von den Neapolitanern besetzt war. So verlief die denkwürdige Versammlung, nachdem sie in's vierte Jahr getagt hatte. Die Beendigung des Schismas war ihr einziges Ergebniß von entschiedener Verdienstlichkeit und die ausgesprochene Superiorität der regelmäßigen Concilien über das Papstthum ihre wichtigste Satzung. Wenn aber einzelne Wohlgesinnte eine völlige Reform in Kirche und Reich, eine wirkliche Beseitigung all der Schäden und Uebelstände, die beide zerrütteten, gehofft hatten, so waren sie bitter getäuscht. Was das

Concil bot, seit es wieder unter der päpstlichen Gewalt stand, war eine nothdürftige Beschwichtigung des allgemeinen lauten Rufs nach einer Kirchenreform, ohne Ernst, ohne Aufrichtigkeit und ohne Dauer. „Das Concilium ist zergangen, und keine Reformation, wie der Kaiser begehret und gewollt hat, gemacht worden, welche Reformation bis heutigen Tag die Geistlichen und auch Weltliche scheuen", heißt es in einer Beschreibung der großen Pracht des Kostnitzschen Concilii. Kräftiger und selbstbewußter erhob sich die pontificale Macht aus dem Drängen der Kirchenversammlung, und die Erneuerung aller hierarchischen Mißbräuche und Ansprüche konnte die getäuschte Christenheit belehren, was sie von einer päpstlichen Reform der Kirche zu hoffen habe. Und als Sigmund von Constanz durch die südwestlichen Lande und die Donau hinab in sein vernachlässigtes Königreich Ungarn zog, mochte er recht die Erfolglosigkeit der Constanzer Reichsreform einsehen. Allenthalben Mißtrauen oder offener Trotz und gewaltthätiger Widerstand. Es war der letzte Versuch, den Reichstreuen eine Stütze zu geben, als der König den Markgrafen von Brandenburg zum Reichsverweser ernannte. Treulich nahm sich der wackere Fürst des verwaisten Reiches an, suchte allenthalben die Gegensätze auszugleichen, die gefahrdrohenden Bündnisse in friedliche Geleise zu lenken, gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten, suchte zu retten, was noch im Reich zu retten war. Aber an dem Trotz der widerstrebenden Gewalten und den furchtbaren Stürmen, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, zerschellte die Kraft des Markgrafen, und König Sigmund lenkte bald in andere Bahnen ein, als er sich von den unendlichen Schwierigkeiten der Herstellung der Reichsgewalt überzeugt hatte und als der drohende Verlust seines böhmischen Erbreiches den römischen König mit gebieterischer Mahnung an seine landesherrliche Stellung erinnerte.

2. Oct. 1418.

3. Die Hussitenkriege und das Reichsregiment.

a) Die Anfänge der böhmischen Bewegung und Wenzels Tod.

Gährung in Böhmen.

Der Feuertod Hussens gab das Signal zu einem Aufstand, in welchem nationaler und religiöser Fanatismus in fürchterlicher Weise aufloderten. Sobald sich im Volke die Kunde von dem Constanzer Urtheil verbreitete, entstanden in Prag und andern Städten unruhige Bewegungen. Schon vergriff man sich an Geistlichen und Mönchen; der Erzbischof von Prag floh erschreckt vor der Wuth des Volkes. Und nicht blos unter den geringern Ständen herrschte eine tiefe Gährung, auch in den höchsten Kreisen des Hofes und der Landesregierung war man empört über das treubrüchige Verfahren zu Constanz. Auf dem Landtage zu Prag versammelten sich die böhmischen und mährischen Stände, der oberste Burggraf Čenek von Wartenberg, der Landeshauptmann in Mähren Lacek von Krawař, die angesehensten Männer des böhmischen Adels, und erließen ein drohendes, vorwurfsvolles Schreiben an

Sept. 1415.

Der hussitische und der kathol. Bund. die versammelten Väter in Constanz, worin sie über „die ewige Kränkung und Schmach“ klagten, die ihnen durch Hussens Tod zugefügt worden, und sich gegen den Vorwurf ketzerischer Gesinnungen verwahrten. Darauf traten die
5. Sept. 1415. versammelten Herren in einen Bund zusammen, und verpflichteten sich zu gemeinsamem Handeln und zur Erhaltung der freien Predigt in ihren Gebieten; die Aussprüche der Prager Universität sollten in allen kirchlichen Fragen maßgebend sein. Der katholische Theil des Adels, an Zahl weit
1. Oct. geringer, einigte sich ebenfalls zu einem Bund, ihrem König, der römischen Kirche und dem Concilium stets treu zu bleiben. Auch hier fehlte es nicht an angesehenen Namen, voran Johann der Jüngere von Neuhaus, der Obersthofmeister, Ales Skopek von Duba u. a. König Wenzel, der nebst seiner Gemahlin Sophia laut seinen Unmuth über das Constanzer Urtheil kundgegeben, nahm auch in dieser Frage die schwankende, unsichere Stellung ein, die aus allen seinen Handlungen Mißerfolge entstehen ließ. Das Interdict,
1. Nov. 1415. welches das Prager Domcapitel über die Stadt verhängte, hatte nicht mehr die alte Wirkung; schon waren die meisten Prager Pfarrstellen von hussitischen Priestern besetzt.

Das Concil gegen die Hussiten. Die Väter des Concils dachten mit Ernst und Strenge die drohende Bewegung in Böhmen niederhalten zu können. Sie luden jene Barone, die
Febr. 1416. den Drohbrief erlassen, 452 an der Zahl, vor ihren Richterstuhl, um sich von dem Verdacht der Ketzerei zu reinigen. Selbst gegen den Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, und den Bischof Wenzel von Olmütz wollten sie einschreiten, weil sie der hussitischen Ketzerei allzu nachsichtig gegenüberstanden, und als Bischof Wenzel, der vertraute Anhänger und Rathgeber seines
12. Sept. 1416. Königs, starb, hoben sie die Besetzung des erledigten Stuhles durch den König auf und übertrugen das Bisthum dem eifrigsten Gegner Hussens auf dem Concil, Johann von Leitomisl, der Eiserne genannt, der somit zwei Bischofsstühle inne haben sollte. Daß das Concil nicht auch gegen Wenzel und seine Gemahlin wegen Begünstigung der Ketzerei und Verachtung der apostolischen Decrete ein Rechtsverfahren anhängig machte, war nur der Verwendung Sigmunds zuzuschreiben. Der König aber hielt an seinem Bischof fest und verwehrte Johann von Leitomisl den Eintritt ins Land.

Prager und Taboriten. Unter den mannichfach auseinander gehenden Ansichten und Grundsätzen der Hussiten lassen sich schon frühe zwei vorherrschende Richtungen erkennen, die in der Folge bei weiterer Entwickelung ihrer Lehren als Calixtiner (Kelchner) und Taboriten unterschieden wurden. Die erstere Richtung, die ihren Mittelpunkt an der Universität Prag hatte, war gemäßigt aristokratisch. Sie ließ neben den Worten der heiligen Schrift auch den Kirchengebrauch gelten, erkannte die Lehre vom Fegefeuer, die Seelenmessen, die Beichte und letzte Oelung, die Heiligenverehrung, Bilder, Fasten und andere kirchliche Einrichtungen an. Die radicale und demokratische Partei, die in der Folge nach der Hussitenfeste Tabor genannt wurde und in dem Städtchen Austie ihren hauptsächlichsten Sitz hatte, schritt immer maßloser in kirchlichen und staatlichen Neue-

rungen fort. Durch die ganze Hussitenzeit läßt sich dieser Zwiespalt, der sich oft zu einer tiefen Kluft erweiterte, verfolgen. Der Grundsatz, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen (Utraquismus) war das Bindeglied; der Kelch war die Fahne, um die sich alle hussitischen Parteien schaarten. Das Concil erwiederte die Beschlüsse der Prager Universität durch Aufhebung aller ihrer Handlungen, Wahlen, Privilegien, so lange sie unter der Leitung von Irrgläubigen stehe.

Die eindringlichen Mahnungen des Papstes und Sigmunds bewogen den wankelmüthigen König Wenzel endlich, dem Hussitenthum entgegen zu treten. Aufregung des Volkes. Er befahl, die von ihren Pfarrämtern vertriebenen katholischen Priester wieder Febr. 1419. einzusetzen, eine Maßregel, welche die Aufregung des Volks zu Aufläufen und Straßentumult steigerte. Laut klagte man über die Strenge der zurückgekehrten Priester und die Begünstigung, die ihnen zu Theil ward. Hussitische Geistliche schlugen ihre Zelte auf einem unweit Austie an der Luznic gelegenen Hügel auf, den sie in ihrer biblischen Sprache den Berg Tabor nannten. Massenhaft strömte das Landvolk dahin. Schon wurde hier eine von vielen Tausenden besuchte Volksversammlung abgehalten, wo die „Brüder" und „Schwestern" 22. Juli 1419. unter Gottesdienst und frommen Gesprächen am Kelche festzuhalten gelobten. In Ordnung und Eintracht verlief das Volksfest, aber Weiterblickende konnten in dem Zusammenströmen der Massen eine noch schlummernde Gefahr von furchtbarer Bedeutung erkennen.

Bald machte sich die gährende Aufregung in einer Scene wilden Aufruhrs Wenzels Ausgang. Luft. Ein Eiferer, Johann, einst Mönch zu Selau, der in der Prager Neustadt predigte, erhitzte durch feurige, phantastische Reden die Gemüther des Volks. Als sie einst in feierlicher Prozession am Neustädter Rathhaus vorüber- 30. Juli. zogen, wurden sie von den hussitenfeindlichen Rathsherren aufgehalten und verhöhnt. Die wüthende Menge erstürmte alsbald das Rathhaus, fiel über die Gegner her und stürzte sieben Rathsherren zu den Fenstern hinab. In der Stadt wurde Sturm geläutet, die Bürger eilten zu den Waffen. Schon gab es keine Obrigkeit mehr, um den Widerstand niederzuhalten und den blutigen Frevel zu strafen. Wenzel gerieth bei der Kunde von dem Vorgefallenen in furchtbare Wuth und schwur den Hussiten Rache und Verderben. Allein ein plötzlicher Blutschlag lähmte seine Glieder und machte wenige Tage später seinem Leben ein Ende. Eine lange Reihe von Mißgeschicken bezeichnete die 16. Aug. 1419. Herrschaft Wenzels IV.; das Schicksal überhob ihn des Kummers, die ganze furchtbare Bewegung in seinem Stammland, welcher auch er nicht Einhalt zu thun vermocht hätte, mit anzusehen, aber noch sterbend mußte der vielgeprüfte Fürst erblicken, wie der Aufruhr sein drohendes Haupt erhob.

Der Tod Wenzels brachte die lange bestehende Gährung zum offenen Ausbruch der Bewegung. Ausbruch. Jetzt war keine Gewalt mehr im Königreich vorhanden, welche Aug. 1419. die Ordnung aufrecht erhalten und der wilden Bewegung Einhalt gebieten konnte. Sofort wandte sich die Wuth des hussitischen Volkes gegen die

Katholiken, ihre Kirchen und Klöster. Schmucksachen und heilige Gegenstände wurden zerschlagen und entweiht; angstvoll flüchteten sich die Mönche und Geistlichen. Das Karthäuserkloster in der Altstadt ging in Flammen auf. Zwar gelang es den Behörden, die Ruhe äußerlich herzustellen, schon aber breitete sich die Gährung im ganzen Lande aus. In Pisek, Pilsen, Königgrätz folgte man dem Beispiel der Hauptstadt und brannte die Klöster nieder.

Haltung der Regierung.

Sigmund, der rechtmäßige Thronerbe, hielt sich zu der Zeit in seinem ungarischen Königreich auf, mit Rüstungen zum Türkenkrieg beschäftigt. Wohl wurden in seinem Rathe Stimmen laut, welche meinten, man müsse sich vor Allem Böhmens versichern. Der König mochte sich über den Umfang und die Tiefe der Bewegung täuschen. Er erklärte die verwittwete Königin Sophie zur Regentin und stellte ihr einen Regierungsrath zur Seite, an dessen Spitze der oberste Burggraf Čenek von Wartenberg stand. Diese den Hussiten günstig gestimmte Regentschaft sollte das Land bis zu seiner Ankunft in Ruhe halten. Auf des Burggrafen Berufung versammelten sich die böhmischen Stände zu einem Landtag und erließen an den neuen König eine Reihe von Artikeln, welche die Forderungen des gemäßigten Theils der Hussiten enthielten: Es sollte ihnen Religionsfreiheit zugesichert, in allen Kirchen die Communion unter beiderlei Gestalt freigegeben werden; der König sollte sich beim Papste um die Gewährung des Kelches für Jedermann verwenden, den Geistlichen kein weltliches Amt und keine weltliche Herrschaft zugestehen, das Verketzern und Schmähen der Magister Hus und Hieronymus und ihrer Anhänger verbieten u. A. Bezüglich der Landesverwaltung sollten die alten Rechte und Privilegien bestätigt, Ausländer zu keinen Aemtern im Lande erhoben, insbesondere den böhmischen Städten keine deutschen Magistrate vorgesetzt, und die Gerichte in der Volkssprache gehalten werden. Die Antwort des Königs lautete unbestimmt, ausweichend und war keineswegs geeignet, die Ruhe herzustellen.

Die Parteistellung.

Es konnte den Tieferblickenden nicht entgehen, daß Sigmund in der kirchlichen Frage sich entschieden auf die Seite des Papstes und des Concils stellen, gegen die Ketzerei mit Gewalt einschreiten werde. Wußte man doch, daß er es gewesen, welcher seinen Bruder zu Maßregeln gegen die Hussiten gedrängt, welcher durch schnöden Wortbruch den Helden des Volks in Constanz den Flammen überliefert hatte. Es konnte nicht fehlen, daß sich bei den Heftigeren zu der religiösen Aufregung ein tiefer Haß gegen den Urheber jener Schmach verband, daß der Aufruhr sich nicht nur gegen die katholische Kirche, sondern auch gegen ihren Schirmherrn, den verhaßten König Sigmund, richtete. Schon war die königliche und katholische Partei im Lande schwach geworden; es gehörten dazu die Landesprälaten mit der ihnen ergebenen Geistlichkeit, die deutsche Bevölkerung und eine Anzahl von Baronen, Wenzel von Duba, der Landesunterkämmerer, die Herren von Hasenburg u. a. Ihnen gegenüber

stand weitaus die größte Zahl des Volks, Herren, Bürger und Bauern, die eine Reform der Kirche und Genugthuung an ihrer gekränkten nationalen Ehre verlangten. Während aber die gemäßigte calixtinische Partei, von der Universität geleitet, in den städtischen Magistraten, im hohen Adel, in der Regentschaft vertreten, mit dem König und einer reformirten Kirche ein Verständniß zu erzielen hoffte, verwarf die äußerste Partei alle kirchliche Ueberlieferung und schloß grundsätzlich einen Vergleich mit dem König und der Kirche aus. In zahlreiche Secten gespalten, je nach den Lehren ihrer bedeutendsten Geistlichen, des Nicolaus von Pelhřimow, des Johann von Selau, Wenzel Koranda, des Pfarrers Ambros, Martin Hauska genannt Loquis u. a., erstrebten sie in kirchlicher Hinsicht die Anerkennung der individuellen Ueberzeugung auf Grund der heil. Schrift, in politischer eine republikanische Verfassung ohne Unterschied der Stände. Dieser Richtung waren vom hohen Adel wenige, aber die Mehrzahl der Ritterschaft, und vor Allem die Bürgerschaften und die Masse des Landvolks zugethan, die unteren Schichten der Bevölkerung, die jetzt die erwachende gewaltige Kraft in wildem Aufruhr bethätigen sollten. Jene beiden Männer, die recht eigentlich als die Vorkämpfer des Hussitenthums zu betrachten sind, Nicolaus von Pistna, königlicher Burggraf auf Hus, und Johann Ziska von Trocnow, standen einst an Wenzels Hof in Gunst, schlossen sich dann aber mit glühendem Eifer der Sache des Volks an. Der umsichtige, geistesklare Nicolaus konnte als der politische Leiter der Bewegung gelten, während Ziska, aus niederm Adel stammend und im Waffenhandwerk ergraut, die kriegerische Ueberlegenheit der Hussiten begründete. In wiederholten Versammlungen kamen die Schaaren des hussitischen Volks zusammen, auf dem Berge Tabor, dem Hügel Horeb bei Hohenbruck und andern Orten und hielten Predigt und Gottesdienst nach ihrer Art. Zu der Zusammenkunft am Kreuzhügel südlich von Prag strömten die Bürger und Bauern aus allen Gegenden des Landes herbei und lauschten den Ermahnungen zur Ausdauer im Glauben und zu gegenseitiger Unterstützung. Noch ging es friedlich her; aber schon sprach Wenzel Koranda, man solle anstatt des Wanderstabes das Schwert zur Hand nehmen; schon geleiteten die versammelten Wallfahrer die Prager unter Fackelschein und Glockengeläute nach Hause und ließen wiederum ihren Haß an Kirchen und heiligen Gegenständen aus. Der wachsenden Bewegung Einhalt zu thun, schlossen der Prager Magistrat und die Regentin mit einigen Prälaten, Baronen und Städten einen bewaffneten Bund „zum Schutz der Freiheit des Wortes Gottes, sowie des Landes und Volkes von Böhmen, und zur Abwehr der ihm fälschlich aufgebürdeten Schmach der Ketzerei.“

Die Volksversammlungen.

29. Sept. 1419.

6. Oct. 1419.

Aufruhr in Prag.

Die drohenden Anzeichen des nahen Sturms und das Drängen Sigmunds bestimmten die Regentin, im Vertrauen auf den Waffenbund mit den Baronen, eine kriegerische Haltung anzunehmen. Sie nahm Söldner in ihre Dienste, ließ die festen Punkte in der Hauptstadt besetzen und gebot den könig-

lichen Beamten die Volksversammlungen zu hindern. Als das Landvolk zu der auf den 10. November nach Prag anberaumten Versammlung herbeiströmte, kam es zum blutigen Zusammenstoß mit den königlichen Truppen unter ihrem
Nov. 1419. Führer Peter von Sternberg. Das erste Blut war geflossen. Die Hauptstadt gerieth bei der Kunde von dem Ueberfall der Wallfahrer in heftige Bewegung. Unter dem Sturmgeläute der Glocken sammelten sich bewaffnete Haufen und rückten unter Nicolaus von Hus und Ziska gegen die besetzten festen Punkte. In dem blutigen nächtlichen Straßenkampfe wurden die königlichen Truppen zurückgeworfen und zur Räumung der ganzen Kleinseite gezwungen. Selbst die königliche Burg wurde bedrängt und angstvoll flüchtete sich die Regentin.
13. Nov. Mehrere Tage lang wurde in und um Prag gefochten, bis endlich ein Waffenstillstand zum Abschluß kam, worin sich die Königin und die Barone zum Schutz der Religionsfreiheit verpflichteten, die Bürger sich nicht ferner an den Kirchen und Klöstern zu vergreifen versprachen. Aber der Friede war nicht hergestellt; die Erbitterung nahm von Tag zu Tag eine heftigere Gestalt an. Die Gräuel in Kuttenberg, wo die deutschen Bergleute die gefangenen Hussiten zu Hunderten mordeten oder in die tiefen Schachte stürzten, waren ein entsetzlicher Beweis, wie sehr der Haß die Gemüther bereits verwildert hatte.

b) Sigmunds vereitelte Friedensversuche.

Der Landtag in Brünn. Dec. 1419. So war die Lage der Dinge, als König Sigmund nach Beendigung des Türkenkriegs durch einen fünfjährigen Waffenstillstand in Böhmen eintraf. Seine Ankunft erfüllte die Gemäßigten mit der Hoffnung, die wachsende Aufregung könne noch eingedämmt werden. Sigmund berief alsbald die böhmischen Stände auf Weihnachten zu einem Landtag nach Brünn. Es traten mannichfache Einwirkungen an den König heran. Die päpstlichen Legaten, voran der Bischof Ferdinand von Lucca, drängten ihn zur gewaltsamen Niederwerfung der Ketzerei, wozu er ohnehin schon geneigt war. Dagegen empfahl der Reichsverweser, Markgraf Friedrich von Brandenburg, der die fürchterliche Kraft des auflodernden religiösen und nationalen Fanatismus im Czechenthum ahnte, einen gelinden Weg und warnte vor dem Rath der Pfaffen. Aber Sigmund schritt auf der eingeschlagenen Bahn fort. In Brünn fanden sich die Regentin, die königlichen Burggrafen, viele Bischöfe, Herren, Ritter und Städteboten ein; alle Stände, auch die utraquistischen, huldigten dem König, der die religiöse Frage wegen des Kelches ferneren Unterhandlungen vorbehielt. Als er aber die Abgeordneten von Prag, die kniefällig um Verzeihung des Geschehenen baten, mit bittern Vorwürfen empfing und ihnen die sofortige Beseitigung aller Vertheidigungswerke befahl, als er an die Stelle der Burggrafen und Beamten, die sich zu den Hussiten hingeneigt, eifrige Katholiken brachte, und die Rathsherrn von Brünn, die aus dem Kelch getrunken, ihres

Amts entsetzte, als ein gemessener Befehl ins Land erging, von der Ketzerei abzulassen und sich der römischen Kirche zu fügen: da zeigte sich, daß der König nicht mit versöhnlichen Gesinnungen ins Land gekommen. Doch fanden die Befehle überall Folgsamkeit. Die vertriebenen Geistlichen und Bürger kehrten nach Prag zurück. Lachend und in die Hände klatschend, sagt der Chronist jener Zeit, Lorenz von Březowa, zogen die Deutschen ein und frohlockten: jetzt wird die Ketzerei bald ein Ende haben.

Sigmund eilte von Brünn nach Breslau, wohin er einen Reichstag berufen. Zahlreiche Fürsten sammelten sich hier um den König. Drei neue Kurfürsten harrten der Belehnung: Erzbischof Konrad von Mainz, der Nachfolger des ränkesüchtigen Johann von Nassau († 23. Septbr. 1419), Otto Graf von Ziegenhain, der nach dem altersschwachen Werner († 4. Oct. 1418) auf den Trierer Erzstuhl erhoben worden, und Kurfürst Albrecht von Sachsen der Bruder des verstorbenen Rudolf; auch andere Fürsten fanden sich ein, Friedrich von Meißen, Pfalzgraf Ludwig, der Markgraf von Baden, der Kurfürst von Brandenburg u. a. Neben dem Schiedsspruch des Königs in dem Streit zwischen Polen und dem deutschen Orden, welcher sehr zu Gunsten des letzteren ausfiel und den König Wladislaus heftig erbitterte, waren es besonders die Maßregeln gegen Böhmen, die auf dem denkwürdigen Breslauer Reichstag verhandelt wurden. Sigmund erbat vom Papste die Verkündigung eines allgemeinen Kreuzzugs gegen die Hussiten, und Martin V. willfahrte diesem Verlangen durch Erlassung einer Kreuzbulle, welche der Legat Ferdinand in Breslau vortrug. Zugleich forderte der König alle Stände des Reichs zur Niederwerfung der Ketzerei auf. Unwillig und in Spannung mit seinem Herrn verließ der Markgraf von Brandenburg, der vergeblich Sigmund auf andere Bahnen zu lenken gesucht, den Reichstag.

Der Reichstag von Breslau. Jan. 1420.

1. März.

Das Auftreten des Königs steigerte die Aufregung des Volks und den entschlossenen Muth der hussitischen Führer. Während fromme Schwärmer ihre chiliastischen Ansichten vom Untergang der Welt, der hereinbrechenden Vergeltung und der Gründung eines neuen Gottesreichs auf Erden ausspannen, phantastische Träumereien, die aber neue Schaaren von Bauern und Bürger „in die Berge" trieben und den Glaubensmuth erhöhten: rüsteten sich die Männer der That, vor Allen der Held des Volkes, Ziska, zum entschlossenen Widerstand. Nach dem Prager Waffenstillstand war er mit seiner Kriegsmacht nach Pilsen gezogen, hatte die Stadt befestigt und seine Schaaren in den Waffen geübt. Wieder lagen hier die Taboriten mit den königlichen Truppen unter Bohuslaw von Schwamberg in blutigem Kampf. Ziska fand jedoch bald für gut, die Stadt Pilsen zu räumen und wandte sich gen Austie. Unterwegs ward er von königlichen Truppen unter Peter von Sternberg, die soeben die Stadt Pisek, einen festen Stützpunkt der Hussiten, erobert hatten, eingeholt. Aber Ziska hielt bei Sudoměř mit seiner kleinen Schaar dem weit

Kriegerische Haltung der Hussiten. 1420.

März.

überlegenen schwer gepanzerten Reiterheer erfolgreich Stand. Die kleine Wagenburg der Hussiten trotzte allen Angriffen. Unbehindert konnte Ziska
Die Stadt Tabor. seinen Weg nach Austie fortsetzen. In der Nähe dieser Stadt, an der Stelle des alten zerfallenen Hradist, dessen günstige Lage auf einer Anhöhe Ziska's scharfer Blick wohl erkannte, entstand alsbald das feste Bollwerk der Hussiten, die Stadt Tabor. Hier wurde eine förmliche Regierung unter Nikolaus von Hus, Ziska und zwei andern Führern eingesetzt. Um die neue Stadt zu bevölkern, wurde Austie zerstört und die Einwohner übergesiedelt. Streifzüge und Ueberfälle in die Nachbarschaft brachten reiche Beute, worunter dem Feldherrn die Pferde und Rüstungen zur Bildung einer Reiterei besonders werthvoll waren.

Verbreitung des Aufstands. Die Vorgänge in Breslau waren nicht geeignet, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Viele böhmische Barone verließen unwillig den königlichen
1420. Hof. In Prag war die Empörung bald in vollem Gang, geschürt durch die aufreizenden Reden Johanns von Selau, der vor Sigmund dem „siebengekrönten
3. April. Drachen" warnte. Die Prager Gemeinde schloß einen Bund gegen alle Feinde der Utraquisten, insbesondere gegen die Kreuzfahrer, und ernannte je vier Oberhauptleute für die Alt- und Neustadt. Ein maßlos heftiges Manifest forderte zum Haß und Kampf auf gegen die römische Kirche, die Stiefmutter, die das Kreuz, das Friedenszeichen, zum Mord erhoben und die Deutschen zum Vertilgungskrieg reize. Das ganze Volk fühlte sich in seiner nationalen Ehre tief gekränkt. Auch der Adel sagte sich jetzt völlig vom König los, voran Čenek von Wartenberg, der sich durch ergebene Truppen der Burg versicherte und mit
17. April der Stadt ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung schloß. Schon erging von Seiten der vornehmsten Barone eine Anfrage an König Wladislaus von Polen, ob er die böhmische Krone annehmen wolle. Mit planmäßiger Zerstörungswuth fiel das haßerfüllte Volk aufs Neue über die Kirchen und ihren reichen Schmuck her; die heiligen Geräthe und Bilder wurden als Gegenstand des Götzendienstes geschändet und zerschlagen. Die Gemäßigten und Besseren unter den Hussiten wurden durch solche Gräuel des Fanatismus abgestoßen. Čenek von Wartenberg bereute bald seinen Abfall vom König und erschrak vor
Mai. der entfesselten Wuth des Volkes. Er unterhandelte mit den königlichen Bevollmächtigten und ließ ihre Truppen in die Prager Burg ein. Als das über den Verrath erbitterte Volk die Burg zu erstürmen unternahm, wurde es blutig zurückgeschlagen. Allenthalben wüthete ein furchtbarer Straßenkampf. Noch einmal waren die Prager zu Unterhandlungen geneigt und schickten ihre Gesandten zu Sigmund nach Kuttenberg. Aber der verblendete König empfing sie mit derselben übermüthigen Härte wie zuvor. Da war der Weg des Friedens abgeschnitten, den Waffen die Entscheidung anheimgegeben, und die Erbitterung steigerte sich zur todesmuthigen Entschlossenheit.

c) Das Reichsheer vor Prag und die religiöse Parteispaltung der Böhmen.

Die päpstliche Kreuzbulle, die reichen Ablaß verhieß, und das Eifern der katholischen Geistlichkeit zündeten mächtig. Von Nah und Fern strömten Kreuzfahrer herbei, um die Ketzerei niederzuwerfen. Die drohende Kriegsgefahr blieb nicht ohne Wirkung. Als Sigmund, dem sich sammelnden Kreuzheer vorausziehend, mit seinen ungarischen und mährischen Schaaren in Böhmen einrückte, fand er in vielen Städten und bei einem großen Theil des Adels Unterwerfung. Aber der Kern des Volkes war zum äußersten Widerstand entschlossen. Unter den Städten waren neben Prag besonders Tabor, Saaz, Pisek, Klattau u. a. die Bollwerke der nationalen Erhebung. Es galt vor Allem die Hauptstadt gegen die feindlichen Heere zu halten; hier mußten sich die kampfmuthigsten Hussiten zusammenschaaren. Ziska ließ daher seine Stadt Tabor unter dem Schutze einer festen Besatzung und bahnte sich mit neuntausend kriegstüchtigen Männern einen Weg durch die königlichen Truppen nach Prag. Auch aus Saaz und der Umgegend kamen ansehnliche Schaaren herbei, nachdem sie das Benedictinerstift Postelberg niedergebrannt hatten. Sigmund wagte keinen Angriff auf die wohlvertheidigte Stadt. Er zog in der Umgegend umher und erwartete die Ankunft des Kreuzheeres. Die Hussitenstädte Schlan und Laun geriethen durch List in seine Gewalt. Ulrich von Rosenberg belagerte auf des Königs Geheiß die Stadt Tabor, erlitt aber von Nicolaus von Hus, der nächtlicher Weile aus Prag ausrückte, eine schimpfliche Niederlage, zur selben Zeit, als auch Königgrätz den Hussiten in die Hände fiel.

Der erste Kreuzzug. 1420 — *Mai.* — *Juni.*

Die königliche Besatzung des Prager Schlosses gerieth, von den Utraquisten enge umlagert, in arge Bedrängniß. Endlich strömte vor der Stadt das gewaltige Kreuzheer, aus Völkern der verschiedensten Sitte und Sprache, zusammen. Eine solche Streitmacht hatte die Christenheit lange nicht zusammengebracht. Auf hunderttausend streitbare Männer und höher wurde das Kreuzheer geschätzt; die Markgrafen von Meißen allein zogen mit dreißigtausend Bewaffneten herbei, neben ihnen die ersten Fürsten des Reichs, zahllose Grafen und Ritter aller Länder. Zwei Wochen lag das Heer vor der Stadt, ohne einen ernsten Angriff zu unternehmen. Erst um die Mitte Juli fielen blutige Gefechte vor den Mauern vor. Auf den 14. Juli ward ein allgemeiner Sturm in Verbindung mit der Besatzung des Schlosses und des Wyšherads verabredet. Auf dem Witkowberge, wo Ziska zwei feste Bollwerke hatte errichten lassen, kam es zum furchtbaren Handgemenge. Die Stürmenden wurden blutig zurückgeworfen und der Berg ward seitdem dem Helden zu Ehren der Ziskaberg genannt.

Das Kreuzheer vor Prag. — *14. Juli.*

Durch die bittern Erfahrungen belehrt, wählte Sigmund, den Mahnungen der böhmischen Herren Folge leistend, noch einmal den Weg der Unterhandlung. Die Hussiten aller Parteien hatten um diese Zeit ihre Forderungen in den vier Prager Artikeln niedergelegt, der Grundlage der utraquistischen Lehre und Ueberzeugung. Es ward darin gefordert: freie Predigt des Gottesworts, Spendung des Sacraments in

Die vier Prager Artikel.

beiderlei Gestalt des Brodes und Weines, Aufhebung der ordnungswidrigen weltlichen Herrschaft und Herstellung eines christlichen Wandels bei der Priesterschaft, endlich Bestrafung und Einstellung aller Todsünden und dem göttlichen Gesetz zuwiderlaufenden Unordnungen von jenen, deren Amt es ist. „Jedem schlimmen Gegner und jedem, der uns vom Guten wegzwingen und wegtreiben wollte, müssen wir Gottes Gesetz und seiner Wahrheit gemäß Widerstand leisten.“ Nach der Schlacht auf dem Ziskaberg wurde den Pragern im Namen des Königs von dem Legaten und vierundzwanzig böhmischen Herren Gehör angeboten. Auf der Kleinseite von Prag kam eine Besprechung zwischen katholischen Geistlichen, deutschen und böhmischen Herren einerseits und den Aeltesten und Priestern der Prager und Taboriten anderseits zu Stande. Man näherte sich in manchen Punkten, aber eine Einigung wurde nicht erzielt. Ueber die Frage, ob die Autorität der Kirche höher zu halten sei oder das Wort der heil. Schrift war kein Verständniß möglich.

Abzug des Kriegsheers. 1420. Das Kreuzheer war der längeren Belagerung überdrüssig; es argwohnte in den Mißerfolgen Verrath der böhmischen Herren, „die auch aus dem Kelch getrunken“, und der König selbst verzweifelte für diesmal an einem glücklichen 28. Juli. Ausgang des Kampfes. Nachdem ihm in der Domkirche des Prager Schlosses der Erzbischof Konrad die böhmische Königskrone aufgesetzt, zogen die Kreuzschaaren heim. Alle Kleinodien von Gold und Silber, die Sigmund auf den Schlössern zusammengerafft hatte, auch der Schmuck der Altäre und Kirchen und die Verpfändung der königlichen und kirchlichen Einkünfte und Güter reichten nicht aus, die Forderungen der böhmischen Barone für Kriegsdienste und Kriegsentschädigung zu befriedigen; die deutschen Kreuzfahrer aber verließen voll Unwillen das Land. Der erste Kreuzzug, der mit so viel Glanz und Macht unternommen worden, war vollständig gescheitert.

Die Kriegsweise der Hussiten. Es war eine ganz neue Kriegsweise, welche die Hussiten im Felde so furchtbar und unüberwindlich machte. Ziska hat sich das bewunderungswürdige Verdienst erworben, jene ungeübten und schlecht bewaffneten Bürger- und Bauernhaufen, die nichts mitbrachten als ihre glühende Begeisterung und ihren todesmuthigen Grimm, zu einer Streitmacht von gewaltiger Kriegstüchtigkeit umzubilden, vor der die waffenkundigen, schwergepanzerten Ritterheere zerstoben und zersplitterten. „Dort fragte man weder nach Ritterart und Wappenbild, noch nach Turnierkünsten und Courtoisie; die Schaaren der Brüder, Handwerker und Bauern, Gesellen, Knechte, Tagelöhner, jeder bereit, für den Kelch zu siegen und zu sterben, ihren Führern zu strengstem Gehorsam, zu jedem Dienst, zu jedem Gewaltmarsch, jeder Entbehrung, jedem Aeußersten bereit — sie waren eine gar andere Streitkraft als die herkömmliche feudale, die weder zu gehorchen noch zu entbehren verstand und Ehre, Gunst und Beute suchte, während jene für ihren Glauben, für ihr Vaterland, für die Freiheit, für Ideen kämpften.“ Diese Massen wußte der geniale Feldherr zu einer beweglichen, nach bestimmter Ordnung gegliederten und einheitlich geleiteten Kriegsmacht zu bilden. Dem Ungestüm der schweren Reiterheere wurde die Gewandtheit des Fußvolks mit seinen leichten Bewegungen und Schwenkungen entgegen-

gestellt. Dabei kam kaum ein anderer Feldherr dem Hussitenführer gleich, in jedem Augenblicke die Vortheile der Lage wahrzunehmen, die Beschaffenheit des Bodens, die Schwächen des Gegners, die wirksamsten Mittel des Angriffs zu erspähen, zweckmäßige Kriegswerkzeuge zu erfinden und anzuwenden. Den Bauern gab er die gewohnten Dreschflegel, mit Eisen beschlagen, in die Hand und ihre wuchtigen Schläge verfehlten selten das Ziel. Ein Kriegsmittel, welches in den Hussitenkämpfen zuerst Bedeutung gewann und sich trefflich bewährte, waren die Wagenburgen. Die Kriegswagen, in Reihen aufgestellt, mit Ketten unter einander verbunden, durch Bretter und Sturmdächer geschützt, wandelten das Lager jeden Augenblick in eine Festung um. Hier stand das Fußvolk, der Troß, Weiber und Kinder, von hier aus richteten sie ihre Geschosse auf den Gegner, der nicht im Stande war durchzudringen oder in den künstlich nach Figuren und Buchstaben zusammengestellten Wagen sich wie in einem Netze fing und in Verwirrung gerieth. Dabei hatten diese Wagenburgen Oeffnungen, um zur günstigen Zeit einen Ausfall zu ermöglichen.

Der Geschichtschreiber Aeneas Sylvius schildert uns diese Kriegsweise folgendermaßen: „Wenn sie zur Schlacht zogen, bildeten sie aus den Wagen zwei Reihen und schlossen innerhalb die Fußgänger ein, die Reiter stellten sie außen vor die Wagen. Sollte nun der Kampf beginnen, so umfuhren die Wagenlenker auf ein von dem Hauptmann gegebenes Zeichen schnell einen Theil des feindlichen Heeres und stießen mit den Wagen wieder zusammen. So mußten die Feinde, eingeengt und eingesperrt zwischen den Wagen, ohne von den Andern Hülfe und Schutz erhalten zu können, entweder durch das Schwert der Fußgänger oder die Geschosse und Spieße der Männer und Weiber auf den Wagen erliegen. Die Reiter kämpften vor den Wagen; drangen die Feinde mächtig auf sie ein, so zogen sie sich allmählich hinter ihre Wagen zurück und wehrten sich von dort aus wie aus einer befestigten Stadt, und auf diese Art gewannen sie viele Schlachten. Denn die benachbarten Völker kannten diese Kriegsweise nicht, und das Böhmerland mit seinen weiten und ebenen Feldern bietet reiche Gelegenheit, Karren und Wagen zu reihen, sich mit ihnen auseinander zu breiten und sie wieder zu vereinigen." Mancherlei neue Waffen, als lange Stangen mit Eisenhaken, eigenthümliche Panzerschilde, erhöhten die Kriegstüchtigkeit der Hussiten. Mit solchen Mitteln und solchen Schaaren, die Ziska wunderbar zu beherrschen und zu leiten verstand, fesselte der große Feldherr in dem gewaltigen Kampfe mit der abendländischen Christenheit den Sieg an seine Fahnen.

Die Hussiten nach Abzug des Kreuzheeres.

Als die gemeinsame Gefahr von Außen vorüber war, traten die alten Spaltungen wieder zu Tage. Die gemäßigten Calixtiner nahmen Anstoß an den Ausschreitungen der fanatischen Taboriten, die allen Glanz und Luxus, woran die Prager ihre Freude hatten, für verwerflich hielten, die in ihrem zügellosen Haß eine immer rohere Zerstörungswuth an Kirchen und Kunstschätzen zeigten. Als daher die Kriegsgefahr sich verzogen hatte, verließ die taboritische Partei unter Ziska die Stadt und wandte sich in die südlichen Gegenden. Die gemäßigten Calixtiner und die Prager Gemeinde waren es auch, die, um die Ordnung im Lande herzustellen, die Erhebung eines Königs

befürworteten und aufs Neue dem König Wladislaus gegen Anerkennung der Prager Artikel die Krone anboten; die Gesandten brachten jedoch eine ausweichende unbestimmte Antwort mit nach Hause.

Die Kämpfe um den Wyšehrad. 1420. Während Sigmund in Kuttenberg weilte und auf den Rath der böhmischen Barone sich bemühte, einen Waffenstillstand mit den Pragern zu erlangen, kämpften die Hussiten weiter. Sie trauten nicht den Worten des Königs, der seine Gesinnung früher so klar an den Tag gelegt hatte. Um sich
15. Sept. der königlichen Besatzung zu entledigen, schlossen die Prager und andere Brüder den Wyšehrad ein; Herr Hynek Kruschina von Lichtenburg war der Führer des Belagerungsheeres. Die bedrängte und fast ausgehungerte Besatzung wandte sich mit dringenden Bitten an Sigmund, der im Lande umherzog, die Dörfer niederbrannte und Proviant und Truppen zusammentrieb. Als er end-
1. Nov. lich die Prager vor dem Wyšehrad angriff, wurden seine Truppen blutig zurückgeschlagen. Die Blüthe des böhmischen und mährischen Adels deckte das Schlachtfeld. Auch Heinrich von Blumenau, der Hauptmann von Mähren, büßte seinen tollkühnen Kriegsmuth mit dem Leben; die angesehensten Geschlechter hatten um gefallene Angehörige zu trauern. Selbst den Pragern ging der Tod so vieler edler Landsleute zu Herzen; „denn wer," sagt ein Augenzeuge, „außer er wäre wilder denn ein Heide, könnte über die Felder und durch die Weingärten schreitend, die eisenstarken Körper sehen, ohne zu klagen? Welcher Böhme könnte so tapfere Streiter sehen, so jung, lockig und schön, ohne von Herzen zu seufzen?" Alsbald wurde den Pragern der Wyšehrad übergeben. Das Volk strömte in die Burg, zerstörte die Mauern und Kirchen; das königliche Schloß, der Stolz Karls IV., ward zur Ruine. — Inzwischen zog Ziska mit seinen Schaaren im Süden umher, nahm Wodňan, Prachatic und andere Städte ein, eroberte die festen Schlösser Ulrichs von Rosenberg und anderer Hussitenfeinde und verheerte ihre Besitzungen. Nach der Erstürmung von Prachatik wurde fast die gesammte männliche Bevölkerung auf Geheiß des harten Feldherrn niedergeschlagen oder verbrannt.

Stellung der Stadt Prag. Die Bürgerschaft von Prag hatte das Meiste in dem erfolgreichen Kampfe gethan; ihr fiel auch das Regiment, die oberste Gewalt zu. Da es keinen anerkannten König im Lande gab, so nahm „die Mutter und das Haupt der böhmischen Städte" naturgemäß die erste Stelle ein. Die „große Gemeinde", welche den Bürgermeister und die Rathsherren wählte, besaß das höchste Ansehen. Die Alt- und Neustadt hatten zwar getrennte Verwaltung, aber in den wichtigsten Punkten herrschte Solidarität der beiden Städte; beide waren an die Aussprüche der großen Gemeinde gebunden. Jede Stadt war in Viertel unter einem Viertelhauptmann getheilt; die ganze Waffenmacht stand im Krieg unter einem obersten Stadthauptmann. Bei der gewaltigen religiösen Aufregung und den innigen Wechselbeziehungen, die zwischen den Fragen der Politik und des Glaubens herrschten, darf es nicht Wunder nehmen, daß die hussitischen Priester einen großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse übten. Keiner aber genoß damals größeres Ansehen, als der Priester Johann von Selau, der zwischen den radicalen Ansichten der Taboriten und den gemäßigtern der Prager Magister die Mitte

hielt und, an einem Verständnisse der beiden Parteien festhaltend, in dieser Hinsicht die thätigste Wirksamkeit entfaltete.

Die längst bestehende Spaltung zwischen den Pragern und Taboriten trat immer klarer zu Tage. Die Prager führten eine Censur ein, um die Neuerungssucht der Taboritenpriester zu beschränken und setzten an die Stelle ihrer taboritisch gesinnten Rathsherren gemäßigte Calixtiner, zum nicht geringen Unwillen der strengen Taboriten. Auf Veranstalten einiger wohlgesinnten böhmischen Herren sollte in einer Disputation die Differenz ausgeglichen werden. Die Prager Magister hatten in 76 Artikeln die den Taboriten vorgeworfenen Irrthümer zusammengestellt, die sich hauptsächlich auf die Lehre vom tausendjährigen Reich (Chiliasmus), von einer Republik mit Aufhebung aller Ständeunterschiede und mit Gütergemeinschaft bezogen. Es wurde den Taboriten vorgeworfen, sie lehrten: Wie in der Stadt Tabor kein Mein und Dein, sondern Alles gemeinschaftlich ist, so soll immer Alles gemeinschaftlich sein, und wer ein Sondereigenthum hat, begeht eine Todsünde; ferner lehrten sie: es zieme sich nicht, einen König zu haben, dem Volke solle die Regierung gegeben, alle Herren und Edle vertilgt werden, Steuern und Abgaben mit der weltlichen Herrschaft aufhören, alle Landes- und Stadtrechte aufgehoben werden und das Gesetz Gottes an ihre Stelle treten. In Betreff der dogmatischen Fragen wurden als Irrthümer angeführt: daß außer der Bibel keine Schrift heiliger Doctoren, Magister und Weltweisen gelesen und gelehrt werden dürfe, daß die Magisterschaft in den sieben Künsten eine Todsünde sei, daß Ornat und alle Ceremonien beim Gottesdienst als Menschensatzung und Gebote des Antichrists abgeschafft, die Messe in der Volkssprache und wie Christus selbst sie gesprochen gehalten, alle Kapellen und Altäre zu Ehren eines Heiligen zerstört, alle Seelenmessen, Heiligen- und Bilderverehrung, Fasten abgeschafft werden sollten; daß sie ihren Bischof selbst wählten und ihre Priester Laien weihten u. A. Die Taboritenpriester bekannten sich zu diesen Punkten und beide Parteien stritten mit Gründen der heil. Schrift. Die Versammlung löste sich endlich ohne Ergebniß auf, nachdem beide Theile aufgefordert worden, binnen Monatsfrist ihre Streitpunkte schriftlich bei dem Altstädter Bürgermeister einzureichen. Wenige Tage darauf starb Nicolaus von Hus. Die hussitische Sache verlor in ihm einen bewährten, tüchtigen Vorkämpfer, aber für die Einigkeit der Parteien war der Tod des strengen Taboriten ein Glück; denn Ziska, der jetzt an ihre Spitze trat, war den Pragern günstiger gesinnt.

Zwiespalt zwischen den Pragern und Taboriten. — *10. Dec. 1420.* — *24. Dec. 1420.*

Unterdessen hatte der Krieg seinen verheerenden Fortgang. Es wäre ermüdend, die einzelnen Wechselfälle zu verfolgen. Die Eroberung von Städten, die Erstürmung von Burgen, die Zerstörung von Klöstern, die Verbrennung oder Niedermetzelung Gefangener und Wehrloser, die Verwüstung des Landes nahmen in grauenvoller Weise überhand. Die Königlichen erlagen allenthalben den Pragern und den taboritischen Schaaren Ziska's, so daß Sigmund für rathsam hielt, das Land zu verlassen. Das vereinigte böhmische Heer schloß Pilsen ein und die Pilsener mußten den Waffenstillstand mit Zulassung der Prager Artikel in ihrem Gebiete erkaufen. Die Stadt Komotau wurde erstürmt, in Flammen gesteckt und die deutsche Bevölkerung, viele Hunderte, niedergemacht. Aehnliche Gräuel fielen bei der Erstürmung von Beraun und Böhmisch-Brod vor. Entsetzt vor der Gewalt der Wüthenden öffneten viele Burgen und Städte freiwillig die Thore und erkannten die Hegemonie von Prag und die vier Artikel an. Auch die Kuttenberger, in deren Schachte so

Siegreiche Ausbreitung der Hussiten. 1421. — *Febr. 1421.* — *März.* — *April.*

viele Hunderte gefangener Hussiten hinabgestürzt worden, flehten reu- und demüthig die Gnade der Sieger an. Angstvoll flüchtete sich der Bischof von Leitomysl und überließ die Stadt den Hussiten. Jaromiř, wo ebenfalls die Deutschen und damit der Hussitenhaß herrschten, mußte sich nach tapferem
Mai 1421. Widerstand ergeben; nur das nackte Leben gestand man den abziehenden Bürgern zu. Vor Jaromiř war auch Herr Čenek von Wartenberg im böhmischen Heere und erkaufte durch demüthige Abbitte die Verzeihung der Sieger. Ja selbst der Erzbischof Konrad von Prag trat den Utraquisten bei und erklärte sich für die Artikel, „zum Erstaunen und Entsetzen der ganzen Christenheit." Die Einnahme des Prager Schlosses und der Stadt Leitmeritz, die sich ohne Schwertstreich ergaben, war der Schluß des großen hussitischen Siegeszuges. In ganz Böhmen waren die Prager Artikel anerkannt und auch in Mähren fand der Kelch allenthalben Aufnahme, wie sehr auch der Bischof Johann von Olmütz für die katholische Sache eiferte.

Der Landtag in Časlau. Juni 1421. Zur Herstellung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung im Lande beriefen endlich die Prager einen großen Landtag nach Časlau, wo sich nicht nur die Hussiten aus Böhmen und Mähren, sondern auch Anhänger der katholischen Kirche und des Königs, der jetzt eine demüthigere Sprache führte, einfanden. Der Beschluß des Landtags lautete, daß die Stände sich an die Prager Artikel halten, Sigmund, „den Lästerer der Wahrheit und den Todfeind der böhmischen Nation" nicht als König anerkennen wollten; daß eine aus dem Herren- und Ritterstande, aus den Städten, der Prager und der Taboritengemeinde gewählte Regentschaft von zwanzig Männern die Ruhe und das Gesetz in Böhmen schirmen sollte; die kirchliche Ordnung im Königreich sollte einer geistlichen Versammlung vorbehalten bleiben. Aber unter den böhmischen Ständen herrschten allzu verschiedene Ansichten und Interessen, als daß jene Beschlüsse eine Ordnung der politischen und kirchlichen Verhältnisse hätten begründen können.

Picarden u. Adamiten. Die Abneigung gegen die Ausschreitungen des Hussitenthums nahm immer mehr überhand, selbst unter den Taboriten, deren Haupt, Ziska, eine mittlere, den Pragern geneigte Richtung verfolgte. Es war hauptsächlich das „Pikardenthum", das in dem Priester Martinek Hauska, genannt Loquis, einen eifrigen Verkündiger hatte, was den Zorn und die Verfolgung der rechtgläubigen Calixtiner hervorrief. Die picardische Glaubenslehre verwarf die Transsubstantiation, Brod und Wein galten ihm als bloße Zeichen des Leibes und Blutes Christi. Das Picardenthum wurde für ketzerisch erklärt, seine Anhänger aus Tabor vertrieben, viele, die den Widerruf weigerten, verbrannt.
Juli 1421. Die Kirchenversammlung von Prag legte an den Tag, wie die gemäßigte Richtung die herrschende geworden war: die vier Prager Artikel sollten allein die Grundlage der rechtgläubigen Hussitenlehre sein; alle darüber hinausgehenden Ansichten fanden keine Billigung. Auch Martinek büßte für seine ketzerischen Neuerungen. Als er in sein Heimatland Mähren zurückkehren wollte, wurde er ergriffen und, als alle Ermahnungen
21. August. und Prüfungen nur seinen ketzerischen Starrsinn bewiesen, zum Feuertod verdammt. Eine noch weiter gehende Ausschreitung gab sich zur selben Zeit bei den vertriebenen Taboriten kund. Schwärmerei und Zügellosigkeit vereinigten sich in der Secte, die nach ihrem Verkündiger, dem Bauern Niklas, der bei ihnen den Namen Moses führte, Nicolaiten oder Adamiten genannt wurden. In fortschreitendem religiösen Wahnsinn sagten sie sich vom Christenthum und jedem äußern Gottesdienst los; Gottes Gesetz, wie es in ihrem eigenen Herzen geschrieben stehe, galt ihnen für die einzige Richtschnur.

Damit verbanden sie die communistischen Ideen in höchster Steigerung. Alles Eigenthum, auch die Weiber, waren gemeinschaftlich; die Eifrigsten wandelten in paradiesischer Unschuld ohne Kleider einher. Sie hatten sich an einem festen Platze verschanzt und machten verheerende Raubzüge, bis Ziska eine Schaar gegen die zügellosen Schwärmer ausschickte und sie mit Feuer und Schwert ausrottete. Oct. 1421.

d) Fortgang des böhmischen Krieges und Ziska's Ausgang.

In der ganzen Christenheit sah man mit Unwillen und Erbitterung auf die zunehmende Ausdehnung der hussitischen Ketzerei. Sigmund selbst war durch die Unfälle des vorigen Jahres tief gedemüthigt und durch die Angelegenheiten seines von Venetianern und Türken bedrängten Reiches so sehr in Anspruch genommen, daß er den Vorgängen in Böhmen nicht entgegentreten konnte. Dagegen regten sich die deutschen Reichsfürsten, von Papst Martin V. und seinem eifrigen Legaten Cardinal Branda angetrieben. Auf dem Nürnberger Reichstag schlossen die rheinischen Kurfürsten einen Bund zur Ausrottung der böhmischen Ketzerei, dem bald auch andere Glieder, Fürsten und Reichsstädte beitraten. Auf dem Fürstentag von Wesel beschloß man eine große Heerfahrt nach Böhmen zu unternehmen; zugleich sollte Sigmund von Mähren aus angreifen. Der König war es wohl zufrieden, daß die deutschen Reichsstände ihm auf dem Wege der Conföderation ihre Kräfte zur Eroberung seines Erbreiches boten. Ein verheerender Einfall der schlesischen Fürsten und Städte war das Vorspiel des erneuten Kriegs. Die Prager eroberten die Stadt Bilin und rückten dann vor das feste Schloß bei Brüx, „Landeswart“ genannt. Hier aber erlitten sie durch Friedrich den Streitbaren von Meißen eine blutige Niederlage, so daß sie in wilder Flucht ihr Heil suchten. Inzwischen hatte sich wieder ein zahlreiches Kreuzheer gesammelt aus allen Gegenden des Reichs. Fünf Kurfürsten und unzählige Grafen und Herren waren persönlich zugegen. Das Zögern Sigmunds, der mit Herzog Albrecht von Oesterreich von Süden aus angreifen sollte, aber immer wieder durch die bedrohte Lage Ungarns zurückgehalten wurde, ließ die beste Zeit verstreichen. Endlich überschritt das Kreuzheer die Grenze und rückte vor die Stadt Saaz. Aber an den festen Mauern prallten alle Stürme ab; dafür rächten sich die Deutschen durch grausenhafte Verheerung des Landes und Ermordung des unglücklichen Landvolks. Schon herrschte Hader und Zwietracht in dem Kreuzheer. Der Mangel eines obersten Feldherrn lähmte alle Unternehmungen; jeder Fürst und Herr, jedes städtische Fähnlein handelte auf eigene Hand. Als sie nun das Heranrücken des böhmischen Heeres unter Ziska vernahmen, wandten sie sich in wilder Unordnung zur Flucht, von den Böhmen verfolgt und haufenweise niedergeschlagen. So wirkte der Name des Ziska und seiner todesmuthigen Schaaren, und dieser gefürchtete Held hatte vor wenigen Wochen sein Augenlicht völlig eingebüßt, als ihm beim Sturme ein Pfeil ins Auge drang. Das Kreuzheer, das auf

Der zweite Kreuzzug. April 1421. Mai. 5. Aug. Mitte Sept.

200,000 Bewaffnete geschätzt wurde, löste sich schmählich auf, die Führer beschuldigten den König, daß er sein Wort nicht gehalten und sie ohne Hülfe gelassen habe.

Aristokratische u. demokratische Partei der Hussiten.

Es fehlte den Böhmen an einer allgemein anerkannten obersten Regierung, und im Laufe der Zeit gaben sich neben den kirchlichen Differenzen auch politische kund. Die demagogische Macht, die der Priester Johann von Selau in der Hauptstadt übte, war den böhmischen Herren, die sich großentheils nur dem Zwang der Umstände gefügt hatten, zuwider, und die Prager Gemeinde sprach laut ihre Zweifel über die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Barone aus. Der Priester Johann beschuldigte sie offen der Untreue und rieth, sich von ihnen loszusagen. Auf seinen Antrag wurde der Edelmann Johann Hwezda von Wicemilic, genannt Wzdiňka, zum obersten Hauptmann in Prag gewählt, zugleich wurde die gemäßigte Partei aus dem Rathe gedrängt. Schon war die Leidenschaft so hoch gestiegen, daß einer von der aristokratischen Partei, Johann Sadlo von Smilkow, der in die Stadt gekommen, um sich gegen die Anklage des Verraths zu vertheidigen, ohne Urtheil enthauptet ward. Empört über den zunehmenden Terrorismus des städtischen Pöbels und im Vertrauen auf die großen Rüstungen Sigmunds trennten sich die angesehensten Barone, Čenek von Wartenberg, Ulrich von Rosenberg, die im Herzen nie den Hussiten zugethan gewesen, öffentlich von der utraquistischen Sache.

Der Kriegszug Sigmunds. 1421.

Sigmund hatte inzwischen durch diplomatische Verhandlungen seine Stellung zu befestigen gesucht. Insbesondere war ihm daran gelegen, den König Wladislaus von Polen, der immer noch die böhmische Krone nicht entschieden zurückgewiesen hatte, für sich zu gewinnen. Er bot demselben die Hand der verwittweten Königin Sophie und ganz Schlesien als Mitgift an und mit dieser lockenden Aussicht, die sich freilich, als Sophie den Hussiten in die Hände fiel, nicht verwirklichte, gewann er den Polenkönig. Noch wichtiger war das Bündniß Sigmunds mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich. Der König vermählte ihm seine junge Tochter Elisabeth, verpfändete ihm fünf Städte und verschrieb ihm Alles, was er den Hussiten entreißen 28. Sept. 1421. würde, als böhmisches Lehen, wogegen sich Albrecht zur Unterstützung mit gesammter Macht und einem Gelddarlehn verpflichtete. Nach solchen Vorbereitungen rückte Sigmund mit einem starken ungarischen Heere, von den Oesterreichern unterstützt, in Mähren ein, wo er nur geringen Widerstand erfuhr. Auf dem Landtage zu Brünn zeigten sich die mährischen Stände so Nov. willfährig, daß sie die Prager Artikel abschwuren und sich mit dem König gegen die Hussiten verbanden. Den Böhmen drohte eine neue Gefahr, größer als zuvor; denn das feindliche Heer war zahlreich und kampfgeübt und stand unter einem vielgepriesenen Feldherrn, dem Florentiner Pipo von Ozora. Aber unverzagt sahen die Hussiten der Gefahr ins Auge und sammelten die kriegstüchtigen Schaaren. Des blinden Ziska Feldherrntalent und unermüdliche Thätigkeit trat nie glänzender hervor als in jenen Tagen. Um Kuttenberg zog sich Dec. der entscheidende Kampf zusammen. Während sich Ziska vor der Stadt in seiner Wagenburg verschanzte, wurde den Königlichen durch verrätherische

Bürger ein Thor geöffnet und unter maßlosen Gräueln die Stadt in Besitz genommen. Sigmund konnte den Hussiten hinter ihren beweglichen Wagenburgen wenig anhaben, aber dem dreifach überlegenen Heere war Ziska nicht gewachsen. Nachdem er sich durch die Königlichen einen Weg gebahnt, verließ er die Gegend um Kuttenberg, um größere Streitkräfte an sich zu ziehen.

In den ersten Tagen des neuen Jahres, als Sigmund ruhig in Kuttenberg weilte, fiel Ziska mit verstärkter Macht plötzlich über die zerstreuten und ungeordneten Ungarn her, die sich alsbald mit dem König zur eiligen Flucht wandten. Bei Deutsch-Brod stellten sich die verwirrten Schaaren in Schlachtordnung auf, aber Ziska machte ohne Säumen einen Angriff und richtete ein furchtbares Blutbad an. Die Stadt mit reicher Beute fiel in die Hände der Hussiten. Das Heer Sigmunds war vernichtet, in wilder Flucht suchte sich Jeder zu retten. „Die böhmischen Ketzer thaten also großen Jammer und Leides am deutschen christlichen Volk, daß nicht Wunder wäre, wenn das Volk an Gott verzagt hätte und daß man keinem böhmischer oder mährischer Zunge je hold werden sollte," klagt Eberhard Windeck. Sigmunds Niederlage bei Deutsch-Brod. Jan. 1422.

In Zeiten der Gefahr standen die hussitischen Parteien fest zusammen; sobald sich aber der Sturm von Außen gelegt, traten die alten Spaltungen wieder ein. Die gemäßigten Calixtiner, die eine Aussöhnung mit der römischen Kirche auf Grund der Prager Artikel erstrebten, vor Allem der Adel und die Magister, nahmen schon lange an der demagogischen Macht des Priesters Johann Anstoß. Es kam zu Unruhen und stürmischen Auftritten zwischen der Adelspartei und den Demokraten, in Folge deren alle Rathsherren und Beamten in der Alt- und Neustadt entlassen und neue Behörden eingesetzt wurden. Die Adelspartei hielt ihre Herrschaft nicht für gesichert, so lange der Priester Johann seine Macht auf das Volk ausübte; sie beschlossen daher, durch eine schmachvolle Gewaltthat sich seiner zu entledigen. Als er in der Rathsversammlung auf dem Altstädter Rathhaus erschien, wurde er verrätherischer Weise gebunden und mit mehreren seiner Anhänger enthauptet. Mit Schmerz und Wuth vernahm das städtische Volk den Tod des verehrten Mannes und ließ im wilden Straßentumult seinen Zorn an den schuldigen Rathsherren aus. Sturz des Priesters Johann. 9. März 1422.

Der Tod des Priesters Johann, der eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien eingenommen hatte, verschärfte den Gegensatz der verschiedenen Richtungen. Die Prager Gemeinde verlor mehr und mehr die Alleinherrschaft, die an Ziska und die Taboriten überging. Ziska konnte jedoch in Bezug auf die Glaubenslehre nicht als das Haupt der Taboriten gelten. Seine Partei, die sich nach des Führers Tod „die Waisen" nannte, hielt an der Transsubstantiation, den Fasten, dem Ornat beim Gottesdienst fest und stand zwischen den strengen Taboriten und den Pragern in der Mitte. In politischen Grundsätzen, in der demokratischen Anschauung von der Gleichstellung der Stände, stimmte er mit den Taboriten überein, so daß, auch als er sich von ihnen lossagte, keine offene Feindschaft eintrat.

Da die Unterhandlungen mit dem Polenkönig Wladislaus keinen Erfolg hatten, richteten die Böhmen ihre Blicke auf den Großfürsten von Litthauen, Sigmund Korybut Landesverweser.

Alexander Witold, der kein Bedenken trug, die dargebotene Krone anzunehmen. Als „postulirter König von Böhmen“ schickte er seinen Neffen Sigmund, Korybuts Sohn, als Verweser in das Land. Mit einer starken Schaar polnischen und litthauischen Kriegsvolkes zog der junge Fürst, von König Wladislaus
Febr. 1422. weder unterstützt noch gehindert, zunächst nach Mähren. Doch fand er keine bereitwillige Aufnahme. Olmütz verschloß ihm die Thore, Mährisch-Neustadt mußte erstürmt werden. Durch Ausschreiben machte er seine Ankunft mit der Vollmacht eines Landesverwesers bekannt, forderte die Parteien zum Frieden auf und berief die Stände zu einem Landtag nach Časlau. Als er sich hier auf die Prager Artikel verpflichtet hatte, wurde er von den Versammelten als
28. Mai. Landesverweser anerkannt. Im Namen der „großen Gemeinde“ machte Korybut alsbald einen Erlaß bekannt: Alle seit dem Tod des Priesters Johann ausgebrochenen Streitigkeiten unter den Brüdern sollten aufhören, alle deshalb Geflohenen zurückkehren; aufrührerische Zusammenrottungen wurden bei Todesstrafe verboten; eine Synode sollte die Glaubensfragen regeln; alles Raufen, Würfelspielen und andere Ungebührlichkeiten wurden strenge verboten. Das kluge, besonnene und thatkräftige Vorgehen Korybuts gewann ihm bald einen starken Anhang. Auch Ziska erkannte den Fürsten als obersten Landesverweser an und trat ihm zur Seite. Nur die eifrigen Taboriten, an ihrer Spitze Bohuslaw von Schwamberg und Johann von Wicemilic, genannt Bzdinka, waren unzufrieden mit der Anerkennung, die der Landesverweser gefunden.

Stimmung in Deutschland. Im deutschen Reich hoffte man immer wieder, des böhmischen Aufstandes mit Waffengewalt Meister zu werden. Die gewaltige Kraft des Volkes, die sich bei jener Erhebung der unteren Massen kund gab, war ein zu gefährliches Beispiel, als daß nicht alle Bevorrechteten, deren Macht und Herrschaft auf dem bestehenden Rechtszustand ruhte, sich hätten vereinigen sollen, die Ketzerei in Böhmen, die zugleich ein Ankämpfen des gedrückten Volkes gegen feudale Rechte und hergebrachte Ordnungen war, auszurotten. Dazu kam die Beute, die in dem reichen Ketzerland lockte, die Indulgenzen, die der freigebige Papst den Kreuzfahrern reichlich verhieß, um den Glaubenseifer im deutschen Reich stets von Neuem anzufachen. Es wird uns berichtet, die Curie habe sich damals mit dem Plane getragen, die nationale Kraft des häretischen Landes dadurch zu brechen, daß man das Königreich in eine Anzahl reichsunmittelbarer Gebiete theile. Auch die Aussicht, hierbei Herzogthümer und Grafschaften in Böhmen zu erlangen, mochte die Fürsten zu neuen Anstrengungen bewegen. Aber so wie sich die Gefahr von Außen mehrte, sahen auch die böhmischen Parteien die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens ein. Die gemäßigten, einsichtsvollen und patriotischen Hussiten schaarten sich dichter um den jungen Fürsten, von dem sie Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung und Gewährung ihrer berechtigten Forderungen erwarteten.

Auf Betreiben des Erzbischofs Dietrich von Köln sagte der König einen Reichstag zu Pfingsten nach Regensburg an und verkündete zugleich, daß Jeder, was er den Ketzern entreiße, für sich behalten solle. Aber erst im Juli brach Sigmund aus Ungarn auf und kam trotz seines Grolls, daß die Kurfürsten den Tag eigenmächtig verlegt hatten und ihrem König zumutheten, ihnen nachzuziehen, mit den zahlreich versammelten Reichsständen zu Nürnberg zusammen. Wochenlang dauerte es, bis sich der König mit den Fürsten, insbesondere mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Markgrafen von Brandenburg, verglichen hatte. Die alte Reichspartei, mit der Sigmund einst Hand in Hand gegangen, aber längst zerfallen war, voran Friedrich von Brandenburg, machte sich auf dem denkwürdigen Reichstag von Nürnberg noch einmal geltend. Die Nachrichten aus Böhmen, wo die Prager und Korybuts Polen das feste Schloß Karlstein, den wichtigsten Punkt, in dem sich die Königlichen noch behaupteten, mit harter Umlagerung drängten, beschleunigten den Gang der Verhandlungen. Die bisherigen Reichsheere hatten sich in ihrer schwerfälligen Beweglichkeit, ihrer bunten Mischung, ihrem losen Zusammenhalt den raschen, planmäßig geleiteten und nach neuer Taktik geordneten Hussiten gegenüber als unfähig bewiesen. Da wurde auf dem Nürnberger Reichstag ein reformatorischer Plan vorgelegt. Es sollte eine Heeresmacht unter Einem Oberbefehl gebildet werden, die nach einheitlichem Plane geleitet ward, der man so lange sicher war, als es der Krieg erforderte, mit der man im Stande war, einen „täglichen Krieg" zu führen; statt all der verschiedenen Bürgerfähnlein und Schaaren der Feudalherren sollte ein Söldnerheer ins Feld ziehen. Um die Kosten dieser neuen Kriegsweise zu bestreiten, wurde eine allgemeine Einkommensteuer, die Erhebung des hundertsten Pfennigs, beantragt. Die Städte zeigten jedoch wenig Lust, den neuen Plan gutzuheißen; es wird uns erzählt, sie hätten nicht an den Tag kommen lassen wollen, wie groß ihre Schätze seien. Sie fürchteten mit Recht bei ihrem Reichthum die Kosten zum größten Theil tragen zu müssen, während den Fürsten und ihrer Mannschaft der Sold zugefallen wäre. So scheiterte vorerst dieser Plan. Es wurde nun eine „Reichsmatrikel" entworfen, worin die Reichsstände je nach ihrer Macht und Größe zu einer bestimmten Anzahl Bewaffneter („Gleven" oder „Lanzen" zu je drei bis fünf Mann) veranschlagt waren, um den „täglichen Krieg" gegen die Hussiten zu führen. Darauf ernannte Sigmund den Markgrafen von Brandenburg zum obersten Hauptmann des Reichsheeres, und der Kardinal Branda übergab ihm die geweihte Kreuzfahne. Er hatte die Vollmacht, „mit den Ketzern zu unterhandeln und abzuschließen, sofern sie zu der heiligen Kirche und zu ihres Erbherrn Gehorsam zurückkehren wollten."

Der Reichstag von Nürnberg. Juli bis Sept. 1422.

In Franken sollte sich im Herbst das Reichsheer sammeln, während zugleich die Markgrafen von Meißen, die Herzöge von Oesterreich, die Schlesier und Lausitzer von andern Seiten in das Land einbrechen sollten. Allein das

Der dritte Kreuzzug. 1422.

große Reichsaufgebot wurde höchst saumselig befolgt. Einige Städte und Fürsten kauften sich mit Geld von ihrer Pflicht los, andere brauchten Vorwände, wieder Andere beachteten das Aufgebot gar nicht. Der Bischof von Würzburg zog noch vor der Grenze wieder heim, weil es schon zu spät im Jahre sei. Der Anlauf, den man zu Nürnberg genommen, war bald ermattet. Die Meißnischen Schaaren, einige lausitzische und schlesische Haufen und das Heer des Markgrafen von Brandenburg, einige tausend Mann, dies war die ganze Waffenmacht, die nach jener großen Reichsmatrikel in Wirklichkeit zu Stande kam. Die Entsetzung von Karlstein war das nächste Ziel des Kreuzheeres. Das Glück war ihnen insofern günstig, als Korybut gerade jetzt, durch eine Schilderhebung der Taboriten in Prag in Anspruch genommen, sich zu Unterhandlungen bereit finden ließ. Die alten Anhänger des Priesters Johann, die mit Verdruß das steigende Ansehen Korybuts gewahrten, verbanden sich mit den Taboriten, deren Führer, Johann von Wicemilic, einst oberster Hauptmann in Prag gewesen. Der Plan, sich der Stadt durch Ueberfall zu bemächtigen, scheiterte an dem Widerstreben der Bürger, erweiterte aber die Kluft zwischen den Pragern und Taboriten. Müde der langwierigen Belagerung von Karlstein, an dessen unbezwinglichen Mauern sich die Kraft der Geschosse brach, und über die Unruhen in der Hauptstadt besorgt, bot Korybut die Hand zu einem friedlichen Abkommen. Nach langen Verhandlungen kam endlich Anfangs November ein Waffenstillstand zum Abschluß. Alle Versuche des Markgrafen von Brandenburg, die Reichsstände zu Kriegsleistungen zu bewegen, waren erfolglos. Noch vor Schluß des Jahrs war der ganze Kreuzzug zu Ende, ohne irgend welches Ergebniß, als die Ohnmacht und Unfähigkeit der ganzen Reichsverfassung, insbesondere des Reichskriegswesens, die Engherzigkeit und Selbstsucht aller Glieder des Reichs vor aller Welt in erschrecklicher Klarheit dargethan zu haben.

Der Fürstentag bei Altdorf. Um den Böhmen die polnische Unterstützung zu entziehen, suchte Sigmund wiederum eine Annäherung an Wladislaus und den Fürsten Witold, und wirklich waren seine Bemühungen und die Stimmen des Papstes und der polnischen Geistlichen so wirksam, daß eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige auf der Grenze ihrer Reiche verabredet wurde. Als Wladislaus und Witold sich von der böhmischen Sache abwandten, mußte auch Korybut das Land verlassen. Unwillig und zögernd gehorchte der Fürst der Abrufung, seine baldige Wiederkehr in Aussicht stellend. Die Zusammenkunft der drei Fürsten

März 1423. von Ungarn, Polen und Litthauen zu Altdorf hatte den gewünschten Erfolg. Wladislaus und Witold verpflichteten sich, die Waffen gegen die Ketzer zu ergreifen und sandten ihre Fehdebriefe nach Böhmen. Aber die Zusagen der beiden Fürsten wurden ebenso wenig erfüllt, als die Hoffnungen des Papstes Martin V., der nah und fern die Gemüther zu einem neuen Kreuzzug zu entflammen strebte. Fürsten und Völker hatten die Lust verloren, sich wegen Sig-

munds Herrschaft und der Einheit des Glaubens mit den böhmischen Bürgern und Bauern in hoffnungslosen Kampf einzulassen.

Die längst bestehende Uneinigkeit unter den Hussiten führte um diese Zeit zum offenen Kampfe. Während Ziska gegen die böhmischen Barone, insbesondere Čenek von Wartenberg, zu Felde zog und bei Hořic einen blutigen Sieg erfocht, rückten die Prager vor die taboritische Feste Křizenek, doch kam eine Besprechung über die Hauptstreitpunkte, namentlich die Frage des Ornats beim Gottesdienst, und eine Versöhnung zu Stande, freilich von kurzer Dauer. Denn während in Mähren zwischen der katholischen und königlichen Partei, den Bischof Johann von Olmütz an der Spitze, und den Böhmen um den Besitz der Stadt Kremsier blutig gekämpft wurde, bemächtigte sich Ziska im Einverständniß mit der Bürgerschaft der Stadt Königgrätz und schlug die Prager und die Barone aufs Haupt. So zerfleischten sich die hussitischen Parteien mit selbstmörderischer Wuth. Indeß alsdann Ziska einen abenteuerlichen Zug nach Mähren und Ungarn unternahm, waren die Prager und die böhmischen Barone angelegentlich bemüht, die Eintracht und Ordnung herzustellen. Ein großer Landtag, der am St. Gallitag in Prag zusammenkam, wo sich die Barone und städtischen Abgeordneten, einflußreiche Männer von königlicher und katholischer, wie von utraquistischer Gesinnung einfanden, sollte eine Einigung erzielen. Eine demnächst abzuhaltende Disputation mit der römisch-katholischen Partei wurde zur Entscheidung der religiösen Streitfragen festgesetzt. Zwölf aus der königlichen und der utraquistischen Partei ernannte Hauptleute sollten einstweilen das Land verwalten und in Ordnung bringen, solange diese Beschlüsse und der allgemeine Waffenstillstand Gültigkeit hätten (bis 11. Nov. 1424); alle im Krieg eroberten Besitzungen und Güter sollten den Eigenthümern zurückgestellt, die Gefangenen freigegeben werden; alle Straßen sollten frei und offen sein und das eigenmächtige Prägen schlechter Münzen streng bestraft werden. Allein auch die Beschlüsse des Prager Landtags vermochten keine Versöhnung herbeizuführen. Die Prager weigerten sich, die Disputation zu beschicken und suchten jede Verständigung mit Sigmund zu hintertreiben, der gerade jetzt das böhmische Nationalgefühl durch Belehnung seines Schwiegersohnes Albrecht von Oesterreich mit der Markgrafschaft Mähren und dessen Einsetzung zum Erben der böhmischen Krone tief beleidigte.

Kämpfe zwischen den Pragern und Taboriten. 1423. — *Juli.* — *Aug.* — *Der Landtag von Prag. 16. Oct. 1423.* — *4. Oct.*

Ziska und die Taboriten waren über die große Nachgiebigkeit der Utraquisten auf dem Prager Landtag unwillig, und der Kampf zwischen den beiden Parteien entbrannte jetzt mit erneuter Heftigkeit. Die Aufzeichnungen jener Zeit klagen bitterlich über die Grausamkeit und wilde Kriegsweise des furchtbaren Feldherrn, der die Güter der feindlichen Barone entsetzlich verheerte und in Dörfer und Städte die Brandfackel schleuderte. Bei Maleschau unweit Kuttenberg kam es zum blutigen Zusammenstoß zwischen Ziska und den vereinigten Pragern und Baronen, in deren durch die Wagen zersprengten Reihen die Taboriten ein furchtbares Blutbad anrichteten. Darauf bemächtigte sich Ziska Kuttenbergs und anderer Städte, im Pilsener Kreise aber wurde er durch die überlegene Macht der königlich gesinnten Barone zurückgedrängt. Indessen suchte Sigmund die benachbarten Fürsten von Polen, Litthauen, Oesterreich zu Kriegsrüstungen gegen die Böhmen zu bewegen. Herzog Albrecht rückte in Mähren ein und brachte das Land bald zu Ruhe und Gehorsam. Auch Wladislaus von Polen rüstete zum Krieg und untersagte jeden Verkehr mit

Ziska's blutiges Jahr. 1424. — *7. Juni.*

den Ketzern. Aber seine Aufrichtigkeit kam in Verdacht, als sein Neffe Korybut wider den Willen des Oheims, dem Rufe der Prager Folge leistete und wieder in die Hauptstadt einzog, wo er bald das alte Ansehen und die oberste Leitung über die Prager und ihre Bundesgenossen erlangte. Ziska zog jetzt, um die Macht seiner Gegner an der Wurzel zu treffen, mit seinen Schaaren gegen die Hauptstadt. Man erzählte, er habe geschworen, keinen Stein auf dem andern zu lassen. Es gelang jedoch der eindringlichen Beredsamkeit einer Prager Gesandtschaft, worunter Magister Johann von Rokycana hervorragte, den
Sept. 1424. zürnenden Feldherrn zum Frieden zu bewegen. Die Unterdrückung des Kelches in Mähren war eine laute Mahnung an die streitenden Parteien zum Zusammenhalten.

Ziska's Tod u. Charakter. Die hussitischen Heere vereinigten sich darauf zu einem großen Kriegszug nach Mähren. Als die Schaaren vor der Veste Pribislau unweit der Grenze
11. Oct. 1424. lagerten, erkrankte Ziska an der Pest und endigte bald sein stürmisches Leben. Mit Johann Ziska von Trocnow, vom Kelche genannt, verlor die hussitische Sache ihren eigentlichen Vorkämpfer im Felde. Wir haben seine Verdienste um die Schöpfung eines neuen Kriegswesens kennen gelernt und gesehen, wie er bei jeder kriegerischen Unternehmung von Bedeutung an der Spitze stand, stets den Sieg an seine Fahnen fesselte. Im Rathe und in der Beherrschung der politischen Verhältnisse mochten ihm Andere, wie Nicolaus von Hus, überlegen sein, im Felde kam ihm keiner gleich. Mit seiner Willensstärke, seiner Geistesgegenwart, Entschlossenheit und eisernen Festigkeit hielt er die unbändigen Massen wunderbar zusammen. Er galt recht eigentlich als der höchste Gewalthaber in Böhmen, denn alle Parteien hatten Achtung oder Furcht vor dem blinden Feldherrn, der für Gottes Gesetz in die Schlacht zu ziehen und gegen die Heuchler und Feinde des Gotteswortes mit Feuer und Schwert wüthen zu müssen glaubte. Das Andenken Ziska's ist arg befleckt in der Geschichte. Alle jene furchtbaren Gräuel, welche die entfesselte Wuth eines fanatisch aufgeregten Volkes in einer verwilderten Zeit beging, hat man mit Ziska's Namen verknüpft, wobei der Einfluß katholischer Geschichtschreiber, insbesondere des Aeneas Sylvius und Hajek, nicht zu verkennen ist. Die gedrungene starke Gestalt, das entschlossene finstere Angesicht des gewaltigen Mannes, der es liebte, nach polnischer Weise sich zu kleiden und mit Säbel und Streitkolben in den Kampf zu ziehen, hatte sich den Zeitgenossen tief eingeprägt. Aber die Nachwelt vergaß die Heldengröße des genialen Feldherrn; als rasender Wütherich, der für seinen ketzerischen Glauben die entsetzlichsten Gräuel beging, als Dämon, den keine menschliche Kraft zu überwinden vermöge, stand er im Gedächtniß der nachgeborenen Geschlechter und den Annalen der Geschichte da und über Gebühr ist der Name des unbesiegten Helden geschmäht worden; aller Ruhm und aller Schimpf jener gewaltigen Zeit mit ihren großen Kriegsthaten und furchtbaren Gräueln ist auf das Haupt dieses Vorkämpfers des böhmischen Slaventhums gehäuft worden.

e) Korybut in Böhmen; Schlacht bei Außig; schlimme Lage des Reichs.

Der Tod Ziska's ist ein entscheidender Punkt in der Geschichte der hussitischen Bewegung. Wenn auch im Kriegswesen sein Geist noch lange fortlebte und in den Schaaren, die unter seiner Leitung stets siegreich gewesen, die kriegerische Tüchtigkeit nicht abnahm, so war doch in den inneren Fragen der Tod des Feldherrn von großem Einfluß. Die gemäßigten Calixtiner gewannen noch mehr Uebergewicht im Lande und es trat bei ihnen immer deutlicher das Bestreben hervor, mit dem König und der römischen Kirche einen Vergleich zu Stande zu bringen, zugleich durch Aufrichtung eines festen obersten Regiments die Ordnung im Lande herzustellen. Aber bei der starren Consequenz der römischen Kirche, die durch den Kardinal Branda auf Korybuts Haupt den päpstlichen Bann schleuderte, und bei dem tiefen Groll des Königs gegen den ketzerischen Aufruhr war eine ernste Versöhnung nicht möglich. Der Landtag von Zditz, wo die böhmischen Stände der katholischen und utraquistischen Partei zusammenkamen, hatte ebenso wenig Erfolg als die gleichzeitige Besprechung der Taboritenpriester mit den Magistern zu Prag. Der tiefliegende Zwiespalt trat nur deutlicher zu Tage. Die Prager, zu denen ein großer Theil des Adels hielt, erstrebten eine geordnete Regierung unter Sigmund Korybut und religiöse Freiheit auf Grund der vier Artikel; die demokratischen und communistischen Grundsätze der extremen Parteien lagen ihnen fern. Einen Gegensatz zu dieser vorzugsweise Utraquisten genannten Partei bildeten die Taboriten und die Waisen, wie sich nach des „Vaters" Tod die Anhänger Ziska's nannten. Es wird uns von einem großen Zerwürfniß zwischen Taboriten und Waisen berichtet, so daß sie sich nunmehr in die eroberten Städte und Güter theilten; doch hielten sie nach wie vor im Kriege einträchtig zusammen. Die Waisen standen unter der obersten Leitung des Kunesch von Bielowic, die Taboriten unter Johann Hwezda von Wicemilic und Bohuslaw von Schwamberg. Die Orebitenpartei löste sich um diese Zeit vollständig auf. Während Sigmund die Fürsten zu neuen Anstrengungen zu bewegen bemüht war und der Papst wiederholt Kreuzbullen in die Christenheit erließ, setzten die Taboriten und Waisen den verheerenden Krieg gegen die Schlösser und Güter der königlichen Anhänger fort. Manche Burg und manche Stadt fiel ihnen in die Hände und Brand und Mord bezeichneten ihre Spuren Um die Herrschaft im Lande an sich zu reißen, versuchten sie sich der Hauptstadt zu bemächtigen, wurden jedoch von den Pragern mit großem Verlust von den Mauern zurückgetrieben. In kleinen, planlosen Kämpfen und Zügen zersplitterten die Hussiten ihre Kraft, ohne namhaften Widerstand zu finden, ohne entscheidende Erfolge zu erringen.

Die Parteien nach Ziska's Tod. — *Oct. 1424.* — *1425.*

In Deutschland waren die Verhältnisse nicht danach angethan, Hülfe zur Bewältigung des Aufruhrs zu erwarten. Das Reich war thatsächlich ohne jedes Oberhaupt, seit Sigmund sich von seiner deutschen Politik abgewandt hatte. Der zum Reichsverweser eingesetzte Erzbischof Konrad

Die Kurfürsteneinung zu Bingen.

von Mainz konnte sich nirgends Geltung verschaffen; der Pfalzgraf Ludwig protestirte mit Entschiedenheit gegen den Eingriff in sein Vicariatsrecht. Grenzenlos war die Anarchie des zerfallenden Reichs. Während die Hussiten die Reichsheere auseinandertrieben und zermalmten, wütheten allenthalben ohne Scheu offene Fehden und Gewaltthaten. Da das Oberhaupt, in Hausinteressen und fernen Angelegenheiten zurückgehalten, jetzt nicht die Macht und nicht den Willen besaß, den unseligen Zuständen im Reich Abhülfe zu schaffen, so war es Recht und Pflicht des „innersten Rathes" der Kurfürsten, zu retten, was zu retten war. Diese erkannten die Nothwendigkeit, die Zügel des Regiments, welche der Hand des Kaisers entfallen, zu ergreifen. Es wurde der Versuch gemacht, ein „oligarchisches Reichsregiment" an die Stelle
11. März 1423. der monarchischen Kaisergewalt zu setzen. Zu Boppart, wo der Erzbischof von Mainz wider des Königs Willen der Reichsverweserschaft entsagte, traten die
17. Januar 1424. rheinischen Kurfürsten in eine engere Verbindung. Darauf wurde zu Bingen eine förmliche Einung unter den sechs Kurfürsten geschlossen. Von der Hussitennoth ausgehend, kamen die Versammelten überein, „daß den Ketzereien und Irrsalen zu widerstehen, kein besserer Anfang sei, als wenn sie sich unter einander einigten und bei einander verblieben, und mit Hülfe des Königs andere Reichsfürsten, geistliche und weltliche zu sich riefen und an sich zögen." Das Kurfürstencollegium organisirte sich derart unter einem jährlich wechselnden Obmann („Gemeiner" wird er genannt) zu einer Genossenschaft mit solidarischen Interessen, die unter sich Frieden und Treue halte, sich gegenseitig ihre Lande und Herrschaften verbürge und gemeinsame Maßregeln ergreife, wenn ein Schisma in der Kirche entstände, wenn Jemand nach der Krone trachte, in Reichssachen eigenmächtig verfahren wolle, oder das Reich schmälern, bekriegen oder beschädigen werde. Wohl soll auch „der allergnädigste Herr, der römische König" als Beschützer des Bundes angerufen werden, formal wird die Reichsverfassung nicht angetastet, aber in Wirklichkeit war es der Versuch, nicht zu einmaligem Zweck, sondern als dauerndes Grundgesetz, Alles, was von Reichsrechten und kaiserlicher Obergewalt noch vorhanden war, zusammenzufassen und der festgeschlossenen, solidarisch verbundenen Gemeinschaft der Kurfürsten zu übergeben. Wir haben allen Grund, den Markgrafen von Brandenburg als den eigentlichen Stifter des Bundes zu betrachten; er lenkte damit in eine neue Bahn ein. Allein jeder Klarblickende mußte sich gestehen, daß die Stärkung der Reichsgewalt in der Form, wie sie einst bei Sigmunds Wahl und auf dem Constanzer Concil im Plane der Reichspartei gelegen, jetzt, da der König sich völlig in außerdeutschen Kreisen und Zielen bewegte, nicht mehr möglich sei. Der Ungarnkönig stand den deutschen Interessen theilnahmlos, ja feindselig gegenüber, was blieb da übrig, als dem Bunde der vornehmsten Reichsfürsten die vernachlässigte oder gar mißbrauchte oberste Gewalt zu übertragen? Sigmund empfand denn auch die Bedeutung dieses Bündnisses; mit heftigen

Worten empfing er die Gesandten der Fürsten, die ihm die Kunde brachten und ihre Beschwerden vortrugen. Er sagte einen neuen Reichstag zu, allein in der Stellung, wozu ihn die Macht der Verhältnisse gebracht, war von ihm keine heilsame Maßregel für das Reich mehr zu hoffen.

Da eine kräftige Hülfe von dem Reiche nicht zu erwarten war, die Mahnungen Sigmunds an die in selbstsüchtigen Interessen befangenen Fürsten, seine Klagen, daß sie ihm in dem Ketzerkrieg nur Verwirrung und Hemmnisse zu bereiten trachteten, erfolglos blieben, so war der König auf ein um so festeres Bündniß mit einzelnen, ihm nahestehenden Fürsten angewiesen. Er trat mit Herzog Albrecht von Oesterreich und Friedrich dem Streitbaren von Sachsen zu Waizen in ein enges Schutz- und Trutzbündniß, das vor Allen gegen die Hussiten gerichtet war. Der enge Bund mit dem Wettiner und dem Habsburger war eine Antwort auf die Kurfürsteneinung, ein offenes Zugeständniß, daß der König von seiner frühern Reichspolitik sich völlig abgewandt hatte, nicht mehr vom Reich als solchem, sondern von einzelnen befreundeten Fürsten Hülfe und Rettung erwartete. *Sigmunds Bündniß mit Sachsen und Oesterreich.* *25. Juli 1425.*

Gegen diese drohende Gefahr vereinigten sich die hussitischen Parteien wiederum. Die Taboriten, an deren Spitze, als Johann Wicemilic seinen vor der Burg Wožic erhaltenen Wunden erlegen war, Bohuslaw von Schwamberg trat, und die Prager Verbündeten machten Frieden und gaben ihre Streitigkeiten einem Schiedsgericht anheim. Darauf wurde ein gemeinsamer Kriegszug nach Mähren und Oesterreich beschlossen. Die Truppen Sigmunds und Albrechts wagten nicht den vereinigten böhmischen Heeren die Stirn zu bieten, ohne Widerstand durchzogen diese die Nachbarländer unter wilden Verheerungen. Stadt und Burg Retz unweit der mährischen Grenze wurde im Sturm genommen, wobei der Taboritenführer Bohuslaw durch einen Pfeil zu Tode getroffen wurde. An seine Stelle traten darauf drei Feldherrn, deren Namen, vorher kaum genannt, bald in der Kriegsgeschichte der Hussiten einen hervorragenden Platz einnahmen: Procop der Große oder der Kahle (Holý), ein Priester, der extremsten Richtung zugethan, dessen Wort, wenn er gleich nicht selbst die Waffen führte, im Felde die größte Geltung hatte, sodann der aus Mähren stammende Jakob von Wřesowic, Herr der Stadt Bilin, und Přibik von Klenau. Die neuen Führer der Taboriten machten bald in den Kämpfen im nördlichen Böhmen gegen die königlichen Barone und die Sachsen, denen Procop die Stadt Dux entriß, ihren Namen bekannt und gefürchtet. *Feldzug der Hussiten nach Mähren und Oesterreich.* *Oct. 1425.* *Nov.*

Schon hatten die Hussiten angefangen, ihre verheerenden Kriegszüge über die Grenze in die Länder der „Moabiter und Philister“ zu richten. Schon fühlte Mähren wiederholt die Geißel des Kriegs, schon wurden die benachbarten deutschen Fürsten, Oesterreich, Sachsen, Baiern, im eigenen Lande bedroht. Und doch vermochte sich das Reich nicht zu einer kräftigen Gegenwehr gegen die furchtbar wachsende Gefahr aufzuraffen. Der Reichstag, der im März in Wien eröffnet wurde, war äußerst schwach besucht. Die Aus- *Reichstage von Wien u. Nürnberg. 1426.*

söhnung des Königs mit dem Markgrafen von Brandenburg war das wichtigste Ergebniß. Ueber die Nothwendigkeit eines „täglichen Krieges" bis zur Ausrottung der Ketzer waren die versammelten Fürsten einig, aber über die Art der Ausführung kam man zu keinem Beschluß. Der König schrieb darauf einen neuen Reichstag auf den 1. Mai nach Nürnberg aus und forderte die Fürsten dringend auf, sich dort einzufinden. Die Verhandlungen über den Krieg, die schon zu Wien begonnen, nahmen Mai. auf dem Nürnberger Reichstag ihren Fortgang. Viele Fürsten und Städte hatten sich eingefunden, der König selbst entschuldigte sein Ausbleiben mit Krankheit. Er hatte vom Reiche 6000 „Gleven" (zu fünf Bewaffneten) verlangt. Die Versammelten aber meinten, eine solche Zahl Lanzen sei nicht aufzubringen noch zu erhalten. Ueber den Verhandlungen wegen der Größe des Reichsheers, wegen der Vertheilung der Mannschaft auf die verschiedenen Reichsglieder ging die Zeit nutzlos hin. Jeder suchte die Lasten auf den andern zu wälzen, und schließlich kam man zu keinem Beschluß. Auf den nächsten Reichstag, wozu sich die Gesandten der Städte mit größeren Vollmachten versehen sollten, wurde die weitere Verhandlung und Entscheidung verschoben.

Die Schlacht bei Außig. 1426. Derweilen ging es in dem Ketzerlande immer furchtbarer her. Die Stadt Außig an der Elbe, wo eine starke sächsische Besatzung lag, wurde wochenlang von den Pragern und Taboriten bedrängt. Zu ihrem Entsatz sammelte die Herzogin Katharina in den sächsischen und thüringischen Landen ein starkes Heer, an 70,000 Mann, und schickte es unter dem Oberbefehl Boso's von Vitzthum den Bedrängten zu Hülfe. Aber auch die Hussiten zogen alle ihre Streitkräfte zusammen, 25,000 Mann, die Prager unter Korybut, die Taboriten unter Procop dem Großen. Es war ein entscheidender Kampf, der hier 16. Juni 1426. um Außig entbrannte. Muthig stürmten die Deutschen auf die hinter der Wagenburg verschanzten Böhmen, aber ihre Reihen geriethen in Verwirrung und lösten sich bald vor dem Ungestüm der angreifenden Hussiten in wilder Flucht auf. Mit zackigen Lanzen wurden die Reiter von den Pferden gerissen, mit Dreschflegeln und Kolben niedergehauen. Furchtbar wüthete das böhmische Schwert unter den zersprengten, flüchtigen Schaaren; an 15,000 Erschlagene, nach mäßiger Berechnung, deckten das Waffenfeld, und reiche Beute und Kriegsgeräthe fiel den Böhmen in die Hände. Alsbald wurde auch die Stadt Außig eingenommen, geplündert und in Brand gesetzt.

Die Folgen der Schlacht. Die Kunde von der Schlacht bei Außig erfüllte die deutschen Lande mit Furcht und Entsetzen. Weithin verstärkten die Städte, Erfurt, Halle, Magdeburg, Braunschweig, ihre Befestigungen. Die Fürsten stellten willig starke Truppen ins Feld. Man erkannte jetzt mit furchtbarer Klarheit, wie weit man es hatte kommen lassen. Wäre der Rath Procops, alsbald nach der Schlacht in Deutschland einzubrechen, durchgedrungen, wer hätte den wilden, siegesgewissen Schaaren widerstehen wollen? Die Prager verlangten, man solle im Lande bleiben, wo es noch Arbeit genug gebe. Während das Prager Heer vor dem 5. Aug. Schloß von Brüx lagerte und hier mit den Deutschen wiederum blutig zusammenstieß, während die Taboriten an dem festen Schloß Podiebrad ihre Kraft erfolglos erprobten, sammelte Herzog Albrecht von Oesterreich ein starkes Heer und

rückte vor Landenburg. Eilig zog Procop der taboritschen Besatzung zu Hülfe und trieb den Herzog zu verlustvoller Flucht. Die königliche Partei, voran Herr Ulrich von Rosenberg, beeilten sich, ihren Frieden mit den Taboriten zu machen. Nov. 1426.

Die siegreichen Eiferer richteten nunmehr ihren Zorn gegen die Feinde, die sie innerhalb ihrer eigenen Sache gewahrten. Es gab in Prag eine Partei, die stets zum Frieden mit Sigmund und zur Aussöhnung mit der Kirche rieth. Fürst Korybut selbst, der den Namen eines Königs führte, aber sich in dieser Würde zu behaupten kaum hoffen durfte, hegte diese Gesinnung. Einige Prager Priester und Magister, namentlich Christann von Prachatic, Procop von Pilsen, Johann Přibram, standen an der Spitze dieser der römischen Kirche geneigten Richtung, welche die extremen Lehrsätze der Taboriten und Wycliffe's verdammte. Die Mehrzahl der Bürgerschaft erblickte darin eine Gefahr für ihren Glauben, und als es bekannt wurde, daß Korybut eine Gesandtschaft an den Papst geschickt habe und über die Wiederaufnahme der Böhmen in den Schooß der Kirche verhandle, entstand eine gewaltige Bewegung in der Stadt. Der Magister Johann Rokycana, ein durch Gelehrsamkeit und Rednergabe, wie durch festen Charakter und eifrige hussitische Gesinnung ausgezeichneter und in hohem Ansehen stehender Geistlicher, eröffnete dem Volke den Plan Korybuts. Alsbald wurde der junge Fürst und die zur römischen Kirche hinneigenden Magister gefangen gesetzt, das polnische Gefolge des Landes verwiesen. Es war ein Triumph der eifrigen Hussiten über die gemäßigte, nach Herstellung des Friedens in Staat und Kirche strebende Partei. Der Sturz Korybuts. 1427. April 1427.

König Sigmund, fortwährend in den untern Donauländern gegen die Türken beschäftigt, konnte nichts zur Unterdrückung der böhmischen Ketzerei thun. Um so unermüdlicher waren, besonders seitdem Korybuts Fall die Aussichten eines friedlichen Uebereinkommens in weite Ferne gerückt hatte, der Papst Martin V. und sein neuer Kardinallegat Bischof Heinrich von Winchester, der Bruder König Heinrichs IV. von England. Im deutschen Reich wurden jetzt, seit die Schlacht bei Außig einen heilsamen Schrecken verbreitet hatte, ernstliche Anstrengungen gegen die Hussiten gemacht. Markgraf Friedrich von Brandenburg trat mit den Bischöfen von Bamberg und Würzburg und dem fränkischen Adel in eine Rittergesellschaft zum St. Georgens Schild, um unter dem Bilde der Allerheiligsten Jungfrau gegen die Ketzer zu ziehen. Aber auch unter den Ständen des Reichs kamen die längst vorbereiteten Maßregeln gegen die Hussiten jetzt endlich zum Abschluß. Auf dem Reichstag zu Frankfurt einigte man sich über eine neue Kriegsverfassung. Die alte Weise der Matrikel nach den Territorien wurde verlassen, dafür sollte von je zwanzig Männern Einer ausziehen. Besonders war es die lose Gliederung, die lockere Zusammengehörigkeit der bunt gemischten Reichsheere, was sich den Hussiten gegenüber als ohnmächtig bewiesen hatte. Diesem Uebelstand sollte abgeholfen werden, man hatte viel von den Gegnern gelernt. Vier Heere sollten von verschiedenen Seiten ins Land einbrechen und sich dort zu vereinigen suchen, je über zehn, hundert, tausend ein Hauptmann gesetzt, der oberste Befehl den Kurfürsten beigelegt sein. Es tritt unverkennbar das Bestreben hervor, das Reichskriegswesen von der territorialen Zersplitterung zu befreien. Jedes Heer sollte die nöthige Zahl von Büchsen und eine Wagenburg mit sich führen (auch das hatte man den Feinden abge- Kriegsrüstungen im Reich. April 1427.

sehen). Die strengste Zucht im Heere wurde eingeschärft. Keiner sollte ohne Geheiß der Hauptleute aus dem Heere ausreiten, Trunksucht und Spiel, Rauferei und Plünderung gestraft werden. Auch eine Reichskriegssteuer wurde wieder vorgeschlagen. Doch verwarf man diesen Antrag und begnügte sich mit einer Kopfsteuer von den Juden und den vom Papste bewilligten Zehnten und Ablässen. Endlich ward ein allgemeiner Landfrieden geboten. Die Frankfurter Beschlüsse bewiesen, daß man im Reich die Fehler und Schwächen der bisherigen Maßregeln wohl erkannte, aber mit redlichem Willen und Ernst, mit Anstrengung und Opferwilligkeit mochte bei der Ausführung keiner dem andern vorangehen.

Hussitische Kriegszüge über die Grenze. Während man im Reich berieth und beschloß, sich gegenseitig anklagte und Vorwürfe machte, flammte die Brandfackel der hussitischen Kriegswuth immer greller auf. Wieder ergossen sich die entsetzlichen Schaaren verheerend über die Grenzen. Vor allem machte sich jetzt der Einfluß des taboritischen Führers Procop des Großen geltend, der, als nach Korybuts Entfernung die extremen Parteien, die Taboriten und Waisen, die Herrschaft erlangten, ein überwiegendes Ansehen im Lande genoß. Wiederholt fielen die böhmischen Heere in Oesterreich ein, vor Zwetl schlugen sie die Feinde in blutiger Schlacht, (März 1427.) dann wandten sie sich verheerend nach Schlesien und der Lausitz, schlugen vor Zittau das deutsche Heer in wilde Flucht, eroberten Lauban, Goldberg und kehrten beutebeladen nach Böhmen zurück. Kein Heer hielt vor den furchtbaren Schaaren Stand, bei ihrem bloßen Anblick ergriff die Gegner Schrecken und Verwirrung.

Der vierte Kreuzzug. 1427. Wiederum stellte nunmehr das deutsche Reich seine Kriegsmacht ins Feld, haufenweise strömten die Bewaffneten unter die Kreuzfahne. Fürsten und Städte rüsteten ihre Schaaren, fernher, aus der Schweiz, vom deutschen Orden, kam Zuzug; selbst der Cardinal Heinrich führte tausend englische Schützen herbei und aus den hanseatischen Seestädten kam Kriegsvolk. Nur der Erzbischof Konrad von Mainz ließ auch jetzt seine langjährige Fehde mit dem Landgrafen von Hessen nicht ruhen. Anfangs Juli brachen die Reichsheere in Böhmen ein, die sächsischen Schaaren unter des Herzogs Sohn, der Markgraf von Brandenburg mit den Franken und Thüringern, Erzbischof Otto von Trier mit den Rheinländern, Schwaben und Baiern. Als sich die Heere im Pilsener Kreise vereinigt hatten, belagerten sie die feste Stadt Mies, wo Přibik von Klenau sich tapfer wehrte. Sowie jedoch die erschreckende Kunde kam, das vereinigte böhmische Heer unter Procop sei im Anzug, gaben die Deutschen die (2. Aug.) Belagerung auf und flüchteten gegen Tachau. Hier brachte sie der Kardinal Heinrich zum Stehen, aber als die furchtbare Hussitenmacht sich näherte, löste sich das Reichsheer in wilder Verwirrung auf. Zornig zerriß der Kardinal die Reichsfahne und warf die Fetzen den Fürsten vor die Füße. Die Stadt Tachau wurde im Sturme genommen, die Pilsener schlossen eilig einen Waffenstillstand mit den furchtbaren Feinden. Auf die Kunde von diesen Vorgängen kehrten auch die Schlesier wieder heim, die Oesterreicher kamen gar nicht zum

Kampfe. Abermals hatte sich das Kriegswesen des Reichs und die gepriesene Waffentüchtigkeit der Deutschen mit Schmach und Schande bedeckt. Man warf sich gegenseitig Verrath und Feigheit vor, die Sachsen, sprach man, hätten zuerst die Flucht ergriffen, der Markgraf von Brandenburg hätte ein verrätherisches Einverständniß mit den Böhmen gehabt. So suchte jeder die Schuld des allgemeinen Unheils bei dem anderen.

Gegen die überhand nehmende Herrschaft des Pöbels und Heeres regte sich jetzt wiederum der Widerstand der gemäßigten Partei, die seit Korybuts Fall eingeschüchtert war. Die namhaftesten Anhänger des gefangenen Prinzen traten mit der königlichen und katholischen Partei in Verbindung. Es wurde der Plan gefaßt, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und der wüsten Volksherrschaft ein Ende zu machen. Aber sie täuschten sich über die Stimmung in Prag. Als sie unter der Führung des Herrn Hynek von Waldstein mit einer Reiterschaar in Prag einzogen, setzte sich das Volk zur Gegenwehr und erschlug Viele im Straßenkampf. Prinz Korybut wurde jedoch der Haft auf Burg Waldstein entlassen und nach Polen gesandt. Gleich darauf zog das Taboritenheer unter Procop wieder in Prag ein und versicherte sich der Stadt; der Versuch der gemäßigten Partei, dem Pöbel und den Eiferern die Herrschaft zu entreißen, war völlig gescheitert.

Die Partei Korybuts.

6. Sept. 1427.

f) Kriegszüge der Hussiten nach Außen. Friedensversuche.

Die Schreckenskunde aus Böhmen verbreitete in Deutschland Entsetzen und Erbitterung. Was das Reich noch an Kraft und Macht besessen, war vor den Ketzern zu Schanden geworden, und was man gethan, um der Kriegsverfassung des Reichs aufzuhelfen, hatte sich als ohnmächtig bewiesen. Als sich die Fürsten und Städte auf Betreiben des eifrigen Kardinals Heinrich wieder zu einem Reichstag in Frankfurt einfanden, konnte sich Niemand verhehlen, daß nur von völlig neuen Mitteln, von veränderten Maßregeln ein Erfolg zu erwarten sei. Der Gedanke brach sich Bahn, „man müsse Volk um Geld bestellen, das den Krieg gegen die Ketzer treibe und beharre, bis die Sache mit Gottes Hülfe zu gutem Ende gekommen sei.“ Die Reichssteuer, die man noch auf dem letzten Reichstag verworfen, ward jetzt angenommen. Neben der Vermögensteuer, die von allem geistlichen Einkommen den zwanzigsten, von weltlichem Vermögen zwischen 200 und 1000 Gulden einen halben, über tausend einen ganzen Gulden betrug, wurde eine Personensteuer nach den verschiedenen Ständen bewilligt. Die Erhebung dieses „gemeinen Pfennigs“ war der Versuch einer neuen Reichsorganisation. Die Reichsgewalt faßte noch einmal die Territorien zusammen zu einer gemeinsamen Angelegenheit. Aber nicht vom Oberhaupt des Reichs ging diese Maßregel aus, nicht das deutsche Königthum, das in Wahrheit damals so gut wie gar nicht vorhanden war, bildete den Mittelpunkt, wo die Steuern zusammenflossen, von wo die oberste Leitung

Reichstag in Frankfurt. Nov. 1427.

ausging. Zu obersten Hauptleuten wurden der englische Kardinal und der Markgraf von Brandenburg ernannt. Die Verwendung der Steuern und die Leitung der Rüstungen wurde einem obersten Reichsrath, bestehend aus den Bevollmächtigten der sechs Kurfürsten und dreien sämmtlicher Reichsstädte, anheimgegeben, der unter dem Vorsitz des Markgrafen regelmäßige Versammlungen in Nürnberg halten sollte. Damit war eine ständische Centralgewalt, eine einheitliche Leitung, ein Reichsregiment eingesetzt, mit Umgehung des Oberhauptes, das recht eigentlich der Hohenzoller repräsentirte.

Allein die vielversprechenden Maßregeln nahmen doch in der Wirklichkeit eine verkümmerte Gestalt an. Die Erhebung des gemeinen Pfennigs stieß auf große Schwierigkeiten. Die Ritterschaft und die Geistlichkeit waren der Zahlung abgeneigt; die Fürsten und Städte trieben das Geld in ihren Gebieten ein, hielten es aber einstweilen zurück, wollten selbst Söldner damit werben und benutzten dieselben dann gar in ihren eigenen Streithändeln, die trotz der Hussitennoth an allen Orten und Enden ungezügelt walteten. Die Klagen und Ermahnungen des Papstes und des Königs waren erfolglos, auf den Fürstentagen verhandelte und berieth man, ohne etwas Nennenswerthes auszurichten.

Siegeszüge der Hussiten in Ungarn, Schlesien u. a. Ländern. 1428.

Immer unwiderstehlicher ergossen sich indessen die Hussitenheere über die Länder, immer weiter erstreckten sich ihre Kriegszüge über die Grenzen. Die vereinigten Schaaren der Prager, der Taboriten unter Procop, der Waisen unter dem Priester Procupek (dem kleinen Procop) überschritten die Grenze von Ungarn und trugen Brand und Mord weithin ins Land. Darauf wandten sie sich nach
März. Schlesien, schlugen vor Neiße ein blutige Schlacht und verheerten weit und breit die Gegend. Es wagte sich kaum ein Widerstand hervor, die Heere zerstoben bei ihrem Anblick in wilder Flucht, die Städte wurden erstürmt und verbrannt, zitternd öffneten andere die Thore, die schlesischen Fürsten gingen Verträge mit den furchtbaren Kriegern ein. Bis vor Breslau zogen sie und steckten die Vorstädte in Brand; massenhaft strömte ihnen das gedrückte Bauern-
Mai. volk zu. Weiter ergossen sich dann einzelne Schaaren nach Oesterreich und Baiern. Schätzebeladen kehrten sie nach Böhmen zurück, um den Krieg mit den inneren Feinden von der königlichen Partei fortzusetzen.

Friedensverhandlungen. 1429.

Die furchtbare Gewalt der Hussiten und die Ohnmacht jeder Gegenwehr gaben den Worten derer, die zum Frieden und zur Nachgiebigkeit riethen, immer größeres Gewicht. Unter den Fürsten schaute Keiner die Verhältnisse in Böhmen klarer und besonnener an, als der Markgraf von Brandenburg, der Kriegshauptmann gegen die Hussiten. Es galt, worauf er von Anfang hingewiesen, die gemäßigten Elemente in Böhmen zu gewinnen und zu einigen. „Man mußte aufhören, die schlichten Kelchner, die aufrichtig die Herstellung der königlichen Gewalt wünschten, als Ketzer mit den Fanatikern zusammenzuwerfen, die ehrbaren Ritter und Bürger, Utraquisten und Katholiken, die dem Könige die Zerstückelung ihrer Krone, die Mißachtung ihrer Nationalität vorwarfen, als Rebellen zu behandeln. Man mußte aufhören, die Nation

kirchlich und politisch unterwerfen, ihr den Fuß auf den Nacken setzen zu wollen.“ Alle Kriegsanstrengungen und diplomatischen Bemühungen waren gescheitert, so daß auch Sigmund jetzt die Nothwendigkeit einsah, sich nachgiebiger zu zeigen. In Böhmen selbst waren Viele einer Aussöhnung mit dem König nicht abgeneigt, wofern die religiöse Freiheit gewahrt werde.

Als Sigmund zu Preßburg weilte, gelang es mehreren böhmischen Herren, Meinhard von Neuhaus an der Spitze, den Priester Procop zu einer Zusammenkunft mit demselben zu bewegen. In Begleitung des Magister Peter Payne, eines Engländers von Abkunft, zog Procop nach Preßburg. Der König gab begütigende Worte. April. Ueber seine Anträge, einen Waffenstillstand auf zwei Jahre zu schließen und in den religiösen Fragen das alsdann in Basel zusammentretende Concil anzuerkennen, erklärten sich die Anwesenden zu keinem Beschluß bevollmächtigt. Darüber wurde auf einem allgemeinen Landtag in Prag in Anwesenheit königlicher Gesandten berathen. Mai. Die Stände machten jedoch bei Annahme der Anträge Bedingungen, die weder beim König noch beim Papst Beifall finden konnten. Sie wollten sich dem Concil fügen, wenn es auch von den Griechen und Armeniern, die das Sacrament in beiderlei Gestalt reichen, beschickt werde und wenn nicht der Wille des Papstes, sondern das Wort Gottes maßgebend sei. Auch für den Waffenstillstand, den sie nur halten wollten mit dem König, mit Ungarn, Oesterreich, Mähren und Schlesien, nicht mit Sachsen und Baiern, verlangten sie große Zugeständnisse, daß Mähren einen slavischen Herrn erhalte, daß ihre Priester überall Freiheit hätten, die Priester der Andern aber auf den Schlössern bleiben sollten u. A. Diese Verhandlungen hatten insofern eine große Bedeutung, als sie den Standpunkt und die Lage der Parteien klar darlegten. Aber an eine Aussöhnung war noch nicht zu denken, so lange der päpstliche Stuhl mit starrer Consequenz an seiner Unfehlbarkeit und Autorität in Glaubenssachen festhielt und Sigmund sich nicht entschließen konnte, die politische Frage des hussitischen Aufstandes von der kirchlichen zu trennen.

Bald nach den gescheiterten Unterhandlungen erneuten die Hussiten ihre Kriegszüge, gewaltiger und umfassender als je. Schlesien, die Lausitz, das Meißnische und Sächsische durchzogen die böhmischen Schaaren; sie lagerten sich vor Dresden, Meißen, Torgau, allenthalben die Fluren verwüstend. Große Hussitenzüge in die Lausitz, nach Sachsen u. a. Ländern. 1429. 1430. Zwischen Grimma und Leipzig sammelte sich ein starkes deutsches Heer, 100,000 Mann, unter den norddeutschen Fürsten, Friedrich von Sachsen, Johann von Brandenburg, dem Erzbischof von Magdeburg u. a. Es kam nicht zur Schlacht; das deutsche Heer zog sich vor den Hussiten in das feste Leipzig zurück. Weiter wandten sich dann die wilden Schaaren ungehemmt gen Süden, über Altenburg, Plauen, Hof ins Mainthal, die einen gen Baireuth, die Andern gen Bamberg. Weithin leuchtete der Feuerschein aus den brennenden Städten. Hinter sich ließen die zügellosen Horden zerstörte Mauern und zertretene Felder, vor ihnen kündigten flüchtige Volkshaufen jammernd das Nahen der Entsetzlichen an. „Lavinenhaft wuchs das Flüchten, die Angst, die Wuth und Schurkerei der Selbsterhaltung; weil es hieß, daß die Ketzer Weiber und Kinder verschonten, gaben die Männer, die Väter, Ritter wie Bürger, sich selbst und ihre Habseligkeiten in die Wälder flüchtend, sie ihrem

Schicksal, der Wuth der Ketzer, dem Hunger und Elend preis, also, daß man fand an der Mutter Brust todt das Kind und sie lebete kaum vor großem Hunger." Schon zitterten die Bürger in den fränkischen und schwäbischen Reichsstädten, denn unaufhaltsam wälzte sich der verheerende Strom weiter. Da gelang es dem Markgrafen von Brandenburg dem Sturme Einhalt zu thun.

Waffenstillstand. 6. Febr. 1430. Der Markgraf kam soeben aus Ungarn. Als er den Jammer im Frankenlande erblickte, begab er sich mit sicherm Geleit ins Hussitenlager vor Kulmbach. Es gelang ihm, zwischen den Böhmen und den zu Nürnberg versammelten Fürsten einen Vergleich zu Stande zu bringen, wonach die Waffen bis zum 25. Juli ruhen und die Böhmen friedlich heimkehren sollten. Dafür verpflichteten sich die in den Frieden aufgenommenen Fürsten und Städte zur Zahlung von Geldsummen; ferner sollte auf einer demnächst in Nürnberg abzuhaltenden Versammlung beider Parteien über die Prager Artikel verhandelt und was sich aus der heil. Schrift erweisen lasse, als christlicher Glaube angenommen werden. „So herrlichen Feldzug hatten die Böhmen früher niemals in Deutschland vollbracht", heißt es bei einem böhmischen Annalisten, „und es gibt keinen Gedenkmann, der Aehnliches vernommen, noch ist es wo in Chroniken verzeichnet. Und hätten sie nach Ruhm begehrt, wie ihre Vorfahren, so wären sie bis an den Rhein gezogen und hätten sich viele Länder unterworfen: doch sie beluden sich mit reicher Beute und begnügten sich mit Gold, und kehrten dann nach Böhmen zurück."

Stellung des Papstes zum Hussitismus. Wenn man gehofft hatte, die Waffenruhe und die angesagte Disputation werde zum dauernden Frieden und Einverständniß führen, so hatte man sich bitter getäuscht. Papst Martin verbot jede Besprechung mit den Ketzern, die den Irrthum nur weiter ausbreiten konnte. Die Ketzerei mit Gewalt auszurotten oder zur Unterwerfung unter die Kirche zu zwingen, war der unwandelbare Vorsatz des Papstes, an dem er trotz aller Niederlagen und aller Bedrängniß starr festhielt. Unablässig war er bemüht, die erloschene Flamme des Ketzerhasses wieder zu entfachen. Er suchte den deutschen Orden, die Fürsten von Litthauen und Polen gegen die Hussiten aufzubieten. Aber König Wladislaus, im Zwiespalt mit den Litthauern, die mit Unwillen die Unterordnung unter Polen trugen, näherte sich mehr und mehr den Böhmen, schon war Sigmund Korybut wieder in seinem Rathe und polnische Truppen kämpften unter den böhmischen Schaaren. Für die römische Curie war die Unterdrückung der Ketzerei von der höchsten Wichtigkeit. Denn schon regten sich an manchen Orten Zweifel, ob nicht die Sache der Böhmen gerecht sei, ihr Kampf gegen die Hierarchie und den Feudaladel weckte auch in Deutschland und anderwärts dieselben Gefühle und fand Beifall und Nacheiferung. Ihre Lehren und Grundsätze, unterstützt durch ihr siegreiches Schwert, drohten immer weitere Ausdehnung anzunehmen und das Ansehen der Kirche und des Pontificats immer mehr zu untergraben.

Die Hussiten erkannten in erneuten Raubzügen das Mittel, die Gegner zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Im Frühjahr und Sommer 1430 erfolgten wiederum furchtbare Einfälle in Schlesien; der Fürst von Oppeln und Sigmund Korybut fochten unter den böhmischen Schaaren. Die tapfere Gegenwehr des Herzogs Ludwig von Brieg konnte den gewaltigen Strom nicht aufhalten. Ein anderes Heer rückte in Oesterreich und Ungarn ein und kämpfte blutige Schlachten mit den Truppen des Königs und des Herzogs Albrecht. Ein dritter Schwarm unter Procop dem Großen zog verheerend in Mähren umher. Daneben dauerte der innere Krieg gegen die Schlösser der königlichen Barone fort. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle diese Raubzüge und kriegerischen Unternehmungen im Einzelnen vorzuführen. Es lag den ohne festen Plan und Zusammenhang unternommenen Angriffen der Gedanke zu Grunde, die Gegner die kriegerische Ueberlegenheit fühlen zu lassen und von den Widerstrebenden die Anerkennung der böhmischen Forderungen zu erzwingen. Neue Angriffe der Hussiten. 1430.

Als König Sigmund mit einigen Fürsten und Städteabgeordneten zu Preßburg einen Reichstag abhielt und über Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens verhandelte, erging die dringende Aufforderung an ihn, selbst wieder ins Reich zu kommen. Er schrieb darauf einen Reichstag nach Nürnberg aus, um einen neuen Zug gegen die Hussiten zu berathen und Frieden und Gerechtigkeit in deutschen Landen herzustellen. Aber zu der angesetzten Frist (19. März 1430) erschien der König nicht; erst im Spätsommer brach er auf. In Nürnberg fanden sich nur wenige Reichsstände ein, wiederholt wurde die Frist verschoben. Als der Reichstag endlich sich versammelt hatte, bildeten die Maßregeln gegen die Hussiten wiederum den Mittelpunkt der Verhandlungen. Auf Grund der früheren Reichstagsbeschlüsse wurden die Stände zu einer bestimmten Truppenanzahl veranschlagt. Um Johanni sollte sich das Heer an den böhmischen Grenzen sammeln. Der Kardinal Julian Cäsarini predigte wiederum das Kreuz gegen die Ketzerei. Es war der letzte Versuch, mit Waffengewalt der Bewegung Herr zu werden. Die Einsichtigern mochten jedoch wenig Vertrauen zu der so oft zu Schanden gewordenen Kriegsmacht des Reichs haben. Der Markgraf von Brandenburg hoffte noch immer ein friedliches Einverständniß herbeizuführen, und die gleichzeitigen Vorgänge in Böhmen schienen diese Hoffnungen zu unterstützen. König Sigmund im Reich. Dec. 1429. Febr. 1431.

Unter den Hussiten wuchs die Mäßigung, das Bedürfniß nach gesetzlicher Ordnung mehr und mehr. Selbst das mächtige Taboritenhaupt Procop hatte schon vorher seine Bereitwilligkeit gezeigt, unter gewissen Bedingungen Frieden zu schließen. Auf dem Utraquistenlandtag zu Kuttenberg kam eine völlige Versöhnung der Parteien, der Taboriten und Waisen, zu Stande, sodann wurde eine Landesregentschaft von zwölf Mitgliedern bestellt. Auf dem Landtage von Prag erschienen Gesandte von Sigmund, die den Böhmen den Antrag stellten, einen Waffenstillstand mit allen umliegenden Ländern zu schließen, und in den Glaubensfragen sich an das Concil zu wenden. Der Landtag schickte darauf seine Bevollmächtigten nach Eger, wo Sigmund und der Mark- Verhandlungen in Böhmen. Febr. 1431. Mai. Ende Mai.

graf Friedrich nebst andern Fürsten versammelt waren. Die Hussiten kamen auf ihre alte Aussage zurück, das Concil sei kein allgemeines, da die Griechen und Armenier fehlten, und verlangten, ihre vier Artikel aus Gottes Wort erweisen zu dürfen. Als ihnen das Ansinnen gestellt wurde, in Betreff aller ihrer Irrthümer sich dem Spruch des Concils und der Kirche zu fügen, ihrer Feindin, die das Kreuz wider sie predigen lasse, gaben sie die Verhandlungen auf.

Fünfter Kreuzzug. 1431. Noch einmal sollte das Schwert die Entscheidung fällen. Die Böhmen sammelten ihre Heerhaufen und rüsteten sich zum Kriege. Procop der Große, der damals unbestritten an der Spitze der Nation stand, stellte sich mit seiner Macht, zu der alle hussitischen Parteien einmüthig herbeiströmten, im Pilsener Kreise kampfbereit auf. Voraus erließen sie bewegliche Sendschreiben in die ganze Christenheit, und ihre Klagen, daß man sie ungehört verdamme, ihre Forderung, in friedlicher Verhandlung aus dem Worte Gottes ihre Ansichten vertheidigen und sich überzeugen lassen oder die Gegner überzeugen zu dürfen, ihre herben Schilderungen von der Gesunkenheit der Geistlichkeit und der Entartung der Kirche waren nur zu gerechtfertigt und verfehlten ihren Eindruck nicht. Die siegesfrohe Zuversicht des Kardinals Julian schlug bald in Kleinmuth über, als der für den Beginn des Kriegs angesetzte Tag herangekommen war. Denn die Versprechungen waren größer als die Leistungen. Manche, deren Hülfe erwartet wurde, wie Pfalzgraf Ludwig, der Herzog von Burgund, erschienen nicht, langsam rückten die Schaaren aus Nord- und Westdeutschland heran, während die Schlesier und Oesterreicher sich gleichzeitig zum Einbruch anschickten. Das Reichsheer, dem wiederum der Markgraf Friedrich als oberster Hauptmann vorgesetzt war, wurde auf 40,000 Reiter und mehr als das doppelte an Fußvolk geschätzt. „Ich bin über die Maßen traurig“ schrieb damals der Kardinal, „unserer sind weit weniger, als in Nürnberg ausgemacht ist, so daß sich die Fürsten nicht getrauen in Böhmen einzufallen, ja es ist zweifelhaft, nicht nur ob wir siegen, sondern, was ärger ist, ob wir kämpfen werden; wenn das Heer unverrichteter Sache zurückkehrt, so ist es um den christlichen Glauben in jenen Gegenden geschehen.“ Als sich die hussitische Kriegsmacht aus Mangel an Nahrung zu zerstreuen begann, wuchs den Deutschen der Muth. Unter wilden Verheerungen rückten sie über die Grenze gegen Tachau. Die befestigten Plätze wagten sie nicht anzugreifen, aber in den offenen Städten und Dörfern und auf dem platten Lande wütheten sie, ärger als je die Hussiten. In drei Heerhaufen getheilt, der eine unter dem Kardinal und dem Kurfürsten von Sachsen, die andern unter dem Markgrafen und den bairischen Fürsten, zogen sie längs der Grenze gen Süden.

Die Schlacht bei Tauß. 14. Aug. 1431. Rasch sammelte sich das Hussitenheer wiederum, als es die Ankunft der Deutschen erfahren, und zog den Feinden entgegen. Als die Kreuzfahrer, die sich in der Gegend von Bischof-Teinitz und Tauß gelagert, von ferne das dumpfe Rollen der Wagenzüge und die Töne des hussitischen Schlachtgesangs:

„die ihr Gottes Krieger seid“ vernahmen, bemächtigte sich ihrer eine gewaltige Furcht. Der Kardinal und der Herzog von Sachsen hatten eine Anhöhe bestiegen und als sie von hier auf das Kreuzheer herabsahen, gewahrten sie Alles in wilder Verwirrung, in wüstem Durcheinanderdrängen. Keiner hielt Stand vor den gefürchteten Hussitenschaaren, in wirrer Flucht drängte sich das ganze Heer der Grenze zu, verfolgt und haufenweise niedergeschlagen von den leichten böhmischen Reitern. Auf die Kunde von diesem Vorgang eilten auch die Schlesier aus dem Lande, und Herzog Albrecht von Oesterreich, der in Mähren entsetzlich gehaust, zog sich gleichfalls zurück, von den beiden Procopen bis an die Donau verfolgt.

Stimmung in Deutschland nach der Schlacht.

Die Hussitenkriege hatten das Heerwesen des deutschen Reichs, die ganze mittelalterliche Kriegsweise zu Schanden gemacht. Die Ritterheere waren jedesmal zerstoben vor dem stürmischen Andrang jener böhmischen Schaaren. Kein Wunder, daß diese Vorgänge auch in Deutschland und noch weiter ihre Wirkung äußerten. Es ging eine tiefe Bewegung durch die deutsche Nation. Das Volk und voran das Kreuzheer glaubte sich von den Fürsten und Geistlichen betrogen und der langgenährte Groll brach schon hie und da in hellen Flammen aus; denn die Hussitenkriege hatten auch den gefährlichen Beweis gegeben, welche unergründliche Macht in den untern Schichten des Volks schlummerte. Die Gewalthaber, geistliche und weltliche, mußten auf der Hut sein; denn es gährte bedenklich in jener gedrückten Menschenklasse. Schon zogen am Rhein „Bauernschaften“ mit eigenen Hauptleuten und Bannern nach Hussitenweise einher. Gegen den Klerus insbesondere herrschte eine maßlose Erbitterung. Wenn nicht dem Zorn des Volks einigermaßen Genüge gethan, wenn nicht endlich der hussitische Aufstand in ruhige Geleise geleitet ward: es war die höchste Gefahr, daß die allgemeine Gährung sich in noch viel gewaltigeren und ausgedehnteren Bahnen Luft machte.

4. Die Zeiten des Baseler Concils.

a) Concil und Papstthum in Conflict.

Das Concil von Pavia u. Siena. 1423. 1424.

Das Concil von Constanz hatte die Schäden der Kirche nicht zu heilen vermocht. Kaum hatte Papst Martin V. den lauten Ruf nach Reform nothdürftig zur Ruhe gebracht und sich des Zwangs der Kirchenversammlung entledigt, so lenkte er, wenn schon mit etwas mehr Mäßigung und Anstand, wieder in die Bahn seiner Vorgänger ein. War er auch bemüht, die Sittenzucht der Geistlichen einigermaßen zu heben, so hatten doch alle finanziellen Mißbräuche, die Erpressungen und Einmischungen in die Besetzung der Kirchenämter, ungehindert ihren Fortgang. Der in Constanz beschlossenen Einberufung eines neuen Concils konnte der Papst nicht entgehen. Um aber die Versammlung

beherrschen zu können, wurde eine italienische Stadt gewählt. Das in Pavia
1423. eröffnete, bald einer Seuche wegen nach Siena verlegte Concil war fast nur von italienischen Prälaten besucht. Von der Kirchenreform war nicht die Rede. Neue Anatheme gegen die wycliffe'sche und hussitische Ketzerei und heftige Bannflüche gegen die abtrünnigen Böhmen, Verhandlungen mit den griechischen Abgeordneten über eine Vereinigung der beiden Kirchen und Maßregeln gegen das Schisma, das noch immer in Spanien fortdauerte (S. 232) beschäftigten die versammelten Väter. Als man an die Kirchenreform gehen und abermals die Superiorität der Concilien über den Papst aussprechen wollte, hielt es Martin
26. Febr. 1424. für gerathen, die Versammlung aufzulösen. Die Reform behielt sich der Papst selbst vor und ernannte drei Kardinäle zur Ausarbeitung eines Entwurfs. Eine Verordnung über den Lebenswandel der Kardinäle war die einzige Frucht der päpstlichen Kirchenreform. Doch wurde den Constanzer Beschlüssen gemäß ein neues allgemeines Concil angesetzt, das sich nach sieben Jahren in Basel versammeln sollte, eine lange Frist, während welcher die Noth in Kirche und Reich in erschreckender Weise wuchs.

Der öffentliche Anschlag in Rom. Papst Martin V. widerstrebte innerlich den Concilien, jener „parlamentarischen Ordnung der Kirche", zumal wenn sie, dem Einfluß der Curie entzogen, jenseits der Alpen gehalten wurden. Aber selbst unter den Kardinälen hielt eine Partei dieses starre Beharren bei der päpstlichen Allgewalt für unrathsam, und in der ganzen Christenheit ertönte laut die Stimme, daß nur von einem allgemeinen Concil Reform der Kirche und Heilung der entsetzlichen Zustände im Reich, Beendigung des furchtbaren Aufruhrs in Böhmen zu hoffen sei.

8. Nov. 1430. Diese Stimmung sprach sich in einer Schrift aus, die man eines Tages an den Thoren des Vaticans angeschlagen fand. „Da es der ganzen Christenheit bekannt ist", hieß es darin, „daß seit dem Constanzer Concil eine unsägliche Menge Christen von dem Glauben verirrt sind durch die Hussiten und daß täglich vom Leibe der kämpfenden Kirche Glieder losgetrennt werden, so senden zwei erlauchte christliche Fürsten (man hielt den Markgrafen von Brandenburg und seinen Schwiegersohn Herzog Ludwig von Brieg für die beiden) die folgenden Artikel." Jeder sei verpflichtet, den katholischen Glauben zu erhöhen und zu vertheidigen; zur Ausrottung der hussitischen Ketzerei müsse das Concil im künftigen März unweigerlich stattfinden, und jeder Christ sei schuldig, dasselbe nach Kräften zu betreiben; wenn der Papst und die Kardinäle die Versammlung hinderten, so seien dieselben für Förderer der Ketzerei zu erachten und mit den rechtmäßigen Strafen zu belegen. Wenn der Papst das Concil nicht selbst oder durch Bevollmächtigte zur angesagten Frist eröffne, so sollen die Versammelten und alle Christgläubigen ihm die Obedienz entziehen. Dieser Anschlag machte großen Eindruck in der Umgebung des Papstes. Was erfolgen würde, wenn man sich der Einberufung des Concils widersetzte, sprach das Schriftstück deutlich aus. Der Papst vermochte dem
1. Febr. 1431. Drängen der Kardinäle nicht zu widerstehen. Er beauftragte daher den Kardinal Julian de Cesarini, der so eben nach Deutschland gezogen war, um die Gemüther zu einem neuen Kreuzzug gegen die Böhmen zu entzünden, mit der Leitung des Concils.
20. Febr. Wenige Tage später starb Martin V. und das Conclave erhob den Kardinal von

Siena, Gabriel Condolmieri, als Eugen IV. auf den Stuhl Petri, einen Venetianer, durch Sittenstrenge und mönchische Enthaltsamkeit ausgezeichnet, ebenso starrsinnig und mißtrauisch, als von fremdem Einfluß abhängig, durchdrungen von der Idee der päpstlichen Allmacht und wohlerfahren in allen finanziellen Künsten Roms.

Schon in der Wahlcapitulation hatte sich der neue Papst Eugen IV. zur Berufung des Concils verpflichtet. Der Kardinal Julian aber zögerte, er wollte erst den Erfolg seiner Kreuzpredigt und des neuen Kriegszuges abwarten (S. 273). Als im März die siebenjährige Frist ablief, waren nur wenige Prälaten und Doctoren erschienen, so daß die Eröffnung der Kirchenversammlung durch die Bevollmächtigten des Kardinals, Johann von Palomar und Johann von Ragusa, unter äußerst geringer Betheiligung vor sich ging. Erst als die Unterhandlungen zu Eger gescheitert waren und die furchtbare Niederlage bei Tauß die Unüberwindlichkeit der Hussiten dargethan, gewann das Concil Bedeutung, sah man allenthalben die Nothwendigkeit eines friedlichen Uebereinkommens ein. Der Kardinal Julian erschien jetzt selbst in Basel, um den Vorsitz zu übernehmen. Keiner war geeigneter, die Versammlung zu leiten und ihren hohen Zielen entgegenzuführen, als der feingebildete, gemäßigte, durch weltmännische Gewandtheit und edle Sitte, wie durch wahre Hingebung und Begeisterung für die hohe Sache der Kirchenreform ausgezeichnete Kardinal Julian. In seiner Begleitung befand sich Nicolaus von Cusa, ein Mann von niedriger Geburt aus Cues an der Mosel, der sich zu hohen Kirchenämtern, endlich zum Bischof von Brixen und Kardinal aufschwang und anfangs für die Sache der Kirchenreform, die er in seinem berühmten Werk „von der katholischen Einheit" verfocht, sein gewichtiges Wort einlegte, bis er ins curiale Lager übertrat.

Eröffnung des Baseler Concils.

23. Juli 1431.

Als die Versammlung in dem Kardinal Julian ein leitendes Haupt gewonnen, schritt sie rüstig auf dem vorgezeichneten Wege vorwärts. In einer vorbereitenden Sitzung wurde die Organisation und Geschäftsordnung festgesetzt. Die Abstimmung nach Nationen hatte in Constanz zu vielem Streit geführt; die scharfe nationale Gruppirung hatte sich der einheitlichen Durchführung allgemein christlicher Anliegen hinderlich erwiesen. Jetzt wurden vier Deputationen gebildet, deren jeder eine gleichmäßige Anzahl von Mitgliedern jeden Ranges aus den verschiedenen Nationen zugetheilt ward. Alle vier Monate sollten die Deputationen neugebildet werden und monatlich sich je einen Präsidenten wählen; jede hatte ihren Geschäftskreis, die eine die Glaubenssachen, die zweite die Friedensangelegenheiten zwischen den christlichen Mächten, die dritte die Kirchenreform, die vierte die allgemeinen Conciliengeschäfte. Nach der Vorberathung in den Abtheilungen wurde die Angelegenheit der Generalversammlung vorgelegt und hier nach Deputationen abgestimmt. Standen zwei Stimmen gegen zwei, so erfolgte eine neue Vorberathung. Der Wechsel der Deputationsglieder verhinderte, daß eine grundsätzliche Opposition Platz griff und dauernd wurde. Die Beschlüsse der Generalversammlung wurden in den öffentlichen Sitzungen des Concils im Münster als Synodaldecrete verkündet. Die Zulassung der Mitglieder und die Vertheilung in die Deputationen, sowie die Ueberweisung der einzelnen Gegenstände an die Abtheilungen stand einem aus „Zwölfmännern" bestehenden Ausschuß zu, zu welchem jede Deputation allmonatlich drei Mitgliedern wählte. Allein diese Zwölf-

Geschäftsordnung des Concils.
26. Sept. 1431.

männer, deren eigene Berechtigung zur Theilnahme am Concil oft zweifelhaft war, hatten eine allzufreie Macht, Unberufenen Sitz und Stimme zu ertheilen und auf die Zusammensetznng der Deputationen und damit auf die Berathungen und Beschlüsse einzuwirken, eine Einrichtung, die, jeder obersten, vom Concil unabhängigen Gewalt entzogen, den demokratischen Charakter der Kirchenversammlung mehr und mehr ausbildete. Auch die ganze Zusammensetzung der Deputationen, worin ein geringer Geistlicher oder Magister dem Kardinal gleichkam, war ein durchaus demokratisches Princip. „Indem die eigenthümliche Geschäftsordnung clericale Männner jedes Ranges und Landes in den Ausschüssen vereinte, indem Domherren, Mönche, Doctoren, Prälaten, Pfarrer zusammen arbeiteten, war dies Concil recht eigentlich der Ausdruck der neuen Ansichten, des neuen nicht pontificalen noch episcopalen, sondern clericalen Systems."

14.Dez.1431. Die päpstliche Auflösungsbulle. In der ersten Sitzung wurden die Constanzer Decrete von der Superiorität der Concilien als Grundlage der Concilienordnung verlesen, sodann als die Aufgaben der Kirchenversammlung: die Ausrottung der Ketzereien, die Herstellung des Friedens unter den christlichen Völkern, die Kirchenreformation bezeichnet. Weitaus das dringendste und von den andern unzertrennliche Anliegen war die böhmische Frage. Es galt vor Allem die Hussitennoth zu beendigen, die furchtbaren Ketzer zu Unterhandlungen, wo möglich zur Unterwerfung unter das Concil zu vermögen. Schon hatten die versammelten
15. Oct. Väter ein begütigendes Schreiben an die Böhmen erlassen, Einigkeit und Frieden entboten und zur Beschickung des Concils und freien Darlegung ihrer Ansichten aufgefordert. Diese Nachgiebigkeit gegen die von Papst und Concil verdammten Ketzer und der Reformeifer, der sich in der fernen rheinischen Stadt kundgab, erfüllte Eugen IV. mit Besorgniß und Mißtrauen. Er säumte nicht, seine feindselige Gesinnung an den Tag zu legen. Er erließ eine
18.Dez.1431. Bulle, welche die Auflösung des Concils wegen zu geringer Betheiligung, wegen Unsicherheit der Straßen, allzugroßer Entfernung der Stadt Basel und aus anderen nichtigen Vorwänden gebot und dasselbe nach anderthalb Jahren nach Bologna berief, wo er selbst erscheinen wolle. Als der päpstliche Befehl nach Basel gelangte, waren die versammelten Väter ebenso überrascht als unwillig. Cesarini, der die ganze Tragweite und Gefahr dieser Handlungsweise erkannte, ein Aergerniß für die Christenheit und eine Schmach für den heiligen Stuhl darin sah und den Anfang eines neuen Schisma ahnte, rieth dem Papste mit scharfen, eindringlichen Worten, den gefährlichen Schritt zurückzuthun. Die Bulle des Papstes steigerte in der ganzen Christenheit die Theilnahme für das Concil, in den heiligen Vätern das Pflichtgefühl und Selbstbewußtsein. Die Versammlung, voll entschlossenen Eifers für ihre Aufgabe, gerieth somit gleich von Anfang in Opposition zu dem Papste. Gesandte an Könige und Fürsten sollten das göttliche Recht des Concils darthun und allenthalben fanden sie eine ihren Anschauungen günstige Stimmung.

Domenico da Capranica. Damals, zu Anfang des Jahres 1432, kam auch Domenico da Capranica, Bischof von Fermo, nach Basel, um gegen Eugen Klage zu führen. Er war von

Martin V. zum Kardinal ernannt, aber noch nicht in seiner Würde publicirt worden. Als er nun bei der neuen Papstwahl, dem Beschlusse Martins gemäß, den alle Kardinäle unterschrieben hatten, ins Conclave eintreten wollte, zögerte das Collegium mit der Zulassung des als Freund des Hauses Colonna bekannten Kardinals, und als Eugen IV. gewählt worden, verweigerte er dem Bittenden den Kardinalshut und entzog ihm seine Beneficien und sein Vermögen. Da suchte er Schutz bei dem Concil, das den rechtskundigen Mann gerne aufnahm und seine Kardinalswürde anerkannte. Er war nun ein Leiter der Opposition gegen Eugen IV., trat jedoch nicht lange nachher auf dessen Seite über.

Die Väter waren entschlossen, bei dem Concil auch wider den Willen des Papstes zu beharren. Es wurde in der zweiten Session auf Grund der Constanzer Decrete ausgesprochen, daß die rechtmäßige Kirchenversammlung ohne ihre eigene Zustimmung von Niemanden, auch nicht vom Papste, aufgelöst, verlegt oder vertagt werden dürfe. Die Unterstützung und Anerkennung, welche den Vätern von allen Seiten, insbesondere vom römischen König zu Theil wurde, ermuthigte sie zu kühnem Auftreten. Von Städten und Universitäten, von Fürsten und Bischöfen liefen zustimmende Schreiben ein. Die Drohungen des Papstes mit Bann und Amtsentsetzung waren wirkungslos; mit jedem Tag ward die Versammlung, des weltlichen Schutzes und der Anerkennung der Christenheit sicher, zahlreicher und entschiedener. Als in der dritten Sitzung eine Ladung an den Papst und die Kardinäle erging, sich innerhalb dreier Monate in Basel zu stellen, sah man sich in Rom zu größerer Nachgiebigkeit genöthigt. Eugen nahm die Unterhandlungen wieder auf und ließ durch Gesandte in Basel sein Verfahren rechtfertigen. Allein das Concil wies die Rechtfertigung und die Vorwürfe des Papstes zurück, ebenso sein Anerbieten, die Auflösung des Concils zu widerrufen, wenn die Väter eine dem heil. Stuhl unterworfene Stadt erwählen würden. Unverzagt schritt die Versammlung auf ihrer Bahn fort. Der Papst wurde, weil er der Ladung nicht Folge geleistet, mit siebzehn Kardinälen des Ungehorsams angeklagt. Doch wurde den päpstlichen Abgeordneten auf ihr Ersuchen eine verlängerte Frist zugestanden.

[Zwiespalt zwischen Concil und Papst. — 16. Februar 1432. — 29. April 1432. — 6. Sept. 1432.]

In Bezug auf eine etwaige Vacanz des Stuhls Petri wurde alsdann beschlossen, daß sechzig Tage nach der Erledigung das Conclave in Basel zur neuen Wahl zusammenzutreten habe. In der achten Session wurde der Papst zum letztenmal zum unbedingten Widerruf der Aufhebungsbulle binnen sechzig Tagen aufgefordert, sonst werde der Prozeß gegen ihn eröffnet werden, zugleich sollten die Kardinäle bei Strafe der Suspension ihrer Pfründen sich in Basel einfinden. Als sich das Gerücht verbreitete, Eugen IV. wolle über den römischen König und den Protector des Concils, den Herzog Wilhelm von Baiern, den Bann aussprechen, erklärte die Versammlung alle päpstlichen Urtheile, die gegen den König gefällt seien oder würden, für ungültig. Die Entschiedenheit des Königs und des Concils, das immer mehr Anhänger, selbst im Kardinalscollegium fand, bewogen endlich den starrsinnigen Kirchenfürsten zu größeren Zugeständnissen. Er gab seine Zustimmung, daß das Concil in Basel fortbestehen solle und ernannte alsdann vier Kardinäle, um an seiner Statt den Vorsitz zu führen. Allein der zweideutige und dehnbare Inhalt des päpstlichen Zugeständnisses, das von

[6. Nov. — 18. Dez. — 22. Jan. 1433. — 16. Febr.]

der Anerkennung der bereits gefaßten Concilienbeschlüsse nichts sagte, die ungenügende Vollmacht der Kardinallegaten, die nur auf die Verhandlungen mit den Böhmen und über den Weltfrieden, nicht aber auf diejenigen über die Kirchenreform lautete, vermochte das Mißtrauen der Väter nicht zu zerstreuen. Den Vertretern des Papstes wollte man den Vorsitz nur einräumen, wenn sie dem Concil Verantwortlichkeit und Gehorsam geschworen hätten. Die Constanzer Decrete über die Abhaltung der Concilien wurden in der elften
27. April 1433. Sitzung von Neuem bestätigt: wenn der Papst unterlasse, das Concil zur bestimmten Zeit zu berufen, so könne es sich aus eigener Machtvollkommenheit versammeln, und wenn der Papst ihm dann Hindernisse bereite, so solle er vom Pontificat suspendirt und, wenn er dabei beharre, entsetzt werden. Nur mit Einwilligung von zwei Dritteln der versammelten Väter könne ein allgemeines Concil aufgelöst werden.

In siegreicher Opposition trat dergestalt die Kirchenversammlung dem monarchischen Princip des Pontificats gegenüber; der Papst hielt noch an den alten Grundsätzen fest, aber die Zeit war anders und die Geister freier geworden. Die alten herrschsüchtigen Ansprüche konnte man in Rom noch machen, aber die Kraft, sie durchzuführen, war abhanden gekommen. Der Papst, „das dienende Haupt der Kirche", dürfe nicht größer sein wollen, als die ganze Kirche; dieser Grundsatz, siegreich durchgeführt, bedrohte das pontificale System mit einem schweren Schlag.

b) Sigmunds Kaiserkrönung und vermittelnde Thätigkeit.

Sigmund in Italien. Auf den Gang der Verhandlungen zwischen Papst und Concil waren die gleichzeitigen Vorgänge in Italien von großem Einfluß. Bald nach der Niederlage bei Tauß beschloß Sigmund den Zug zur Kaiserkrönung zu unternehmen. In seinem leichtfertigen Sinn drängte ein Plan den andern, ohne daß er seine Mittel erwogen und seine Kraft geprüft hätte. Ihn lockte der Glanz der Kaiserkrone und der Ruhm, unter den italienischen Mächten als Herrscher aufzutreten. Zugleich hoffte er, den Venetianern einen Schlag beizubringen und vor Allem den Widerstand der Curie gegen das Concil dort zu überwinden und sich dadurch den einzig sichern Weg zur Erlangung seines böhmischen Erbes zu bahnen. Mit einigen hundert ungarischen Reitern zog
Nov 1431. der römische König über die Alpen; er vertraute auf italienische Hülfe und das Bündniß, das er soeben mit dem Herzog Philipp Maria von Mailand geschlossen hatte. Allein der Visconte war eine schwankende unzuverlässige Stütze. Den Reichsständen kam es gar nicht mehr in den Sinn, ihrem König über die Alpen Zuzug zu leisten. Ohne Widerstand empfing er zu Mailand
25. Nov. 1431. die lombardische Krone unter dem Schutze derselben Macht, deren Erhebung man einst bei Wenzel unter den Gründen der Absetzung aufgezählt hatte.

Krieg mit den Venetianern. Der Herzog hoffte in dem römischen König eine Stütze gegen die Venetianer zu finden, mit denen er um die Herrschaft in der Lombardei stritt. Die mächtige Republik unter dem kampflustigen Dogen Tommaso Mocenigo hatte den Grenzkrieg gegen Ungarn und den Mailänder mit geringen Unterbrechungen

jahrelang fortgesetzt. Zäh hielt der Freistaat das Erworbene fest und mehrte fortwährend den Besitz. Der Visconte konnte den Verlust von Brescia und Bergamo nicht verschmerzen. Ehe Sigmund in Italien anlangte, war der Krieg in vollem Ausbruch. In Friaul kämpften Ungarn und Venetianer, zugleich focht das mailändische Heer erfolgreich gegen die Truppen der Republik unter dem kriegsberühmten Feldherrn Francesco da Carmagnola und gegen die Florentiner. Ein Bündniß, das der römische König mit Mailand, Savoyen und dem Markgrafen von Montferrat schloß, vereinigte die mächtigsten Feinde der seebeherrschenden Republik. Doch fand Sigmund bei seinem Zug zur Kaiserkrone wenig Unterstützung von seinen Bundesgenossen. 18. Dec. 1431.

Während der Krieg gegen Venedig und Florenz seinen Fortgang hatte und Carmagnola das Unglück der venetianischen Waffen mit dem Tode büßte, begab sich Sigmund zu Anfang des neuen Jahres nach Piacenza. Hier begann jenes merkwürdige vielverschlungene Intriguenspiel mit dem Papste. Eugen IV. dachte die Kaiserkrone um den Preis der königlichen Zustimmung zur Auflösung des Concils zu verleihen; Sigmund aber hielt fest an der Baseler Kirchenversammlung, von der er allein die Wiedererlangung seines böhmischen Erbes hoffen konnte. Er versicherte das Concil seines Schutzes und sollte er darüber der Kaiserkrone entsagen, und ermuthigte die Väter zu entschlossenem Auftreten. So war ihm das Concil eine meisterhaft gebrauchte Handhabe, um den Papst, dem die Einigkeit und Entschiedenheit des Königs und der Kirchenversammlung leicht hätte gefährlich werden können, in Fügsamkeit und Willfährigkeit zu erhalten. Alle Versuche des Kirchenfürsten, Sigmund von den heiligen Vätern in Basel zu trennen und seine Einwilligung zur Vertagung des Concils zu erlangen, waren erfolglos. Der König bewies eine kaum erwartete Klugheit und Festigkeit. Mit treffenden Worten widerlegte er die Vorwände, die der Papst in der Auflösungsbulle vorgebracht, und wies auf die Gefahren hin, die eine längere Fortdauer der hussitischen Ketzerei für die Kirche haben werde; schon zeige sich allenthalben, wie gefährlich das Beispiel der böhmischen Ketzer sei, auch an anderen Orten mache sich der Haß des Volks gegen die Geistlichkeit Luft, die Auflösung des Concils bedrohe die ganze Kirche und den christlichen Glauben. Allein der starre Sinn des Papstes war schwer zu beugen. Monatelang zog er die Verhandlungen hin, bald zuredend und ermahnend, bald heftig und drohend. Schon begann die Spannung zwischen Sigmund und dem Papste in Erbitterung und Feindschaft überzugehen. Während der König sich über Parma und Lucca dem Kirchenstaat näherte, erwog der Priesterfürst in seinem Geiste Bann und Absetzung. Schon sammelte er Truppen im römischen Gebiet und näherte sich Sigmunds Gegnern, den Florentinern und Venetianern. Wir sahen, wie sich die Väter in Basel durch päpstliche Zusprachen und Drohungen nicht beirren ließen. Schritt für Schritt mußte der starre römische Priester nachgeben. Ohne Heer und Geld, von seinen italienischen Bundesgenossen verlassen, von seinen Feinden mit überlegener Waffengewalt bedroht, setzte der König dennoch seine Entschlüsse durch. Fast ein volles Jahr weilte er, von den Florentinern eingeschlossen, in Siena. Hier, in der Stadt der schönen Frauen, war auch der Schauplatz des Romans „Lucrezia und Euryalus", worin Aeneas Sylvius eine Liebesgeschichte zwischen dem königlichen Kanzler Kaspar Schlick und einer jungen Bürgerin zum Stoffe seiner Schilderung machte. Jene Anerkennungsbulle vom 16. Febr. (S. 279), die in ihrer Zweideutigkeit die Väter des Concils keineswegs befriedigte, brachte doch in dem Verhältniß des Königs zum Papst eine Aenderung hervor. Sigmund hielt damit den wichtigsten Punkt des Zwiespalts für erledigt und war nun bestrebt, das Concil von weiteren Maßregeln gegen den Oberhirten abzuhalten. Die nächste Folge dieses Einverständnisses war der Frieden von Ferrara zwischen Sigmund und Eugen IV., sowie zwischen den hadernden Mächten in Italien, Venedig, Florenz, Mailand.

Sigmund und der Papst in Unterhandlung. 1432.

Juli 1432 bis Mai 1433.

7. Apr. 1433.

der Anerkennung der bereits gefaßten Concilienbeschlüsse nichts sagte, die ungenügende Vollmacht der Kardinallegaten, die nur auf die Verhandlungen mit den Böhmen und über den Weltfrieden, nicht aber auf diejenigen über die Kirchenreform lautete, vermochte das Mißtrauen der Väter nicht zu zerstreuen. Den Vertretern des Papstes wollte man den Vorsitz nur einräumen, wenn sie dem Concil Verantwortlichkeit und Gehorsam geschworen hätten. Die Constanzer Decrete über die Abhaltung der Concilien wurden in der elften Sitzung von Neuem bestätigt: wenn der Papst unterlasse, das Concil zur bestimmten Zeit zu berufen, so könne es sich aus eigener Machtvollkommenheit versammeln, und wenn der Papst ihm dann Hindernisse bereite, so solle er vom Pontificat suspendirt und, wenn er dabei beharre, entsetzt werden. Nur mit Einwilligung von zwei Dritteln der versammelten Väter könne ein allgemeines Concil aufgelöst werden.

27. April 1433.

In siegreicher Opposition trat dergestalt die Kirchenversammlung dem monarchischen Princip des Pontificats gegenüber; der Papst hielt noch an den alten Grundsätzen fest, aber die Zeit war anders und die Geister freier geworden. Die alten herrschsüchtigen Ansprüche konnte man in Rom noch machen, aber die Kraft, sie durchzuführen, war abhanden gekommen. Der Papst, „das dienende Haupt der Kirche", dürfe nicht größer sein wollen, als die ganze Kirche; dieser Grundsatz, siegreich durchgeführt, bedrohte das pontificale System mit einem schweren Schlag.

b) Sigmunds Kaiserkrönung und vermittelnde Thätigkeit.

Sigmund in Italien.

Auf den Gang der Verhandlungen zwischen Papst und Concil waren die gleichzeitigen Vorgänge in Italien von großem Einfluß. Bald nach der Niederlage bei Tauß beschloß Sigmund den Zug zur Kaiserkrönung zu unternehmen. In seinem leichtfertigen Sinn drängte ein Plan den andern, ohne daß er seine Mittel erwogen und seine Kraft geprüft hätte. Ihn lockte der Glanz der Kaiserkrone und der Ruhm, unter den italienischen Mächten als Herrscher aufzutreten. Zugleich hoffte er, den Venetianern einen Schlag beizubringen und vor Allem den Widerstand der Curie gegen das Concil dort zu überwinden und sich dadurch den einzig sichern Weg zur Erlangung seines böhmischen Erbes zu bahnen. Mit einigen hundert ungarischen Reitern zog der römische König über die Alpen; er vertraute auf italienische Hülfe und das Bündniß, das er soeben mit dem Herzog Philipp Maria von Mailand geschlossen hatte. Allein der Visconte war eine schwankende unzuverlässige Stütze. Den Reichsständen kam es gar nicht mehr in den Sinn, ihrem König über die Alpen Zuzug zu leisten. Ohne Widerstand empfing er zu Mailand die lombardische Krone unter dem Schutze derselben Macht, deren Erhebung man einst bei Wenzel unter den Gründen der Absetzung aufgezählt hatte.

Nov 1431.

25. Nov. 1431.

Krieg mit den Venetianern.

Der Herzog hoffte in dem römischen König eine Stütze gegen die Venetianer zu finden, mit denen er um die Herrschaft in der Lombardei stritt. Die mächtige Republik unter dem kampflustigen Dogen Tommaso Mocenigo hatte den Grenzkrieg gegen Ungarn und den Mailänder mit geringen Unterbrechungen

jahrelang fortgesetzt. Zäh hielt der Freistaat das Erworbene fest und mehrte fortwährend den Besitz. Der Viscoute konnte den Verlust von Brescia und Bergamo nicht verschmerzen. Ehe Sigmund in Italien anlangte, war der Krieg in vollem Ausbruch. In Friaul kämpften Ungarn und Venetianer, zugleich focht das mailändische Heer erfolgreich gegen die Truppen der Republik unter dem kriegsberühmten Feldherrn Francesco da Carmagnola und gegen die Florentiner. Ein Bündniß, das der römische König mit Mailand, Savoyen und dem Markgrafen von Montferrat schloß, vereinigte die mächtigsten Feinde der seebeherrschenden Republik. Doch fand Sigmund bei seinem Zug zur Kaiserkrone wenig Unterstützung von seinen Bundesgenossen. 18. Dec. 1431.

Sigmund und der Papst in Unterhandlung. 1432.

Während der Krieg gegen Venedig und Florenz seinen Fortgang hatte und Carmagnola das Unglück der venetianischen Waffen mit dem Tode büßte, begab sich Sigmund zu Anfang des neuen Jahres nach Piacenza. Hier begann jenes merkwürdige vielverschlungene Intriguenspiel mit dem Papste. Eugen IV. dachte die Kaiserkrone um den Preis der königlichen Zustimmung zur Auflösung des Concils zu verleihen; Sigmund aber hielt fest an der Baseler Kirchenversammlung, von der er allein die Wiedererlangung seines böhmischen Erbes hoffen konnte. Er versicherte das Concil seines Schutzes und sollte er darüber der Kaiserkrone entsagen, und ermuthigte die Väter zu entschlossenem Auftreten. So war ihm das Concil eine meisterhaft gebrauchte Handhabe, um den Papst, dem die Einigkeit und Entschiedenheit des Königs und der Kirchenversammlung leicht hätte gefährlich werden können, in Fügsamkeit und Willfährigkeit zu erhalten. Alle Versuche des Kirchenfürsten, Sigmund von den heiligen Vätern in Basel zu trennen und seine Einwilligung zur Vertagung des Concils zu erlangen, waren erfolglos. Der König bewies eine kaum erwartete Klugheit und Festigkeit. Mit treffenden Worten widerlegte er die Vorwände, die der Papst in der Auflösungsbulle vorgebracht, und wies auf die Gefahren hin, die eine längere Fortdauer der hussitischen Ketzerei für die Kirche haben werde; schon zeige sich allenthalben, wie gefährlich das Beispiel der böhmischen Ketzer sei, auch an anderen Orten mache sich der Haß des Volks gegen die Geistlichkeit Luft, die Auflösung des Concils bedrohe die ganze Kirche und den christlichen Glauben. Allein der starre Sinn des Papstes war schwer zu beugen. Monatelang zog er die Verhandlungen hin, bald zuredend und ermahnend, bald heftig und drohend. Schon begann die Spannung zwischen Sigmund und dem Papste in Erbitterung und Feindschaft überzugehen. Während der König sich über Parma und Lucca dem Kirchenstaat näherte, erwog der Priesterfürst in seinem Geiste Bann und Absetzung. Schon sammelte er Truppen im römischen Gebiet und näherte sich Sigmunds Gegnern, den Florentinern und Venetianern. Wir sahen, wie sich die Väter in Basel durch päpstliche Zusprachen und Drohungen nicht beirren ließen. Schritt für Schritt mußte der starre römische Priester nachgeben. Ohne Heer und Geld, von seinen italienischen Bundesgenossen verlassen, von seinen Feinden mit überlegener Waffengewalt bedroht, setzte der König dennoch seine Entschlüsse durch. Fast ein volles Jahr weilte er, von den Florentinern eingeschlossen, in Siena. Hier, in der Stadt der schönen Frauen, war auch der Schauplatz des Romans „Lucrezia und Euryalus", worin Aeneas Sylvius eine Liebesgeschichte zwischen dem königlichen Kanzler Kaspar Schlick und einer jungen Bürgerin zum Stoffe seiner Schilderung machte. Jene Anerkennungsbulle vom 16. Febr. (S. 279), die in ihrer Zweideutigkeit die Väter des Concils keineswegs befriedigte, brachte doch in dem Verhältniß des Königs zum Papst eine Aenderung hervor. Sigmund hielt damit den wichtigsten Punkt des Zwiespalts für erledigt und war nun bestrebt, das Concil von weiteren Maßregeln gegen den Oberhirten abzuhalten. Die nächste Folge dieses Einverständnisses war der Frieden von Ferrara zwischen Sigmund und Eugen IV., sowie zwischen den hadernden Mächten in Italien, Venedig, Florenz, Mailand.

Juli 1432 bis Mai 1433.

7. Apr. 1433.

Die Kaiserkrönung. Nachdem Sigmund gelobt, Eugen IV. für den unzweifelhaften, wahren, canonisch erwählten Papst zu halten und dahin zu wirken, daß er als solcher in der ganzen Christenheit verehrt werde, und versprochen hatte, den apostolischen Stuhl nach Kräften in allen Rechten zu schützen, konnte der Frieden zwischen den beiden Häuptern der Christenheit als hergestellt gelten. Es war dem schlauen Priesterfürsten doch gelungen, das innige Einverständniß zwischen dem König und dem Concil einigermaßen zu lockern. Der Krönung stand nun
21. Mai 1433. nichts mehr im Wege. Als der römische König seinen Einzug in die ewige
31. Mai. Stadt gehalten und am Pfingstfest die Kaiserkrone empfangen hatte, war das Ziel seines Strebens erreicht.

Sigmund nach Basel. Der Kaiser sah jetzt seine Aufgabe darin, zwischen Papst und Concil die Eintracht herzustellen, beide zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Während er einerseits die heiligen Väter ermahnte, die Citationsfrist zu verlängern, den päpstlichen Legaten den Vorsitz einzuräumen, überhaupt in der prinzipiellen Autoritätsfrage sich
1. Aug. 1433. gefügiger zu zeigen, vermochte er doch wiederum den Papst zu einer neuen Bulle, worin das Concil nochmals anerkannt ward, aber in Ausdrücken, welche die Versammlung, die nur in der völligen Unterordnung des Papstes das Heil der Kirche sah, zu unbestimmt und dehnbar fand. Gegen den Willen des Kaisers wollte man die Suspension des Papstes aussprechen; mit Mühe erlangte der Protector, Herzog Wilhelm von Baiern, eine neue Frist von dreißig Tagen. Unter
11. Oct. diesen Umständen war die unerwartete Ankunft Sigmunds in Basel ein wichtiges Ereigniß. Seiner persönlichen Thätigkeit gelang es, die beiden in Hader begriffenen Autoritäten der Kirche zu vergleichen. Der Papst ließ sich endlich
15. Dec. 1433. bereit finden, in einer neuen Bulle das Concil nach einem von den Vätern selbst entworfenen Formular als ein rechtmäßiges und nie unterbrochenes zu
5. Febr. 1434. bestätigen und die frühern Erlasse zu widerrufen. In öffentlicher Sitzung wurde die päpstliche Anerkennung für befriedigend erklärt. Nachdem die Legaten dem Grundsatze von der Superiorität der Concilien beigestimmt hatten, wurde ihnen, als Bevollmächtigten zugleich des Papstes und des Concils, der Vorsitz eingeräumt. Aber die Mißstimmung Sigmunds und vieler Fürsten gegen das Concil, das in so rücksichtsloser Selbständigkeit auftrat, nahm täglich zu; bald schied der Kaiser unwillig von Basel.

Bedrängniß des Papstes. Die arge Bedrängniß, in welcher sich der Papst damals befand, hatte den Widerstand des hülfsbedürftigen Oberpriesters gegen das Concil gebrochen. Gleich nach seiner Erhebung war Eugen mit dem mächtigen Geschlecht der Colonna, die sich der zusammengescharrten Schätze ihres Anverwandten, Martin V., bemächtigten, in heftigen Kampf gerathen. Auch nach dem Friedensschluß lauerten sie auf Gelegenheit, sich an dem Kirchenfürsten zu rächen. Ihnen gesellte sich der Herzog Filippo Maria von Mailand zu, jener tückische und finstere Gewalthaber von ränkesüchtigem ruhelosem Geist und eisernem Despotenwillen. Er zürnte dem Papst wegen seines Anschlusses an den venetianischen Bund und wegen des Friedens von Ferrara (S. 281), der dem Visconte seine Eroberungen wieder entriß. Sobald der Kaiser Rom verlassen, brach der

Aufstand offen aus. Die gefürchteten Bandenführer, Fortebraccio, Francesco Sforza, Nicolo Piccinino, in mailändischem Sold und von den Colonna mit offenen Armen empfangen, brachten bald den ganzen Kirchenstaat in ihre Gewalt. Im Namen des heiligen Concils und seines Vicars, des Herzogs von Mailand, besetzten sie die Länder der Kirche. Endlich erhob sich auch in der Hauptstadt, „im Mittelpunkt pontificaler Beglückungen", das Volk, erstürmte das Kapitol und schrie nach Freiheit und Aenderung in der Staatsform. Der Papst selbst wurde gefangen gehalten und entkam nur mit Mühe verkleidet aus der tobenden Stadt. Als herrschaftsloser Flüchtling langte er in Florenz an und die Väter in Basel blickten mit schlecht verhehlter Schadenfreude auf die Bedrängniß des vordem so hochmüthigen Kirchenhauptes. Juni 1434.

c) Ausgleichung mit den Hussiten.

Gerade jetzt, als die Autorität des Concils von der widerstrebenden päpstlichen Gewalt anerkannt worden, schien auch das wichtigste Anliegen, die Verhandlungen mit den Hussiten, zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen. In Böhmen standen sich nach dem entscheidenden Sieg die Parteien wieder schroff gegenüber. Während die Waisen und Taboriten die Kriegszüge nach Mähren, Schlesien, Oesterreich und Ungarn fortsetzten, nahm die Partei der Gemäßigten, die nach friedlichem Ausgleich strebten, an Stärke zu. Auf dem Landtag zu Prag wurde über die Spaltungen unter den hussitischen Parteien und die Anträge des Concils verhandelt. Man beschloß, Gesandte nach Eger zu schicken, um sich mit den Baseler Abgeordneten zu verständigen. Der Tag von Eger, wo sich von böhmischer Seite die Magister Johann von Rokycana und Peter Payne, Procop der Große und andere Führer einfanden, verhieß einen günstigen Erfolg. Mit milden versöhnlichen Worten sprachen sich die Gegner an, und die friedliebende Gesinnung, die sich beiderseits kund gab, führte zu einem Vertrag, auf Grund dessen die Böhmen einwilligten, das Concil zu beschicken und friedlich und brüderlich ihre Anliegen zu besprechen. Schwer war es, die Böhmen wegen des sichern Geleits zu beruhigen; das Todesurtheil von Constanz stand noch in zu frischem Andenken. Die versammelten Väter vernahmen mit Freuden die Botschaft von der Aussöhnung und bestätigten alsbald das Abkommen von Eger. „Schon öffnet sich die Pforte, die verlorenen Schafe einzulassen", schrieb jubelnd der Kardinal Julian. Allein die angebahnte Ausgleichung verzögerte sich. Der Zwiespalt zwischen Papst und Concil ließ auch die Gemäßigten an einem günstigen Erfolg zweifeln, die „im Felde dienenden Gemeinden", die Waisen und Taboriten, waren dem Frieden ohnehin abgeneigt. Schon im Frühjahr hatten sie ihre Kriegszüge fortgesetzt. Diesmal fühlte besonders Brandenburg die Zerstörungswuth der hussitischen Schaaren. Der Bischofssitz Lebus, die Städte Müncheberg, Straußberg und Landsberg gingen in Flammen auf, selbst an Frankfurt wagten sich die wilden Krieger. Den ganzen Sommer dauerten die verheerenden Züge nach allen Seiten fort; die Schlesier suchten sich durch einen zweijährigen Waffenstillstand aus der entsetzlichen Noth zu retten. Gleichzeitig gingen die Hussiten

Das Concil und die Hussiten. Herbst 1431. Febr. 1432. Mai. 1432. Juli.

einen engen Waffenbund mit dem Polenkönig Wladislaw ein „gegen alle Nationen, besonders die deutsche.“ Alsbald erfolgte ein böhmischer Fehdebrief an den deutschen Orden. Allein unter den fortwährenden Kriegsstürmen gewann
31. Aug. bis 6. Sept. 1432. doch die Friedenspartei die Oberhand. Auf dem Landtag von Kuttenberg wurden die Egerer Beschlüsse genehmigt und die hervorragendsten Männer verschiedener Richtung zu Abgeordneten an das Concil gewählt.

Die Böhmen in Basel. Während man sich in Basel anschickte, die Böhmen ehrenvoll zu empfangen und sich auf das gelehrte Gefecht um die hussitischen Glaubensartikel rüstete, begaben sich die böhmischen Gesandten, unter denen Johann Rokycana, der Engländer Peter Payne, Prokop der Große, Nicolaus Biskupek hervorragten, auf die Reise. Allenthalben staunte das Volk die fremden Männer in der seltsamen Tracht an, insbesondere den Priester Procop mit dem wilden finstern Angesicht, den gefürchteten Mann, von dem das Gerücht so Entsetzliches zu erzählen wußte. Freundlich und ehrerbietig war der Empfang der fremden Gäste, aber in dem langen Redeturnier, in den weitschweifigen, oft bitteren und heftigen Disputationen, die sich über die Prager Artikel entspannen, kam man nicht zu dem gehofften Erfolg. Das Concil, das die Unfehlbarkeit der Kirche als unumstößlichen Grundsatz festhielt und Unterwerfung verlangte, ließ sich durch die der heiligen Schrift entnommenen Gründe der böhmischen Redner nicht überzeugen, das dogmatische System der Kirche durch
Januar bis April 1433. einzelne Neuerer nicht antasten. Nachdem man Monate lang gegen einander mit Worten gefochten, kam man überein, daß eine Gesandtschaft des Concils die heimkehrenden Böhmen begleiten sollte, um dort auf dem Landtag die Verhandlungen zu Ende zu führen.

Die Prager Compactaten. Als die Legaten des Concils, die Bischöfe Philibert von Coutances, Peter von Augsburg, Johann Palomar u. a. in Böhmen eintrafen, wurden
Juni 1433. die unterbrochenen Verhandlungen auf dem Prager Landtag fortgesetzt. Um die längst uneinigen hussitischen Parteien zu trennen und den Zwiespalt zu schärfen, verlangten die Baseler Abgeordneten eine bestimmte und genaue Formulirung der vier Artikel. Zugleich waren sie mit Erfolg bemüht, den calixtinischen Adel auf ihre Seite zu ziehen und die Kluft zwischen diesen und den extremen Parteien, die mit dem ganzen Wesen der alten Kirche brechen wollten, zu erweitern. Nach ihrer Rückkehr in Begleitung böhmischer Gesandten wurde
11. Aug. in öffentlicher Sitzung die Formel der vier Artikel verlesen, unter der die Hussiten mit der Kirche eins sein wollten. Zwar äußerten viele der versammelten Väter Bedenken über die Nachgiebigkeit, die das System der kirchlichen Unfehlbarkeit antastete, allein, von dem Kaiser und den Reichsständen gedrängt, im Zwiespalt mit der Curie, durch die erneuten Raubzüge der Hussiten geschreckt, sah sich die Versammlung genöthigt, die „doctrinäre Strenge“ fahren zu lassen und das Unionswerk mit den gemäßigten Elementen des Hussitenthums abzuschließen. Mit innerem Widerstreben gestand die Kirche den Laien-

kelch zu. Es wurde eine neue Deputation entsandt, die endlich in den „Prager Compactaten" eine Vereinigung mit den Calixtinern zu Stande brachte.

Die „Prager Compactaten" gestanden die vier Artikel in etwas veränderter Fassung zu, 30. Nov. 1433.
„in einer Formel, die so viel als möglich verdeckte, daß das Concil im Prinzip nachgegeben habe." Es hieß darin:

1) In Betreff des Kelches, daß die Böhmen und Mährer, wenn sie in Einigkeit und Frieden mit der Kirche lebten, und sich weder im Glauben noch in den Ceremonien unterschieden, auch unter beiderlei Gestalt communiciren dürften, doch hätten die Priester dabei zu lehren, daß in der Gestalt des Brodes nicht blos Christi Leib, noch in der Gestalt des Weines blos Christi Blut, sondern daß in jeder Gestalt Christus ganz und vollständig sei.

2) Oeffentliche Verbrechen und Laster der Geistlichen sollen nach dem göttlichen Gesetze und den Ordnungen der Kirchenväter gestraft werden und zwar von den gewöhnlichen Obrigkeiten, jedoch mit Zuziehung von Geistlichen bei der gerichtlichen Entscheidung.

3) Das Wort Gottes soll frei und ungehindert gepredigt werden, doch sollten die Priester von ihren kirchlichen Vorgesetzten dazu verordnet und die Gewalt des Bischofs berücksichtigt werden.

4) Bezüglich der weltlichen Herrschaft der Geistlichen lautete die Fassung, die Kirche könne erbliche Güter besitzen und die Geistlichen sollten das Kirchengut verwalten, keine weltliche Person dürfe sich solches Gut, ohne Kirchenfrevel, aneignen.

Die Prager Compactaten bezeichnen wiederum einen Wendepunkt in der böhmischen Revolution. Die gemäßigten Calixtiner und der Adel traten von da an in scharfen Gegensatz, bald in Bürgerkrieg mit den Massen des Volks. Die Taboriten und Waisen, die böhmischen Stadtgemeinden mit Ausnahme von Pilsen, der Prager Altstadt u. a., standen unter Procops Führung den Calixtinern oder Utraquisten gegenüber. An der Spitze des Adels standen damals Ulrich von Rosenberg und Meinhard von Neuhaus, die für Unterdrückung der Herrschaft der Rottenführer und Rückkehr des Königs wirkten. Die Hoffnung Sigmunds, zu seinem böhmischen Erbe zu gelangen, stieg mit der Zwietracht der Parteien. Als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, war man in Böhmen nahe daran, sich den jungen Prinzen Wladislaus, den Erben der polnischen Krone, zum König zu setzen. Das Vorhaben zerschlug sich und die Partei, die eine Aussöhnung mit Sigmund und dem Concil erstrebte, nahm an Zahl und Macht zu. Die Reaction der bevorrechteten und ordnungsliebenden Stände gegen das zuchtlose wüste Bandenwesen trat immer offener zu Tage. Als der Landtag Herrn Ales von Riesenburg zum Verweser einsetzte und ihm einen adligen Rath zur Seite gab, geschah es in der Absicht, den demokratischen Parteien die lang besessene Herrschaft zu entreißen.

Die Parteien in Folge der Compactaten. — *1. Dec. 1433.*

Auch während der Friedensverhandlungen hatten die kriegerischen Ereignisse ihren Fortgang gehabt. Es war namentlich die Stadt Pilsen, welche als Hort des katholischen Glaubens in Böhmen den Zorn der Hussiten erregte. Mit vereinigter Macht lagerten sich die Böhmen vor der Stadt, aber Monatelang trotzten die festen Mauern den Geschützen. In dem hussitischen Lager steigerte sich die wilde Zuchtlosigkeit, als man hinter einer schweren Niederlage

Die Belagerung von Pilsen. — *Juli 1433.*

in Baiern Verrath argwohnte, zu offener Empörung; die Wüthenden vergriffen sich sogar an Procop, der darauf voll Unwillen das Heer verließ. Auch als der Waisenhauptmann Johann Čapek von San, der von einem abenteuerlichen Feldzug in Preußen bis vor Danzig und an die Fluthen der Ostsee zurückkehrte, im Lager erschien, waren die Böhmen nicht im Stande, die feste Stadt zu bezwingen. Schon lauerte der Verrath in den Reihen der Belagerer; Přibik von Klenau, der tapfere Feldherr, schaffte heimlich Getreide in die Stadt und zog sich dann auf sein Schloß zu Mies zurück. Der feindlichen Partei im Lande gegenüber, die sich immer fester und mächtiger zusammenschloß, zeigten sich jetzt die Schaaren der Brüder in ihrer ganzen zuchtlosen und ohnmächtigen Zerfahrenheit.

Der Bürgerkrieg in Böhmen. Während die böhmischen Heerschaaren vor Pilsen lagerten, in wilden Verheerungen ihre Kraft und Wuth auslassend, gewann die Sache des Königs und des Concils mehr und mehr Boden im Lande. Die böhmischen und mährischen Barone und die zu ihnen haltenden städtischen Gemeinden traten, im April 1434. Einverständniß mit dem Landesverweser, in einen Bund zusammen, um Ruhe und Ordnung herzustellen, dem Landfrieden Geltung zu verschaffen, das stehende Heer der Kriegsrotten aufzulösen. Zugleich beschlossen sie, ein eigenes Heer zu sammeln. Die drohenden Rüstungen des Adels erweckten auch Procop wieder aus seiner Unthätigkeit und Mißstimmung; er trat von Neuem an die Spitze der Taboriten und Waisen. So führte die längst bestehende Spaltung der Böhmen endlich zum offenen Krieg, und die hussitische Sache, die allen Stürmen von Außen getrotzt, wurde durch inneren Streit zerrüttet. Jetzt mußte die Entscheidung fallen, ob die Adelspartei, der sich auch die Städte Prag, Pilsen und Melnik anschlossen, über die demokratische, die Städte und die Taboriten- und Waisengemeinden, die Oberhand gewinnen und damit der Ausgleich mit der Kirche und dem Königthum sich verwirklichen sollte. In der Hauptstadt Mai. entbrannte der verhängnißvolle Kampf. Als sich die Neustadt weigerte, dem Herrenbund und dem Landfrieden beizutreten, wurde sie von den Altstädtern in erfolgreichem Sturme erobert. Auf die Kunde von diesem Vorgang ließen die Belagerer alsbald von Pilsen ab und zogen den bedrängten Brüdern zu Hülfe.

Die Schlacht bei Lipan. 30. Mai 1434. In der Nähe von Böhmisch-Brod, bei den Dörfern Lipan und Hřib, standen die Heere des Adels und des Städtebundes einander gegenüber. Die Brüder ließen sich durch verstellte Flucht der Gegner aus ihrer Wagenburg hervorlocken und, durch Reiterschaaren von der Rückkehr abgeschnitten, erlagen sie der überlegenen Macht des Herrenbundes. Die gefeiertsten Führer, die beiden Procope u. a., fielen im Getümmel. Tausende lagen auf dem Schlachtfeld oder wurden gefangen genommen, grausam niedergemacht oder in das Joch der Leibeigenschaft gezwungen. Die Heere der Brüder, die so lange der Schrecken des Abendlandes gewesen, waren vernichtet, jene entsetzlichen Gestalten, wie sie uns Aeneas Sylvius schildert, mit dem sonn- und wettergebräunten Angesicht,

mit den Adleraugen, dem wirren Bart und den sehnigen Gliedern, die in den Waffen aufgewachsen, an Raub und Mord gewöhnt, nimmer in Ordnung und Ruhe hätten leben können.

Nicht dem König und dem Concil kam der Sieg zunächst zu Gute, der Widerstand gegen beide war nicht beendet, wie sie wohl gehofft hatten. Das politische Uebergewicht, das so lange die demokratischen Parteien besessen, ging jetzt in die Hände ihrer aristokratischen und calixtinischen Gegner über. Vor Allen war es der Magister Johann Rokycana, der unter den eifrigen Kelchnern weitaus das größte Ansehen genoß. Wie sich nunmehr die Parteiung und die politische Stimmung in Böhmen gestaltet hatte, zeigte sich auf dem Landtag, der um Johanni in Prag zusammentrat. Hier schlossen sich die Waisenstädte größtentheils dem Bunde mit den Baronen an. Ein allgemeiner Landfrieden zwischen allen Utraquisten und ein einjähriger Waffenstillstand mit den Katholiken, die Bestellung von eigenen Kreishauptleuten zur Aufrechthaltung der Gesetze, Maßregeln zu besserer Rechtspflege und Verwaltung, waren wichtige Anzeichen der wiederkehrenden Ordnung in dem zerrütteten Lande. Es gab jetzt wieder ein allgemein anerkanntes oberstes Regiment, das der Landesverweser Ales von Riesenburg repräsentirte. „Blieben auch noch die unteren Massen in heftiger Bewegung, zum großen Theil unter Waffen, ja noch trotzig genug, Raubeinfälle in die benachbarten Lande zu machen, so stand doch officiell das Königreich Böhmen unter seinem Statthalter und in den Landtagen ständisch geeint den Ansprüchen des Königs gegenüber. Es war mehr wie je in der Lage, die Bedingungen zu machen, unter denen es den Kaiser in den Besitz seiner Krone Böhmen gelangen lassen wolle."

Folgen der Schlacht.

24. Juni 1434.

Die Verhandlungen der Böhmen mit ihrem Erbherrn, die beiderseits mit Mißtrauen und Zurückhaltung geführt wurden, spannen sich jedoch endlos fort und immer drangen die kirchlichen Fragen, die Differenzen mit dem Concil, in die politischen Angelegenheiten ein. Die Forderungen der Böhmen legte der Landtag in einer Reihe von Artikeln nieder. Es wurde darin unbedingte Amnestie verlangt; der Kaiser sollte sammt seinem Hof in Böhmen unter beiderlei Gestalt communiciren, weder in seinen Rath, noch in die Landesämter deutsche oder unter Einer Gestalt Communicirende einsetzen, er solle befehlen, daß Jedermann im Lande unter beiderlei Gestalt das Abendmahl nehme, damit keine Zwietracht herrsche; wenn der König aus dem Lande gehe, dürfe er es weder einem Ausländer noch einem Gegner des Kelches übergeben; Mähren sollte wieder mit der Krone vereinigt werden; die Barone, Ritter und Städte sollten im Genuß ihrer alten Freiheiten geschützt werden, und den Beisitz bei der Landtafel insgesammt erhalten u. A. m. Auf dem Tage zu Brünn sollten die Verhandlungen zu Ende geführt werden. Es gab noch mancherlei Anstände mit dem Concil zu erledigen, denn die Compactaten in ihrer unbestimmten Fassung ließen noch Stoff genug zu Zweifel, Mißtrauen und Zwietracht. Die Böhmen verlangten, daß der Erzbischof und die zwei Suffraganbischöfe vom Volk und der Priesterschaft gemeinschaftlich gewählt, die kirchlichen Aemter nicht an Fremdlinge vergeben würden, daß Niemand an eine kirchliche Instanz außerhalb Böhmens appelliren solle. Die Legaten, die in den Compactaten das äußerste Zugeständniß sahen, gaben in den die böhmische Kirchenver-

Die Unterhandlungen der Böhmen mit Sigmund und dem Concil. März 1435.

Juli 1435.

fassung betreffenden Differenzpunkten ausweichende und unbestimmte Antworten. Gedeihlicheren Fortgang nahmen die Verhandlungen mit dem Kaiser; um endlich in den Besitz seines Königreichs zu kommen, gestand er den Böhmen ihre Forderungen zu und stellte sich auch in den kirchlichen Fragen auf ihre Seite, was eine tiefe Mißstimmung zwischen Sigmund und den Legaten zur Folge hatte. Was zu Brünn verabredet worden,
Oct. 1435. wurde alsdann auf dem Prager Landtag bestätigt, zugleich die Wahl des Erzbischofs und der zwei Suffraganbischöfe vorgenommen; sie fiel auf Johann Rokycana und die Priester Martin Lupač von Chrudim und Wenzel von Hohenmaut. Ein Abschluß in den langwierigen Verhandlungen, wenn auch nicht die aufrichtige Beilegung aller Mißhelligkeiten, kam endlich auf dem Landtag von Iglau zu Stande.
Juni. Juli 1436. Hier erfolgte die Bestätigung und Veröffentlichung der Compactaten. Neben dem Vergleich mit der Kirche war es sodann der endliche Friedensschluß mit dem Königthum, was den Iglauer Landtag als den Abschluß der hussitischen Revolution denkwürdig
20. Juli. macht. Der Kaiser stellte einen Majestätsbrief aus, der sein Abkommen mit den böhmischen Ständen, den Schutz des utraquistischen Glaubens auf Grund der Compactaten, die Wahrung der Rechte der Böhmen, völlige Amnestie nebst mancherlei politischen und kirchlichen Zugeständnissen enthielt.

Sigmund als König von Böhmen. 23. August 1436. Als Sigmund mit der Kaiserin Barbara und stattlichem Gefolge seinen feierlichen Einzug in Prag hielt, festlich begrüßt von dem wankelmüthigen Volke, hatte die Hussitenbewegung einen äußeren Abschluß erreicht. Allein das neue Königthum, in dessen Gefolge die Reaction einzog, brachte noch lange nicht den innern Frieden. Der Kaiser hatte, um endlich sein verlorenes väterliches Reich wieder zu erlangen, mancherlei zugesagt, was er zu halten wohl nie im Sinne trug. Es trat bald hell zu Tage, daß weder das Concil noch der Kaiser mit aufrichtigem Sinn die Verträge mit den Böhmen eingegangen waren. Die Herstellung von Klöstern, die Rückberufung von Mönchen und Nonnen waren deutliche Anzeichen, daß man in dem Ketzerlande die katholische Kirche im alten Ansehen herzustellen strebte; sowohl der Kaiser als das Concil hielten mit der Bestätigung des Erzbischofs Rokycana zurück; Bischof Philibert von Coutances wirkte als Administrator für die katholische Sache. Die Klagen über Verletzung der Compactaten dauerten fort; Rokycana lag in heftigem Hader mit den Legaten. Sigmund, der in allen Maßregeln, wie namentlich in der Besetzung der Landesämter, seine Abneigung gegen die eifrigen Hussiten zu erkennen gab, brachte die kurze Spanne Zeit, die ihm noch blieb, in dem Bestreben hin, sich auf dem wiedererrungenen Thron zu befestigen und ihn seinem Erben, dem Herzog Albrecht von Oesterreich, zu sichern. Noch war der Widerstand gegen die königliche Herrschaft nicht erloschen und aufs Neue geriethen die Gemüther in Gährung, als durch die Haltung der Legaten und des Königs die Meinung, daß man betrogen sei, immer mehr Eingang fand. Wenngleich Sigmund treffliche Verordnungen über Verwaltung, Gerichts- und Finanzwesen erließ, so mißtraute man doch seinen dem Utraquismus gemachten Zusagen. In Prag, in Tabor und Königgrätz gab sich eine scharfe Opposition kund. Es dauerte noch lange, ehe das aufgeregte Land, durch Thronstreitig-

keiten und Parteikämpfe immer aufs Neue verwirrt, in ruhige Bahnen einlenkte. Wir werden später die Nachläufer und Ausgänge der böhmischen Revolution kennen lernen; die welterschütternde Bewegung, die von dem hussitischen Aufruhr ausgegangen, war durch die Uebereinkunft mit der Kirche und dem Königthum in engere Bahnen gelenkt worden; die böhmische Bewegung spann sich fortan in kleineren Kreisen, in den Grenzen des Landes ab.

Bedeutung der hussitischen Revolution.

Zwei Jahrzehnte waren verflossen, seitdem Hus auf dem Holzstoß gestorben, und während dieser ganzen Zeit hatte weder die Kirche vermocht, ihre untergehende Gewalt über die Gemüther geltend zu machen, noch die Waffen von Kaiser und Reich, aufrührerische Unterthanen zum Gehorsam zu zwingen. Auf gewaltigen Bahnen war diese von Nationalgefühl und von Glaubenseifer gleichmäßig entzündete Empörung einhergeschritten. Es war der erste mit Kraft geführte Streich gegen das ganze mittelalterliche Wesen, zugleich gegen Kirche, Königthum und Feudalität gerichtet, und der wankende Bau der mittelalterlichen Bildungen vermochte kaum die Wucht dieses Streiches auszuhalten. Der Kampf um Entfesselung der Geister und um Glaubensfreiheit war ein Unternehmen von gewaltiger Bedeutung in jener Zeit des Geistesdruckes und Glaubenszwanges, ein Streben, dem wir unsere Anerkennung nicht versagen können. Allein mit dem Abfall von der Kirche und der Zerstörung des Alten war noch kein neues Werk geschaffen. „Die feindlichen Heere zu schlagen und zu vernichten, gelang den Böhmen, aber den Sieg ihres Glaubens bezeichneten nur die zerstörten Klöster und Bilder, keine gewonnene Seele.“ In dem äußerlichen Zeichen des Kelches waren die Parteien einig gewesen, und wo es galt, ihr Symbol gegen die Heere der Kirche und der Fürsten zu vertheidigen, hatten sie zusammengestanden. Aber welch große Zerfahrenheit in Zielen und Plänen, welch engherzige Starrheit, welch geringe Geistesgröße, welche politische Unfähigkeit gab sich doch von Anfang an unter den zwieträchtigen Parteien kund. Wie ärmlich war die Frucht all der Gräuel und blutigen Kämpfe, jener hussitischen Wuth, die den böhmischen Namen auf lange zum Schrecken der Völker machte.

d) Die Parteispaltung im Concil und Kaiser Sigmunds Ausgang.

Versuche einer Reichsreform.

Als Sigmund, mit der Kaiserkrone geschmückt, aus Italien zurückkehrte, trat die drängende Nothwendigkeit an ihn heran, die so oft versuchte und so oft gescheiterte Reform des Reichs von Neuem in Angriff zu nehmen. Die allerwärts wüthenden Fehden, die ungezügelte Anarchie, die Kämpfe in Städten und Fürstenthümern, dazu das gänzliche Unvermögen des Reichs dem böhmischen Aufruhr gegenüber, die täglich mehr zu Tage tretende Mißachtung des unfähigen kaiserlichen Regiments, die factische Lostrennung der Länder des Reichs im Süden und Westen, die Theilnahmlosigkeit der entlegenern Gebiete, das Alles rief laut nach Besserung und Abhülfe. Was zur

Zeit des Constanzer Concils geplant und besprochen worden, hatte keine Rettung gebracht. Seit sich Sigmund dem Reich entzogen, waren die Schäden noch ärger, die Risse breiter geworden. Jetzt, da das Concil das widerstrebende Kirchenhaupt gedemüthigt hatte und die Hoffnung wuchs, es werde den Aergernissen der kirchlichen Zustände Abhülfe geschafft werden, da faßte der Kaiser aufs Neue die Reform des Reichs ins Auge. Allein der vielgeschäftige, unbeständige Sigmund war nicht der Mann, jene trostlosen Zustände zu bessern. Es zeigte sich bald, daß mit den alten Mitteln und auf der ausgetretenen Bahn dem Reich nicht mehr zu helfen, der selbstherrlichen Zersplitterung nicht mehr Einhalt zu thun sei. Der Kaiser berief gleich nach seiner Ankunft die Stände zu einem Reichstag nach Basel, „in dem heiligen Concilio Einigkeit zu machen und des heiligen Reiches Nutz und Ehre zur Hand zu nehmen.“

30. Nov. 1433.

Reichstagsverhandlungen. Juli 1434. Sept. 1434.

Allein nur wenige von den Fürsten und Prälaten erschienen sowohl zu Basel als auf dem Reichstag zu Ulm. Zu **Regensburg** endlich wurde die Reformfrage um einen Schritt weiter gebracht. Im Einvernehmen mit den Ständen veröffentlichte der Kaiser einen Reichsabschied, worin in sechzehn Artikeln die Punkte enthalten waren, welche dem nächsten, nach Frankfurt geladenen Reichstag zur Berathung und Entschließung vorgelegt werden sollten, die Grundlage einer Reichsreform. In dem Ausschreiben hieß es, die Kurfürsten, Fürsten und Städte möchten je zwei oder drei ihrer Räthe und Freunde senden, um die Artikel erwägen zu lassen und dann dem Kaiser zur endlichen Beschlußfassung vorzulegen. Zu **Frankfurt** kam wieder einmal ein zahlreich besuchter Reichstag zusammen; der Kaiser selbst aber, in Ungarn beschäftigt, ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten. Auf dieser Versammlung sollte die Reform des weltlichen Regiments im Reich, auf Grund jener sechzehn Artikel, der Vorberathung der Stände unterzogen worden. Auf einem demnächstigen Reichstage sollte dann der Kaiser selbst mit den Reichsständen die Schlußberathung vornehmen und zu Ende führen. Außer einigen Fehden und Händeln der Zeit, wie die bairische Streitsache des Herzogs Ludwig von Ingolstadt, wie der sächsische Erbstreit, das Verfahren gegen den Herzog von Burgund, der ohne Belehnung deutsche Reichslande inne hatte, die Verwendung der Hussitengelder u. A., betrafen die sechzehn Artikel Fragen von allgemeiner Bedeutung, theils die innere Ordnung im Reich, theils die Competenz des Concils und sein Verhältniß zum Papste. Es war die Rede von der Herstellung des Landfriedens und der Eintheilung der deutschen Länder in vier Kreise zu diesem Zweck, von der Ausführung der Reichsacht und der ordentlichen Besetzung der kaiserlichen Hofgerichte, ferner daß die kurfürstlichen Abgeordneten mit den kaiserlichen Bevollmächtigten beim Concil dahin wirken sollten, daß sich dasselbe keine Uebergriffe in das weltliche Gericht erlaube, daß nicht die deutschen Bisthümer, insbesondere die Kurfürstenthümer, vom Papst besetzt würden u. A. Sodann beschäftigte sich die Versammlung mit der Reichspolizei, der Münze, dem Wucher. „Besonders merklich tritt in diesen Verhandlungen die Gemeinsamkeit und die ordnungsmäßig vorragende Stellung der Kurfürsten hervor. Ihre Räthe besonders und dann die der übrigen Stände antworten dem Abgeordneten des Kaisers.“ Der Gang der Verhandlungen ist uns nicht vollständig überliefert, noch weniger ist von einer eingreifenden Wirkung der bedeutungsvollen Berathung zu berichten. Der zur Schlußverhandlung über die vorberathenen Dinge nach Frankfurt angesagte Reichstag kam nicht zu Stande; die Reichsreform blieb ein Entwurf. Der Kaiser besaß nicht die Muße, nicht den Ernst und

Frankfurter Reichstag. 6. Dec. 1434.

die Festigkeit zu einem so hohen und schwer erreichbaren Ziele, bald drängten sich die Ereignisse in Böhmen und die kirchlichen Vorgänge in den Vordergrund.

Nachdem sich das Concil mit rücksichtsloser Kühnheit von dem gedemüthigten Oberhirten die Anerkennung erzwungen und durch die Compactaten die Grundlage einer Versöhnung und Wiedervereinigung mit den entfremdeten Hussiten gelegt hatte, schritten die Väter zu dem großen Werke der Kirchenreform. Schon die vorher gefaßten Beschlüsse gegen die päpstlichen Reservationen, gegen das Uebermaß des Interdicts und der Appellationen an die Curie, über die regelmäßige Abhaltung der Diöcesan- und Provinzialsynoden zeigten den Reformeifer der Versammelten. Jetzt richteten sie in der denkwürdigen 21. Session einen gewaltigen Schlag gegen die Mißbräuche der Curie. Hier wurde beschlossen, die Annaten, Palliengelder und andere herkömmliche Erpressungen bei den auf die Simonie gesetzten Strafen gänzlich abzuschaffen; ein Papst, der dawider handle, solle vor ein allgemeines Concil zur Verantwortung gezogen werden. Zwar war dem Kardinal Cesarini das Versprechen gegeben worden, für einen Ersatz an die römische Kammer Sorge zu tragen, allein fortwährend zögerten die Väter mit dieser Angelegenheit.

Der Annatenbeschluß des Concils.

9. Juni 1435

Der Annatenbeschluß war sicherlich berechtigt, allein in dieser Schroffheit mußte er abermals einen unseligen Zwiespalt erzeugen. Die päpstliche Herrschaft, die damals in den italienischen Wirren und dem Aufruhr im Kirchenstaat des Geldes am wenigsten entbehren konnte, war durch diesen Beschluß an der Wurzel getroffen. Schon hatte Eugen IV. seine kirchliche Autorität zum großen Theil drangeben müssen, jetzt sollte ihm auch mit einem Schlage die ganze Summe der reichen Einnahmen entzogen werden. Mit Recht fragten die Legaten, wovon die Beamten der Curie besoldet, Legationen ausgerüstet, die Ketzer und Feinde der Kirche bekriegt werden sollten? Alle Kardinäle und der ganze große Schwarm, der am Hof und in der Canzlei zu Rom beschäftigt war, fühlten sich gleichmäßig durch den Beschluß des Concils bedroht. Dennoch erklärte sich der gedemüthigte Papst bereit, auf die Annaten und andere Taxen zu verzichten, wenn der Curie eine Entschädigung werde, etwa durch Beiträge der Nationen oder Provinzen. Die Versammlung schleuderte neue Decrete gegen das kirchliche Oberhaupt, den Capiteln sollte das freie Wahlrecht zurückgegeben, die päpstlichen Reservationen, Commenden, Pfründenvergebungen abgestellt werden, alle Berufungen von den Entscheidungen des Concils an den römischen Stuhl nichtig sein. Die Sittenreform betreffend, wurden die Verbote gegen den Concubinat der Geistlichen eingeschärft, was freilich dem tiefgewurzelten Unwesen, der unvertilglichen Folge des Cölibats, wenig Einhalt that. Waren die Mißbräuche der Curie arg gewesen, so war jetzt auch die Opposition maßlos. Alle Verfügungen und Erlasse des Concils trugen eine heftige Feindschaft gegen die Curie an der Stirne. Was der Bischof von Tours einmal aussprach: „Wir müssen den apostolischen Stuhl aus den Händen der Italiener reißen oder ihn so rupfen, daß nichts daran liegt, wo er bleibt,“ war die innerste Gesinnung der Mehrzahl der Versammelten. Es war begreiflich, daß Eugen in die geforderte Bestätigung jener Decrete über die Annaten, Bischofswahlen und Pfründenverleihungen nicht einwilligte.

Die Parteien des Concils.

Es konnte nicht fehlen, daß jetzt, da die Existenz des Papstes und der Curie bedroht war, sich auf dem Concil selbst eine römische Partei erhob. Das gewaltsame Vorgehen der Versammlung erzeugte eine Reaction dagegen unter allen denen, welche die römische Hierarchie nicht zu Boden getreten sehen wollten. Zu den Verfechtern der apostolischen Autorität, vorzugsweise aus florentinischen und venetianischen Prälaten bestehend, hielten sich jetzt auch Cesarini, der für die Kirchenreform begeistert und noch beim Annatenbeschluß auf Seiten des Concils gewesen war, und Juan Cervantes, der Kardinal-Presbyter von San Pietro in Vincoli, bei denen die Legatenpflicht und der Reformeifer in Zwiespalt traten. Auch der Kardinal von S. Croce, Nicolo d'Albergati, der ab und zu in Basel weilte, verfocht die Sache seines Herrn, welcher der gelehrte Dominicaner Juan de Torquemada und Nicolaus von Cusa als rede- und schriftgewandte Gehülfen dienten. Als entschiedenes, schroffes Parteihaupt trat bald der Erzbischof von Tarent hinzu, der einen Bruch mit dem Concil als nothwendig erkannte und geflissentlich darauf hinwirkte. Dieser Legatenpartei stand die französische gegenüber, welche durch den Beitritt der spanischen, englischen, der meisten deutschen und vieler italienischen Geistlichen die erstere an Zahl übertraf; sie stand unter der Leitung des Erzbischofs von Arles, Kardinals von S. Cecilia, Louis d'Allemand, eines Prälaten von hervorragender Geisteskraft und entschiedenem Eifer für die Sache des Concils, dem milden vermittelnden Cesarini als kampfbereiter Parteiführer weit überlegen. Von bedeutenden Kirchenfürsten gehörten noch die Patriarchen von Aquileja und Antiochia, der Erzbischof von Lyon, der Bischof von Albienga, der mailändische Erzbischof Francesco de' Picciolpassi, Nicolo Tudeschi, Erzbischof von Palermo, Lodovico Pontano, der Römer genannt, apostolischer Protonotar, „die beiden Säulen der Rechtswissenschaft auf dem Concil“ mit mehr oder weniger Entschiedenheit der Concilienpartei an. Auch der hoch gefeierte Enea Silvio de' Piccolomini (Aeneas Sylvius) war damals in Basel zugegen. Im Gefolge des Domenico da Capranica (S. 278) war er nach Deutschland gekommen, hatte dann bei verschiedenen Herren, darunter auch bei dem Kardinal d'Albergati Dienste als Geheimschreiber geleistet. Die glänzenden Rednergaben und die Geschäftsgewandtheit des feingebildeten Italieners zogen bald die Aufmerksamkeit auf ihn. In den Arbeiten der Canzlei und in diplomatischen Missionen, wie in den Berathungen der Deputationen, wußte man seine Feder und seine Rede zu schätzen, und die edle humanistische Bildung war zu jener Zeit ein hochangesehenes Gut. Wer mochte damals denken, daß der lebenslustige, nichts weniger als sittenstrenge junge Mann, dem ein klassischer Autor weit über die Kirchenväter, ein elegantes lateinisches Gedicht über dogmatische Tractate ging, der von Herzen der neuen kirchlichen Bewegung zugethan, noch bei der gegnerischen Curie als Secretär diente, dermaleinst seine ganze Vergangenheit verleugnen und selber

den Stuhl Petri besteigen würde. — Neben den beiden extremen Richtungen machten sich auch vermittelnde Stimmen geltend, so die des Johannes von Villa Vezzosa, Johannes von Segobia genannt, des Abgeordneten der Universität Salamanca. Bei den unsichern zweifelhaften Grundsätzen über das Recht von Sitz und Stimme auf dem Concil und dem demokratischen Charakter der Versammlung, welcher verhältnißmäßig nur wenige Prälaten, um so mehr aus der niedern Geistlichkeit, Presbyter und Canoniker, bis hinab zum einfachen Mönch, und Gelehrte, Doctoren und Magister anwohnten, Alle mit dem Anspruch auf berathende und beschließende Stimme, dem das Amt der Zwölfmänner (S. 277) keine Schranke setzte, bei dieser willkürlichen, ordnungslosen Zusammensetzung des Concils gelangte die Opposition gegen Papst und Curie hauptsächlich in die Hände der Mitglieder untern Ranges und nahm damit eine immer entschiedenere, aber auch leidenschaftliche, zuchtlose und tumultuarische Gestalt an. Es war kein grundloser Vorwurf der Gegner: die Versammlung sei ein wirrer und wüster Haufen, voll plebejischer Hefe, die Bischöfe hätten keine Stimme und keine Macht dort. Mit dem Uebergewicht der demokratischen Elemente verstummte mehr und mehr die episcopale Opposition gegen den römischen Stuhl. Die Gefahr lag auch nahe genug, daß, wenn der niedere Klerus das Kirchenregiment an sich riß, bald die bischöfliche Macht denselben Angriffen wie die päpstliche ausgesetzt sei.

Den aufgehäuften Zündstoff der Parteileidenschaft setzte die Verhandlung über die Union mit der griechischen Kirche in Flammen. Schon oft hatten die Griechen, in ihrer wachsenden Bedrängniß durch die Moslemen, die Vereinigung mit der abendländischen Kirche angeregt. Waren die Päpste stets gern auf die lockende Aussicht eingegangen, so wies Eugen den Antrag um so weniger von der Hand, als er einen willkommenen Vorwand darin erkannte, das Baseler Concil zu verlegen. Aber die Väter gedachten auch diese Angelegenheit den Händen des Papstes zu entwinden. Sie traten in Unterhandlung mit dem griechischen Kaiser und versprachen die Herüberkunft der morgenländischen Prälaten mit Geld und Schiffen zu unterstützen. Um die Mittel zu beschaffen, theilte das Concil die kirchlichen Gnadenschätze aus. Ein Indulgenzdecret verhieß denen Ablaß der Sünden, die zum Zwecke der Griechenunion Geld beisteuern würden. Darin sah der Papst eine neue unerträgliche Beeinträchtigung seines Rechts. Damals erließ er eine Denkschrift, erklärte sich gegen die ungerechten Schritte und frevelhaften Anordnungen des Concils, rieth den Königen und Fürsten, sich von Basel loszusagen, da der rebellische Geist der Versammlung auch die weltliche Herrschaft bedrohe; der Papst selbst werde die nöthigen Reformen vornehmen mit Beihülfe eines andern Concils, und um der Griechen willen sei eine Stadt in Italien dazu am gelegensten. Eugen versagte den gefaßten Beschlüssen, insbesondere auch dem Indulgenzdecret seine Bestätigung. Durch die Verhandlungen über den Ort des Unionsconcils, wobei das Bestreben beider Theile, das

Verhandlungen über die Union mit der griech. Kirche.

14. April 1436.

Verdienst der Vereinigung an sich zu reißen und zu eigenem Triumph zu verwenden, unverhüllt zu Tage trat, gedieh der bittere Streit zum offenen Schisma.

Ausbruch des Schisma. Man scheute sich auf beiden Seiten lange, den letzten entscheidenden Schritt zu thun. In den Deputationen kam es zu den heftigsten Kämpfen, alle Vermittlungsversuche scheiterten an der Starrheit der erregten Gemüther. Die Legaten bestanden auf Florenz, Udine oder sonst einer italienischen Stadt, aber kaum ein Fünftheil der Väter stimmte ihnen bei. Der Kardinal von Arles, der Basel oder, falls dies den Griechen nicht genehm sei, Avignon als Ort des Unionsconcils wollte, hatte durch die ihm ergebene Menge, die sich am entscheidenden Tage noch durch Schaaren von Priestern und Schreibern aus der Nachbarschaft verstärkte, weitaus das Uebergewicht. Es war ein unwürdiger Anblick, wie die Väter, zum Frieden der Kirche berufen, mit wildem Lärm, mit Toben, Schreien und Schmähworten in den Versammlungen ihrer erhitzten Leidenschaft Luft machten; mit Mühe verhinderte die Bürgerwache ein Handgemenge der heiligen Männer. Selbst Cesarini vermochte nicht mehr seine Ruhe und Milde zu bewahren, um so mehr gewann der Kardinal von Arles, der Meister in demagogischen Parteikünsten, und auf päpstlicher Seite der stolze und entschiedene Erzbischof von Tarent, an Ansehen. Unter furchtbarer Aufregung fanden die Verhandlungen statt; fühlte doch Jeder die hohe Bedeutung der Vorgänge. Als in der 25. öffentlichen Sitzung der Bischof von
7. Mai 1437. Porto das Decret der Legatenpartei, der Bischof von Albienga das der französischen über den Ort des Concils und die Auflage eines Zehnten für die ganze abendländische Geistlichkeit verlas, war das Schisma innerhalb des Concils und damit der Kirche entschieden. Noch glaubte die päpstliche Partei durch eine List sich helfen zu können. Durch Bestechung des Siegelwächters gelang es den Legaten, ihr Decret an Stelle des mit der Bulle versehenen Majoritätsbeschlusses unterzuschieben, was freilich nicht lange verborgen blieb und die Erbitterung steigerte. Der Erzbischof von Tarent, der Urheber des groben Kunstgriffs, entfloh zu Eugen, der ihm den frommen Betrug und den heiligen Eifer mit dem Kardinalshut lohnte. Mit raschen Schritten folgten sich nun die Maßregeln, die den Bruch vollendeten. Jede Partei verdammte das Decret der andern. Eugen bestätigte das Votum seiner Legaten, in einer italienischen Stadt
29. Mai 1437. das Unionsconcil abzuhalten. Den Unterhandlungen seiner Gesandten und den Zusagen der seebeherrschenden Venetianer gelang es auch, die Griechen völlig auf seine Seite zu ziehen, ehe die Baseler Väter mit den Bürgern von Avignon über Geld und Schiffe ein Abkommen getroffen hatten. Die Baseler luden den Papst und die Kardinäle zur Verantwortung über eine Reihe von
31. Juli 1437. Klagepunkten und Eugen antwortete mit Auflösung des Baseler Concils und Be-
18. Sept. rufung eines neuen nach Ferrara. Als die Versammlung die neuen Kardinalsernennungen und die päpstliche Auflösungsbulle für nichtig erklärte, war der Bruch zwischen den beiden höchsten kirchlichen Autoritäten offenkundig.

Der alte Kaiser Sigmund mußte noch erleben, daß das Schisma, dessen Beilegung er in der ersten Zeit seiner Regierung so angestrengt betrieben, aufs Neue sich drohend erhob, und wie im Reich und in der Kirche alle seine Bemühungen gescheitert waren, so sah er auch noch sein böhmisches Erbland, das er endlich nach jahrelangem Kampfe erworben, am Schlusse seines Lebens wiederum im Aufruhr. Laut beklagte man sich in Böhmen über das Verfahren des Königs, der die Communion unter einerlei Gestalt allenthalben begünstige, der dem Erzbischof alle Macht benommen, indem er einen Administrator über ihn gestellt, Fremde zu Aemtern zugelassen, die Freiheiten und Privilegien des Landes gekränkt habe. Schon stieg die Mißstimmung an mehreren Orten zum Aufruhr. Als der hinsiechende Kaiser die langgehegte Absicht, seinem Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich, wie das ganze luxemburgische Erbe, so auch die Krone von Böhmen zu hinterlassen, offen an den Tag legte und seinen Kanzler Kaspar Schlick an den Herzog sandte, um ihn zur Uebernahme der Regierung nach Prag zu berufen, brach in seiner nächsten Umgebung eine Verschwörung aus. Die Kaiserin Barbara, ein herrschsüchtiges und sittenloses Weib, stand in geheimen Verhandlungen mit ihren Verwandten, den von Sigmund gefürsteten Grafen von Cilly und mit den Häuptern des mißvergnügten böhmischen Adels, wie Ales von Sternberg, Georg von Podiebrad. Sie wollte die Herrschaft an sich reißen, vielleicht die Regierung mit ihrer Hand dem jungen Polenkönig Wladislaw übergeben. Als der Kaiser die Umtriebe merkte, beschloß er, sich aus Prag zu entfernen. In Begleitung seiner Gemahlin und einer starken Kriegsschaar wurde der lebensmüde Herr in einer Sänfte aus dem Thore getragen. Als er in Znaim mit seinem Schwiegersohn und den ungarischen Herren zusammentraf, ließ er alsbald seine Gemahlin verhaften. Darauf berief er die anwesenden böhmischen und ungarischen Herren und empfahl ihnen Sohn und Tochter als Erben seiner Kronen. Es war die letzte Verfügung des kranken Kaisers. Bald darauf entschlief er, auf dem Throne sitzend. In Großwardein, zu den Füßen des heil. Ladislaus, wurden seine Gebeine beigesetzt.

Ausgang des Kaisers. *Nov. 1437.* *9. Dec. 1437.*

Es war der letzte aus dem edlen luxemburgischen Hause, der jetzt in's Grab stieg; wie keinen seiner Vorgänger hatte das Geschick diesen letzten Sprossen mit Herrschaft und Würden überreich geschmückt. Allein das Glück und die Kraft, die wankenden Kronen auf seinem Haupte zu befestigen, den verblichenen neuen Glanz zu verleihen, war ihm nicht beschieden. Wenige Herrscher haben in schwierigeren Zeiten ein so umfassendes Feld der Thätigkeit gefunden, an wenige ist eine solche Fülle von Pflichten und Anforderungen herangetreten, wie an Sigmund, von dem eine zerrissene Kirche, ein zerrüttetes Reich und zwei kampferfüllte Länder Hülfe und Rettung verlangten. Es ist nicht zu leugnen, daß der Kaiser die Pflichten seiner hohen Würde erkannte und daß es ihm nicht an Thätigkeit und an gutem Willen fehlte. Es war sicherlich nicht seine Schuld

Sigmunds Charakter.

allein, wenn trotz aller Anstrengung, trotz aller Sorge und vielseitigen Geschäftigkeit ein segensreicher Erfolg seines Regiments kaum irgendwo zu bemerken ist. In dem wirren Getriebe der Parteien, sich bekämpfender Bestrebungen, unvereinbarer Ziele, in dem gewaltigen Ringen der Geister auf kirchlichem und staatlichem Gebiet, in dem heftigen Kampfe alter verlebter Einrichtungen und Anschauungen mit kühn emporstrebenden neuen Grundsätzen und Tendenzen, in der ganzen scheinbar so unerfreulichen und ziellosen und doch so tiefbegründeten Bewegung, wie sie das scheidende Mittelalter darbietet, konnte die Kraft eines Einzigen, und war es auch der Höchstgestellte, keinen Damm aufwerfen, keinen Zügel anlegen. Am allerwenigsten war aber dieser Luxemburger der Mann, sich zum Herrn und Meister der tieferregten Zeit aufzuwerfen, Er, dessen schweifendem Sinn unklar und flüchtig wechselnde Pläne und Bestrebungen vorschwebten, dessen unstätem Geist die Thatkraft eines festen Willens, die Klarheit eines unverrückten Zieles gebrach, der nur zu häufig über eitelem Prunk, über nichtiger Herrlichkeit seine hohe Pflicht vergaß, der sich allzugut in der kaiserlichen Majestät gefiel und es wohl darüber verschmerzte, wenn sich die glänzende Würde als machtlos und nichtig erwies. Die Zeitgenossen priesen die Leutseligkeit, das ritterliche Wesen und die Freigebigkeit, die Bildung, Sprachgewandtheit und Kunstliebe des schönen Fürsten von hohem Wuchs und blondgelocktem Haar und rechneten es dem weibersüchtigen Herrn nicht allzuhoch an, wenn er in den Armen reizender Bürgerfrauen all seine Kronen und in Weltfreuden und ausgelassener Lustbarkeit den Ernst des Lebens und die kaiserliche Würde vergaß, oder bei seiner Verschwendung nicht wählerisch in den Mitteln war, seine leeren Kassen zu füllen. Mit Ergötzen erzählte man sich die treffenden Witzworte und lustigen Einfälle des geistreichen Fürsten. Der Mainzer Bürger Eberhard Windeck, ein durchtriebener Geselle, der viel in des Kaisers Umgebung war und seinen Herrn wohl kannte, hat uns ein anziehendes, lebensfrisches Bild von dem politischen Treiben, von den Sitten und dem Wesen des Kaisers Sigmund und jener ereignißvollen, aufgeregten Zeit entworfen.

e) Das Reich und das gespaltene Concil nach Sigmunds Tod.

Lage des Reichs bei der Thronerledigung.

Die Regierung Kaiser Sigmunds hatte Momente gehabt, wo es schien, als bahne sich eine neue bessere Zeit für Kirche und Reich an, als solle er den neuen Geist, der sich mächtig aus dem mittelalterlichen Wesen loszuringen strebte, zur Geltung bringen. Und doch, wie wenig hatte er erreicht. Mitten in unfertigen chaotischen Zuständen, in heftigen Gährungen, in der beklemmenden Schwüle vor einem heraufziehenden Sturme war er aus dem Leben geschieden. Wir kennen die trostlosen Zustände des Reichs, die Zersplitterung der Selbstherrlichkeiten, die Abneigung, sich dem Ganzen unterzuordnen, einzufügen

und dem Wohl der Gesammtheit Opfer zu bringen. Wir wissen, wie sehr das deutsche Königthum, während man noch von der stolzen Kaiserhoheit sprach, ein Anhängsel der Landeshoheit, neuerdings ein Schmuck außerdeutscher, an dem Reich und seinen Interessen nur in zweiter Linie betheiligter Herrscher geworden; daß die schönsten Reichsländer losgetrennt wurden, sich an Burgund, an Frankreich anschlossen. Wohl hatte man an der Verfassung des Reichs gekünstelt, hatte Pläne entworfen, bitter geklagt und sich gründlich berathen, aber eine Besserung war nicht erzielt worden. Fort und fort schleppte sich das alte Wesen, fort und fort verlor das Reich an staatlichem Halt, an einheitlicher Zusammenfassung der auseinanderstrebenden unfügsamen Kräfte. Jetzt war wieder ein Augenblick eingetreten, wo die Geschicke des Reichs in andere Hände gelegt wurden, wo das Fürstencollegium in der Wahl eines neuen Oberhaupts einen bestimmenden Einfluß auf die nächste Entwickelung des staatlichen Lebens in Deutschland üben sollte.

Von entscheidender Wichtigkeit war es, welche Stellung das deutsche Reich in dem großen politisch-kirchlichen Streit einnehmen würde. Waren die weltlichen Mächte mit den reformirenden Decreten des Concils wohl einverstanden, so mißbilligten sie fast ohne Ausnahme das gewaltsame Vorgehen der Väter in Basel gegen das Haupt der Kirche. Die fürstlichen Gesandten, wie auch der Kaiser Sigmund, hatten sich vergeblich bemüht, das drohende Schreckbild des Schisma fern zu halten, den Papst und das Concil einander zu nähern, von den äußersten Schritten zurückzuhalten, zum Widerruf der bereits geschehenen zu vermögen. Jetzt, als das Schisma durch die beiderseitige hartnäckige Entschlossenheit unabwendbar war, trat die Frage an die weltlichen Mächte heran, wie sie sich in dem kirchlichen Kampfe stellen sollten. Die französische Kirche ging mit einem entscheidenden Beschlusse voran; eine Nationalsynode zu Bourges nahm die Baseler Reformdecrete mit einigen Aenderungen und Zusätzen an und das Parlament erhob diese „pragmatische Sanction" zum Reichsgesetz. Die kurfürstliche Oligarchie, die während der Erledigung des Thrones das oberste Regiment, das leitende Haupt darstellte, pflog schon vor der Wahl des neuen Oberhauptes Rath über die politische und kirchliche Haltung. Die Kurfürsten waren dadurch in der Lage, dem Erwählten ein fertiges Programm vorzulegen und ihn darauf zu verpflichten.

Die kurfürstliche Neutralität.

7. Juli 1438.

In Sachen des Reichs einigten sich die Kurfürsten über eine Anzahl „nothdürftiger Sachen und schwerer großer Gebrechen", die man der Fürsorge des neuen Königs anheimgeben wolle. Es war der Ansatz zu einer Wahlcapitulation. In der Zweiung zwischen Concil und Papst wolle man bei einander bleiben und auch den künftigen König zum Beitritt auffordern. Da die Städte mancherlei „unziemliche und unredliche" Freiheit vom Reich erworben haben, so solle der König mit Rath der Fürsten bedenken, was zu bestätigen sei. Da so viel Ehren und Würden vom Reich, namentlich in wälschen Landen, verloren, so solle der König mit Ernst daran sein, es wieder ans Reich zu bringen. Er soll die Hof- und Landgerichte reformiren, den Landfrieden auf-

recht erhalten und die unredlichen Feindschaften und Kriege abthun, in Sachen von Münze und Gewicht baldigst einen Reichstag bestellen u. A. Es waren wenigstens auf dem Papiere treffliche Ansätze zu einer Reichsreform. Hinsichtlich des Zwiespalts zwischen Papst und Concil traten die Kurfürsten in einen Neutralitätsverein, dessen Ur-
17. März 1438. kunde am Vorabend der Königswahl durch den rechtskundigen Gregor von Heimburg, der in kursächsischen Diensten in Frankfurt war, verlesen wurde. Es hieß darin: die Erlasse, die vom Papst und vom Concil ausgingen, widerstritten einander derart, daß die Zwietracht im Reich überhand zu nehmen drohe. Die ausgebrochenen Spaltungen verwirrten ihre Gedanken, und da sie jetzt einen neuen König zu wählen hätten, so dürften sie in keiner Hinsicht gestört sein. Deshalb beschlössen sie, keinen Theil gegen den andern in Schutz zu nehmen und ihre Meinung unentschieden zu lassen, bis der neue König gewählt sei. In ihren Diöcesen und Territorien wollten sie die regelmäßige Gerichtsbarkeit so lange aufrecht erhalten, bis sie mit dem König über geeignete Maßregeln überein gekommen wären, die Zwietracht zu heben, Friede und Einigkeit herzustellen. Sei dies innerhalb sechs Monaten nicht möglich, so wolle man mit dem König berathen und einstimmig derjenigen Partei beitreten, der anzugehören die Vernunft gebiete.

Daß die kurfürstliche Erklärung weder in Ferrara, noch in Basel willkommen geheißen wurde, war vorauszusehen; an beiden Orten wurden die Gesandten, die hier um Aufschub des Prozesses, dort um die Erlaubniß zu einem neuen schiedsrichterlichen Concil in Deutschland baten, mit zurückhaltenden, unbestimmten Worten abgefertigt. Noch hatte man die Sicherheit nicht gewonnen, wie man sich gegenüber dieser neuen Erscheinung, welche die Gefahr der Entstehung einer deutschen Nationalkirche in sich barg, zu verhalten habe.

Die Königswahl. 1438. In der Spannung der Gemüther unter den großen Ereignissen, die sich jetzt vollzogen, waren Aller Blicke auf die neue Königswahl gerichtet. Es wird gemeldet, der Markgraf Friedrich von Brandenburg habe um die Krone geworben. Schon Sigmund hatte ähnliche Pläne gehegt; vielleicht wäre die Erhebung dieses Vorkämpfers der Reichspartei ein segensvolles Ereigniß für das deutsche Reich gewesen. Der Erzbischof von Mainz hatte auf den 9. März zur Kur nach Frankfurt geladen. Hier erschien der Markgraf „mit
10. März. seinen drei herrlichen Söhnen." Am folgenden Tag wurde die Wahl eingeleitet, Verhandlungen mit den Gesandten des Papstes und des Concils verzögerten das Geschäft. Was für Umtriebe und Intriguen dabei mögen gesponnen worden sein und wie die Einhelligkeit der Stimmen zu Stande kam, ist nicht mehr zu ersehen. Genug, einmüthig ward Herzog Albrecht V.
18. März 1438. von Oesterreich, der Erbe des luxemburgischen Hauses in Böhmen, Ungarn und jetzt auch im römischen Reich, auf den Thron erhoben, der fortan im Besitze des habsburgisch-österreichischen Hauses verblieb. Es ist kein Grund, die Nachricht zu bezweifeln, daß Albrecht ohne sein Zuthun gewählt worden und mit Bedenken sich der hohen Würde unterzog. Denn wenn er die Stürme und Drangsale erwog, die seiner in Böhmen und Ungarn warteten, mochte ihm

wohl vor der erdrückenden Last der Kronen bange werden. Vielleicht war es aber eben diese ferne, zersplitterte Thätigkeit an den Grenzen des Reichs, was den Habsburger bei den Wählern als des Throns am würdigsten erscheinen ließ.

Als die Boten der Kurfürsten in Wien erschienen, erklärte der Gewählte, die Krone annehmen zu wollen. Er hatte bei seiner ungarischen Krönung das eidliche Versprechen gegeben, die deutsche Wahl, wenn sie auf ihn falle, abzulehnen. Die ungarischen Barone entbanden ihn seines Versprechens. Wenn die Kurfürsten dem Herzog meldeten, sie hätten ihn wegen seiner weltkundigen Tugenden gewählt, so war dies nicht blos ein leeres Schmeichelwort. Der stattliche Mann in der Vollblüthe der Jahre, mit dem sonnverbrannten Angesicht und dem festen, strengen Ausdruck der Züge, verrieth beim ersten Anblick die Thatkraft und Willensstärke, die ihm innewohnten. Gerechte Strenge und fürstliches Selbstgefühl hatte er stets bewiesen. Die kirchlichen Dinge lagen ihm ferne, gleichgültig sah er auch als König dem Kampf des Concils und des Papstes zu, ohne sich bestimmt für eine Partei zu erklären. Auch sein oft-erprobter Ketzerhaß ging mehr aus nationalen und politischen, als aus Glaubensrücksichten hervor. Allein als Herzog und König bewährte er einen hohen Sinn, unternehmende Thatkraft und kriegerische Tapferkeit. Zu bedauern ist, daß die Tugenden des mannhaften Habsburgers nicht zu heilsamer Entfaltung kamen, daß seine Kraft so frühe brach.

Charakter König Albrechts II.

Die Macht Eugens war durch die Maßregeln und Decrete des Baseler Concils nicht gebrochen. Als herrschaftsloser Flüchtling hatte er sich einst vor den Vätern des Concils gebeugt, mit dem wiederkehrenden Glück schwoll ihm der stolze Sinn, kam die alte Festigkeit wieder. Als seine Truppen und Condottieri das aufrührerische Rom unter die päpstliche Herrschaft gezwungen hatten und in dem wechselnden Spiel der Waffen und Umtriebe fast der ganze Länderbesitz der Kirche zum Gehorsam gebracht war, stand Eugen in alter Macht da. Jetzt sammelten sich wieder die zersprengten Kardinäle und Curialen um ihr Oberhaupt. Das Concil zu Ferrara, das der Kardinal Albergata als apostolischer Legat eröffnete, bald der Papst selbst leitete, stand nun dem Baseler ebenfalls als öcumenisches und rechtmäßig versammeltes gegenüber, mit dem Beruf, die begonnenen Geschäfte, insbesondere die Griechenunion, zu Ende zu führen. Die Zahl der Prälaten, die sich schon anfangs auf vierzig belief, bald noch bedeutend steigerte, erhöhte den Glanz und das Ansehen des päpstlichen Concils in den Augen der Welt über das Baseler. Bannflüche, Streitschriften und maßlose Schmähungen, Verleumdungen und Anklagen ertönten zwischen den beiden Städten hin und wider. Das päpstliche Concil, das nach einjähriger Wirksamkeit nach Florenz verlegt wurde, konnte sich mit einem Triumphe, freilich nichtig und eitel in seinem Erfolg, brüsten: der Vereinigung mit der griechischen Kirche. Die byzantinischen Prälaten, an ihrer Spitze der Kaiser Johannes Paläologus und der Patriarch von Constan-

Das Concil von Ferrara.

8. Jan. 1438.

tinopel, Josephus, hatten sich in Ferrara eingefunden. Länger als ein Jahr wurden die unterscheidenden Glaubenssätze in gelehrten Disputationen verhandelt, bis endlich ein Concordat mit der griechischen Kirche zu Stande kam. Aber die pomphaften Worte, mit denen der Papst diesen Sieg aller Welt kund that, vermochten nicht darüber zu täuschen, daß es ein trügerischer Schein ohne Bedeutung und Dauer war. Die heimkehrenden Griechen wurden mit Schmähungen empfangen, die Union kam nie zum Vollzug, unaufhaltsam eilte das byzantinische Reich seinem nahen Untergang entgegen.

Absetzung des Papstes. Das Baseler Concil, wie das Oberhaupt der Kirche schritten entschlossen vor auf der eingeschlagenen Bahn. Als der Ladungstermin verstrichen war, wurde ein Contumacialverfahren gegen Eugen IV. eröffnet
24. Jan. 1438. und die Suspension über ihn ausgesprochen. Schon lenkte nicht mehr der versöhnliche Geist Cesarini's die Versammlung. Nicht lange vorher hatte er sich, da seine Vermittlungsversuche und Proteste gegen den Prozeß des Papstes unfruchtbar blieben, aus Basel wegbegeben, von der Achtung selbst der Gegner begleitet; auch die andern Päpstlichen, vor Allen Nicolaus von Cusa, sowie Tommaso Parentucelli, der nachherige Papst, hatten die Versammlung verlassen, wo ihre Worte nichts mehr galten. Seit die „Eugenianer“ dem Concil den Rücken gekehrt, richtete sich der Kampf der französischen Partei des Kardinals von Arles gegen die „Grauen“, eine Partei von geringer Anzahl, aber von den meisten fürstlichen Gesandten unterstützt, welche den Sturm gegen den Papst aufzuhalten, die äußersten Schritte zu hintertreiben strebte, ohne sich doch vom Concil loszusagen. Noch lange verzögerte die Einsprache der Fürsten und die Furcht eines Theils der Versammlung vor dem neuen Schisma, das Endurtheil gegen den Papst. Allein es gab keinen Haltepunkt mehr auf der abschüssigen Bahn. Die Baseler stellten acht „Wahrheiten des katholischen Glaubens“ auf und erklärten darin, von dem Grundsatz ausgehend, daß ein allgemeines Concil über dem Papste stehe und nicht aufgelöst oder verlegt werden dürfe, Eugen als rückfälligen Ketzer. Wiederum kam es zu gewaltigen Wortgefechten über die Zulässigkeit jener Sätze auf Eugen. Die fürstlichen Gesandten und die „Grauen“ verlangten Aufschub des Prozesses. In ihrem Sinne sprach Tudeschi, der Erzbischof von Palermo, ihm entgegen der eisenfeste Kardinal von Arles, der in gewaltiger Rede die Stimmberechtigung der niedern Geistlichen verfocht, auf welcher seine Macht und die Existenz des Concils beruhte. Die Stimme der Gemäßigten und Friedliebenden wurde bald zum Schweigen gebracht; die Versammlung erklärte sich für jene „Wahr-
25. Juni 1439. heiten“ und sprach in feierlicher Sitzung als Concildecret die Absetzung Eugens IV. aus. Allein nur wenige Väter sah man in der „Schreiberversammlung“.

Die Nürnberger Reichstage. 1438. Das Concil wie Papst Eugen suchten den neuen König für sich zu gewinnen. Allein Albrecht war nicht der Mann und am allerwenigsten jetzt

in der Lage, in den Kirchenstreit einzugreifen. Der thatkräftige Fürst, dem die Kriegshändel und die politischen Wirren in seinen Erbländern vollauf zu thun gaben, mochte gering genug von dem Gezänke der Pfaffen denken. Er trat dem neutralen Bund der Kurfürsten bei und überließ ihnen das Regiment im Reich und in der Kirche. Sein Vertreter war der Kanzler Kaspar Schlick, der sich vom Rathsherrnsohn aus Eger durch Sigmunds Gunst und seine Geschäftsgewandtheit zum reichbegüterten Herrn, zum Reichsgrafen und zum Kanzler dreier Kaiser aufschwang. Auf den beiden Reichstagen zu Nürnberg wurde viel verhandelt und wenig entschieden. Wiederum wurden erfolglose Vermittlungsvorschläge gemacht, die beiden Concilien zu vereinigen. Die Baseler Väter wiesen jede Verlegung an einen dritten Ort von sich und durch die mehr und mehr schwindende Hoffnung einer Ausgleichung verlängerte und befestigte sich die deutsche Neutralität. Ebenso wenig kam man in den Verhandlungen über eine Reichsreform, über die Kreiseintheilung u. A. zu einem heilsamen Beschluß. Es waren seltsam verschränkte Verhältnisse, die keine der Parteien zu beherrschen, ihren Ausgang vorauszusehen vermochte. Juli. Okt.

Was auf den beiden Nürnberger Tagen mit so wenig Erfolg verhandelt worden, sollte auf einem zum 1. März nach Frankfurt berufenen Reichstag zu Ende geführt werden. Die Versammlung, die alsbald wegen der drohenden Pest nach Mainz verlegt wurde, war zahlreich und glänzend. Neben den Bevollmächtigten des römischen Königs waren die rheinischen Erzbischöfe persönlich, die andern Kurfürsten in Vertretung, viele deutsche Fürsten und Bischöfe, fremde Gesandten, aus Frankreich, Castilien, Mailand, anwesend. Unter den kurfürstlichen Räthen ragte Johann von Lysura (aus einem Trier'schen Dorfe stammend) hervor, der rechtskundige und redegewandte Politiker, der neben Gregor von Heimburg an all diesen Vorgängen bedeutenden Antheil hatte. Der Patriarch von Aquileja, Ludwig von Teck, war das Haupt der Baseler Gesandtschaft, die Sache des römischen Papstes verfocht der in all diese Händel tiefverwickelte Nicolaus von Cusa, der „Hercules der Eugenianischen Partei." Wiederum wurden die Verhandlungen mit den Baseler Legaten in der frühern Weise geführt, einerseits Aufhebung des Prozesses gegen Eugen und Verlegung des Concils, andererseits Annahme der Decrete und der acht Glaubenswahrheiten verlangt. Die unfruchtbaren Verhandlungen und Wortgefechte thaten überzeugend dar, daß an eine friedliche Ausgleichung der Parteien nicht zu denken sei. Da folgten die versammelten Reichsstände dem französischen Beispiel. Sie nahmen die Decrete des Baseler Concils an und erhoben sie mit Zustimmung des römischen Königs zum Reichsgesetz. Allein in Betreff der „Zweiung" verblieb man in der Neutralität; die Glaubenswahrheiten und die Beschlüsse gegen das kirchliche Oberhaupt wurden zurückgewiesen. Die pragmatische Sanction der Deutschen. 1439. 26. März 1439.

Die „pragmatische Sanction der Deutschen" war weder dem Concil noch den Anhängern Eugens genehm. Sie war danach angethan, aus dem Streit Ergebniß des Mainzer Beschlusses.

der beiden kirchlichen Autoritäten den praktischen Nutzen für die nationale Kirche heimzuführen, eine Hoffnung, die freilich durch die Vorgänge der folgenden Jahre vereitelt werden sollte. Die wesentlichsten der angenommenen Decrete waren folgende: die Beschlüsse Sacrosancta und Frequens (S. 225. 236) von der Autorität und Periodicität der Concilien; die Abhaltung der Provinzial- und bischöflichen Synoden; die kanonische Freiheit der kirchlichen Wahlen, der Pfründenverleihung mit Ausschluß fast sämmtlicher päpstlichen Provisionen und Reservationen; Beschränkung des päpstlichen Confirmationsrechts; Abstellung aller Geldzahlungen für Ordination und Pallium, der Annaten u. A. bei den auf Simonie gesetzten Strafen, wobei freilich auch die Reichsstände dem römischen Stuhl einen anderweitigen Ersatz in Aussicht stellten; Einschränkung der Appellation von der regelmäßigen Landesgerichtsbarkeit an das apostolische Tribunal, sowie der Excommunicationen und Interdicte. Die Beschlüsse, welche hier als Reichsgesetz ausgesprochen wurden, waren weit eingreifender und schärfer, als wie sie einst in dem Constanzer Concordat enthalten gewesen. In der That hätte diese „Acceptation" der Anfang einer neuen Entwickelung, einer Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland werden können; nur trug das Acceptationsinstrument von vornherein den Stempel des Schwankenden und Provisorischen und ließ den Intriguen und Werbungen von Seiten des Concils und des Papstes offenen Eingang. So wurde bald das ganze Werk wiederum in Frage gestellt, zumal als König Albrecht, der den Kurfürsten freie Hand gelassen und fast keinen Antheil an dem kirchlichen Streit genommen hatte, plötzlich
27.Oct.1439. auf einem Feldzug gegen die Türken aus dem Leben schied und die römische Königskrone auf ein schwaches und unfähiges Haupt kam.

Einleitung zur Papstwahl.

Unbekümmert um die Flüche des Kirchenhauptes und die Beschlüsse der Fürsten that das Concil den letzten Schritt, das Schisma zu vollenden. Selbst die furchtbare Pest, welche damals die Länder durchzog und auch manchen der Väter in Basel hinraffte, wie den rechtskundigen Protonotar Pontano, wie den alten Patriarchen von Aquileja, vermochte die Versammlung nicht zu zerstreuen. Zunächst galt es, um eine neue Papstwahl vornehmen zu können, ein Conclave zu bilden. Man nahm den Vorschlag an, daß 32 Glieder des Concils nebst den etwa anwesenden Kardinälen die Wahl vornehmen und diese durch drei vom Concil ernannte Vertrauensmänner (die sich hernach, auf Klage der Deutschen, noch einen dieser Nation angehörigen vierten hinzuwählten), erkoren werden sollten. Jeder Wählende mußte mindestens auf der Stufe des Diaconats stehen und das Conclave sollte zu gleicher Zahl aus Italienern, Franzosen, Deutschen und Spaniern zusammengesetzt sein. Unter den von den
28.Oct.1439. Vertrauensmännern ernannten Gliedern des Conclave hatte der Herzog Amadeus VIII. von Savoyen einen bedeutenden Anhang.

Amadeus von Savoyen zum Papst erhoben. 1439.

Dieser Fürst, den vor Jahren König Sigmund zum Herzog erhoben, hatte unlängst, als seine Gattin starb, der weltlichen Herrlichkeit entsagt und sich inmitten seines Landes an dem reizenden Gestade des Lemanischen Sees, zu Ripaille, eine Einsiedelei errichtet, einen stattlichen Palast mit herrlichen Waldungen. Dort lebte er in Gesellschaft einiger gleichgesinnten Greise, „der Ritter des heil. Mauritius", ein abgeschlossenes, beschauliches Leben. Allein der fromme Einsiedler verlor darum die Ereignisse der Welt nicht aus dem

Auge, weder die Regierung seines Landes, die er zuvor so einsichtsvoll und weise geführt, noch die großen kirchlichen Vorgänge. Der Ehrgeiz nach der höchsten Würde in der Christenheit scheint frühe in ihm erwacht zu sein. Fortwährend versicherte er das Concil seiner Ergebenheit und mahnte es zum Widerstand. Der völlige Bruch mit dem Papste schien ihm der sicherste Weg, zum Ziele zu gelangen. Vor den entscheidender Tagen der neuen Wahl erschienen zahlreiche Prälaten und Geistliche aus Savoyen. Es konnte nicht fehlen, daß sie in dem Conclave stark vertreten waren. Von den elf Bischöfen waren sieben aus Savoyen, die acht Wähler, die nach der Anordnung der italienischen und französischen Nation angehören sollten, waren fast sämmtlich aus den Landen des Herzogs. Als der Kardinal von Arles, der in Amadeo's Pläne eingeweiht war, im Conclave einen Mann empfahl, der, durch Geburt, Reichthum und Ansehen mächtig, die Kirche zu schützen vermöge, konnte Niemand zweifeln, wen er im Sinne trug. Schon im ersten Scrutinium erhielt Amadeo sechzehn Stimmen, zwei Drittheile waren erforderlich, bei der fünften Abstimmung wurde der Herzog mit 26 Stimmen zum Nachfolger 5. Nov. 1439. Petri erhoben und von den Deputationen und der allgemeinen Versammlung bestätigt.

Mit scheinbarem Widerstreben und mancherlei Bedingungen unterzog sich Die Obedienz des Papstes Felix. der Fürst der Wahl, die eine glänzende Gesandtschaft des Concils ihm in seiner Einsiedelei verkündigte. Das Glück, das ihm auf dem weltlichen Thron so gnädig gewesen, und die behagliche Ruhe seines stillen Eremitensitzes sollten nicht an der Tiara haften bleiben. Der Erwählte entschloß sich endlich, „der Stimme des heil. Geistes“ nachzugeben. Er erklärte sich zur Annahme der Wahl bereit und legte sich den Namen Felix V. bei. Zugleich entsagte er 5. Jan. 1440. jetzt völlig der Regierung seines Landes, die er seinem ältern Sohn Ludwig übertrug.

Schon die neuen Kardinalsernennungen, die vielfach zurückgewiesen wurden, legten dar, wie wenig Zutrauen man zu dem neuen Kirchenhaupt hatte, während die von Eugen gebotenen Kardinalshüte mit Freude entgegengenommen wurden. Auch als Felix aus den Händen des Erzbischofs von Arles zu Basel die heilige Krone empfangen 24. Juli 1440. hatte, hob sein Ansehen sich nur wenig. Von großen Fürsten und Reichen wartete er vergebens auf Gehorsamserklärungen, dagegen huldigten einige deutsche Fürsten, wie Herzog Albrecht von München, dessen Bastardbruder, Johann Grünwalder, dafür die Kardinalswürde empfing, wie Pfalzgraf Stephan von Simmern-Zweibrücken, dessen Sohn Rupert das Bisthum Straßburg erhielt, wie Herzog Albrecht von Oesterreich. Auch Elisabeth von Ungarn, die Wittwe König Albrechts, erkannte den neuen Papst an, und in Böhmen und Polen war ihm eine starke Partei geneigt. Die großen Weltmächte jedoch hielten sich fern mit ihrer Anerkennung; wenn sie, wie der Herzog Filippo von Mailand und Alfonso von Neapel, mit Felix in Unterhandlung traten, so geschah es nur, um ihrer tiefverschlungenen arglistigen Staatskunst ein neues Moment von brauchbarer Wirkung hinzuzufügen. Außer den Bischöfen seines Landes erklärten sich nur wenige für den Papst des Concils, dagegen standen mehrere Universitäten, die

neben der folgerichtigen Durchführung jener seit dem Constanzer Concil ausgebildeten Doctrinen das Unheil der neuen Kirchenspaltung gering anschlugen, auch jetzt auf Seiten des neuen Papstes und des Concils.

Das Concil und Felix V. Noch ungünstiger als durch die geringe Obedienz gestaltete sich die Sache des Gegenpapstes dadurch, daß er von vornherein in eine schiefe Stellung zu dem Concil gerieth, das ihn erhoben. Die Väter hatten sich sehr getäuscht, wenn sie glaubten, der Herzog werde auf dem Stuhl Petri seine reichen Schatzkammern zum Wohl der Kirche und der darbenden Versammlung öffnen. Schon vor der Krönung hatte man über eine neue Provision für den Papst und die Curie verhandelt. Man hatte ja die Annaten und ähnliche Einkünfte des römischen Stuhls abgeschafft, und doch konnte er solche gerade damals am wenigsten entbehren. Es kam über diese Fragen in der Versammlung wiederum zu heftigen Streitigkeiten und ärgerlichen Auftritten. Der Papst und das Concil waren auf einander angewiesen und unter sich verbunden; ein neuer Zwiespalt hätte für beide ein schmähliches Ende bedeutet. Ein Bruch wurde zwar verhütet, allein es trat bald zu Tage, daß sowohl das Concil als der Papst größere Hoffnungen, jeder vom andern, gehegt hatten und nun getäuscht und mißvergnügt waren. Der Fünfte, den das Concil von den Einkünften des ersten Jahrs der Pfründen gewährte, kam nur aus Savoyen ein und hatte heftigen Streit zwischen Felix und seiner Curie zur Folge. Man schalt den Greis geizig und undankbar, und er war ärgerlich und verstimmt über den Widerstand der weltlichen Herrscher, die Theilnahmlosigkeit der Völker und den Eigennutz und die Unwillfährigkeit der Väter und seiner eigenen Curie. So kam Papst Felix von vornherein in eine unsichere Stellung ohne festen Halt und Boden, und der erbleichende Glanz des Concils wurde seit diesem seinem letzten Schritt immer trüber. Als die Baseler Väter einen neuen Papst aufstellten, war auch der zunächst in die Augen fallende Erfolg ihrer Wirksamkeit das erneute Schisma. Fürsten und Völker hatten die Früchte der Reformverhandlungen und des kirchlichen Streits einzuthun sich bestrebt, aber dem Concil fühlten sie sich darum nicht zum Danke verpflichtet und am allerwenigsten dem schismatischen Papste. Was noch von ehrfurchtgebietender Hoheit und heiligem Ansehen an der Tiara haftete, fiel auf das Haupt Eugens IV.

f) Kaiser Friedrichs III. Stellung zum Schisma und sein Vertrag mit dem Papst.

Die Königswahl. 1440. Inmitten der neu ausgebrochenen Kirchenspaltung, inmitten trostloser Zustände in dem zerrissenen Reich und unabsehbarer Wirren in Böhmen und Ungarn, inmitten einer Reihe ungelöster Fragen und noch im Dunkel liegender Entscheidungen stand der Thron des deutschen Reichs abermals erledigt und in die Hände der Kurfürsten war die Pflicht gelegt, die Krone auf ein Haupt zu

setzen, „das zu dem Reiche nutz sein würde." Auf die Ladung des Erzbischofs Dietrich von Mainz fanden sich die Wahlherren zu Frankfurt ein. Auch die herrenlose Krone Böhmen war vom Reichskanzler entboten worden und sandte als Vertreter den Burggrafen Heinrich von Meißen, Herrn von Plauen. Trotzdem setzten die Kurfürsten der Zulassung der böhmischen Stimme Schwierigkeiten entgegen, und erst bei der Drohung, für den Schimpf der Zurückweisung blutige Rache zu nehmen, ließ man sich ihre Theilnahme gefallen.

Es ist nicht leicht, in das diplomatische Gewebe und die Parteiumtriebe bei der Wahl einen klaren Einblick zu thun. Kurfürst Friedrich II. von Sachsen war es wohl, der die Intriguen zu Gunsten seines Schwagers, des Herzogs Friedrich von Oesterreich, spann. Daß dieser selbst eifrig um die Krone geworben und den Wettiner in sein Interesse zu ziehen gewußt, dürfen wir als erwiesen annehmen. Den Habsburger mochte neben dem Glanz des Kaiserthums auch die Aussicht locken, als Oberhaupt des Reichs jene einst seinem geächteten Oheim entrissenen Vorlande, die Wiege des Geschlechts, seinem Hause wiederzugewinnen und in den böhmisch-ungarischen Verwickelungen das Reich zu seinen Gunsten zu verwerthen. Die Werbung des sächsischen Kurfürsten hatte den gewünschten Erfolg. Die Mehrzahl der Wahlherren war bald für den jungen Fürsten gewonnen, der bisher noch nirgends Proben hervorragender Geisteskraft, Einsicht und Willensstärke abgelegt, der im eigenen Lande genug zu schaffen hatte, den eine trügerische Aussicht auf die böhmische und ungarische Krone von ferne lockte, der eben so wenig, wie der verstorbene Albrecht, selbst wenn er dazu Willen und Thatkraft gehabt hätte, in der nächsten Zeit Hoffnung gab, daß er der Geschäfte des Reichs und der Kirche sich annehmen werde. Allein gerade diese Eigenschaften, welche die Gewähr in sich trugen, daß das deutsche Reich auch fürderhin einen Schattenkaiser haben werde, daß die Fürsten auch fürderhin in landesherrlicher Selbständigkeit schalten und walten dürften, daß die kurfürstliche Oligarchie noch ferner das Regiment im Reich haben sollte, empfahlen den Habsburger. Am Vorabend der Wahl verpflichteten sich die Kurfürsten ausdrücklich, an dem Artikel der goldenen Bulle festzuhalten, wonach die Mehrheit der Stimmen Alle binde. Bei der darauf folgenden Wahlhandlung fielen fünf Stimmen auf den Habsburger; der alte Markgraf von Brandenburg gab seine Stimme dem ehrenwerthen Landgrafen Ludwig von Hessen und ihm folgte der böhmische Bevollmächtigte. Mit dieser Wahl war das Schicksal des Reichs auf lange hinaus entschieden und nicht zu dessen Heil. Die selbstherrlichen Gewalten durften jetzt ungescheut und ungestört den längst betretenen Weg souveräner Abschließung fortsetzen, und das Reichsscepter war fortan ein Attribut der österreichischen Hausmacht. 2. Febr. 1440.

König Friedrich III. Stellung zum Kirchenstreite.

Das Concil, wie Papst Eugen IV. waren bemüht, den neuen König, dessen Gesinnung und Haltung noch zweifelhaft war, für sich zu gewinnen. Noch bevor Friedrich III. sich zur Annahme der Wahl bereit erklärt hatte und 6. April 1440.

trotzdem daß die Wirren in Oesterreich, Böhmen und Ungarn, die wir noch kennen lernen werden, für's Nächste den König fern von den Geschäften des Reichs und der Kirche halten mußten, buhlten die beiden streitenden Parteien eifrig um die Gunst des Erwählten. Friedrich hatte bisher wenig Antheil an dem Kirchenstreit genommen. Wenn gleich von persönlicher Frömmigkeit und gläubiger Andacht, hatte er theilnahmlos die Vorgänge des Schisma mit angesehen. So nahm er auch jetzt die Sendschreiben und Botschaften, die Glückwünsche und Gunstbezeigungen von den Baseler Vätern und ihrem Haupt, wie von Eugen, gleichmäßig entgegen, ohne einer der Parteien den Vorzug zu geben. Unter diesen Umständen erstarkte und befestigte sich die Neutralität; stets wurde die „Einung, Protestation und Appellation" erneuert. Man lebte sich allmählich in den provisorischen Zustand, in die neutrale, von beiden Parteien unabhängige und umworbene Stellung ein. Die Fürsten, geistliche wie weltliche, fanden diesen Zustand, der ihnen freie Hand und ungehindertes Spiel gewährte, ihren Bestrebungen und Wünschen angemessen. Keiner unter den Kurfürsten war damals so gewandt in Staatsgeschäften, so tief verflochten in alle politischen Vorgänge und so wohl vertraut mit allen Verwicklungen, ein solcher Meister im geheimen, versteckten Intriguenspiel, als Jacob von Sirk, der im Jahre vor der Königswahl den alten Raban von Helmstädt auf dem erzbischöflichen Stuhl von Trier ersetzt hatte.

Friedrichs erste Reichstage. Durch den Erzbischof von Trier, in welchem man den eigentlichen Anstifter der neuen Königswahl hat erkennen wollen, ließ Friedrich III. einen Reichstag nach Nürnberg
30. Nov. 1440. ausschreiben, über den Zwiespalt der Kirche zu berathen. Drei Baseler Kardinäle erschienen hier mit ausgedehnter Vollmacht, den König und die Fürsten durch Zugeständnisse für das Concil zu gewinnen. Friedrich konnte nicht ins Reich kommen; er
2. Febr. 1441. vertröstete auf einen zweiten Tag nach Mainz, wo mit Beihülfe aller katholischen Fürsten das Schisma beendet werden sollte. Auch hier erschienen nur königliche Bevollmächtigte, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee und Thomas Ebendorffer von Haselbach, Theologe von der Wiener Hochschule, dem wir auch historische Aufzeichnungen über das Baseler Concil und die österreichische Geschichte verdanken. Die Instruction, welche sie mitbrachten, war ganz danach angethan, den unentschiedenen Zustand zu verlängern. Weder zu einer Obedienzerklärung, noch zu dem Anschluß an die Neutralität waren sie bevollmächtigt. Zur Beilegung des Schisma sollten sie wiederum ein neues drittes Concil in einer deutschen Stadt in Vorschlag bringen. In Mainz fanden sich die Gesandten von Basel, unter denen jetzt auch der Kardinal von Arles glänzte, wie die Eugens ein, Nicolaus von Cusa und der sittenstrenge, pflichteifrige Juan de Carvajal. Die langen Reden und Antworten der geistlichen Herren hatten wenig Bedeutung; jetzt war nicht mehr die Zeit, zu untersuchen, wo sich das Recht befinde. Wochenlang saßen die Fürsten zu Mainz, ohne daß die kirchliche Frage auch nur einen Schritt fortgerückt wäre. Den Vorschlag eines dritten Concils zur Hebung des Schisma, der auf dem Reichstag Beifall gefunden, war ein gänzlich hoffnungsloser Versuch, der bei Eugen, wie in Basel einer Zurückweisung zum voraus sicher war. Eine größere Bedeutung hatte das auf Betreiben des Erzbischofs von Trier insgeheim aufgesetzte Memorial, welches die Anerkennung beiden Päpsten in Aussicht stellte gegen gewisse Zugeständnisse.

insbesondere Berufung eines Concils und Bestätigung der pragmatischen Sanction. In dieser Spannung der Gemüther kam die Kunde von der Ankunft des Königs.

Friedrich hielt es endlich doch für gerathen, seinen heimischen Händeln sich zu entwinden und sich der Pflichten des Reichsoberhauptes anzunehmen. Zwei Jahre waren seit der Wahl verflossen, als der Träger der Krone zuerst sich anschickte, inmitten des Reichs zu erscheinen. Zu Frankfurt war ein Reichstag angesagt worden. Als der König hier anlangte, waren die Reichsstände in so geringer Zahl vertreten, daß er die Frist hinausschob und gen Aachen zog, die Königskrone zu empfangen. Die geistlichen Gesandten sollten inzwischen einer Commission ihre Sache vortragen. Der Erzbischof Dietrich von Köln setzte zu Aachen dem Habsburger mit dem althergebrachten feierlichen Gepränge die römische Königskrone aufs Haupt. Zur festgesetzten Frist war Friedrich wieder zu Frankfurt. Die langen Reden, in denen inzwischen hier Tudeschi und Nicolaus von Cusa die Gerechtigkeit ihrer Sache verfochten, brachten den kirchlichen Zwiespalt zu keinem Ende. Ueber den Vorschlag eines Concils am dritten Orte kam man nicht hinaus. Was man zu Frankfurt in Bezug auf das Reich beschloß, wurde in der „Reformation“ von 1442 zusammengefaßt, treffliche Verordnungen über Landfrieden, Beschränkung der Fehme, Münzverbesserung u. A., denen nur ein Arm gebrach, sie durchzuführen. Mit Reichstagsverhandlungen, mit Reden und Disputationen, mit Gesandtschaften und Vorschlägen, wie sie sich jahrelang in ermüdender, hoffnungsloser Gleichförmigkeit hinschleppten, war kein Erfolg, weder in dem zerrütteten Reich, noch in der gespaltenen Kirche zu erzielen. Unschlüssig setzte der König seine Reise fort, er besuchte die Stadt des Concils, um eine persönliche Zusammenkunft mit Papst Felix zu halten, mit dessen Tochter Margaretha, der Wittwe von Anjou, damals ein Heirathsproject gemacht worden. Die Unterredung hatte keinen Erfolg; als Friedrich Basel verließ, nahm er Enea Silvio als Secretär der Reichskanzlei mit sich. Der schlaue Italiener begann sich jetzt von der Sache des Concils abzuwenden; mit Freuden zog er hinab in das „rohe Barbarenland“ und blickte bald mit Reue auf seine Baseler Verirrungen zurück. Als der König zu Anfang des neuen Jahres wieder in sein Stammland zurückkehrte, war nach keiner Seite hin ein Schritt von Bedeutung geschehen. Die Vertröstung und Hinhaltung von einer Versammlung zur andern, die Verhandlungen, Anerbietungen, scheinbaren Zugeständnisse, unter deren Deckmantel sich unvereinbare Gegensätze bargen, konnten die große Frage der kirchlich-politischen Stellung des Reichs nicht in Fluß, nicht zum endlichen Austrag bringen. Auf einem andern Wege sollte bald Eugen den vollständigsten Triumph über seine Gegner feiern.

[Randnotizen: Des Königs Anwesenheit im Reich und Krönung. 1442. — 15. April 1442. — 17. Juni. — 8. Juli. — 1443.]

Und doch erhielt sich der Zustand der Unentschiedenheit, des neutralen Abwartens, um den Streit der Parteien zu möglichst hohem Preis zu verwerthen, noch Jahre lang, mannichfach gebrochen und verletzt, je nachdem die Verhältnisse in Basel oder bei Eugen größern

[Randnotiz: Beginnender Zerfall der Neutralität.]

Vortheil versprachen. Wir können die unfruchtbaren Verhandlungen der Reichstage, deren immer einer den andern gebar, nicht im Einzelnen darlegen. Nachdem der König monatelang seine Ankunft im Reich versprochen und verschoben, fand er sich Aug. 1444. endlich persönlich zu Nürnberg ein und berieth in glänzender Versammlung von Fürsten und Städteboten über den Frieden der Kirche. Eine Deputation wurde beauftragt, sich mit der Lösung des Schisma zu beschäftigen; sie schlug vor: die deutsche Neutralität solle noch ein Jahr lang fortgeführt, am 1. Oct. 1445 ein allgemeines Concil in Konstanz, Augsburg oder einer Stadt an der Donau versammelt und hier in Anwesenheit des Königs über die Stellung der deutschen Kirche entschieden werden. Deutlich gab sich unter den Fürsten ein Zwiespalt kund. Schon stand jener verschlagene Erzbischof Jakob von Trier, ein Mann von versteckter Politik, die auch den Zeitgenossen dunkel war, in geheimem Einverständniß mit Papst Felix, dessen Ansehen von Tag zu Tag abgenommen hatte; ihm folgte Dietrich II. von Köln. Was die beiden Kirchenfürsten zu dem Concilpapst geführt, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Auf dem Nürnberger Tag erklärten sich ihre Vertreter gegen den Vorschlag der Deputation und verlangten Gehorsam für das Concil; Sachsen und andere Fürsten und Bischöfe schlossen sich ihnen an, die Gesinnung des Pfalzgrafen blieb zweifelhaft: ein bedenkliches Anzeichen des Zwiespalts zwischen dem Haupt und den Gliedern des Reichs. Man blieb einstweilen in der Protestation und Einung. Die „Avisamente“ der Nürnberger Deputation, im Wesentlichen der alte, längst zurückgewiesene Vorschlag, stieß selbstverständlich bei beiden Theilen auf Widerstand. Es war wohl überhaupt mehr ein Deckmantel, um die im Geheimen reifenden Entschlüsse und Pläne zu verhüllen, als daß damals irgend Jemand einen Erfolg davon gehofft hätte. Auf dem denkwürdigen Nürnberger Reichstage erhitzte noch eine andere Angelegenheit die Gemüther. Wir werden jenen schmählichen Einfall der Armagnacs, welcher dem König offen zur Last gelegt ward, an einem andern Orte darstellen. Unfähig sich zu rechtfertigen, verließ Friedrich unter Murren der Reichsstände voll Mißmuth und Scham den Reichstag. Lange Jahre besuchte er keinen wieder.

Der Vertrag zwischen Friedrich und Eugen. 1445. Den Nürnberger Vorschlag brachte Enea Silvio, der uns bekannte Unterhändler, nach Rom. Ehrenvoll und zuvorkommend wurde der geistreiche, gewandte Vermittler, dessen Abfall vom Concil längst entschieden war, vom Papste und den Kardinälen empfangen. Reumüthig bekannte der kluge Ueberläufer seinen Irrthum und Fehltritt, dessen er sich wider den wahren Nachfolger Petri schuldig gemacht, und flehte um Verzeihung. Sein Antrag über ein deutsches Concil wurde natürlich abgewiesen, wichtiger war das Verständniß zwischen König und Papst, das damals eingeleitet und in geheimen Besprechungen vorbereitet ward. Als päpstlicher Agent am Kaiserhof, „als italienisches Auge und Ohr in deutschen Landen“, kehrte Enea zurück, ohne jedoch sofort die Maske der Neutralität fallen zu lassen. Ihm folgten die päpstlichen Gesandten, Carvajal und der Bischof von Bologna, auf dem Fuße. Bald traten die wahren Ziele der geheimen Verhandlungen ans Tageslicht. 24. Juni 1445. Während der zu Johanni in Frankfurt zusammengetretene Reichstag noch immer von einem dritten Concil sprach und einstweilen in der „Protestation und Einung“ verblieb, bereitete sich in der Stille ein ganz anderer Ausgang

der unersprießlichen Neutralität vor, eine Verständigung zwischen dem König und dem römischen Papst.

Man einigte sich in Wien über den Preis, den Friedrich für seine Obedienzerklärung und seinen Abfall vom Concil erhalten sollte. Dem König ward das Recht zugestanden, hundert kirchliche Beneficien im Bereich seiner Erblande zu vergeben, ferner das lebenslängliche Recht, für sechs ebendaselbst gelegene Bischofsstühle geeignete Personen vorzuschlagen (Nominationsrecht), ebenso zur Visitation der Klöster in den österreichischen Erblanden. Ferner versprach ihm der Papst die Kaiserkrönung in Rom oder einer andern italienischen Stadt, und eine Beisteuer zu den Kosten des Zugs, sowie die Erlaubniß, zu diesem Zweck von allen Pfründen in Deutschland einen Zehnten zu erheben. Der schmählichste Preis jedoch für die Obedienzerklärung war die Verschreibung einer Geldsumme von 221,000 Dukaten an den König.

Der Papst gewährte mit Freuden die Bullen, welche diese Bedingungen zugestanden. Hatte er doch mit dieser Uebereinkunft die Grundlage des verhaßten Concils und der Neutralität zerstört und den Anfang gemacht, die deutsche Kirche wieder in das alte Joch zu zwingen. Es war ein schmachvoller Handel, als das Oberhaupt des Reichs sich bewegen ließ, um schnödes Geld und Stellen für gierige Günstlinge, hinter dem Rücken der deutschen Fürsten, alle Reformen und alle Freiheiten der deutschen Kirche preiszugeben. Waren es doch lauter Zugeständnisse, die sich auf das habsburgische Erbland bezogen, und von wie geringer und vorübergehender Bedeutung selbst für dieses. Zudem gab der Papst Rechte daran, die ihm das Concil soeben abgesprochen, die den Bischöfen und Capiteln zustanden. Schwache Unselbständigkeit, kleinliche Habgier, hinterlistige Heimlichkeit und zaghafte Zurückhaltung in widerwärtiger Mischung zeigte der Träger der deutschen Krone in einem Momente, der eine hochwichtige Bedeutung in unserm staatlichen und kirchlichen Leben hätte gewinnen können, jetzt aber so schmählich und schwächlich aus den Händen gelassen ward. Jan. Febr. 1446.

g) Sieg des Papstthums und Ausgang des Baseler Concils.

Der Verkauf der Obedienzerklärung von Seiten Friedrichs III. war ein Wendepunkt in dem Kirchenstreit. Es lag eine schwüle Luft über Deutschland; dunkle Ahnungen und Gerüchte von den Umtrieben und Verhandlungen ängstigten die Gemüther; man fühlte allerseits, daß sich ein wichtiger Schlag vorbereite, daß man an der Schwelle der Entscheidung stehe. Sie sollte nicht lange ausbleiben. Der Papst Eugen glaubte jetzt die Zeit zu energischem Auftreten gekommen. Jetzt galt es der untergrabenen Neutralität, die allein das Concil noch hielt, den letzten Schlag zu geben, und Eugen IV., ein Mann der raschen Entscheidung und kühnen That, zerriß nunmehr das jahrelang gesponnene diplomatische Gewebe mit gewaltsamer Hand. Eine Bulle entsetzte die Erzbischöfe Dietrich von Köln und Jacob von Trier als Ketzer, Schismatiker und Empörer ihrer Würden. An ihre Stelle wurden Verwandte des curial gesinnten Herzogs von Burgund gesetzt, Adolf von Cleve in Köln, Bischof

Der Frankfurter Kurverein.

9. Feb. 1446.

Johann von Cambray in Trier. Wohl waren die beiden vorher zur Verantwortung vorgeladen worden, aber doch rief der kühne Schritt Staunen und Schrecken hervor. Der Bann über die zwei hervorragendsten neutralen Kurfürsten war ein drohendes Zeichen, wessen man sich jetzt von dem neu erstehenden römischen Stuhl zu versehen habe. Nicht bloß die Kurfürsten, sondern die Kirche und das Reich waren getroffen, und das Schlimmste war, daß man dem König die Mitschuld an dem Schlage zuschrieb. Es galt jetzt den Angriff in festgeschlossener Einheit abzuwehren.

21. März 1446. Alsbald versammelten sich die Kurfürsten in Frankfurt und schlossen einen Kurverein zu gegenseitiger Gewährleistung ihrer Rechte und Herrschaften, zu gemeinsamem Zusammenstehen, wenn irgend Jemand Einen von ihnen angreifen oder schädigen wolle. Die kurfürstliche Oligarchie maß sich das Recht bei, sich in Kirche und Reich der Schäden anzunehmen. Zugleich wurde ein Uebereinkommen getroffen, unter welchen Bedingungen man Eugen IV. als Papst anerkennen wolle; er solle die Decrete von der höchsten Autorität der Concilien annehmen, ein deutsches Concil zum 1. Mai des folgenden Jahres einberufen, die Baseler Decrete, wie sie in der Sanction von 1439 (S. 301) enthalten, anerkennen. Bis des Papstes Antwort eingelaufen, wollten die Kurfürsten in der Protestation verharren. Träfen die päpstlichen Bullen zum bestimmten Termin nicht ein, so verständen die Kurfürsten, daß der Papst die Absicht habe, die Gewalt der heiligen Concilien zu unterdrücken, und wollten sich dem Baseler Concil zuwenden. Auch dieses sollte, im Fall der Weigerung des Papstes, aufgefordert werden, sich zu verlegen und Zeit und Ort den Kurfürsten zu überlassen, ohne daß jedoch Felix den Vorsitz führen dürfe. Was das neue Concil, sei es nun von Eugen oder den Baselern berufen, über die Kirchenspaltung im Beisein der Kurfürsten und des Königs, falls er beitreten würde, beschließe, das wollten die Kurfürsten annehmen. Auch wollten sie den König und die übrigen Fürsten des Reichs zum Beitritt auffordern und dann gemeinschaftlich eine pragmatische Sanction verfassen, welche von Papst Eugen oder von den Baselern zu bestätigen sei. Sollte sich Friedrich weigern, der Einigung beizutreten, so würden die Kurfürsten dennoch darin verharren. So schloß sich, ohne den König, ja mit nicht zu verkennender Drohung gegen ihn, die kurfürstliche Oligarchie fest zusammen, um der päpstlichen Ueberhebung die Spitze zu bieten und die kirchliche Frage nach nationalem Sinne zu entscheiden.

König Friedrich und die Kurfürsten. Es mochte Vielen scheinen, als sei der römische Papst doch allzu rücksichtslos und gewaltsam vorgegangen. Die abgesetzten Erzbischöfe, solidarisch mit ihren Standesgenossen verbunden, waren mächtige Gegner. Noch war es im Reich nicht offenkundig, in welcher Weise sich Friedrich von der Curie hatte gewinnen lassen; in dem Kurverein aber war es deutlich ausgesprochen, daß die Verbündeten ihre Maßregeln auch ohne und wider den König ergreifen würden. In Wien und Rom gerieth man in Besorgniß über den festgeschlossenen Widerstand. Es war eine arge Verlegenheit für den König, eine gerechte Strafe seiner heimlichen, unehrlichen Politik, als zu gleicher Zeit die päpstlichen Gesandten mit der Bestätigung des Vertrags und die kurfürstlichen Boten mit der Aufforderung zum Kurverein an seinem Hof anlangten, beide auf eine bestimmte Erklärung drängend. An der Spitze der kurfürstlichen Gesandschaft

stand Gregor von Heimburg, der bei den Neutralitätsbeschlüssen und bei dem Kurverein selbst eine hervorragende Thätigkeit entfaltet hatte. Aus einem fränkischen Adelsgeschlecht entsprossen, damals ein Mann in seinem kräftigsten Alter, hochgewachsen von Gestalt und fest in seinem ganzen Wesen, unbeugsam in seinem Willen und Streben, in den Staatsgeschäften tief erfahren, von seltener Schärfe des Urtheils und Kenntniß des Rechts, unbestechlich von äußerem Schein und sich vollkommen bewußt, was er wollte und für Recht erkannte: so tritt der wackere Kämpe gegen wälsche List und pfäffischen Trug uns entgegen, ein Mann von deutscher Art und Kraft, selbst auf den krummen Wegen der Politik an seiner ehrlichen Ueberzeugung haltend und unermüdlich thätig, wo er für sein Vaterland wirken konnte. Schon oft hat man die beiden Männer, damals und wo immer sie zusammentrafen unversöhnliche Gegner, Heimburg und Enea Silvio, als ausgeprägte Vertreter deutscher und wälscher Art neben einander gestellt, den schöngeistigen und feinen Italiener mit der schmeichelnden und doch wieder so bitteren und scharfen Zunge, den vielgewandten Parteigänger, der jede Fügung des Schicksals erspähte und sich nutzbar machte, ohne Gewissen, ohne Grundsätze und ohne Ueberzeugung, und den derben urkräftigen Deutschen mit dem trotzigen Sinn und dem festen Willen, eigenwillig und barsch im Auftreten, ohne Ehrfurcht und Scheu, wie ihn sein Gegner selbst schildert.

Als die kurfürstlichen Boten vor den König traten, erhielten sie eine ausweichende Antwort, auch er sei mit jener Absetzung unzufrieden und wolle die Forderungen der Kurfürsten bei Eugen befürworten, allein in ihren Beschlüssen sehe er eine Schmach der Nation und Mehrung des Schisma, in die Einung, die man hinter seinem Rücken gemacht, könne er nicht eintreten. Doch aber war Friedrich über den Schritt der Kurfürsten erschrocken. Als die Boten weiter gen Rom zogen, sandte er seinen vertrauten Höfling Enea eben dahin, um dem Papst ein milderes Auftreten und Widerruf des Absetzungsdecrets zu empfehlen. In der That wußte Enea die Curie von der drohenden Gefahr zu überzeugen und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Eugen hörte die unverhüllte Rede Heimburgs und die überbrachten Forderungen gelassen an und rechtfertigte sich mit kurzen Worten; den versammelten Fürsten wolle er das Weitere zukommen lassen. So brachten die Gesandten weder von Wien noch von Rom eine bestimmte, befriedigende Antwort heim.

Man stand an der Schwelle einer hochwichtigen Entscheidung. Sie mußte sich jetzt zu Frankfurt vollziehen auf dem zum 1. September angesagten Kurfürstentag, der sich alsbald durch die Anwesenheit der kaiserlichen Gesandten und anderer Fürsten zu einem Reichstag gestaltete. Die Baseler waren den kurfürstlichen Forderungen vollständig nachgekommen und hatten in die Verlegung der Versammlung eingewilligt. Nahm die Sache den verabredeten Verlauf, so mußten sich die Kurfürsten auf die Seite des Baseler Concils stellen, denn Eugen hatte den Termin nicht eingehalten und die Forderungen nur unvollständig erfüllt. Der Bischof Thomas von Bologna, welcher den endgültigen Bescheid des Papstes überbringen sollte, war noch nicht eingetroffen; er lag

Der Frankfurter Reichstag. Sept. 1446.

unterwegs am Fieber darnieder. Die Erklärung, in der Vollmacht der päpstlichen Nuntien Carvajal und Nicolaus von Cusa enthalten, war in jeder Beziehung unbestimmt und ungenügend. Der Vertreter der Baseler, der Kardinal von Arles, war voll guter Zuversicht. Unter diesen Umständen hatten die kaiserlichen Gesandten, die Markgrafen Jacob von Baden und Albrecht von Brandenburg, die Bischöfe von Augsburg und Chiemsee, der Geheimschreiber Enea Silvio, die Aufgabe, den festgeschlossenen Kurbund wo möglich zu trennen. Der Reichstag nahm von vornherein eine heftige, leidenschaftliche Gestalt an. Schon bei dem Hochamt vor der Eröffnung kam es zum Streit, als der Kardinal von Arles sich das Kreuz vortragen lassen und den Segen ertheilen wollte; er mußte davon abstehen. Auch in den Verhandlungen ging es heftig her; leidenschaftlich sprach Heimburg, schmähend Jacob von Trier; vergebens suchte der redegewandte Silvio zu begütigen. Die Gesandten des Königs und des Papstes waren voll schlimmer Befürchtungen; die Gegner forderten eine offene Erklärung für das Baseler Concil. Allein die Päpstlichen fanden eine Rettung. Der Erzbischof Dietrich von Mainz, ein prachtliebender Prälat, der sich bisher ganz von dem Rechtsgelehrten Lysura hatte lenken lassen, wurde mit Gold und süßen Worten zum Abfall von seinem Kurfürsteneid beredet. Wenn die päpstlichen Zugeständnisse und die kurfürstlichen Forderungen in Einklang zu bringen waren, mochten viele der anwesenden Fürsten der Meinung sein, auf der eingeschlagenen gefährlichen Bahn einzuhalten. Dies zu Stande zu bringen, war das Verdienst Enea Silvio's. Er formulirte die Sätze des Frankfurter Kurvertrags in der Weise, wie der Papst sie zuzugeben entschlossen war. Mit dieser abgeschwächten Punctation, die den Beifall der königlichen und nach einigem Sträuben auch der päpstlichen Gesandten fand, erklärte sich bald eine große Zahl der Fürsten einverstanden. Die Gesandten von Brandenburg schlossen sich dem Mainzer an, die meisten Bischöfe folgten. Die Antwort des Papstes wurde für genügend erkannt und der Beschluß gefaßt, in der römischen Obedienz zu bleiben. Die Mehrheit der Fürsten vereinigte sich dahin, daß sie nach Bestätigung der Punctation dem Papst Gehorsam leisten wollten. Nur die Kurfürsten von Trier, Köln und Sachsen ritten voll Ingrimm weg; der Pfalzgraf Ludwig hielt mit seiner Meinung zurück. Keiner konnte sich verhehlen, daß mit diesem Verlauf des Reichstags die Kraft und das Ansehen des Baseler Concils gebrochen war; nur noch wenige Väter waren zugegen und diese muthlos und voll schlimmer Befürchtungen. Die Verständigung zwischen der deutschen Kirche und dem apostolischen Stuhl, die noch soeben völlig gescheitert schien, war damit angebahnt, es bedurfte nur noch des definitiven Abschlusses.

Sprengung des Kurvereins. — *5. Oct. 1446.*

Das provisorische Concordat.

Als die kaiserlichen und fürstlichen Gesandten, unter denen wiederum Enea Silvio und Johann von Lysura, der Bevollmächtigte von Mainz, hervorragten, in Rom anlangten, fanden sie einen glänzenden Empfang. Doch

aber gab sich alsbald im Kardinalcollegium ein Widerstand gegen die vier Artikel kund: man klagte über Täuschung und Erniedrigung des heil. Stuhls. Der Papst selbst war todtkrank und wünschte sehnlich, sein kampferfülltes Pontificat mit einem Friedenswerk zu beendigen. Der Tod des Papstes konnte die ganze Sachlage umgestalten, den ganzen Ausgleich in Frage stellen. Die Vermittler, insbesondere Silvio, waren unermüdlich, den Widerstand der Entschiedensten im Kardinalcollegium zu brechen, und es gelang ihnen endlich abermals, eine Formel der Uebereinkunft zu finden. Die vier Artikel der Frankfurter Punctation, selbst schon eine Abschwächung der kurfürstlichen Forderungen, wurden nochmals in eine mildere, verklausulirte, dehnbare Fassung gebracht und auf Grund dieser ein provisorisches Concordat geschlossen. Febr. 1447.

1) Die Berufung eines neuen Concils nach Constanz, Straßburg, Mainz, Worms oder Trier wurde zugestanden, aber von der Einwilligung der andern Fürsten und Völker abhängig gemacht, eine Bedingung, deren Erfüllung die Curie ganz in der Hand hatte; auch war das Zugeständniß nicht in Form einer allgemeinen Bulle, sondern eines Privatversprechens an den König, an Mainz und Brandenburg abgefaßt und somit nach deren oder des Papstes Tod nicht mehr bindend. 2) Die Anerkennung der Superiorität der Concilien nach den Constanzer Decreten Frequens und Sacrosancta wurde in unbestimmten deutbaren Worten ausgesprochen, welche den Umfang dieser Anerkennung namentlich in Bezug auf das Baseler Concil sehr im Unklaren ließen. 3) Ebenso unbestimmt und biegsam war die Fassung in Bezug auf die pragmatische Sanction vom 26. März 1439. „Alle, welche jene Decrete angenommen oder den sie Annehmenden angehangen haben", sollten im Genuß derselben bleiben, bis Eugen einen Legaten nach Deutschland schicke, der über jene Decrete und die Versorgung des apostolischen Stuhles ein Abkommen schließe. Der Annatenbeschluß und alle in der Sanction enthaltenen Freiheiten der deutschen Kirche wurden in Frage gestellt, ein endlicher Beschluß darüber sowie die Entschädigung des heil. Stuhles künftiger Unterhandlung vorbehalten, die Obedienzerklärung der Nation aber sollte vorausgehen; an die Stelle der pragmatischen Sanction sollte ein Concordat treten. So weit war die klare bestimmte Forderung des Kurvereins bereits verdreht worden. Nachgiebiger bewies sich die Curie gegen die, welche während der Neutralität und durch das Concil Aemter und Pfründen erlangt hatten; sie sollten in ihren Rechten verbleiben, wenn sie zur Obedienz zurückkehrten. Ebenso sollten 4) die beiden entsetzten Erzbischöfe in ihre Aemter restituirt werden.

Der sterbende Papst genehmigte den vorgelegten Vertrag. Allein in der Die Obe- Seelenangst, der Würde des heil. Stuhls zu viel vergeben zu haben, ließ er dienzerklä- einen Vorbehalt (Salvatorium) aufsetzen: Er habe, um die Deutschen zum rung. Gehorsam zurückzuführen, in Bedingungen eingewilligt, deren Bedeutung er in seiner Krankheit nicht hinlänglich habe prüfen können; so erkläre er jedes Zugeständniß, das wider die Lehre der heil. Väter sei und dem apostolischen Stuhl zum Nachtheil gereiche, für ungültig. Es lag denen, die den Frieden zu Stande gebracht, Alles daran, daß die Obedienzerklärung geleistet werde, ehe der Tod des Kirchenfürsten neue Verwicklungen herbeiführen könne; und auch dies gelang ihnen trotz der Einrede der sächsischen und pfälzischen Gesandten. Auf dem Todtenlager empfing der Papst die Gehorsamserklärung 7. Febr. 1447. einer Anzahl deutscher Fürsten. Glockengeläute, Festjubel und Freudenfeuer

verkündeten der ewigen Stadt das geschlossene Friedenswerk. Es war der 23. Febr. 1447. letzte Erfolg Eugens IV., wenige Tage später sank er ins Grab. Sein Pontificat war ein stürmisches gewesen, von Anfang bis zu Ende voll Kampf und Unfrieden. Wohl können wir begreifen, wenn der heil. Vater sich sterbend mit Sehnsucht der Tage erinnerte, da er als frommer Klosterbruder ein ruhiges Leben in Frieden und Demuth führte. Seine durchfahrende Gewaltthätigkeit, seine rücksichtslose Schroffheit, sein starrer Sinn, dem doch wieder die großartige Energie, die innere Festigkeit fehlte, waren wenig geeignet, in so stürmischen Zeiten die Kirche zu lenken; an der Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit des Streites war die herbe Sinnesart Eugens IV. nicht zum wenigsten Schuld gewesen.

Die neue Papstwahl. Der Stuhl Petri blieb nicht lange verwaist. Es galt jetzt, das fühlte Jeder, eine rasche, einmüthige und wo möglich allen Parteien genehme Wahl. 6. März 1447. Man einigte sich auf Thomas Parentucelli, seit Kurzem Bischof von Bologna und Kardinal, einen Mann von niedriger Herkunft, aber tiefer Gelehrsamkeit, einen Gönner der Wissenschaft und Kunst, lebhaft und erregbar, selbst heftig, aber von freundlicheren Sitten als sein schroffer Vorgänger. Noch jüngst hatte er in den kirchlichen Verhandlungen seine Befähigung bewiesen und war mit den Zuständen und Stimmungen vertraut. Zu Ehren Albergata's, des Kardinals von Santa Croce, dem er lange Jahre gedient, nannte sich der neue Papst Nicolaus V. Weder die Orsini, noch die Colonna, noch sonst eine Partei konnte über eine solche Wahl erzürnt sein. Er liebte den Frieden, in welchem er seine Neigung zu Kunst und Glanz befriedigen konnte, und trat mit versöhnlichen Worten, sparsamen Haushalt und Reformen versprechend, sein hohes Amt an. In der kirchlichen Politik griff er die Fäden so auf, wie sie den Händen seines sterbenden Vorgängers entfallen waren. Bald ging der Kardinal Carvajal als päpstlicher Legat nach Deutschland, um das eingeleitete Geschäft zu Ende zu führen.

Der Fürstentag zu Aschaffenburg. Juli 1447. Die Fürsten, welche zum Gehorsam des römischen Papstes zurückgekehrt waren, fanden sich auf kaiserliche Berufung zu Aschaffenburg ein. Als Friedrichs Gesandter erschien wieder Enea Silvio, der soeben das Bisthum Triest als Lohn seiner Thätigkeit davon getragen. Da die versammelten Fürsten unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Mainz sämmtlich der mit Rom einverstandenen Partei angehörten, so wurde ohne Gegenrede Nicolaus als rechtmäßiger Papst anerkannt und eine Gehorsamserklärung an ihn beschlossen. Auf einem andern Tag zu Nürnberg sollten sich alle Stände des Reichs einfinden, und dort über die Entschädigung des heil. Stuhls eine Bestimmung getroffen werden, „falls nicht inzwischen mit dem Legaten ein Concordat geschlossen sei." So war nunmehr die Sache dahin gekommen, der furchterregende Kurfürstenbund so erniedrigt, daß die Reichsversammlung das Schicksal der deutschen Kirche in die Hände des Königs legte, dessen Gesinnung man doch hinlänglich kannte. Die Anerkennung des Papstes stand fest, damit hatte man schon die

beste Handhabe, die berechtigten Forderungen durchzusetzen, dahingegeben; einem Concordat des Königs mit dem Legaten sollte nunmehr das Uebrige, der endliche Beschluß über die päpstlichen Zugeständnisse und die Provision des heil. Stuhles anheimgestellt sein. Friedrich erließ alsbald im Namen der Aschaffenburger Fürsten eine Gehorsamserklärung. Es galt nun zunächst die noch Widerstrebenden zu gewinnen, um das ganze Reich wiederum zu Füßen des neugekräftigten Papstthums zu legen; und auch das hielt nicht schwer. Die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen hatten mit Frankreich auf dem Convent von Bourges unterhandelt, aber auch hier war man schon übereingekommen, sich dem römischen Papst wieder zu unterwerfen und suchte nur noch nach einer Ausgleichungsform. Einer nach dem andern der verbündeten Kurfürsten und Fürsten kehrte zur Obedienz Roms zurück, zuletzt auch der Entschiedenste, Jacob von Trier. Gab es für sie doch damals keine andere Rettung mehr; das Baseler Concil hatte seine Rolle ausgespielt und war der Auflösung nahe. Auf der andern Seite aber winkten reiche Gaben für eigenen Vortheil; wer konnte da Hingebung an die gute Sache und Opfer für dieselbe erwarten! Als die Kette des kurfürstlichen Vereins gesprengt worden, war der Triumph von Papstthum und Königthum im Bunde entschieden.

Das feinangelegte Ränkespiel fand seinen Abschluß durch das Wiener Concordat, das Kaiser Friedrich mit dem Kardinal Carvajal „für die deutsche Nation und mit Zustimmung der meisten Kur- und anderer Fürsten" vereinbarte. Wer konnte von dem Wiener oder, wie es genannt wurde, Aschaffenburger Concordat nach solchen Vorgängen viel Heilsames erwarten! Der von Eugen angenommene römische Präliminarvertrag bildete die Grundlage. War derselbe schon eine bedeutende Abschwächung der Mainzer Sanction, so wurde jetzt abermals in die Palladien der deutschen Kirche ein tiefer Schnitt gethan. Das Wiener Concordat. 17. Febr. 1448.

In Betreff der kirchlichen Wahlen und der Collation der Pfründen hatte sogar das Baseler Concil dem Papste gewisse Reservationen vorbehalten; jetzt aber wurden dieselben in viel weiterem Umfang gewährt. Es war eine ganz stattliche Reihe von Vacanzen, deren Besetzung dem Papste wieder zugestanden ward, und zudem ließ auch hier die Fassung der Worte jeder Willkür und Deutung freies Spiel. Die päpstlichen Reservationen bestanden in allen Pfründen, die in curia erledigt wurden, d. h. deren Inhaber am römischen Hof oder in der Entfernung von zwei Tagereisen starben, in allen Pfründen der Kardinäle und höheren römischen Beamten, in allen durch päpstliche Ab- und Versetzung oder durch Verzichtleistung erledigten Pfründen, in den Aemtern derjenigen, die durch päpstliche Verleihung ein Bisthum, eine Abtei oder ein sonstiges mit ihrem bisherigen unverträgliches Amt erhielten. Ferner wurden dem Papste reservirt alle Pfründen, welche in den Monaten Januar, März, Mai, Juli, September, November erledigt würden, mit Ausnahme der höheren Würden an Kathedral- und Collegiatkirchen, worüber ordnungsmäßig verfügt werden sollte. Schließlich stand dem Papste die Provision zu, wenn ihm die Wahl nicht in der gesetzlichen Frist angezeigt wurde, wenn sie uncanonisch vollzogen war und wenn der Papst „aus vernünftigen und einleuchtenden Gründen" einen Würdigern vorschlägt. Noch gründlicher wurden die Baseler

Errungenschaften in der Annatenfrage entstellt. Es wurden einzelne mildernde Zusätze gemacht, im Grund aber das verhaßte Institut im alten Umfang wieder aufgerichtet. „Es war dem römischen Stuhl als Entschädigung Alles das zurückgegeben, was nach den Baseler Beschlüssen abgestellt sein, wofür er entschädigt werden sollte.“ In der Entschädigungsfrage — Provision und Annaten — ist das Wiener Concordat eine Wiederholung des Constanzer; in allen übrigen Punkten wurden die römischen Februarbullen (S. 313) bestätigt.

Der Papst genehmigte den Vertrag unverzüglich; die deutschen Bischöfe zögerten Anfangs, allein im Laufe der Jahre gab Einer nach dem Andern seine Einwilligung und erntete dafür Rechte und Gnaden für seine Kirche. Es ist bezeichnend, daß das Concordat Anfangs von der kaiserlichen Kanzlei geheim gehalten wurde; auf einem Reichstag wurde es nie bestätigt, unter der Hand wurde die Zustimmung dafür erkauft. Die wesentlichsten Rechte, die man sich aus dem Baseler Concil hatte sichern wollen, waren in einer Weise preisgegeben, entstellt und verdreht, daß die ganze Baseler Reform dadurch zu einem bedeutungslosen Scheinbild wurde, und auch das Wenige, was als Gewinn für die deutsche Kirche übrig blieb, wurde mißachtet und vergessen. Kaum ist je ein diplomatisches Spiel mit mehr Schwäche, kleinlichem Eigennutz und Nachgiebigkeit auf der einen, mit mehr Ränkesucht und Unredlichkeit auf der andern Seite gespielt worden.

Ende des Baseler Concils. 1449. Das Baseler Concil war längst untergraben, die Auflösung der Neutralität und die Verträge mit der römischen Curie waren sein Todesstoß. Nirgends mehr unter den weltlichen Mächten hatte Papst Felix einen Halt. Auf den verödeten Bänken des Baseler Münsters saßen noch einige savoyische Bischöfe, niedere Geistliche und Schreiber. Man suchte nur noch eine Form, um einen ehrenvollen und möglichst vortheilhaften Frieden zu schließen. Bald nach der Aschaffenburger Obedienzerklärung gebot der Kaiser den Bürgern von Basel, den Versammelten das Geleite zu entziehen, dem Concil selbst sich aufzulösen. Als der Rath dem wiederholten Befehl Folge leistete, zogen die Väter nach Lausanne. Unter französischer Vermittlung kam endlich eine Einigung zu Stande. Felix entsagte dem Papstthum und empfing den Kardinalstitel und die Würde eines beständigen apostolischen Vicars, alle Glieder seiner Curie wurden in ihren Stellen und Aemtern hergestellt. Darauf wählten sie „um des Friedens und der Einheit der Kirche willen“ Nicolaus V. zum Oberhirten und lösten
25. Apr. 1449. sich feierlich auf. Die beiden Häupter des Concils überlebten das Ende ihres
7. Jan. 1451. Werkes nicht lange. Felix starb in frommer Zurückgezogenheit, und der
16. Sept. 1450. Kardinal d'Allemand, der in sein Erzbisthum Arles zurückgekehrt, war ihm im Tod vorangegangen. An seinem Grabe beteten die Frommen, Wunderheilungen geschahen dort, später ward er vom Papst Clemens VII. feierlich selig gesprochen.

Das Papstthum nach seinem Sieg. 1450. Als im folgenden Jahr die große Jubelfeier in der ewigen Stadt abgehalten wurde und Tausende von Gläubigen nach Rom pilgerten, also daß die

Menge der Herbeiströmenden kaum Herberge fand: da feierte das Papstthum einen stolzen Triumph. Von dem verheißenen Concil war nicht mehr die Rede; die Stimmen, die so eifrig auf Reform gedrungen, waren verstummt. Neugestärkt erhob sich die pontificale Macht aus den Angriffen und Stürmen der letzten Jahrzehnte, wie zum Hohne setzten die nachfolgenden Oberhirten ungescheut das alte Wesen fort. Was man zu Rom im Drang der Verhältnisse nachgegeben, gerieth in Vergessenheit; bald bestieg jener Enea Silvio, dem das Papstthum wie keinem andern den Sieg zu danken hatte, den Stuhl Petri. Die Curie zog keine Lehre aus dem gewaltigen Kampfe; dort glaubte man, die deutsche Kirche auf ewig in das alte Joch gezwungen zu haben. Nach dem Widerstand der Concilien herrschte Ermüdung und Schlaffheit. Wiederum erblickte die heilsbedürftige Menschheit, jetzt wieder Eine Heerde unter Einem Hirten, am Thron des Nachfolgers Petri ihre Hoffnung und Rettung in den Stürmen der Welt. Aber das römische Kirchenwesen war und blieb entartet, völlig verweltlicht, nur auf zeitliche Herrschaft und zeitlichen Genuß bedacht. Erst nach Jahren erwachte wieder der eingeschläferte Unwillen und Widerstand gegen das römische Wesen, und die entstellte und gesunkene Kirche Christi wurde in gewaltigem Kampf gereinigt und gerettet. Die lutherische Reformation war die gerechte und nothwendige Nemesis für die Unterdrückung und Verhöhnung der Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts.

C. Der Süden und der Norden.

I. Italien.

Literatur. 1) Die wichtigsten Quellenschriftsteller der italienischen Geschichte sind enthalten in den großen Sammelwerken von Muratori: Rerum Italicarum scriptores. Mediol. 1723—51. 28 voll. fol. — Antiquitates Italicae medii aevi cet. Mediol. 1738—42. 6 voll. fol. — Annali d'Italia cet. Milano 1744. (Auch deutsch unter dem Titel: Gesch. v. Italien nach Ordnung der Jahre von Anfang der christl. Zeitrechnung bis auf das Jahr 1500. Leipz. 1745 ff. 9 Vol. 4⁰.), und für die kirchlichen Angelegenheiten die von Joh. Dom. Mansi besorgte Ausgabe der Annales eccles. von Baronius, Pagi, Raynaldus u. a. (Lucca 1738—59. 38 voll. fol.; sowie dessen Conciliorum nova et ampliss. Collectio. (Flor. et Ven. 1759 sqq. 31 voll. fol.)

2) Unter den Werken über die allgemeine Geschichte Italiens sind hervorzuheben: J. Fr. Lebret, Geschichte von Italien. 3 Bde. (in der Baumgart'schen Allgem. Welthistorie Halle 1778—87.) und das schon mehrfach erwähnte Werk von H. Leo, Geschichte von Italien (in der Heeren-Ukert'schen Gesch. der europ. Staaten. Hamb. 1729—32. 5 B.). Carlo Denina: Delle rivoluzioni d'Italia, in verschiedenen Ausgaben erschienen, auch ins Deutsche übersetzt (Leipz. 1771 ff.). Sismond de Sismondi, histoire des républiques Italiennes du moyen age (Paris 1809—18. 16 voll.), auch ins Deutsche übersetzt. Troya, storia d'Italia del medio evo. Neapel 1839—51; 3 voll.

3) Ueber einzelne Länder: a) Herzogthum Mailand: Giulini, memorie spettanti alla storia e al governo di Milano (Mailand 1760—70. 10 voll. 4⁰.). C. Verri, storia di Milano (wiederholt aufgelegt und fortgesetzt). Neuere Werke von Rosmini, Cantù, Cusani (storia di Milano). — b) Piemont und Savoyen: Sam. Guichenon, histoire généalogique de la royale maison de Savoye. Lyon 1660. — Die Storia dell' Italia occidentale des erwähnten C. Denina (Turin 1809 f., 6 voll.) ist eine Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königreichs Sardinien, und unter diesem Titel von Fr. Straß ins Deutsche übersetzt (Berl. 1800 ff.). Ant. Gallenga, history of Piedmont (Lond. 1855. 3 voll.). — c) Von der florentinischen Geschichtschreibung ist, mit Benutzung der „historischen Schriften" von Gervinus, schon in Bd. VII. S. 861 ff. gehandelt. Bei der vorliegenden Arbeit wurde neben Villani vorzugsweise von Nic. Machiavelli's Istorie fiorentine in seinen sämmtlichen Werken (auch mehrfach ins Deutsche übersetzt) Gebrauch gemacht. — Ueber die Geschichte von Genua sind außer den älteren Werken von Folieta (histor. Genevens. l. XII. Genuae 1585), Mailly (hist. de la républ. de Gênes, Paris 1697) in neuerer Zeit mehrere Specialgeschichten erschienen; so von Serra (storia della Liguria, Torin. 1834. 4 voll.), Canale (storia civile cet. dei Genevesi, Genova 1844 ff. 9 voll.) u. a. — d) Venedig: Außer der Chronik des Dogen Dandolo mit ihren Fortsetzungen bei Muratori t. XII., der Sammlung der Staats-Historiographen von Zeno (Vened. 1718 ff.

10 Bde. 4°.), den Nachrichten und Untersuchungen in Tentori's Saggio sulla storia civile, politica cet. degli stati della repubblica di Venezia (Venedig 1785—90. 12 Bde.) und dem gelehrten Werke des Bern. Justiniani (de origine urbis Venetiarum rebusque cet. Venet. 1534 fol.) existiren über die Republik Venedig viele ältere und neuere Schriften, in ital., französ. und deutscher Sprache; so von Giac. Diedo (storia della rep. di Venezia cet. Ven. 1751. 4 voll. 4°.), Sandi (Principi di stor. civ. della Rep. di Ven. Venezia 1755. 3 voll. 4°.), Sam. Romanin (storia documentata di Venezia; 1853—61); die franz. Werke von Amelot de la Houssaye (hist. du Gouvern. de Venise. Amst. 1693. 3 voll.) von P. Daru (hist. de la républ. de Ven. Paris 1819. 7 voll.) und von M. A. Laugier (hist. de la rép. de Ven. Paris 1859 ff.) in der deutschen Bearbeitung von Lebret (Staatsgeschichte der Republik Venedig ꝛc. Leipz. u. Riga 1767 ff. 4°. 3 Thle.) u. a. W. — e) Rom und Neapel: Ang. di Costanzo, hist. del Regno di Napoli. Aquila 1582. fol. Das bekannteste, vielfach aufgelegte und in verschiedene andere Sprachen übersetzte Werk ist: Della Istoria civile de regno di Napoli Lib. XL. scritti da P. Giannone. „Bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel" von Loherschiold. Leipzig u. Ulm 1758. Ueber die Königin Johanna: Henry Hallam, historical life of Johanna I. of Sicily, queen of Naples etc. Lond. 1824. Ueber Rienzo: Papencordt, Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg u. Gotha 1841 und das öfter erwähnte Werk von Gregorovius „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" t. VI.

A. Rom und Unteritalien nebst Sicilien.

1. Rom zur Zeit der Avignoner Päpste und Rienzo's Auftreten.

Wir haben früher die Zustände Italiens während der Avignoner Zeit in flüchtigen Umrissen bei Gelegenheit der kaiserlichen Romfahrten kennen gelernt: die Parteikämpfe der Völker und Staaten, die ehrgeizigen Bestrebungen mächtiger Dynastengeschlechter, sich durch List und Gewalt Herrschaften zu gründen, die Verfassungskriege zwischen den edlen Familien und den Popolanen in den größeren Städten, die verwilderten fremden Söldnerheere, die sich in der apenninischen Halbinsel unter verwegenen Bandenführern umhertummelten, auf Raub und Gewaltthaten sinnend. Es waren trübe Zeiten, aber gehoben durch Manneskraft und politischen Verstand, verschönert durch Kunst und Poesie und belebt durch das Morgenroth der aufgehenden Alterthumswissenschaft. Der Blick auf die italienische Bildung dieses Zeitraums könnte, wie einst in Griechenland, zu dem Glauben führen, „daß die höchste und schönste Blüthe des menschlichen Geistes nur im Taumel anarchischer Freiheit sich entfaltet." Charakter der Zeit.

Je mehr die Kirchenfürsten durch Geburt und Entfernung dem italienischen Land und Volk fremd wurden, desto eifriger waren sie bestrebt, dem Pontificat die Oberhoheit über die Halbinsel beizumessen und die Reichsgewalt gänzlich zu unterdrücken. Nur im Auftrag und Dienst des apostolischen Stuhles sollte der römische Kaiser deutscher Nation die alten Reichsrechte geltend machen

dürfen. Wir wissen, mit welcher leidenschaftlichen Heftigkeit Johann XXII. den deutschen Kaiser Ludwig den Baier verfolgte. Für Deutschland hatte dieses ungerechte Verfahren die Wirkung, daß sich die Nation endlich aufraffte und die Fesseln zerriß, welche das Kaiserthum an Rom geknüpft hatten. Der Beschluß von Rense, der bald in der „goldenen Bulle“ sein Vollzugsgesetz finden sollte, war der natürliche Rückschlag eines zum Bewußtsein seiner Mißhandlung gelangten Volkes, der Ausdruck des gerechten Unwillens über eine unwürdige Stellung. Auch in Italien war der Sieg des Papstthums mehr Schein als Wirklichkeit. Wenn gleich König Robert von Neapel als apostolischer Vicar die Oberherrschaft im Kirchenstaat in Anspruch nahm, und die Stadt Rom wieder zum Gehorsam unter Johann XXII. zurückkehrte, wenn gleich die Visconti in Mailand und manche Stadtherren im oberen und mittleren Italien sich unter die Oberhoheit der Kirche stellten und dem fernen Papste einen Ehrenrang einräumten, der ihnen geringe Pflichten und Beschränkungen auflegte; eine wirkliche Macht wurde dadurch nicht begründet. Die Verhältnisse waren so verwirrt und unklar, jeder Begriff von Regiment und Obrigkeit so sehr abhanden gekommen, daß man über Nacht Verbindungen schloß und löste, daß der Freund und Bundesgenosse von heute am nächsten Tage in das feindliche Heerlager überging, daß, als Johann von Böhmen seine abenteuerliche Rolle in Oberitalien spielte, man nicht wußte, ob er mit Einwilligung und im Auftrage des Papstes handle oder auf eigene Hand Politik treibe, bis er endlich im Herbst 1333 durch das allgemeine Mißtrauen an weiteren Erfolgen gehindert „wie Rauch“ aus Italien verschwand. Seine Mission als „Friedensstifter“ war nur für einige Städte ein kurzer Sonnenblick gewesen.

Anarchie in Rom.

Den Kirchenstaat hatte er gar nicht berührt, und gerade dort herrschte nach wie vor ein unerträglicher Zustand von Gewaltthat und Gesetzlosigkeit. „Rom starrte in Armuth und Dunkel, verrottet und zerschlagen, wie ein Scherbenberg der Weltgeschichte, während im fernen Avignon der Papst, ihrer vergessend, Gold und Schätze aufhäufte.“ Die feindlichen Häuser Colonna und Orsini zerrissen Rom, wie die Guelfen und Ghibellinen andere Städte. Gleich mächtig durch Anhänger und Schutzverwandte, durch Burgen und Castelle bekämpften sie einander in wilden zerstörenden Fehden ohne Entscheidung und Versöhnung. Die Verwilderung war grenzenlos; Meuchelmord und Blutrache und gewaltsamer Raub waren tägliche Erscheinungen; bewaffnete Banden durchzogen die Landschaft und die Straßen der Stadt und häuften Frevel auf Frevel. Umsonst flehte die „verwittwete“ Roma um die Rückkehr des Oberhirten und sandte Boten auf Boten nach der Provence; Johann hielt sie mit Versprechungen hin, die er nie zu erfüllen gedachte und begnügte sich mit Absendung von Legaten, welche die Leiden und Drangsale mehrten. Kardinal Beltram de Poggetto, ein Verwandter, vielleicht sogar ein Sohn des Papstes, machte sich in Bologna und andern Städten der Romagna durch

Habsucht und Tyrannei so verhaßt, daß endlich das Volk einen bewaffneten Aufstand erregte, den anmaßenden, hochfahrenden Fremdling zur Flucht trieb, seine französischen Begleiter ermordete und die neuerbaute Burg bis auf den Grund zerstörte. Die Schreckenszeit Ezelino's schien zurückgekehrt; und wie Flagellanten. 1333. damals die verzweifelnde Menschheit sich durch Büßungen und Geißelungen von der Angst des schuldbefleckten Gewissens zu reinigen suchte, so auch in diesen Tagen der Gewaltthat und Anarchie. Angefeuert von den Strafpredigten des Dominicanerbruders Venturino von Bergamo durchzogen Schaaren von Büßenden in Mönchstracht, Pilgerstab und Rosenkranz in den Händen unter Litaneien und Klaggesängen das mittlere Italien und beteten an den Apostelgräbern in Rom um Frieden und Erbarmen. Man nannte Venturino's Büßer „die Tauben" von dem Abzeichen einer weißen Taube mit dem Oelzweig auf der Brust. Selbst in Avignon trat der Bußprediger auf und erklärte laut, daß nur Rom das heilige und rechtmäßige Haupt der christlichen Welt sei. Aber der Ruf fand auch bei Johanns Nachfolger Benedict XII., einem Mann von strenger mönchischer Richtung und gerechtem Sinn, keine Erhörung. Er selbst bekannte seufzend, daß der heilige Stuhl in der Gefangenschaft Frankreichs verharren müsse, und der große finstere Palast, welchen er für sich und seine Nachfolger auf dem Kalkfelsen über dem Rhoneufer erbaute, konnte als der „Avignonsche Vatican" gelten. So blieb denn Italien der Anarchie und Parteiwuth preisgegeben. Im Kirchenstaat wütheten nach wie vor die Bandenkriege der feindlichen Adelsgeschlechter, an ihrer Spitze die Colonna und Orsini; Raub, Mord und wilde Freuelthaten herrschten in Stadt und Land. Die Pilger wurden vor den Thoren ausgeplündert und getödtet; Frauen und Nonnen waren den Mißhandlungen ausgesetzt; nur in der Selbsthülfe war Sicherheit.

König Robert, den auch Benedict zu seinem Vicar und Stellvertreter König Robert und Petrarca. 1341. ernannte, war nicht vermögend, der Gesetzlosigkeit und den Ausschweifungen zu steuern. Widerwillig wandte sich der alternde Fürst von dem wilden Treiben ab und schwärmte mit **Petrarca** in Wissenschaft und Kunst und in der Bewunderung des Alterthums. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade in dieser Zeit trostloser Zerrüttung der italienische Dichter, „der wie einst Seneca am Kaiserhofe Nero's mitten unter den Lastern in Avignon die Tugend predigte und umgeben von Wollust reine, himmlische Liebe sang", unter dem Schutze des kunstsinnigen Königs jenes Krönungsfest auf dem Capitol feierte, dessen wir oben Erwähnung gethan, daß er lieber „unter der Asche der alten Sänger" in Rom als an dem glänzenden Hofe zu Neapel, wo er in Gegenwart Roberts durch ein feierliches Examen Proben seiner Weisheit und Erkenntniß abgelegt hatte, sich den Dichterkranz um die Schläfe flechten wollte. Je trostloser die Gegenwart war, mit desto größerer Begeisterung flüchtete man

sich damals in das Alterthum. Es ist rührend zu lesen, mit welcher Bewunderung Petrarca unter den Ruinen der verlassenen Weltstadt umherwandert, die er nur mit Lebensgefahr betreten, in der er sich nur durch bewaffnete Bedeckung gegen Räuber und Mörder schützen konnte! Die feierliche Krönungsceremonie, ein idealer Ersatz für die in Vergessenheit gerathenen Krönungsfeste der Kaiser und der Päpste, war die symbolische Andeutung, „daß dies von der Geschichte gleichsam verlassene Rom der heilige Altar sei, von dem das Abendland sich das Feuer seiner Civilisation geholt habe"; sie war zugleich die prophetische Verkündigung, daß nur in der Wiederbelebung der alten Culturwelt eine neue bessere Zeit erblühen könne, daß die weltgeschichtlichen Institute des Mittelalters, Kirche und Reich, nur noch die Schatten ihrer eigenen Vergangenheit, nicht mehr im Stande seien, die Lebensformen zu bestimmen, die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, die weltbeherrschende Stellung zu behaupten. „Die Krönung Petrarca's rief vom classischen Capitol herab der in Haß und Aberglauben versunkenen Welt ins Bewußtsein zurück, daß die erlösende Arbeit des Geistes ihr ewiges Bedürfniß, ihr höchster Beruf und ihr schönster Triumph sei."

Cola Rienzo. Unter der festlichen Menge, welche der Krönungsfeier beiwohnte, wird sich auch der junge Nicolaus Laurentius, gewöhnlich Cola di Rienzi oder Rienzo genannt, befunden haben, der Sohn eines Gastwirths am Ufer des Tiber in Rom, welcher mit schwärmerischer Begeisterung die Ideen des Dichters von der Wiederherstellung Roms in seiner Seele auffing und zu verwirklichen suchte. Mit großen Gaben ausgerüstet und von heißem Wissensdurst erfüllt, hatte er sich aus den Werken der alten römischen Autoren und aus der Inschriftenwelt seiner Vaterstadt reiche Kenntnisse über das geschichtliche Leben und die Einrichtungen der Vergangenheit erworben und glühte vor Verlangen, das römische Volk aus dem Zustande der Erniedrigung zu erlösen, die alte Republik in ihrer Macht und Herrlichkeit und in ihrer ehemaligen weltgebieterischen Stellung wieder aufzurichten und die verhaßten Edelleute, die ihm einen Bruder erschlagen hatten, und deren wüstes Treiben Roms Kräfte gelähmt hielt, niederzuwerfen. Mit seinem reichen antiquarischen Wissen verband er eine wunderbare Beredsamkeit, die eine zauberhafte Macht auf die Gemüther des Volkes übte, und eine südliche Phantasie, die sich über alle Schranken und Realitäten des Lebens wegsetzte, die Grenze zwischen Einst und Jetzt aufhob. „Das unwissende Volk seiner Region staunte den jungen Menschen an, der von schöner Gestalt war, und um dessen Mund ein phantastisches Lächeln zu spielen pflegte, wenn er antike Statuen und Reliefs erklärte, oder Inschriften von den Marmortafeln las, mit denen Rom überstreut war. Diese prunkvollen Inschriften, unter Ruinen geisterhafte Sprüche aus einer verschwundenen großen Welt, waren es, welche seine dichterische Phantasie reizten, sich selbst in die Stelle jener Helden und Consuln hineinzu-

denken, und sich mit ähnlichen Prädicaten oder Titeln zu schmücken, die er sich
in der Stille seiner Träume schon längst beigelegt haben mochte."

Wichtige Ereignisse führten Rienzo bald nach dem Dichterfest in die hohe Rienzo in
Welt ein. Im Mai 1342 bestieg ein vornehmer französischer Geistlicher als Avignon. 1343.
Clemens VI. den päpstlichen Stuhl in Avignon, ein gelehrter und prachtlie-
bender Herr von liberalen und großartigen Neigungen, aber den Genüssen und
Freuden eines weltlichen Hoflebens zugethan; und im Januar des folgenden
Jahres sank König Robert ohne männliche Erben ins Grab, den Thron von † 19. Jan.
Neapel seiner Enkelin Johanna und ihrem jungen Gemahl Andreas von 1343.
Ungarn, dem Sohne seines Neffen Karl Robert, zurücklassend. Die Römer
schickten sofort eine Gesandtschaft über die Alpen, um dem neuen Papst zu
seiner Erhebung Glück zu wünschen und ihn zur Rückkehr nach der Tiberstadt
dringend einzuladen. Unter den Gesandten befand sich auch Rienzo und die
beredten Worte, womit der junge Römer den Zweck ihrer Mission darlegte und
die Nothstände der Stadt schilderte, erregten die Aufmerksamkeit des Kirchen-
fürsten. Cola verweilte längere Zeit in der Rhonestadt, im Umgang mit
Petrarca, von Clemens gnädig und wohlwollend behandelt; in einem
Schreiben voll rhetorischer Uebertreibungen meldete er den Römern den glück-
lichen Erfolg seiner Sendung und erging sich dabei in überschwenglichen Lob-
preisungen gegen den heil. Vater, den Retter der Stadt. Clemens nahm ihn
daher auch gegen die Colonna in Schutz, deren Zorn er durch seine Schilde-
rungen gereizt, und ertheilte ihm bei seiner Rückkehr das Amt eines Notars der April 1344.
städtischen Kammer.

Von der Zeit an war Rienzo's ganzes Trachten darauf gerichtet, den Cola's erste
übermüthigen und gewaltthätigen Adel, der sich in allen Städten der Herrschaft politische Thätigkeit in
bemächtigt hatte, aus dem Regiment zu drängen und die öffentliche Gewalt in Rom. 1344. 45.
die Hände des Volks zu bringen. „Trunken von dem Gedanken an die Herr-
lichkeit des alten Rom und an seinen Beruf, der Befreier der Stadt zu sein,
begann er mit Gleichgesinnten sich zu berathen, Freunde um sich zu sammeln,
eine Revolution vorzubereiten." Durch allegorische Bilder, die er an die
Wände des Senatspalastes malte und dem versammelten Volke mit begeisterter
Beredsamkeit deutete, machte er die Gebrechen des Staats, die Ungerechtigkeit
der Richter, die Gewaltthätigkeiten der Großen, die Verschleuderung der öffent-
lichen Einnahmen offenbar. Aus einer von ihm entdeckten Inschrift mit dem
Fragmente der sogenannten Lex Regia, des Senatsbeschlusses, welcher dem
Kaiser Vespasian das Imperium übertrug, bewies er den Römern, welche
Macht und Hoheit einst Senat und Volk von Rom besessen. Diese Majestäts-
rechte müßte die ewige Stadt zurückerobern. Die Barone sahen in dem Auf-
treten Cola's nur das Spiel eines wunderlichen Enthusiasten; sie erheiterten
sich an seinen Reden; Johann Colonna zog den schwärmerischen Demagogen
mehrmals an seine Tafel. Die legitime Fortdauer des Imperium der Stadt

Rom war so oft verkündet worden, daß der Glaube daran sich zum nationalen Dogma gebildet hatte; daß aber das Prinzip zur praktischen Geltung erhoben werden könnte, kam Keinem zu Sinne. Man ließ den Volksredner ungestört seine Demagogenkünste treiben und seine bildlichen Darstellungen erklären. Der päpstliche Hof leistete ihm Vorschub; denn Cola bezeugte der Kirche stets Gehorsam und Ehrfurcht, und die Frevel und Gewaltthätigkeiten der Edlen waren dem Oberhirten schon lange ein Gräuel. So konnte der Volksredner sich mit der Autorität des Papstes schirmen, wodurch sein Auftreten einen gesetzmäßigen Charakter erhielt.

2. Neapel unter der Königin Johanna I. u. die Volksherrschaft in Rom.

Lage der Dinge in Italien und die Vorgänge in Neapel. 1343—45.

Cola's Reformpläne, die er mit einigen Eingeweihten in geheimen Zusammenkünften auf dem verlassenen Aventin, der alten Plebejerburg, entworfen, wurden durch die Vorgänge im übrigen Italien begünstigt. Der Tod Roberts war ein folgenschweres Ereigniß. Nicht genug, daß in ihm die wichtigste Stütze der gesammten Guelfenpartei zusammenstürzte, in Florenz wurde der königliche Statthalter Walther von Brienne vertrieben und ein demokratisches Regiment aufgerichtet; und die Erschütterungen, die in Neapel selbst über des Königs Grabe losbrachen, entzogen dem Papstthum die Basis seiner weltlichen Macht. Die junge Königin Johanna I. nämlich, eine Fürstin von hoher Bildung und glänzenden Eigenschaften, Schülerin und Verehrerin Petrarca's und gefeiert von Dichtern und Gelehrten, aber voll Sinnlichkeit und von heftigen Leidenschaften durchglüht, befreite sich bald von allen Schranken, welche das Testament des verstorbenen Königs ihrem Willen und ihren Handlungen gesetzt, begegnete ihrem ungebildeten Gemahl, den sie weder liebte noch achtete, mit Geringschätzung und Abneigung, beleidigte seine ungarische Umgebung, wendete ihr Vertrauen niedrigen und unwürdigen Menschen zu und verschwendete Güter und Ehren an Günstlinge. Der Hof von Neapel wurde zum Schauplatze von Kabalen und Intriguen, von Lastern und Frevelthaten. Die verwittwete Königin Elisabeth von Ungarn, die mit großen Geldsummen nach Neapel gekommen war, wirkte nachdrücklich zu Gunsten ihres Sohnes, damit er zum König gekrönt werde, während die nationale Partei ihm nur den Rang eines Herzogs von Calabrien gönnen wollte. Papst Clemens, der die Wirren am Hof zur Befestigung und Mehrung seiner oberlehnsherrlichen Rechte zu benutzen gedachte, begünstigte die ungarische Partei, die dagegen von den Eingebornen wegen ihres anmaßenden Benehmens und ihrer rohen Sitten gehaßt war. Die Krönung sollte dem ungarischen Einfluß das Uebergewicht verschaffen. Um dies zu verhüten, verbanden sich zwei Brudersföhne des verstorbenen Königs, Karl von Durazzo, welcher Johanna's Schwester Maria entführt und gegen Robert's Anordnung zu seiner Gemahlin

erhoben hatte, und Ludwig von Tarent, der Ansprüche auf das griechische Reich zu haben glaubte und dessen Mutter Katharina sich „Kaiserin" nannte, mit der Königin gegen die ungarische Partei, und veranlaßten oder vollführten die Ermordung des Andreas. Um dieselbe Zeit, da der Herzog von Calabrien gemäß einem päpstlichen Decret gegen den Willen seiner Gemahlin die feierliche Krönung und damit den Königstitel empfangen sollte, fiel er unter schrecklichen Martern im Schlosse zu Aversa von Mörderhänden, noch im Tode von seiner herzlosen Gattin mit Verachtung und Haß verfolgt. 21. Aug. 1345.

Um der öffentlichen Volksstimme, welche die Mörder in den höchsten Kreisen suchte, einige Genugthuung zu bieten und den Zorn des Königs Ludwig von Ungarn zu beschwichtigen, der Anstalten traf, den Tod seines Bruders mit dem Blute der Schuldigen zu sühnen, wurde auf Befehl des Papstes eine gerichtliche Untersuchung angeordnet und von dem Kardinallegaten in Gang gesetzt. In Folge dieser Gerichtsverhandlung wurden einige untergeordnete Werkzeuge grausam gemartert und hingerichtet, um den Schein der Schuld von den hohen Häuptern abzulenken, die als die Anstifter und eigentlichen Urheber galten und deren Schuld, wie der Ungarnkönig gehofft, durch den Prozeß hatte dargethan werden sollen. Die Mitschuld der schönen Königin Johanna an dem Gattenmord blieb eben so dunkel und ungewiß wie in der Folge bei Maria Stuart, mit der sie viele Züge gemein hat. Der Prozeß über den Königsmord.

Diese Vorgänge mehrten die Aufregung und Parteiung, die damals in der ganzen Halbinsel bis nach Sicilien herrschte. In Neapel selbst führten sie einen Zustand wilder Anarchie herbei, in welchem zu der alten Zerrissenheit bald noch neue Spaltungen hinzutraten. Die Glieder der königlichen Familie, bisher einig im Widerstand gegen die anmaßenden Fremdlinge, trennten sich in bitterem Haß, als Johanna ihre Huld ganz und gar dem tarentinischen Vetter zuwandte und durch die Künste seiner Mutter, der „Kaiserin" Katharina dahin gebracht ward, demselben ihre Hand zu reichen, ohne nur das Ende des Trauerjahrs oder die Dispensation des Papstes abzuwarten. Doch sollte Ludwig nicht König sein, vielmehr das Reich dermaleinst Johanna's Sohne Karl Robert zufallen, den sie einige Monate nach der Ermordung des Andreas zur Welt gebracht und den der Papst über die Taufe gehoben. Erbittert über diese Bevorzugung des Vetters, der sich den größten Theil des Herzogthums Calabrien aneignete, näherte sich nunmehr Karl von Durazzo der ungarischen Partei und betrieb eifrig Ludwigs Rachezug. Der kriegslustige Magyarenfürst gab der Aufforderung um so lieber Gehör, als er dadurch Gelegenheit zu finden hoffte, sich in die italienischen Händel einzumischen und seine Eroberungsgelüste mit dem Schilde der Pietät und gerechter Vergeltung zu decken. Angstvoll blickte ganz Italien nach Nordosten, wo die Abkömmlinge jener alten Landverwüster sich anschickten, die Spuren ihrer Väter wieder aufzusuchen und die wilden Verheerungen früherer Jahrhunderte zu wiederholen. Während Ludwig seine Zurüstungen traf, um über Udine und Verona, durch die Romagna und die Marken in das von Aufruhr und Parteikämpfen zerrissene Parteistellung in Neapel und anderwärts. 1346. 20. Aug. 1346.

Königreich Neapel einzurücken, lag auch das obere Italien, wo die wilden Schaaren des schwäbischen Bandenführers Werner von Urslingen, des Enkels der Herzoge von Spoleto (VII, 9.) plündernd und brandschatzend umherzogen und mit den kleinen Dynasten der einzelnen Stadtgebiete in unaufhörlichen Fehden begriffen waren, in Gährung und kriegerischer Aufregung, und in den Stadtgemeinden des etruskischen und umbrischen Landes gab sich allenthalben das Bestreben kund, nach dem Vorgange von Florenz die aristokratischen Communalverfassungen und die dynastischen Zwingherrschaften abzuschütteln und den Popolanen die öffentliche Gewalt in die Hände zu geben, und in Rom brach eine Revolution von eigenthümlicher Romantik aus, die auch am Tiber auf kurze Zeit den adeligen Senatoren die Gewalt entriß und auf das Volk und seinen Führer Rienzo übertrug. Wie einst zur Zeit Arnolds von Brescia (VI, 668 f.) machte auch diesmal die Tiberstadt Anstrengungen, in den Strom des nationalen Geschichtslebens einzutreten und an der freiheitlichen Entwickelung der Nachbarstaaten Theil zu nehmen; aber wie damals sollten ihre Bestrebungen an der Maßlosigkeit und politischen Unreife scheitern.

Rienzo zum Tribun erhoben. 1347.

Zu Anfang des Sommers, als ein großer Theil des römischen Adels sich aufs Land begeben hatte und Stephan Colonna, der mächtigste Baron, mit seinen Reisigen in Corneto Getreide einsammelte, wurde das Volk durch Herolde zum Parlament auf das Capitol geladen. Bald erschien Cola, ganz geharnischt und von Bewaffneten umgeben unter den Versammelten, ihm zur Seite der Vicar des Papstes, Raimund Bischof von Orvieto. Vor ihnen her trug man die Fahnen der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens. Als Rienzo von der Rednerbühne herab in hinreißenden Worten von der Knechtschaft und Befreiung Roms gesprochen und eine Reformation der Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege in einer Reihe von Verordnungen in Vorschlag gebracht, wurde er durch stürmischen Zuruf zum Oberhaupt der römischen Republik ausgerufen, damit er die neue Ordnung ins Leben einführe und dem Volksstaat Freiheit, Recht und Frieden verschaffe. Cola fügte sich dem Willen des souveränen Volks, verlangte aber, daß ihm der päpstliche Legat als Amtsgenosse beigesellt werde. Dadurch sollte der Republik die Anerkennung des heil. Vaters gesichert werden. In einer andern Versammlung legte er sich den durch das Alterthum geweihten Titel „Tribun" bei, fügte jedoch demselben eine Reihe pomphafter Beisätze voll phantastischer Ruhmredigkeit hinzu.

Die Republik Rom.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Stephan Colonna in die Stadt; aber er merkte bald, daß seine Machtgebote ihre Wirkung verloren hatten. Mochte er auch das Schriftstück, worin ihn Cola aus der Stadt wies, zornig in Stücke reißen und die drohenden Worte ausstoßen, er werde den Thoren, wenn er ihn ferner reize, aus den Fenstern des Capitols werfen lassen; als das Volk wüthend zu den Waffen griff, entfloh er, von einem einzigen Diener begleitet, nach Palestrina. Nun besetzte der Tribun die Burgen

und Brücken der Stadt und forderte alle Edelleute und Würdenträger auf, die neue Ordnung anzuerkennen. Niemand wagte zu widerstreben; die ersten Barone, die Colonna, Orsini, Savelli, eilten auf das Capitol, beschworen die Gesetze der Republik und stellten sich in den Dienst der neuen Regierung. Rom athmete wieder auf; die Gesetze wurden gehandhabt, unruhige Edelleute wurden auf ihre Güter verwiesen, Verbrecher ohne Rücksicht ihres Standes mit dem Tode gestraft, Verordnungen über sittliches Leben erlassen; Recht und Sicherheit kehrten zurück; eine Bürgerwehr zu Fuß und zu Roß schützte die Republik vor inneren und äußeren Feinden. Erstaunt blickte die Welt auf den neuen Volksstaat unter dem weltlichen Dictator und seinem geistlichen Gehülfen, der jedoch neben dem Tribun nur „eine stumme Figur war, wie Lepidus neben Octavian."

Rom das Haupt einer italischen Conföderation.

Cola Rienzi war indessen eine zu phantastisch angelegte, in idealen Vorstellungen sich wiegende Natur, als daß er nicht sofort vom Capitol aus einen weiteren Gedankenflug hätte wagen, höhere Pläne hätte verfolgen sollen. Die Republik Rom sollte wieder die weltgebietende Stellung von ehedem erlangen, sollte wieder das Haupt Italiens werden. Zu dem Behuf richtete der „erlauchte Befreier der heiligen römischen Republik" Sendschreiben voll hochtönender Worte an alle Fürsten und Gewaltherren Italiens, selbst an Kaiser Ludwig und an den König von Frankreich, sie möchten Abgeordnete nach Rom senden, zu der allgemeinen Versammlung, welche der Tribun zum Heil und zum Frieden von ganz Italien zu halten gedenke; auch die Stadtgemeinden lud er zur Beschickung dieser Nationalversammlung ein, sie zugleich auffordernd, „mit ihm vereint das Joch der Tyrannen abzuwerfen und eine nationale Verbrüderung zu schließen, denn die Befreiung Roms sei auch die des ganzen heiligen Italiens." Rom das Haupt einer italischen Conföderation war somit das nationale Ziel, das der schwärmerischen Seele Rienzo's vorschwebte. Die Sendschreiben fanden im Allgemeinen eine günstige Aufnahme: mochte auch der Hof in Avignon mit einigem Bedenken auf das Vorhaben seines Geschöpfes blicken; die wunderbaren Erfolge des neuen Regiments in der ersten Zeit der Freiheit und Begeisterung mußten Vertrauen erwecken; mochten auch die kleinen Herren in der Lombardei, in den Marken, in der Romagna und ihre ritterliche Umgebung mit Hohn und Groll auf den Plebejer blicken, welcher ihren turbulenten Standesgenossen in Rom so übel mitspielte; im Stillen fürchteten sie doch die moralische Macht, welche die Vorgänge am Tiber auf die übrigen Städte hervorbringen könnten. Mit Erstaunen erzählte man sich, „wie sich die gesicherten Straßen durch Handel und Verkehr belebten, daß der Landmann wieder unbewaffnet sein Feld ackere, daß keine Räuber mehr in den Wäldern hausten, daß der Pilger wieder unbesorgt zu den Heiligthümern Roms ziehe." Seit Petrarca wehte ein frischer Hauch aus dem Alterthum in dem Apenninenland; „man glaubte weit und breit an

die Möglichkeit, daß die römische Republik in ihrem alten Glanz erstehen könne; die Menschheit lag noch unter dem magischen Bann der Vorstellung von der Erhabenheit dieser Mutter der Civilisation.“ So konnte es kommen, daß die heimkehrenden Boten höfliche und wohlwollende Antwortschreiben mitbrachten, daß der Papst das Geschehene guthieß, daß der Kaiser freundlich zurückschrieb und Cola's Vermittelung bei dem Hofe von Avignon nachsuchte, daß die Königin Johanna sein schiedsrichterliches Urtheil in dem Streit mit der gegnerischen Partei anrief und der Frau Tribunin Geschenke schickte, daß Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo ihm Freundschaft und Bündniß anboten, daß die mächtigsten Städte des oberen und mittleren Italiens durch feierliche Gesandtschaften ihre Glückwünsche darbrachten, daß Petrarca in einer poetischen Epistel an den Tribun und das römische Volk die Freiheit Roma's und ihres neuen Helden feierte, und in einer seiner schönsten Canzonen die Wiedergeburt der ewigen Stadt verherrlichte.

Die Machtstellung Cola's. Die eitle Sucht nach Prunk und äußerem Schein, welche die Brust des Tribuns erfüllte, trat in den ersten Monaten des Siegesrausches weniger zu Tage. Es erregte keinen Anstoß, „wenn der Sohn des Gastwirths am Tiberufer in goldbefranztem Gewand von weißer Seide, auf weißem Roß, ein königliches Banner über seinem Haupte wehend, Rom durchzog, begleitet von hundert jungen Lanzenträgern aus seinem Viertel, die als Leibwache seine Person schützten.“ Er stellte die Erneuerung der Welt durch die Herrschaft des heil. Geistes als seine Mission auf und fand Glauben beim Volk. Als der Präfect Johann von Vico, der sich durch Brudermord zum Tyrannen von Viterbo aufgeworfen und ganz Tuscien in Furcht hielt, sich vor dem Tribun niederwarf
16. Juli 1347. und sein hohes Amt aus dessen Hand als Lehn des Volkes zurücknahm, war Rienzo's Name eine Macht. Alle Ortschaften des römischen Ducats und der Sabina erkannten die Hoheitsrechte der Hauptstadt an. Allmählich fanden sich Abgeordnete von 25 Stadtgemeinden ein, um an dem Nationalparlament auf dem Capitol Theil zu nehmen. Und waren denn nicht die Verhältnisse Italiens der Art, daß man leicht auf den Gedanken kommen konnte, durch einen Akt der Selbsthülfe eine neue Ordnung aufzurichten? „Der Papst fern, der Kaiser fern, das Reich fast aufgelöst, Neapel in Anarchie, der römische Adel niedergeworfen, das Bürgerthum in den meisten Republiken herrschend, die Begeisterung für die Freiheit, der Tyrannenhaß, das Bewußtsein von der italienischen Nation, und der Zauber Roms in weiten Kreisen verbreitet.“

Symbolische Feste in Rom. Aber Rienzo war nicht der Mann, diese Verhältnisse zu einer großartigen politischen Schöpfung zu verwerthen. Unpraktisch und ohne Verständniß der Wirklichkeit lebte er in einer idealen Traumwelt. Die wunderbaren Erfolge, die ihm in der dreimonatlichen Herrschaft zu Theil geworden, hatten seinen schwachen Kopf verwirrt und ihn mit Eitelkeit und Hochmuth erfüllt. Während man in Avignon, in Deutschland, in den Stadtrepubliken ernstlich die Idee

einer Vereinigung Italiens mit der Weltstadt Rom in Erwägung zog, erschrak Rienzo selbst vor der Ausführung seines kühnen Gedankens. Statt am 1. August das nationale Werk mit Ernst und Würde in Angriff zu nehmen, benutzte er das Volksfest zu seiner eigenen Verherrlichung. Als Einleitung zu den politischen Arbeiten feierte er seine Erhebung zur Ritterwürde und seine Krönung als Tribun mit einem phantastischen Schaugepränge und wunderlichen Ceremonien, wobei er mit seinem Gefolge in die Taufcapelle Constantins im Lateran hinabstieg, sich in der antiken Badewanne reinigte, um einen neuen Menschen anzuziehen, und dann in Scharlach gehüllt und mit Schwert, Gürtel und goldenen Sporen angethan sich dem Volke in seiner neuen Würde zeigte. Auf diese Comödie folgten andere symbolische Handlungen, welche darthun sollten, daß das Capitol noch immer das Haupt des Erdkreises, der Sitz der Weltherrschaft sei. Der „Befreier Roms", so erzählte man sich, schlug mit dem blanken Schwert nach vier Seiten in die Luft unter dem Ausruf: „Das ist mein!" Er richtete an die Kurfürsten, welche kurz vorher den Luxemburger Karl zum Oberhaupte erkoren, und an den Kaiser selbst eine Vorladung, sich mit Rechtsbeweisen im Lateran einzufinden, da die Kaiserwahl nur dem römischen Volke zustehe. Jubelnd begrüßte das Volk diese Kundgebungen seines Ahnenstolzes und ergötzte sich an den Spielen, Turnieren und Bewirthungen, womit der Tag schloß. Im Palast feierte dann der Tribun mit den Gesandten und den vornehmen Männern und Frauen Roms ein verschwenderisches Festmahl, neben ihm Bischof Raimund, obschon er im Namen des Papstes gegen die wunderlichen Vorgänge des Tages Protest erhoben hatte. Zu dieser Einweihungsfeier bildete das Verbrüderungsfest auf dem Capitol ein würdiges 2. Aug. 1347.
Seitenstück. Der Tribun übergab den Abgesandten der Städte Fahnen mit Sinnbildern und steckte ihnen zum Zeichen der Vermählung mit Rom goldene Ringe an die Finger. Da dies als Belehnung gedeutet werden konnte, so nahmen einige der Stadtboten die Symbole gar nicht, andere nur unter Verwahrung der Rechte ihrer Republiken an. Damit sollte eine neue Aera des Friedens und der Ordnung beginnen, und der Tribun unterließ nicht, durch neue Boten und Sendschreiben den Mächtigen der Erde dieses große Ereigniß anzukündigen und sie zur Mitwirkung an dem Friedens- und Einigungswerk aufzufordern. „Dies war der seltsame Verlauf, den die mißglückte Berufung des ersten Nationalparlaments Italiens in Rom nahm", urtheilt Gregorovius. „Nichts Praktisches war erreicht und geschaffen worden; ein politischer Gedanke von der höchsten nationalen Berechtigung war durch die phantastische Verbindung mit dem Begriff der Weltmonarchie zerstört worden, und hatte sich selbst nur in symbolischen und theatralischen Scenen dargestellt." Zwei Wochen nachher, am Tage der Himmelfahrt Maria's, ordnete Cola ein zweites symbolisches 15. Aug.
Fest an, wobei er sich von den Bischöfen der Stadt mit fünf Kränzen krönen und den Herrscherstab reichen ließ, als Vorspiel einer künftigen Kaiserkrönung.

Auch dieser Ceremonie folgten Edikte, worin das Alterthum karikaturmäßig nachgeäfft war.

Rienzo und der römische Adel. Nun stand Cola Rienzo auf der Höhe seines Ruhmes. Bewarben sich doch gerade damals die königlichen Parteihäupter in Neapel um seinen schiedsrichterlichen Spruch. Aber er zitterte vor dem römischen Adel, der, wie er 14–17. Sept. wußte, sich gegen ihn verschworen hatte. Er beschloß, denselben der Macht zu berauben, ihm zu schaden und ihn zugleich durch Schrecken von feindlichen Schritten abzuhalten. Zu dem Zweck lud er die Häupter der römischen Aristokratie zu einem Gastmahl auf das Capitol und ließ dann die vornehmen Gäste, fünf Orsini und zwei Colonna, verhaften und ins Gefängniß abführen. Am nächsten Morgen traten Mönche von Araceli ein, um sie zum Tode vorzubereiten, und Häscher des Gerichts führten sie in einen mit rothem und weißem Tuche bedeckten Saal. Zitternd erwarteten sie schon die Hinrichtung; aber diesen äußersten Schritt wagte der Tribun nicht. Als das Volk in großer Aufregung sich auf dem Capitol versammelte, betrat er die Rednerbühne und erklärte, daß er die Barone begnadigt habe. Er ließ sie die Gesetze der Republik beschwören, feierte ein Versöhnungsmahl, wobei er sie mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte und hielt dann mit ihnen einen glänzenden Umzug zu Pferde.

Sein Ansehen untergraben. Dieses unbesonnene Verfahren des Tribuns mußte zu seinem Verderben ausschlagen. Es wäre ihm leicht verziehen worden, wenn er die Feinde des Friedens und der Ordnung, die ein wunderbarer Glücksfall in seine Gewalt gebracht, aus der Welt geschafft hätte; und noch lange nachher konnte Petrarca, der in Rienzo den Vollender seiner eigenen Ideen ehrte, den Fehler nicht begreifen, daß er die gefangenen Edelleute frei gelassen habe, statt sich ihrer auf immer zu entledigen. Diese aber verziehen es dem Tribunen nicht, daß er sie mit den Schrecken des Todes erfüllt und zugleich mit Schmach bedeckt, und wenn die hinterlistige Haftnahme sie vor der Gefahr warnte, in der sie durch den launenhaften, unberechenbaren Volksführer fortwährend schwebten, so mußte die Schwäche und Unfähigkeit, die er zugleich bewiesen, sie zu seinem Sturze ermuthigen. Zunächst bewirkten sie durch ihre mächtigen Freunde und Verwandten in Avignon, daß der Papst ihm seine Gunst entzog und das Volksregiment untergrub. Clemens blickte schon lange mit Sorge auf den neuen Geist, den der Tribun ins Leben gerufen. Der Ruf vom Capitol, daß man den Parteienkampf der Guelfen und Ghibellinen aufgebe und die nationale Einheit unter Roms Führung begründe, daß man den Papst nöthige, seinen Sitz wieder nach dem Lateran zu verlegen und den Grundsatz verkündige, daß Rom und die Kirche Eins seien wie das Haupt und der Leib, daß dem römischen Volke, dessen Begriff Cola durch Ertheilung des Bürgerrechts an alle Italiener auf die ganze apenninische Halbinsel ausgedehnt hatte, die Befugniß zustehe, seinen Imperator und Cäsar zu wählen, war von so

mächtigem Nachklang in den Gemüthern, daß er bei längerer Dauer große Bewegungen in dem aufgeregten Lande erzeugen konnte. Die Kardinäle, denen die Rückkehr des päpstlichen Hofes von der Rhone an den Tiber ein verhaßter Gedanke war, und die einflußreichen Angehörigen der hohen römischen Adelsgeschlechter fanden daher geneigtes Gehör bei dem kirchlichen Oberhaupte. Clemens ertheilte dem Kardinallegaten Bertrand von Deux in Neapel die Weisung gegen den Tribun vorzugehen. Weigere sich derselbe, seine Irrthümer zu widerrufen und seine Regierung auf die Stadt zu beschränken, so solle er ihn seines Amtes entsetzen und neue Senatoren ernennen. Doch empfahl er ihm Vorsicht und Milde. Denn Cola unterließ nie, seine Ergebenheit gegen den heil. Vater zu betheuern. 7. Oct. 1347.

Der Kardinallegat begab sich nach Rom, wo bereits Alles in kriegerischer Bewegung war, indem die Orsini von dem Castell Marino aus, die Colonna von Palestrina her die Stadt befehdeten. Cola, über seiner Rüstung die mit Perlen und Gold gestickte Dalmatica tragend, führte das Volksheer. Die waffengeübten ritterlichen Edelleute, die das Bürgerheer und ihren plebejischen Führer verachteten, machten einen unvorsichtigen Angriff auf eines der Stadtthore. Sie hofften auf Einverständniß und Verrath im Innern. Der Angriff mißlang. Als mehrere der Führer, unter ihnen drei Colonna, Sohn, Enkel und Neffe von Stefano, gefallen waren, geriethen die übrigen in Unordnung und erlitten eine vollständige Niederlage. „Die nackten Leichen von mehr als achtzig großen und berühmten Herren, einst die gefürchteten Peiniger des Volks, blieben dem wilden Hohn des Pöbels ausgesetzt. Dies ist der schwarze Tag der Fabier in der Geschichte des mittelaltrigen Stadtadels; er erholte sich nie mehr davon; die Gewalt der großen Geschlechter, welche die Republik so lange regiert hatten, war am 20. November 1347 für immer gebrochen.“ Als der greise Stephan die Kunde von dem tragischen Ausgang der Seinen vernahm, sprach er: „Der Wille des Herrn geschehe; es ist besser zu sterben als das Joch eines Bauern zu tragen.“ Dieser unerwartete Erfolg füllte das Herz des eiteln Tribunen mit einem wahren Siegesrausch. „Er hatte in Todesfurcht gezittert, als er die ersten Waffen blitzen sah, aber jetzt bekränzte er sein Haupt mit Olivenlaub, ließ die Trompeten blasen und führte seine Schaaren triumphirend aufs Capitol, wo er die Gefangenen in den Kerker warf.“ Seinem Sohne Lorenzo ertheilte er am nächsten Tage an der Stelle, wo der tapfere Colonna gefallen, die Bluttaufe und den Ritterschlag. *Niederlage des Adels.*

Von der Zeit an ging in Rienzo eine Veränderung vor, die ihn in Kurzem um alle Sympathien und um alles Ansehen brachte. Die Ritter, empört über die rohe Behandlung der überwundenen Aristokratie, verließen seinen Hof und seinen Dienst; das Volk murrte über die schwelgerische Lebensweise seines Führers, die ihn nöthigte, die Herd- und Salzsteuer zu erhöhen; der Kardinallegat, der in Montefiascone mit den Aristokraten und den umbrischen Städten *Rienzo's Ueberhebung und Fall.*

Verbindungen unterhielt, drohte mit Veröffentlichung der Bannbulle, welche ihm Clemens zugestellt hatte; den Römern wurde die Zurücknahme des auf das Jahr 1350 verkündeten Jubiläums als Schreckbild ihres ferneren Ungehorsams vorgehalten. Wenn Cola sich trotzdem noch einige Wochen hielt, so verdankte er es nur der Demuth und Willfährigkeit, womit er sich den Geboten des Papstes zu fügen bereit zeigte und dem Haß des Volkes auf den übermüthigen und gewaltthätigen Adel. Als aber der neapolitanische Graf von Minorbino, einer der ärgsten Raubritter und Verbrecher, im Namen des Ungarnkönigs in Rom ein Werbelager aufschlug und, von Cola mit einer Gerichtsverfolgung bedroht, mit Luca Savelli und andern Edelleuten ein Complot bildete, dem der Kardinallegat nicht fern stand; da neigte sich Rienzo's Stern dem Untergang zu. Die Verschwornen und die Neapolitaner leisteten der Gerichtsladung nicht Folge, und als Cola Gewalt anwenden wollte, setzten der Graf und seine Genossen Gewalt entgegen, indem sie sich durch Barrikaden verschanzten. Vergebens rief die Sturmglocke vom Capitol die Bürgerwehr unter die Waffen, es stellten sich nur wenige Fähnlein ein; ein Angriff auf die Verschanzungen der Gegner wurde zurückgeschlagen und kostete dem deutschen Hauptmann, der den Angriff leitete, das Leben. Da entsank dem Tribun der Muth; er hielt Alles für verloren. Von wenigen Getreuen begleitet, stieg er vom Capitol nieder und schloß sich in die Engels-
15. Dez. 1347. burg ein. Damit nahm der Traum der Weltherrschaft nach einer Dauer von sieben Monaten sein klägliches Ende. „Der Volkstribun hatte den Römern, in ihrer tiefen Verlassenheit, ein klassisches Carnevalspiel gegeben, und die Herrlichkeit der antiken Welt in einem glänzenden Triumphzug vor ihren Augen vorübergeführt."

Umschwung und Rienzo's Flucht. Nun nahm der Kardinallegat Bertrand im Namen der Kirche Besitz von der Stadt, hob die Decrete des Tribuns auf, und machte, indem er die alte Regierungsform herstellte, Bertold Orsini und Luca Savelli zu Senatoren. Der gebeugte Stephan Colonna hatte das Interesse am Leben verloren; als er im nächsten Jahr ins Grab sank, war sein jugendlicher Enkel Stephanello das Haupt des einst so mächtigen und ruhmvollen Geschlechts. Der Adel nahm jetzt wieder Besitz vom Capitol, und zur höhnenden Vergeltung für die symbolischen Malereien von ehedem ließen die Senatoren den Tribun kopfniederwärts darstellen. Von dem Legaten geächtet und als Ketzer und Rebell vor seinen Richterstuhl geladen, ergriff endlich Rienzo die Gelegenheit, als König Ludwig mit einem aus Ungarn und deutschen Söldnern gemischten
Jan. Febr. 1348. Heer in das neapolitanische Königreich einzog, Aquila und Sulmona besetzte und unterstützt von Gaëtano Grafen von Fondi und vielen unzufriedenen Baronen und italienischen Abenteurern und Glücksrittern sich in Kurzem des
März 1348. ganzen Landes bemächtigte, aus der Engelsburg zu entfliehen und sich unter den Schutz seines großen Verbündeten zu stellen.

3. Bürgerkrieg in Neapel. Rienzo's Flucht nach Prag. Jubiläum in Rom.

Der ungarische Feldzug ging indessen bald zu Ende. Als die Königin Johanna vernahm, daß die Stadt Neapel durch eine Gesandtschaft den Ungarnkönig als ihren rechtmäßigen Herrn begrüßte, verlor sie alles Vertrauen in die Treue ihrer Unterthanen und in die Eidschwüre ihrer Barone und verließ eilig das Land. Während ihr Gemahl Ludwig von Tarent einstweilen in Toscana Zuflucht suchte, begab sich Johanna selbst mit dem Königsschatz zu Schiff nach der Provence, ihrer französischen Besitzung, wo sie jedoch von den Großen festgenommen und in einer Burg bei Aix unter Aufsicht gestellt ward. Ohne Widerstand rückte nunmehr der Magyarenkönig bis in das Gebiet von Neapel. In Aversa veranstaltete er ein großes Festmahl, zu dem er alle Prinzen und Edelleute, die an der Ermordung seines Bruders keinen Theil genommen, einlud. Sie fanden sich in großer Menge ein, unter ihnen auch Karl von Durazzo; ihm hatte ja der König seine Erfolge vorzugsweise zu danken. Aber nach aufgehobener Tafel ließ Ludwig den Herzog vor seinen Augen niederstoßen und den Leichnam an die Stelle werfen, wo man den todten Bruder gefunden hatte. Die übrigen Angehörigen des Königshauses wurden verhaftet und nach Ungarn gesandt. Auch der junge Sohn der Königin, Karl Robert, wurde in das Heimathland seines Vaters gebracht, wo er frühe ins Grab sank. Darauf zog der König an der Spitze seines buntgemischten Heeres mit Helm und Speer in Neapel ein, bestellte deutsche oder ungarische Statthalter, kehrte jedoch bald wieder zurück, sei es aus Furcht vor der Pest, oder weil seine Kassen erschöpft waren und er sich unbehaglich fühlte in dem fernen Lande, inmitten der verwilderten Miethlinge. Im Juni schiffte er sich in Barletta ein.

Ludwig von Ungarn in Neapel. 1348.

1348.

Nach dem Abzug des Magyarenfürsten irrte Cola in den Abruzzen umher, verfolgt von den Bannbullen des Papstes. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als wenn er sich mit den wilden Banden des Herzogs Werner vereinigen wollte, welcher, von König Ludwig aus seinen Diensten entlassen, raubend und verwüstend in Latium umherzog, Anagni mit Brand, Mord und Kriegsgräuel heimsuchte und das von Parteiwuth, Straßenkämpfen und Frevel aller Art erfüllte Rom bedrohte. Werner fand es jedoch vortheilhafter, in die Dienste der Königin Johanna zu treten, welche nach Ludwigs Abzug auf genuesischen Galeeren in ihr Land zurückgekehrt war, nachdem sie sich mit den provenzalischen Großen abgefunden und den Papst durch die Ueberlassung der Stadt Avignon und eines Theiles der Grafschaft Venaissin um die unbedeutende Summe von 80,000 Goldgulden auf ihre Seite gebracht hatte. Es war der schönen und geistreichen Schülerin Petrarca's nicht schwer gefallen, die Kardinäle, welche eine neue Untersuchung über den Mord in Aversa angestellt,

Bürgerkrieg in Unteritalien.

durch eine rührende wohlgesetzte Rede von ihrer Unschuld zu überzeugen und die nachträgliche Dispensation zu ihrer Ehe mit ihrem Vetter Ludwig zu erlangen. Nach ihrer Rückkehr schloß Ludwig von Tarent einen Vertrag mit Werner, der ihm mit seinen Raubschaaren eben so bereitwillig zur Eroberung des Landes behülflich war, wie früher dem Ungarnkönig. Der Bandenhäuptling verließ das verwüstete Land, wo zu den übrigen Leiden auch noch die Verheerungen des „schwarzen Todes" sich gesellten, der überhaupt in dem italischen Lande eine furchtbare Todesernte hielt und auf Sittlichkeit, Lebensweise und Eigenthumsverhältnisse die zerstörendsten Wirkungen übte. Ganz Unteritalien wurde nun von verheerenden Kriegen heimgesucht, welche die Miethtruppen der Königin und ihres Gemahls gegen die zurückgelassenen Söldnerbanden Ludwigs ausfochten, Kriege, in welchen Ritterlichkeit, Muth und Tapferkeit mit grausamer Länderverwüstung und Städtezerstörung gepaart waren. Die schönen Länder Unteritaliens wurden in Wüsteneien verwandelt. Nicht selten standen Deutsche gegen Deutsche, da auch der ungarische Befehlshaber Stephan von Siebenbürgen meistens deutsche Lanzknechte unter Wolfhart und andern Condottieren bei seiner Fahne hatte. Ungarisches und italienisches Geld hielt den Krieg aufrecht und entschied den Waffengang. Wo der sicherste Lohn winkte, boten die Bandenführer ihre Dienste an, wie denn Werner in den letzten Monaten dieses schrecklichen Jahres wieder mit Stephan verbunden war. Doch blieb die Königin im Besitz des Landes und der meisten Städte; die ungarischen Soldknechte wurden mehr und mehr in die Abruzzen gedrängt und auf die festen Bergorte beschränkt.

Die Vorgänge in Gaëta.

Erst als Ludwig selbst wieder mit Verstärkung und neuen Geldmitteln und begleitet von dem Johanniterprior Fra Moreale in Unteritalien landete und vor die Hauptstadt Neapel rückte, trat eine günstigere Wendung für die ungarische Partei ein. Die Königin Johanna floh mit ihrem Gemahl nach dem festen Gaëta. Der französische Flottenführer Rainald von Baux, der die Königin aus der Provence herübergeführt und nun nach jener Festung gebracht hatte, suchte die verwirrte und unsichere Lage des Reichs zu seinem eigenen Vortheil zu benutzen, indem er Johanna's Schwester Maria, die Wittwe Karls von Durazzo, zur Vermählung mit seinem Sohne Robert zwang. Aber die That trug schlimme Früchte. Ludwig von Tarent, erbittert über den anmaßenden Ton, mit dem der Provenzale in Gaëta auftrat, begab sich auf das Schiff, tödtete den Vater mit eigener Hand und warf den Sohn in den Kerker. Und solche Verwilderung hatten die blutigen Parteikämpfe in den Gemüthern erzeugt, daß Maria den ihr aufgedrungenen Gemahl vor ihren Augen ermorden und den Leichnam aus dem Thurmfenster auf den Strand werfen ließ. Darauf reichte sie dem Herzog Philipp von Tarent, Ludwigs Bruder, ihre Hand zum neuen Ehebund.

Nicht lange nachher wurde König Ludwig durch den polnisch-litthauischen Krieg zur Rückkehr in die Heimath gemahnt. Da er stets erklärt hatte, daß sein Feldzug nicht der Eroberung Neapels gelte, sondern der Rache für den ermordeten Bruder, so war es ihm ganz recht, daß der Papst einen Waffenstillstand vermittelte und ein neues Gerichtsverfahren wegen des Königsmords einzuleiten versprach. Zur Wahrung seiner Interessen ließ er bei seinem Abzug den Johanniterprior mit ungarischen Mannschaften und Miethvölkern zurück. Bei dem Prozeß in Avignon trat es zu Tage, daß das frühere Verfahren unregelmäßig und übereilt gewesen und daß die Unschuld der schönen Sünderin, die sie in so beredten Worten darzulegen gewußt, keineswegs mit Sicherheit behauptet werden könne. Die mit der Untersuchung betrauten Kardinäle fanden jedoch Gründe, das freisprechende Urtheil ihrer Vorgänger zu wiederholen. Es wurde angenommen, Johanna sei durch Zauberkräfte zum Haß gegen Andreas getrieben worden und in jener Mordnacht hätten die dämonischen Mächte Gewalt über ihren Geist erlangt. Damit gab sich König Ludwig zufrieden. Er glaubte der Ehre und dem Gewissen Genüge gethan zu haben, und willigte in den Friedensvertrag, kraft dessen Johanna im Besitze des Königreichs Neapel blieb, Salerno und Castel S. Angelo dem König und seinem Bruder Stephan als väterliches Erbe zugesprochen ward. Fra Moreale und die übrigen Hauptleute wurden mit Geldsummen abgefunden. Sie räumten allmählich die Burgen und die ausgeplünderten Städte und suchten einen andern Schauplatz für ihre wilden Waffenthaten.

Friedensvertrag zwischen Ludwig und Johanna.

Oct. 1350.

Diese Noth der Zeit machte die Gemüther empfänglich für den Sündenablaß, welcher der gläubigen Christenheit auf das große Jubeljahr verheißen war. Als das Jahr 1350 herannahte, glaubte der Papst, man könne das von Bonifacius VIII. für alle hundert Jahre angeordnete Jubiläum auf fünfzig herabsetzen, da ja auch Moses diesen Zeitraum für das Jubeljahr in Israel aufgestellt habe. Er that dies durch ein Decret, und die Römer gaben für diese Wohlthat zu, daß er Kardinäle nach Rom sandte, die Verfassung der Stadt umzuformen und die Senatoren nach seinem Willen zu ernennen. Bald bedeckten sich alle Straßen mit Pilgerzügen; Gläubige und Bußfertige aus allen Ländern und von allen Ständen drängten sich zu Hunderttausenden zu den Kirchen und Heiligthümern Roms, um von Sünden rein gesprochen zu werden. Es war das sicherste Mittel, die Volksherrschaft Rienzo's in Vergessenheit zu bringen. „Zum Ersatz für das pomphafte Schauspiel von der Weltherrschaft ihrer Stadt, welches den Römern der Tribun eben erst gegeben hatte, bot ihnen jetzt der Papst das große Schauspiel abendländischer Wallfahrt; dies brachte ihnen die Weltherrschaft der Kirche wieder vor Augen und tröstete sie zugleich für den Verlust ihrer Freiheit und ihrer Träume mit sehr reellem Gewinn.“ Denn sie ließen sich für Herbergen und Lebensmittel unermeßliche Preise bezahlen. Für den Papst war der

Jubiläum in Rom.

Jubiläumsablaß gleichfalls eine Quelle neuer Geldbezüge. Auch Petrarca erschien damals zum fünften Mal in Rom; aber sein schwärmerischer Verehrer Cola di Rienzi thronte nicht mehr auf dem Capitol. Er trieb sich in den wildesten Gebirgsgegenden der Abruzzen umher, im Büßerkleid die Lebensweise und die Armuth der Einsiedler theilend und alte Prophezeiungen auf seine eigene Person deutend. Nach zweijährigem Anachoretenleben verließ er die Wildniß und begab sich verkleidet nach Deutschland, um den neuen römischen König Karl IV. zur Kaiserkrönung nach Rom zu führen: denn Papstthum und Kaiserthum, so hatte ihm ein alter Eremit offenbart, müßten nach der ewigen Stadt zurückkehren.

Rienzo in Prag. König Karl IV. mochte nicht wenig erstaunt sein, als der ehemalige Dictator von Rom, der ihn einst zur Verantwortung vor sein Tribunal Juli 1350. geladen, nun vor ihm in Prag erschien, um ihn, wie einst Dante den Großvater Heinrich, über die Alpen zu rufen, damit er das „legitime Reich" wieder aufrichte und der Anarchie ein Ende mache, und der sich zugleich vermaß, dem König durch seinen Einfluß den Weg nach der ewigen Stadt zu öffnen. Auch Petrarca hatte einige Monate zuvor in einem Schreiben „den von Gott gesandten Retter und Befreier Italiens" zu einer Heerfahrt über die Alpen aufgefordert, und die noch freien Städte, vor allen das mächtige Florenz, einst das Haupt der Guelfen, wandten sich aus Furcht vor der wachsenden Gewalt und Herrschsucht des Hauses Visconti, an den mächtigen Fürsten, dessen Andenken in Italien noch nicht erloschen war. Aber Karl war fern von dem romantischen Geist seines Großvaters; wenn auch der Schimmer der Kaiserkrone in seinen Augen nicht ohne Werth war, so reizte ihn doch nicht die Herrschaft über Italien, und vor so kühnen Reformplänen, wie sie die beiden Idealisten Petrarca und Rienzo in ihren Schriften und Briefen darlegten, bebten der König und der Prager Erzbischof Arnest von Pardubitz zurück. Nur mit Zustimmung des Papstes wollte Karl die Kaiserkrone erlangen; er beschloß daher den römischen Flüchtling gefangen zu setzen und die Willensmeinung des heil. Vaters einzuholen. Clemens VI. übertrug dem Erzbischof die fernere Bewachung des Ketzers. Vergebens flehte Cola, dessen Gesundheit von dem strengen Klima und der engen Haft angegriffen ward, in rührenden Worten um seine Befreiung und suchte sich gegen die erhobenen Anklagen zu rechtfertigen; er mußte ein ganzes Jahr in der Prager Kerkerhaft ausharren. Doch machten seine Reden und Schriften auf den König solchen Eindruck, daß er Interesse an dem Manne nahm und ihn nicht nach Avignon, wo man ihn begehrt hatte, auslieferte. Erst als der Gefangene selbst den Wunsch aussprach, sich vor dem heil. Vater zu vertheidigen, wurde er den päpstlichen Machtboten übergeben. „Seine Haltung war in Ketten männlicher, als auf dem Capitol", sagt Gregorovius; „seine Vertheidigungsschriften in Prag sind die besten Monumente, die er sich gesetzt hat, denn sie zeigen einen Mann, der ein

freimüthiger und standhafter Held des Gedankens und von seiner Sendung überzeugt war."

Unter dem Zuströmen des Volkes wurde der Befreier Roms in die päpstliche Rhonestadt eingebracht und unter Aufsicht gestellt. Drei Kardinäle saßen über ihn zu Gericht. Es wäre ein Leichtes gewesen, auf Schuldig zu erkennen und ihn den Flammen zu überliefern. Es geschah nicht, sei es, daß König Karl sich für den Gefangenen verwendete, oder daß der Papst, aus Scheu vor dem Volke, das die Freisprechung der Königin Johanna von der Schuld des Gattenmords noch in frischem Andenken trug und das Petrarca von Vauclüse aus zu Cola's Gunsten zu stimmen wußte, ein Aufsehen erregendes Martyrium vermeiden wollte; das Urtheil war noch nicht gesprochen, als Clemens VI. aus dem Leben schied und ein französischer Kardinal von strenger mönchischer Richtung unter dem Namen Innocenz VI. den heiligen Stuhl bestieg. Rienzo in Avignon. 1352. 6. Dez. 1352.

4. Rienzo's zweites Auftreten in Rom und Kardinal Albornoz.

Während dieser Zeit war die Stadt Rom und das Erbe Petri einer völligen Anarchie und Gesetzlosigkeit preis gegeben. „Jeder that Böses nach seinem Sinn", sagt Matteo Villani, „weil kein Ort da war, um Gerechtigkeit zu holen. Das Volk war unglücklich, und die Stadt drinnen voll von Uebelthätern und draußen wurde allenthalben geraubt und geplündert, die Fremden und Pilger waren wie die Schafe unter den Wölfen." Die Adelsfamilien, welche seit Cola's Flucht wieder das Regiment an sich gerissen, führten wilde Parteikriege gegen einander und füllten Stadt und Land mit Frevelthaten; Johann von Vico unterwarf von Neuem Viterbo und dehnte seine tyrannische Zwingherrschaft über Orvieto und ganz Tuscien aus; der Senator Bartold Orsini, der eine Theurung der Lebensmittel zu Kornwucher benutzte, wurde am Fuße des Capitols bei einem Volksaufstand gesteinigt. Zugleich streiften die aus Neapel abgezogenen Condottieri in der Romagna und den Marken umher: Werner trug einen kostbaren Wappenrock mit der Inschrift: „Ich bin Herzog Werner, der Anführer der großen Compagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens." Oftmals sehnte man sich nach dem Tribun, damit er den übermüthigen Adel wieder seine eiserne Hand fühlen lasse und ein demokratisches Regiment herstelle, ein Wunsch, den auch Petrarca offen in Avignon aussprach. Papst Innocenz VI. war entschlossen, dem ruchlosen Treiben der Feudalherren ein Ende zu machen. Er bestellte den Kardinal Aegidius Albornoz zum Legaten und Generalvicar mit ausgedehnten Vollmachten in Italien und im Kirchenstaat, einen geistlichen Herrn aus edlem spanischen Haus, der in jüngeren Jahren mit Ruhm gegen die Saracenen vor Algeziras gestritten und Bildung und Staatsklugheit mit kriegerischer Erfahrung verband. Zugleich erhörte er das Bittgesuch Cola's um Befreiung. Er löste seine Anarchische Zustände im Kirchenstaat. 15. Febr. 1353.

Oct. 1353. Bande und ließ ihn im Gefolge des Kardinals nach Italien zurückkehren, damit er in Rom die Autorität des heil. Stuhles wieder aufrichten helfe. Der turbulente Feudaladel war der gemeinsame Feind der Kirche und des Volks.

Rienzo als Senator in Rom. 1354. Der Legat entledigte sich mit Glück seines Auftrags. Unterstützt von den Städten Florenz, Siena, Perugia, brachte er von Montefiascone aus den Präfecten Vico zur Unterwerfung. Der stolze Edelmann warf sich dem Kardinal zu Füßen, schwur dem päpstlichen Stuhle Gehorsam und wurde von den Bannflüchen losgesprochen, welche drei Päpste nach einander auf sein Haupt geschleudert hatten. Seinem Beispiele folgten die Burgherrn der übrigen Städte in Umbrien, in der Sabina, in Tuscien. Nun ernannte Albornoz den ehemaligen Tribun zum Senator und entließ ihn nach Rom. Cola sammelte etliche hundert Söldner verschiedener Nationen aus der „Compagnie" des Fra Moreale, jenes fahrenden Johanniterpriors, der im Dienste Ludwigs von Ungarn nach Neapel gezogen war und nun nach hergestelltem Frieden, dem Beispiel Werners folgend, als Bandenführer und Raubritter umherschweifte, unter seiner Fahne und zog über die Engelsbrücke in Rom ein, empfangen von dem jubelnden Volke, das ihn durch die mit Teppichen und Blumen 1. Aug. 1354. geschmückte Stadt nach dem Capitol geleitete, wo er vor sieben Jahren das Fest der Ritterweihe gefeiert hatte. Er richtete die Regierung wieder in der früheren Weise ein und forderte den Adel zur Huldigung auf; aber nur wenige leisteten Gehorsam, Stefanello Colonna hielt sich trotzig in seiner Aristokratenburg zu Palestrina. Vergebens wagte Rienzo einen Angriff; ihm fehlte alles kriegerische Talent. Unverrichteter Dinge kehrte er nach der Stadt zurück, wo Fra Moreale verdächtige Bewegungen machte, und da seine Kassen erschöpft waren und die Söldner drohend ihre Löhnung forderten, so beschloß er sich des Bandenführers durch Mord zu entledigen und dessen zusammengeraubten Schätze an sich zu bringen. Er lockte den Feldherrn durch glatte Worte auf das Capitol; dort ließ er ihn in Fesseln legen und brachte ihn durch Foltern zum Geständniß seiner ruchlosen Thaten. Und die Welt erlebte das merkwürdige Schauspiel, daß der furchtbare Kriegsmann, der so lange die Geißel und der Schrecken Italiens gewesen war, durch die Hand eines muthlosen, unkriegerischen Demagogen gefällt ward. In goldverbrämten Sammet gekleidet, empfing der kühne Schaarenführer knieend den 29. Aug. 1354. Todesstreich an der Treppe des Capitols. Er hatte sein Schicksal durch seine Verbrechen verdient, aber der feige Verrath und die gemeinen Motive, denen er zum Opfer gefallen, erzeugten Haß und Verachtung gegen den Urheber. Hunderttausend Goldgulden hatte der Johanniter in Rom niedergelegt; diese nahm der Senator weg und verwendete sie zum Sold seiner Milizen.

Rienzo's Ausgang. 1354. Damit lenkte Rienzo in die gewöhnliche Bahn der Tyrannen ein. Mochten auch der Papst und sein Legat, erfreut über den Untergang des schrecklichen Landverwüsters, ihre Zufriedenheit aussprechen, in den Augen aller

Andern verlor er Achtung und Vertrauen. Der Adel, besonders Colonna, verabscheute nun mehr als je das Volksregiment und seinen ehrlosen Führer. Dieser wollte durch Waffengewalt Gehorsam erzwingen. Bald waren die Reichthümer des Moreale verausgabt; um neue Mittel zu erlangen, legte er eine Zwangssteuer auf Verbrauchsgegenstände. Die sichtbare Abneigung des Volks erregte seinen Argwohn; er ließ die Verdächtigen in Haft bringen und preßte ihnen Lösegeld ab; ein edler Bürger, Pandolfuccio, dem er mißtraute, wurde enthauptet; um sich gegen Verschwörungen und Nachstellungen zu schützen, umgab er sich mit einer Leibwache. Aber seine Feinde waren thätig. Am 8. October zogen Bewaffnete, an ihrer Spitze Brettone, Moreale's Bruder, 8. Oct. 1354. unter dem wilden Geschrei „Tod dem Verräther, der die Steuern eingeführt hat", auf das Capitol. Cola rief seine Freunde um sich, aber Alles ergriff die Flucht. Umsonst versuchte er, bewaffnet und das Banner Roms schwingend, vom Balkon des Palastes herab, das Volk durch den Zauber seiner Beredsamkeit zu fesseln, wildes Geschrei übertönte seine Stimme. Man legte Feuer an die Treppe und an die Eingangsthür. Da that Rienzo Rüstung und Amtstracht von sich, und suchte, in ein Hirtenkleid gehüllt und das Gesicht geschwärzt, sich durch die Menge zu schleichen. Er wurde jedoch erkannt und an derselben Richtstätte, wo Fra Moreale gefallen war, auf grausenhafte Weise ermordet. Seinen hauptlosen Körper schleiften die Rasenden durch das Stadtviertel, wo die Colonna wohnten, verbrannten dann die Leiche im Mausoleum des Augustus und streuten die Asche in die Luft.

„Das war das Ende des Cola di Rienzi", heißt es bei Papencordt. „Durch einen edelen Aufschwung seines Geistes hatte er sich auf einen erhabenen Standpunkt gestellt, welcher über die Einsicht seines Verstandes und die Kräfte seines Willens so weit hinaus ging, daß er uns nicht einmal das Schauspiel eines großartigen Ankämpfens und Ringens mit der aufgefaßten Idee darbietet; ja diese Idee selbst hatte er zuletzt fast aufgegeben, und weil ihm dann die gewöhnlichen materiellen Bedingungen und Grundlagen der Herrschaft fehlten, so war sein Sturz unausbleiblich. Sein ganzes Leben zeigt uns nur Außerordentliches, nichts wahrhaft Großes. In der Geschichte und in dem Glauben der Menschen ist aber das Andenken an den edelen Anfang vorwiegend geblieben und hat seinen Namem mit einem romantischen Glanze umgeben, wie er wenigen Gestalten des Mittelalters zu Theil geworden ist. In dem Dunkel der Frevelthaten seiner Zeitgenossen in Rom verschwanden die Vergehen, und nur sein tugendhaftes Streben leuchtete hervor. Gregorovius schließt die Geschichte Cola's di Rienzi mit folgenden Worten: „Es gibt, wie in der Natur, so in der Geschichte Luftspiegelungen aus entlegenen Zonen der Vergangenheit, eine solche und die wunderbarste war die Erscheinung des Volkstribunen. Die Vermischung von Tiefsinn und Narrheit, von Wahrheit und Lüge, Kenntniß und Unkenntniß der Zeit, von großartiger Phantasie und thatsächlicher Erbärmlichkeit macht Cola di Rienzo, den Heldenspieler im zerlumpten Purpur des Alterthums, zu dem wahren Charakter und Abbild Rom's in seinem mittelaltrigen Verfall. Seine Geschichte hat einen unvergeßlichen Zauber phantastischer Dichtung über das öde Rom ausgebreitet, und seine Erfolge erschienen so räthselhaft, daß man sie einem helfenden Dämon zuschrieb."

Erfolgreiche Thätigkeit des Kardinals Albornoz. Der Tod Rienzo's blieb ungerächt; die gerichtliche Untersuchung, welche der Legat Albornoz anordnete, wurde bald eingestellt. Doch kam die Autorität der Kirche in der Hauptstadt wie in den Provinzen mehr zur Geltung. Die 1355. 56. Romfahrt Karls IV. zur Erlangung der Kaiserkrone, deren Verlauf wir in den früheren Blättern kennen gelernt (S. 126 ff.), erhöhte das Ansehen des Papstes, da sie den Ghibellinen die Ueberzeugung einflößte, daß von der gesunkenen Reichsmacht keine Hülfe mehr zu erwarten sei, daß das römische Kaiserthum in den Augen des deutschen Herrschers nur noch als ein glänzender Name, als ein altehrwürdiger Titel ohne reale Macht gelte. Unter solchen Verhältnissen gelang es dem staatsklugen Kardinal Albornoz viele Stadtherren und Communen Mittelitaliens zur Anerkennung der päpstlichen Oberherrlichkeit zu bringen, indem er ihnen die Vicariatsrechte ertheilte, wodurch sie in ihrer selbständigen Herrschaft wenig beschränkt waren, dennoch aber als im Dienste der Kirche stehend angesehen werden konnten. Der legitime Charakter, der dadurch ihrer Herrschaft beigelegt ward, war reichlicher Ersatz für die Huldigung mit den daran geknüpften geringfügigen Verpflichtungen. So unterwarfen sich die Malatesta und erhielten das Vicariat von Rimini, Pesaro, Fano und Fossombrone auf zehn Jahre gegen Zins; so huldigten die Grafen Montefeltro von Urbino, die Manfredi von Faenza. Nur der kühne Francesco Ordelaffi, Herr von Forli, Forlimpopoli, Cesena u. a. O., der geschworne Feind des Klerus, trotzte den Drohungen und den Waffen des Legaten. Eben so schwuren die Vorsteher der meisten Stadtgemeinden wie Ascoli, Ancona, Spoleto, Treue und Gehorsam, nahmen päpstliche Oberrichter und Amtleute auf und verpflichteten sich zur Kriegshülfe. So wurde der Kirchenstaat in eine Menge Vicariate aufgelöst, dadurch aber zugleich die Autorität des römischen Stuhls aufrecht erhalten.

Neapel und Sicilien. Auch in Neapel war es dem Kirchenfürsten gelungen, sein Oberlehnsherrnrecht aufs Neue zu befestigen. Johanna und ihr Gemahl wurden von dem päpstlichen Mai 1352. Legaten in Neapel feierlich gekrönt und die Thronfolge so geordnet, daß die von Johanna an Kindesstatt angenommene Tochter ihrer Schwester Maria aus ihrer ersten Ehe, Margaretha von Durazzo, die Krone erben sollte. Dagegen hatte Johanna, um während des ungarischen Krieges nicht auch von Sicilien beunruhigt zu werden, ihre Ansprüche auf die Insel an das aragonische Fürstenhaus, das schon fünfzig Jahre daselbst geherrscht, in aller Form Rechtens abgetreten. Ein Versuch Johanna's, als bei dem 1356. Tode des sicilischen Königs Ludwig sein dreizehnjähriger Bruder Friedrich II. an die Herrschaft gelangte, mit Hülfe des neuerungssüchtigen einheimischen Adels das schöne Inselland wieder mit Neapel zu verbinden, wurde durch das Waffenglück der Aragonier vereitelt.

Um diese Zeit war das Gebiet an der Rhone den Raubzügen jener schrecklichen „Compagnien“ ausgesetzt, welche für das südliche Frankreich eine ähnliche Geisel waren, wie die Banden Werners und seiner Genossen für Italien. Wir wissen, daß selbst der Papst in seiner Hauptstadt vor dem „Erzpriester“

rnold von Cervole aus dem Hause Talleyrand zitterte und sich wiederholt durch hohe Geldsummen von Plünderung und Gewaltthaten loskaufen mußte (S. 18). Innocenz rief daher seinen erfahrenen Legaten Albornoz nach Avignon 1357.
zurück, damit er in der großen Bedrängniß sich seiner Hülfe bediene. Sein letztes Werk in Rom war die Einrichtung, daß statt der zwei aus dem römischen Adel ernannten Senatoren forthin nur noch einer die Verwaltung und Rechtspflege in Rom führen solle und zwar ein solcher, den der Papst aus einer andern Stadt Italiens dazu berufen würde. Damit war die Aufstellung eines demokratischen Stadtrathes verbunden, indem das Volk als Wächter seiner Rechte dem Senator sieben „Reformatoren der Republik“ zur Seite stellte und eine Bügerwehr von Armbrustschützen errichtete nach dem Muster der florentiner Schützengilde. Gegen Ende des nächsten Jahres kehrte Albornoz nach der Decbr. 1358.
Romagna zurück, und nun gelang es ihm auch den hochherzigen Ordelaffi von Forli zur Huldigung zu bringen. Er ernannte ihn zum Vicar von Forlimpopoli und Castrocaro. Selbst Bologna wurde durch den klugen Kardinal wieder für den Kirchenstaat gewonnen. Als Innocenz VI. sich zum Sterben hinlegte, galt der Papst als Haupt und Oberherr des mittleren Italiens. Nur die Visconti hielten sich in feindseliger Ferne.

Giovanni da Oleggio, ein Condottiere und Verwandter des Viscontischen Hauses hatte sich vom Viscontischen Statthalter zum Herrn in Bologna aufgeschwungen, und die Versuche der Familie, durch List und Gewalt dem ungetreuen Vetter die Stadt wieder zu entreißen, blieben erfolglos. Er schloß sich an den Kardinal an und überlieferte ihm Bologna gegen die Signorie in Fermo und die Statthalter- März 1360.
schaft in der Mark Ancona. Dieses Beispiel konnte der Herrschaft der Visconti gefährlich werden; denn das übermächtige Haus hatte zahlreiche Gegner, die fortwährend das mailändische Gebiet bedrohten, und in den unterworfenen Städten gährte es unablässig gegen die Zwingherrschaft. Um so mehr waren sie daher bedacht ihr Ansehen in Pavia zu behaupten. Auch diese Stadt hatte sich von den Visconti losgesagt, und Karl IV. hatte den Markgrafen Johann von Montferrat zum Reichsvicar Juni 1355.
daselbst eingesetzt; als sich aber die Mailänder Herrn wieder der Stadt bemächtigten, 1359.
ertheilte er auch ihnen von Neuem diese Würde. Karl vermied es sichtlich, entschieden Jan. 1360.
zu einer Partei zu treten. Als die Uebergabe von Bologna an den Legaten zum offenen Kampf zwischen dem Papst und den Visconti zu führen drohte, suchte der Kaiser, der in dem ausbrechenden Kriege Partei zu ergreifen genöthigt gewesen wäre, sein Ansehen aber in der neutralen Stellung über den Parteien am besten gewahrt sah, eine Vermittlung herbeizuführen. Der hartnäckige, herrschsüchtige Barnabo aber wies alle Vergleichsvorschläge des Kaisers, wie des Legaten trotzig von der Hand. Die Bannflüche des neuen Papstes Urban V., der am 6. Novbr. 1362 den Herrschersitz in Avignon bezogen hatte, vergalt er mit Gewaltschritten gegen die Kirchengüter und gegen die Geistlichen. Erst als Karl ihn des Reichsvicariats beraubte und die Acht 25. Juni 1363.
über ihn verhängte, gab der Visconte nach und verzichtete gegen die Summe von 500,000 Goldgulden auf Bologna; zugleich wurde in dem Friedensschluß Galeazzo 3. März 1364.
im Besitz von Pavia, Alba und Novara bestätigt, wogegen er Asti als Eigenthum des Markgrafen von Montferrat anerkannte. Durch seine vermittelnde diplomatische Thätigkeit gelang es dem Luxemburger, während der Jahre zwischen seinen beiden

Haltung der Visconti und Stellung des Kaisers.

Römerzügen sein Ansehen unter den italienischen Parteien ungemein zu erhöhen und der wachsenden Autorität des Papstes wenigstens in Oberitalien eine Schranke zu setzen. Selbst die mächtigen Republiken Florenz, Venedig, Genua, das die Viscontische Herrschaft abgeschüttelt hatte, u. a. leisteten ihm den Treueid und verpflichteten sich zur Reichssteuer.

Soldbanden und Condottieri.

Der Kardinal Albornoz befand sich noch in Italien, als Kaiser Karl IV. mit Urban V. in Avignon die erwähnte Zusammenkunft hielt (S. 137). Der Hauptzweck ihrer Besprechung war die Rückverlegung des Apostelsitzes nach Rom und die Entfernung der Söldnerschaaren, die aus allen Ländern nach der apenninischen Halbinsel strömten und den Visconti und andern Stadttyrannen als Werkzeuge ihrer ehrgeizigen und herrschsüchtigen Pläne dienten. Wir haben in den obigen Blättern häufig genug der bewaffneten Banden gedenken müssen, welche sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Frankreich und in dem zerrissenen Italien umhertummelten. Es waren die entarteten Schößlinge der mittelaltrigen Ritterschaft, die von dem emporstrebenden Bürgerthum aus dem Besitz der Bildung, des Wohlstands und der gesellschaftlichen Rangstellung verdrängt, ohne höhere Thatenziele in einem abenteuernden Soldatenleben ihr Dasein vergeudeten und als Glücksritter auf eigene Hand oder im Dienste fremder Ehrsucht und Tyrannengelüste die Geißel der Länder wurden. Italien selbst, wo in den mächtigen Stadtrepubliken demokratische Communalregierungen das Patriciat und die alten Adelsgeschlechter ausstießen, bot den Soldbanden zahlreiche Contingente. Sie waren „wandernde Militärstaaten" von trefflicher Organisation. Ein Rath von vier Capitänen für die Reiter und von eben so vielen für das Fußvolk umgab den Oberbefehlshaber, und bei wichtigen Angelegenheiten wurden alle Caporale und Unteranführer in einem Parlament versammelt. Auch gab es Richter und Schatzmeister. Die Führer der Compagnien unterhandelten mit Fürsten und republikanischen Regierungen in diplomatischen Formen, als Gleiche mit Gleichen. In Avignon wurde der erwähnte „Compagnienkönig" Arnold von Cervole wie ein Fürst behandelt. „Ein Harem von Weibern, fortgeschleppten Nonnen und willigen Lustdirnen begleitete diese Banden, denen entsetzliche Flucht voraufzog und Hunger und Pest nachfolgten. Ihr buntes Lager war ein Markt, wo die Beute von Klöstern und Städten an Händlerschwärme verkauft ward, während große Banken Italiens in Geschäftsverbindungen mit den Hauptleuten standen, welche ihren Raub bei ihnen verzinsten." In den Zwischenräumen zwischen Schlachten und Märschen ergötzte sich das Kriegsvolk an Lagerfesten, Fackeltänzen, Ritterspielen und Scenen malerischer Romantik. Als Kardinal Albornoz im mittleren Italien die Oberherrschaft der Kirche aufrichtete und der Kaiser Anstalten zu seiner zweiten Romfahrt traf, hausten die deutschen Hauptleute Landau, Albert Sterz und Hans von Bongard, Anichino genannt, der Engländer John Hawkwood, „der Falk im

Busch" u. a. gefürchtete Bandenführer. Papst und Kaiser ließen ihnen durch Albornoz den Vorschlag machen, gegen die Türken zu ziehen; aber sie hatten keine Lust, das einträgliche Geschäft in der reichen, zerrissenen Halbinsel gegen einen gefahrvollen Kreuzzug auszutauschen. Umsonst suchte dann Urban V. durch Kirchenstrafen und Bannbullen die Compagnien zur Auflösung und zum 13. April 1366.
Abzug zu bringen; auf die verwilderten Gemüther machten die geistlichen Strafgerichte keinen Eindruck. Umsonst suchte er die Fürsten und Städte zu einer Liga gegen die Soldbanden zu vereinigen; die Hauptleute lachten der ohnmächtigen Bemühungen; sie wußten, daß Mißtrauen und Parteisucht ein gemeinsames Vorgehen unmöglich machten. War doch der päpstliche Legat selbst in die Lage gesetzt, um sich gegen Florenz und Mailand zu behaupten, mit den Führern der Soldknechte sich auf gutem Fuß zu halten.

5. Rückkehr des Papstes nach Rom und die Vorgänge in Neapel und Sicilien.

Es war dem Kardinallegaten Albornoz noch vergönnt, seinen Herrn und Urbans V. Rückkehr
Meister auf der Rückkehr nach Rom in Viterbo begrüßen zu können. Wir nach Italien.
wissen, daß Urban V. den Entschluß faßte, den apostolischen Sitz wieder in 1367.
der Tiberstadt aufzuschlagen, damit die gesunkene Kirche „in der welthistorischen Luft Roms" neue Lebenskraft gewinne. Der freudige Empfang, der ihm in Genua, Pisa, Viterbo zu Theil ward, konnte ihn überzeugen, wie sehr die patriotischen Ermahnungen Petrarca's und die Bitten der Römer den Wünschen der ganzen italienischen Nation entsprachen. Während seiner Anwesenheit in Viterbo schied Albornoz, groß als Staatsmann, Feldherr und Gesetzgeber (die „Egidianen") aus dem Leben. Seine Leiche wurde mit großen 24. Aug. 1367.
Ehren nach Toledo gebracht und in St. Ildefonso in die Marmorgruft gesenkt. Am 16. October hielt der heil. Vater seinen glänzenden Einzug in Rom, begleitet von Kriegsvolk und Tausenden von Klerikern aller Grade. Der alte Dichter Petrarca feierte das Ereigniß als die Rückkehr Israels aus dem fremden Volke in das gelobte Land. Urban nahm seinen Sitz im Vatican und änderte die Verfassung in der Art, daß dem aus der Ferne berufenen Senator ein Stadtrath von drei „Conservatoren" zur Seite trat. Im März des folgenden Jahres empfing er den Besuch der Königin Johanna von Neapel 1368.
und des Königs von Cypern, und im Herbst begrüßte er den Kaiser auf seiner zweiten Romfahrt in Viterbo, und zog dann mit demselben in die Peterskirche, wo Karls vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, gekrönt ward. Wir wissen, wie wenig Ehre der Kaiser nach Deutschland mitbrachte (S. 138). Noch demüthiger war die Erscheinung des byzantinischen Kaisers Johann Paläologus, welcher im nächsten Jahr als Hülfeflehender gegen die vordrin- Oct. 1369.
gende Macht der Türken nach dem Vatican kam und seinen schismatischen

Glauben abschwur. „Diese Monarchen, einst die Gebieter der Welt, waren in der Mitte des 14. Jahrhunderts nur machtlose Schatten, der eine, der Nachfolger Karls des Großen, nur noch ein geduldeter Gast in Rom, der andere, der Nachfolger Justinians, nur noch ein ungestümer Bettler vor dem Abendland.“ Im September des nächsten Jahres schiffte sich Urban V. wieder in
5. Sept. 1370. demselben Hafen von Corneto ein, wo er vor drei Jahren ans Land gestiegen war, um auf Frankreichs Boden zu sterben.

Die italienische Liga. Die getäuschte Hoffnung erzeugte in Rom und in ganz Italien eine verbitterte Stimmung gegen die fremden Kirchenfürsten. Das Nationalgefühl regte sich wider die französische Priesterherrschaft; man wollte sich freimachen vom Ausland. Die Visconti in Mailand, die Republik Florenz, die Stadt-
1375. gebiete in der Romagna und in den Marken bildeten den Kern einer italienischen Liga, an welche sich achtzig Städte, darunter Pisa, Lucca, Arezzo, anschlossen; selbst die Königin Johanna näherte sich derselben und die Bandenführer boten ihre Kriegsmannschaften um Sold an. Eine Commission von acht Männern, vom Volke ironisch „die Heiligen“ genannt, befaßte sich mit der Einziehung und Veräußerung der geistlichen Güter. Ein gewaltiger Sturm erhob sich gegen die weltliche Gewalt der Kirche und ihres Hauptes, gegen die „Tyrannei der Barbaren“. Was der verständige Legat Albornoz durch vierzehnjährige Thätigkeit dem römischen Stuhl gewonnen, drohte für immer verloren zu gehen; das Papstthum kam in Gefahr, seine geschichtliche Stellung in Italien einzubüßen. In Kurzem kündigten die meisten Städte des Kirchenstaats der Curie den Gehorsam auf, brachen die Burgen, die einst Albornoz angelegt, und errichteten, von den Florentinern unterstützt, republikanische Gemeinwesen. Auch nach Rom gingen die Briefe der Achtmänner von Florenz, sich von der Herrschaft des fremd gewordenen Pontificats loszumachen und mitzuwirken an der Freiheit und Einheit Italiens. Der Ruf, den einst Rienzo
März 1376. vom Capitol erhoben, ertönte jetzt vom Arno. Bald trat auch Bologna dem Städtebund bei. In Rom gährte es, aber aus Mißtrauen gegen Florenz blieb man hier dem Papste treu. Um so nachdrücklicher forderten die Römer die Rückkehr des heil. Vaters.

Gregor XI. in Rom. Gregor IX. sah ein, daß er nicht länger zögern dürfe. Nachdem er über Florenz den furchtbarsten Bannfluch ausgesprochen und Gut und Leben der Einwohner für vogelfrei erklärt hatte, traf er Anstalten zur Abfahrt. Voraus zog der kriegerische Kardinal Robert von Genf mit Reitern und Fußvolk aus dem zuchtlosen französischen, englischen und spanischen Kriegsvolk, das sich damals im südlichen Frankreich umhertrieb und an Raubgier und Ruchlosigkeit mit den italienischen Banden wetteiferte. Wehe der Stadt, welche in die Gewalt dieser Horden fiel. Das Schicksal von Faenza, wo die Soldknechte Hawkwoods im Dienste des Kardinals von Ostia namenlose Frevelthaten verübten, mußte Alle mit Angst und Schrecken erfüllen. Die Florentiner hatten

sich um den Bann des Papstes wenig bekümmert, weil sie nach Machiavelli's Worten „das Vaterland mehr liebten als ihre Seelen"; sie hatten Kirchenschätze eingezogen, den Klerus besteuert, das Interdict für ungültig erklärt und die Priester gezwungen, den Gottesdienst zu verrichten. Jetzt aber suchten sie sich mit der Kirche zu versöhnen. Eine Gesandtschaft, bei der sich die heilige Katharina von Siena befand, begab sich nach Avignon. Den Papst rührte das Elend und der Schmerzensruf der Halbinsel. Er schiffte sich in Marseille ein und fuhr über Genua und Pisa nach dem Erblande Petri, verfolgt von heftigen Herbststürmen, die als schlimme Vorbedeutung gelten konnten. In Corneto feierte er ein freudenloses Weihnachtsfest; denn der ganze Kirchenstaat war noch in Aufruhr, Francesco von Vico, der Präfect von Viterbo, schlug die päpstlichen Truppen zurück, Florenz warnte die Römer in feurigen Mahnschreiben vor dem fremden Kirchenfürsten. Am 17. Januar hielt Gregor XI. seinen feierlichen Einzug in die Stadt der Apostel und bezog den Vatican; doch schon im Mai begab er sich nach Anagni, der Vaterstadt des achten Bonifacius, nachdem er Gomez Albornoz, den Neffen des großen Aegidius, zum Senator ernannt. Aber die Verwüstung der abtrünnigen Stadt Cesena durch die Soldbanden des Kardinals von Genf war eine düstere Einweihungsfeier der Heimkehr des Kirchenfürsten. Dennoch besserte sich die Lage: Bologna machte ihren Frieden mit der Kirche, der Präfect Vico sagte sich von der Liga los; Florenz selbst unterhandelte. Da legte sich Gregor XI. zum Sterben, in seiner verdüsterten Seele die Rückkehr nach Rom bereuend und das Schisma voraussehend. In der Kirche S. Maria Nuova auf dem Forum, von der er Kardinal gewesen, wurde er beigesetzt.

22. Sept. 1376. — 17. Jan. 1377. — † 27. März 1378.

Die Entstehung der Kirchenspaltung unter seinem Nachfolger Urban VI. haben wir früher kennen gelernt. Die heil. Katharina vermochte durch ihre Gebete und Thränen das Unglück der Kirche nicht abzuwenden. Derselbe Kardinal Robert von Genf, an dessen Hand das Blut von Cesena klebte, eben so klug und gebildet als kriegskundig und dem rohen Neapolitaner Urban weit überlegen, wurde der Gegenpapst Clemens VII. Beide bekämpften einander mit Soldbanden, bis nach einer Niederlage der fremden Truppen durch die italischen Schaaren und der Einnahme und Zerstörung der Engelsburg Clemens seinen Sitz wieder in Avignon aufschlug. Die Königin Johanna von Neapel gewährte ihm Schutz und Anerkennung und zog sich dadurch den leidenschaftlichen Haß des römischen Papstes Urban zu, der nun vor Verlangen brannte, an der schuldbefleckten Herrscherin, unter deren weltlichem Regiment er früher als Bischof von Bari gestanden, Rache zu nehmen.

Ausbruch des Schisma. — April 1379.

Johanna war, wie erwähnt, von der Schuld des Gattenmords frei gesprochen und ihr Gemahl Ludwig von Tarent als König gekrönt worden. Dennoch wollte die Ruhe nicht zurückkehren. Die Brüder des ermordeten Karl von Durazzo, Ludwig Graf von Gravina und Robert von Achaja, konnten die Bevorzugung des tarentinischen Ver-

Parteikämpfe in Neapel u. Sicilien.

wandten nicht ertragen und die einheimischen Großen, die auf ihren Burgen fast in selbstherrlicher Unabhängigkeit lebten, hielten die Parteiung aufrecht. Die bürgerlichen Kämpfe hatten somit ihren ununterbrochenen Fortgang und die Bandenführer, die bald der einen bald der andern Partei dienten, fanden in Neapel ein fruchtbares Erntefeld. Die Staatskasse und das Land wurden durch die Löhnungen erschöpft und das Volk verarmte und verwilderte. Dennoch trug sich das angiovinische Königspaar fort und fort mit dem Gedanken, die Insel Sicilien, wo die Parteiung noch größer war, und die catalonischen Kriegsbanden eine ähnliche Rolle spielten wie die Deutschen und Ungarn in Neapel, der aragonischen Dynastie wieder zu entreißen und mit dem Festlande zu vereinigen. Die schwache Regentschaft, welche während der Minderjährigkeit Friedrichs III. die Verwaltung führte, schien das Unternehmen zu begünstigen. Im Einverständniß mit der mächtigen Familie Chiaramonti, die bereits mehrere der wichtigsten Städte, wie Palermo, Girgenti, Siragossa, Trapani, in ihrer Gewalt hatte und unterstützt durch einen Aufstand in Messina, hatten die neapolitanischen Kriegsheere Anfangs guten Erfolg: der Feldherr Acciajuoli besetzte Messina, wo sofort Johanna und ihr
1356. Gemahl ihren Einzug hielten und sich huldigen ließen; als aber das neapolitanische Heer bei einem Angriff auf Catania, wohin der Hof sich mit dem König zurückgezogen hatte, durch die geringe Besatzung und die Kriegsmannschaft einiger catalonischen Galeeren in die Flucht geschlagen ward, zerrannen schnell alle Eroberungspläne. Die Fliehenden, von einem panischen Schrecken erfaßt, hätten leicht durch die siegreiche Schaar vernichtet werden können, wenn nicht die Catalonier sich zu lange mit dem Ausplündern des Lagers aufgehalten hätten. Das Königspaar kehrte nach dem Festlande zurück, und der jüngern Linie des aragonischen Herrscherhauses blieb, wie wir früher gesehen, der Besitz der Insel gesichert; aber friedliche Zustände kehrten auf beiden Seiten des Faro noch lange nicht zurück.

Johanna in Neapel. Ausgleichung mit Sicilien.

Die Parteikämpfe waren noch in vollem Gang, als Ludwig von Neapel plötzlich im Mai 1362 starb. Johanna tröstete sich bald über den Verlust eines Mannes, der sie in strengen Schranken gehalten und ihr nur geringen Einfluß auf die Staatsgeschäfte gegönnt hatte; sie sah sich sofort nach einem neuen Gemahl um, über den sie mehr Gewalt haben möchte und fand einen solchen in Jacob von Mallorca, dem unbegüterten, abenteuerlichen Sohne des unglücklichen letzten Beherrschers des Balearenreichs (S. 80. 86. 100), der den Königstitel als väterliches Erbtheil fortführte, aber am Hofe von Neapel mit einer untergeordneten Stellung sich begnügen mußte. Diese Zurücksetzung ward dem Fürsten bald unerträglich, so daß er den größten Theil seines Lebens mit den Kriegsbanden in der Provence und in der pyrenäischen Halbinsel sich herumtrieb, bis er in Soria (1375) sein unruhiges Leben beschloß, von seiner Gemahlin kaum beachtet. Mit Papst Urban V. stand Johanna in gutem Einvernehmen: ihrer vereinten Anstrengung erlagen die Söldnerschaaren, mit welchen Hawkwood und Ambrosius Visconti, ein natürlicher Sohn des mailändischen Tyrannen, einen verheerenden Einfall in den Kirchenstaat und Unteritalien gewagt. Ambrosius gerieth mit
1369. sechshundert seiner Bewaffneten in Kriegsgefangenschaft; der Führer wurde in Freiheit gesetzt, die Gemeinen starben alle eines schmerzlichen und schimpflichen Todes. Auch unter Urbans Nachfolger Gregor XI. dauerte das gute Verhältniß zwischen Rom und Neapel fort. Mit Friedrich III. von Sicilien einigte man sich dahin, daß Johanna noch ferner
1372. den Titel einer Königin von Sicilien führe, der aragonische Fürst sich dagegen König von Trinacrien nennen, die Oberlehnsherrlichkeit von Neapel und Rom zugleich anerkennen und an die Königin einen jährlichen Zins und in bestimmten Fällen eine geringe Dienstpflicht leisten sollte. Nun wurde der Kirchenbann gelöst, der so lange auf dem Inselreich und dem Königsgeschlecht gelastet. Als Friedrich III., ein an Körper und

Geist schwacher Fürst mit Tod abging, war Sicilien nur noch dem Namen nach eine Monarchie. Während der Minderjährigkeit seiner Tochter Maria war alle Macht in den Händen der Barone, welche in den einzelnen Städten ein unabhängiges Regiment aufrichteten. Sie waren in zwei Heerlager gespalten eine nationale Partei unter der Leitung des Manfredo Chiaramonti, welche die Hand der Königin und das Inselreich an einen italienischen Fürsten bringen und eine aragonische, welche die alte Verbindung mit der spanischen Dynastie aufrecht erhalten wollte. Die junge Königin kam abwechselnd in die Gewalt der einen oder der andern Partei und wurde wie eine Gefangene behandelt. Die Spaltung des Papstthums mehrte noch die Anarchie. Die Sicilianer hielten zu Rom, indeß der König von Aragon den französischen Papst anerkannte. Nach vielen Kämpfen, Intriguen und Wechselfällen trugen endlich die Aragonier den Sieg davon. Durch die Vermählung Martins mit Maria, deren wir früher Erwähnung gethan (S. 86 f.), wurde das Band zwischen Sicilien und Aragonien aufs Neue fester geknüpft. Dagegen dauerten im Hause Anjou die Spaltungen und das Mißtrauen fort. Umsonst suchte Johanna eine Annäherung zu bewirken, indem sie einen Verwandten von der tarentinischen Nebenlinie zu ihrem Nachfolger ernannte, **Karl den Kleinen von Durazzo**, welcher durch seine Vermählung mit ihrer Nichte Margaretha die Güter und Würden des ermordeten Herzogs gleichen Namens geerbt hatte und bei dem Ungarnkönig in hoher Gunst stand; der Magyarenkönig erhob neue Ansprüche und suchte zugleich in dem erklärten Thronerben, den er zum Herzog von Dalmatien und Kroatien ernannt, der Neapolitanerin einen Rivalen aufzustellen. Da sah sich Johanna, obschon fünfzigjährig, nach einem vierten Gemahl um, der den bevorstehenden Kampf gegen die ungarische Partei durchzufechten im Stande wäre. Sie fand den geeigneten Mann in **Otto von Braunschweig**, einem der streitlustigen Bandenführer, die an der Spitze kriegerischer Soldknechte das obere und mittlere Italien durchstreiften, zu jedem Dienst und Abenteuer bereit. Der Papst begünstigte den tapfern Rittersmann, der die Markgrafschaft Montferrat beschützt und verwaltet hatte, und auf seine Empfehlung reichte ihm Johanna ihre Hand. Otto erhielt das Fürstenthum Tarent und andere Güter zu Lehen, doch galt er nicht als König, sondern führte nur den Namen eines Herzogs von Tarent. Das feindselige Auftreten des Papstes Urban VI. gegen seine frühere Gebieterin führte diese auf die Seite des Gegenpapstes Clemens VII., ein Schritt, welcher ihr selbst und dem Reich zum Verderben gereichen sollte.

Juli. 1377.

1376.

König Ludwig von Ungarn hegte unversöhnlichen Haß gegen Johanna, die er trotz aller freisprechenden Urtheile in Avignon stets als die Mörderin seines Bruders Andreas ansah. Darauf gründete jetzt Urban VI. seine Rachepläne. Er schleuderte über die Neapolitanerin, die es wagte den französischen Gegenpapst anzuerkennen und zu unterstützen, den Bannstrahl und erklärte sie, kraft seiner Machtvollkommenheit als Oberlehnsherr des Königreiches des Thrones entsetzt. Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo, der gerade mit 10,000 Lanzen als ungarischer Feldherr gegen die Venetianer im Krieg lag und vor Treviso stand, sollten die Sentenz vollstrecken und die Krone als Siegespreis aus den Händen des Papstes empfangen. Wie einst Innocenz IV. und seine Nachfolger gegen die Hohenstaufen, so wüthete jetzt Urban VI. gegen das Haus Anjou. Eine neue ungarische Invasion bedrohte nunmehr Neapel. Johanna suchte sich die Hülfe Frankreichs zu verschaffen, indem sie den Bruder des französischen Königs Karl V., den Herzog **Ludwig von Anjou**, an

Zwei Päpste u. zwei Prätendenten.

21. April 1380.

Sohnes Statt annahm und ihn zum Erben der neapolitanischen Krone ernannte. Wir werden dem habgierigen und herrschsüchtigen Fürsten, der während der Minderjährigkeit seines Neffen Karl VI. mit seinen Brüdern die Regentschaft führte, in der Geschichte von Frankreich wieder begegnen. Clemens VII., welcher gleichfalls die oberlehnsherrlichen Rechte über Neapel ansprach, bestätigte die Adoption und erkannte Ludwig als Thronfolger an. Er wurde sogar ermächtigt, den Kirchenstaat mit Ausnahme des römischen Ducats zu erobern und mit Unteritalien zu verbinden. „So flochten die beiden Päpste und Johanna ein todtbringendes Gewebe, worin sich Generationen verfingen, und das unselige Neapel büßte den Egoismus weniger Menschen durch lange und schreckliche Erschütterungen.“ Während die beiden Kronprätendenten in ihren Rüstungen zu dem Eroberungszug durch heimische Anliegen hingehalten wurden, Ludwig von Anjou durch die wachsende Gährung des französischen Volkes, Karl der Kleine durch den venetianischen Krieg, Alles aber voll angstvoller Erwartung in die Zukunft blickte, schied die heilige Katharina, 33 Jahre alt, aus dem Leben. Wie fünfzig Jahre später die Jungfrau von Orleans ihr Leben der Herstellung des französischen Königthums weihte, so die heilige Jungfrau von Siena der Rückführung des Papstthums auf den Apostelsitz. Beide erreichten ihr Ziel, aber nur, um noch größere Leiden über die Welt hereinbrechen zu sehen. Katharina, welche als Friedensbote zwischen Rom und Avignon hin und hergewandert und Worte der Ermahnung und Versöhnung an Kardinäle und Fürsten gerichtet, starb im tiefen Kummer über die furchtbare Spaltung, „welche die Kirche und ihr eigenes Herz zerriß.“ Kurz vor ihrem Ende war sie noch beschwichtigend unter einen Haufen Empörer getreten, welche gegen den Vatican stürmten, aber vor der majestätischen Ruhe des energievollen Papstes und vor der reinen Gottesliebe der Heiligen ehrerbietig zurückwichen.

Tod der heil. Katharina. 29. April 1380.

Johanna's Ausgang. Nov. 1380.

Ehe Ludwig seine Rüstungen vollenden konnte, rückte Karl von Durazzo über Rimini und Arezzo in Rom ein: „ein Mann von 35 Jahren, klein und blond, beweglich, Freund der Wissenschaft und Dichtkunst, von milder Art, beseelt vom Ehrgeiz der Anjou.“ Urban ernannte ihn zum Bannerträger und Senator und unterstützte ihn mit dem Raub der römischen Kirchen. Im folgenden Juni wurde er als König von Neapel gekrönt. Doch mußte er die Schenkungen gutheißen, womit der Papst seinem unwürdigen Neffen Franz Prignano bedacht, und welche den schönsten Theil der Monarchie umfaßten. Verstärkt durch Söldnerbanden, die er mit dem päpstlichen Gelde angeworben, rückte er darauf über die Grenze Neapels. Otto von Braunschweig, der kriegskundige, tapfere Gemahl der Königin, welcher mit einer kleinen Schaar Miethvölker aus Montferrat herbeigeeilt war, suchte vergebens die Fremdlinge vom Einzug in das Königreich abzuhalten; die Verrätherei der Neapolitaner, welche dem in ihrem Lande gebornen Magyarenfürsten mehr zugethan waren als dem

deutschen Gemahl ihrer Königin, und die feindliche Uebermacht führten seine Niederlage bei St. Germano herbei. Im Juli zog Karl im Triumph in 26. Juni 1381. Neapel ein und unternahm dann die Belagerung von Castelnuovo, wohin sich die Königin geflüchtet. Umsonst strengte Otto von Braunschweig alle Kräfte an, die Burg zu retten: die Feigheit und Treulosigkeit der Neapolitaner lähmte seinen Arm. Nachdem sein Mündel und Zögling, der Markgraf Johann von Montferrat, an seiner Seite gefallen, gerieth er selbst nach heldenmüthigem Kampfe schwer verwundet in die Gewalt der Feinde. Dadurch entschied sich auch das 24. Aug. Schicksal der Königin. Von allen Seiten umstellt und jeglicher Zufuhr beraubt, mußte sie sich dem ungarischen Sieger ergeben. Sie wurde unter Aufsicht gestellt, 25. Aug. doch nicht mit Härte behandelt. Karl hoffte sie dahin zu bringen, daß sie die Adoption Ludwigs widerriefe und die frühere Bestimmung zu seinen eigenen Gunsten zu neuer Geltung erhöbe. Denn wenngleich der Herzog nach Johanna's Wegführung allgemein als König von Neapel anerkannt und mit seiner Gemahlin Margaretha feierlich gekrönt ward, so war doch bei der Wandelbarkeit des nea- Nov. 1381. politanischen Volks und bei dem Egoismus und der Parteisucht des Adels die Eroberung nur dann gesichert, wenn der faktische Besitz durch das Recht und mehr noch durch Glück und Macht unterstützt werden konnte. Nicht ohne Sorge hörte daher Karl, daß sein Rivale, der sich gleichfalls König von Neapel nannte und von dem Avignoner Papst gekrönt worden war, mit unermeßlichen Geldsummen und einem mit jedem Tage sich mehrenden Heer von Soldknechten über die Alpen gezogen sei und begleitet von dem Grafen von Genf, von Amadeus von Savoyen und von vielen edlen Herren in das Herz Italiens vordringe. Er mußte befürchten, daß die unzufriedenen und gegnerisch gesinnten Elemente im Königreich sich an den französischen Fürsten anschließen und die Waffen wider ihn ergreifen würden. Er forderte daher die Königin auf, durch eine offene Erklärung auf seine Seite zu treten; als sie ihn aber täuschte und anstatt bei den Provenzalen für seine Anerkennung zu wirken, vielmehr zur Beschleunigung des Rachezugs aufmunterte, reifte in seiner Seele der Plan, sich ihrer durch Mord zu entledigen. Am 22. Mai 1382 wurde die 22. Mai 1382. Enkelin Roberts im Schloß zu Muro von ungarischen Soldknechten mit einem seidenen Strick erwürgt, und ihre Leiche in der Kirche S. Chiara in Neapel öffentlich ausgestellt. Die Strafgerechtigkeit war ihr mit lahmem Fuße langsam gefolgt und ereilte sie endlich. Ihr Schicksal erregte große Theilnahme, denn in ihren letzten Regierungsjahren war sie eifrig bemüht gewesen, die Sünden und Frevel ihrer Jugend zu sühnen.

Bald nachher drang Ludwig, dessen Heer auf dem Zuge durch Oberitalien Bürgerkrieg in Neapel. gleich einer rollenden Lawine zunahm, durch die Mark und die Abruzzen Tod Ludwigs von Anjou. Aquila's an die Grenze Neapels vor, wo sich viele Edle des Landes an ihn anschlossen. Karl hatte die Banden Hawkwoods und des italienischen Condottiere Alberich de Barbiano an sich gezogen; dennoch war seine Macht zu

gering, als daß er eine Schlacht hätte wagen können. Dem erfahrenen Rathe seiner Führer folgend zog er daher den Krieg in die Länge, in der richtigen Voraussicht, daß die Schätze des Gegners sich bald erschöpfen und Mangel und Kriegsbeschwerden sein Heer aufreiben würden. Man forderte sich in ritterlicher Weise zum Zweikampf heraus; man bestimmte Zeit und Ort zur Entscheidungsschlacht; aber Karl, des Krieges und des Landes mehr kundig als sein Gegner, ließ sich nicht hinreißen. Bald waren Ludwigs Schätze zerronnen; von seinen Kostbarkeiten, heißt es, war ihm nichts übrig geblieben, als sein schmuckloser Waffenrock; viele seiner Ritter verließen ihn, manches Opfer forderten Klima und Entbehrung; auch der Graf von Savoyen erlag den Beschwerden. So zog sich der Krieg über ein Jahr hin, hauptsächlich auf den östlichen Theil um Barletta, Bari und Tarent beschränkt. Papst Urban VI. blickte mit leidenschaftlicher Ungeduld auf die Verzögerung. Um die Entscheidung zu beschleunigen und zugleich seine oberlehnsherrlichen Rechte und die Besitzungen seines Nepoten zu sichern, zog er selbst an der Spitze eines Söldnerhaufens nach Neapel, zum großen Verdruß Karls, der ihn scharf beobachten ließ. Als der Kirchenfürst in Nocera weilte, erlag Ludwig von Anjou in Bari den Beschwerden des Kriegs oder den Einwirkungen des Klima's oder des
21. Sept. 1384. Giftes. Nach seiner Bestimmung sollte das Erbe Johanna's seinem jungen Sohne Ludwig II., die Provence dem jüngeren, Karl von Maine, zufallen.

König Karl und Papst Urban VI. Mit dem Tode des französischen Fürsten konnte das mit unermeßlichem Aufwand ausgerüstete Unternehmen als gescheitert betrachtet werden. Sein Heer löste sich in einzelnen Haufen auf, die auf eigene Hand im Lande umherzogen, bis sie einen neuen Soldherrn fanden; die französischen Ritter kehrten großentheils in die Heimath zurück; die italienischen Parteigänger machten ihren Frieden mit Karl, der nunmehr allgemein als König von Neapel anerkannt und mit Jubel begrüßt wurde. Aber ein neuer Feind erstand ihm jetzt in dem Papst, der zum großen Aerger der Kardinäle noch immer in dem finsteren Schlosse von Nocera verweilte. Die Anmaßung, womit er sich in die Reichsgeschäfte mischte, das Bestreben, den schönsten Theil der Monarchie seinen unwürdigen sittenlosen Neffen zuzuwenden, vielleicht sogar einem derselben die Krone zu verleihen, reizte den König. Er suchte ihn zur Rückkehr nach Rom zu bewegen, wobei ihn die Kardinäle, denen der Aufenthalt in dem unheimlichen, verwilderten Lande in der Seele zuwider war, eifrig unterstützten. Der hartnäckige, leidenschaftliche Oberpriester gerieth über die in seiner Umgebung sich kund gebende Unzufriedenheit in den heftigsten Zorn; er argwohnte eine Verschwörung und ließ sechs Kardinäle in das moderige unterirdische Burgverließ hinabsenken und durch Folterknechte peinigen; und als der Unwille über diese schmachvolle Behandlung sich allenthalben kund gab, sprach er über den König und dessen Gemahlin Margaretha Bann und Thronentsetzung aus und
1385. legte Neapel unter das Interdict. Nun sandte Karl seinen Feldherrn Alberich

mit Kriegsmannschaft gen Nocera. Dieser lagerte sich vor den Mauern der Stadt und bot jedem, der den Papst lebend oder todt ausliefere, einen Preis von 10,000 Gulden, wogegen Urban täglich mehrmal auf den Balcon des Schlosses trat und in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern eine Glocke mit zornflammendem Angesicht das Belagerungsheer verfluchte. Schon war die Stadt bis auf die Burg gefallen, als der Papst, unterstützt von Raimondello Orsini, einem Anjovinischen Parteigänger, unter dem Geleite von Soldknechten aller Länder in stürmischer Flucht über Berge, Haiden und Juli 1385. Flüsse sich nach der Küste des adriatischen Meeres rettete, die gefangenen Prälaten mit fortschleppend und dann in Bari sich nach Genua einschiffte, wo er am 23. September landete. Die Härte, womit der Kirchenfürst die gemarterten Kardinäle fortwährend behandelte, empörte die Bürgerschaft und als der leidenschaftliche Greis, gereizt durch einen Fluchtversuch die unglücklichen Geistlichen umbringen ließ, erreichte die Volkswuth solche Höhe, daß sich Urban in Genua nicht länger sicher glaubte. Er stieg zu Schiff und segelte nach Lucca, 15. Dec. 1386. um nach Neapel zurückzukehren, wo neue Verwirrungen ausgebrochen waren.

6. König Ladislaus und die Lage Italiens während des Schisma.

Im September 1382 war Ludwig der Große, König von Ungarn und Karls des Kleinen Ausgang. Polen, ohne männliche Erben aus der Welt geschieden. Nach seiner letztwilligen Verfügung sollte, wie früher erwähnt, seine kleine Tochter Maria, welche mit dem fünfzehnjährigen Sigmund, König Wenzels Bruder verlobt war, die Krone erben und bis zu ihrer Volljährigkeit die verwittwete Königin Elisabeth die Regentschaft führen. Diese Verfügung hatte viele Gegner: Die Polen verlangten Ludwigs jüngere Tochter, Hedwig, zur Königin und nöthigten sie in der Folge ihre Hand dem litthauischen Fürsten Jagiel zu geben und in Warschau ihren Herrschersitz aufzurichten; und auch in Ungarn war man einer Einrichtung abhold, nach welcher die Regierungsgeschäfte auf längere Zeit in die Hand des verhaßten Nicolaus von Gara gelangen würden, den die Gunst und das Vertrauen der Königin Elisabeth vom geringen Edelmann zum Palatin erhoben, und auch Sigmund, obwohl er als Gemahl der Königin Maria den Titel eines Reichsbeschützers führte, war als Fremder wenig beliebt. Es bildete sich daher bald eine Partei von Mißvergnügten, welche mit Karl dem Kleinen in Verbindung trat, um die Krone Ungarns auf sein Haupt zu setzen. Auf ihren Ruf segelte der Neapolitaner nach den seiner Verwaltung unterstellten Ländern Dalmatien und Croatien über, um den Verlauf der Dinge in der Sept. 1385. Nähe abzuwarten, seine Gemahlin Margaretha mit ihren Kindern Ladislaus und Johanna in Italien zurücklassend. Als der Plan der Thronveränderung zur Ausführung kommen sollte, begab sich Karl von Agram nach Ofen, wo er von den Baronen zum Gubernator des Reichs ausgerufen das Schloß bezog

und die königlichen Frauen Maria und Elisabeth unter seine Obhut nahm.
Damit nicht zufrieden, bewirkten seine Anhänger, daß er als König ausgerufen
Ende 1385. und in Stuhlweißenburg gekrönt ward. So hatte Karl von Durazzo das Ziel
seiner ehrgeizigen Bestrebungen erreicht; aber das Blut der Königin Johanna,
das an seiner Hand klebte, sollte bald durch eine andere Königin gerächt wer-
7. Febr. 1386. den. Als er eines Tages den beiden Fürstinnen einen Besuch abstattete, drang
Nicolaus von Gara, nachdem er eine Schaar zuverlässiger Kriegsleute im
Schloßhof aufgestellt, bewaffnet in das Zimmer und schlug dem König eine
tiefe Wunde in das Haupt, so daß die neben ihm sitzenden königlichen Frauen
über und über mit Blut bespritzt wurden. Darauf wurde der Unglückliche in
24. Febr. einen Kerker gebracht, wo er nach siebenzehn Tagen den Geist aufgab, sei es an
eigener Entkräftung oder durch Mörderhand, die dem zögernden Tod zu Hülfe
kam. So gebar eine Bluttthat die andere; in demselben Hause Anjou, das
einst die Hohenstaufen gefällt, hielt die Nemesis ein furchtbares Gericht; in
einem Zeitraum von wenigen Jahrzehnten erfüllten vier Glieder des Herrscher-
geschlechts, Andreas, Johanna und der ältere und jüngere Karl von Durazzo,
ihr tragisches Geschick.

Neue Parteistellung in Neapel. Margaretha hatte gerade in Neapel die Krönung ihres Gemahls mit
großer Pracht gefeiert, als sie durch einige versprengte Italiener, welche dem
Mordstahl der Ungarn entronnen waren, das grausige Ende desselben ver-
nahm. Sie ließ alsbald ihren jungen Sohn Ladislaus als König von Neapel
ausrufen und führte als Vormünderin die Regierung fort. Aber bald brach
ein neuer Sturm über sie herein. Der Avignoner Papst, nur im Haß gegen
die Königin mit seinem römischen Nebenbuhler übereinstimmend, setzte alle
Hebel in Bewegung, um dem französischen Prätendenten Ludwig II. die Krone
zu verschaffen. In der Provence wie in Unteritalien traten die Anhänger der
beiden verwandten Geschlechter einander bewaffnet gegenüber, um einem der
unmündigen Könige, in deren Namen sie sich bekriegten und mordeten, die macht-
lose Herrschaft zu erkämpfen. Für die jüngere Linie, die in Neapel selbst
mächtige Parteigenossen, an ihrer Spitze Thomas Sanseverino, zählte, zog
jener deutsche Fürst Otto von Braunschweig ins Feld, den einst Johanna zu
ihrem vierten Gatten erkoren. Von Karl von Durazzo, dem er während des
Krieges mit Ludwig I. gute Rathschläge ertheilt, in Freiheit gesetzt, hatte er
sich nach vielen Abenteuern und wechselvollen Lebensgeschicken nach der Pro-
vence begeben, wo er von Clemens und von Ludwigs I. Wittwe Maria von
Blois als der Fahnenträger ihrer Partei ausersehen ward. Mit Truppen und
Geld ausgerüstet, wurde er als Stellvertreter Ludwigs II. nach Neapel gesandt.
Juli 1387. Sein Erscheinen verschaffte der anjoinischen Partei das Uebergewicht. Mit
Sanseverino verbunden, brachte er die Königin Margaretha so sehr ins Ge-
dränge, daß sie sich mit ihren beiden Kindern nach der festen Seestadt Gaeta
flüchtete, worauf Otto seinen Einzug in Neapel hielt. Diese günstige Lage

änderte sich jedoch rasch, als Maria von Blois den Herrn von Montjoye als Oberstatthalter in das Königreich schickte und dadurch die Häupter der Partei tödtlich beleidigte. Die Sanseverini zogen sich auf ihre Güter in Calabrien, wo sie den kleinen Krieg auf eigene Hand fortführten, ohne sich um die unmündigen Könige und ihre Mütter zu bekümmern; Otto von Braunschweig aber ging mit seinen Fähnlein zu Ladislaus über, der gerade damals durch seine Vermählung mit der Tochter des Großadmirals Manfredo de' Chiaramonti, der reichsten Erbin von Sicilien, zu großen Geldsummen gelangt war, so daß er auch noch die Banden Hawkwoods und Alberichs da Barbiano in Sold nehmen konnte.

So lange indessen Urban VI. lebte, der das Durazzische Geschlecht mit dem tödtlichsten Hasse verfolgte und den Factionsgeist nährte, wurde das Kriegsglück in der Schwebe gehalten. Er selbst hatte, wie wir gesehen, in Lucca einen Kriegszug vorbereitet, der indessen nicht zur Ausführung kam. Die entsetzliche Anarchie in Rom und im Kirchenstaat, bei welcher Francesco von Vico, der furchtbare Tyrann von Viterbo, bei einem Volksaufstand in Stücke zerrissen worden war, führte ihn nach St. Peter zurück, wo er sein Leben beschloß, ein Kirchenfürst von roher Gemüthsart und wilder Energie. Erst als sein Nachfolger Bonifacius IX., ein Neapolitaner von Geburt, mit dreißig Jahren den römischen Stuhl bestieg, huben für die Durazzi bessere Zeiten an. Der Bann wurde gelöst und Ladislaus als König anerkannt und von dem päpstlichen Legaten gekrönt. Zwar dauerte der Krieg der Parteien noch Jahre lang fort und erhielt durch die Ankunft Ludwigs II. und seines Bruders mit frischen Geldmitteln und Mannschaften neue Nahrung; aber welches Interesse konnte ein Kampf bieten, der mehr und mehr den Charakter ritterlicher Fehden annahm, wo die größeren Geldsummen zur Bezahlung des Soldes allein die Wagschale für den einen oder den anderen der Prätendenten steigen oder sinken machten, wo kein höheres Ziel die Waffen lenkte! Papst Bonifacius IX., ein Mann von geringer Bildung aber von politischer und praktischer Klugheit, und im Geldeintreiben ohne Schaam und Gewissen, unterstützte den König Ladislaus aus allen Kräften: er suchte die Häupter der anjoinischen Partei, besonders die Sanseverini, zur Versöhnung zu bewegen; er verzieh es dem König, daß er aus nichtigen Gründen seine sicilische Gemahlin, nachdem er ihr Geld aufgebraucht, verstieß und sie wider ihren Willen zur Eingehung einer neuen Ehe mit dem Grafen Andreas von Capua zwang; er trieb mit den Gütern, Stellen und Indulgenzen der Kirche den schmählichsten Handel, um die zur Förderung seiner Zwecke nöthigen Geldmittel beizuschaffen. Nachdem er das Jubeljahr der Kirche auf das dreiunddreißigste Jahr gesetzt, weil Christus nur dieses Alter erreicht habe, gestattete er, daß man gegen Zahlung des Betrags der Reisekosten sich die Mühe der Pilgerfahrt ersparen und den Jubelablaß zu Hause erwerben könne. So kam es denn, daß in den neunziger Jahren Ladis-

Die Durazzische Partei im Vortheil.

15. Oct. 1389.

Mai 1390.

laus allmählich Herr des Landes und der Hauptstadt ward, ohne daß jedoch die Partei Anjou ganz überwunden worden wäre, oder das französische Fürstenhaus seinen Ansprüchen entsagt hätte. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts kehrten die beiden französischen Prinzen Ludwig und der Graf von Maine,
1400. nachdem ihre Mittel erschöpft waren, in die Heimath zurück. So wenig Kraft und Energie auch der schwache unfähige Ludwig gegenüber seinem ungarischen Rivalen gezeigt hatte, so mußte dennoch dieser Abzug, der wie ein Aufgeben der Ansprüche aussah, auf die anjoinische Partei entmuthigend wirken. Erst als König Ladislaus seine Aufmerksamkeit mehr den Angelegenheiten in Ungarn zuwendete, wo eine unzufriedene Partei ihn gegen Sigmund zum König ausrief, und er nach seiner Krönung in Zara längere Zeit an der Donau verweilte, erhoben die Anhänger der Anjou von Neuem das Haupt und griffen
1403. abermals zu den Waffen. Allein die Schilderhebung diente nur dazu, den Sieg des Königs vollständig zu machen. Er nahm an den Häuptern der Partei, vor Allem an den Sanseverini blutige Rache und die eingezogenen Güter der gestürzten Familien setzten ihn in Stand, seinen Anhang zu mehren und seine Getreuen zu lohnen.

Tarent, wo die Wittwe Raimunds von Orsini ihren Sitz hatte, war der letzte Zufluchtsort der anjoinischen Partei; doch auch dieser Stadt wußte sich Ladislaus zu bemächtigen, indem er, da ihm seine Gemahlin Maria von Lusignan, Tochter des Königs von Cypern, frühe durch den Tod entrissen worden war, der Fürstin seine
1406. Hand anbot. Die bethörte Frau ging auf den Antrag ein; aber nach dreitägiger Ehe trennte er sich von ihr und hielt sie als Gefangene.

König Ladislaus in Rom. Selbst in Rom gewann König Ladislaus Einfluß. Während er mit der Unterwerfung Neapels beschäftigt war, hatte sein Freund und Gönner Bonifacius IX. „wie ein eiserner Imperator“ in der Tiberstadt gewaltet. Er hatte zwei mißlungene Volksaufstände benutzt, um zuerst das demokratische Stadtregiment, dann die wieder kühner aufstrebende Adelsmacht niederzuwerfen und die weltliche Herrschaft des Pontificats zur Geltung zu bringen. Er hatte die Stadtgebiete in Umbrien und in den Marken wieder an den päpstlichen Stuhl geknüpft und die kleinen Dynasten zur Huldigung und Anerkennung seiner Hoheitsrechte gezwungen; er hatte die Engelsburg aufgebaut und das Capitol und den Vatican befestigt; er hatte die Römer durch ein neues Jubeljahr bereichert und war den Geißlerbrüderschaften, die abermals in langen Zügen das obere und mittlere Italien durchzogen, mit Strenge entgegengetreten; aber er hatte die Ehre des apostolischen Stuhles durch Habsucht, Wucher, Erpressung und Geldkünste aller Art geschändet. Die Kirche war durch ihn zum Tummelplatz römischer Speculanten gemacht worden, die der Volkswitz „Bonifacische
1. Oct. 1404. Pflanzen“ nannte. Bei dem Tode des gewaltigen Herrschers hofften die Römer ihre Freiheit und frühere Rechtsstellung wieder zu erlangen: sie verweigerten daher dem neuen Papst, der unter lärmenden Parteikämpfen als Innocenz VII.

den apostolischen Stuhl bestieg, die Huldigung, bis es dem König Ladislaus, den sie als Schiedsrichter herbeigerufen, gelang, eine Uebereinkunft zu vermitteln, wonach der Senator von dem Papste ernannt, dem Volke aber das Capitol und einige Rechte zurückgegeben werden sollten. Von der Zeit an war der neapolitanische König mächtiger in Rom und im Kirchenstaat als der schwache friedliebende Papst. Er nährte die Zwietracht zwischen der Bürgerschaft, die Colonna an der Spitze, und der klerikalen Partei, zu der sich die Orsini hielten, um die Signorie in der Stadt zu erwerben. Als der leidenschaftliche Neffe des in der Leostadt weilenden Papstes elf Abgesandte des Volks ergreifen und einzeln enthaupten ließ, stieg der Aufruhr zu solcher Höhe, Aug. 1405. daß der Papst und seine Anhänger die Engelsburg aufgaben und nach Viterbo flüchteten. Aber der Versuch des Königs und seiner Partei, die Herrschaft auf dem Capitol zu erlangen, bewirkte einen Umschwung. Die Römer riefen den Papst zurück und fügten sich freiwillig seiner Gewalt. Selbst der blutbefleckte März 1406. Nepote ging straflos aus. Ladislaus und seine Anhänger widerstanden noch einige Zeit; als aber der heilige Vater den Kirchenfluch aussprach, ging der König in sich. Er versöhnte sich mit Innocenz und übernahm als „Defensor, Conservator und Bannerträger“ des apostolischen Stuhles den Schutz der Kirche.

Wenige Wochen nachher starb Innocenz, und die römischen Kardinäle wählten den achtzigjährigen Venetianer Angelo Corraro als Gregor XII. zu seinem Nachfolger, einen altersschwachen von unwürdigen Nepoten beherrschten Greis. Wir wissen, daß unter ihm ernstlich die Sprache von einer Ausgleichung des Schisma war. König Ladislaus, der von einer Versöhnung der Päpste ein Uebergewicht der französischen Partei und eine neue Schilderhebung des Anjou und seiner Anhänger fürchtete, erregte einen Aufstand in Rom, wobei mehrere angesehene Edelleute und Volkshäupter gefangen und enthauptet Juni 1407. wurden. Der Papst entfloh nach Viterbo und von da nach Siena, während Paul Orsini, sein hochfahrender Kriegsoberster, in der Stadt waltete. Der Kirchenstaat war in voller Anarchie. Diese Umstände suchte König Ladislaus zu seinem Vortheil zu benutzen. Er besetzte Ostia und schnitt den Römern jede Zufuhr ab, so daß bald die größte Hungersnoth einriß. Dann erschien er mit April 1408. großer Heeresmacht vor den Mauern und nöthigte Paul Orsini und die Volkshäupter, ihn durch einen Vertrag als Herrn von Rom anzuerkennen. Ein von ihm ernannter Senator bezog das Capitol und neapolitanisches Kriegsvolk rückte mit klingendem Spiel in die Stadt ein, bis er selbst erschien und im Triumphzug von der neuen Herrschaft Besitz nahm. Ohne Widerstand unterwarfen sich ihm die übrigen Städte des Kirchenstaats und fügten sich seinen Machtgeboten. Selbst in Toscana machte er Eroberungen.

Ladislaus Machtstellung. Nov. 1406

Noch nie hatte ein Fürst solche Macht in Italien besessen, als der junge König Ladislaus; und welche Zukunft stand dem unternehmenden Manne be-

König Ladislaus u. Papst Gregor XII.

vor, der Kriegstalent mit politischer Einsicht verband und Adel und Volk durch seine Freigebigkeit und sein königliches Wesen an sich fesselte! Papst Gregor XII. war insgeheim mit ihm im Bund; beide haßten und fürchteten die Kirchenversammlung zu Pisa und den Einfluß Frankreichs. Sie wurden noch inniger verbunden, als der Conciliums-Papst Alexander V., der einst als Bettelknabe von der Insel Candia in den Minoritenorden aufgenommen worden war, seine Gegenpäpste Benedict XIII. und Gregor XII. mit dem Banne belegte und die Rechte des jungen Ludwig von Anjou auf das Königreich Neapel anerkannte. In demselben Momente, wo Ladislaus seine Blicke über Toscana hinaus richtete, wo er sich im Geiste bereits als König von Italien dünken mochte, wurde ihm die Krone von Neapel abgesprochen. Er begab sich mit Gregor in sein Reich zurück, beide entschlossen, die Feinde mit allen geistlichen und weltlichen Waffen zu bekämpfen. Aber ihr Bund war nicht stark genug, der öffentlichen Meinung, welche mit Ungestüm die Einigung der Kirche verlangte, Trotz zu bieten. In Kurzem vereinigten sich alle gegnerischen Mächte zu einer Liga wider Gregor und Ladislaus. Der Kardinal-Legat Balthasar von Cossa in Bologna, der uns aus den früheren Blättern hinlänglich bekannt ist, war die Seele derselben. Er selbst begleitete mit dem jungen Anjou das Kriegsheer, welches der Florentiner Malatesta de Malatestis wider Rom führte. Nach einigen blutigen Kämpfen vor den Thoren wurden die neapolitanischen Truppen, die Ladislaus zurückgelassen, zum Abzug gezwungen, 1. Jan. 1410. worauf Malatesta in die Stadt einzog und das Banner Alexanders V. aufpflanzte.

Papst Johann XXIII. in Rom. Alexander selbst sollte jedoch die Apostelstadt nicht mehr sehen. Drei Monate nachher (3. Mai 1410) starb er in Bologna und Balthasar Cossa erhielt nun als April 1411. Johann XXIII. die Tiara. Dieser zog im folgenden Jahr mit einem großen Heer, das seinem Schützling Ludwig von Anjou Neapel erobern sollte, in Rom ein, empfing die Huldigung der ewigen Stadt und des Patrimoniums und weihte die Fahnen, unter denen die stattliche Kriegsmacht von Reitern und Fußvolk, geführt von Paul Orsini und andern erfahrenen Feldherren, das Königreich dem französischen Prätendenten zurückerobern und zugleich die päpstliche Oberlehnsherrlichkeit wieder zur Geltung bringen sollte. Ohne auf 19. Mai 1412. Widerstand zu stoßen, drang Anjou über den Liris; bei Rocca Secca erfochten die Verbündeten einen Sieg, welcher das Schicksal des Königreichs entschieden haben würde, hätte der Herzog ihn zu benutzen gewußt. Mit Mühe entrann Ladislaus der Gefangenschaft. Mit maßloser Freude empfing Papst Johann die erbeuteten Fahnen des Königs und Gregors XII.; er ließ sie zuerst auf dem Thurm von S. Peter aufpflanzen, damit ganz Rom sie schaue, und dann in einer Procession durch die Straßen schleifen.

Ladislaus u. Papst Johann im Bund. Der Triumph war jedoch von kurzer Dauer. Ladislaus erholte sich rasch von dem Unfall bei Rocca Secca, während die Gegner durch Unschlüssigkeit

und Zwietracht sich schwächten. Mit Orsini entzweit kehrte der Anjou nach Rom zurück, um zu Schiff ohne Krone seine französische Heimath wieder aufzu- Juli 1412. suchen. Die glänzende Expedition war in Nichts zerronnen. Umsonst bannte Johann XXIII. den König aufs Neue und ließ das Kreuz wieder ihn predigen; Ladislaus stand bald wieder in seiner alten Kraft da: die Florentiner fielen von der Liga ab, Bologna stellte die Freiheit wider her, in Rom herrschte eine drohende Gährung, den Bandenführern war nicht zu trauen. Sforza d'Attandolo, der durch die Kraft, wovon er und seine Nachkommen den Namen trugen, von einem Bauer der Romagnola zum furchtbaren Condottiere emporgestiegen war, vertauschte den päpstlichen Dienst mit dem neapolitanischen und legte dadurch den Grund zu der Größe seiner Familie. In dieser mißlichen Lage nahm Papst Johann seine Zuflucht zu diplomatischen Künsten. Er erbot sich, Ladislaus als rechtmäßigen König von Neapel anzuerkennen, ihn zum Bannerträger der Kirche zu ernennen und ihm namhafte Geldzahlungen zu leisten, wenn dieser ihn dafür als Papst ehren, tausend Lanzen in den Dienst der Kirche stellen und Gregor XII. zur Abdankung bewegen oder aus dem Königreich verbannen wolle. Seine Vorschläge fanden geneigtes Gehör: Ladislaus, in steter Furcht vor einer neuen französischen Invasion und von Kaiser Sigmund wegen Ungarn mit Krieg bedroht, ging auf das Anerbieten ein und opferte seinen alten Bundesgenossen dem Vortheile des Augenblicks. Er schloß mit Johann XXIII. einen Vertrag, ließ durch eine ergebene Synode in Neapel erklären, daß Gregor nicht rechtmäßiger Papst sei und gebot dann dem alten Kirchenfürsten, seine Staaten zu verlassen. Begleitet von wenigen Freunden und Verwandten, darunter sein Neffe Kardinal Condolmiere, nachmals Papst Eugen IV., bestieg Gregor eine Galeere, um in einer Küstenstadt der Adria ein Asyl zu suchen. Er fand es in Rimini bei dem Oct. 1412. Dynasten Karl Malatesta, wo er am 19. Oct. 1417 im höchsten Greisenalter starb, nachdem er dem Concil von Konstanz seine feierliche Entsagung des Pontificats hatte anzeigen lassen.

Aber der Bund, durch Ehrgeiz und Selbstsucht geschlossen, gereichte dem Ladislaus Papst Johann nicht zum Heil. Als er dem lauten Ruf der Christenheit nach- abermals in gebend eine allgemeine Kirchenversammlung außerhalb Rom einzuberufen ver- Rom. Johanns Flucht. sprach, trat Ladislaus von dem Vertrage zurück, und nahm seine alten Eroberungspläne wieder auf. Er zählte noch viele Freunde in der Tiberstadt und im Kirchenstaat, während Johann XXIII. allgemein gehaßt war. Im Mai 1413. rückte der König mit einem Heer auf Rom los, während eine Flotte in der Tibermündung einlief und sein Feldherr Sforza in die Marken vordrang. Vom Capitol aus hoffte er die Herrschaft über die apenninische Halbinsel zu erlangen. Ohne erheblichen Widerstand zu finden, da man ein geheimes Einverständniß zwischen Papst und König argwohnte, zog Ladislaus durch das Johannisthor in die Stadt ein und bezog den Lateran. Mühsam rettete sich Juni.

Johann mit seinem Hof nach Viterbo, während der Neapolitaner in Rom eine tyrannische Zwingherrschaft aufrichtete und seine Truppen sich am Kirchengut vergriffen und arge Frevel begingen. In Kurzem war das ganze Erbland Petri in der Gewalt der Neapolitaner; bis nach Siena dehnten sich die Streifzüge der königlichen Reiter aus. Unterdessen irrte der einst so gefürchtete Cossa als machtloser Flüchtling von Ort zu Ort, bis ihm die Florentiner eine Zufluchtsstätte gewährten, welche er jedoch bald mit Bologna vertauschte. Hier knüpfte er mit Kaiser Sigmund, der in Lodi weilte, Unterhandlungen wegen eines Concils an und zog dann, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem deutschen König nach Konstanz, wo sich sein tragisches Schicksal vollenden sollte.

Ladislaus' Ausgang.

Aber noch früher ereilte ein nicht minder tragisches Geschick seinen Gegner Ladislaus. Mit kriegerischen Plänen beschäftigt war er nach Perugia vorgedrungen. Hier verfiel er in eine schwere Krankheit, sei es in Folge seiner Ausschweifungen oder eines Giftes, das ihm die schöne Tochter eines Apothekers gereicht. Auf einer Bahre wurde er nach dem Paulskloster bei Rom getragen. Von hier führte eine Galeere den Sterbenden nach dem Castell Nuovo, wo er unter schrecklichen Qualen seinen Geist aufgab. „Dies war das klägliche Ende eines Königs, welchen ritterliche und kriegerische Kraft, Großartigkeit der Entwürfe, kühnes Streben nach Ruhm in seinem Hause hoch hervorragen ließen und der unter den Italienern seiner Zeit der bedeutendste Mann war."

6. Aug. 1414.

Johanna II. von Neapel und ihr Hof.

Nach Ladislaus' Tod kam die Krone von Neapel an seine Schwester Johanna, die kinderlose Wittwe Herzogs Wilhelm von Oesterreich, ein schönes und üppiges Weib, die, wenngleich über die Jahre der Blüthe hinaus, auch auf dem Throne noch den sinnlichen Neigungen fröhnte, die sie während ihres Wittwenlebens kund gegeben. Wie ihre Vorgängerin gleichen Namens hat auch sie die Geschichte Neapels bereichert „durch Stürme von Schuld, Leidenschaft und Unglück." Ihr Günstling Pandolf Alopo, der schon während ihres Bruders Leben ihre Liebe genossen, übte, mit der Würde eines Großkämmerers ausgezeichnet, den größten Einfluß auf Hof und Regierung, auch nachdem die Königin, den Wünschen ihrer Räthe nachgebend, ihre Hand zum zweiten Ehebund dem Grafen de la Marche, Jacob von Bourbon, vom königlichen Hause Frankreichs, gereicht. Neben Pandolf besaß der Condottiere Sforza, der sich mit dessen Schwester Katharina vermählt und außer der Würde eines Großconnetables noch viele Güter und Schätze erhalten hatte, das höchste Ansehen. Da bald nachher auch Ludwig II. von Anjou aus dem Leben schied, so hätten in Neapel ruhigere Zeiten anbrechen können, wäre nicht das Land durch die fortwährenden Bürgerkriege und Parteikämpfe allzusehr verwildert und zerrüttet gewesen, und hätten nicht die Großen durch Leidenschaft und Zwietracht jede gesetzliche Ordnung unmöglich gemacht. Die beiden Großwürdenträger Alopo und Sforza suchten den neuen Gemahl der Königin Jacob de la Marche

als Herzog von Tarent in einer untergeordneten Stellung zu halten und sich in die Regierungsgewalt zu theilen; aber dieser zerriß mit energischer Hand den Plan der mächtigen Höflinge. Er ließ den trotzigen Sforza in Haft bringen und den übermüthigen und verhaßten Favoriten Alopo zur großen Freude des Adels foltern und enthaupten. Die Königin gerieth in Furcht vor dem durchfahrenden Mann, der alle seine Gegner unbarmherzig niederwarf; er ertrotzte sich die Königsweihe und die Attribute der Mitherrschaft Sept. 1415.
und riß die ganze Staatsgewalt an sich.

7. Rom nach der Rückkehr des Papstes und Neapel bis zum Tode Johanna's II.

In Rom stritten sich nach Ladislaus' Tod drei Parteien um die Herrschaft: Streit um die Herrschaft in Rom.
die Demokratie machte einen letzten Versuch, das Volksregiment auf dem Capitol wieder aufzurichten, während der neapolitanische Befehlshaber den Besitz der Eroberungen der neuen Königin Johanna zu sichern und der päpstliche Kardinallegat Isolani die Autorität der Kirche wieder herzustellen bemüht war. Stadt und Volk waren nach den drei Richtungen getheilt. Isolani trug den Sieg davon. Als er im Oktober in Rom einzog, empfing er die Huldigung der 19. Oct. 1414.
Römer, worauf die Neapolitaner die Stadt verließen. Nur die Engelsburg blieb in ihrer Gewalt und war auch ferner noch der Stützpunkt der neapolitanischen Macht in Rom, besonders seitdem Paul Orsini im Auftrage Jacobs von Bourbon den Oberbefehl darin übernahm. Bald stand jedoch ein neuer mächtiger Feind in Perugia auf, der kühne Bandengeneral Braccio, Graf von Montone der „Starkarm" (Fortebraccio) genannt, aus dem Geschlechte der Colonna. Er unterwarf sich mehrere Städte des Kirchenstaates, und als Paul Orsini wider ihn auszog, verlor er Schlacht und Leben. Bald erschien Braccio 5. Aug. 1416.
vor Rom, wo die furchtbarste Gährung herrschte. Der Widerstand war bald gebrochen und der kriegskundige Condottiere zog im Triumph in die Weltstadt 16. Juni 1417.
ein, wo er als Gebieter auftrat. Der Kardinallegat Isolani suchte Zuflucht bei der königlichen Besatzung der Engelsburg, und sandte Eilboten nach Neapel um Beistand. Gerade damals hatte sich Johanna mit Hülfe des auf die Tyrannei des französischen Machthabers und seiner übermüthigen Landsleute erbitterten Adels wieder des Regiments bemächtigt, ihren Gemahl zum Fürsten von Tarent herabgedrückt und den aus Kerkerhaft und Ketten befreiten Sforza zum Großconnetable erhoben. Dieser, ein persönlicher Feind und Neider des „Fortebraccio", rückte nunmehr, von den Orsini und andern Edelleuten verstärkt vor die Thore Roms, um dem Nebenbuhler die angemaßte Herrschaft zu entreißen. Aug. 1417.
Der Bandenfürst vermochte nicht, sich lange zu halten; er räumte den Platz seinem starken Gegner, der nun im Namen der Kirche und der Königin wieder Besitz von der Stadt ergriff, die Bürger zur Huldigung zwang und

dann zur Verfolgung Braccio's und seiner Unterfeldherren, Piccinino und Tartaglia, auszog.

Martin V. in Italien. Bald darauf wurde in Konstanz Oddo Colonna, ein kluger Prälat von schöner Gestalt, mildem Geist und edlem Anstand, als Martin V. zum Papst Nov. 1417. gewählt. Dieser sehnte sich, seinen Sitz wieder in der Tiberstadt aufzuschlagen, wo sein Geschlecht wurzelte, um dem Bereiche der Kirchenversammlung zu entgehen. Frühjahr 1418. Er bestätigte daher den bestehenden Zustand, indem er Isolani als päpstlichen Vicar anerkannte und der Königin Johanna den Schutz von Rom während seiner Abwesenheit übertrug. Er mußte jedoch seine Ungeduld noch einige Zeit besiegen, da der ganze Kirchenstaat in tiefer Zerrüttung lag oder unter dem Druck tyrannischer Dynasten und Bandenführer stöhnte. Langsamen 1419. Zuges bewegte er sich von Konstanz über Mailand, Brescia und Mantua nach Florenz. Hier warf sich der frühere Papst Johann XXIII. ihm zu Füßen und erlangte für seine Demüthigung die Gnade, als Kardinal daselbst sterben † 22. Nov. zu dürfen. Alsdann schloß Martin durch Bevollmächtigte mit der Königin von Neapel einen Friedensvertrag, kraft dessen Johanna dem heil. Vater Rom und die übrigen Orte des Erbes Petri, die in ihrer Gewalt waren, zurückgab und ihre Hülfe zur Eroberung des Kirchenstaats verhieß, wogegen Martin sie 28. Oct. 1419. als Königin anerkannte und durch den Kardinallegaten Morosini krönen ließ. Von Sforza bekriegt, unterwarf sich nun auch Braccio dem Papst. Er erschien Febr. 1420. mit königlichem Glanze in Florenz, gab einen Theil seines Raubes zurück, behielt aber das Vicariat von Perugia. Darauf trat er in die Dienste des Papstes und war ihm zur Unterwerfung Bologna's behülflich. Nach solchen Vorbereitungen konnte endlich Martin V. die Rückkehr in die Apostelstadt antreten. Im September erfolgte der feierliche Einzug unter dem Jubel des 29. Sept. 1420. Volkes. Aber der edle Colonna mochte mit Kummer und Schrecken auf die verfallene Stadt und die verarmten Bürger blicken.

Hofcabalen in Neapel. Die Abwesenheit Sforza's von Neapel suchte Jacob von Bourbon zur Wiedererlangung seiner früheren Machtstellung zu benutzen. Es gelang ihm jedoch nicht. Die französischen Genossen, die er aus seiner Heimath herübergebracht und mit Ehren, Aemtern und Gütern beschenkt hatte, waren dem eingebornen Adel so verhaßt, daß dieser sich ganz auf die Seite der Königin und ihres neuen Günstlings Gianni de' Caraccioli stellte. Die Fremdlinge wurden aus dem Reiche verwiesen und dem königlichen Gemahl war der Aufenthalt am neapolitanischen Hofe bald so verleidet, daß er sich nach Tarent begab und von dort aus auf einem genuesischen Schiff nach Frankreich zurückkehrte. Aber das Königreich kam auch nach seiner Abreise und nach der Krönung Johanna's nicht zur Ruhe. Die Launen und Leidenschaften der Königin, die Intriguen der Höflinge, die Eifersucht Caraccioli's auf jeden emporstrebenden Mann, die bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zum römischen Hof erzeugten ein Meer von Verwirrung und Umtrieben. Als Martin V. sich wieder mehr

der französischen Seite zuwandte, und für den Fall, daß die Königin ohne
Leibeserben sterben sollte, den jungen Anjou Ludwig III. und seine Nachkom-
men für rechtmäßige Erben des Königreichs erklärte; nahm Johanna, um sich
gegen den, nun wieder kühner aufstrebenden Anjoinischen Anhang zu schützen,
den König *Alfons* V. *von Aragonien* an Kindesstatt an und setzte ihn
als Thronfolger ihrer Wahl dem Anjou entgegen. Nun brach der Parteikampf
zu Land und zur See von Neuem aus und die Condottieri machten wieder
gute Geschäfte. Ludwig trat als Prätendent auf, nahm Sforza in seine Dienste
und ließ durch ihn Neapel bedrängen, während französische und catalonische
Galeeren im Mittelmeer ihre Kräfte maßen. Es gelang dem König Alfons den
gefürchteten Bandenführer Braccio auf seine Seite zu ziehen, so daß die alten
Widersacher abermals im Felde einander gegenüber traten. Der Aragonier war
im Vortheil, besonders so lange Johanna seine Partei nahm. Er hielt seinen 7. Juli 1421.
Einzug in die Hauptstadt und brachte bald durch sein einnehmendes Wesen
Adel und Hof auf seine Seite; selbst Sforza und die Häupter der Partei
Anjou benutzten eine Waffenruhe, um ihren Frieden mit demselben zu machen. 1422.
Um so mehr haßte ihn der königliche Günstling Caraccioli, der eine Minderung
seines Einflusses fürchtete. Da ließ Alfons den übermüthigen Höfling trotz der
Zusage sicheren Geleites gefangen setzen, und als die Königin darüber in Zorn
gerieth und sich aus Furcht in das Castel von Capua einschloß, belagerte er
dieselbe. Sie wurde jedoch durch Sforza befreit und ihren Sinn ändernd ent-
zog sie dem Aragonier die früher ertheilten Anrechte und übertrug sie auf den
Rivalen Ludwig III. von Anjou, den sie nunmehr an Kindesstatt annahm und Juni 1423.
zum Herzog von Calabrien erhob. Alfons war jedoch nicht geneigt, seine An- Die beiden Kronprätendenten in Waffen.
sprüche so leichten Kaufes hinzugeben: er setzte den Kampf zur See fort und
ließ durch Braccio den Großconnetable Sforza und den Bandenführer Caldora
bekriegen. Aber die Laufbahn der beiden großen Söldnerhäuptlinge neigte
ihrem Ende zu. Sforza d'Attendolo ertrank in der Pescara, und sein Rivale 4. Jan. 1424.
Fortebraccio, bei Aquila von Caldora geschlagen, verwundet und gefangen
hungerte sich aus Gram über diese Schmach und Widerwärtigkeit zu Tode. Juni 1424.
Aber in ihren Söhnen Francesco Sforza und Nicolo Fortebraccio hatten sie
kühne Erben ihrer Pläne und Thaten. Durch die Adoption stieg wieder die
Wagschale Ludwigs von Anjou; er zog in Neapel ein, indeß sein Mitbewerber,
durch anderweitige Angelegenheiten abgerufen, nur noch einige Castelle zu
halten vermochte. Aber in dem tiefbewegten Lande sollte kein Sieg so durch-
greifend werden, daß er eine feste Ordnung zu begründen vermocht hätte. Bald
standen die beiden Parteien mit neuer Erbitterung einander gegenüber und
füllten Reich und Hof mit Bürgerkriegen, Gewaltthaten und Kabalen. Carac-
cioli, der mit gleicher Eifersucht die beiden Kronprätendenten Alfons und Lud-
wig überwachte und stets zu verhüten wußte, daß einer oder der andere das
entscheidende Uebergewicht oder die ausschließliche Gunst seiner Gebieterin er-

langte, wurde endlich das Opfer einer Hofcamarilla, welche unter dem Einfluß der Herzogin Corella Ruffa von Suessa, die Königin gegen den übermüthigen Günstling einzunehmen wußte. Er fiel in seinem Schlafgemache
18. Aug. 1432. unter der Mörderhand eines neidischen, zurückgesetzten Verwandten. Die Königin beweinte ihren ehemaligen Liebling, aber sie that nichts, ihn zu rächen; und bald hatte sie ihn vergessen. Auch in Rom und in den päpstlichen Staaten brachen neue Stürme aus, als Eugen IV. mit dem Baseler Concil im Streite lag und die Condottieri Francesco Sforza und Nicolo Fortebraccio davon Gelegenheit nahmen, in der Romagna, in Umbrien und in den Marken Eroberungen zu machen und vorübergehende Herrschaften zu gründen. Sforza schwang sich zum Markgrafen von Ancona auf. Selbst in der Hauptstadt erregte das Volk einen Aufstand, in Folge dessen der heil. Vater nach Florenz entfloh. (1434.)

Ludwigs und Johanna's Ausgang. Auf die Stellung der beiden Prätendenten hatte das blutige Ende Caraccioli's nur die Wirkung, daß die Königin nun noch mehr als zuvor von den wechselnden Einflüssen ihrer Umgebung abhängig ward und je nach den Strömungen in der Hofcamarilla bald diesem bald jenem ihre Gunst zuwandte, wodurch der Parteikrieg stets neue Nahrung erhielt und ohne Unterbrechung aber auch ohne entscheidende Resultate fortgeführt wurde. Selbst als Ludwig III. von Anjou auf einem Feldzug gegen einen aufrührerischen Baron bei
24. Nov. 1434. Cosenza von einem Fieber dahingerafft wurde und wenige Monate nachher die
2. Febr 1435. Königin Johanna ihm in die Gruft nachfolgte, ging der Bürgerkrieg nicht zu Ende. Johanna erklärte zwar in ihrem Testamente Ludwigs Bruder René (Renatus), Herzog von Bar und Lothringen, auf welchen der Verstorbene sein Anrecht übertragen hatte, zum Erben des Königreichs und setzte bis zu seiner Ankunft eine Regentschaft von sechzehn Räthen ein, allein der aragonische Prätendent beharrte bei seinen Ansprüchen und die Parteien traten mit frischen Kräften und erneuter Heftigkeit unter die Waffen.

B. Oberitalien und Toscana.

1. Die öffentlichen Zustände im Allgemeinen.

Die italienischen Stadtgemeinden. Das schöne städtereiche Land zwischen Alpen und Apenninen, an der ligurischen Küste und an den Mündungen des Po und der Brenta theilte mit dem deutschen Reich, an das es mit lockeren Banden geknüpft war, das Geschick der staatlichen und politischen Zerrissenheit und Zerklüftung, nur mit dem Unterschied, daß die dynastischen Gewalten, die sich allmählich aus der Lehnsabhängigkeit des Kaiserthums oder der Kirche zur Selbständigkeit oder wenigstens zu einer halbsouveränen Stellung emporarbeiteten, mit den Stadtge-

meinden zusammenwuchsen und gleich den Tyrannen des Alterthums monarchische Zwingherrschaften mit glänzender Außenseite bildeten, während in Deutschland der Herrenstand in eine feindselige Stellung zu dem Bürgerthum der Städte trat und die fürstlichen Landeshoheiten sich im Gegensatz zu den städtischen Gemeinwesen des Reiches entwickelten. Die lombardischen Städte hatten am Meisten zur Schwächung des Kaiserthums beigetragen; aber während sie ihre Kräfte aufrieben, um das leichte Joch des kaiserlichen Regiments abzustreifen, arbeiteten sie für den Ehrgeiz und die Herrschsucht einiger Großen, welche den ermüdeten Schnittern die Ernte abnahmen. In Deutschland stiegen die Stadtgemeinden im Schatten der Kaisermacht zur Freiheit auf, in Ober- und Mittelitalien wurden sie Grundsteine einherrlicher Dynastien, fürstlicher Gewaltherrschaften ohne ständische Rechte und Freiheiten. Wenn die großartigen Kämpfe um die Weltherrschaft zwischen Kaiserthum und Papstthum der freiheitlichen Entwickelung der Communen zu Statten kamen und einen energischen Aufschwung aller Kräfte und Thätigkeiten erzeugten; so schufen auch die darin wurzelnden Parteischeidungen und Bürgerkriege der Guelfen und Ghibellinen militärischen Geist und kriegerische Sitten und Institute, welche die Entstehung und Ausbildung monarchischer und despotischer Herrschaften beförderten.

Wir sind in den früheren Blättern bereits solchen Stadtherren begegnet, die, wenn auch gewöhnlich unter päpstlicher oder kaiserlicher Scheinhoheit als Vicare der Kirche oder des Reiches, Herrschaften über einzelne städtische Gebiete von größerer oder kleinerer Ausdehnung, von kürzerer oder längerer Dauer begründeten. Daß in der Avignoner Zeit, als Kirchenhäupter aus einer fremden Nation in einem fremden Lande die Tiara trugen und die Kaiser nur selten auf italienischem Boden erschienen, um ihn gewöhnlich gleich gejagten Flüchtlingen in Eile wieder zu verlassen, diese dynastischen Gewalten sich immer selbständiger und unabhängiger gestalten mußten, lag in der Natur der Dinge, zumal da die zahllosen Söldnerbanden unter der Leitung kühner Condottieri, wie wir sie in den obigen Blättern kennen gelernt, jedem unternehmenden Manne, der ihnen Löhnung und Beute in Aussicht stellte, zu Diensten bereit waren. Wir werden im Verlaufe unserer Darstellung einzelnen dieser Dynastengeschlechter begegnen, die in Verona, Ravenna, Ferrara, Padua, Mantua u. a. O. einige Generationen hindurch die Signorie oder Fürstengewalt behaupteten, bis durch die gegenseitigen Kriege mit Hülfe der Miethtruppen und Bandenführer ihre Macht sich brach und sie in den größeren Staaten aufgingen, die allmählich das öffentliche Leben der Halbinsel bestimmten und ein politisches Gleichgewicht zu begründen bemüht waren; unsere Aufgabe kann es nur sein, die Schicksale und das Wachsthum derjenigen Herrschaften und republikanischen Staaten vorzuführen, welche in Oberitalien und Toscana eine Stellung erlangten, die mit der päpstlichen Macht in Rom und mit den sicilischen Reichen

Staatenbildungen.

in Unteritalien und auf der Insel sich in die Hegemonie theilten, des Herzogthums Mailand, an das sich die Grafschaften Savoyen und Montferrat und die Republik Genua naturgemäß anschließen, des florentinischen Freistaats bis zum Uebergang zu monarchischen Formen und der Republik Venedig. Pisa, das unter mancherlei Wechselfällen seine politische Selbständigkeit bis ins fünfzehnte Jahrhundert zu behaupten wußte, wird in der Geschichte von Genua und Florenz seine Stelle finden.

Das gehobene Leben. In allen diesen Staaten finden wir das geschichtliche Leben von blutigen Parteikämpfen und Bürgerkriegen, von Thaten wilder Leidenschaft und Tyrannei, von Willkürhandlungen, Rachsucht und Frevelsinn durchzogen; ein ruhiges Dasein unter dem Schutz der Gesetze war für jene aufgeregte Welt ein unbekanntes Gut. Nach unsern Begriffen von staatlicher Ordnung und von Herrschaft des Rechts über Alle erscheint ein Zustand, wie er in dem mittelaltrigen Italien heimisch war, unerträglich: aber es wurde schon früher nachgewiesen (VII, 858), wie wenig durch die bürgerlichen Kämpfe und Bewegungen das Gedeihen der Nation im Allgemeinen, die Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie, im gesammten Culturleben gehemmt und gestört wurden. Diese Aufregungen, diese unruhige Thätigkeit bildeten einen Theil ihres Berufs- und Geschäftslebens; neben den Feldzügen, Belagerungen und Waffenthaten wurden Handel und Schiffahrt emsig betrieben, wurden Landstraßen, Canäle und Hafenbauten angelegt, wurden Kirchen und Paläste aufgeführt, wurden die gesellschaftlichen Umgangsformen in vornehmer Weise ausgebildet und die häuslichen und öffentlichen Feste mit fürstlicher Pracht, mit Kunst und Eleganz gefeiert. Die Gefahren weckten den Mannesmuth, die Aufregungen schärften die Energie und Geisteskraft, die Unsicherheit des Daseins reizte die Menschen, die sonnigen Tage durch heitern Lebensgenuß und gesellige Freuden zu verschönern. Mitten unter dem Waffenlärm entwickelten sich die geistigen Anlagen zu den herrlichsten Blüthen und Früchten, schufen Fleiß und Genie wunderbare Kunstwerke, bahnte die Thätigkeit und der kühne Muth seefahrender Männer neue Handelswege und führte die Erzeugnisse ferner Regionen auf die Weltmärkte und Emporien des Mittelmeers. An den Höfen der Stadtherren, in den Palästen der patrizischen Kaufmannschaft entfaltete sich ein glänzendes Leben voll Pracht und Ueppigkeit, voll Luxus und Sinnenlust, aber gehoben durch Kunstliebe, durch Bewunderung für das Alterthum, durch Geschmack für die Schöpfungen des Genius. Es war eine reiche Welt, in der die Individualitäten der Menschen in scharfer Ausprägung hervortraten, in der noch kein Schliff allgemeiner Politur die persönliche Eigenthümlichkeit verhüllte oder verwischte, in der die einzelnen Seelenrichtungen unvermittelt und unverbunden neben einander herliefen und ohne die Macht der Convenienz noch in ursprünglicher Natürlichkeit zu Tage traten.

Jene mailändischen Visconti, welche ihre Feinde mit erbarmungsloser Grausamkeit niederwarfen, welche durch die Schrecken eines Torturgesetzes voll schauderhafter Peinigungen jede politische Bewegung, jede revolutionäre Anwandlung zu verhindern suchten, welche Gift und Dolch, Treulosigkeit, Hinterlist und Verrath als nothwendige Mittel ihrer despotischen Herrschaft betrachteten und über Gut und Leben ihrer Untergebenen mit tyrannischer Willkür schalteten, unterhielten mit Petrarca die freundschaftlichsten Beziehungen und gebrauchten ihn zu wichtigen diplomatischen Verhandlungen und Staatsgeschäften, ergötzten sich an den Erzeugnissen der Dichtkunst und machten wohl selbst poetische Versuche, rechneten es sich zur höchsten Ehre an, als Gönner und Förderer der Künste und Wissenschaften, der Cultur und Literatur gerühmt zu werden. Sie gründeten in Pavia eine Universität, die als Pflanzstätte edler Geistesthätigkeit mit Bologna, Paris und Prag wetteifern sollte und sparten weder Mühe noch Kosten, gelehrte Männer für dieselbe zu gewinnen. Giovanni Galeazzo ließ durch den Werkmeister Marco da Campione die wunderbare Marmorkirche in Mailand aufführen, die in den folgenden Jahrhunderten weiter gebaut, durch die kunstreiche durchbrochene Arbeit des Daches und der Thurmspitzen noch jetzt die Bewunderung der Welt erregt. Auch den Bau der Certosa in Pavia hat derselbe unternommen. — Im Gefühle der Unsicherheit ihrer Macht suchten die regierenden Geschlechter die Zeit ihrer Herrschaft durch ausgelassene Lust, durch raffinirte Genüsse zu heben; aber dieser Hang war auch wieder die Quelle herrlicher Kunstschöpfungen, feinerer Lebensformen, industrieller Regsamkeit. Wie in der pyrenäischen Halbinsel gaben auch an den italienischen Höfen die galanten Verhältnisse, der lüsterne Frauenverkehr, die Verführungen, die Nachstellungen und Angriffe auf die Keuschheit, die Verlockungen zur Untreue und zu unerlaubten Liebesgenüssen viele Veranlassungen zu tiefeinschneidenden Zerwürfnissen, zu dunkeln Frevelthaten und zu Handlungen der Rache. Nirgends wurde der Dienst der Venus eifriger gepflegt, als im üppigen Lande Italien, und wie im alten Rom mit den Namen Lucrezia und Virginia große Staatsumwälzungen verknüpft sind, so führen auch in Neapel, Venedig, Mailand geschlechtliche Beziehungen manche erschütternde Katastrophe herbei.

Die Visconti in Mailand.

Ueppigkeit u. Reichthum.

Das Hof- und Städteleben Italiens im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert hatte einen vornehmen Anstrich: der ausgedehnte Welthandel, die Fruchtbarkeit des Bodens, das emsige Industrieleben führten dem Lande unermeßliche Reichthümer zu; die Kaufherren und Capitalisten von Mailand, Genua, Florenz, Venedig beherrschten den europäischen Geldmarkt, an ihre Wechselbanken wendeten sich die Fürsten und Regierungen Europa's, wenn sie Geldsummen für ihre Kriegsunternehmungen oder Hofhaltungen bedurften, und wie oft mußten Könige ihre Juwelen und Kostbarkeiten bei ihnen verpfänden; Italiener und Juden trieben die großen Finanz- und Wechslergeschäfte, wobei jene noch den Vortheil voraus hatten, daß sie nicht wie diese einer rechtlosen

Hof- und Städteleben.

Bedrückung und Beraubung ausgesetzt waren. Auch in der fabrikmäßigen Bearbeitung edler Stoffe, in der Bereitung kunstvoller Gefäße, Schmucksachen und Waffenstücke aus Gold, Silber und Elfenbein; geschmackvoller und zierlicher Waaren aus Leder, Wolle, Glas waren die erfinderischen und fleißigen Bürger der italienischen Städte Meister, und die fürstlichen Personen trugen kein Bedenken, mit ihren Capitalien die Gewerb- und Manufacturthätigkeit des Volkes zu fördern und ihre Einkünfte durch den Gewinn zu mehren. Zugleich waren die regierenden Herren beflissen, durch Anlegung von Land- und Wasserstraßen Ausfuhr und Verkehr zu erleichtern und durch Sicherung der Wege dem Raub und den Ueberfällen zu steuern, freilich auch zugleich durch Anlegung von Zollstätten ihren eigenen Vortheil zu wahren.

Untergang der Gemeinsbefreiheit. Unter diesen glänzenden Außenseiten lagen jedoch schwere Gebrechen verborgen: unter dem Gifthauch der Militärdespotien verschwand jede Theilnahme des Volks am öffentlichen Staatsleben; die Stadträthe, selbst die Municipalität von Mailand, befaßten sich nur noch mit Communalangelegenheiten, die Podestà wurden städtische Verwaltungsbeamten, alle politische Macht kam in die Hände der fürstlichen Männer, denen die Gemeinden selbst freiwillig oder gezwungen die Signorie übertragen hatten. Die Versuche einzelner Stadtgemeinden, das despotische Joch abzuschütteln, schlugen meistens zu ihrem eigenen Verderben aus. Nicht nur, daß bei der Parteispaltung in der Regel ein Theil der Bürger zu den Dynasten hielt und somit die einmüthige Action gelähmt und gebrochen ward: bei der großen Militärmacht, welche der Stadtherr aus den übrigen Orten seiner Signorie ins Feld führen konnte, waren die Aufständischen genöthigt die Hülfe eines andern Magnaten anzurufen, dem sie sich dann unterordnen mußten, wobei sie in der Regel nicht besser fuhren. Die städtischen Erhebungen waren meistens nur Parteikämpfe, bei deren Wechselfällen die Gemeindefreiheit durchaus nichts gewann.

Dynasten und Stadttyrannen. Die Stadtherren überwachten mit Argusaugen jede revolutionäre Regung; mitunter mögen ihnen Aufstände und Abfallsversuche ganz gelegen gekommen sein, da sie dann Gelegenheit fanden, durch Strafauflagen, Gütereinziehungen oder gerichtliche Urtheile ihre Kassen zu füllen und neue Mittel zu Anwerbungen und Bestechungen zu erlangen; waren ihre Kassen erschöpft, so wußten sie sich immer neue Hülfsquellen zu verschaffen. Niemand war erfinderischer in der Kunst der Besteuerung und Gelderpressung, als die Stadttyrannen und ihre Beamten, Höflinge und Wohldiener. Die gegenseitige Eifersucht, das Mißtrauen und die Rivalität unter einander waren die einzigen Schutzmittel der Völker und Städte, der Meuchelmord und die verrätherische Nachstellung der Verwandten waren häufig der einzige Weg der Erlösung von unerträglicher Tyrannei. Gesetze und Sittengebote waren in jenen Tagen der Treulosigkeit, Tücke und Gewaltthat ohne Macht. Keine Scheu oder Ehrfurcht vor höheren Gewalten gebot dem Frevelsinn Einhalt. Das Kaiserthum war zum Schatten

herabgeschwunden, das Papstthum ging in den Ränken treuloser Staatskunst, in Gelderpressungen und Söldnerei allen voran, und durch goldene Schlüssel konnte man in Avignon alle Thüren öffnen. Die kirchlichen Censuren, die nicht selten der Raubgier als Schild dienten, waren bereits zum Spott geworden; Bernabò Visconti lachte des Bannes, den der Papst über ihn aussprechen ließ, und übte Vergeltung, indem er nun auch seinerseits den Fluch gegen den Papst schleuderte und davon Gelegenheit nahm, sich am Kirchengut zu bereichern und sich die Anstellung der Geistlichen vorzubehalten. Und was verfingen erst Bann und Interdict zur Zeit des Schisma, als die halbe Welt unter der Excommunication des einen oder des andern Kirchenhauptes lag! Wenn unter allen diesen Umständen dennoch Italien das Land der Cultur, des Reichthums, des Handels blieb, so kann man nicht umhin, die Unerschöpflichkeit der Natur, die Energie des Volkes, die geniale Kraft und Anlage der Einwohner zu bewundern. Während Genua mit Venedig und Aragonien unaufhörlich im Krieg lag, konnte es noch Frankreich in seinen Kämpfen gegen England mit einer Flotte unterstützen, hatte es stets Galeeren bereit, die es gegen Geld den Prätendenten von Kronen zu abenteuerlichen Unternehmungen abließ. Es war eine Ueberanstrengung der nationalen Kräfte, die eine wunderbare Blüthe schuf, aber eine Entkräftung und Abspannung zur Folge haben mußte.

2. Mailand unter den Visconti.

a) Wachsthum des Hauses.

Seitdem durch Kaiser Heinrich VII. das Ghibellinenhaupt Matteo degli Visconti über das Guelfengeschlecht della Torre den Sieg davon getragen (VII, 839 f.), war das Fundament für den Herrscherbau des Hauses gelegt und den nachfolgenden Gliedern der Familie der Weg gezeigt, auf dem sie zur Vollendung und Krönung des Gebäudes emporsteigen möchten. Die Mailänder übertrugen dem unternehmenden Ghibellinenhaupte die Signorie in ihrer Stadt, und um der Gegenpartei, die an Robert von Neapel und an Papst Johann XXII. mächtige Stützen hatte, gewachsen zu sein, nahm Matteo deutsche und italienische Söldner in seinen Dienst und schuf sich eine bewaffnete Hausmacht. Wir wissen, welche Stellung das Haus durch Matteo's Klugheit und die kriegerische Energie seiner Söhne schon bei der Ankunft Ludwigs des Baiern in Oberitalien erlangt hatte (VII, 888). Trotz des päpstlichen Bannes herrschten die Visconti über Mailand, Como, Bergamo, Piacenza, Tortona, Pavia, Cremona, Alessandria u. a. O. Als der deutsche König über die Alpen stieg, war Matteo bereits heimgegangen, der Fluch der Kirche hatte sein Gewissen schwer belastet; er war von Kirche zu Kirche gewandert, um die Gnade Gottes anzuflehen, bis in Monza eine Krankheit den hochbetagten Mann dahinraffte. Aber seine Stelle hatte noch bei Lebzeiten 1322.

Matteo Visconti † 1322.

Bedrückung und Beraubung ausgesetzt waren. Auch in der fabrikmäßigen Bearbeitung edler Stoffe, in der Bereitung kunstvoller Gefäße, Schmucksachen und Waffenstücke aus Gold, Silber und Elfenbein; geschmackvoller und zierlicher Waaren aus Leder, Wolle, Glas waren die erfinderischen und fleißigen Bürger der italienischen Städte Meister, und die fürstlichen Personen trugen kein Bedenken, mit ihren Capitalien die Gewerb- und Manufacturthätigkeit des Volkes zu fördern und ihre Einkünfte durch den Gewinn zu mehren. Zugleich waren die regierenden Herren beflissen, durch Anlegung von Land- und Wasserstraßen Ausfuhr und Verkehr zu erleichtern und durch Sicherung der Wege dem Raub und den Ueberfällen zu steuern, freilich auch zugleich durch Anlegung von Zollstätten ihren eigenen Vortheil zu wahren.

Untergang der Gemeinsbefreiheit.

Unter diesen glänzenden Außenseiten lagen jedoch schwere Gebrechen verborgen: unter dem Gifthauch der Militärdespotien verschwand jede Theilnahme des Volks am öffentlichen Staatsleben; die Stadträthe, selbst die Municipalität von Mailand, befaßten sich nur noch mit Communalangelegenheiten, die Podestà wurden städtische Verwaltungsbeamten, alle politische Macht kam in die Hände der fürstlichen Männer, denen die Gemeinden selbst freiwillig oder gezwungen die Signorie übertragen hatten. Die Versuche einzelner Stadtgemeinden, das despotische Joch abzuschütteln, schlugen meistens zu ihrem eigenen Verderben aus. Nicht nur, daß bei der Parteispaltung in der Regel ein Theil der Bürger zu den Dynasten hielt und somit die einmüthige Action gelähmt und gebrochen ward: bei der großen Militärmacht, welche der Stadtherr aus den übrigen Orten seiner Signorie ins Feld führen konnte, waren die Aufständischen genöthigt die Hülfe eines andern Magnaten anzurufen, dem sie sich dann unterordnen mußten, wobei sie in der Regel nicht besser fuhren. Die städtischen Erhebungen waren meistens nur Parteikämpfe, bei deren Wechselfällen die Gemeindefreiheit durchaus nichts gewann.

Dynasten und Stadttyrannen.

Die Stadtherren überwachten mit Argusaugen jede revolutionäre Regung; mitunter mögen ihnen Aufstände und Abfallsversuche ganz gelegen gekommen sein, da sie dann Gelegenheit fanden, durch Strafauflagen, Gütereinziehungen oder gerichtliche Urtheile ihre Kassen zu füllen und neue Mittel zu Anwerbungen und Bestechungen zu erlangen; waren ihre Kassen erschöpft, so wußten sie sich immer neue Hülfsquellen zu verschaffen. Niemand war erfinderischer in der Kunst der Besteuerung und Gelderpressung, als die Stadttyrannen und ihre Beamten, Höflinge und Wohldiener. Die gegenseitige Eifersucht, das Mißtrauen und die Rivalität unter einander waren die einzigen Schutzmittel der Völker und Städte, der Meuchelmord und die verrätherische Nachstellung der Verwandten waren häufig der einzige Weg der Erlösung von unerträglicher Tyrannei. Gesetze und Sittengebote waren in jenen Tagen der Treulosigkeit, Tücke und Gewaltthat ohne Macht. Keine Scheu oder Ehrfurcht vor höheren Gewalten gebot dem Frevelsinn Einhalt. Das Kaiserthum war zum Schatten

herabgeschwunden, das Papstthum ging in den Ränken treuloser Staatskunst, in Gelderpressungen und Söldnerei allen voran, und durch goldene Schlüssel konnte man in Avignon alle Thüren öffnen. Die kirchlichen Censuren, die nicht selten der Raubgier als Schild dienten, waren bereits zum Spott geworden; Bernabò Visconti lachte des Bannes, den der Papst über ihn aussprechen ließ, und übte Vergeltung, indem er nun auch seinerseits den Fluch gegen den Papst schleuderte und davon Gelegenheit nahm, sich am Kirchengut zu bereichern und sich die Anstellung der Geistlichen vorzubehalten. Und was verfingen erst Bann und Interdict zur Zeit des Schisma, als die halbe Welt unter der Excommunication des einen oder des andern Kirchenhauptes lag! Wenn unter allen diesen Umständen dennoch Italien das Land der Cultur, des Reichthums, des Handels blieb, so kann man nicht umhin, die Unerschöpflichkeit der Natur, die Energie des Volkes, die geniale Kraft und Anlage der Einwohner zu bewundern. Während Genua mit Venedig und Aragonien unaufhörlich im Krieg lag, konnte es noch Frankreich in seinen Kämpfen gegen England mit einer Flotte unterstützen, hatte es stets Galeeren bereit, die es gegen Geld den Prätendenten von Kronen zu abenteuerlichen Unternehmungen abließ. Es war eine Ueberanstrengung der nationalen Kräfte, die eine wunderbare Blüthe schuf, aber eine Entkräftung und Abspannung zur Folge haben mußte.

2. Mailand unter den Visconti.

a) Wachsthum des Hauses.

Seitdem durch Kaiser Heinrich VII. das Ghibellinenhaupt Matteo degli Visconti über das Guelfengeschlecht della Torre den Sieg davon getragen (VII, 839 f.), war das Fundament für den Herrscherbau des Hauses gelegt und den nachfolgenden Gliedern der Familie der Weg gezeigt, auf dem sie zur Vollendung und Krönung des Gebäudes emporsteigen möchten. Die Mailänder übertrugen dem unternehmenden Ghibellinenhaupte die Signorie in ihrer Stadt, und um der Gegenpartei, die an Robert von Neapel und an Papst Johann XXII. mächtige Stützen hatte, gewachsen zu sein, nahm Matteo deutsche und italienische Söldner in seinen Dienst und schuf sich eine bewaffnete Hausmacht. Wir wissen, welche Stellung das Haus durch Matteo's Klugheit und die kriegerische Energie seiner Söhne schon bei der Ankunft Ludwigs des Baiern in Oberitalien erlangt hatte (VII, 888). Trotz des päpstlichen Bannes herrschten die Visconti über Mailand, Como, Bergamo, Piacenza, Tortona, Pavia, Cremona, Alessandria u. a. O. Als der deutsche König über die Alpen stieg, war Matteo bereits heimgegangen, der Fluch der Kirche hatte sein Gewissen schwer belastet; er war von Kirche zu Kirche gewandert, um die Gnade Gottes anzuflehen, bis in Monza eine Krankheit den hochbetagten Mann dahinraffte. Aber seine Stelle hatte noch bei Lebzeiten

Matteo Visconti † 1322.

1322.

Galeazzo † 1328. des Vaters sein energischer Sohn Galeazzo eingenommen; und wie groß auch die Zahl seiner Gegner war, wie oft selbst in der eigenen Familie, besonders durch seinen tapfern Bruder Marco, Intriguen gegen den herrischen, ehrsüchtigen Herrn gesponnen wurden; wie schwer durch König Ludwigs gewaltthätiges Auftreten die Stellung des Hauses gefährdet ward (VII, 894. 897); die Viscontische Macht überdauerte alle Stürme und Schicksalsschläge.

6. Aug. 1328. Als Galeazzo kurz nach seiner Befreiung starb, sah sich Kaiser Ludwig Azzo † 1339. genöthigt, den Sohn desselben, Azzo, wieder in die Signorie einzusetzen und durch Uebertragung des Reichsvicariats die Autorität der Visconti herzustellen (VII, 898). Sein Oheim Giovanni, der schon früher zum Erzbischof der Lombardenstadt gewählt, aber von der Curie in Avignon nicht bestätigt worden war, wurde nunmehr von dem kaiserlichen Gegenpapst Nicolaus V. in die Würde eingesetzt und zum Kardinal und päpstlichen Legaten ernannt. Doch wußte sich das Haus so zu stellen, daß der Rückweg zur Gnade des Avignonschen Hofes nicht abgeschnitten war. Nach Ludwigs Abzug wurde der Bann gelöst und Giovanni Visconti mit der Zeit in dem Mailänder Erzbisthum anerkannt. Marco Visconti, ein ritterlicher Mann von großer Tapferkeit und romantischen Zügen, machte sich durch sein hochfahrendes übermüthiges Wesen dem Haupte der Familie verhaßt und verdächtig, zumal als er durch seine fürstliche Freigebigkeit eine Menge Freunde und Anhänger an sich zog. Es Sept. 1329. war demnach erklärlich, daß, als man ihn eines Morgens erdrosselt in seiner Kammer fand, der Verdacht entstand, daß Azzo der Mordthat nicht fremd gewesen. Das zweideutige Spiel des Böhmenkönigs Johann, der unter der Maske eines Friedensstifters auftrat, aber im geheimen Einverständniß mit dem päpstlichen Stuhle sich die Herrschaft über die lombardischen Städte zu erwerben suchte, schwächte nur auf kurze Zeit das Ansehen der Visconti und diente schließlich dazu, alle Ghibellinenhäupter, Mastino della Scala von Verona, Ludwig von Gonzaga, der sich an der Stelle des von ihm gestürzten Geschlechtes der Buonacossi zum Herrn von Mantua aufgeschwungen, und den Markgrafen von Este in Ferrara, mit Azzo zu einer Liga gegen die 1332. guelfisch-päpstlich-luxemburgische Partei zu vereinigen. Nach der Entfernung des Böhmenkönigs und seines Sohnes Karl fiel es dem klugen, feinen Visconti nicht schwer, die Städte, welche einst seinem Großvater Matteo hold und gewärtig gewesen, wieder zur Anerkennung seiner Herrschaft zu bringen. Auch Cremona und Lodi, wo Tomacoldo, ein ehemaliger Müller, die Vistinari zu Fall gebracht und mit Einwilligung des kaiserlichen Vicars die Signorie an sich gerissen hatte, schlossen sich an Azzo an. Piacenza und Brescia wurden 16. Aug. 1339. mit Waffengewalt bezwungen. Kurz bevor Azzo in einem Alter von 37 Jahren ins Grab sank, wurde noch unter seiner Fahne ein Sieg über ein beträchtliches Söldnerheer erfochten, mit dessen Hülfe sich ein Verwandter, Leodrisio, der Herrschaft von Mailand hatte bemächtigen wollen.

Nach Azzo's Tod übertrugen die Mailänder seinem Oheim Luchino die Signorie, setzten ihm aber, weil sein bisheriges Leben Besorgnisse einflößte, seinen Bruder, den Erzbischof, zur Seite. Von der Zeit an wandte sich Luchino von seinen bisherigen Genossen ab und verfuhr mit eiserner Strenge. Da bildete sich unter den Unzufriedenen eine Verschwörung, in welche drei Neffen Luchino's, die Söhne seines jüngsten Bruders Stefano, verflochten waren. Das Haupt der Verschwornen war Francesco della Pusterla, aus einer der edelsten Mailänder Familien, welcher unter Azzo den größten Einfluß besessen hatte. Man sagte ihm nach, daß er bei der Ermordung Marco's die Hände im Spiel gehabt. Luchino behandelte ihn mit schnöder Zurücksetzung, wie es heißt, weil Pusterla's schöne Gemahlin der Verführung und Wollust des Visconte widerstanden habe. Die Verschwörung wurde jedoch verrathen. Francesco entfloh mit seinen nächsten Verwandten und seiner werthvollsten Habe nach Avignon; die übrigen starben eines martervollen Todes; die drei Neffen Matteo, Bernabo und Galeazzo mußten in der Verbannung leben, dem Elend und der Armuth preisgegeben und in steter Furcht vor den Nachstellungen des Oheims. Damit war jedoch Luchino's Rache nicht befriedigt. Er wird beschuldigt, er habe durch untergeschobene, angeblich von Mastino della Scala geschriebene Briefe den flüchtigen Pusterla und seine Schicksalsgefährten von Avignon nach Pisa gelockt und von dort ihre Auslieferung bewirkt, worauf sie sämmtlich in Mailand enthauptet wurden. Diese blutige Strenge erzeugte solchen Schrecken, daß die Herrschaft der Visconti fester stand als je. In einer Zeit, da leidenschaftliche Parteiwuth jede staatliche Ordnung zerrüttete und Anarchie den Arm der Obrigkeit und die Autorität der Gesetze lähmte, mußte eine so durchgreifende Energie Vertrauen einflößen. Bald stellten sich die Städte Asti und Bobbio unter den Schutz des Mailänders; und selbst die Avignoner Päpste Benedict XII. und Clemens VI. machten ihren Frieden mit der mächtigen Familie und verdammten die flüchtigen Glieder, deren Vater Stefano ein eifriger Anhänger Ludwigs des Baiern geblieben war. Wie sehr man auch die Selbstsucht, Falschheit und Härte des Mailändischen Herrn verabscheuen mag, große staatsmännische Begabung und einen gebildeten überlegenen Geist konnte ihm Niemand absprechen: auch Petrarca pries den genialen Mann, der mit starker Hand den Uebermuth und Frevelsinn der Großen strafte, dem Verkehr und bürgerlichen Leben Sicherheit verschaffte und neben den Werken des Krieges auch den geistigen Arbeiten Achtung zollte. Luchino widerstand mit Kraft und Erfolg der Liga, welche die Este, Gonzaga, Scala, Obizo von Reggio u. A. wider die Visconti geschlossen; er dehnte die Macht seines Hauses über die Lombardei, Piemont und die Lunigiana aus; die Pisaner suchten seine Freundschaft und eben stand er im Begriff, sich in die Angelegenheiten der durch Parteikämpfe zerrissenen Republik Genua einzumischen, als ihn ein rascher Tod hinraffte. Es war dies die Zeit der großen

Luchino † 1349.

24. Januar 1349.

Pest, der wir schon so oft begegnet sind. Dennoch hat man eine andere Ursache seines Todes zu entdecken geglaubt. Seine Gemahlin Isabella, heißt es, habe auf einer Wallfahrt zu S. Marco in Venedig sich und ihrer Umgebung ein üppiges, leichtfertiges Leben gestattet und die Rache des Eheherrn fürchtend sei sie derselben durch Vergiftung zuvorgekommen. Nach Lucchino's Tod übernahm der Erzbischof Giovanni auch die weltliche Regierung, die er bisher nur dem Namen nach mit dem Bruder getheilt hatte; und da die Wittwe sich sofort mit dem zweijährigen Sohne Lucchino Novello, über dessen rechtmäßige Geburt Zweifel erhoben worden, nach Genua flüchtete, die natürlichen Söhne aber, die des Vaters Gunst zu tyrannischen Handlungen mißbraucht hatten, der Nachfolge unwürdig waren; so rief Giovanni die verbannten Söhne seines Bruders Stefan, Matteo II., Galeazzo II. und Bernabo, an seinen Hof und ließ ihnen feierlich die Erbfolge in der Signorie durch den großen Rath zusichern. Auch die andern Glieder der Familie, die unter Lucchino's Verfolgung zu leiden gehabt, wurden in ihren Rechten und Ehren wieder hergestellt, während die eigenen Söhne des Verstorbenen davon ausgeschlossen blieben. Der eine führte ein abenteuerliches Flüchtlingsleben, bis er arm und verlassen im Venetianischen starb, der andere vertrauerte sein Dasein in ewiger Gefangenschaft.

Giovanni † 1354. Der neue Herr von Mailand, der jetzt die geistliche und weltliche Herrschaft in seiner Hand vereinigte, regierte in königlicher Machtvollkommenheit über das schöne, reiche und gebildete Land. Wir kennen bereits die blühenden Stadtgebiete, welche damals die Herrschaft der Visconti anerkannten und wie ein schöner Kranz die Metropole umgaben, wie selbst das guelfische Bologna einige Zeit von dem reichen Kirchenfürsten gewonnen und durch einen Verwandten des Hauses verwaltet ward (S. 126. 341). Bald suchte auch Genua, durch Parteikämpfe zerrissen, durch den venetianischen Krieg geschwächt, von
1353. Theuerung und Hungersnoth heimgesucht, freiwillig den Schutz des klugen und mächtigen Erzbischofs. Und welche Zukunft stand dem Hause offen! Der eine seiner Neffen, Galeazzo, war mit der schönen Bianca, Schwester des Grafen Amadeus VI. von Savoyen vermählt, dem andern, Bernabo, hatte der Oheim die Hand der Beatrice, der Tochter des reichen Mastin della Scala von Verona, verschafft; den zürnenden Hof in Avignon, der mit Bann und Interdict drohte, wußte der reiche Fürst mit Geldsummen zu beruhigen und zu versöhnen; der eitle Petrarca fühlte sich durch die Aufmerksamkeiten, die ihm der hochgebildete und vornehme Herr erzeigte, so geschmeichelt, daß er in Schrift und Rede für dessen Interesse wirkte. Die Uebermacht der Visconti erfüllte endlich die übrigen Fürsten und Gemeinwesen des oberen und mittleren Italiens mit Besorgniß. Es bildete sich eine bewaffnete Liga, gerade als die Nachricht eintraf, daß Karl IV. auf einem Zug nach Italien begriffen sei. Wir haben den Verlauf des Römerzugs früher kennen gelernt. Der Erzbischof erlebte den Ausgang nicht: noch ehe der Kaiser in der Lombardei eingetroffen, schied

Giovanni degli Visconti in einem Alter von vierundsechzig Jahren aus dem 5. Oct. 1354.
Leben, ein für Bildung und feinere Lebensformen empfänglicher Herr, mehr Staatsmann als Geistlicher, ein Bewunderer von Dante und ein Gönner Petrarca's.

Nach Giovanni's Tod theilten sich seine Neffen in den Viscontischen Bernabo Visconti und seine Brüder. 1354—64.
Staat, der schon ganz als Familienerbe angesehen ward, in der früher erwähnten Weise (S. 126), doch blieben Mailand und Genua gemeinschaftliches Besitzthum. Die Brüder beeiferten sich, den Luxemburger durch Geld und Ehrenbezeugungen für sich zu gewinnen und Karl war bemüht, zwischen Mailand und der Liga versöhnend und vermitteInd einzugreifen. Bald nach dem Abzug des Kaisers starb Matteo, als er gerade Anstalten traf, die Stadt 1355.
Parma dem ungetreuen Vetter Giovanni da Oleggio zu entreißen (S. 341); die überlebenden Brüder theilten die Besitzungen und es fehlte nicht an Nachreden, daß der Tod des Wollüstlings, der durch seine Verführungskünste den Frauen und Mädchen der Stadt nachgestellt und der Familie allgemeinen Haß zugezogen, ein gewaltsamer gewesen sei. Uebrigens hatten die beiden Brüder Mühe, die Stellung des Hauses gegen die zahlreichen Feinde zu behaupten: in Pavia erregte der Augustinermönch Jocopo Bussolari, der Freiheit und Gleich- 1356.
heit predigte, das Volk zur Frömmigkeit und zu guten Sitten anhielt und alle Fürsten Tyrannen nannte, einen Aufruhr, in Folge dessen das Geschlecht der Beccaria vertrieben und die Republik aufgerichtet ward; Genua entzog sich wieder der Viscontischen Oberherrschaft, die Liga, welche die „große Compagnie" des Grafen Landau in Dienst genommen, rückte mit Reitern und Fußvolk in das Mailändische ein; und in den umbrischen und tuscischen Landen suchte der kräftige, staatskluge Kardinallegat Albornoz der Vergrößerungssucht des ehrgeizigen Lombardengeschlechts Schranken zu setzen. Galeazzo und Bernabo boten den Schwierigkeiten kühn die Stirn: ihre Reichthümer setzten sie in Stand, durch Solderhöhung die Miethtruppen in ihren Dienst zu ziehen; und wenn es ihnen auch nicht gelang, Bologna in ihre Gewalt zu bringen, so behaupteten sie sich doch in Pavia und in den übrigen Stadtgebieten. Pavia wurde mit Waffengewalt bezwungen und der Freiheitspre- 1359.
diger Bussolari starb in Gefangenschaft. Gerade in der schlimmsten Zeit, als sich Soldknechte aller Nationen, Deutsche, Italiener und Ungarn, Franzosen, Engländer, Catalonier in der apenninischen Halbinsel umhertummelten, brachte Bernabo eine Steuer von 300,000 Goldgulden auf, zahlte Galeazzo die Ehre, seinem Sohn Giovangaleazzo die Hand der französischen Königstochter Isabella von Valois nebst der Grafschaft Vertus in Champagne als Mitgift zu verschaffen, mit der doppelten Summe (S. 29).

Bei solchen Mitteln war es den Brüdern möglich, einen mehrjährigen wechselvollen Krieg gegen zahlreiche Feinde durchzuführen, während dessen das obere Italien von Kriegsschaaren aller Nationen und von ansteckenden Krankheiten schwer heimge-

1363. sucht ward, der gefürchtete Condottiere Landau vor Novara seinen Tod fand, der Markgraf von Montferrat mit englischen Miethtruppen Pavia bedrängte und Bernabo
3. März 1364. vom päpstlichen Bannstrahl betroffen war, und endlich einen Frieden abzuschließen, der dem Mailänder Herrscherhaus alle früheren Besitzungen aufs Neue zusicherte. In demselben Jahre, da dieser Friede zum Abschluß kam, vermählte Bernabo seine Tochter mit dem Habsburger Leopold, dem jüngsten Bruder des Herzogs Rudolf von Oesterreich und gab ihr 100,000 Goldgulden nebst Schmuck und Kostbarkeiten zur Ausstattung. Der Ruf von solchen unerhörten Reichthümern in dem Mailänder Herrscherhaus bewog einige Jahre später den Herzog Stephan von Baiern-Landshut, um die zweite Tochter zu werben und sie mit gleichen Schätzen heimzuführen.

Streit in der Familie. Galeazzo und Bernabo hegten tiefes Mißtrauen gegen einander; jener verlegte daher seinen Sitz nach Pavia und richtete fortan seine Thätigkeit mehr nach Westen, wo er dem Markgrafen Giovanni von Montferrat und nach dessen Tod seinen Kindern die Stadt Asti zu entreißen suchte, während Bernabo von Mailand aus seine Waffen gegen Osten kehrte, stets bereit durch Gewalt und List seine Herrschaft auszudehnen. Karls IV. zweiter Römerzug (S. 138) brachte dem Visconte keine Gefahr. An Härte und Grausamkeit waren
4. Aug. 1378. die Brüder einander gleich, und es erregte allgemeine Freude als Galeazzo starb und sein Sohn Giovangaleazzo, gewöhnlich Graf von Vertus (Virtù „Tugendgraf") genannt, das väterliche Erbe in Pavia antrat. Neffe und Oheim geriethen bald in Uneinigkeit, als der letztere seine Territorien unter seine fünf Söhne vertheilte, sich selbst nur die Oberhoheit vorbehaltend, und dadurch die Viscontische Herrschaft einer Zersplitterung entgegenführte, der
1380. erstere aber sich von Kaiser Wenzel das Reichsvicariat über die Lombardei ertheilen ließ. Die Versöhnung, welche die Vermählung Giovangaleazzo's mit Bernabo's Tochter Katharina und Ludovico's, eines Sohnes von Bernabo, mit Giovangaleazzo's Schwester Violante, der verwittweten Markgräfin von Montferrat, herbeiführte, war nicht von Dauer.

Bernabo's Ausgang. Der Graf von Virtù suchte sich durch Milde und Leutseligkeit die Liebe
† 1385. des Volks zu erwerben, während Bernabo's Härte und Tyrannei mit den Jahren zunahm. Seine Jagdwuth, für die er Schaaren von Hunden hielt, welche die Unterthanen nähren und pflegen mußten, seine verschwenderischen Feste, der Aufwand bei der Verheirathung seiner Töchter brachten die Mailänder zur Verzweiflung und weckten die Sehnsucht nach einer Aenderung in der Herrschaft. Man wünschte Giovangaleazzo an der Spitze des Hauses zu sehen. Dieser aber lebte seit einiger Zeit ganz zurückgezogen, mit Studien und religiösen Uebungen beschäftigt und ließ sich selten sehen, aus Furcht vor den Nachstellungen des Oheims, der, wie er behauptete, ihm nach dem Leben trachtete. Bernabo verachtete den Neffen, den er für feig und geistesschwach hielt, und fuhr fort in seiner zügellosen Wollust und Grausamkeit, insbesondere seitdem seine Gemahlin Beatrice della Scala mit Tod abgegangen war. Da
Juni 1384. unternahm der Graf von Virtù eine Wallfahrt nach einem Marienbilde unweit

Varese, um ein Gelübde zu lösen. Als er an Mailand vorüberzog, lud er den Oheim zu einer Zusammenkunft vor der Stadt ein; dieser folgte der Einladung mit geringem Gefolge. Da wurde er plötzlich von Bewaffneten überfallen und nebst seinen zwei Söhnen, die ihn begleitet hatten, nach einem festen Schloß gebracht, wo alle drei nach einiger Zeit ihren Tod fanden. Bernabo starb unter tiefer Reue und Seelenangst im sechsundsechzigsten Lebensjahr, wie die Welt 19. Dec. 1385.
behauptete, an Gift. Giovangaleazzo aber wurde von dem großen Rath zum Herrn von Mailand ausgerufen, ohne Rücksicht auf Bernabo's Söhne.

b) Mailand als Herzogthum.

Von der Zeit an gab Giovangaleazzo die Rolle des Friedfertigen Giovangaleazzo
auf, die er bisher gespielt, und lenkte in die ehrgeizigen Bahnen der Vor- † 1402.
gänger ein. Er brachte in einem Krieg gegen die Scala und Carrara die Städte Verona und Vicenza in seine Gewalt und vermählte seine einzige Tochter Valentina mit Ludwig von Valois, dem Bruder Karls VI. von 1387.
Frankreich, mit einer Mitgift von 400,000 Goldgulden; er bekriegte durch den gewandten Bandenführer Jacob del Verme die Florentiner, welche die Compagnie Hawkwoods in Dienst genommen, und erzwang einen vor- 1392.
theilhaften Frieden, und um seiner Herrschaft einen legitimen Charakter zu verleihen, erwirkte er von König Wenzel den Titel und Rang eines Herzogs 1395.
von Mailand, ein Ereigniß von größter Wichtigkeit für die fürstliche Stellung des Hauses. Wir wissen, wie schlimme Folgen diese Handlung, wodurch eine usurpirte Gewalt eine staatsrechtliche Bestätigung erhielt, dem deutschen Herrscher eingetragen hat (S. 176 f.). Der neue Herzog feierte die Erhebung seines Hauses mit den glänzendsten Hoffesten und was er durch Gold erworben, wußte er gegen Wenzels Nachfolger mit dem Schwert zu behaupten (S. 182 f.). Wie oft auch die italienischen Dynasten und Republiken sich wider Mailand verbündeten, sein Geld und seine Soldknechte und Condottieri verschafften ihm stets neue Erfolge. Er kaufte von Gherardo Appiano die Signorie über 1399.
Pisa und ließ seine Kriegsschaaren in Toscana einrücken. Um feindlichen Angriffen zu entgehen erkannten Siena und Perugia seine Herrschaft an, denen sein Statthalter noch Assisi, Nocera und Spoleto hinzufügte. Nach König Ruprechts Rückkehr ließ der Herzog durch den erwähnten Condottiere Alberich 1402.
von Barbiano Bologna angreifen, um, wenn diese Stadt in seiner Gewalt wäre, seine ganze Macht gegen Florenz zu kehren. Die Bolognesen erschlugen ihren verhaßten Stadthäuptling Bentivoglio und riefen Giovangaleazzo als Juli 1402.
Herrn aus; und schon traf dieser Anstalten, gegen die Arnostadt zu ziehen, wo er sich zum König von Italien krönen lassen und seinen Herrschersitz aufschlagen wollte, als er plötzlich im fünfundfünfzigsten Lebensjahr von einer Seuche dahingerafft ward. An den Ufern des Arno sollte die Freiheit noch 3. Sept. 1402.
länger eine Heimathstätte finden. Giovangaleazzo war das echte Bild jener

fürstlichen Männer im oberen Italien: ohne Kriegsmuth und Feldherrngaben hat er durch kluge Politik, taktvolle Wahl der Menschen und durch alle die Künste und Mittel, an welchen jene treulose Zeit so reich war, große Erfolge errungen; er hat eine Hausmacht begründet, welcher zu einem Königreich nur der Name fehlte und sie durch kaiserliche Sanction gegen alle Anfechtung sicher gestellt; die Falschheit und Verstellung, die Selbstliebe und Genußsucht, die Volksbedrückung und Hartherzigkeit, die man ihm zum Vorwurf machte, waren allen Italienern jener Tage gemein, und er hat sie nicht mehr geübt, als die andern Dynasten auch. Aber wie verschieden das Urtheil über seinen Charakter und seine Handlungsweise lauten mochte, über die großen Verdienste, die er sich als Fürst durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch seine gesetzgeberische Thätigkeit, durch die Sorgfalt, die er der Universität in Pavia und der neugegründeten Malerakademie in Mailand zuwendete, herrschte nur eine Stimme. Der Wunderbau des Mailänder Domes ist ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes.

Die Regentschaft. 1402–1405. Giovangaleazzo's Tod war für die Viscontische Herrschaft ein großes Unglück. Da seine Kinder Filippo Maria, Gian Maria und der natürliche aber legitimirte Sohn Gabriele, welche sich in die Territorien theilen sollten, noch unmündig waren, so übernahm ein Regentschaftsrath unter dem Vorsitz der verwittweten Herzogin die Regierung. In diesen vormundschaftlichen Rath hatte der Verstorbene die angesehensten Feldhauptleute, wie Barbiano, Verme gewählt, ihnen aber seinen Vertrauten, den Kammerherrn Barbavara beigesellt, einen übermüthigen Emporkömmling, der bald alle Macht an sich riß und durch sein anmaßendes Benehmen allgemeines Aergerniß erregte.
1403. Bald entstand ein Aufruhr, an dem mehrere Glieder des viscontischen Hauses und anderer edlen Familien Theil nahmen. Die Herzogin sah sich gezwungen einen neuen Regentschaftsrath einzusetzen, der ihr wenig Macht ließ. Dieser Aufstand, der sich rasch über die ganze Lombardei verbreitete und die Ermordung mehrerer Anhänger und Freunde Barbavara's im Gefolge hatte, war das Signal zu einem allgemeinen Sturm gegen die Viscontische Herrschaft. Während in Mailand selbst und an anderen Orten furchtbare Parteikämpfe mit Verhaftungen und Hinrichtungen wütheten, die noch in vollem Gange
17. Oct. 1404. waren als die Herzogin in der Gefangenschaft ihrer Gegner zu Monza starb; rissen die Fürsten und Großen mehrere der bedeutendsten Städte an sich, andere befreiten sich eigenmächtig oder wählten andere Signoren. Gabriele, dem Pisa und Crema zugetheilt waren, wurde, nachdem er die Handelsrepublik
1405. Pisa an die Florentiner verkauft, in Genua verrätherischer Umtriebe angeklagt
15. Dec. 1408. und unter Martern hingerichtet, noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt. Die Pisaner vertheidigten sich standhaft gegen die Florentiner, ihre alten Erbfeinde. Als aber Giovanni Gambacorti, der frühere Stadtherr, aus der Verbannung zurückkehrte und den Florentinern Vorschub leistete, wurde die alte Ghibellinen-

stadt durch Hunger zur Unterwerfung gezwungen und durch Gewalt im Gehorsam 1403.
gehalten. Aber die Hälfte der Bürger wanderte aus.

Diese Parteikämpfe, Abfälle, Hinrichtungen und alle die blutigen Auftritte Gian Maria
und Treulosigkeiten machten auf Gian Maria's Gemüth einen so verwildernden † 1412.
Eindruck, daß er zu einem Wütherich und Tyrannen heranreifte, wie die Geschichte nur wenige gesehen, der ohne Grundsätze und Charakter sich jeder Partei hingab, welche sich ihm furchtbar zu machen wußte, der mit ruchlosen Gesellen, die seinen Hofstaat bildeten, in Wollust und Grausamkeit schwelgte. Blut und Qualen dienten ihm zur Unterhaltung; die Opfer seiner Rache oder seines Argwohns ließ er von großen Hunden, die mit Menschenfleisch genährt waren, zerreißen. Viele edle Ghibellinen, darunter Johann della Pusterla, endeten unter den Bissen der Bestien. Der zwölfjährige Sohn des Zerfleischten wurde, 1408.
da die Thiere nicht anpacken wollten, auf Geheiß des Tyrannen von dem Henker und Hundewärter niedergestoßen. Schaaren von Flüchtlingen verließen die Schreckensstätte, wo der Unmensch weilte, und mehrten die Kriegshaufen der Feinde, die von allen Seiten das Herzogthum bedrängten. Als der Hunger das Volk zur Verzweiflung trieb, bedrohte er Alle, die um Frieden schrieen, mit dem Tode. Endlich wurden die Feinde Meister. Facino Cane und Malatesta 1409.
zwangen die Franzosen, die der Herzog zu Hülfe gerufen, zum Abzug aus der Lombardei und aus Genua und stellten den Visconte unter Aufsicht. Nun nöthigte Facino den andern Bruder Filippo Maria von Pavia ebenfalls zu einem Vertrag, der ihn selbst zum Herrn dieser Stadt machte, und nahm dann die ganze Verwaltung des Herzogthums in seine Hand. Als er aber schwer erkrankte, zitterten seine Anhänger und Genossen vor der Rache Gian Maria's, wenn er wieder zur Herrschaft käme. Sie beschlossen daher seinen Untergang. Unter den Dolchen der Verschwornen, in deren Reihen sich Glieder der edelsten Familien befanden, fiel der Herzog in der Kirche, wo er der Messe beiwohnte. 16. Mai
Wenige Stunden nachher war auch Facino Cane eine Leiche. Filippo Maria 1412.
vermählte sich mit der Wittwe und befriedigte mit ihren reichen Schätzen die tobenden Heerhaufen. Dadurch hielt er sich in Pavia, während in Mailand zwei Verwandte der Visconti, Estorre, „der Hauptmann ohne Furcht", und Gian Carlo, die es mit den Verschwornen gehalten, das Regiment an sich rissen. Aber sie vermochten sich nicht zu halten. Einige Wochen nachher zog Filippo Maria auch in Mailand ein und wurde zum Herzog ausgerufen. 19. Juni.
Bei der Erstürmung von Monza, wohin sich die beiden Visconti geflüchtet und König Sigmund um Hülfe angegangen, starb Estorre an einer Wunde, März 1413.
worauf der deutsche König vom Kriegszug abstand und Filippo Maria für 20,000 Goldgulden als Herzog bestätigte.

Nun konnte der Visconte wieder an die Herstellung des väterlichen Reiches Filippo Maria
denken. Mit Hülfe des tapfern Francesco Bussone von **Carmagnola**, eines † 1447.
Bauernsohnes aus der Gegend von Saluzzo, den er in seine Dienste nahm, in

den Grafenstand erhob und mit einer Verwandten vermählte, und begünstigt von der Zwietracht und Rivalität der Gegner, brachte er bald die lombardischen
1416. Städte wieder zur Unterwerfung. Als Giovanni Vignatè von Lodi, den der Herzog mit List gefangen genommen und in einen eisernen Käfig eingeschlossen hatte, die Kunde erhielt, daß seine Stadt erobert und sein junger Sohn weggeführt worden, stieß er sich den Schädel ein. Das Glück begünstigte den Herzog; in wenigen Jahren waren die meisten lombardischen Territorien wieder in seiner Hand vereinigt. Nun trat aber auch seine Tyrannennatur hervor. Um Agnese del Maino, seine Geliebte, als Gattin heimführen zu können, beschuldigte er Facino's Wittwe, die sein Glück begründet, der Untreue und ließ sie mit ihrem Vertrauten, dem Sänger und Lautenspieler Orombelli, nach furchtbaren Folter-
Sept. 1418. qualen hinrichten. Bis zum letzten Athemzug behauptete sie ihre Unschuld. In den nächsten zwei Jahren brachte Carmagnola auch Brescia, Parma und Genua unter die Herrschaft des Visconte und drängte, mit Pergola vereinigt,
1422. die Eidgenossen aus Bellinzona und Domodossola. Jetzt nahm Filippo Maria die väterlichen Eroberungspläne gegen Florenz wieder auf. Ordelaffi, der Gebieter von Forli, hatte ihn zum Vormund seines Sohnes ernannt; aber die Wittwe, Lucrezia Alidosi, dem Visconte mißtrauend, riß mit Hülfe ihres Vaters, Stadtherrn von Imola, die Regentschaft an sich. Allein der Mailänder
1424. Feldhauptmann Pergola eroberte beide Städte und führte Lucrezia nebst ihrem Sohn und Vater in Gefangenschaft. Die Florentiner, besorgt über die Nähe der Mailänder, schickten ein Heer ins Feld; es wurde geschlagen und der
28. Juli. Führer Carlo Malatesta gerieth gleichfalls in die Gewalt des Siegers. Dasselbe Schicksal hatte ein anderes beträchtliches Heer, welches die Florentiner im
1425. nächsten Jahr nach dem Val di Lamone sandten; siegreich drangen die Mailänder bis in die Nähe von Florenz: die republikanischen Heerhaufen erlitten Niederlage auf Niederlage, ihre besten Condottieri waren in Gefangenschaft und wurden in die Dienste des Herzogs gelockt. Aber auch in dieser Noth wurde die Arnostadt gerettet und vor der Fremdherrschaft bewahrt. Schon seit einiger Zeit war es den Höflingen gelungen, Filippo Maria mit Argwohn gegen seinen Feldhauptmann Carmagnola zu erfüllen. Er entzog ihm mehr und mehr sein Vertrauen und hielt ihn von den Berathungen und Geschäften fern. Entrüstet über die unverdiente Zurücksetzung, trat der Graf in die Dienste der Republik Venedig und suchte die Seestadt zu einer Liga mit Florenz und Amadeus von Savoyen zu bereden. Die Venetianer trauten der Sache Anfangs nicht recht; sie fürchteten Hinterlist und Verrath. Als aber ein verunglückter Versuch des Visconte, den Carmagnolen vergiften zu lassen, sie überzeugte, daß das Zerwürfniß zwischen dem Herzog und dem Feldherrn nicht ein
1425. bloßer Schein sei, gingen sie auf den Plan ein und schlossen mit Florenz ein Bündniß gegen den Mailänder. Wir werden den Gang und die Resultate dieses Krieges bis auf den durch Papst Martin V. vermittelten Frieden, so wie

das tragische Ende des großen Condottiere in der Geschichte von Venedig kennen lernen. Zugleich wurde das Herzogthum von der Westseite her durch den Markgrafen von Montferrat und den neuen Herzog von Savoyen bedrängt, bis Filippo Maria sich mit Amadeus verglich, sich mit dessen Tochter vermählte 1427.
und ihm Vercelli abtrat. — An die Stelle des Carmagnolen in des Herzogs Gunst trat nunmehr Francesco Sforza, den wir in den frühern Blättern kennen gelernt haben. Der unternehmende und fähige Mann leistete dem Visconte in den politischen und kriegerischen Verwickelungen der nächsten Jahre, besonders in der hinterlistigen Haltung des Mailänder Gewaltherrschers bei Gelegenheit des florentinisch-lucchesischen Krieges so ausgezeichnete Dienste, daß 1430—33.
ihm Filippo Maria seine natürliche Tochter Bianca, die er mit Agnese del Maino erzeugt, verlobte und ihn mit großen Lehen ausstattete. Der Stadtherr von Lucca, Paolo Guinigi, starb im Kerker zu Mailand. An den kriegerischen Bewegungen, welche nach dem Tode der Königin Johanna II. in Unteritalien und im Kirchenstaat eintraten, nahm der Herzog keinen directen Antheil; doch wußte er durch seine Feldherrn Sforza und Piccinino die Verwirrung so zu steigern und die kriegerischen Wechselfälle so sehr zu seinem Vortheil zu benutzen, daß sein Ansehen mit den Jahren zunahm und er als Schiedsrichter in den Geschicken der italienischen Staaten auftreten konnte. Um die großen Condottieri in Abhängigkeit zu erhalten, stachelte er ihre Rivalität, indem er bald dem Einen bald dem Andern größeres Vertrauen erwies. Franz Sforza durchschaute endlich die treulose Politik seines Schwiegervaters und stand eben im Begriff sich in Feindschaft gegen ihn zu wenden, als Filippo Maria in einem Alter von fünfundfünfzig Lebensjahren starb, ein herzloser Fürst ohne religiöse 13. Aug. 1447.
oder sittliche Regungen, dem Vater ähnlich an Schlauheit, Hinterlist und Verstellung, aber ohne dessen Liebe für Kunst, Wissenschaft und geistiges Leben.

Da der Herzog ohne männlichen Leibeserben aus der Welt gegangen, so war Republikanische Anarchie in Mailand. 1447—50.
den politischen Parteien in Mailand ein großer Spielraum gegeben. Patriotische Männer, unterstützt von dem Rechtsgelehrten Bartolomeo Morone, meinten, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, eine republikanische Verfassung zu errichten und der Stadt die alte Freiheit zurückzugeben; Andere wirkten für König Alfons von Neapel, der behauptete von Filippo Maria zum Erbfolger bestimmt worden zu sein, oder für Amadeus von Savoyen, der des Herzogs Schwester Bianca in der Ehe hatte. Die Republikaner trugen den Sieg davon; sie errichteten in Mailand ein Regierungscollegium von vierundzwanzig „Capitanen und Schutzherren der Freiheit" und nahmen Francesco Sforza und andere Condottieri in Sold. Nun fielen aber die meisten lombardischen Städte ab: die Einen ahmten das Beispiel der Hauptstadt nach und erklärten sich für freie Gemeinwesen, Andere geriethen unter die Gewalt von Stadthäuptlingen; mehrere schlossen sich freiwillig oder gezwungen den Venetianern an, welche, wie wir später erfahren werden, diese Zeit der Verwirrung zu Eroberungen auf dem festen

Lande benutzten. In Kurzem war das Herzogthum Mailand aufgelöst, Kriege drohten auf allen Seiten, und da auch bald der Schatz erschöpft war, so suchten die Bandenführer andere Dienste; in der Stadt selbst standen die alten Parteien der Guelfen und Ghibellinen einander schroff gegenüber und stritten mit mörderischer Wuth um das Regiment. Zugleich herrschte Theuerung und Hungersnoth.

Franz Sforza zum Herzog gewählt. 1450.

In dieser verzweiflungsvollen Lage griff das Volk zur Selbsthülfe. Das republikanische Regierungscollegium wurde aufgelöst und der große Rath gezwungen dem Grafen Franz Sforza, der während dieser Zerrüttungen eben so viel Klugheit und Mäßigung als Kraft gezeigt und der Vergrößerungssucht der

25. März 1450.

Venetianer erfolgreich widerstanden hatte, die Herrschaft anzubieten. Am 25. März hielt der kühne Condottiere, begleitet von seiner Gemahlin, seinem Sohne Galeazzo Maria, damals sechs Jahre alt, und von einem stattlichen Gefolge italienischer Gesandten seinen feierlichen Einzug, empfing im Dom die Insignien der herzoglichen Würde und stellte das monarchische Regiment wieder her. Das von den Republikanern zerstörte Castell erhob sich aus seinen Trümmern,

1454.

und als es dem kriegskundigen Fürsten gelang, die Republik Venedig durch die Abtretung von Crema und einigen Territorien zur Beendigung des langen wechselvollen Krieges zu vermögen, wurde er allgemein als Herzog von Mailand und Lombardien anerkannt. Noch zwölf Jahre friedlicher Herrschaft waren dem Begründer des Sforzischen Hauses in Mailand gegönnt. Er regierte im Geiste der Visconti, nur mit größerer Milde und Gerechtigkeit. Durch die Lage seines Landes sahen sich die Franzosen und Aragonier genöthigt, in ihrem Wettkampfe um Neapel um seine Freundschaft und seinen Beistand zu werben, wodurch er ein schiedsrichterliches Ansehen erlangte; durch wohlüberlegte Ehebündnisse seiner Töchter und Söhne verschaffte er sich mächtige und nützliche Verbündete; durch Beförderung des Ackerbaues und Handels stellte er den gestörten Wohlstand her und erwarb sich die Volksgunst, durch Begünstigung der Künste, der Wissenschaften, der gelehrten Anstalten huldigte er dem Geist der Zeit und des italienischen Volkes. Ein praktischer, verständiger Mann strebte er mit festem Blick und starker Hand nach erreichbaren Zielen. Als er

8. März 1466.

im sechsundsechzigsten Lebensjahr von einer Krankheit weggerafft wurde, folgte ihm die aufrichtige Trauer des Volkes ins Grab.

3. Montferrat, Savoyen und Piemont.

Die Herren im nordwestlichen Italien.

In dem Lande „am Fuße der Berge" und in den alten Wohnsitzen der Allobroger, wo, im Westen und Osten von hohen Alpenketten eingeschlossen, ein genügsames, abgehärtetes Hirtenvolk sein stilles Dasein verbrachte, haben sich in früher Zeit mehrere Grafen ansehnliche Besitzungen erworben, so daß einige von ihnen zu dem Rang von „Markgrafen" emporsteigen konnten. Die be-

kanntesten darunter waren die Markgrafen von Susa, Montferrat, Saluzzo, die jedoch bald von dem savoyischen Fürstenhaus überflügelt wurden, das von der Grafschaft Maurienne aus mit der Zeit sein Gebiet bis an die Ufer des Lemanischen Sees und an den obern Lauf des Po ausdehnte.

1) Die Markgrafen von Montferrat u. Saluzzo.

Lange hatten die Markgrafen von Montferrat, von denen wir mehrere in der Geschichte der Kreuzzüge als ausgezeichnete Kämpen kennen gelernt, das höchste Ansehen im nordwestlichen Italien. Sie leiteten ihre Herkunft von einem sagenhaften deutschen Stammvater Aleram her, der in den Tagen Otto's des Großen sich durch Kriegsthaten hervorgethan und des Kaisers Tochter entführt und in die Ehe genommen. Auch die Markgrafen von Carreto, von Saluzzo, von Lancia u. a. führten ihre Abstammung auf Aleram's Geschlecht zurück. In den Kämpfen der Hohenstaufen mit den lombardischen Städten standen sie in der Regel auf kaiserlicher Seite, eine Haltung, die ihnen manches wichtige Lehen einbrachte, so daß sie am Ende des zwölften Jahrhunderts über die andern Dynasten der Gegend weit hervorragten. Noch höher stieg das Montferratsche Haus seit dem Kreuzzug gegen Constantinopel, wo der Markgraf Bonifacius eine so hervorragende Rolle spielte. Einer seiner Nachfolger, Guglielmo, der durch seine Vermählung mit der Tochter des reichen Grafen 1257.
von Glocester sein Vermögen bedeutend vermehrte, wußte sich durch seine kluge Haltung im Streite der Guelfen und Ghibellinen, eine solche Stellung zu verschaffen, daß ihm mehrere Städte, wie Alessandria, Ivrea u. a. die Signorie übertrugen. Eine zweite Ehe mit der Tochter des castilischen Königs Alfons 1268.
trug ihm abermals eine große Mitgift ein; zugleich ertheilte ihm der Schwiegervater, als er von einem Theil der deutschen Fürsten zum römischen König gewählt worden, das Reichsvicariat in Italien. In dieser Eigenschaft trat Guglielmo der guelfischen Partei Karls von Anjou energisch entgegen und erwarb sich die Signorie über Vercelli, Casale und sogar über Mailand. Mit Recht nannte man ihn den „großen Markgrafen". Allein über den Besitz der Stadt Turin mit dem Grafen Thomas von Savoyen verfeindet, gerieth er in dessen Gefangenschaft, aus der er sich durch große Opfer loskaufen mußte. Von 1280.
der Zeit an wich das Glück von seiner Seite. Die Städte, die ihn als Herrn anerkannt hatten, fielen von ihm ab, und als er Alessandria mit Gewalt im Gehorsam halten wollte, nahmen ihn die Bürger gefangen und sperrten ihn in einen eisernen Käfig, in dem er sein Leben beschloß. Aber noch lange weinte, Febr. 1292
wie Dante sagt (Purg. VII, 133), Montferrat und Canavese um Alessandria und dessen Krieg. Guglielmo's Sohn Giovanni rettete mühsam das Stammgut seines Hauses, indem er sich enge an Matteo Visconti anschloß. Seine Schwester Iolante war mit dem oströmischen Kaiser Andronicus dem Paläologen vermählt. Nach seinem kinderlosen Ableben sollte ihm Iolante's Sohn 1305.
Theodor folgen. Aber der Markgraf Manfred von Saluzzo machte ihm die Erbschaft streitig, woraus ein Krieg hervorging, in welchen der König

von Neapel, die genuesischen Geschlechter Spinola und Doria, jene für Theodor, diese für Manfred, sowie die Grafen von Savoyen, die Lehnsherren Manfreds verflochten wurden. Nach langen Fehden verständigte man sich über eine Theilung. Theodor der Paläologe behauptete sich in dem Montferratschen Stammlande, das er dann noch durch die Besitzungen seiner Gemahlin aus dem Hause Doria vermehrte. Er nahm seinen Sitz in Casale und vereinbarte mit seinen
1320. Ständen eine zweckmäßige Verfassung, durch welche die gegenseitigen Pflichten und Rechte festgesetzt waren, so daß er bei seinem Tod die Markgrafschaft in
1338. wohlgeordnetem Zustande seinem Sohn Giovanni II. hinterlassen konnte, indeß Manfred von Saluzzo durch Theilung der Besitzungen seines Hauses unter vier Söhne seine Nachkommen wieder in die frühere Stellung reicher Landedelleute herabsetzte, die in den Verzweigungen immer weiter auseinander gehend theils unter savoyischer, theils unter montferrat'scher Lehnshoheit in den kriegerischen Verwickelungen des obern Italiens ihre kleinen dynastischen Interessen zu wahren suchten, bis die einzelnen Glieder des Hauses, theilweise des Markgrafenranges verlustig, in den größeren Staaten sich verloren.

Die Montferrats bis zum Erlöschen des Hauses.

Rühmlicher und dauernder erhielt sich das Markgrafengeschlecht derer von Montferrat. Das ständische Leben, zu dem Theodor den Grund gelegt, konnte allerdings zwischen und neben den größeren dynastischen Staaten zu keiner Entwickelung und Ausbildung gelangen; Markgraf Giovanni und seine Nachfolger waren so gut wie die übrigen Fürsten und Herren auf ihre eigenen Hülfsmittel, auf ihr Schwert und in der Folge auf Soldknechte angewiesen und unterlagen denselben Wechselfällen, welche die kriegerischen Verwickelungen, Bündnisse und Gegenbündnisse, Siege oder Niederlagen im Gefolge hatten: aber die Markgrafen von Montferrat waren vornehme Herren, die durch ihre hohen Verbindungen Gelegenheit zu ansehnlichen und vortheilhaften Heirathen fanden; in ihren Adern rollte das Blut der byzantinischen Kaiserfamilie und sowohl Theodor als die späteren Abkömmlinge des Hauses wußten die hohe Verwandtschaft geltend zu machen und zu verwerthen. War doch der erwähnte Markgraf zweimal zu längerem Aufenthalt an den griechischen Hof gereist und hat manche schöne Geldsumme und manche werthvolle Gabe in seine Heimath zurückgebracht, und seinen Nachfolgern trugen die Vermählungen mit castilischen, französischen, englischen Fürstentöchtern manche reiche Mitgift ein. Dabei verstanden es die verständigen und gebildeten Dynasten von Casale, sich die Gunst der deutschen Könige zu erhalten, und wenn auch das heruntergekommene Reich keine großen materiellen Vortheile mehr zu bieten hatte, so war doch der moralische Eindruck noch immer von Gewicht. Die Gunst, welche der erste Luxemburger Heinrich VII. auf seiner Romfahrt dem Markgrafen Theodor bewiesen, zeigte auch der Enkel Karl IV. dem Sohne desselben, indem er ihn in
1355. Pavia zum Reichsvicar ernannte. Dadurch erlangte Giovanni solches Ansehen,

daß mehrere Städte wie Ivrea, Valenza, Asti, Alba, ihm freiwillig und vertragsweise die Signorie übertrugen. Die lange Regierung Giovanni's war die Glanzperiode der Montferrat'schen Herrschaft. Zwischen die emporstrebenden Staaten Mailand und Savoyen eingekeilt, vermochte nach seinem Tod die † 1372. Markgrafschaft sich zu keiner politischen Bedeutung mehr aufzuschwingen. Im Ringen nach Selbständigkeit strengte die Dynastie ihre Kräfte in solchem Uebermaß an, daß sie sich zuletzt verblutete und die Besitzungen stückweise in Lehnsabhängigkeit geriethen. Ueber Giovanni's vier unmündige Söhne führte, wie früher erwähnt, Otto von Braunschweig die vormundschaftliche Regierung. Der Erstgeborene, Secondotto, ein heftiger, leidenschaftlicher Jüngling, starb in den ersten Jahren seiner selbständigen Regierung durch die Hand eines deutschen Kriegsmannes, an dessen Sohn er sich hatte vergreifen wollen; der 1378. zweite, Giovanni, fiel vier Jahre nachher in der Schlacht, als er den Vor- 1381. mund auf seinem Feldzug nach Neapel begleitete (S. 349). So folgte Theodor II., Giovanni's dritter Sohn, in der Markgrafschaft. Dieser hatte im Anfang einen schweren Stand gegenüber den ländergierigen Grafen von Savoyen-Piemont; doch hielt er die Stammgüter des Hauses zusammen, und als ihm König Sigmund das Reichsvicariat über die Lombardei übertrug, fiel der letzte 1414. Glanz auf das markgräfliche Geschlecht; denn war auch gegenüber den andern Fürsten und Staaten des obern Italiens die Würde nur ein leerer Titel ohne einen Schatten von Macht, so gab sie dem Markgrafen doch Gelegenheit, seine landesherrlichen Rechte in den eigenen Territorien zu festerer Geltung zu bringen, den halbfreien Adel und die mit wichtigen Gerechtsamen ausgestatteten Stadtgemeinden seiner völligen Landesherrschaft zu unterwerfen. Nach seinem Tod folgte sein ältester Sohn Gian Jacopo in der Herrschaft. Er hatte zur † 1418. Ehe die Schwester des ersten „Herzogs" Amadeus VIII. von Savoyen-Piemont, der ihm gegen die Mailändischen Angriffe, vor denen er sich nach Venedig flüchtete, einigen Schutz gewährte, dadurch aber den Schwager in solche Abhängigkeit brachte, daß er die savoyische Lehnsherrlichkeit über alle Territorien auf der linken Seite des Po anerkennen mußte. Verarmt und geschwächt 1433. ging die Markgrafschaft bei Gian Jacopo's Tod auf seinen Sohn Giovanni IV. 12. März 1445. über, dem dann seine beiden Brüder Wilhelm und Bonifacius folgten. Mit dem zweiten Sohn des letzteren Johann Georg starb im J. 1533 das Haus Giovanni IV. † 1464. der Paläologen im Mannstamme aus und die Besitzungen gingen an Seitenverwandte über.

Auch in dem savoyischen Herrscherhaus trug man sich lange mit der Sage, 2) Savoyen und Piemont. daß Humbert „mit der weißen Hand", der erste Graf von Maurienne, Humbert I. welchem Kaiser Konrad II. bei der Besitznahme des burgundisch-arelatischen † 1056. Reiches die Landschaft Chablais und bedeutende Besitzungen in Wallis verliehen, durch seinen Vater Berthold von Wittukind, dem sächsischen Heldenherzog

abstammte, bis in der Folge, durch eine andere politische Strömung fortgerissen, die Ansicht einer nationalen Abstammung mehr gefiel, wonach einer jener burgundischen oder italienischen Fürsten, welche (wie V, 595 f. erwähnt) im zehnten Jahrhundert die Territorien an den Westalpen und am oberen Po beherrscht haben, der Ahnherr der Dynastie gewesen. Humberts zweiter Sohn

Oddo † nach 1060. Oddo erweiterte die Besitzungen des Hauses, indem er durch seine Vermählung mit Adelheid, der Erbtochter Manfreds von Susa, dessen Markgrafschaft mit Turin und Pignerol und mit schönen Gütern im Thal von Aosta und in Ligurien zu den väterlichen Herrschaften von Savoyen, Maurienne, Chablais und Wallis hinzufügte und somit einer der mächtigsten Reichsfürsten wurde.

Amadeus † 1080. Oddo's und Adelheidens Sohn Amadeus II., Bruder der Königin Bertha, der unglücklichen Gemahlin Heinrichs IV. von Deutschland, erwarb von seinem königlichen Schwager für die Hülfe bei dem Alpenübergang zur Bußfahrt nach Canossa reichlichen Lohn (VI, 276 f. 335) an Landen und Rechten, die ungetheilt, und noch durch die Herrschaft Tarantaise vermehrt, auf seinen Sohn

Humbert II. † 1103. Humbert II. und auf seinen Enkel Amadeus III. vererbten. Denn da die Besitzungen des savoyischen Hauses als Reichslehen galten, so war weib-

Amadeus III. † 1149. liche Erbfolge ausgeschlossen. Auf Amadeus III., der seinen frommen Sinn durch Theilnahme an dem zweiten Kreuzzug und durch viele Stiftungen

Humbert III. † 1188. bethätigte, folgte Humbert III., der eifrige Anhänger des Papstes Alexander III. gegen Friedrich I. Wir wissen, in welche Gefahr dadurch der Hohenstaufe einst gerathen ist und wie er sich in der Folge dafür rächte (VI, 754. 761). Erst Humberts Sohn und Nachfolger Thomas kam unter Vermitte-

Thomas I. † 1233. lung des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, seines Vormundes, durch Kaiser Heinrich VI. wieder in den Besitz seines ganzen väterlichen Erbes. Wie der Vater war auch Thomas zugleich Kriegsmann und Heiliger, und durch den der gräflichen Familie von jeher eigenen politischen Scharfblick in der Wahl von Bündnissen wußte er durch seine kluge Haltung während der deutschen Erbfolgekriege zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Besitzungen und Rechte des Hauses zu mehren. Er gewann Moudon im Waadtland und Quiers und Testone im Piemontesischen; er brachte Chambéry durch Kauf und andere Städte und Territorien durch Heirath an sich und vereinigte alles Land vom Lausanner See bis zum Bernhardtsberg in seiner Hand. Er wurde von Friedrich II. zum Reichsvicar eingesetzt und durch seine zahlreichen Söhne, von denen sich vier dem geistlichen Stand widmeten und hohe bischöfliche Stellungen einnahmen, erlangte das Haus nach allen Seiten Ansehen und Bedeutung.

Stellung der Grafen zum Kaiser. Als Thomas während einer Fehde mit der Stadt Turin, welche die Signorie von dem Grafenhaus Savoyen auf Montferrat übertragen wollte, in Aosta starb, folgte in den Stammlanden sein Erstgeborner, Amadeus IV., die drei andern Söhne

Amadeus IV. † 1253. aber, die bei dem weltlichen Stande verbleiben wollten, wurden von dem Vater durch

letztwillige Verfügung mit beträchtlichen Territorien bedacht: Thomas (Tommaso) erhielt Maurienne und Piemont und wurde der Stammvater der jüngeren Linie, welche auf der Ostseite der Alpen sich ausdehnte und mit Hülfe seines Bruders Turin zur Unterwerfung brachte; Aymon empfing Chablais und Unterwallis, welches Friedrich II. mit dem herzoglichen Rang ausgestattet haben soll. Als dieser jedoch nach zehn Jahren kinderlos verstarb, fielen seine Besitzungen wieder an die regierende Linie 1243.
zurück. Der jüngste Bruder Peter erhielt Faucigny und Vaud. Die treue Anhänglichkeit an die Hohenstaufen während ihrer Kämpfe mit dem Papstthum bewog den Kaiser Friedrich II. das Reichsvicariat, das der Vater bekleidet, auch auf Amadeus zu übertragen, und wenngleich damit noch kein fortdauerndes Recht für das Haus erworben ward, so war es doch ein Beweis von der Macht und dem Ansehen, die das Geschlecht bereits besaß. Auch war es ein großer Vorzug der Dynastie, daß sie ihre Besitzungen nie zu sehr zersplitterte, daß sie stets an der männlichen Erbfolge festhielt, und daß die Glieder in ihren Streitigkeiten die Entscheidung lieber durch gütlichen Vergleich, als durch die Waffen suchten. Auf Amadeus IV. folgte sein Sohn Bonifacius. Als Schwager Manfreds von Sicilien stand er auf Seiten der Ghibellinen, wodurch er in einen heftigen Krieg mit Karl von Anjou, welcher in mehreren Städten Oberitaliens die Signorie erlangt hatte, verwickelt ward. In einer Fehde gegen Turin gefangen genommen, starb er in der Haft, ohne Kinder zu hinterlassen. Bonifacius † 1263.

Der nächste Erbe wäre nun, da Tommaso von Piemont bereits gestorben war, dessen Sohn gleichen Namens gewesen; aber man stellte den Grundsatz auf, daß der Oheim näheres Recht habe, als der Vetter, und so erhielt Peter von Faucigny auch die übrigen savoyischen Herrschaften, die er durch die Gunst König Richards von Cornwallis, seines nahen Verwandten, noch ansehnlich vermehrte. Als mit Hartmann das Grafengeschlecht derer von Kyburg ausstarb, schenkte der König dem Savoyarden die Güter, die der Verstorbene in den südlichen Landschaften besessen. Mit den Grafen von Genf und Greyers, mit den geistlichen Herren von Lausanne, Sitten und Peterlingen schloß Peter günstige Verträge. „Man konnte seit seiner Zeit sagen, daß das ganze schöne Waadtland den Grafen von Savoyen gehöre, denn sie hatten die trefflichsten, zusammenhängenden Besitzungen an der Ostseite des Juragebirges glücklich vereinigt.“ Auch die Stadtgemeinden von Turin und Asti mußten endlich nach langem Kampfe die Oberhoheit des mächtigen Nachbars anerkennen. Und wie viele Vortheile und Ehren erwuchsen dem Haus aus der reichen englischen Verwandtschaft! Als Peter auf seinem Schlosse Chillon kinderlos starb, brachte 1268.
man denselben Grundsatz des Erbrechts abermals zur Geltung, indem der Bruder Philipp, bisher Erzbischof von Lyon, die Herrschaft übernahm. Erst Philipp † 1285.
als mit ihm die ältere Linie erlosch, folgte sein Großneffe Amadeus V., Sohn Amadeus V. der Große 1285–1323.
des zweiten Thomas, durch seine Gemahlin Herr von Beaugé und Bresse, in den savoyischen Stammlanden, während sein Bruder Thomas III. Stifter der Linie Piemont ward, die, seitdem dessen Sohn Filippo sich mit Isabella von Villehardouin, der vertriebenen Fürstin von Achaja und Morea vermählte, auf kurze Zeit auch diese Länder in ihrem Titel führte.

Wachsthum des Hauses. Peter † 1268.

Politik der Grafen von Savoyen-Piemont. Die Trennung des Hauses in eine savoyische und piemontesische Linie konnte der Größe der Familie leicht nachtheilig werden; bildete doch die Alpenkette eine mächtige Scheidewand zwischen beiden Territorien, die noch außerdem in Sprache und Rechtsgewohnheiten auseinander gingen. Aber Glück und verständige Politik haben das savoyische Herrschergeschlecht über die Gefahren der Trennung hinübergeführt. Man blieb auf beiden Seiten der Berge den Traditionen des Hauses treu und vermied es in verderblicher Rivalität einander zu schwächen. Beide Linien hielten zu den Ghibellinen und zu den deutschen Königen, wodurch sie zwar in mancherlei Kriege mit den Guelfen und den französischen Fürsten in der Provence und in Neapel verflochten wurden, aber für die Ehre und das Ansehen des Hauses auch manche Vortheile davon trugen (VII, 850). Die deutschen Herrscher des Luxemburger Hauses, die in Italien auftraten, Heinrich VII., Karl IV. und Sigmund, zeigten sich sowohl den Grafen von Savoyen, dem vierten Amadeus und seinen beiden Söhnen, Eduard und Aymon, die nach ihm die Regierung führten und mit den französischen und italienischen Fürsten manche Fehde ausfochten, als dem streitbaren und thatkräftigen Philipp von Piemont und seinen Nachfolgern stets gewogen. Auch war die Trennung von vorübergehender Dauer. Schon Filippo's Sohn Jakopo sah sich durch einen unglücklichen Krieg genöthigt, dem Sohne Aymon's, dem energischen und unternehmenden **Amadeus V.**, der von seiner Lieblingsfarbe den Namen „der grüne Graf" führte, die Rechte auf die piemontesischen Besitzungen abzutreten; und wenn auch seine zwei Söhne, Amadeus und Ludwig, noch eine Scheinherrschaft ansprachen, so war doch die Vereinigung angebahnt, die nach dem kinderlosen Ableben Ludwigs, des Gründers der Universität Turin, auch wirklich erfolgte, doch so, daß jede der Grafschaften ihre eigenen Gesetze und Einrichtungen und ihren eigenen höchsten Gerichtshof bewahrte.

(Randnotizen: Eduard † 1329. Aymon † 1343. Filippo † 1334. Jacopo † 1366. Ludwig † 1418.)

Amadeus V. der grüne Graf † 1383. Die Regierung des „grünen Grafen" war mit einer Reihe kriegerischer Unternehmungen ausgefüllt, welche dem Hause manche schöne Besitzung einbrachten und den Ruhm der Dynastie erhöhten. Nicht nur, daß er an den Kämpfen um die Krone Neapels thätigen Antheil nahm und mit Montferrat und Mailand in viele Fehden verflochten war; er mischte sich auch in den französisch-englischen Erbfolgekrieg und leistete dem König Johann und dem Dauphin wichtige Dienste, und in seinen späteren Jahren zog er dem byzantinischen Kaiser Johannes Paläologus gegen Türken und Bulgaren zu Hülfe und verrichtete manche siegreiche Waffenthat. Den größten Dienst aber leistete er seinem Geschlechte dadurch, daß er bei seinem Tode die **Untheilbarkeit** der savoyischen Lande und die Vererbung derselben nach **Erstgeburtsrecht** feststellte, zwei Grundgesetze des Hauses, die bald noch durch nachherige Testamente (6. Dec. 1439 und 10. Dec. 1470) auf das genaueste bestimmt und auf das feierlichste sanctionirt wurden.

Sein Sohn und Nachfolger Amadeus VI. (VII.) „der rothe Graf" genannt, vermehrte die väterlichen Erbländer noch durch Erwerbung der Grafschaften Nizza und Ventimiglia und brachte Chivasso u. a. O. zur freiwilligen Unterwerfung; und als dessen Sohn Amadeus VII. (VIII.) „der Friedfertige" damit noch durch Kauf das ganze Eigenthum der Grafschaft Genf und mehrere Schlösser und Güter im Jura und an der Saone vereinigte, hatten die savoyischen Besitzungen eine solche Ausdehnung, daß Kaiser Sigmund, in Anbetracht der Dienste, die ihm der Graf bei Gelegenheit des Constanzer Concils leistete, sich bewogen fühlte, Savoyen zum Rang eines Herzogthums mit wichtigen Privilegien zu erheben (S. 231). Die kluge Politik des neuen Herzogs verbunden mit einem schlagfertigen Söldnerheer bewirkte, daß Savoyen in den kriegerischen Verwickelungen Oberitaliens eine wichtige Stellung einnahm. Wir wissen, daß ihm der Herzog von Mailand das Stadtgebiet von Vercelli abtrat und der Markgraf von Montferrat seine Lehnsherrlichkeit über einen großen Theil seines Gebietes anerkennen mußte (S. 381). Im folgenden Jahr übertrug er die Regierung seines Herzogthums seinem Sohne Ludwig und begab sich nach dem Einsiedlerkloster Ripaille am lieblichen Ufer des Genfer Sees, um mit einigen Genossen ein beschauliches Leben zu führen. Doch sein Schicksal war noch nicht erfüllt. Wir haben gesehen, zu welchen Ehren ihn das Concil von Basel auserkor aber auch welch klägliche Rolle er als Papst Felix V. spielte, bis er nach mancherlei Wechselfällen als Augustiner-Eremit in Genf seine Tage beschloß. Herzog Ludwig suchte die Wirren, welche nach dem Tode des letzten Visconte in Mailand ausbrachen, zu Eroberungen zu benutzen. Aber in zwei Schlachten besiegt, zog er es vor, sich mit Franz Sforza zu vergleichen und sich mit der Erwerbung einiger novaresischen und alessandrinischen Ortschaften zu begnügen. Die Bedrückungen, die Ludwig's Minister und Günstling während des Krieges in Savoyen geübt hatte, führten einen Aufstand herbei, der große Verwirrungen, Verbannungen und Gütereinziehungen zur Folge hatte. Sie dauerten noch in ihren schlimmen Wirkungen fort, als der Herzog aus dem Leben schied und sein Sohn Amadeus „der Glückliche" genannt, die Regierung überkam. Ludwigs Grundgesetz, daß alle Besitzungen des savoyischen Hauses unveräußerlich sein sollten, war der Schlußstein zu den Bestimmungen des „grünen Grafen" und bewirkte, daß das Herzogthum aus den Stürmen, die bald hereinbrachen, unverkürzt hervorging. Amadeus VIII. nämlich, dessen Beiname „der Glückliche" wie Ironie klingt, war durch fortdauernde Kränklichkeit so geschwächt, daß er seine Gemahlin Jolante, Ludwigs XI. Schwester, zur Regentin einsetzte. Dagegen erhoben die Brüder Einsprache und suchten ihr näheres Anrecht auf diese Würde mit den Waffen geltend zu machen. Erst nach mehrjährigen Kämpfen kam es unter Vermittelung der Eidgenossen zu einem Vergleich, kraft dessen die Herzogin die Regentschaft fortführte, ihre Schwäger aber in den Staatsrath eintraten, an dessen

Amadeus VI. der rothe Graf † 1391.

Amadeus VII der Friedfertige — 1434 † 1451.

1416.

1427.

1433.

1439.

Jan. 1451.

Ludwig † 1465.

22. April 1445.

Amadeus VIII. 1465—72.

Zustimmung sie bei ihren Regierungshandlungen gebunden sein sollte. Jolante's Regentschaft überdauerte das Leben ihres Gatten, da der Sohn und Nachfolger Philibert bei dem Tode des Vaters erst sieben Jahre zählte.

Philibert I. 1472—1482.

4. Die Republik Genua.

Charakter der Genuesen.

Genua hatte eine harte Jugendzeit. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung ausgetobt und die Langobarden sich in den Umgebungen der Seestadt auf den Höhen und in den Thalgeländen angesiedelt hatten, begannen die Raubfahrten und Angriffe der Saracenen, welche das ligurische Küstenland schwer heimsuchten. Wenn unter diesen Kämpfen und Anfechtungen die Manneskraft erstarkte, also daß die Genuesen an Kühnheit und Unternehmungsgeist allen Völkern Italiens vorangingen, so erzeugten sie anderseits auch einen heftigen, leidenschaftlichen Geist, einen unsteten Sinn, eine rauhe Gemüthsart, die durch ein bewegtes Seeleben voll Abenteuern und Wagnissen und durch innere Parteiwuth und Bürgerkämpfe fort und fort genährt und gesteigert wurden. Es wurde früher dargethan (VI, 717 f.), wie sich in den italienischen Communen aus dem eingewanderten und „verburgrechteten" Adel, aus den Ministerialen und bischöflichen Lehnsträgern und aus den Großhändlern ein städtisches Patriciat bildete, das die Leitung des Gemeinwesens und die Führerschaft in Kriegen und Seeunternehmungen an sich brachte. Diesen Entwickelungsgang gewahren wir in der ausgeprägtesten Form in Genua. Hier konnten die adeligen Geschlechter, nachdem sie von ihren Burgen und Landsitzen herabgestiegen und in der Stadt ihre ummauerten und bethürmten Paläste bezogen, um so rascher sich mit den übrigen Bewohnern zu einem See- und Handelsvolk vereinigen, als die Fahrten auf dem Mittelmeer einen kriegerischen Charakter trugen, als mit ihren Handelsunternehmungen stets Eroberungen, feindliche Angriffe und Ueberfälle, Raubzüge und Ritterthaten verbunden waren. Nirgends waren die Geschäfte des Kriegs und des Handels so innig verflochten als in Genua. Die Feldherren und Schiffshauptleute waren zugleich die größten und reichsten Kaufherren. Wir sind den seefahrenden Männern, deren Galeeren mit Armbrustschützen und anderem Kriegsvolk in den hohenstaufischen Kämpfen, auf den Kreuzzügen, in den englisch-französischen Verwickelungen, in den Waffengängen der pyrenäischen Halbinsel thätig und oft entscheidend eingriffen, häufig begegnet. Ihrer Dienste konnte keine Macht entbehren, welche am mittelländischen Meer eine Bedeutung gewinnen wollte. Sie legten feste Standorte an in der Nähe und Ferne, sie vermittelten die Ueberfahrt der Pilger und Kreuzritter nach dem heil. Lande, sie dienten mit ihren Galeeren allen kriegführenden Nationen in Sicilien, im tyrrhenischen und atlantischen Meer und im Kanal, sie gründeten Handelsniederlassungen im Archipelagus und im syrischen Lande, und weit über Constantinopel hinaus an den Nordküsten des

schwarzen Meeres und der Durchgangsstraßen begegnen wir den thätigen und tapfern Genuesen. Bei allen ihren Unternehmungen wurde ihre Politik eben so sehr von Handelsvortheilen und Gewinnsucht als von Eroberungsplänen und Herrschbegier geleitet und bestimmt, doch diente die Kriegs- und Eroberungspolitik den Handelsinteressen und dem Durst nach Gut und Erwerb meistens zur Stütze und Folie.

Es war natürlich, daß bei dem erobernden, kriegerischen Handelsgeist der Genuesen die Republik mit den übrigen rivalisirenden Seestaaten des Mittelmeers in scharfen Conflict gerathen mußte. Zuerst war Pisa, welche lange in den westlichen Theilen des Mittelmeers die Seeherrschaft besaß, über die Inseln Corsica und Sardinien gebot und während der Kreuzzüge in der Levante wichtige Niederlassungen gegründet hatte, der Gegenstand ihres Neides und ihrer Eifersucht, wie ein zweihundertjähriger Wettkampf um die Obmacht sattsam darthut. Die Genuesen entrissen den Pisanern Corsica und nahmen es in die eigene Verwaltung, sie verdrängten sie von Sardinien und suchten diese große wichtig gelegene Insel gegen die Ansprüche des Papstes und des von Bonifacius VIII. damit belehnten Königs von Aragonien in vieljährigen Kriegen zu behaupten, bis endlich der mächtigere Herrscher im Westen die Oberhand behielt (S. 81); sie dehnten ihre Besitzungen auf dem Festlande immer weiter aus, so daß das Gebiet der Republik, nachdem sie Savona, Albenga, Porto Maurizio, Vintimiglia und zeitweise auch Montferrat, Monaco und Nizza zur Unterwerfung gebracht, sich von der provenzalischen Küste bis zum Golf von Spezzia erstreckte, wo es die Grenzen der verhaßten Nebenbuhlerin berührte. Als endlich die ghibellinische Handelsstadt am Arno, an deren Niederwerfung auch die Florentiner thätig mitwirkten, den Schlägen der mächtigen Feinde erlag, als in der Seeschlacht bei Molara die pisanische Flotte vernichtet ward, als die Insel Elba in die Gewalt der Genuesen kam, als der Hafen von Pisa verschüttet wurde, da erlangten die Männer von Genua die Vormacht in den westlichen Meeren. In Nimes und Aiguesmortes und längs der Riviera, auf Sicilien, Sardinien und den Balearen besaßen sie wichtige Handelsniederlassungen, in Tunis und Tripolis reiche Stapelplätze und Waarenlager. Erwägt man, daß zur Zeit dieser Kämpfe um Corsica und Sardinien das innere Staatswesen von leidenschaftlichen Parteikämpfen zerrissen war, so kann man die Energie der Kaufmannstadt und die Unerschöpflichkeit ihrer Hülfsquellen nicht genug bewundern.

Kämpfe mit Pisa.

1284.

Nun richtete die Republik ihre ganze Kraft wider die Venetianer, mit denen sie schon seit den Kreuzzügen um die Herrschaft der östlichen Meere und den levantischen Handel in Fehde lag und die sich während des Krieges den Pisanern günstig gezeigt hatten. Die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums, wobei sie große Dienste geleistet, hatte den Genuesen die Vorstädte Galata und Pera, Zollfreiheit in den griechischen Staaten und freie

Wettkampf mit Venedig.

Schiffahrt eingetragen. Diese Vortheile benutzten sie, um die Venetianer vom schwarzen Meer zu verdrängen und den Handel mit Indien und dem inneren Asien ganz in ihre Gewalt zu bringen. Sie nahmen Besitz von Asow, bemächtigten sich der Halbinsel Krim, wo sie Kaffa oder Feodosia anlegten und mit eigenthümlichen Colonialrechten versahen, sie erwarben Lesbos und Chios und faßten Fuß auf Cypern. Ein mehr als hundertjähriger Krieg, nur vorübergehend von einigen Friedensverträgen und Waffenstillständen durchbrochen, war die Folge dieser Handelsrivalität. Aber Genua ging schließlich geschwächt aus dem Kampfe hervor. Wir werden später des Krieges von Chioggia gedenken,
1381. der mit dem Turiner Frieden sein Ende erreichte. Seitdem war die Macht der Seerepublik im Abnehmen. Wie Pisa, an deren Schwächung und Fall die ligurische Nebenbuhlerin so schadenfroh mitgewirkt, zuerst unter die Herrschaft des Herzogs von Mailand kam, der dann die einstige Gebieterin der Meere ihren erbittertsten Feinden, den Florentinern, verkaufte, so vermochte sich auch Genua der Fremdherrschaft nicht zu erwehren. Die energischen Kraftanstrengungen, welche den Genuesen äußere Macht, Handelsgröße und Reichthümer eintrugen, erzeugten, gegen Innen gekehrt, furchtbare Parteikämpfe und Adelsfactionen, die den Staat in anarchische Bewegungen hineinzogen und seine Selbständigkeit und republikanische Freiheit untergruben. Die dadurch hervorgerufene Verwilderung der Gemüther war es, die den florentinischen Dichter der Hölle zu dem zornigen Ausruf bewog, daß doch das Volk der Genuesen, das aller Sitte baar und voller Tücke sei, verstoßen werden möchte aus der Welt!

Verfassungswesen. Genua hatte nicht das Glück und nicht die Fähigkeit, sein Verfassungswesen und sein öffentliches Leben einer gesunden freiheitlichen Entwickelung entgegen zu führen. Schon im zwölften Jahrhundert finden wir die gesammte Stadtgemeinde in sechs bis acht „Compagnien" oder politische Genossenschaften getheilt, die in ihrer Gesammtheit das Volk darstellten. Diese Compagnien, denen alle Vollbürger adeliger wie plebejischer Abkunft angehörten, wählten aus ihrer Mitte die städtischen Beamten und Richter, die Feldherren und Flottenführer, die Statthalter und Administratoren in den zugewandten Orten und in den auswärtigen Besitzungen. Da bei diesen Wahlen die durch Verdienste, Reichthum oder ausgebreitete Sippschaft hervorragenden Geschlechter in erster Linie berücksichtigt wurden, so bildete sich mit der Zeit ein Beamtenadel aus, der als Patriciat oder städtische Geschlechteraristokratie das gesammte öffentliche Leben bestimmte und beherrschte und mit der Zeit sowohl die geringeren Einwohner der Stadt als die Bevölkerung der unterworfenen Burgflecken und Territorien von allem Antheil an den Staatsgeschäften ausschloß und zu Hintersassen herabdrängte. Der große Rath, wenn auch nicht so abgeschlossen, wie in Venedig, wurde nur aus diesen freien, bevorzugten Familien aller Compagnien besetzt, die Volksgemeinde war ohne Bedeutung; wenn man sie einberief geschah es nur, um eine Sache, die bereits beschlossen war, oder für welche

man die öffentliche Meinung gewinnen wollte, der Versammlung mitzutheilen und zu empfehlen. Während und nach der Hohenstaufischen Zeit schieden sich die Geschlechter, wie allerwärts in Ghibellinen, denen besonders die Doria und Spinola angehörten und in Guelfen, zu denen die Fieschi da Lavagna, die Grimaldi u. a. gerechnet wurden; aber patriotische Gefühle und politische Prinzipien wogen weniger als der eigene Vortheil, als Gewinnsucht und Habgier, ja selbst als die ererbten Familientraditionen; denn oft wechselten die einzelnen Linien oder Glieder der Geschlechter die Ansichten des Hauses nach den Zeitverhältnissen oder haderten unter einander. Daher war auch keine Regierungsform von langer Dauer. Wenn Anfangs gewählte Consuln an der Spitze des Gemeinwesens standen, so fand man es im 12. und 13. Jahrhundert angemessen, das oberste Stadtregiment einem auf kurze Zeit berufenen Podesta zu übertragen, den man aus der Fremde herholte, damit er frei von Familieneinflüssen und über den Parteien stehend Gesetz und Ordnung um so sicherer und rücksichtsloser handhaben möge. Ihm zur Seite stand der Rath der „Achter", die Bannerträger (Gonfalioneri) und mehrere Richtercollegien nach den Klagsachen geschieden.

„Für die stolzeren Familien waren die Podestatenstellen in den unterthänigen Ortschaften an der ligurischen Küste und auf den Inseln des Mittelmeers die passendsten Anstellungen im Frieden; da konnten sie, in der Regel in der Nähe ihrer eigenen großen Lehen und Freigüter, allenfalls durch feste Burgen geschützt, in fürstlicher Weise leben oder sich unbeobachteter ihrem kriegerischen Hange durch Ausfechten von Privatfehden mit dem benachbarten Adel und durch kleinere seeräuberische Expeditionen hingeben."

Die fremden Podesta in Genua hatten wenig Macht. Indem sie keiner der städtischen Parteien angehörten, entbehrten sie auch der nachdrücklichen Unterstützung derselben; in ihrer Neutralität lag ihre Ohnmacht; unter und neben ihnen setzten die Factionen ihr feindliches Treiben fort, bis hie und da ein Capitano del Popolo mit dictatorischer Gewalt die anarchischen Wogen auf einige Zeit eindämmte. Aber das Beispiel des Guglielmo Boccanera bewies, daß ein solcher Volkscapitan leicht versucht werden konnte, sich zum Stadtherrn aufzuschwingen, daher dann wieder revolutionäre Rückschläge zur Podestateneinrichtung erfolgten. Nach dem Untergang der Hohenstaufen wurden die Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen so leidenschaftlich, daß die Parteien sich nach fremder Hülfe umsahen, und die Guelfen, von denen ein großer Theil als Verbannte oder Flüchtlinge im Ausland lebte, den König Karl von Neapel, den Markgrafen von Montferrat u. A. wider ihre Vaterstadt unter die Waffen riefen. Im Gestalten und Ordnen des Staatswesens waren die Genuesen nicht glücklich; die scharf ausgeprägten und schroff auftretenden Individualitäten der adeligen Kaufherren vermochten nicht, sich einer allgemeinen Obrigkeit unterzuordnen und die Herrschaft des Gesetzes anzuerkennen: ihr Ziel

Parteikämpfe der Adelsgeschlechter.

c. 1260

war der Sieg und das Regiment der Partei. Lange hatten die Ghibellinen die Oberhand; wir wissen, mit welchem Jubel Heinrich VII. in der Seestadt empfangen wurde (VII, 845); als aber durch den Hader und die Eifersucht der beiden Ghibellinenhäuser Spinola und Doria die Macht der Partei gebrochen ward, erlangten die Guelfen unter der Führung von Carlo de' Fieschi die
1319. Herrschaft, in der sie sich mit Hülfe des Königs von Neapel zu behaupten wußten, während ihre Gegner, von den Visconti und den lombardischen Ghibellinen unterstützt, das offene Land und die Adelsburgen besetzt hielten. Nun entbrannte ein mehrjähriger furchtbarer Parteikrieg zur See und zu Land, der sich selbst über die auswärtigen Besitzungen und in die Handelsgebiete ausdehnte und durch die Einmischung der Könige von Sicilien und Aragonien weitere Dimensionen annahm. Die Vermittlungsversuche des Papstes und des französischen Königs blieben erfolglos, die Genuesen fanden Gefallen an einem solchen Zustand, der die individuelle Kraft hervortreten ließ, der ihrem Hang zu Kapereien und kühnen Wagnissen einen weiten Spielraum verschaffte, der ihren Unternehmungsgeist und ihre rauhe Seemannslust anspornte. Denn während dieser unruhigen Jahre hatten Handel und Schiffahrt ihren ununterbrochenen Fortgang, wurde der Hafen befestigt, der Leuchtthurm vollendet, die geistige Energie angeregt. Der Natur des genuesischen Adels widerstrebte eine mechanisch-politische Ordnung, „welche oft die Individualitäten der Einzelnen und der kleinen Kreise knickte, um ein farbloses, unerquickliches Allgemeines herzustellen.“ Endlich vermittelte König Robert von Neapel, dem die Stadt
Sept. 1331. die Signorie übertragen hatte, einen Frieden, in Folge dessen die städtischen Aemter von beiden Parteien besetzt wurden. Die Fortschritte der Aragonier auf Sardinien machten beide Parteien besorgt; der Verlust der ganzen Insel stand zu befürchten. Nun wendete sich die Gesammtkraft wieder gegen den äußern Feind und bekämpfte die Catalonier und Aragonier zur See, auf der Insel und in ihrem eigenen Land.

Die Dogenverfassung. Während sich die adeligen Geschlechter befehdeten, kam das Volk in Genua, das unter diesen Kämpfen viel zu leiden hatte, zum Bewußtsein seiner
1339. gedrückten Lage und seiner Kraft. Durch eine revolutionäre Erhebung der Popolarpartei wurde die bisherige Staatsordnung umgestoßen und nach dem Vorbilde Venedigs ein Doge an die Spitze der Regierung gestellt. Simone Boccanera, aus der erwähnten Adelsfamilie, war der Erkorne, dem ein Rath von zwölf Männern, sechs vom Adel und sechs vom Volk, zur Seite trat. Eine neue Eintheilung der Bürger nach Zünften (Conestaffel) verdrängte die alte Einrichtung der Compagnien. Viele Adelige wurden aus der Stadt gewiesen, ihre Schuldbücher verbrannt, die Abgabenverzeichnisse in der Dogana vernichtet. Die verbannten Edelleute suchten eine Zeitlang die neue Ordnung mit Gewalt zu stören; bald aber fanden sie sich in die Umstände und waren bestrebt, durch friedliche Verständigung wieder Theilnahme an der öffentlichen

Gewalt zu erlangen. Die Dogenverfassung wurde in allen genuesischen Orten und Territorien anerkannt. Als Boccanera seine Würde niederlegte und nach Pisa zog, wählte das Volk den Giovanni di Murta an seine Stelle. Unter Dec. 1344. ihm wurde nach langen Parteikämpfen zwischen der Aristokratie und der Volkspartei die Uebereinkunft getroffen, daß die Aemter der städtischen Administration und Justiz zu gleicher Anzahl aus dem Adel und den Popolaren besetzt werden sollten. Dies dauerte noch fort, als die Genuesen, entkräftet durch die langjährigen bürgerlichen Unruhen, durch die Kriege mit Venedig und durch Mißwachs und Theuerung, das Dogenregiment wieder aufhoben und den Fürstbischof von Mailand, Giovanni de' Visconti, zum Stadtherrn wählten. Als Sept. 1353. dieser im nächsten Jahr aus der Welt schied und seine Neffen sich in die Herrschaft theilten, traten in Genua neue Parteikämpfe ein, aus denen die Popolaren als Sieger hervorgingen. Die Dogenwürde ward hergestellt und zum 1361. zweitenmale dem aus Pisa heimgekehrten Simone Boccanera, und als dieser bald an den Folgen einer Vergiftung starb, dem Gabriel Adorno, einem Kaufmann aus dem Stande der Popolaren, übertragen. Durch die neue Partei- 1362. stellung wurde indessen die alte nicht beseitigt, vielmehr schieden sich die Popolaren gleichfalls in die Heerlager der Guelfen und Ghibellinen. Das Haupt der letzteren, Domenico da Campofregoso, stürzte den Dogen Gabriele und 1370. nahm mit Hülfe der eigenen Anhänger und Genossen dessen Stelle ein, bis die Gegner wieder Meister wurden und die Fregosi vertrieben oder gefangen setzten. 1378. Kurz nachher erlitten die Genuesen die große Niederlage auf Chioggia. Die kriegerischen Anstrengungen hatten große Auflagen nöthig gemacht, die auch nach dem Frieden von Turin noch fortdauerten. Da erzwang das Volk die 1381. Einsetzung eines Revisionsrathes, zur Hälfte aus der Kaufmannschaft, zur 1382. Hälfte aus den übrigen Zünften bestehend, welcher eine Verminderung der Abgaben bewirkte und das Regiment in popolarem Sinne einrichtete. Einigen Ersatz für die großen Verluste bot die Erwerbung von Famagosta auf Cypern durch Jacob von Lusignan, den neuen Inselkönig, dessen Anwesenheit in Genua mit großen Festlichkeiten gefeiert ward.

Im Anfang der neunziger Jahre war die Republik mehr als je durch Parteikämpfe zerrissen. Die Campofregosen, die Montalden, Guarchen, die Adornen und andere Familien stritten um die Dogenwürde; in Stadt und Land lagen bewaffnete Heerhaufen in unaufhörlichem Kampfe; es war ein Zustand fürchterlicher Zerrüttung, ein Krieg Aller gegen Alle: „Plünderungen, Brandschatzungen, Aushauen der Weinstöcke und Oelbäume, Seeräubereien der Tuneser steigerten die Trostlosigkeit der ländlichen Bevölkerung auf eine unerträgliche Höhe.“ Bald waren die Dogen im Amt, bald auf der Flucht. Da erkannten die Genuesen ihre Unfähigkeit, sich selbst zu regieren; sie wandten sich an Frankreich und unterwarfen sich vertragsweise der Herrschaft des Königs 25. Oct. 1396. Karl VI. Nun führte ein französischer Statthalter, dem ein Collegium von

Anarchie und Fremdherrschaft.

Anzianen und Consiglieren zur Seite stand, das Regiment im Stadtgebiet. Aber Ruhe und Ordnung wollten immer noch nicht zurückkehren. Erst als
1401. der Marschall Boucicault zum Gouverneur ernannt ward, und mit Blut und Eisen die Parteihäupter zu Paaren trieb, wurde ein gesetzlicher Zustand hergestellt.

Die Bank von S. Georg. Während dieser ruhigeren Jahre bildete sich der Handwerkerstand durch eine neue Zunfteinrichtung zu einer geschlossenen Gemeinde aus, und die Staatsgläubiger, welche, in eine Gesellschaft oder Capitel vereinigt, den größten Theil der öffentlichen Einkünfte in Händen hatten und schon im Jahre 1371 beflissen waren, durch Errichtung eines Staatsschuldentilgungsfonds die Schuldscheine (Luoghi) der Republik zu vermindern und den Credit zu heben, gründeten ein Institut von hochwichtiger Bedeutung — die Bank von
1407. St. Georg, ein von den Inhabern der Luoghi freigewähltes Collegium von acht Räthen, denen die Verwaltung der für die Verzinsung der Staatsschulden verpfändeten Güter und Einkünfte übergeben ward. Die Bank von S. Georg war eine von den Staatsbehörden unabhängige Actiengesellschaft mit eigenen Statuten, eingesetzt und überwacht von der Gesammtheit der Staatsgläubiger oder Actieninhaber, ein Staat im Staate und zwar ein weit besser geordneter und bald auch an Hülfsquellen reicherer als der ursprüngliche Staat selbst. Alle Oberbehörden der Republik mußten von der Zeit an schwören, die Bank von S. Georg bei ihren Rechten und Freiheiten zu schützen und zu erhalten, „und oft schienen die Bürger höchst gleichgültig zuzusehen, ob die Fregosi oder Adorni, die Fieschi oder Spinola der Staatsgewalt sich bemeisterten, wenn nur die siegende Partei die Constitution der Bank beschwor und unverletzt erhielt."

Die Franzosen vertrieben. Ermüdet durch die vorausgegangene Anarchie hatten die Genuesen Anfangs den französischen Gouverneur geliebt und gefeiert: bald wurde ihnen jedoch die Fremdherrschaft lästig; sie beschuldigten den Marschall, daß er seinen persönlichen Vortheil voranstelle, daß er durch seine Einmischung in die lombardischen Händel eine selbstsüchtige, den Genuesen nachtheilige Politik verfolge, daß er Bedrückung übe. Die Gährung wuchs bald zu solcher Höhe, daß
Sept. 1409. während Boucicaults Abwesenheit sein Stellvertreter zum Abzug gezwungen und auf dem Wege erschlagen ward. Ein Versuch des zurückkehrenden Marschalls, den Aufstand zu unterdrücken, schlug fehl; er mußte mit allen seinen Landsleuten Italien verlassen. Damit hatte die französische Herrschaft in Genua ihr Ende erreicht. Ein aus den verschiedenen Parteien gewählter Rath von zwölf Anzianen, dem der Markgraf von Montferrat als Stadthauptmann und Signore vorstand, übernahm nunmehr das Regiment.

Die Signorie des Herzogs v. Mailand. Die neue Obrigkeit war jedoch ohne Kraft und Dauer; der Markgraf wurde vertrieben, die alten Parteien stritten aufs Neue mit großer Erbitterung
1413. um den Besitz der wiederhergestellten Dogenwürde, Kämpfe in Stadt und Land, Flucht und Verbannung der Unterliegenden waren begleitet von

Angriffen der Aragonier und Catalonier zur See, von Eroberungskriegen des Herzogs von Mailand im Bunde mit genuesischen Ausgewanderten, von Geldnoth, Landverwüstungen, Hunger und Krankheiten. Endlich beschloß man, die Republik dem Mailändischen Fürsten unter denselben Bedingungen zu über- 1421. geben, unter denen sie früher dem König von Frankreich gehorcht hatte. Wie damals Boucicault, so wurde jetzt Francesco von Carmagnola Governatore von Genua, dem dann nach kurzer Unterbrechung Jacob de' Isolani folgte. 1423. Unter ihm und seinen Nachfolgern kamen zwei Jahrzehnte hindurch ruhigere Zeiten über die Stadt: Handel und Schifffahrt hoben sich; die Noten (Luoghi) der Georgenbank stiegen, aus den Thronkämpfen in Italien wurde mancher Gewinn gezogen.

Sinken der Republik. Aber in den dreißiger Jahren sagten sich die Genuesen wieder von der Mailänder Herrschaft los und kehrten zu dem Dogenregiment und damit zu 1436. den alten Parteikämpfen und anarchischen Zuständen zurück. Und doch standen ihre auswärtigen Besitzungen in Gefahr, von der Türkenmacht verschlungen zu werden. Während die Fregosi, Adorni und Fieschi einander bedrohten, ging Pera nach dem heldenmüthigsten Widerstand der genuesischen Streiter unter Giovanni de' Giustiniani an die Osmanen verloren, gerieth Caffa in 1452. Noth, wurde Corsica von den Aragoniern bedrängt, so daß die republikanische Regierung Colonie und Insel nicht länger zu halten vermochte. Sie trat beide an die Gesellschaft der S. Georgenbank ab, die nun zu deren Vertheidigung eine eigene Kriegs- und Seemacht unterhielt. „Nur aus dem kaufmännischen Interesse heraus konnte sich eine festere, ruhigere Ordnung der Dinge bilden, und das Institut der Bank von S. Georg würde wahrscheinlich mit der Zeit alle andern Staatsgewalten absorbirt und selbst zum Staat, zu einer fein ausgebildeten Kaufmannsaristokratie geführt haben, hätte sich Genua länger selbständig halten können, wäre es nicht vielfach nun durch Eingreifen fremder Interessen und Kräfte getrübt und herumgerissen worden." Wenige Jahre nachdem die Eroberung von Constantinopel durch die Türken der christlichen Handelsherrschaft im Osten unheilbare Wunden schlug, stellte sich die Republik abermals unter die Herrschaft Frankreichs. 1458.

5. Florenz.

a) Adel und Volk im Kampf um das Stadtregiment.

Entstehung der Volkspartei. Indeß die Adelsparteien der Guelfen und Ghibellinen in Florenz durch innere Kämpfe ihre Kräfte gegenseitig aufrieben und bald die Einen bald die Andern sich als Flüchtlinge oder Verbannte umhertrieben, erstarkte allmählich der „Popolo", die bürgerlichen Bewohner der Gewerkschaften, welche zwischen den abhängigen Leuten des Adels und den schöffenbarfreien Geschlechtern in der Mitte stehend persönlich frei aber ohne Theilnahme an der Regierung

waren und durch die politischen Kämpfe, Unruhen und Wechselfälle in ihrer Sicherheit und ihrem Wohlstand am meisten zu leiden hatten. Sie organisirten sich zu einer Volksgemeinde oder Eidesgenossenschaft, stellten einen Volkshauptmann (Capitano) an die Spitze, dem ein Rath von zwölf Volksältesten (Anziani) zur Seite stand und richteten eine Bürgerwehr auf, welche in zwanzig Kriegshaufen oder Fahnen geordnet und der Führung von Vennern oder Bannerträgern (Gonfalonieri) anvertraut auf den Ruf der Sturmglocke unter die Waffen zu treten hatte. Diese Volksgemeinde hatte gegenüber dem wilden Treiben der patrizischen Geschlechter, „der Großen", welche, geschützt durch ihre festen, burgartigen Häuser und abgeschlossenen Quartiere, mit ihren bewaffneten Knechten und Hausgenossen das Gemeinwesen beherrschten und ihre Widersacher nach Ritterweise unaufhörlich befehdeten, zunächst nur den Zweck, ihr eigenes Leben, ihre Güter und Habe zu sichern, ohne eine Theilnahme an dem Stadtregiment anzustreben, daher der „Popolo" auch Anfangs keiner der herrschenden Parteien unbedingt beitrat, sondern nur bedacht war, unter der wechselnden Herrschaft der Ghibellinen wie der Guelfen seine bürgerliche Organisation zu wahren und auszubilden. Erst allmählich drang die Parteiung auch in die Reihen der Popolanen ein, der erste Schritt zu einer politischen Wirksamkeit, zu einer Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten und Geschäften des städtischen Gemeinwesens.

Zunftverfassung.

Im dreizehnten Jahrhundert, als nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen mit furchtbarer Leidenschaft geführt wurden, als nach dem blutigen Tag von Montaperto Manfreds Herrschaft in ganz Toskana zur Geltung kam (VI, 302 f.), als nach der Schlacht bei Benevent die Guelfen ihre Siege und Triumphe feierten (VI, 346 ff.), als flüchtige Italiener von Florenz, Bologna u. a. O. die unsichere Heimath verließen und in andern Ländern des südlichen und westlichen Europa, vorab in Frankreich, neue Wohnsitze für ihren Handel, für ihre Bank- und Wechslergeschäfte suchten, gelangte auch in den tuscischen Städten das popolare Element zu größerer Bedeutung. Graf Guido Novello, den Manfred zum Podesta in Florenz eingesetzt, suchte nach dem Fall seines Gebieters sich dadurch in der Herrschaft zu halten, daß er sich auf die Volkspartei stützte und sie zu einer geschlossenen politischen Genossenschaft vereinigte. Zu dem Zweck wurde ein Stadtrath errichtet, zu welchem man auch einige gemäßigte Guelfen beizog, und die Bürgerschaft in Zünfte eingetheilt, jede mit einem Zunftmeister, Consul genannt, einem Capitan, einem Venner und einer Fahne. Bei dieser Einrichtung wird man sich auf die bisherige Volksgemeinde gestützt haben, aber die Zunftordnung unterschied sich dadurch von dem „Popolo", daß auch Patrizierfamilien eintraten, daß die Zünfte den ganzen Kern der Gemeindebürger, das eigentliche florentiner Volk bildeten.

Die ursprüngliche Zahl von sieben höheren Zünften, worin die Rechtsgelehrten, Notare und Aerzte, die höhere Kaufmannschaft und Wechsler, die Seidenhändler, Tuchmacher u. A. ihre Stelle fanden, und die als „Popolo grasso" den fünf niederen Zünften, dem „kleinen Volk" (Popolo minuto) entgegengesetzt waren, wurden im Laufe der Zeit, als die demokratische Entwickelung weiter um sich griff, noch bedeutend vermehrt, so daß sie im vierzehnten Jahrhundert sich auf einundzwanzig belief und die Zünfte so sehr als die eigentliche Volksgesammtheit, als die florentinische Nation galten, daß alle Adelsgeschlechter, sofern sie am Stadtregimente Antheil haben wollten, sich in irgend eine Zunftgenossenschaft als Glieder einschreiben lassen mußten.

Die von Guido getroffene Zunftorganisation blieb auch bestehen, als er und seine ghibellinischen Parteigänger aus der Stadt getrieben wurden, und unter der Aegide Karls von Anjou die Guelfen an das Staatsruder gelangten und eine aus Patriziern und Popolanen gemischte Regierung mit verschiedenen Rathscollegien aufrichteten. Die Güter der flüchtigen oder verbannten Ghibellinen wurden zum Theil von der herrschenden Partei als Entschädigung eingezogen, theils verkauft, wobei man den veränderten Zeitverhältnissen bereits insoweit Rechnung trug, daß man den bürgerlichen Mitgliedern der sieben höheren Zünfte gestattete, adeligen Grundbesitz zu erwerben. Zur Wahrung ihrer Parteiinteressen bildeten die Guelfen eine eigene Corporation, die Guelfengesellschaft (Parte Guelfa) mit Vorstehern und Beisitzern, welche durch ihr großes Vermögen stets einen wichtigen Einfluß im Staat übte und einige Aehnlichkeit mit der Georgenbank in Genua hatte. Die Herrschaft der Guelfen.

Die ausgewanderten Ghibellinen sammelten sich in einzelnen festen Orten und suchten, gestützt auf Pisa und Siena, wo ihre Partei die Herrschaft besaß, ihren Gegnern beizukommen und die Rückkehr zu erzwingen. Dadurch war das ganze Arnothal von ununterbrochenen Kämpfen erfüllt und der Haß und die Rivalität, die von jeher zwischen Pisa und Florenz obwaltete, wurde zur heftigsten Leidenschaft entflammt. In beiden Städten bestanden damals ähnliche Einrichtungen und Verhältnisse; auch in Pisa, wo die Häupter der Guelfen im Exil lauerten, wie in Florenz die Ghibellinen, hatte sich zwischen den hadernden Adelsgeschlechtern eine Volksgemeinde mit Zunftgliederungen gebildet, welche nach Herrschaft rang. Aber die Schicksale waren ungleich. Indeß in Florenz sich die Zunftorganisation immer mehr entwickelte, so daß schon in den achtziger Jahren die „Priori delle Arti", deren Zahl allmählich 1282.
von drei auf zwölf stieg, das Regiment erlangten und unter dem Namen „Signoria von Florenz" die höchste Regierungsbehörde bildeten; erlitt Pisa durch die vereinte Macht der Genuesen, der Florentiner und anderer toskani- 1284.
scher Städte so erschütternde Schläge, daß es in seiner Freiheit und in seinem Wohlstand für immer geknickt ward. Die Guelfen erhielten nunmehr auch in Pisa die Oberhand und ihr Haupt, der reiche und mächtige Ugolino della Gherardesca, richtete ein strenges Regiment auf, bis der ghibellinisch gesinnte Erzbischof Ruggieri aus dem Geschlechte der Ubaldini im Mugello denselben Pisa und die Ghibellinen.

1288. bei einem Aufstande in seine Gewalt brachte, und ihn und seine Söhne und Enkel den Hungertod sterben ließ, worauf die Pisaner seine Verwandten und Anhänger vertrieben und den Grafen Guido von Montefeltro zum Signore erwählten.

Die Popolanen im Wachsen. Florenz dagegen behauptete nicht nur seine Freiheit und Volksherrschaft, es nahm auch unter dem Regimente der Prioren der Zünfte einen mächtigen Aufschwung. Die Popolanen, reich durch Handel und Industrie, suchten in Ritterkünsten und Waffenübung, in Pracht und Luxus bei Festen, in Gastfreiheit und Glanz des Lebens mit den adeligen Geschlechtern zu wetteifern, so daß die Arnostadt an Bildung, an Kunst- und Schönheitssinn wie an Wohlstand allen andern Städten voransging und der Sammelplatz für Sänger und Troubadours und alle Genossen der heitern Musenhöfe wurde. Wohl mochten die Adelsgeschlechter mit Neid und Mißgunst auf das Emporkommen der Popolanen blicken und es mit Unwillen empfinden, daß sie nach und nach von allen einflußreichen Aemtern verdrängt wurden; aber im Parteihaß wider die gegnerischen Standesgenossen unterschätzten sie die Gefahr, die ihnen von dem demokratischen Regimente drohte; auch waren sie so sehr vom Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit im Felde, in der Politik, in Staatsgeschäften und von ihrer Unentbehrlichkeit in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten erfüllt, daß sie sich sorglos den Boden unter den Füßen untergraben ließen. Die Popolanen suchten das Erwachen der Edelleute zu verhindern; als in Arezzo, wo gleichfalls ein popolares Zunftregiment unter Prioren sich gebildet hatte, die Guelfen und Ghibellinen sich zum Sturze der Demokratie vereinigten und dann wieder eine ghibellinische Adelsherrschaft aufgerichtet ward, strengten die Popolanen von Florenz, an kriegerischer Tapferkeit und Waffenlust den Rittern nicht nachstehend, alle Kräfte an, um die Aretiner zu Fall zu bringen und das gefährliche Beispiel zu unterdrücken. Mehr als einmal rückten die Florentiner zu Roß und zu Fuß in die feindliche Gemarkung und verwüsteten
1290 ff. Fruchtfelder und Obstgärten bis unter die Mauern von Arezzo.

Die Ordonanzen der Guistizia. 1292. Zugleich suchten sich die Popolanen gegen einen ähnlichen Rückschlag in der eigenen Stadt sicher zu stellen. Durch die Vorgänge in Arezzo mag den florentinischen Adelsfamilien der Muth gewachsen sein: ihr Betragen gegen die Zünfte wurde feindselig und herausfordernd. Da erging unter der Leitung des Giano della Bella, eines bei dem Popolo grasso angesehenen Mannes eine Reihe gesetzlicher Bestimmungen, „Ordonanzen der Gerechtigkeit“ genannt, wodurch das Gerichtsverfahren gegen den Herrenstand verschärft, der Zeugenbeweis erleichtert und das Strafurtheil auch auf die betheiligten Blutsverwandten oder Genossen des Schuldigen ausgedehnt wurde. Zugleich schloß man für die Zukunft alle Männer adeliger Herkunft oder Haltung von den Priorenämtern aus, selbst wenn sie durch Handelsgeschäfte oder anderes Gewerbe einen Platz unter den Zunftgenossen hatten. Ein „Gonfalionere

della Guistizia", der neben den Prioren im Palast seine Amtswohnung erhielt und dem eine schwergerüstete Bürgerwehr bis zu viertausend Mann ansteigend mit eigener Fahne zur Verfügung gestellt war, sollte über die Vollziehung dieser Volksgesetze wachen.

Die guelfischen Herrengeschlechter, die „Granden", unter einander in Hader und Fehde, konnten diesen tödtlichen Schlag gegen ihre Macht nicht verhindern. Viele adelige Güter kamen in den Besitz der Bürgergemeinde, deren Ansehen und Bedeutung von der Zeit an kräftig emporwuchs. Ein allgemeiner Wohlstand bei geringer Besteuerung gab Zeugniß von dem gesunden Zustand der Republik und erweckte Furcht und Vertrauen nach Außen. „Nachdem die Verfassung festgesetzt war", heißt es bei Machiavelli, „wurde zu größerem Glanze und zu mehrerer Sicherheit der Signoren der Palast der Signoria gegründet und durch Niederreißen der Häuser, die früher den Uberti gehört, ein Platz davor angebracht. Zur nämlichen Zeit wurden auch die öffentlichen Gefängnisse angefangen, und alle diese Gebäude waren in wenig Jahren beendigt. Nie war unsere Stadt größer und glücklicher als in diesen Zeiten; sie war voll Menschen und Reichthümern und genoß des größten Ansehens. Die Zahl ihrer waffenfähigen Bürger erreichte 30,000, derer aus dem Gebiet 70,000; und theils als Unterthanin, theils als Freundin gehorchte ihr ganz Toscana. Obgleich zwischen Edlen und Volk einiger Groll und Vorrecht stattfand, so sah man doch keine üble Wirkung, sondern alle lebten in Frieden und Eintracht. Und wäre dieser Friede nicht durch neue Feindschaften im Innern gestört worden, so durfte er die äußeren nicht fürchten, denn die Stadt war so weit gekommen, daß sie die Kaiser nicht mehr fürchtete, noch ihre Verwiesenen, und daß sie allen Staaten Italiens durch ihre Streitkräfte die Spitze bieten konnte. Die Uebel aber, die ihr durch die äußeren Mächte nicht zugefügt werden konnten, fügten ihr die inneren zu."

Blühender Zustand der Republik.

Die Edelleute verziehen dem Giano, der aus ihren Reihen zum Volk übergegangen, die Schwächung ihre Macht niemals, und sie erreichten es, als der Uebermuth des gemeinen Volks bei einem Aufstand einen Umschwung in der öffentlichen Meinung erzeugte, daß er in die Verbannung ziehen mußte. Er begab sich nach Frankreich, wo er im Verein mit den Pazzi ein Wechselgeschäft gegründet hatte. Ein Versuch der „Granden", den Fall des Führers zur Abschaffung der verhaßten Gesetze zu benutzen, schlug jedoch fehl. Die Bestimmungen blieben in Geltung, und viele der ärmeren Linien und Familien der alten Adelsgeschlechter verließen nunmehr die Reihen ihrer Sippschaften und traten zu den Popolanen der höheren Zünfte über, wodurch der Grund zu einer neuen bürgerlichen Nobilität gelegt ward.

Giano verbannt. Die bürgerliche Aristokratie. 1294.

Die Zustände und Parteiverhältnisse Toscana's am Ende des 13. und im Anfang des 14. Jahrhunderts haben wir bei Gelegenheit der Romfahrt Heinrichs VII. und im Leben Dante's kennen gelernt (VII, 834 ff., 864—66). Die Trennung der Cancellieri von Pistoja in die Partei der „Schwarzen" (Neri) und der „Weißen" (Bianchi) gab Veranlassung, daß auch in Florenz, wo die Häupter der streitenden Factionen beider Linien ihren Aufenthalt nahmen, dieselbe Parteiung eintrat, indem die emporgekommene Kaufmannsfamilie der Cerchi, geldstolze, übermüthige Leute, in ihrem Kampf gegen das verarmte,

Die Bianchi und Neri.

aber ritterliche Adelsgeschlecht der Donati, von ihren Pistojischen Gästen für sich und ihren Anhang den Namen der „Weißen" annahmen, indeß ihre Gegner als „Schwarze" bezeichnet wurden. Auch nach Lucca, wo in ähnlicher Art wie in Florenz die bürgerlichen Zünfte und Wehrmannschaften mit den adeligen Großen im Streit lagen, verbreiteten sich die Parteinamen. Ganz Toscana wurde nunmehr aufs Neue durch Factionen und Bürgerkriege zerrissen, welche Papst Bonifacius VIII. und sein eigennütziger Friedensstifter Karl von Valois umsonst beizulegen bemüht waren. Wir haben gesehen, welche Stellung Dante dabei einnahm; Corso Donati, das Haupt der
1302. Schwarzen, war der Urheber seiner Verbannung (VII, 366). Der Dichter und viele seiner Schicksalsgenossen schlossen sich an die Ghibellinen an, während die guelfischen „Schwarzen", an die Popolanen angelehnt, in Florenz das Regiment führten.

Parteikämpfe und Anarchie in Toscana.

Nun folgten Jahre der wildesten Parteikämpfe, in welche ganz Toscana verflochten ward. Die Ghibellinen und Bianchen, die in festen Burgen über das Land zerstreut wohnten und auf Pistoja, Arezzo u. a. O. gestützt ihre Rückkehr zu erzwingen trachteten, wurden von den florentinischen Popolanen und Neri unaufhörlich befehdet. Umsonst suchte der Papst durch Legaten Versöhnung zu stiften; die Leidenschaften waren zu sehr erregt, selbst das über Florenz und die andern unfolgsamen Städte verhängte Interdict war ohne Wirkung und mehrte noch die Verwilderung. In der Arnostadt selbst traten anarchische Zustände ein, so daß man wiederholt fremde Vermittlung anrief und sich dem schiedsrichterlichen Spruch einer bevollmächtigten Commission, Balia, unterwarf. Ein furchtbarer Brand, durch den mehrere Familien des Popolo grasso, wie die Cavalcanti und Gherardini Hab und Gut verloren, und die Ankunft einer verwilderten Söldnerbande von allerlei verlaufenem Volk unter Robert von Calabrien, steigerten die Noth und Verwirrung. Die guelfischen Edelleute, deren Waffendienste die Republik in diesen sturmbewegten Zeiten nicht entbehren konnte, trugen das Haupt höher und strebten wieder nach der Herrschaft. Corso Donati, durch Heirath mit Uguccione della Faggiuola, Herrn von Arezzo, dem reichsten Ghibellinenhäuptling der Romagna verwandt, ging mit dem Plane um, sich zum Stadtherrn aufzuschwingen. Da ermannten sich die Popolanen und traten unter die Waffen; Corso Donati wurde nach heftigem Straßenkampfe mit seinen Anhängern aus der Stadt getrieben und fand auf der Flucht durch die Lanze eines catalonischen
1308. Soldknechts seinen Tod.

Der Hof von Neapel gewinnt Macht in Toscana.

Während des Römerzugs Heinrichs VII. gelang es dem König Robert von Neapel die guelfischen Städte in Toscana und in der Romagna zu einer Liga zu vereinigen und eine Versöhnung zwischen den Granden und Popolanen zu vermitteln. Dadurch erlangte der Neapolitaner einen mächtigen Einfluß in Toscana, der auch nach Heinrichs Tod noch fortdauerte. Die Florentiner übertrugen ihm und später seinem Sohne Karl die Signorie, und mehrere Jahre hindurch führten die Neapolitaner das entscheidende Wort in Toscana. Die aufstrebende Macht der Ghibellinen, die wie früher erzählt (VII, 856 f.) in Pisa, Lucca, Arezzo u. a. O. an Uguccione, an der Familie der Interminelli, besonders an Castruccio Castracani mächtige und fähige Häupter hatten, bewog die Guelfen, nach der blutigen Niederlage bei Montecatini, das neapolitanische Bündniß eifrig zu suchen und sich zugleich mit dem päpstlichen Stuhl wieder in gutes Einvernehmen zu setzen. Dadurch nahm der Parteienkrieg in

Toscana an Ausdehnung und Heftigkeit zu. Es kam vor, daß die Spoletiner, als die Ghibellinen das Regiment in der Stadt erhielten und durch die guelfischen Peruginer bedrängt wurden, das Gefängniß in Brand steckten und zweihundert ihrer angesehensten Mitbürger von der Gegenpartei, die sie daselbst eingeschlossen hatten, den Flammentod sterben ließen. Dafür ermordeten zwei Jahre später die guelfischen Peruginer bei der Einnahme von Assisi über hundert der angesehensten Ghibellinen, und in Urbino überwältigten die empörten Einwohner mit Hülfe florentinischer und sanesischer Guelfen den Stadtherrn Federigo von Montefeltro und ließen ihn mit seinen drei Söhnen eines martervollen Todes sterben.

Florenz hatte von dem Bunde mit Neapel mehr Schaden als Vortheil. Rückwirkung auf Florenz.
Zwar wuchs die kriegerische Kraft der Republik, so daß sie den früher beschriebenen Römerzug Ludwigs des Baiern ungefährdet überdauerte (VII, 891 ff.), ihrem größten Gegner, dem gewaltigen Castruccio Castracani, des Kaisers Verbündeten, energischen Widerstand leistete und nach dessen Tod und Ludwigs Abzug in mehreren Städten, wie Arezzo, Pistoja u. a. die Signorie erwarb; daß die Stadt vergrößert, befestigt und mit stattlichen Bauten geschmückt und in dem feindlichen Gebiete der Ubaldini nach Art der alten Römer die Colonie Firenzuola zum Schutz gegen Angriffe und zur Anbahnung neuer Eroberungen angelegt werden konnte; dagegen machte die bürgerliche Freiheit Rückschritte. 1332.
Die Uebertragung der Signorie an den Herzog von Calabrien hatte zur Folge, daß sich ein kleiner Hof bildete, indem bald der Königssohn selbst, bald sein Stellvertreter, Walter von Brienne, Herzog von Athen, mit einer Leibgarde von provenzalischen und catalonischen Söldnern seinen Aufenthalt in der Arnostadt nahm, daß die Adelsgeschlechter, die durch die kriegerischen Zeiten an Ansehen und Bedeutung ohnedies gewannen, nun einen Mittelpunkt und festen Halt zu Angriffen gegen das Volksregiment und zu Umsturzversuchen erhielten (wie denn schon vor Ludwigs Ankunft unter den Granden der Plan auftauchte, dem Herzog monarchische Gewalt beizulegen); daß die Lebensweise 1326.
vornehmer und üppiger ward und insonderheit die Modesucht der Frauen und das Gefallen an Kleiderpracht und künstlichem Kopfputz Veranlassung zu Gesetzen über öffentliche Tracht und Kleiderordnung gab. Wohl regten sich hie und da in den Herzen der Patrioten Besorgnisse über die Gefahren, besonders seitdem nach dem Tod Karls von Calabrien der Herzog von Athen seinen † 9. Nov. 1328.
ständigen Sitz in Florenz aufschlug und immer deutlicher seine dynastischen Gelüste kund gab; aber die Vortheile, welche viele reiche Florentiner aus dem Bündniß mit Neapel zogen, wo sie die einträglichen Geldgeschäfte des Hofes und der Aristokratie besorgten, drängten die Bedenken zurück. Flossen doch der Stadt so große Einnahmen zu, daß der allgemeine Wohlstand sich in allen Verhältnissen kund gab, daß Florenz schon damals der beneidete Sitz des Reichthums, des Kunstsinnes und jeglicher Bildung war. Da die äußeren Formen der Volksherrschaft fortbestanden, so gab man sich gerne der Täuschung hin, daß Nichts für die Freiheit zu fürchten sei. Ohnedies schauten die

höheren Zünfte, die Männer des Popolo grasso, mit Unruhe und Sorge auf die demokratischen Bestrebungen der unteren Stände; die bürgerliche Nobilität war durch eine nicht minder tiefe Kluft von den niederen Volksklassen geschieden, als einst die Adelsgemeinde von dem „Popolo". Viel leichter ließ sich jetzt eine Verbindung zwischen den Granden und den vornehmeren Popolanen herstellen, als zwischen den letzteren und der begehrlichen Demokratie.

Walter von Brienne strebt nach monarchischer Gewaltherrschaft. 1342.

Diese Verhältnisse suchte der Herzog zur Gründung einer Tyrannis zu benutzen. Indem er die Eifersucht des Popolo grasso auf die geringen Zunftgenossenschaften nährte und schärfte, dem Adel Aussichten zur Wiedererlangung seiner früheren Machtstellung eröffnete, das untere Volk durch Wohlthaten und glänzende Versprechungen in sein Interesse zog, gewann er solche Popularität, daß ihm auf allgemeinen Wunsch die Signorie auf Lebenszeit übertragen und der Tag seiner Erhebung mit Freudenfesten und Illumination gefeiert ward. (Aug. 1342.) Aber nur zu bald erkannten die Florentiner die Falle, in die man sie gelockt. Dem Herzog kam es nicht in den Sinn, die Aristokratie zur Herrschaft zu berufen. Gleich den Tyrannen im alten Hellas stützte er sich auf das kleine Volk, auf eine ergebene Kriegsmannschaft und auf auswärtige Verbindungen. Nicht nur daß er das demokratische Stadtregiment bestehen ließ, er vermehrte das Priorencollegium durch Leute aus den unteren Zünften; er bildete sich eine zahlreiche Garde aus französischen Soldknechten, er schloß Schutz- und Trutzbündnisse mit den Markgrafen von Este in Modena und Ferrara, mit den Stadtherren von Bologna, Pisa u. a., und als er Zeichen von Mißmuth und Ingrimm unter den Florentinern wahrnahm, suchte er durch Schrecken jede Bewegung niederzuhalten, wobei er einen florentinischen Hauptmann Guglielmo von Arezzo als Werkzeug und Blutrichter gebrauchte.

Sturz und Vertreibung des Herzogs. 1343.

Aber so klug Walter von Brienne seine Berechnung gestellt hatte, sein Plan sollte dennoch in Kurzem scheitern. Der Uebermuth der französischen Leibwächter und die Verführungskünste, die sie gegen Frauen und Mädchen anwandten, reizte die italienische Eifersucht; die Geldgier des Herzogs, die ihn zu drückenden Auflagen verleitete, erregte die Erbitterung des Volks. Es bildeten sich zu gleicher Zeit drei Verschwörungen, an denen die angesehensten Familien, sogar der Bischof betheiligt waren. Die eine wurde durch Verrath entdeckt, als aber Walter von Brienne einige der Häupter verhaften ließ, fürchteten Alle, die sich derselben Schuld bewußt waren, das gleiche Schicksal. Die gemeinsame Gefahr führte daher auch rasch zu gemeinsamem Handeln. Adel und Nobilität reichten sich die Hand zur Versöhnung; die Verschwornen aller Richtungen vereinigten sich und verabredeten einen Aufstand. Zwei Tage lang trotzte Herr Walter mit seiner Söldnerschaar in seinem befestigten Palaste den Stürmen des Bürgerheers; aber ringsum eingeschlossen und von aller Hülfe und Zufuhr abgeschnitten, mußte er endlich weichen. Von der hungernden Soldmannschaft zur Nachgiebigkeit gedrängt, lieferte er den verhaßten Guglielmo

und seinen achtzehnjährigen Sohn der tobenden Menge aus, welche die Opfer ihrer Rache lebendig in Stücke zerriß. Darauf schloß er mit den vierzehn Männern und dem Bischof, aus denen man eine provisorische Regierung gebildet hatte, einen Vertrag, in Folge dessen er und seine Leute freien Abzug erlangten. Seine Gesetze und Anordnungen wurden abgeschafft und der Tag 26.Juli 1343. der Befreiung zum republikanischen Fest erhoben.

„Dieser Herzog war, wie seine Regierung beweist, habsüchtig und grausam", urtheilt Machiavelli, „in den Audienzen schwierig, im Antworten hochmüthig. Er wollte die Unterwürfigkeit, nicht das Wohlwollen der Menschen und wünschte daher eher gefürchtet als geliebt zu sein. Sein Aeußeres war nicht weniger gehässig als seine Sitten. Er war klein und schwarz, hatte langen dünngesäeten Bart. In jeder Hinsicht verdiente er Haß. So entzogen ihm nach zehn Monaten seine schlechten Sitten die Herrschaft, welche ihm der schlimme Plan Anderer gegeben hatte."

b) Die florentinische Republik unter der Herrschaft der Zünfte.

Wie in Altgriechenland ging auch in Florenz der Sturz der Tyrannis Aufrichtung der Volksherrschaft. hauptsächlich von den Aristokraten aus: der Adel hatte sich mit dem herrschenden Stand der vornehmen Popolanen zu gemeinsamem Handeln verbunden. Aber wie dort führte auch hier der naturgemäße Gang politischer Entwickelung zur Demokratie. Unter dem Herzog war das kleine Volk zur Theilnahme an der Regierung zugezogen worden; diese Errungenschaft ließ es sich nicht wieder entreißen. Daher konnte die Einrichtung der Vierzehn, wonach die hohen Aemter, wie die der Prioren, der „guten Männer", welche deren Rathscollegium bildeten, und der Bannerherren dem Adel und der Nobilität vorbehalten bleiben, die geringen Leute nur zu unteren Stellen zugelassen werden sollten, nicht von Dauer sein. Der Stolz und Uebermuth der Oligarchie, die sich nun wieder im ausschließlichen Besitz der Herrschaft wähnte und durch eine neue Eintheilung der Stadt in vier Quartiere anstatt der bisherigen sechs Regionen (Sestiere) sich ihres Zusammenhanges mehr bewußt ward, trug zur Beschleunigung des Umsturzes bei, indem er zunächst in der herrschenden Klasse eine Spaltung zwischen Hocharistokraten und Gemäßigten herbeiführte und dadurch der Revolution der Popolanen Vorschub leistete. Schon im September erfolgte ein Volksaufstand. Die Adelsgeschlechter der Sept. 1343. Donati, Adimari, Cavalcanti, Frescobaldi, Nerli u. a. wurden nach heftigem Kampfe an der Arnobrücke und in ihren Quartieren überwältigt und zur Auswanderung gezwungen. Darauf wurden acht Prioren, wovon drei dem Popolo grasso, fünf den niederen Zünften angehörten, an die Spitze der Regierung gestellt und der Adel gänzlich von der Regierung verdrängt. „Jetzt stehen wir beim Regiment der Handwerker und des niederen Volkes", klagt Villani, „denn die meisten der einundzwanzig Zunfthäupter, durch welche die Gemeinde regiert wird, sind niedere Handwerker, herbeigelaufenes Volk vom Lande und

Fremde, denen der Staat wenig am Herzen liegt und die noch weniger ihn zu leiten verstehen, weil sie in den Tag hinein übereilte Verordnungen machen ohne alle vernünftige Begründung." Große Geldverluste, welche um diese Zeit mehrere reiche Bankhäuser, besonders die Bardi und Peruzzi in Folge des englisch-französischen Krieges erlitten, kamen der Demokratie zu statten, indem sie eine größere Ausgleichung der Vermögensbestände bewirkten. Der Reichthum der großen Wechsler und Handelsleute ging zu Grunde, und die Handwerker kamen auf.

Neue Parteibildungen. Einige Zeit nachher wurden alle Ghibellinen und Fremde von den städtischen Aemtern ausgeschlossen. Diese harte Maßregel war hauptsächlich das Werk der „Guelfenpartei" jener reichen Geldgesellschaft, welche während der Nothstände, von denen die Florentiner gegen das Ende der vierziger Jahre durch Theuerung, Hunger und Pest heimgesucht waren, sich durch Wohlthätigkeit, Unterstützungen und Darlehen viele Freunde und Anhänger gemacht hatte. Aber die unverdiente Zurücksetzung verletzte eine große Zahl ehrbarer Bürger und geschickter Handwerker. Das Gesetz der Ausschließung aller Fremden von den Aemtern wurde noch drückender und ungerechter, als die Florentiner, um der vorstrebenden Macht der ghibellinischen Visconti eine geschlossene Gegenwehr zu bieten, eine Anzahl kleinerer Städte und Ortschaften, die sich bisher nur ihrer Signorie oder Schutzherrschaft unterworfen hatten, unterthänig machten und
1353. mit dem florentinischen Bürgerrecht beschenkten, wodurch viele wohlhabende Familien veranlaßt wurden, ihren Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß die Ghibellinen und die zurückgesetzten Leute gemeinschaftliche Sache machten. Dies war um die Zeit, da König Karl IV. die Romfahrt unternahm, die wir in den obigen Blättern kennen gelernt haben (S. 126 ff.). Nun schöpften die Ghibellinen neuen Muth, und wie kläglich auch der Zug ausfiel, er hatte doch die Folge, daß mehrere toskanische Städte sich der florentinischen Hegemonie entzogen, daß Pisa eine feindselige Haltung annahm, daß in Siena eine Volksherrschaft aufgerichtet ward, wodurch alle Macht an die unteren Zünfte kam, daß da und dort ghibellinische Edelleute und große Popolanen, zuweilen unter der Schattenautorität eines machtlosen Reichsvicars, sich in das Regiment theilten. Die Florentiner wußten sich aus der Verlegenheit zu ziehen, indem sie zum Schein die Reichsgewalt anerkannten und der Geldnoth des Luxemburgers durch liberale Spenden abhalfen; aber sie brauchten Zeit, ehe sie wieder die frühere vorherrschende Stellung erlangten. An den Pisanern, welche den Handelsvertrag verletzt hatten, rächten sie sich auf eine empfindliche Weise,
1356. indem sie von den Sanesen den Seeplatz Telamone erwarben und durch Anlegung eines Hafens und einer Straße einen neuen Handelsweg für ihre Waaren schufen, eine Maßregel, welche den gesunkenen Wohlstand von Pisa vollends untergrub.

Die Einrichtung des Ammonirens. Für die Verfassungsgeschichte der Republik Florenz war diese aufgeregte Zeit nicht ohne wichtige Folgen. Als mit dem Abzug der Deutschen die Hoffnungen der Ghibellinen und ihres Anhangs wieder sanken, benutzte die „Guelfenpartei" die Umstände, um ihren Einfluß und ihre Herrschaft fester zu begründen. Nicht genug, daß man das Ausschließungsgesetz, von dem man in den letzten Jahren hie und da abgegangen sein mochte, wieder in der früheren Strenge handhabte, es wurde auch durch die Einrichtung des „Ammonirens", der Ausmittelung und Verwarnung ghibellinisch gesinnter Bürger, eine Art

geheimer Staatsinquisition gegründet, vor welcher jeder mit einem Amte betraute oder dazu vorgeschlagene Florentiner des Ghibellinismus angeklagt werden durfte. Konnte die Anklage durch Zeugen bewiesen werden, so wurde der Schuldige „verwarnt“ (ammonirt), d. h. ausgestoßen und mit einer Geldbuße von fünfhundert Silbergulden belegt; konnte die Beschuldigung nicht durchgeführt werden, so blieben Kläger und Zeugen unbestraft. Dadurch kam auf eine Reihe von Jahren das Regiment der Republik gänzlich in die Hände der reichen Guelfen. Fortan schwebte das Damoklesschwert über allen früheren und künftigen Beamten. Die Anklagebeutel, mit Denunciationen gefüllt, dienten zu den gehässigsten Proscriptionen. Die „Guelfenpartei“ und ihre Hauptleute herrschten in Florenz wie einst die Ephoren in Sparta. Ihr Palast stand in größerem Ansehen, versichert Machiavelli, als der der Signorie, so daß kein Gesandter nach Florenz kam, der nicht ihnen seine Aufwartung gemacht hätte.

Die kriegerischen Bewegungen, von denen in den nächsten Jahren ganz Italien heimgesucht war, lenkten die Blicke von dem inneren Verfassungsleben ab. Es war dies die Blüthezeit des Condottierenwesens, das wir früher kennen gelernt (S. 342). Durch die Soldbanden, welche von den Stadtrepubliken in Dienst genommen wurden, fand der streitlustige Landadel, dessen Fehden so lange das öffentliche Leben zerstört und verwirrt hatten, seinen Untergang oder auch einen neuen Tummelplatz. Von den Kaisern verlassen, von den Bürgerheeren angegriffen, vermochte er sein romantisches Kriegs- und Abenteurerleben nicht länger durchzuführen; allein die Söldnerschaaren, denen er erlag, boten ihm zugleich Raum und Gelegenheit, sein gewohntes Waffenhandwerk fortzusetzen; manche suchten ein Asyl in den bürgerlichen Kreisen der Städte. Es wurde schon früher erwähnt, daß seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die alten Parteinamen Guelfen und Ghibellinen ihre ursprüngliche Bedeutung eingebüßt haben; weder das Kaiserthum noch die Kirche konnte mehr hoffen, eine Oberherrschaft über Italien zu erlangen, wie sie der mittelaltrigen Menschheit vorgeschwebt. Wenn doch noch die Namen fortbestanden, so liegt darin ein Beweis, wie schwer überlieferte Traditionen und gewohnte Vorstellungen aus der Welt verschwinden, wie gerne sich das werdende und neugestaltende Leben an das dahinschwindende anknüpft, wie gern sich neue Begriffe und Prinzipien in altbekannte Formen und Bezeichnungen kleiden. So drückend man auch in Florenz das guelfische Oligarchenregiment empfinden mochte, unter den heftigen Kämpfen gegen das nebenbuhlerische Pisa, unter den aufregenden Eindrücken der Söldnerschlachten und der strategischen Künste und Listen der Condottieri hatte die Verschwörung, die der kühne leidenschaftliche Bartolomeo de' Medici mit einigen freiheitliebenden Männern zum 1360.
Umsturz der neuen Gewaltherrschaft wagte, keinen Fortgang. Der klug ausgesonnene Plan der Verschwornen, denen viele der angesehensten Familien

Florenz unter der guelfischen Oligarchie.

vom Adel und den großen Popolanen angehörten, bei dem Wechsel des Jahres sich der Signorie zu bemächtigen und die Regierung zu ändern, wurde durch die Käuflichkeit eines Unterhändlers verrathen. Bartolomeo selbst kam mit dem Leben davon, aber mehrere Häupter des Complotts starben durch das
1364. Richtbeil. Bald nach Abschluß eines Friedens mit Pisa unternahm Kaiser Karl IV. seinen zweiten Italienerzug. Während seiner Anwesenheit und während der bald nachher ausgebrochenen nationalen Bewegung gegen den Papst, die wir früher kennen gelernt, mochte die guelfische Aristokratie eine gelindere Praxis des Ammonirens eingehalten haben. Als sich aber die Gefahr verzogen hatte, verfuhr man wieder mit der alten Strenge und fügte zu dem Druck noch Hohn und Uebermuth.

„Es ist unbeschreiblich", heißt es bei Leo, „mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit damals die reicheren Bürger von Florenz, die dadurch, daß sie einen Theil ihrer Jugendzeit in Handelsgeschäften und zwar größtentheils mit Wucher- und Wechselgeschäften im Auslande zubrachten, wo sie eben ihres Geschäftes wegen wie die Juden verachtet und doch gesucht wurden, ferner durch das ausgelassene sinnliche Leben in Florenz allen sittlichen Halt verloren; mit welcher Begierde, List und Schamlosigkeit diese die öffentlichen Verhältnisse für ihre Privatzwecke verwendeten. Wie die Bankiers mit Geldsummen verfuhren, wie sie diese tauschten, verwendeten, vertheilten oder vereinigten, je nachdem es ihnen Vortheil brachte, ganz mit derselben Kälte behandelten sie menschliche Verhältnisse. — Die Heiligkeit der Ehe hatte ganz aufgehört, und daß die Frauen ärmerer Männer für Geld den Reichen zu Willen waren, war ein so allgemeines fast anerkanntes Verhältniß, daß ein entschiedener Widerspruch des ärmeren Mannes diesen sicher ins Verderben geführt haben würde." Die ganze Klasse des Popolo minuto enthielt den entehrenden Beinamen Ciompi (aus Compare, Gevatter, Schwager).

Die Revolution der „Ciompi". 1378.

Bis gegen Ende der siebenziger Jahre führte die guelfische Aristokratie das Regiment; sie bekleidete die höchsten Staatsämter, die Signorie, und führte das entscheidende Wort im Rathe. Die Buondelmonti und Albizzi, alte Adelsgeschlechter, welche in die bürgerlichen Kreise des Popolo grasso eingetreten waren, besaßen mit den Häuptern der „Parte Guelfa" den höchsten Einfluß. Als aber der Friede mit der Kirche hergestellt war, richteten sich die Blicke der Florentiner auf die inneren Gebrechen. Mit Grimm blickten die unteren Stände auf ihre schmachvolle Erniedrigung; doch hätten sie das schwere Joch wohl noch länger tragen müssen, wäre nicht die Aristokratie durch Eifersucht und Familienhaß gespalten gewesen. Das ehrgeizige Bestreben der Albizzi, sich über ihre Standesgenossen zu erheben und das Stadtregiment ganz in ihre Gewalt zu bringen, trieb mehrere andere der ehemaligen Adelsfamilien, die Ricci, Strozzi, Medici, Alberti auf die Seite des unteren Volkes. Die „Ciompi" sollten ihnen als Werkzeuge zum Sturz der Gegner dienen. Aber die Revolution, die sie im Sommer des Jahres 1378 ins Werk setzten, ging weit über ihren Plan hinaus. Sie begründete ein demokratisches Volksregiment, dem sich Adel, Parte Guelfa und Popolo grasso fügen mußten.

Salvestro de' Medici, der das einflußreiche Amt eines Gonfalionere der Justiz bekleidete, bewirkte, daß eine Commission oder Balie mit ausgedehnter Vollmacht zum Zweck einer Verfassungsreform niedergesetzt ward. Aber noch ehe diese ihr Werk in Angriff nehmen konnte, griff das kleine Volk, voran die Zunft der Kürschner und die Arbeiter im Dienste der Wollhändler und Tuchmacher, zu den Waffen, stürmte die Häuser einiger Edlen, welche sich wie die Buondelmonti, die Albizzi, die Pazzi, Siminetti u. a. durch Stolz und Uebermuth besonders verhaßt gemacht hatten, erbrach die Stadtgefängnisse, um die Verhafteten in Freiheit zu setzen, und plünderte zuletzt die heiligen Orte, wo die reichen Einwohner ihre kostbarste Habe untergebracht hatten. Diese Frevelthaten machten eine friedliche Ausgleichung unmöglich. Es war umsonst, daß die Balie alle von der Ammonition Betroffenen mit einigen Beschränkungen in das volle Bürgerrecht einsetzte, daß sie eine Anzahl vornehmer Familien mit Acht und Verbannung bestrafte, daß sie durch Versetzung mehrerer Granden unter die Popolanen, mehrerer Popolanen unter die Granden eine Vermischung und Ausgleichung der Stände zu bewirken suchte; die Volksmasse, die nach hergestellter Ruhe Bestrafung für ihre Excesse fürchtete, folgte den aufreizenden Reden der Demagogen, welche die Menge zu weiteren Gewaltthaten antrieben, indem sie ihr vorstellten, daß sie Sicherheit und Straflosigkeit für das Vergangene nur in der Mehrung der Schuld und der Schuldigen erwarten dürfe. So dauerten die Volksbewegungen fort und je mehr Zugeständnisse von Seiten der Commission und der Signorie gemacht wurden, desto höher stiegen die Forderungen. Die niederen Gewerke und die große Zahl abhängiger Lohnarbeiter, welche zu den höheren Zünften, besonders zu den Tuchmachern in einem untergeordneten Verhältniß standen und nach Gleichstellung strebten, schlossen einen Bund mit Eid und Bruderkuß zu gegenseitigem Schutz und Zusammenhalten; sie wollten nicht eher die Waffen niederlegen, als bis man sie unter die Zahl selbständiger Zünfte mit eigenen Vorstehern aufgenommen und ihnen Theil am Stadtregimente zugestanden haben würde. Die Kunde, daß die Herren von der Regierung und vom Rathe beschlossen hätten, den Landadel und die befreundeten Communen um bewaffnete Mannschaft anzugehen und die Bürgerwehr unter die Fahne zu rufen, trieb die Verschwornen zu eiligen Gegenanstalten. Auf das Zeichen der Sturmglocke fanden sich die Volksmänner auf ihren bestimmten Plätzen ein und zogen, nachdem sie sich der Fahne des „Gonfalionere der Gerechtigkeit" bemächtigt, zu neuen Gewaltthaten aus: der Palast der Tuchmacherzunft und mehrere Häuser reicher Bürger wurden geplündert und zerstört; unter dem wilden Geschrei „Feuer und Blut" durchzog die tobende Menge die Straßen, nöthigte die Vorsteher der höheren Zünfte ihre Fahnen auszuliefern, die nun gleichfalls umhergetragen wurden, und hielt Tag und Nacht den Regierungspalast umlagert, vor dem sie zwei hohe Galgen errichtet hatte. Die unteren Volksklassen

22. Juli 1378.

terrorisirten die Stadt und schrieben der Obrigkeit die Bedingungen vor, unter denen sie die Waffen niederzulegen versprachen. Errichtung neuer Zünfte mit einem Zunfthaus für die Lohnarbeiter, Erleichterung in den Schulden und Abgaben, Belohnung des Salvestro de' Medici und der andern Volksführer und volle Amnestie für alles Vergangene waren die wichtigsten Forderungen, deren Gewährung unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu umgehen war.

Das Demokratenregiment unter Mich. Lando. Aber selbst diese Zugeständnisse genügten der aufgeregten Menge nicht lange. Nur unter einer vollständigen Volksregierung glaubte sie ganz sicher zu sein. Nachdem die Prioren und die übrigen Beamten genöthigt worden, das Regierungsgebäude zu verlassen, hielt der bewaffnete Haufen unter der Führung des Michael Lando, eines Wollkämmers, der mit nackten Füßen in schlechten Schuhen einherschritt, seinen Einzug, errichtete eine neue Signorie aus neun Prioren, von denen sechs den unteren Zünften und dem gemeinen Volke angehörten und machte den Michele di Lando zum Gonfalionere der Justiz. Die Erhebung des Volksmannes im Aufzug eines Sansculotten zu der höchsten Würde sah wohl wie eine Ironie der Geschichte aus und gab den Aristokraten großes Aergerniß, dennoch war die Wahl keine schlechte: Lando war ein redlicher, einsichtsvoller und muthiger Mann. Als die Menge auch jetzt noch nicht zur Ordnung zurückkehren wollte und seine vernünftigen Vorstellungen unbeachtet blieben, trieb er die Tumultuanten mit Gewalt auseinander und nöthigte sie die Waffen niederzulegen; die Rädelsführer mußten die Stadt meiden.

Die Gegensätze im Kampf. Nachdem die Ruhe hergestellt war, lenkte man wieder in gemäßigtere Bahnen ein. Die „Ciompi" wurden allmählich aus dem Regiment gedrängt und durch anständigere Leute ersetzt; doch behielt die Regierung einen demokratischen Charakter; die Hocharistokraten der Parte Guelfa zogen sich freiwillig oder gezwungen vom Staatsruder zurück und die Geschlechter, die sich bisher zum Volk gehalten, die Medici, Ricci, Scali, Alberti, traten in den Vordergrund des politischen Lebens. Bei der schwierigen Lage der Republik gegenüber den Geflüchteten und Verbannten, den zuchtlosen Söldnerschaaren und den feindlich gesinnten Nachbarstädten war die Demokratie genöthigt, sich der Führung fähiger und zugleich wohlwollender und volksbeliebter Männer anzuvertrauen. Zwar fehlte es auch in den nächsten Jahren nicht an tiefgreifenden Bewegungen in Florenz. „Seit kein deutscher Kaiser mehr in Italien gefürchtet ward, folgte eine Parteiung in den Städten der anderen; in dem unruhigen Volke, im engen Raume, bei der leichten Berührung, bei der herrschenden Habsucht, mußten diese unaufhörlich fortdauern, mußte immer die Vertilgung der einen Kraft die andere aufbieten, bis es endlich dahin gekommen war, daß nur die letzte Masse noch einen Nachdruck zu geben vermochte." Die Guelfenpartei konnte den Verlust ihrer Machtstellung nicht verschmerzen. Ein erster Versuch, die neue Ordnung umzustürzen, schlug fehl und lieferte mehrere angesehene
1379. Aristokratenhäupter der Albizzi, Sacchetti, Barbadoni u. a. auf das Blutgerüst;

dagegen gelang es ihr einige Jahre später, eine neue Signorie ans Ruder zu bringen, die unteren Zünfte auszuschließen und Michele Lando nebst andern 1382. Führern der Volkspartei in die Verbannung zu jagen. Dennoch gewann die Demokratie immer festeren Boden in der Arnostadt: gebildete und unternehmende Männer traten an die Spitze des Volks und suchten es auf der Bahn der Mäßigung und Ordnung zu halten. Das Recht der Waffenführung in 1391. der Stadt wurde beschränkt; eine auserlesene Wehrmannschaft, nach Fähnlein geordnet, diente der Signorie zum Schutz.

Mehr und mehr gewöhnte sich das florentinische Volk an die Führung Emporkommen der Medici. einzelner Familien, die als Anhänger demokratischer Grundsätze galten und die Sache des Volks gegenüber der Aristokratie verfochten. Wir begegnen hier einer ähnlichen Erscheinung wie im alten Rom, wo gleichfalls einzelne Patriziergeschlechter als Gönner und Schutzherren der Plebs auftraten. Unter diesen volksfreundlichen Familien nahmen die Medici von vorn herein eine solche Stellung ein, daß sich ihnen das Vertrauen der geringen, des Schutzes und der Führung bedürftigen Leute zuwenden mußte. Wie in der ersten revolutionären Erhebung des Popolo minuto Salvestro, der Bruder des Bartolomeo, die Seele der demokratischen Bewegung war, so finden wir bei allen folgenden Verfassungskämpfen und inneren politischen Unruhen Glieder des Hauses Medici auf Seiten des Volks. Die Gefahr, welche, wie früher dargethan, gegen Ende des Jahrhunderts von den ehr- und herrschsüchtigen Visconti der Unabhängigkeit Toscana's drohte, richtete die Blicke der Florentiner von den innern Anliegen ab. Man suchte im Anschluß an Perugia, Pisa und andere Städte des mittleren Italiens den Eroberungsgelüsten des neuen Herzogs zu begegnen. Wir wissen, welche Gefahren der florentinischen Freiheit in Aussicht standen, die erst durch den Tod Giovangaleazzo's beseitigt wurden. Die guelfischen Hocharistokraten von der Partei Albizzi suchten diese Zeitumstände zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie die zur Volkspartei haltenden Familien der Alberti, Ricci, Medici des Ghibellinismus verdächtigten und eine Reihe der angesehensten Männer durch Ammoniren aus der Stadt verbannten. Aber dieser Schlag war für die Mediceer kein Unglück, vielmehr wurde er eine Staffel zu ihrer nachmaligen Größe. Das Volk ehrte sie als Märtyrer für seine Rechte und Freiheiten und die Muße, die ihnen durch ihre Ausschließung von Staatsämtern gegönnt war, wendeten sie zur Ausdehnung ihrer Handels- und Wechslergeschäfte an, so daß es bald nachher dem Sprößling gerade der ärmsten Linie des Hauses, dem Giovanni de' Medici gelang, Bankier des Papstes zu werden, wodurch er in den Stand gesetzt ward, während des Constanzer Concils seine Verbindungen über ganz Europa auszudehnen und unermeßlichen Gewinn einzuthun. Die kriegerischen Verwickelungen, in welche zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts das mittlere Italien durch die Bestrebungen des herrschsüchtigen Königs Ladislaus gestürzt ward, waren

dem Wohlstand und der Machtstellung der Florentiner eher förderſam als nachtheilig, indem Papſt und König ſich um ihre Freundſchaft und Dienſte bewarben. Unter dieſen Umſtänden fiel es dem reichen Bankherrn Giovanni de' Medici nicht gar ſchwer, das Geſetz, wodurch ſein Geſchlecht von Staatsämtern ausgeſchloſſen worden, wieder rückgängig zu machen. Er ſelbſt wurde
Giovanni de' Medici. † 1429. durch die Gunſt des Florentiner Volks, deſſen Sache er mit unermüdlichem Eifer vertrat, mehrmals unter die Prioren und in den Kriegsrath gewählt und im Jahre 1416 begegnet man bereits dem Namen ſeines hochbegabten und unternehmenden Sohnes Coſimo. Vor allem war es die Steuerfrage in den zwanziger Jahren, bei der ſich Giovanni durch ſeine Billigkeit und Gerechtigkeit nach allen Seiten ſo viele Achtung und Anerkennung erwarb, daß von der Zeit an die Mediceer den größten Einfluß in der Republik beſaßen. Als nämlich während des mailändiſchen Krieges zur Beſtreitung des großen Aufwandes eine neue Auflage eingeführt werden mußte und die Ariſtokratie die Hauptlaſt den unteren Ständen aufbürden wollte, beſtand der Mediceer darauf, daß der Steuerfuß nach dem durch eine genaue Schatzung (Catasto) zu ermittelnden Vermögen feſtgeſetzt werden ſollte, ſo hart auch der Vorſchlag ihn ſelbſt traf. Und als die Volkspartei und ihre Führer, welche nun erſt überlegten, wie ſehr durch die frühere Beſteuerungsweiſe die Vornehmen im Vortheil geweſen, verlangten, man ſolle nachrechnen, was dieſe früher zu wenig gezahlt hätten, und ſie nun zur Nachzahlung anhalten oder um ſo viel höher in der Schatzungsrolle anſetzen, da bekämpfte er mit dem gleichen Eifer auch dieſen Vorſchlag und trat nun zu Gunſten der Vornehmen eben ſo warm für Recht und Billigkeit in die Schranken, wie vorher zu Gunſten der Geringen. „Er war der Schutzpatron der armen Bürger, nie aber ihr Schmeichler. Ihm genügte ganz an dem ſtillen ſicheren Einfluß, den weiſe Mäßigung, geprüfte Klugheit und reine Uneigennützigkeit dem reichſten und verſtändigſten Manne in der Stadt nothwendig geben mußten; er wollte keine Demagogengewalt." Als er ins Grab ſtieg, traten ſeine Söhne Coſimo und Lorenzo an die Spitze des reichen und mächtigen Handelshauſes zu einer Zeit, als Florenz, nach der völligen Ueberwältigung der Handelsrepublik Piſa, mit welcher die höher
1429. gelegene Arnoſtadt Jahrhunderte lang um den Vorrang gekämpft (S. 374 f.), in den unbeſtrittenen Beſitz des Stromgebietes bis zum Meer und damit der Handelsherrſchaft in Toscana gelangt war, und bereits die Künſte und Wiſſenſchaften zu blühen begonnen hatten, denen Florenz unter den Mediceern ſeinen höchſten Ruhm verdanken ſollte. Denn trotz aller politiſchen Stürme hatte ſich Freiheitsgefühl, Vaterlandsliebe und Bildung fort und fort entwickelt, ſo daß die Arnoſtadt auf dem Gipfel ihrer Größe und Culturblüthe ſtand, als die übrigen Staaten Italiens ſchon ihrem Verfall entgegen gingen. Mit Stolz ſprechen die alten Chroniken von der reichen und blühenden Stadt voll mächtiger Gebäude und vieler Kunſtwerke, voll ſtreitbarer Männer und ſchöner, zierlicher Frauen.

6. Die Republik Venedig.

a) Ausbildung der Erbaristokratie.

Während der Völkerwanderung suchten viele Einwohner des nordöstlichen Italiens eine Zufluchtsstätte gegen die Raubgier und Grausamkeit der Barbaren auf den kleinen Inseln, welche in Menge die nördliche Spitze des adriatischen Meerbusens durchziehen. Dadurch wurde die Schiffer- und Fischerbevölkerung, welche bisher die Laguneneilande Grado, Heraclea, Malamocco, Chioggia u. a. ausschließlich bewohnte, durch neue gebildetere Ansiedler vermehrt. Es entstanden republikanische Gemeinwesen, die frei und selbständig die eigenen Anliegen besorgten. Ein Ständeunterschied wird wohl unter diesen Ansiedlern, welche die gleiche Noth und Gefahr zusammengetrieben, nicht bestanden haben; die Vorsteher oder „Tribunen" der einzelnen Gemeinden wurden ohne Zweifel nach dem Grundsatz demokratischer Gleichberechtigung von und aus der Gesammtheit gewählt. Bei dem geringen Schutz, den die byzantinische Regierung und das Exarchat von Ravenna den Insulanern, ihren Reichsangehörigen, gegen die Langobarden und die dalmatischen Piraten gewährten, und bei den häufigen Streitigkeiten und Rivalitäten der einzelnen Gemeinden unter einander, machte sich mit der Zeit die Nothwendigkeit einer engeren Vereinigung und einheitlichen Oberleitung fühlbar. Auf den Vorschlag des Erzbischofs von Grado beschloß man daher, ein gemeinschaftliches Oberhaupt aufzustellen, das den Namen „Doge" (Dux) führen und über den einzelnen Gemeindevorständen oder Tribunen stehen sollte. Die Wähler, zwölf angesehene Familienhäupter, einigten sich auf Paul Anafestus. Er wurde auf Lebenszeit gewählt und nahm seinen Sitz auf Heraclea. 697.

Aelteste Gemeindeverfassung.

Ohne Zweifel holte man die Genehmigung des Kaisers zu der wichtigen Reform ein. Denn die Oberherrlichkeit des byzantinischen Reiches, welche geringe Pflichten auferlegte, dagegen für den levantinischen Handel mancherlei Vortheile brachte, wurde bis ins elfte Jahrhundert festgehalten. Dann erst trat die Hoheit des deutsch-römischen Kaiserthums an die Stelle.

Mit der Einsetzung eines lebenslänglichen Dogen, der sich mit einem Rath umgab und alle Rechte und Gewalten eines Staatsoberhauptes übte, nahm die Republik mehr und mehr den Charakter einer aristokratischen Wahlmonarchie an. Die Tribunen verschwanden allmählich und die bisher getrennten Gemeinwesen verschmolzen zu einem Staatsganzen, besonders seitdem der Sitz der Centralregierung zuerst nach Malamocco und dann zu Anfang des neunten Jahrhunderts nach dem bisher öden Eiland Rialto verlegt ward. Jetzt erst 810.
trat die Inselgruppe als „Republik Venedig" (Venezia) in die Geschichte ein; die einzelnen Inselgemeinden, durch Brücken mit einander verbunden, wurden Kirchspiele und Stadtviertel einer großen Seestadt, die gleichsam aus dem

Entwickelung der Republik S. Marco.

Meere emporstieg und die vortheilhafte Lage zwischen dem östlichen und westlichen Kaiserthum klug benutzend rasch zu hoher Bedeutung heranwuchs. Die Kriege gegen die Normannen und Saracenen Unteritaliens, sowie gegen die slavischen Piraten an der Ostküste der Adria mehrten die Kraft und das Ansehen des Freistaats und bildeten zugleich eine treffliche Navigations-Schule. Die kriegerischen Staatsmänner der Laguneninseln machten Eroberungen in Istrien und auf den andern Küstengebieten und Inseln der Nachbarschaft; sie brachten die Seestädte Dalmatiens dahin, daß sie sich gegen Ende des zehnten
997. Jahrhunderts freiwillig unter Venedigs Schutzherrschaft stellten; sie erwarben Zollfreiheiten, Handelsprivilegien und Monopolienrechte von den Kaisern des Osten und des Westen. Es wurde früher erwähnt (V, 640), daß im neunten Jahrhundert venetianische Kaufleute die Gebeine des Evangelisten Marcus aus Alexandrien herüberbrachten. Seitdem wurde der Apostel als der Schutzheilige und Stadtherr verehrt, dem das ganze Volk, wie einst Israel dem Jehova, zum Dienste geweiht war, als dessen Burg die Hauptkirche galt. Je mehr der Handel Venedigs sich ausdehnte und einzelne unternehmende und vom Glück begünstigte Familien an Reichthum, Ansehen und Einfluß wuchsen, desto mehr verschwand der demokratische Charakter der Seerepublik. Die reichen und vornehmen Häuser, von denen die ärmeren Klassen, die dienstbare und lohnbedürftige Menge mehr und mehr in Abhängigkeit gerieth, erlangten einen vorwiegenden Einfluß auf den Gang der Regierung, und wenn auch dem Namen nach die Volksversammlungen fortdauerten und die Erinnerung an den demokratischen Charakter von ehedem, an den Hoheitsbegriff des Gesammtvolkes aufrecht erhielten, so kam doch thatsächlich die ganze öffentliche Gewalt in die Hände der durch Reichthum, Einfluß und Familienverbindungen mächtigen Geschlechter; der Volks-Convent, ursprünglich der eigentliche Souverän, sank zu einer bedeutungslosen Form, zu einer durch Alterthum und Herkommen begründeten aber gänzlich ohnmächtigen Institution herunter; gerade deshalb ließ man die Trümmer aus vergangenen Zeiten, den Schatten eines ehemaligen demokratischen Gemeindelebens, noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert fortbestehen.

Das Dogenamt. Größer war die Gefahr, daß aus der Aristokratie ein Dynastengeschlecht hervorgehen und die lebenslängliche Dogenwürde in ein Erbrecht seines Hauses verwandeln möchte. Kam es doch schon im zehnten Jahrhundert dahin, daß die fürstliche Ehre nur noch zwischen den beiden Geschlechtern der Participatier und der Candiane wechselte. Und wirklich wurde auch schon zur Zeit Otto's I. von dem dritten Candian, einem reichen und ritterlichen aber auch stolzen und hoffärtigen Mann, der sich mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Dienstleuten umgeben hatte, der Versuch gemacht, die Dogenwürde seinem Hause ausschließlich zu erwerben. Die Gunst der Kaiserin Adelheid mochte ihn mit Selbstvertrauen erfüllt haben. Aber der republikanische Geist war zu

fest gewurzelt, als daß sich die Venetianer das Palladium ihrer Selbstherrlichkeit, die freie Wahl des Oberhauptes, hätten entreißen lassen: es entstand ein Aufruhr, in welchem Candian beim Heraustreten aus seiner Burg mit mehreren der Seinigen unter den Dolchen der Feinde erlag. Seine Wittwe fand 976.
Schutz bei Adelheid. Auch in dem Hause der Orseoli mögen sich einzelne Glieder mit Herrschergedanken getragen haben, als zur Zeit Heinrichs II. der große Staatsmann und Feldherr Peter Orseolus II. die Republik zur Gebieterin der Adria erhob, sein Erstgeborner, Johannes, eine byzantinische Kaisertochter heimführte, sein zweiter Sohn und Nachfolger Otto sich mit der Schwester des Ungarnkönigs Stephan vermählte; doch auch von dieser Gefahr wurde Venedig befreit, indem Otto in Folge einer Verschwörung in die Ver- 1026.
bannung ziehen mußte und einige Jahre nachher, als von einem andern Gliede dieser ehrgeizigen Familie der Versuch wiederholt ward, die Republik die einflußreichsten Glieder des Geschlechts vertrieb und dann ein Gesetz erließ, 1032.
kraft dessen kein Doge mehr einen „Mitregenten" sich beigeben und seine Gewalt durch zwei alljährlich neu gewählte Räthe überwacht und beschränkt werden sollte. Nun war an eine Entwickelung zur Erbmonarchie nicht mehr zu denken; vielmehr begannen die Dogen, um die Last der Verantwortlichkeit zu mindern, von Zeit zu Zeit die Häupter der angesehenen Familien bei wichtigen Angelegenheiten zu Berathungen „einzuladen", als einen „Rath der Erbetenen" (consiglio dei pregadi) um sich zu sammeln.

Aus dem Streit der Kirche mit dem Kaiserthum zog Venedig den Gewinn, daß der Bischof von Grado seinen Sitz nach der Marcusstadt verlegte, um durch die Republik gegen die anmaßenden Forderungen des Erzbischofs von Aquileja geschützt zu werden, und daß dadurch die geistliche und weltliche Macht aufs Innigste verbunden ward, indem der Doge den Bischof ernannte und ihm eine bestimmte Einnahme von Staatswegen zuwies. Auch die Eroberungssucht des Normannenherzogs Robert Guiscard kam der seemächtigen Republik zu Statten, indem die Comnenen in Byzanz, für ihre griechischen Besitzungen besorgt, die Gunst und Bundesgenossenschaft Venedigs durch große Handelsvergünstigungen erkauften.

Signorie und großer Rath.

So konnten denn die energischen Kaufleute von S. Marco, welche Staatsklugheit und Unternehmungsgeist mit Kriegskunst und nautischer Erfahrung verbanden und deren Kräfte und Thätigkeit fort und fort durch die Ungarn und Normannen in Uebung gehalten wurden, beim Ausbruch der Kreuzzüge mit den ältern Seestaaten Pisa und Genua in den Wettkampf eintreten, und aus unserer früheren Darstellung dieser wundersamen Weltbegebenheit geht zur Genüge hervor, mit welchem Erfolg sie das reiche Erntefeld auszubeuten und ihre Rivalen zu überflügeln wußten. In Ptolemais, Tyrus und andern Orten des Königreichs Jerusalem erwarben sie abgeschlossene Gebiete mit besonderen Privilegien und Marktrechten. Mit diesem Aufschwung war eine weitere Entwickelung zur aristokratischen Republik verbunden. Während der Kämpfe Friedrichs I. mit Papst Alexander III. und den lombardischen

Städten, die wir im sechsten Band dieses Werkes dargestellt haben, wurden die Venetianer mehrfach in den Parteistreit hineingezogen; zugleich geriethen sie wegen Ancona in einen Krieg mit dem byzantinischen Hof, der zu ihrem Nachtheil ausfiel. Die Unfälle, welche die Republik erlitt, verbunden mit einer verheerenden Pest, erzeugten in der Stadt eine große Gährung. Es entstand
1172. ein Aufruhr, in welchem der Doge Vital Michieli, dem man die Hauptschuld beimaß, von dem rasenden Volke ermordet ward. Nun traf man die Einrichtung, daß eine Vertretung der Bürgerschaft, etwa achtzig Notablen, alljährlich aus allen Quartieren der Stadt gewählt, als „Großer Rath" dem Dogen und seinem Regierungscollegium, der „Signorie", zur Seite gestellt ward. Auf diesen großen Rath, der aus den angesehensten Geschlechtern der Stadt zusammengesetzt, die Keime einer Erbaristokratie in sich trug, gingen nun allmählich alle Rechte und Befugnisse über, welche früher die Volksversammlung geübt hatte.

Nur in seltenen Fällen, um wichtigen Beschlüssen oder Grundgesetzen eine höhere Sanction zu verleihen, holte man die Zustimmung der Volksgemeinde ein, die dann, da man sich zum Voraus der öffentlichen Meinung versichert hatte, durch Acclamation ertheilt ward.

Machtstellung der Republik. Dieses Aristokraten-Regiment war in der ersten Zeit seines Bestehens für die Blüthe der Republik höchst fördersam; denn alle Theilnehmer wetteiferten in patriotischer Hingebung an ein Staatswesen, dessen Ruhm und Ehre jedem Einzelnen zu Gute kam. Wir haben gesehen, welchen gewaltigen Eindruck die stolze Meerbeherrscherin schon unter dem Dogen Ziani, dem Nachfolger des unglücklichen Michieli, auf die glänzende Versammlung machte, die auf dem
Mai 1177. berühmten Congreß um die Häupter der Christenheit sich in der Lagunenstadt einstellte (VI, 767). Noch höher aber sollte dieser Ruhm steigen, als zu Anfang des nächsten Jahrhunderts unter dem Dogen Enrico Dandolo jene denkwürdige Unternehmung gegen Constantinopel bewerkstelligt ward, deren Verlauf und Folgen wir früher kennen gelernt (VII, 95 ff.). Nicht nur, daß Candia und mehrere der schönsten Inseln des Archipelagus, daß eine Menge Städte in Morea, Livadien, Albanien und die meisten nahegelegenen Eilande in die Gewalt der Republik oder ihrer Lehnsträger kamen; so lange das lateinische Reich in Griechenland dauerte, waren die Venetianer Herren und Meister im Osten. Weder die Beherrscher Constantinopels noch die übrigen Fürsten und Statthalter in den griechischen und macedonischen Landen konnten ihrer Unterstützung entbehren. Die Wiederherstellung des byzantinischen Kaiserthums war daher ein harter Schlag für die venetianische Handelsmacht, indem die rivalisirenden Genuesen, die bei dieser Herstellung thätige Hülfe geleistet, und mit denen seit Jahren, wie erwähnt, die Republik einen langwierigen und wechselvollen Seekrieg führte, nunmehr einen großen Theil des Erbes einthaten (VII, 108). Sie erwarben die Vorstadt Pera und da

sie sich in hohem Grad des Schutzes und der Gunst des byzantinischen Kaisers zu erfreuen hatten, so überflügelten sie die Venetianer in der Levante und im schwarzen Meer. Um den Verlust auszugleichen, knüpften die Venetianer Verbindungen mit den arabischen Staaten an und bezogen seitdem die ostindischen Waaren über Alexandrien. Indessen blieben noch unterthänige Landschaften genug übrig, in denen die edlen Familien ihre Glieder unterbringen konnten.

Während die Feindseligkeiten gegen Genua noch im Gang waren, wurde unter dem Dogen Pietro Gradenigo durch einen neuen Staatsstreich, „die Schließung des großen Raths", die aristokratisch-oligarchische Verfassung ihrer Vollendung entgegengeführt, indem die herrschende Adelspartei durch eine schlau ersonnene Wahlform es dahin zu bringen wußte, daß das bisher alljährlich neugewählte Rathscollegium sich in eine geschlossene Gesellschaft von Erbaristokraten verwandelte. In Folge dieser Wahlbestimmung konnten die Rathsherren nur aus einer Anzahl von Familien, deren Namen in dem „goldenen Buche" verzeichnet waren, hervorgehen. „Von der Zeit an beschränkte sich der Vorzug des Adels in Venedig auf die altadeligen und popolaren Familien, welche sich Stellen im großen Rath bewahrten, während viele nach der früheren Vorstellung adelige Häuser, oft nur verschiedene Linien einer der regierenden Familien, in die Masse des unterthänigen Volkes herabsanken." Diesen letzteren ließ man noch gerade so viel Hoffnung übrig, „als nothwendig war, ihren Unwillen unthätig zu machen." Man stellte die Reform Anfangs nur als eine temporäre Maßregel dar, wodurch der Versuch gemacht werden sollte, die Staatsverwaltung zu vereinfachen und die Republik durch Concentrirung der Gesammtkraft über die schwierige Zeitlage ungefährdet hinauszuführen. Auch bestand ja noch immer die Volksversammlung, in welcher dem ursprünglichen Begriff nach die Staatshoheit ruhte, und wenn sie auch zum leeren Schatten geworden war, konnte ihr nicht wieder Lebenskraft eingeflößt werden? Alle diese Hoffnungen und Vorspiegelungen waren nur Täuschung. Die Erbaristokratie erstarkte und erstarrte mehr und mehr; und wenn auch hin und wieder in schweren Zeiten die Zahl der Nobili im goldenen Buch durch Aufnahme einiger neuen Familien gegen hohe Geldsummen um ein Geringes erweitert ward, im Ganzen dienten alle Aenderungen, welche noch ferner in der venetianischen Verfassung vorgenommen wurden nur dazu, das Erbaristokraten-System wirksamer und unvergänglicher zu machen.

Il serrar del maggior consiglio. 1297.

Meistens waren diese Aenderungen die reactionären Gegenwirkungen von Umsturzversuchen. So lange der Krieg mit Genua dauerte, ließen es sich die Venetianer gefallen, daß die ganze Staatsgewalt in den Händen weniger Familien vereinigt ward, zumal da diese ihre vaterländische Hingebung und politische Tugend aufs Glänzendste bewährten; als aber ruhigere Zeiten kamen und es klar zu Tage trat, daß von den vielen Berufenen nur Wenige auserwählt seien und daß die arglistig genährte Hoffnung nur ein

Freiheitliche Opposition.

Trugbild gewesen, da begannen sich Gegenwirkungen zu regen, die, weil sie kein gesetzliches Organ zur Geltendmachung mehr fanden, sich auf den Weg
Tiepolo 1310. der Verschwörung gewiesen sahen. So versuchten schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, als Venedig wegen des Besitzes von Ferrara mit dem französischen Papst Clemens V., in unglücklichem Streit lag und die Republik durch den Fluch der Kirche großen Schaden an ihren auswärtigen Handelsgütern nahm, mehrere Glieder zurückgesetzter Adelsfamilien in Verbindung mit Popolaren, die nicht den rathsfähigen Geschlechtern beigezählt worden, unter der Führung des Bajamonte Tiepolo, eines angesehenen Edelmannes, das herrschende Aristokratenregiment mit gewaffneter Hand umzustürzen und eine Reform der Verfassung im liberalen Sinne zu begründen. Der Plan wurde jedoch verrathen, so daß der Doge Zeit fand, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Nach einem scharfen und blutigen Kampfe auf dem Marcusplatz und an der Rialtobrücke wurden die Verschwornen und ihre gedungene Mannschaft zum Weichen gebracht. Von den Führern wurden mehrere hingerichtet, die andern in die Verbannung gejagt.

Die Staatsinquisitoren. Diesen Umsturzversuch benutzte die Aristokratie zur Mehrung und zugleich zur Sicherung ihrer Machtstellung. Hatte schon vorher das Collegium der Vierzig (Quarantie), der oberste Gerichtshof der Republik, durch die Ueberwachung und Leitung der Rathsherrenwahlen den Charakter eines Areopags, eines Hüters und Wächters der bestehenden Gesetze erhalten, so wurde jetzt noch ein besonderes Institut für politische Zwecke in den zehn Staats-Inquisitoren geschaffen. „Um nämlich zu erforschen, wer alles, und in wie weit sich Jeder in die unterdrückte Verschwörung eingelassen habe, und um die Schuldigbefundenen, deren man habhaft wurde, zu bestrafen, ward eine außerordentliche Commission von zehn Männern eingesetzt, ein Polizeigericht mit der ausgedehntesten Vollmacht, Jeden, ohne Ansehen des Standes und der Person vor sein Tribunal zu ziehen, sich aller Mittel zu bedienen, seiner habhaft zu werden und Strafen zu verhängen, wie es ihm gut scheine." So entstand der berüchtigte Zehnerausschuß, ein Gerichtsinstitut, das Anfangs nur auf zwei Monate bestimmt, durch fortgesetzte Verlängerung so lange in Uebung gehalten ward, bis es endlich (1335) vom großen Rath und vom versammelten Volke zu einem unentbehrlichen und für immer nothwendigen Organ der republikanischen Verfassung erklärt wurde.

Venetianische Politik. Kurz darauf geriethen die Venetianer in einen Krieg mit Mastino della Scala von Verona, welcher sein Salz nicht mehr von ihnen beziehen wollte und durch Zölle ihren Handel vielfach beeinträchtigte. Sie schlossen ein Bündniß mit mehreren Städten und Dynasten Oberitaliens, auch mit Mantua und Florenz, wodurch sie in Stand gesetzt waren, mit großer Heeresmacht ins
1338. Feld zu rücken. Der Herzog wurde zu einem nachtheiligen Frieden und zur Abtretung von Treviso und Bassano an die Republik gezwungen. Die herr-

schende Kaufmannschaft war nicht zufrieden durch gewinnreichen Handel im Orient, durch vortheilhafte Handelsverträge mit dem Sultan von Aegypten 1342.
und Syrien, durch Privilegien, Zollbefreiung und Monopolien in den Häfen und Märkten von Alexandrien und Aleppo ihre Reichthümer zu mehren, sie strebte auch nach Besitzungen auf dem Festlande, um größeren Absatz ihrer Waaren zu erzielen, um Auflagen und Zölle einzuführen, um Arbeiter und Seeleute für ihre Fabrik- und Handelsunternehmungen zu erwerben. In dem Veronesischen Krieg hatte ein Fremder, Pietro de' Rossi von Parma, den Oberbefehl über die Kriegsmacht geführt. Man fand darin eine Garantie gegen den Ehrgeiz einheimischer Großen, daher auch in der Folge stets ein auswärtiger Feldherr an die Spitze der Heere berufen ward, dem jedoch zwei venetianische Kriegsräthe zur Seite traten. Denn die Staatsklugheit der Republikaner erkannte als sicheres Mittel und Geheimniß ihrer fortdauernden Macht-Theilung der Gewalt unter allen Gliedern der Oligarchie: Schwächung der Herrscherbefugnisse des Dogen, damit das Amt nicht zur monarchischen Fürstenmacht sich ausbilde und strenge mit Terrorismus gepaarte Ueberwachung und Unterdrückung aller unruhigen Köpfe. Darum errichtete man eine Menge Collegien, Tribunale, Commissionen und außerordentliche Stellen von vorübergehender Dauer, um möglichst Vielen aus den Aristokratengeschlechtern einen wahren oder scheinbaren Antheil an der Regierung zu geben; darum umgab man das Collegium der Zehnmänner, wozu man nur ältere Leute wählte, mit allen zur Verbreitung von Furcht und Schrecken geeigneten Mitteln und Gewalten, mit Spähern und Angebern, mit Kerkern, Foltern und Bleikammern, damit die Staats-Inquisition bei jeder Regung politischer Unruhen, bei jedem Symptome revolutionärer Gährung sogleich mit aller Energie einschreiten, jede Bewegung im Keime niederschlagen könne. Alle Tritte und Schritte wurden überwacht, alle Worte belauscht, alles Volksleben beobachtet.

Der Doge Marino Falieri glaubte den Haß der unteren Volks- Marino Falieri.
klassen gegen die übermüthige und tyrannische Aristokratie, die ihr System des 1355.
Schreckens immer mehr ausbildete, immer unerträglicher machte, zu seiner eigenen Erhöhung benutzen zu können, entweder in der Art, daß er nach dem Beispiele der Visconti und anderer Dynasten (der Carrara in Padua, der Scala in Verona, der Este von Ferrara, der Gonzaga von Mantua, der Manfredi von Faenza) sich zum Stadtherrn emporschwinge, oder daß er die oligarchische Tyrannei breche und die Dogenwürde wieder aus ihrer schattenhaften Erniedrigung zu einem Herrscheramt aufrichtete. Aber die Verschwörung, die er mit einigen Führern der Volkspartei anzettelte, wurde durch die wachsamen Staatsinquisitoren vor der Ausführung entdeckt, worauf der Doge mit dem April 1355.
Schwerte auf der Riesentreppe des Palastes enthauptet ward, die übrigen Theilnehmer mit dem Strange büßten. Wie bei vielen politischen Katastrophen spielt auch in diese Begebenheit Liebe und Eifersucht hinein und wurde in der

Folge romantisch ausgeschmückt. Falieri soll durch die höhnende Frechheit des Michele Steno, der des Dogen schöne junge Gemahlin verführt, zur Rache angestachelt worden sein.

Feinde ringsum. Kurz nach dieser Begebenheit brach der erwähnte Krieg mit König Ludwig dem Großen von Ungarn aus. Die Venetianer sprachen die Seeherrschaft in der Adria an, waren aber doch nicht immer im Stande dem Piratenwesen zu steuern oder das Zusammentreffen feindseliger Seefahrer zu verhindern. Davon nahm Ludwig, als einige Fahrzeuge seiner Unterthanen von neapolitanischen Schiffen aufgebracht wurden, Veranlassung, die Republik mit Krieg zu überziehen, um die festländischen Besitzungen an sich zu bringen. Nach vierjährigen Kämpfen sahen sich die Venetianer genöthigt, den Frieden durch
1358. Abtretung der dalmatischen Küstenstädte zu erkaufen. Die nächsten zwei Jahrzehnte waren mit andern wechselvollen Kriegen erfüllt, aus denen die Venetianer, Dank der vaterländischen Thätigkeit der Nobili und der opferfreudigen Hingebung der Kaufmannschaft, zuletzt siegreich und gekräftigt hervorgingen. Kaum hatten sie Candia, wo die gedrückten und zurückgesetzten Colonisten sich mit den eingebornen Griechen zu einer großartigen weitverzweigten Empörung
1367. vereinigt, nach schweren Kämpfen wieder zur Unterwerfung gebracht und den Aufruhr im Blute der Führer erstickt, so geriethen sie mit Francesco Carrara von Padua, welcher sein Stadtgebiet von der Handelsherrschaft der Republik befreien und den Lauf der Brenta durch Canäle brechen wollte, in einen Krieg, der durch die Theilnahme des Patriarchen von Aquileja, des Königs von Ungarn, des Herzogs von Oesterreich u. A. bald weitere Dimensionen annahm.

Der Chioggiakrieg. 1379—81. Aber die größte Gefahr drohte der Lagunenstadt, als ihre alte Nebenbuhlerin Genua sich den übrigen Feinden anschloß, um die verhaßte und von allen Seiten bedrängte Republik aus ihrer Machtstellung zu drängen und im griechischen Reiche wie auf dem Archipelagus die ausschließliche Handelsherrschaft an sich zu bringen. Noch niemals waren die Venetianer in solcher Noth als unter dem Ducat des Andreas Contarini im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts. Alle christlichen Anwohner des Mittelmeers wurden in den Kampf hineingezogen; die Mehrzahl stand auf Seiten der Genuesen und ihrer Verbündeten, zu Venedig hielt nur Bernabo Visconti von Mailand und einige aragonische und cyprische Galeeren. Auf der Höhe von Pola führte Lucian Doria die venetianische Flotte weg bis auf vier Galeeren, mit denen sich Vettor Pisani rettete; darauf setzten sich die Genuesen auf Chioggia fest, wovon der Krieg den Namen führt, verlegten ihr Hauptlager nach Malamocco und zielten auf das Herz der verhaßten Rivalin, während die Paduaner und Ungarn von andern Seiten anrückten. In dieser Noth entfalteten die Venetianer Energie und Heldenmuth. Die Nobili rüsteten auf eigene Kosten vierunddreißig Galeeren aus und die Kaufmannschaft, an Vaterlandsliebe mit dem Adel wetteifernd, brachte die größten Geldopfer. Diese Hingebung sollte nicht

unbelohnt bleiben. Es gelang dem Dogen in einer mondhellen Winternacht die genuesische Flotte in Chioggia einzuschließen und in solche Bedrängniß zu 23.Dez.1379. bringen, daß die Mannschaft sie gänzlich im Stich ließ; fünfzehn Galeeren steckte sie mit eigener Hand in Brand, elf fielen in die Gewalt der Venetianer. Auf dem Insellande Chioggia umringt und jeglicher Hülfe und Zufuhr beraubt geriethen die Genuesen bald in die furchtbarste Noth. Alle Versuche der Mannschaft, sich durchzuschlagen, alle Angriffe befreundeter Schiffe auf die venetianische Flotte wurden vereitelt, und da die kleinen Fahrzeuge, die sich mit einigen Lebensmitteln von Padua durchzuschleichen wußten, die Bedürfnisse nicht mehr deckten, so mußten die Genuesen sich endlich ergeben. Am 21. Juni 1380. schiffte Tizio Cibò, der genuesische Anführer auf Chioggia zu dem Dogen, und schloß mit ihm die Capitulation ab, welche 5000 Genuesen und 32 Galeeren in die Hände der Sieger lieferte.

Siege und Friedensschlüsse.

Diesem Schlage folgte bald die Unterwerfung aller von feindlichen Truppen besetzten festen Orte in der Nähe der Lagunenstadt, an der istrischen und dalmatischen Küste. Die genuesischen Schiffe wurden durch den Flottenführer Carlo Zeno, den Nachfolger des während des Krieges in Manfredonia gestorbenen Vettor Pisani, auf allen Meeren verfolgt und zerstreut; bis an die ligurische Küste segelten die venetianischen Galeeren und bedrohten den Hafen von Genua. Da kam endlich unter Vermittlung des Grafen Amadeus von Savoyen in Turin eine Reihe von Friedensschlüssen mit Genua, Ungarn, August 1381. Padua und dem Patriarchen von Aquileja zu Stande, welche die Handelsmacht und Seeherrschaft der Republik aufs Neue befestigten und dem Staate große Einkünfte, Gebietserweiterungen und Vortheile aller Art eintrugen. Bald nach Abschluß dieser Friedensverträge starb der Doge Andrea Contarini. Juni 1382. Unter seinem zweiten Nachfolger, dem strengen und gerechten Antonio Venier, wußte die Aristokratie das durch den Sieg über die Genuesen gesteigerte Ansehen der Republik zu neuen Erwerbungen nach Außen, zur Ausdehnung der Handelswege und zur Befestigung ihrer Machtherrschaft im Innern zu benutzen. Die Insel Corfu fiel von Neapel ab und stellte sich unter die Oberhoheit der Signorie; gegen eine Jahresrente an die letzte Erbin von Argos und Napoli di Romania kamen diese Landschaften im östlichen Peloponnes an die Republik; nach Flandern und den Niederlanden eröffnete sich ein lebhafter Verkehr. In Venedig selbst fand sich das Volk allmählich in die oligarchische Herrschaft der Nobili, die ihm für den Verlust der Freiheit Reichthum, Handelsvortheile und eine geachtete Stellung im Ausland boten.

Der aristokratische Staatsorganismus.

Die verschiedenen Stände, bemerkt Leo, hatten sich bereits in ihren Sphären eingelebt, die Aristokratie war nicht nur gegründet, sondern auch die Gewaltsamkeit ihrer Befestigung vergessen. „Nur selten noch wurde das Volk zu Genehmigung von Beschlüssen des großen Rathes versammelt, und dachte nicht mehr an seine ehemalige Theilnahme an öffentlichen Verhältnissen, die nun auch viel zu verwickelt und schwierig waren, als daß es in sie hätte eingreifen können. Die Glieder der Quarantie wurden vom großen Rathe, und nur aus

rathsfähigen Geschlechtern erwählt; die des großen Rathes von der Quarantie geprüft. So bildete die Aristokratie einen völlig geschlossenen Kreis, der seinen Mittelpunkt im großen Rathe, aber in der Signorie, der Quarantie und den Pregadi Sectionen hatte, denen bestimmte einzelne Zweige der öffentlichen Thätigkeit committirt waren. Zu den Versammlungen der Pregadi wurden allmählich fast alle höheren Behörden zugezogen, deren Gesammtheit dann den Senat bildete und zuweilen auch den Namen der Pregadi in weiterem Sinne führte. Die Ernennung der Pregadi selbst konnte, nachdem der ganze Staatskörper sich aristokratisch umgebildet hatte, nicht mehr aus allen Bürgern statthaben, sondern die Theilnahme auch an diesem, früher am meisten ohne äußere Rücksichten componirten Corps ward auf die Aristokratie beschränkt, und schon vorher war die Ertheilung der Berechtigung zu dieser Theilnahme nicht mehr vom Dogen allein ausgegangen, sondern seit Jacopo Tiepolo's Zeit im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts wurdeu jährlich sechszig Pregadi durch vom großen Rathe dazu bestimmte Wahlherren ernannt. Die feste Form, welche durch alle diese Umwandlungen die Regierung von Venedig angenommen hatte, äußerte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf deu Handel und auf das Gewerbsleben. Die Aristokraten entzogen sich mehr und mehr diesen Richtungen, und das Aufhören ihrer Concurrenz (wenigstens bis auf einen gewissen Grad) gab an sich schon einen vortheilhaften Spielraum für die Thätigkeit der niederen Klassen. Sodann aber war die nothwendige Folge von der Schwierigkeit öffentlicher Geschäfte und davon daß nun eine Klasse von Menschen da war, die sich ausschließend vor andern und ihr Lebenlang damit beschäftigten, die Entwickelung einer ganz ungewöhnlichen Einsicht in politische Verhältnisse."

b) Machthöhe der Republik.

Eroberungen auf dem Festlande. 1402—1406.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts bot sich der Republik Venedig eine günstige Gelegenheit, ihre Herrschaft auch über das italienische Festland auszudehnen und einen Staat zu gründen, der dem aufstrebenden Hause Visconti ein Gegengewicht bieten konnte. Es wurde erwähnt, daß nach dem Tode des ersten Herzogs von Mailand verschiedene Fürsten und Magnaten, voran die Carrara in Padua und die Scala in Verona Versuche machten, die Besitzungen, welche sie an die Visconti hatten abtreten müssen, wieder an sich zu bringen. Es gelang ihnen wohl, das mailändische Joch abzuschütteln, aber sie arbeiteten nur für die staatsklugen, gewaltthätigen Venetianer. Im Gedränge mit den zahlreichen Gegnern schloß die verwittwete Herzogin mit der Lagunenrepublik einen Bund, damit diese die nahegelegenen Städte und Landschaften schütze. Die Venetianer gingen gerne auf das Bündniß ein. Sie nahmen Miethtruppen in Sold und führten, unterstützt von der Zwietracht und Parteizerrissenheit der Bürgerschaften, mit den alten Feinden ihres Gemeinwesens einen vierjährigen Krieg zu Land und Wasser, der sie nicht blos auf immer von jenen Gegnern befreite, sondern sie zu Herren des nordöstlichen Italiens und des adriatischen Meeres machte. Die Städte Vicenza, Verona, Bassano, Feltre, Belluno und Padua sammt den dazu gehörigen Landschaften ergaben sich allmählich den Venetianern und erkannten die Oberhoheit der Republik an. Die letzten Glieder der einst so mächtigen Familie der Scala schlossen ihre Tage als Schützlinge der Kaufmannstadt oder als Verbannte; der alte Fran-

cesco von Carrara und seine beiden Söhne wurden zuerst in einen Käfig gesperrt acht Fuß breit und zwölf Fuß lang und dann erdrosselt. Es war eine treulose, grausame Zeit, in der alles menschliche Rechtsgefühl der kalten Staatsraison und politischen Berechnung weichen mußte; und von dieser allgemeinen Zeit- und Geistesrichtung machte die hartherzige Aristokratie in der Lagunenstadt einen weitreichenden Gebrauch.

Kriege gegen die Türken und gegen Kaiser Sigmund.

Die Verwickelungen, welche bald darauf durch die Kirchenspaltung, durch die Eroberungspläne des Königs Ladislaus, durch die Parteiungen in der ganzen Halbinsel herbeigeführt wurden, wußte die venetianische Regierung zu neuen Gebietserweiterungen zu benutzen, zumal da Genua, zwischen Mailand und Frankreich im Gedränge, nur geringen Vortheil aus dem siegreichen Vordringen der befreundeten Türken zu ziehen vermochte. Doch litten die venetianischen Besitzungen in Griechenland, auf Negroponte und auf den Inseln des Archipel manchen Schaden durch die Osmanen, bis der Sieg, den Pietro Loredano auf der Höhe von Gallipoli über die stärkere türkische Flotte davon- 1416.
trug, das Gleichgewicht herstellte. Einen drohenden Charakter nahm Anfangs ein Krieg mit Kaiser Sigmund an, welcher die feindselige Gesinnung und Politik seines Schwiegervaters Ludwig von Ungarn geerbt, und, wie früher erwähnt (S. 196) bereits unter dem Ducat des Michael Steno die Republik bekriegt hatte. Er brachte Belluno und Feltre in seine Gewalt, ernannte einen Sprößling der Scala, der sich unter seinen Schutz geflüchtet, zum Reichsvicar in den alten Stammlanden des Hauses und schloß ein Bündniß mit dem Patriarchen von Aquileja. Aber durch den geschickten Feldhauptmann Filippo d'Arcelli, den die Venetianer in ihre Dienste genommen, wurden nicht blos alle früheren Besitzungen zurückerobert, der Patriarch von Aquileja auf seine Bischofsstadt 1421.
beschränkt und ganz Friaul zur Huldigung gezwungen; sogar die dalmatischen Inseln und Küstenstädte, welche einst Ladislaus der Dogenstadt entrissen, mußte Sigmund wieder abtreten.

In Folge dieser Siege besaß Venedig alle Küsten des adriatischen Meeres von den Pomündungen durch Venetien, Friaul, Istrien, Dalmatien hindurch bis nach Albanien; auch Corfu und Negroponte gehörten der Republik. Zugleich unterwarfen sich viele der kleinen griechischen Despoten im Peloponnes und den übrigen byzantinischen Staaten; denn sie hatten Schutz nöthig gegen die wachsende Macht der Türken, gegen die sie der schwache Kaiser zu Konstantinopel nicht zu schützen vermochte. Auch Salonichi kam auf einige Jahre in die Gewalt der Venetianer, bis die Osmanen nach einem heftigen Seekrieg die wichtige Stadt wieder eroberten.

Foscari's Eroberungspolitik und Carmagnola's Ausgang 1425—1432.

Damals war Francesco Foscari, ein unternehmender Mann von großen Talenten und hochfliegenden Entwürfen, durch die Anstrengungen seiner Freunde zum Dogen gewählt worden, so sehr auch die älteren bedächtigeren Herren widerstrebt hatten. Unter diesem feurigen Oberhaupte wurde die Republik zu einer Eroberungspolitik fortgerissen, die zwar zu einer weiteren

Ausdehnung des Gebiets auf dem Festlande führte, aber dem Handelsstaat eine veränderte Richtung gab und ihn in eine Reihe schwieriger Verhältnisse verwickelte. Man wollte die Visconti in Mailand aus ihrer Machtstellung in Italien verdrängen. Zu dem Zweck bildete sich, wie früher erwähnt, unter der
1425. Leitung von Venedig eine Liga, welcher die Republik Florenz, sowie die Dynasten von Ferrara (Este), Mantua (Gonzaga) und Ravenna (Obizzo da Polenta) beitraten. Francesco von Carmagnola, der berühmteste Feldhauptmann seiner Zeit, welcher gerade damals mit dem Herzog, seinem früheren Gönner, zerfallen war, übernahm die Führung des Bundesheeres, Bembo, ein nicht minder geschickter Führer, stand ihm als Kriegsrath zur Seite. Nach vielen heftigen Kämpfen in der Po-Ebene wurde unter päpstlicher
1428. Vermittelung ein Friede geschlossen, in welchem Venedig die Stadtgebiete von Brescia und Bergamo gewann und der Herzog von Mailand sich mehrere Beschränkungen seiner Eroberungspolitik gefallen lassen mußte. Diese Demüthigung reizte das stolze Herz des Visconte; er nahm mehrere der gefürchtetsten Condottieri in seinen Sold, schloß Verträge mit Genua und Kaiser Sigmund und eröffnete den Krieg aufs Neue. Von beiden Seiten zogen beträchtliche Heerhaufen zu Fuß und zu Roß ins Feld; zugleich fuhren venetianische Fahrzeuge mit Kriegsmannschaft den Po hinauf, während die Hauptflotte unter Pietro Loredano gegen die Genuesen in See stach. Der Herzog richtete seine ganze Aufmerksamkeit gegen das venetianische Geschwader auf dem Fluß, und es gelang ihm, demselben eine Niederlage beizubringen, ohne daß der Carmagnole einen Versuch zur Rettung gemacht hätte; dagegen schlug Pietro Loredano, das Haupt einer dem Dogen und dem Condottiere feindlich gesinnten Partei, die genuesische Flotte vollständig, führte den Admiral Franz Spinola und viele angesehene Bürger in Kriegsgefangenschaft und verwüstete die ligurische Küste. Wenn der Visconte bei seinem Kriegsplan die Absicht gehabt hatte, den verhaßten Feldherrn bei den Rathsherren verdächtig zu machen, so erreichte er seinen Zweck. Die Gegner wußten den Argwohn zu wecken, der Carmagnole habe die Republik verrathen. Bei der leidenschaftlichen Aufregung, die durch den landsmannschaftlichen Krieg in den Gemüthern erzeugt ward, fanden die verdächtigenden Reden leicht Glauben. Man betrachtete den Condottiere als Verräther der Republik, besonders als auch ein Feldzug nach Friaul gegen die Ungarn ohne Erfolg blieb. Das Collegium der Zehn beschloß daher, den Kriegsobersten in Haft zu nehmen und zu bestrafen. Man lockte den Arglosen unter dem Vorwande einer Friedensberathung in die Stadt und ließ ihn nach einem glänzenden Empfang während der Nacht ins Gefängniß bringen, wo man ihn mit Seil und Feuerbränden so lange folterte, bis er die zum Beweis seiner Schuld erforderlichen Geständnisse ablegte; dann wurde der gefürchtete Feldhauptmann und Bandenfürst, der einst in seiner Heimath bei Saluzzo die Dienste eines Hirten und Bauern versehen, vor dem Dogenpalast

öffentlich enthauptet, ein Staatsstreich unter dem Schein eines Gerichtsverfahrens, ein Akt des politischen Terrorismus, berechnet, unter den Soldhauptleuten Schrecken zu verbreiten. Denn was man dem Carmagnolen unerwiesen zur Last legte, gehörte in jener treulosen Zeit zu den gewöhnlichen Erscheinungen des Tages. Die Condottieri hielten häufig die Schicksale der Dynastien und Regierungen in ihrer Hand und bedienten sich der Macht nach ihrem persönlichen Vortheil; die Hinrichtung Carmagnola's sollte allen Feldobersten eine Mahnung sein, daß sie für ihre Handlungen Rechenschaft abzulegen hätten. — Als im Fortgang des Krieges der Herzog von Mailand der Republik Feinde im eigenen Lande zu erwecken suchte und zu dem Zweck den Marsiglio Carrara, den Sprößling der alten Dynastenfamilie von Padua mit einiger Mannschaft abschickte, um die Herrschaft seines Hauses wieder aufzurichten, wurde derselbe von dem Landvolk gefangen genommen und den Venetianern ausgeliefert, die ihn mit mehreren seiner Begleiter enthaupteten.

5. März 1432.

März 1435.

Ausdehnung des Kriegs.

Immer gewaltiger gestaltete sich nunmehr der Kampf; fast ganz Ober- und Mittelitalien wurde in denselben verflochten und die größten Condottieri der Zeit, auf Seiten des Herzogs Piccinino, auf Seiten der Liga Franz Sforza, der gefürchtete Sohn des neapolitanischen Connetable, den die Florentiner, und der kühne und geschickte Gattamelata, den die Venetianer in ihre Dienste gezogen, maßen ihre Kraft und strategische Kunst gegen einander. Von Brescia, wo sich die venetianische Besatzung Jahrelang mit der größten Tapferkeit gegen das herzogliche Belagerungsheer vertheidigte, erstreckte sich der Kriegsschauplatz nach Verona und Vicenza und an die schönen Gelände des Gardasees. Aber die Wahrnehmung, daß unter den kriegerischen Wechselfällen das Schicksal der Staaten und Herrschaften immer mehr in die Hände der Condottieri gerieth, daß mit dem Bewußtsein ihrer Bedeutung ihre Ansprüche und Forderungen sich steigerten, machte endlich die beiden streitenden Parteien zu einem Frieden geneigt. Die Venetianer behielten alle früheren Besitzungen: Bergamo, Brescia, Peschiera u. A., so daß die Republik als der mächtigste Staat des obern Italiens gelten konnte. Auch Ravenna war in ihre Gewalt gekommen und das Haus Polenta hatte das Geschick der Carrara und Scala erfahren. Der letzte Stadtherr Ostasio, der während des Krieges eine Zeitlang auf Mailänder Seite gestanden, starb mit seinem Sohne in der Verbannung auf Candia. Nach dem Tode des Herzogs Filippo Maria kam, wie wir früher gesehen haben, Franz Sforza zur Herrschaft in Mailand, doch erst nach vielen wechselvollen Kriegen, in welche ganz Italien, voran die Venetianer, Florentiner und König Alfons von Neapel verwickelt waren und wobei diplomatische Bündnisse nach den politischen Vortheilen des Tages geschlossen und gelöst wurden. In diesen Kämpfen, während deren die Florentiner im Bestreben, ein politisches Gleichgewicht in Italien herzustellen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite traten, erlitten die Venetianer manchen Scha-

1441.

den: bei Casalmaggiore kam ein Flußgeschwader in so schlimme Lage, daß der
17. Juli 1448. Anführer Andrea Quirini den Befehl gab, die Schiffe in Brand zu stecken, wofür er drei Jahre mit harter Gefangenschaft büßen mußte, und bei Caravaggio wurde ihr Landheer aufs Haupt geschlagen. Zugleich geriethen ihre Besitzungen im Osten durch die immer gewaltiger vordringende Macht der Türken ins Gedränge und ihr levantischer Handel kam ins Stocken. Nur durch die größten Opfer und Anstrengungen konnte die Republik sich unter so schwierigen Verhältnissen auf ihrer Höhe behaupten. Aber mit den Schwierigkeiten wuchs auch die Energie der staatsklugen und kriegstüchtigen Kaufherren in der Lagunenstadt. Um dieselbe Zeit, da sich die Türken endlich in Konstantinopel festsetzten, da der Handelsstaat unendliche Verluste an Gütern und Waaren litt und viele edle Mitbürger in der erstürmten Weltstadt am Bos-
April 1454. porus ihr Leben einbüßten, sah sich Sforza zu dem Frieden von Lodi genöthigt, in welchem den Venetianern alle früheren Besitzungen mit Einschluß von Crema zugesichert wurden, so daß sie mehr als die Mailänder die gebietende Macht in Oberitalien waren.

Ausgang der beiden Foscari. 1457. Durch alle diese Stürme hatte der Doge Foscari die Republik mit geschickter und starker Hand geleitet, ohne jedoch die Loredanische Gegenpartei versöhnen zu können. Zweimal hatte er seine Entlassung angeboten, aber seine Gönner, welche die hohe Bedeutung des Mannes zu schätzen wußten, hatten die Annahme verhindert. Endlich erlangten die Gegner die Oberhand: sie bewirkten, daß sein einziger Sohn Jacob in Anklagestand gesetzt, gefoltert und ins Elend getrieben ward; und kaum war der schuldlose, unglückliche Mann in der Verbannung gestorben, so trugen die Häupter der feindlichen Faction, die damals an der Spitze der Zehn standen, auf die Absetzung des Dogen an, weil er aus Altersschwäche seinem Amte nicht mehr vorstehen könne. Acht Tage lang bekämpften seine Freunde den schmachvollen Vorschlag. Umsonst. Francesco Foscari mußte den Dogenpalast, in dem er vierunddreißig Jahre gelebt und gewirkt, verlassen. Als der greise Staatsmann, auf einen Stab gestützt,
25. Oct. 1457. ohne fürstliche Kleidung die hohe Treppe hinabstieg, gab das Volk seinen Unwillen durch lautes Murren kund: aber der Terrorismus war schon so fest
1. Nov. begründet, daß es nicht zum Aufstand kam. Wenige Tage nachher starb er am gebrochenen Herzen, am Tage, als die Glocken die neue Dogenwahl verkündeten. Foscari hatte die Republik auf ihrer höchsten Macht und Blüthe gesehen und das Meiste dazu beigetragen. Doch war er nur Einer von den Vielen, welche mit gleicher Vaterlandsliebe und Hingebung ihres Lebens Regsamkeit für dieselbe Sache einzusetzen bereit waren. Wie oft auch die Parteileidenschaften wider einander entbrannten und die Wege und Ansichten auseinander gingen; wo es sich um die Größe, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes handelte, da gab es nur Ein Ziel des Kampfes, da wetteiferten alle Geister und Hände in Einem Streben. Noch tragen viele der stattlichen Paläste am

großen Canale die Namen jener Nobili, welche die Herrlichkeit der stolzen Lagunenstadt begründeten, aber wenn der Reisende auf der schwebenden Gondel dahingleitet, mag er wohl mit dem Dichter fragend ausrufen:

Wo ist das Volk von Königen geblieben,
Das diese Marmorhäuser durfte bauen,
Die nun verfallen und gemach zerstieben?

II. Skandinavien und Schleswig-Holstein.

Literatur: Die historische Literatur Skandinaviens im Mittelalter, darunter auch die beiden Hauptwerke von Dahlmann und Geijer, ist schon theilweise Bd. V, 666 angegeben. Ueber Adam von Bremen und Saxo Grammaticus findet man die nöthigen Angaben B. VI. p. 452 f. über die nordischen Königssagen (Heimskringla) von Snorre Sturleson, die zu Kopenhagen 1777 in 6 Voll. Fol. herausgegeben wurden, vgl. man V, 761. Das Werk von Sertorius-Langenbeck über die Hansa ist VII, 258 erwähnt, die Schriften über das Ordensland Preußen VII, 269. Nachträglich ist noch beizufügen: 1) Ueber Dänemark und Norwegen: die Quellen in Jac. Langenbeck's und P. Fr. Suhms Sammelwerk: Scriptores rerum Danicarum medii aevi, Havn. 1772—92. 7 Bde. U. Hvitfeld Danemark Riges Krönike. Kopenh. 1652. Fol. Th. Torfaei historia rerum Norvegicarum Havn. 1711. Fol. L. v. Holberg's dänische Reichshistorie. Flensb. u. Leipz. 1757. L. A. Gebhardi, Allgem. Geschichte der Königreiche Dänemark und Norwegen (in der Halle'schen Allgem. Welthistorie) Halle 1768 f. 2 Voll. 4°. J. H. Schlegel, Geschichte der Könige von Dänemark aus dem Oldenb. Stamme. Kopenhagen 1769 f. 2 Voll. R. Usinger deutsch-dänische Geschichte von 1189—1227. Berl. 1863. Gg. Waitz, Schleswig-Holsteinsche Geschichte in drei Büchern t. 1. 2. Goettingen u. Leipzig 1851 f. — 2) Ueber Schweden: Die wichtigsten Quellen der Gesch. von Schweden sind gesammelt in Scriptores rerum Suecicarum medii aevi von Fant, Geijer und Schröder. Upsala 1818—25. 2 Bde. u. von Rietz Scriptores Suecici medii aevi. Lund 1842 ff. Die älteste von König Karl Knudson veranlaßte Schwedische Geschichte ist das Werk von Erich Olai († 1486) historia Suecorum Gothorumque per Ericum Olai. Stockh. 1654. — Swea Rikes historia af Olaf Dalin ins Deutsche übersetzt. Greifsw. 1756 ff. Swen Lagerbring, Swea Rikes Historia, in deutscher Bearbeitung. Rostock 1776. Fr. Rühs Geschichte Schwedens, Halle 1803—14. 5 Thle. u. a. W.

1. Innere Zustände Skandinaviens.

a) Dänemark und Norwegen.

Die nordischen Reiche nach Kanuts Tod.

Wenn wir die beiden Nordstaaten in Einem geschichtlichen Ueberblick zusammenfassen, obwohl sie vor der Calmarer Union ein getrenntes Staatsleben unter eigenen Königen verbrachten, so geschieht es theils wegen des ähnlichen Entwickelungsganges der öffentlichen Zustände und der vielfachen bald freundlichen bald feindlichen Berührungen, theils im Hinblick auf die spätere dauernde Vereinigung der beiden durch Natur, Geschichte und dynastische Verbindungen vielfach auf einander gewiesenen Völker. Die Keime, die

der große und weise König Kanut, dessen Regierung wir im fünften Bande dieses Werkes kennen lernten (V. 709 ff.) in die Erde gesenkt, wurden trotz der stürmischen Zeiten, die nach seinem Tode über die drei von ihm beherrschten Reiche hereinbrachen und trotz der Gewaltthätigkeiten, denen in Dänemark und Norwegen so viele Könige zum Opfer fielen, erhalten und ausgebildet. Die alten nationalen Eigenthümlichkeiten wurden allmählich durch Einführung fremder Einrichtungen und Sitten den übrigen Zuständen des christlichen Abendlandes näher geführt. Wenn das Königthum noch immer seinen volksthümlichen Ursprung bewahrte, also daß in der Regel die Krone im Mannsstamme der herrschenden Dynastie vererbte, aber dieses Erbrecht bei jedem Thronwechsel der Anerkennung und Bestätigung der freien Volksgemeinde bedurfte, ehe es in lebendige Wirksamkeit trat; so strebten doch die Könige, Svend Estrithson 1047–1076. seitdem mit Svend Estrithson, dem Schwestersohne Kanuts (V 679.) kein Rückfall zum Heidenthum mehr vorkam, nach der Weihe der Kirche, um den volksthümlichen Ursprung und Charakter des Herrscheramtes unter dem höheren Begriff „von Gottes Gnaden" zu verbergen. Deshalb waren auch die nordischen Könige eifrige Förderer der päpstlichen Hierarchie. Nicht nur daß sie die Bisthümer, die bereits in Wiborg und Aarhuus für Nord-Jütland, in Ripen für Süd-Jütland, in Roeskild für Seeland, in Odense für Fünen, in Schleswig für das von Kaiser Konrad II. an die Dänen abgetretene Land zwischen Schlei und Eider, errichtet worden waren, noch durch die Bisthümer Lund und Dalby für die zu Dänemark gehörigen Landstriche Schonen, Halland und Blekingen an der Ostsee vermehrten; Svend Estrithson unterhielt auch fortwährend freundliche Beziehungen zu Papst Gregor VII. und suchte, um die dänische Kirche dem Einfluß des mächtigen deutschen Kirchenfürsten Adalbert von Hamburg-Bremen zu entziehen, die Errichtung eines eigenen Erzbisthums für die dänischen Lande und Inseln zu erwirken. Gregor, der in seinem Streit mit Heinrich IV. in dem nordischen König eine Stütze zu erlangen hoffte, behandelte Svend mit großer Zuvorkommenheit: er stellte seinem Sohn sogar eine Herrschaft in Italien in Aussicht; dennoch konnte er nicht durchsetzen, daß der Kirchenzehnten oder der Peterspfennig als regelmäßige Abgabe in Dänemark eingeführt ward. Er mußte sich mit einigen Geschenken und Liebesgaben begnügen. Die Könige hätten gerne diesen Kirchenzins wie so manche andere Einrichtung von England auf ihr Reich übertragen, weil sie sich dann mit dem päpstlichen Stuhl und dem einheimischen Klerus in den Ertrag getheilt hätten. Eben so erfolglos war Svends Bemühen, die Salbung und Krönung einzuführen. Sein junger Sohn Magnus, den er zu diesem Zweck nach Rom schickte, starb auf der Fahrt. Noch über ein Jahrhundert blieb das Wahlrecht des Volkes bei der Thronbesetzung in Geltung. Dennoch gelang es der vereinten Thätigkeit der Könige und der Hierarchie mit der Zeit, dem Klerus in den skandinavischen Reichen

eine ähnliche bevorrechtete Stellung zu verschaffen, wie in den übrigen christlichen Staaten.

Trotz seines Eifers für die Kirche erfuhr Svend Estrithson doch die strafende Hand des Bischofs Wilhelm von Seeland, mit dem er sonst durch lange Freundschaft verbunden war. Er hatte in der Kirche von Roeskild mehrere Ritter, die im Taumel eines großen Gelages durch Spottreden seinen Zorn gereizt, niederstoßen lassen. Darüber durch den Kirchenfürsten vom Gottesdienste ausgeschlossen, wie einst Theodosius von Ambrosius, unterwarf er sich gleich jenem römischen Imperator der auferlegten Kirchenbuße. Eine noch schärfere Strafe drohte ihm von Rom aus, als er, ein weibersüchtiger Fürst, zu seinen vielen Nebenfrauen auch seine Stieftochter Guda gegen die Kirchengesetze in sein Ehebett nahm. Nach einigem Sträuben fügte sich Svend auch hier der geistlichen Gewalt und schickte die Gemahlin nach Schweden, ihrem Heimathland. Aber sein ungezügeltes Leben setzte er ungestört fort. — Im Krieg hat sich Svend Estrithson, der Stammvater der „Ulfinger", d. h. aller der dänischen Könige, welche dem Oldenburgischen Hause vorangingen, wenig Ruhm erworben. Mit den Norweg'schen Königen Magnus II. und Olaf dem „Friedfertigen" (Kyrre), den Söhnen des hartmuthigen Harald, der endlich nach vielen schweren Thaten und Schicksalswechseln an der Schlachtenbrücke in England einen ritterlichen Tod fand (V, 717), lebte er in Frieden. Olaf, der eine Tochter Svends zur Ehe hatte, „war ein schöner Herr, mit einem gelben Haar wie Seide und den leuchtendsten Augen, leutselig, kein besonderer Redner in der Landesversammlung, aber voller Huld und Scherz im Gelage". Er fand Geschmack an dem Hofleben des Auslandes, verdoppelte den Hofstaat und die Zahl der „Hirdmänner" (V, 673) und begünstigte den Verkehr mit der Fremde. Die von ihm angelegte Stadt **Bergen** erwuchs rasch zu einem ansehnlichen Handelsplatz. Als die von den Normannen gedrückten Angelsachsen Svends Hülfe anriefen, wußte Wilhelm der Eroberer durch Gold und Eisen die dänische Kriegsmannschaft fern zu halten, und das gewaltsame Ende seines Schwiegersohnes Gottschalk, der an den Küstenländern der Ostsee ein christlich-slavisches Reich aufrichten wollte (VI, 278. 402) vermochte er nicht zu rächen. Das Land verödete, die Unsicherheit war so groß, daß sechshundert Familien das holsteinische Land verließen und nach dem Harz zogen. Zum Schutz gegen die Heiden baute Björn, einer der vielen Söhne Svends, auf einer Eiderinsel eine Burg, wohl der Anfang der spätern Stadt Rendsburg.

Norwegen: Magnus II. 1066—69. Olaf III. 1066—1093.

Und nicht allein für die kirchlichen Dinge hat Kanut frische Keime in die Erde gelegt und seinen Nachfolgern zur Pflege und Ausbildung hinterlassen; auch die staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse empfingen neue Ansätze, die mit der Zeit das öffentliche und gesellschaftliche Leben in neue Bahnen trieben. Als die Nordmannen die Wanderzüge und den Seeraub aufgegeben und sich an ein seßhaftes Leben gewöhnt hatten, war Feldbau und Wartung der Heerden die Hauptbeschäftigung der Einwohner auf dem Festlande wie auf den Inseln; und die Fruchtbarkeit des Bodens mit dem ergiebigen Ackerfeld, den grasreichen Triften, den herrlichen Buchwaldungen lohnte den Fleiß und mehrte den Wohlstand und die Bevölkerung. Freie Bauernschaften, in Dorfgemeinden geeinigt, bewohnten und bewirschafteten das Land, also daß jeder ansässige Bauer oder Volsmann im inneren Dorfraum ein umfriedigtes Gehöfte mit Haus, Wirthschaftsgebäude und Garten, zusammen **Toft**

Die Volksgemeinde.

genannt, besaß und in der Feldmark (Kamp) ein mit der Meßruthe abgetheiltes, mit Marksteinen und Zäunen abgegrenztes Ackerland zu eigen hatte, während Weideplätze und Waldung als Almende zu gemeinsamer Benutzung nach Recht und Herkommen offen standen. Lagen auch in dieser Einrichtung Ansätze zur bürgerlichen Ungleichheit und aristokratischen Machtstellung Einzelner, indem bald durch Vermehrung der Familien einige Ackerloose vertheilt oder durch Aussterben mehrere in Einer Hand vereinigt wurden, mitunter auch ein Volsmann neben seinem Ackerfeld im „Kamp" noch ein Freigut besaß; so war doch kein Rechtsunterschied vorhanden, so waren doch alle Glieder der Dorfgemeinde frei und gleichberechtigt. In Bezirke von etwa hundert Gehöften, Harden, und in Amtskreise, Syssel, getheilt bildeten die Freibauern die Volksgemeinde, welche bei der Königswahl zu Isöre am Issefiord auf Seeland mitwirkte, welche auf den „Thingen", den Land- und Reichstagen, bei der Gesetzgebung, bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen ihren Willen durch Abstimmung kund gab, aus welcher der König die Wehrmannschaft aushob, die dem königlichen Amtmann bei der Rechtspflege beistand, sei es daß alle Hausväter einer Dorfschaft oder nur ein Ausschuß von Zwölf sich zu bestimmten Zeiten an den Gerichtsstätten einfanden. Bei der noch immer fortdauernden Vorliebe der Dänen zur Seefahrt und Auswanderung wird die Zahl der Freibauern nicht sehr groß gewesen sein und jüngere Söhne werden die Wanderschaft in die Ferne noch lange einem seßhaften Leben in der Heimath unter der Obhut und im Dienst des erstgebornen Gutserben vorgezogen haben. Dahlmann meint, daß die Zahl von 300,000 Freien eher zu hoch als zu niedrig gegriffen sein möchte.

Die Huskarle. Da kam Kanut auf den Gedanken, nach dem Vorbilde Englands (V, 733) eine Kriegergilde, eine Art Leibwache, Huskarle genannt (V, 673) zu bilden, welche unter eigenes Hof- und Lagerrecht (Witherlagsret) gestellt, durch Sold und durch Vortheile, Belohnungen und Ehrenrechte mancherlei Art ausgezeichnet, ganz in des Königs Dienst stand, und ihm im Feld und am Hofe zu Treue und Gehorsam verpflichtet war. Nach dem „Gildenrecht der Hauskerle", welches sich erhalten hat, bildet die Dienstmannschaft eine geschlossene Gemeinde, die unter Leitung des Königs als Oberrichters eigene Gerichtsbarkeit besitzt, nach Zeugenbeweis oder mit Eideshelfern oder im äußersten Fall durch das Gottesurtheil der Eisenprobe Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu ergründen sucht und nach festen Bestimmungen die Strafen verhängt. Der gerichtliche Zweikampf war vom Witherlagsrecht ausgeschlossen, ein Fortschritt, der ohne Zweifel dem Einfluß des Christenthums zugeschrieben werden darf, das, wie früher gezeigt (V, 764 f.) auf die rauhen Sitten des Nordens vortheilhaft eingewirkt hat. Auch die Blutrache, die als heiliges Gebot aus uralter Zeit sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte und zahllose Familienfehden gebar, erfuhr durch das Christenthum eine Milderung, indem jeder

kirchliche Raum vierzig Tage lang dem Flüchtigen eine Freistätte gewährte, und die Kirchenmänner für weiteres sicheres Geleite und Unterkommen des Verfolgten bedacht waren. Und wenn auch zunächst das Wehrgeld oder die Mannbuße an die Stelle trat, so war doch auch dies ein weiterer Schritt zur Humanität.

Es ist nicht zu verkennen, daß in der aus England entlehnten Errichtung einer Wehrmannschaft des Hofes mit einer bevorzugten Sonderstellung, mit gesetzlicher Bestimmung der Pflichten und Rechte, der Dienste und Belohnungen, mit dem Vorrechte eigener Gerichtsbarkeit gegen schuldige Mitglieder, eigener Ehrengerichte gegen Verstöße und Uebertretungen der disciplinarischen Satzungen, die Elemente und Grundlagen einer Adelsgemeinde, die Anfänge des Lehnswesens enthalten waren. Doch scheinen diese Vorrechte der Witherlagsmänner zunächst nur in ihrer Stellung zum König, als ihrem Ordensmeister und Kriegsherrn, und in dem Verhältniß der Mitglieder zu einander Geltung gehabt zu haben, während sie in allen andern bürgerlichen und peinlichen Sachen vor den Hardes- und Landgerichten Recht gegeben und genommen haben mögen, daher auch keine Klagen gegen die Ausnahmsstellung der Hauskerle laut wurden. Dennoch war damit ein trennender Keil in die freie Volks- oder Bauerngemeinde geschlagen, der bald weitere Zersetzungen und ständische Gliederungen zur Folge hatte. An die königliche Wehrmannschaft schlossen sich mit der Zeit an: die Verwandten und Angehörigen des königlichen Hauses, die Reichen und Mächtigen aus den freien Gutsbesitzern, die königlichen Amtleute und Vögte mit Dienstlehen. Daraus bildete sich ein Adelstand, welcher sich gegen die Verpflichtung auf eigene Kosten als geharnischte Reiter im Heer zu dienen Freiheit von Abgaben und gemeinen Lasten erwarb und an den übrigen Vortheilen des „Witherlagsret" Theil nahm; während anderseits der kleinere Bauer, dem allmählich der Heer- und Gerichtsbann zu schwer und lästig ward, des Waffenrechts und der Freiheit verlustig ging und somit im Laufe der Zeit in den rechtlosen Stand der Gutshörigkeit, der Frohnpflicht, der Gebundenheit an die Scholle herabsank, wie wir ihn in andern Lehnsstaaten kennen gelernt. Doch bewahrte in Dänemark der Kern des Volkes seine Freiheit, sein Eigenthum, sein Wehrrecht und seine Wehrpflicht, und in Norwegen, wo schon Harald Schönhaar den Grund zu einem erblichen Lehnsadel gelegt, durch die Verordnung, daß in den Harden und Fylken die Hersen und Jarle aus dem Stande der reicheren Grundherren, der Haulds gewählt werden sollten, blieb bei der geringen Macht der Könige und den häufigen Umwälzungen und Theilherrschaften die bäuerliche Volksgemeinde in der alten freien Rechtsstellung. Der Lehnsadel war nur ein Amts- und Gerichtsadel ohne Erblichkeit. Städte mit einer freien Bürgerschaft, mit Communalrechten, Stadträthen und Gildenwesen kamen in den nordischen Staaten spät zur Entwickelung und gelangten im ganzen Mittelalter zu keiner hervorragenden politischen Macht-

Entstehung des Adels und der Stände.

stellung. Die deutsche Hansa, die, wie früher dargethan (VII, 258 ff.) den ganzen Handel in den nördlichen Ländern und Meeren beherrschte und in den drei skandinavischen Reichen Niederlassungen mit Stapelplätzen und Handelsgenossenschaften besaß, vermittelte den Kauf und Austausch der Boden- und Kunsterzeugnisse und hemmte dadurch die Entwickelung des städtischen Lebens in den entlegenen Nordländern. Erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen Abgeordnete der Städte auf dem dänischen Reichstag, wo sie mit den noch freien Landgemeinden den dritten Stand bildeten gegenüber dem „Herrenstand", den Prälaten und dem Adel. In Norwegen wurden alle öffentlichen Angelegenheiten auf den „Landthingen" verhandelt. Reichstage mit ständischer Gliederung widerstrebten der Natur und Neigung des Volkes. Für den Norden war das „Orething" bei Trondhjem oder Nidaros von entscheidendem Ansehen. Wie in Island (V, 762) leitete ein königlicher „Lagmann" die Landesthinge, die Gesetzgebung und die Gerichte.

Christenthum und Sklaverei. Wenn durch die Einführung des Christenthums und der fremden Gesellschafts- und Lebensordnungen die alte Freiheit geschwächt, die bäuerliche Volksgemeinde durch ständische Gliederung gelöst und durchbrochen ward; so brachte es dafür andere werthvolle Güter und Bildungselemente als Ersatz. Die Lehre von der ursprünglichen Verbrüderung des Menschengeschlechts, der religiöse Glaube, daß Gott alle Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen und durch seinen eingebornen Sohn zur Freiheit berufen, erzeugte in der Brust der rauhen Nordlandssöhne eine Ahnung, ein Gefühl von Menschenwürde und Menschenrechten, das allmählich alle gesellschaftlichen Verhältnisse durchdrang und veredelte und einen Hauch der Milde und Versöhnung über das ganze Leben ausgoß. Die rauhe Nordlandssitte, weibliche Kinder auszusetzen, die besonders in Island herrschte, verschwand in der christlichen Zeit. Vor allem erfuhr der zahlreiche und gedrückte Stand der Sklaven die Wirkung christlicher Humanität. Durch den Menschenraub der Nordmannen war die Menge der unfreien Leute in allen skandinavischen Landen ins Unermeßliche angewachsen; alle schweren und niedrigen Arbeiten wurden ihnen übertragen und keinerlei Recht oder Sittengesetz stand ihnen schirmend zur Seite. Der Sclave mit Weib und Kind war das volle Eigenthum des Herrn; die Sklavenfamilie stand auf Einer Stufe mit der Heerde der Hausthiere, und es hing lediglich von dem Willen des Besitzers ab, wie er sie behandeln wolle; ein entlaufener Sclave wurde eingebracht und gezüchtigt. Eine alte Ueberlieferung, daß einer der ersten Anbauer Islands seine Sclaven vor den Pflug gespannt, ist bezeichnend für dieses Verhältniß. „So war der Sclav der heidnischen Zeit, wild oder mild behandelt, mit Allem was an ihm war, des Herrn Habe, der Staat hatte keinerlei Recht an ihn, außer wenn das Land bedroht war, auch er zu niederem Dienst in der Landwehr gebraucht ward; Heugabel und Messer sind seine Waffen." Dieses Loos war um so schrecklicher, als die meisten Sclaven

aus England herübergebracht waren, mithin Christen und von höherer Bildung als ihre Herren. Keine edlere und höhere Thätigkeit konnte nun die Geistlichkeit entfalten, als wenn sie in der rauhen Dänenbrust Regungen der Milde und Menschlichkeit schuf, das Verkaufen von Christen für sündhaft erklärte, die Freilassungen mit gewissen Rechten um des Heils der Seelen willen als christliche Werke empfahl, das Zusammenleben von Mann und Weib durch das Band kirchlicher Einsegnung zur Ehe weihte, die Heiligkeit der Sonn- und Feiertage allen Geschöpfen zu Gute kommen ließ, die künftigen Geschlechter durch die Taufe und durch die Zulassung zum Gottesdienst und zu den Spendungen und Segnungen der Kirche zu menschlichen Rechten heranzog, wie denn überhaupt die mittelalterliche Kirche die religiöse Scheu und Ehrfurcht zum Schutze der Verlassenen und Schwachen, der Armen und Verfolgten zu verwerthen bemüht war. Wenn in heidnischer Zeit die Braut dem Vater abgekauft wurde und Vielweiberei zu den Landessitten gehörte, so trat jetzt die Frau in einen geweihten Ehebund und in ein durch die Kirche geschütztes Rechtsverhältniß; die Klöster wurden zu Herbergen für Fremdlinge, Verschlagene, Schiffbrüchige; der Seeraub wurde zuerst durch christliche Sittengebote für ehrlos erklärt, ehe das weltliche Gesetz ihm entgegentrat; geweihte Freistätten gewährten dem Verfolgten Zuflucht und Sicherheit.

b) Schweden.

Aehnlichen Zuständen und Einrichtungen begegnet man auch in Schweden, wenngleich dieses nordische Land später als das Dänenreich in das geschichtliche Leben eintrat. „Schwedens Mittelalter ist voll Verwirrung", sagt der eingeborne Geschichtschreiber Geijer, „und hat keinen Glanz, wodurch das Auge bestochen würde. Was die Hierarchie, was das Feudalsystem, was die Macht der erblühenden Städte im übrigen Europa zu dieser Zeit Großes und Glänzendes hatte, erstreckte sich nur wenig bis hieher." Schwedens Mittelalter.

Wie in den Nachbarländern beruhte auch in Schweden die gesellschaftliche Verfassung des Volks auf gegliederten Verbänden. Eine bestimmte Anzahl freier Familien oder Hausväter war zu einer „Hundertschaft", Härad, verbunden; eine Vereinigung von Hundertschaften innerhalb der Naturgrenzen mit gemeinschaftlichen Rechtsordnungen bildete die Landschaft; die Gesammtheit aller Landschaften oder „Nationen" war das Reich unter dem Oberkönig von Upsala, welcher der Volksgemeinde dem „Alljährarthing" vorstand, die „Lagmänner" einsetzte und die Landesvertheidigung anordnete, wie wir früher gesehen (V, 672 ff.). Länger als in Dänemark bewahrte in Schweden der Bauernstand seine Freiheit und sein geschlossenes Eigengut. Der „Odalbauer", der „Mann für sich", Selbsteigenthümer seines liegenden Grundes, war die eigentliche Stütze und Lebenskraft der schwedischen Verfassung. Doch ent- Bauernschaft und Adel.

wickelte sich auch hier aus den Angehörigen und Verwandten des königlichen Hauses frühe ein Geburtsadel mit kriegerischem Gefolge, dem sich als „Dienstadel“ die Hof- und Waffengenossenschaft anschloß, die gleich den dänischen „Huskarlen“ die Person des Königs umgab, im Frieden zur Erhöhung seines Glanzes, im Krieg als ritterliche Wehrmannschaft zu seinem Schutz und Ruhm. Ein Feudaladel mit erblichen Belehnungen blieb dagegen in Schweden unbekannt, daher auch das Königthum nie die feste Gestalt anderer Lehnsmonarchien annahm. „Bei den mächtigen Geschlechtern, die hier weder Lehnsadel wurden, noch in einen bloßen Dienstadel sich wollten verwandeln lassen, erhielt sich um so viel länger die Erinnerung, daß das vormalige Königthum ein vielköpfiges Herrscheramt gewesen. Wir gewahren noch immer jenen alten, ungebändigten, aus den Meeren zurückgewiesenen Königsadel, wie er in innerlichen Kämpfen seine eigenen Kräfte und die des Landes vergeudet.“ Selbst unter den Folkungern, welche von der Feudalmonarchie so viel entlehnten als sie vermochten, bewahrte die Aristokratie, die mit eigener Rüstung zu Pferd wider die Feinde des Reichs diente, die Oberherrschaft und minderte die Macht und die Rechte der Volksgemeinde. —

Das Königthum. Wie Dänemark war auch Schweden eine Mischung von Erb- und Wahlreich. Der König wurde auf der Mora-Wiese bei Upsala gewählt, Anfangs nur von den Folklanden oder den Einwohnern Uplands, später von Abgeordneten sämmtlicher Reichslande; doch hielt man sich in der Regel an das herrschende Geschlecht, sogar meistens an die Erstgeburt. Nach vollzogener Wahl folgte der Königsritt durch alle Lande auf der „Erichstraße“ in vorgeschriebener Ordnung, „wie das Gesetz besagte“. Auf diesem Umzug empfing der Neuerkorene von den Einwohnern Huldigung und Geleite und wurde dann in der Upsalakirche von dem Erzbischof gekrönt, wobei er feierlich schwur, „des Landes Recht nicht zu beugen“. Das Haupteinkommen des Königs bestand in den Krongütern, Upsala-Oede, in den jährlichen gesetzlichen Steuern, die der freie Bauer von seinem Bodenertrag und Viehstand entrichtete, in freiwilligen Gaben für bestimmte Fälle; auch ist von einer persönlichen Steuer „für jede Nase“ die Rede. Mit der Zeit scheint auch die Krone das Eigenthumsrecht auf Bergwerke und Fischereien erworben zu haben. Heeresfolge konnte der König nur innerhalb der Landesgrenzen verlangen.

Stände und Reichstag. Bei der Schwäche des Königthums in Schweden und bei den unaufhörlichen Thronkämpfen verlor die freie Volksgemeinde, die auf den Thingen ihrer Landschaften mit den Lagmännern oder Landrichtern nach Recht und Herkommen ihre öffentlichen Angelegenheiten ordnete und richterliche Entscheidungen fällte, mehr und mehr an Bedeutung. Da nur der reichere Bauer im Stande war, den Kriegsdienst mit Roß und Rüstung zu leisten, so löste sich der alte Odalstand auf, indem die Begüterteren sich dem Adel anschlossen, die Geringeren in Armuth und Unfreiheit geriethen. Bald kam alle Gewalt

an die „Herrentage", wo der Edelmann und die Geistlichkeit das entscheidende Wort führten. Im Besitze steuerfreier Güter, eigenen Gerichtsstandes und anderer Vorrechte, von kriegerischen Schaaren umringt und mit ihren Gesinnungs- und Standesgenossen häufig durch Conföderationen zu „Herrenbünden" vereinigt, waren die Adelsgeschlechter die Lenker der Volksgeschicke und nur ihrer gegenseitigen Eifersucht und Parteiung war es zu danken, wenn noch ein Schatten von Königsmacht fortbestand. Der Prälatenstand theilte mit dem Adel, aus dessen Reihen er hervorging, die bevorzugte Stellung. Von den Lasten des Staates nicht getroffen, besaß er durch den Kirchenzehnten, durch Seelgeschenke und Vermächtnisse und durch den Umstand, daß viele Geistliche auch Inhaber weltlicher Verlehnungen waren, größere Einkünfte als die Krone. Aus beiden Ständen war der Reichsrath gebildet, der auf den Gang der öffentlichen Dinge und auf die Geschicke der Nation größeren Einfluß übte als die Könige. Erst als durch Beiziehung „kaufstädtischer Männer und gemeiner Bauernschaft" diese Herrentage zu Reichstagen erweitert wurden und die Sturen die bürgerlichen und bäuerlichen Elemente stärkten, wurde ein gewisses Gleichgewicht unter den Ständen hergestellt und eine breitere Basis für das Staatsleben geschaffen.

Einem ähnlichen Entwickelungsgang begegnen wir auch im Rechts- und Gerichtswesen Schwedens. (Recht und Gericht.) Der von der freien Bauernschaft in jedem Gerichtsbezirk gewählte, von dem König bestätigte Richter (Lagman) hielt mit zwölf Geschwornen regelmäßige Gerichtssitzungen sowohl in dem Härad als in der Landschaft und suchte mit seinen Beisitzern das Recht auf gewöhnlicher Richtstätte nach altüberlieferten Formen und nach den herkömmlichen meist ungeschriebenen Gesetzen, welche in kurzen Sprüchen alljährlich von den Landschaftsrichtern der Volksgemeinde mündlich vorgetragen wurden. Neben diesen allgemeinen Amts- und Landgerichten bildeten sich aber im Laufe der Zeit Sondergerichte mit eigenen, öfters der Fremde entlehnten Rechtsbestimmungen, welche die Kreise ihrer Jurisdiction immer weiter auszudehnen trachteten und den Volksgerichten mehr und mehr Abbruch thaten. Nicht nur, daß der Klerus die kanonischen Gesetze für seine Standesgenossen und Untergebenen zur Richtschnur nahm und Alles, was nur entfernt einen religiösen Charakter trug, wie Ehesachen, Eide, letztwillige Verfügungen u. A. vor sein Forum zog; auch die adeligen Grundherren bildeten das Hofrecht, das ursprünglich nur für die Adelsgemeinde in ihren genossenschaftlichen Streithändeln bestimmt war, zu einem Gerichtsstand über die Bauern aus; und in den Städten, die meistens von deutschen Handelsleuten bewohnt waren, entstanden Stadtrechte nach dem Vorbilde von Lübeck und andern wohlgeordneten Stadtgemeinden, und genossenschaftliche Verbindungen, Gilden genannt, mit eigenen Vorstehern, Statuten und Schutzrechten. Selbst die Bergmannschaften in den alten Kupfergruben von Falun, in den Eisenwerken von Danemora, Wermland u. a. O. erwarben

eigenes Recht und Gericht mit Freistätten für friedlose Leute. Es war ein rühmliches Verdienst einzelner schwedischer Herrscher, besonders des Jarl Birger, des Magnus Ladulås und des älteren Sten Sture, das allgemeine Landrecht, das „Gesetz aller Männer" (Lag manna) durch schriftliche Aufzeichnungen festgestellt, die ursprünglichen Volksgerichte gegen die Uebergriffe fremder Rechtsordnungen und particularer Justiz in Schutz genommen und durch Verträge mit den Hansestädten den Handelsverkehr geordnet und gesichert

Einfluß der Kirche. zu haben. Doch hatte dieser fremde und kirchliche Einfluß auch die gute Wirkung, daß wie in den andern skandinavischen Ländern, so auch in Schweden die gesetzliche Blutrache mit der Fried- und Rechtlosigkeit des Todtschlägers, daß die Gottesurtheile mit der Eisenprobe, und andere barbarische Rechtsüberlieferungen durch die Mann- und Stammbuße gemildert wurden und allmählich verschwanden, daß der Gebrauch der Eideshelfer dem Zeugenbeweis weichen mußte, daß der Gottes- und der Königsfriede zur Geltung kam und der rohen Selbstrache steuerte. Bei einem Volke, das durch das ganze Mittelalter hindurch stets die Waffen bei sich trug, dessen Freiheitsgefühl leicht zur Selbsthülfe fortgerissen ward, waren solche mildernde Einflüsse ein Segen. Daß aber die Kirche nicht vermögend war, auch Reinheit der Sitten und unsträflichen Wandel unter dem Volke zu erzeugen und zu bewahren, beweisen die Klagen der erwähnten heil. Brigitta über den Verfall der Sitten in den Klöstern und unter dem geistlichen Stande. Die Seherin gehörte, wie dreihundert Jahre später Swedenborg, zu jenen nordischen Gemüthern, „die sich mehr als andere aus der Erde Nacht und Nebel gezogen fühlten gegen ‚das andere Licht', wie bereits das Heidenthum die höhere Welt nannte."

2. Geschichtlicher Gang in den drei Reichen bis zur Calmarer Union.

Königsgeschichte. 1. Dänemark und Schleswig-Holstein. Indem wir nun in den folgenden Blättern den Versuch machen, an dem Faden der Königsgeschichte den Gang des Völker- und Staatslebens in den drei nordischen Reichen darzulegen, müssen wir ein düsteres Bild voll blutiger Gewaltthaten und heftiger Leidenschaften entrollen. Von den fünf Söhnen Svend Estrithson's, die durch ein merkwürdiges Geschick nach einander den
1086. dänischen Königsthron bestiegen, fiel Knud „der Heilige" durch den Zorn des eigenen Volkes, als er im Eifer für die Kirche Bedrückung übte; Erich starb
1103. auf einer Kreuzfahrt im fernen Cypern und als Niels (Nicolaus) Svends fünfter Sohn den Herrscherstab führte, häufte sein Sohn Magnus durch die
1131. Ermordung seines Vetters, des Knud „Laward" auf das königliche Geschlecht eine Blutschuld, welche ihm selbst den Tod in der Feldschlacht durch Knuds
1134. Sohn Erich und dem Vater Niels ein gewaltsames Ende durch die Bürger
1137. von Schleswig brachte. Aber auch Erich II. fiel durch Meuchelmord und sein Sohn Svend wurde nach einer blutigen Frevelthat im Schlosse zu Roeskild

auf der Flucht von einem jütischen Bauer erschlagen. Mit seinem Nachfolger 1157.
Waldemar I., dem Sohne des ermordeten Knud Laward, beginnt unter dem Einflusse des kühnen, vaterländischen Absalom, Erzbischofs von Lund 1157—1241.
im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Zeit der Macht und Größe Dänemarks, welche unter seinen beiden Söhnen Knud und Waldemar dem Sieger auf ihren Höhepunkt geführt ward. Nicht nur daß die Lehnshoheit des deutschen Reiches über Dänemark abgeworfen wurde, die Inselkönige geboten über alle Küstenländer der Ostsee, und Waldemar, „König der Dänen und Slaven" gedachte aus dem zerrütteten Zustande Deutschlands noch manche große Ernte heimzuthun, als eine unerwartete Katastrophe und zwei unglückliche Schlachten seinen hochfliegenden Plänen ein Ziel setzten und die dänische Herrschaft wieder in ihre natürlichen Grenzen zurückwiesen.

Nach Waldemar's Tode folgten schlimme Jahre. Sein Sohn Erich V.
„Pflugpfennig" wurde von dem eigenen Bruder Abel des Thrones und des 1250.
Lebens beraubt, dieser selbst von einem friesischen Bauer erschlagen; der dritte 1252.
Bruder Christoph soll von geistlicher Hand beim Abendmahl Gift empfangen 1259.
haben, während das Land unter dem Interdict lag. Christoph's Sohn, Erich VI. „Glipping" wurde in einer Scheune durch eine Anzahl verschworener Edelleute ermordet, sein Nachfolger gleichen Namens (Erich VII. 1286.
Menved) lag viele Jahre unter dem Kirchenbann, seinem Bruder Christoph II. banden die Stände durch eine Wahlcapitulation die Hände, 1320.
ein Verfahren, das in der Folge bei allen Thronbesteigungen zur Regel ward. Unter diesem zweiten Christoph ging das dänische Reich seiner Auflösung entgegen. Während er selbst durch Aufruhr hin und hergetrieben ward, stieg das gräfliche Haus der Schauenburger, das einst vom Nesselberg an der Weser in das holsteinische Land gezogen war und sich von der Niederelbe bis zur Eider Güter und Burgen erworben hatte, durch den Unternehmungsgeist des großen Gerhard zu Macht und Ansehen empor, so daß der Graf sogar in Kopenhagen das gebietende Wort führte; und wenn er auch selbst unter den Mörderhänden feindlicher Dänen blutete, so erlangte doch sein Enkel gleichen 1340.
Namens, der Erstgeborne seines Sohnes Heinrich des Eisernen, das Herzogthum Schleswig als erbliches Fahnlehen seines Hauses und verband es mit seinem Stammlande Holstein. Erst Christoph's II. Sohn, Waldemar IV., „Atterdag" genannt, gab dem Reiche Kraft und Einheit zurück; gerne hätte er in die Bahnen der großen Waldemare wieder eingelenkt, aber die Macht der Hansa setzte seiner Herrschsucht Schranken. Seine Tochter Margaretha, die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon, erhielt nach ihres Vaters Tod auch die Herrschaft in Dänemark und als die Schweden sich wider ihren deutschen König Albrecht empörten und das Regiment gleichfalls an Margaretha übertrugen, gelang es der klugen „Königin des Nordens" die drei Reiche durch die Calmarer Union zu vereinigen und auf ihren Großneffen Erich von 1397.

Pommern zu übertragen. Doch sollte die Vereinigung nur eine Personal-Union mit der Verpflichtung gegenseitiger Waffenhülfe sein. Die herkömmlichen Rechte und Verfassungen blieben in jedem der drei Reiche unverändert bestehen. Aber eine solche ganz äußerliche Verbindung konnte nur unheilvoll sein und innere Spaltungen gebären, daher auch die Calmarer Union nur ein großer Name blieb, der ohne bleibende Frucht vorübergegangen ist. Als einige
4. Aug. 1404. Jahre später Herzog Gerhard von Schleswig in einer Schlacht gegen die Ditmarschen mit gespaltenem Schädel auf dem Waffenfelde blieb, suchte die
† 27. Oct. 1412. staatskluge Margaretha und nach ihrem Tode ihr Pflegsohn Erich das Herzogthum mit List und Gewalt wieder an das dänische Reich zu bringen; aber der Versuch mißlang. Ein mehrjähriger Krieg, in den sich die Hansa mischte, schlug zu des Königs Nachtheil aus; Adolf VIII., der Sohn des erschlagenen Gerhard, behielt schließlich das Herzogthum Schleswig als erbliches Lehn seines Hauses.

2. Norwegen. In **Norwegen**, wo **Harald der Harte** (V, 678) den Königssitz von dem nördlichen Nidaros (Trondhjem, Drontheim) nach der neuen Stadt **Oslo** (Opslo) verlegte, da wo heute Christiania steht, herrschte nach dessen Tod das alte von Harald Harfagr abstammende Königsgeschlecht noch fast drei Jahrhunderte fort, bald Mehrere gemeinschaftlich oder in getrennten Gebieten, bald Einer allein. Doch war die legitime Geburt und die Echtheit der Abstammung bei Manchen zweifelhaft, selbst wenn das Gottesurtheil der **Eisenprobe** gesucht ward. Während dieser Zeit wurden, wie in den andern nordischen Reichen so auch in Norwegen durch Thronkämpfe Verwirrungen und Erschütterungen herbeigeführt; doch waren es immer Glieder derselben Familie, welche sich die Königswürde streitig machten; auch war die Krone machtloser als in Schweden und Dänemark, theils weil die Freiheiten des Volkes größer waren als irgendwo sonst, theils weil die Geistlichkeit ausgedehnte Vorrechte besaß. Als sich König Magnus durch den Erzbischof Eystein (Augustinus)
1174. von Nidaros zu der „Goldfeder" bewegen ließ, einem Kirchengesetz, welches unter andern Privilegien der hohen Geistlichkeit die Befugniß einräumte, bei der Königswahl unter den männlichen Angehörigen des Herrscherhauses den Ausschlag zu geben, gleichsam als „Kurfürsten" aufzutreten, entstanden zwei Parteien, eine nationale, **Birkenbeine** und eine klerikale, **Bagler** d. h. Krummstäbler genannt, welche über ein Jahrhundert die größten Umwälzungen in Norwegen hervorriefen. Erst **Hakon V.**, „der Alte", aus dem Geschlechte des Königs **Sverrir**, führte im 13. Jahrhundert eine Ausgleichung herbei. Er brachte Grönland und Island (V, 763) unter seine Herrschaft und fand
63. seinen Tod auf den Hebriden, welche nebst den Orkaden und andern nordischen Eilanden schon lange zu Norwegen gehörten. Auch die Niederlassung der Hanseaten in **Bergen** hat unter diesem König stattgefunden. Bald war die Stadt der besuchteste Handelsplatz für den gesammten Norden; sie erwarb sich

ein freies Stadtrecht, und Kaufleute und Handwerker aller Art belebten Markt und Straßen. Hakons Sohn und Nachfolger Magnus VI. verdiente sich † 1280. den Namen „Gesetzverbesserer". Eine Thronfolgeordnung, nach welcher die Krone im Mannstamme des Herrschergeschlechts nach der Erstgeburt forterben sollte, machte den Reichstheilungen ein Ende und vernichtete die Wahlansprüche der Hierarchie. Die übrigen hohen Vorrechte dagegen blieben der Geistlichkeit unverkürzt. Sie hatte eigene Jurisdiction von großer Ausdehnung, war von den weltlichen Gerichten und vom Kriegsdienst befreit und besaß die freie Wahl ihrer Oberen ohne königliche Einmischung. Daß Magnus' Sohn und Nachfolger Erich gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Königsmacht auch über den geistlichen Stand ausdehnte, den Erzbischof und die Bischöfe zur Huldigung und Kriegshülfe zwang und die hierarchischen Vorrechte schmälerte, trug ihm den Namen „Priesterfeind" ein. Mit seinem Bruder und Nachfolger Hakon (VII.) erlosch die männliche Linie des norwegischen Königsstammes. 1319. Durch neue Bestimmungen im Hofrecht und in der Erbfolgeordnung, kraft deren auch weibliche Nachfolge gestattet sein sollte, legte er den Grund zu der Vereinigung von Norwegen und Schweden, die nach einigen Kämpfen und Störungen unter Hakons VIII. Gemahlin Margaretha zu Stande kam.

In Schweden hatten die Thronkämpfe, welche die Nachkommen Sverkers 3. Schweden. und Erichs des Heiligen im 12. und 13. Jahrhundert gegen einander führten, zugleich einen religiösen Charakter, obschon beide Geschlechter bereits dem christlichen Glauben beigetreten waren. Denn während die Gothen oder Gothländer im Süden bei denen das Sverkersche Fürstenhaus seinen größten Anhang besaß, durch die Einwirkung der Nachbarländer frühe dem Christenthum gewonnen worden, hielten sich die nördlicheren Schweden (Sueonen) unter Erichs Erben noch lange an die heidnischen Gebräuche und an die Opferstätte von Upsala. Unter diesen Kämpfen wurde sowohl das Königthum als die freie Volksgemeinde geschwächt und gelähmt, so daß alle Macht in die Hände des gewaltthätigen Waffenadels überging, der mit seinen Kriegsmannen die Geschicke der Nation entschied. Die meisten Könige starben eines gewaltsamen Todes. Selbst das mächtige Geschlecht der Folkunger, das mit Birger Jarl und seinem Sohne Waldemar um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Thron bestieg, erlag nach einigen Menschenaltern den harten Schicksalsschlägen, die alle schwedischen Regentenhäuser trafen. Die meisten Könige wurden entthront und starben im Kerker oder in der Verbannung, wie wir aus den trefflichen historischen Schriften der Zeit erfahren, der „großen Reimchronik" und der „Regierung der Könige und Fürsten". Nur Magnus, der zweite Sohn Birgers, der mit Erfolg der Adelsmacht entgegentrat, mit Nachdruck den Landfrieden handhabte und das Volk vor weiterer Vergewaltigung durch die Großen in Schutz nahm, starb eines natürlichen Todes. Er erwarb sich den Beinamen Ladulås d. i. Scheunenschloß, 1290.

„indem er Schloß vor des Bauern Scheune war.“ Zugleich suchte er den Adel durch Vorrechte und ritterliche Ehren an den Thron zu fesseln; aber die turbulente Natur trat nur zu bald wieder in ihrer ganzen Ungebundenheit zu Tage. Sie handelten wie Baumeister, „die, nachdem sie das Haus in die Höhe gebracht, einander von den Mauern hinabstürzen.“ Nach der Absetzung des
1363. letzten Folkunger **Magnus** Erichson und seines Sohnes **Hakon** (VIII.) von Norwegen, kam die schwedische Krone an den Herzog **Albrecht** von Mecklenburg, des Magnus Schwestersohn. Aber die Großen, die sie ihm verliehen, entkleideten dieselbe aller Macht und übertrugen sie dann nach einigen Jahren der Königin von Norwegen und Dänemark Margaretha, der Gründerin der Calmarer Union.

a) Das dänische Reich unter den Söhnen Svend Estrithson's.

Svend Estrithson hatte vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, daß sein zweiter Sohn Knud sein unmittelbarer Nachfolger werden möchte; allein die Volksgemeinde entschied auf der Wahlstätte zu **Isöre**, daß man dem Herkommen treu
Harald Hein 1076—1080. bleiben solle, und wählte den Erstgebornen **Harald** „Hein“ zum König. Erst als Harald, ein friedliebender Fürst, welcher den Bauern die freie Nutzung der königlichen Wälder zur Schweinemast überließ und festsetzte, daß bei peinlichen Rechtsfällen der Zeugenbeweis dem Beweis durch Eideshelfer vorgehen und entscheidend sein sollte,
17. April 1080. nach kurzer Regierung kinderlos aus dem Leben schied, empfing Knud die Huldigung
Knud der Heilige 1080—1086. des Volks. Ein Fürst der mit einem hohen Grade weltlicher Herrschsucht eine solche Religiosität verband, „die mehr Flamme als Licht ist“, sah Knud seine Herrscheraufgabe nicht wie sein Vorgänger in ruhigem volksfreundlichen Walten, sondern in dem Sieg christlicher Ideen und Institute über die noch vorhandenen Reste heidnischer Anschauungen und Gebräuche. Schuld und Verbrechen sollten nicht länger durch Blutrache und Wehrgeld, sondern durch kirchliche Strafen gebüßt werden; die hölzernen Gotteshäuser sollten steinernen Kathedralkirchen weichen wie sie in Roeskild und Lund auf sein Geheiß bereits in Angriff genommen wurden; die acht Bischöfe Dänemarks traten aus ihrer bisherigen rang- und würdelosen Stellung in die erste Standschaft des Reichs ein, indem sie den Gliedern des königlichen Hauses gleichgesetzt wurden. Bald erwarb der Klerus eigene Gerichtsbarkeit und alle jene Immunitäten und Vorrechte, die er in andern Ländern besaß, suchte in den geistlichen Gerichtshöfen das Recht über seine Standesglieder nach den kanonischen Gesetzen, begann Vergehen gegen Religion und Kirche auch an Weltlichen mit Brüchen zu strafen, brachte die wichtigsten Staatsämter, insbesondere die Kanzlerwürde in seine Hände und gewann großen Einfluß auf das gesammte innere und äußere Leben des Volks. Ein König, „der sich von seinen Kapellanen geißeln ließ, der jeden Freitag Wein und Meth und die köstlichen Speisen seiner Tafel vorbeigehen ließ, und sich mit Wasser und Brod und Salz begnügte“ ging Knud ganz in die strenghierarchischen und ascetischen Vorstellungen Gregors VII. ein und drängte die Geistlichkeit zum Cölibat. Gern hätte er auch den Kirchenzehnten zum Landesgebot erhoben, aber dieser Versuch kostete ihm Krone und Leben. Als Knud am Limfiord eine große Flotte sammelte, um in Verbindung mit **Oluf dem Stillen** von Norwegen und seinem eigenen Schwiegervater, Graf Robert von Flandern, einen Rache- und Eroberungszug gegen England auszuführen, wozu ihn die mißhandelten Angelsachsen aufgefordert; wurde die Schiffmannschaft

schwierig, sei es daß sie über die verzögerte Abfahrt grollte, oder bestochen durch Wilhelms Gold und erschreckt durch seine Vertheidigungsanstalten (V, 729). Oluf, Jarl von Südjütland, wagte dem königlichen Bruder die Klagen der Kriegsmannen über die Verzögerung vorzutragen. Darüber gerieth Knud, in der Auflehnung des Heers eine Wirkung der normannischen Verführung ahnend, in solchen Zorn, daß er den Bruder in Fesseln legen und nach Flandern in Haft bringen ließ. Auf die Kunde davon löste sich die dänische Flotte auf und die Krieger kehrten in ihre Heimath zurück. Als Knud am Landungsplatze erschien, traf er nur noch die norwegischen Fahrzeuge. Das Unternehmen mußte aufgegeben werden; aber der König beschloß das Scheitern seines Planes an den Ungehorsamen zu rächen. Gestützt auf das alte Landesgesetz, welches die Versäumung der Heerespflicht mit einer Geldbuße, das Entweichen von der Fahne mit dem Tode belegte, verhängte er unerschwingliche Strafgelder über alle Schuldigen, Befehlshaber wie Gemeine. Als das Volk Einwendung machte und das Aufbringen der geforderten Summen für unmöglich erklärte, gab der König den Bescheid, daß das Bußgeld erlassen werden sollte, wenn die Dänen sich dem Kirchenzehnten unterwerfen würden. Diesem wollte man sich aber noch weniger fügen als der Buße, wie freigebig auch die Geistlichkeit himmlischen Lohn in Aussicht stellte. So ließ denn der zürnende König die Strafgelder aufs schärfste eintreiben, bis das Volk, durch den Druck der Abgabe und der Ungerechtigkeit der Beamten zur Verzweiflung gebracht, sich empörte. Im Norden des Limfiord, wo finstere, harte Männer in Haide und Moorland, in Sumpf und Waldung hausten, ihr armes Leben vom Fischfang, vom Ertrag der Schiffbrüche oder vom Seeraub fristend, wurden zuerst die Steuererheber, dann die Beamten und königlichen Diener erschlagen, ertränkt oder als Flüchtlinge verfolgt. Bald brauste der Sturm über das ganze Land; der König floh zu Schiff nach Fünen; aber die Jüten setzten ihm nach und erschlugen ihn im Gotteshaus zu Odense, vor dem Altar; neben ihm blutete sein Bruder Benedict mit siebenzehn Getreuen. 10. Juli 1086. Seine Wittwe floh in ihr flandrisches Heimathland, wo ihr und Knuds Sohn Karl in der Folge die Grafenwürde erlangte, aber wie der Vater durch eine Empörung in der Kirche zu Brügge einen gewaltsamen Tod fand (1127). Von der Kirche kanonisirt wurde Knud fortan als Protomartyr und Schutzheiliger von Dänemark verehrt, und die Geistlichkeit schrieb die Hungersnoth, die unter seinem Bruder und Nachfolger, **Oluf**, in Dänemark wüthete und gleich der ägyptischen sieben Jahre gedauert haben soll, dem Zorne Gottes über die frevelhafte Ermordung des gekrönten Heiligen zu, welche Oluf nicht gerächt habe. (Olaf Hunger 1086—1095.) Auch er starb kinderlos, und nun bestieg Svends vierter Sohn **Erich**, vom Volk **Eingod**, wohl „der Gütige“, genannt, den dänischen Thron. (Erich Eingod 1095—1103.) Unter ihm erlebte Dänemark glückliche Zeiten, daher auch sein Name bei dem Volke in gutem Andenken blieb. Er hatte unter allen seinen Brüdern die meiste Aehnlichkeit mit Svend Estrithson. „Dieselbe Gestalt, derselbe lebhafte, um die Sprachen und Kenntnisse der Menschen bemühte Geist, aber Alles bedeutender und wohlgefälliger. Er war der größte von Wuchs im Volk, seine Leibesstärke nahm es mit vier Männern zugleich auf, dabei ungemein beredt, freigebig und leutselig. Nicht einmal sein Erbfehler, seine Schwäche für das weibliche Geschlecht, zog ihm großes Mißfallen zu.“ Wenn auch er gleich dem Bruder Knud großen Eifer für Begründung des geistlichen Staates zeigte, so vermied er doch alle Härte, war milde und gerecht gegen das Volk und schützte Recht und Gesetz vor jeder Uebertretung. Dabei waren seine Waffen siegreich. Das meerbeherrschende **Julin** wurde zur Auslieferung der flüchtigen dänischen Freibeuter gezwungen; das Fürstenthum **Rügen** mußte Zins und Kriegshülfe an Dänemark entrichten; Heinrich, Gottschalks Sohn, setzte sich unter Erichs Beistand wieder in Wagrien und Holstein fest, und begann von Neuem den siegreichen Kampf

gegen die heidnischen Wenden (VII, 402). Mit dem römischen Stuhle hielt der Dänenkönig die guten Beziehungen aufrecht. Er unternahm eine Pilgerfahrt nach Italien, stattete dem heil. Vater, Urban II., in Bari einen Besuch ab und erhielt die Zusage eines eigenen Erzbisthums für Dänemark. **Lund** in Schonen wurde für den neuen Metropolitansitz auserseheu. „Aber der andächtige Besuch der heil. Orte zähmte die Leidenschaft in ihren plötzlichen Ausbrüchen nicht." Nach seiner Zurückkunft erschlug Erich im Zorn vier seiner „Hauskerle". Voll Reue über die rasche That und „um die
in Norwegen innere Wunde zu heilen" faßte er den Entschluß, eine Kreuzfahrt nach dem heil. Lande
Magnus III. Barfuß. anzutreten. Nachdem er mit dem Schwedenkönig **Inge** und mit **Magnus Barfuß** von
1093—1103. Norwegen, Olaf's Sohn und Nachfolger, an der Mündung der Göta-Elf, da wo die drei
1101. Reiche zusammenstießen, eine Zusammenkunft gehalten und den Frieden in den Nordlanden gesichert, trat er in Begleitung der Königin Bothild, einer dänischen Edelfrau und eines Ehrengefolges die Wallfahrt über Rußland und Konstantinopel an. Doch war es ihm nicht vergönnt, am Grabe des Erlösers zu beten. Er starb auf der Insel Cypern
10. Juli 1103. an einer Krankheit. Seine Wittwe pilgerte weiter bis zur heiligen Stadt, wo auch sie der Tod ereilte.. Sie wurde im Thal Josaphat am Fuße des Oelberges begraben.

Um dieselbe Zeit erlag auch der tapfere Norweger Magnus, des harten Harald Ebenbild, nachdem er die **Hebriden** und **Orkaden**, ja selbst das englische Eiland **Man** unterworfen und seinen jugendlichen Sohn Sigurd zum Inselkönig eingesetzt, auf einem Kriegszug gegen die Irländer. Den Volksnamen „Barfuß" brachte ihm die Tracht der Bergschotten, in die er sich gern kleidete, und sein rothseidener Waffenrock, auf welchem hinten und vorn ein Löwe gestickt war, gab Anlaß zum norwegischen
Sigurd 1103—1130. Reichswappen. Auch **Sigurd**, der mit zwei Brüdern die Herrschaft theilte, unternahm, dem Impulse der Zeit folgend, einen Kreuzzug zur See nach dem syrischen Land, von dem er erst nach dreijähriger Abwesenheit, nachdem er auch die byzantinische Hauptstadt besucht, zurückkehrte. Seinen kirchlichen Sinn bewies Sigurd auch dadurch, daß er in seinen späteren Regierungsjahren den geistlichen Zehnten in Norwegen einführte. Er überlebte seine beiden Brüder, obwohl er selbst nur vierzig Jahre
Magnus IV. der Blinde. alt ward. Ihm folgte sein Sohn **Magnus IV.**, dem das Mißgeschick seiner späteren
1130—1139.. Jahre den Namen des **Blinden** gab. Aber **Harald Gille**, den einst Magnus
Harald Gille 1130—1136. Barfuß mit einer Irländerin gezeugt und der seine Abkunft durch die Eisenprobe bewährt, ein tapferer, leutseliger Ritter, erhielt durch Volkswahl die nördliche Hälfte des Reichs, obwohl er dem Halbbruder Sigurd geschworen hatte, keine Ansprüche auf die Krone zu erheben.

Da sich Erichs Sohn Harald, den der Vater bei seiner Abreise zum Reichsverweser eingesetzt, durch Räuberei und Gewaltthätigkeit verhaßt gemacht hatte, so wählte
Niels 1104—1134. das Volk auf der Wahlstätte zu Isöre Svend Estrithson's jüngsten Sohn **Niels** (Nicolaus) zum König von Dänemark. Er war ein schwacher Mann von geringen Fähigkeiten, dessen dreißigjährige Regierung durch Fehden, Bürgerkriege und Frevelthaten in der Herrscherfamilie verwirrt und unglücklich war. Sein Neffe **Knud**, des verstorbenen Königs Erich zweiter Sohn, ein hochbegabter junger Fürst, der seine Kriegsschule am Hofe Lothars von Sachsen gemacht, wurde von seinem königlichen Oheim zum Statthalter von Schleswig eingesetzt. Man nannte ihn nach deutscher Weise Herzog von Südjütland. Mannhaft schützte er die Grenzen gegen die Wenden und Abodriten, die damals unter Gottschalks Sohn Heinrich, Knuds Vetter, ihre Herrschaft über Mecklenburg und einen großen Theil von Holstein und Pommern ausgedehnt
1125. hatten; und als mit der Ermordung dieses Lehnfürsten und mit dem Untergange
1129. seiner zwieträchtigen Söhne und seines Enkels das Geschlecht erlosch, „das den Versuch gemacht hatte, seinem Volke eine selbständige politische Entwickelung in den Bahnen

der abendländischen Cultur zu verschaffen", erhielt Knud von Lothar das ganze Wendenreich zu Lehen. Mit eigener Hand krönte ihn der Kaiser zum König der Abodriten; die Dänen aber nannten ihn Laward (Lord) d. i. Herr. Eine Zeitlang blieb Knud Laward, wie er der Schutz des Reiches und der Abgott des Volkes war, auch der Liebling seines königlichen Oheims Niels; als aber dessen eigener Sohn Magnus heranwuchs, änderte sich dies. Des Magnus Mutter Margaretha war eine Schwedin aus König Stenkils Haus. Als nun um dieselbe Zeit, da Knud das Abodritenreich empfing, der Stenkilsche Mannstamm ausstarb, trennten sich die Westgothländer, „fester im Christenthum", von den übrigen Schweden und wählten den Sohn ihrer Königstochter zum Herrscher. So standen also zwei gekrönte Häupter dem Dänenkönig Niels zur Seite. Allein Knuds selbständiges Auftreten in Schleswig und im Abodritenland erregte bald die Eifersucht des Dänenkönigs und seines Sohnes. Niels, der sich zuerst „König von Gottes Gnaden" nannte, fand in dem Neffen nicht die Unterwürfigkeit, auf die er Anspruch zu haben glaubte, und Magnus, der, obwohl Eidam des mächtigen Polenherzogs Bogislav, sich nicht gegen den Schwedenkönig Sverker zu behaupten vermochte, fing an von der wachsenden Macht Knuds auch für sein Erbrecht in Dänemark zu fürchten. Konnte doch der Vetter ältere Ansprüche geltend machen, und in der Gunst des Volkes ging dem ritterlichen Mann Niemand voran. Und so gebar der Argwohn des alten Königs und der Neid und die Eifersucht des Magnus, geschürt durch die Mißgunst des Heinrich Hinkefuß, eines andern Neffen von Niels, zuletzt eine dunkle, grauenvolle That. Es war in der heil. Weihnachtszeit des Jahres 1131, daß Magnus seinen Vetter Knud zu einer Unterredung in einen benach- 1131.
barten Wald einlud. Arglos erschien der Laward; da brachen plötzlich bewaffnete Männer hinter den Bäumen hervor. Magnus rief laut: „Jetzt gilt es die Nachfolge im Reich!" und noch ehe Knud sein Schwert aus der Scheide zu ziehen vermochte, stürzte der andere auf ihn zu und spaltete ihm den Schädel in der Mitte.

Die Ermordung dieses „zweiten heiligen Knud" brachte schlimme Tage über das dänische Reich. Erich, der jüngere Bruder des Laward, warf sich zum Bluträcher auf; man trug das zerfetzte Kleid des Erschlagenen umher; die Geschlechtsgenossen und das Volk von Schleswig schloß sich der Fahne Erichs an. Der alte König Niels schwur vor dem Ringstedter Landgericht, daß er unschuldig sei, sah sich aber genöthigt, den schuldigen Sohn Magnus aus dem Reiche zu verbannen. Er begab sich nach Westgothland, mußte jedoch bald dem König Sverker weichen, der ganz Schweden wieder unter seiner Herrschaft vereinigte. Nun wandten sich Niels und Magnus an Kaiser Lothar und erkauften sich dessen Schutz und Freundschaft durch Anerkennung der deutschen Oberlehnsherrlichkeit und durch Entrichtung von viertausend Mark Silbers. Erich war der vereinten Dänenmacht auf die Länge nicht gewachsen, zumal da sich auch der eigene Bruder Harald, erzürnt über die Bevorzugung des jüngern, auf Niels Seite schlug. Die Stadt Schleswig, die voll Eifer für Knuds theures Andenken Erich bei sich aufgenommen, wurde von Magnus hart bedrängt, und nur der tapferen Vertheidigung der Bürgerschaft hatte er seine Rettung zu verdanken. Er flüchtete mit Weib und Kind 1133.
nach Norwegen, zu dem ihm verschwägerten König Magnus, der gerade mit seinem Verwandten Harald Gille in Streit lag und ihn aus dem Lande verjagte. Aber der dänische Magnus, der sich in Halberstadt durch neue Huldigung abermals der Gnade Lothars versichert und die Krone auf dem Haupte dem Kaiser in feierlichem Zug das Schwert vorgetragen hatte, bereitete in Verbindung mit dem nach Norwegen zurückgekehrten Harald Gille dem Flüchtling Nachstellungen. Mühsam entkam Erich nach Laland. Seine Rückkehr brachte neues Leben in die Partei; er ließ seinen ungetreuen Verwandten Ubbo und den feindlich gesinnten Bischof Eskil von Wiborg

ermorden und segelte dann nach Schonen über. Bald landete auch Magnus mit großer Heeresmacht, und nun ereignete sich in einer Bucht bei Lund, Fodvig genannt,
4. Juni 1134. die Entscheidungsschlacht, aus welcher Erich, dessen Reiterei das gelandete feindliche Fußvolk in Schrecken jagte, als Sieger hervorging. „Es war ein Sieg ohne Blutvergießen entschieden, dem ein Gemetzel ohne Gegenwehr folgte. Magnus mit einer tapfern Schaar beschloß unrühmlich nicht zu weichen; er fiel auf einem Haufen erschlagener Feinde, neben ihm Peter, Bischof von Roeskilde. Drei jütländische Bischöfe, dazu ein schwedischer, der dem Magnus treu geblieben war, als er sein gothisches Reich verlor, lagen mit sechzig Priestern unter den Todten. Der Bischof von Schleswig entrann mit einer Wunde, von der er nicht wieder aufkam. Auch Prinz Heinrich Hinkfuß, der Urheber vieler Uebel, fand hier sein Ende." Niels, der kinderlose Greis, rettete sich zu Schiff nach Jütland, theilte mit Harald, dem ältern Bruder Erichs, das Reich und nahm den Verhaßten als Sohn an. Dann folgte er einer Einladung nach Schleswig. Aller Warnungen zum Trotz ritt er in die Stadt ein. Da erregten die Gilden, denen der Laward als Aeltermann und Beschützer einst angehört hatte, eine Empörung, um nach altem Gildenrecht den Tod des ermordeten Gildenbruders zu rächen. Niels floh in das Schloß seines Vaters, wo er bald von den eindringenden
25. Juni 1134. Bürgern auf den Leichen seiner Getreuen erschlagen ward.

Auch in Norwegen erfolgte ein Umschwung der Dinge. Harald Gille nahm den König Magnus gefangen und ließ ihn blenden und entmannen, um ihn zur Regierung untüchtig zu machen. Viele seiner vornehmsten Anhänger wurden grausam getödtet. Der Bischof Reinhald von Stavanger, ein Engländer, starb am Galgen. Zwei Jahre nachher wurde jedoch Harald durch einen Priester Sigurd, der sich gleichfalls für einen Sohn des Magnus Barfuß ausgab, in Bergen während des Schlafes ermordet. Der Mörder (vom Volke der „schlimme Diaconus" genannt) nahm den Königstitel an; da ihn aber das Volk verschmähte, zog er den blinden Magnus aus dem Kloster und herrschte in seinem Namen. Zugleich galten im Norden die beiden
Erich Emund 1134—37. unmündigen Söhne des Gille als Könige. Nach der Ermordung Niels ward Erich, der Sieger von Fodvig, als König anerkannt. Harald „Kesia", der sich gleichfalls König nannte, konnte sich gegen den Bruder nicht behaupten. Er floh nach Norwegen;
1135. als er sich aber im folgenden Jahr mit einer Schaar Bewaffneter nach Südjütland wagte, wurde er von Erich überfallen und mit acht seiner Söhne enthauptet. So wurde „die junge Königsbrut" erstickt. Um den Zorn Lothar's über die Ermordung des von ihm belehnten Königs zu entwaffnen, erkannte Erich die Oberlehnsherrlichkeit des Reichs über Dänemark an und leistete, wie wir früher gesehen (VI, 655) in Magdeburg die Huldigung. Diese inneren Zerrüttungen Dänemarks kamen den heidnischen Stämmen an der Ostsee zu statten. In Wagrien und dem benachbarten Polabenland (Lauenburg) und in dem östlichen Gebiet der Abodriten wurde unter eingebornen Fürsten, dort unter Pribislaus, hier unter Niclot, das Heidenthum und die alte Sitte wieder eingeführt. Mit Rügen wurde Herzog Bogislav von Pommern von Kaiser Lothar belehnt. Erichs Landung mit Pferden und Mannschaft vermochte nicht, die Einwohner von dem Cultus des Swantewit auf Arcona abzubringen.

Auch ein Feldzug Erichs nach Norwegen, um den geblendeten und verstümmelten König Magnus, der als Flüchtling an seinem Hof Schutz gegen Haralds Söhne gesucht, wieder in die Herrschaft einzusetzen, hatte keinen Fortgang. Der blinde König und sein Begleiter, der schlimme Sigurd, starben eines gewaltsamen Todes; das Gillesche Geschlecht blieb an der Regierung, aber Einer verdrängte den Andern und die Verwirrung und Gesetzlosigkeit war endlos. Nach kurzer ruhmloser Herrschaft wurde Erich
18. Sept. 1137. bei einer öffentlichen Gerichtssitzung in Ripen von einem Jütländer, Plog, ermordet.

Dieser That folgte ein dreijähriger Bürger- und Thronkrieg zwischen Erich III., im Volksmund „Lamm“ genannt, einem entfernten Sprößling des Königsgeschlechts, und Olav, dem Sohne des Harald „Kesia“, der allein dem blutigen Untergang seiner Familie entgangen war. Als endlich Olav, der den Roeskilder Bischof Riko bei einem nächtlichen Ueberfall in seiner Wohnung ermordete und dafür von dem päpstlichen Bannfluch getroffen ward, in Schonen auf dem Schlachtfeld fiel, behauptete sich Erich auf dem Thron, bis zu seinem Tod, den er in der Mönchskutte erwartete. Nun folgte wieder eine Zeit wechselvoller Thronkämpfe zwischen Svend (Peter), dem Sohne Erich Emunds, und Knud Magnussen, Thronkämpfe, die zugleich einen landschaftlichen Charakter trugen. Während dieser Zeit bereiteten sich die großen Veränderungen in den Ostseeländern vor, deren wir in der deutschen Geschichte dieser Periode (VI, 661 ff und 689—692) Erwähnung gethan. Erst dem großen Hohenstaufen Friedrich I. gelang es auf dem Reichstag zu Merseburg dem Krieg durch einen gebieterischen Schiedsspruch ein Ende zu machen und zugleich die Lehnsherrlichkeit des Reichs von Neuem zu begründen (VI, 697). Svend sollte König sein, Knud Seeland als dänisches Lehn empfangen und Waldemar, den einst Ingeborg von Nowgorod dem Knud Laward im ersten Jammer acht Tage nach dem Fall des Gatten in Schleswig geboren, mit Südjütland belehnt werden. Aber Svend war bei dem Dänenvolke nicht beliebt. Man klagte über seinen Stolz, über die Hinneigung zu den Sachsen, über die verschwenderische Hofhaltung, seitdem er die Tochter des Markgrafen von Meißen zur Königin erhoben, über die Vergeudung des Kronguts, über Willkür in der Austheilung von Lehnsgütern. Desto lebhafter wandte sich die Volksgunst dem ritterlichen Waldemar zu, der sich mit der schönen Halbschwester seines Vetters Knud verlobt hatte. Die Jüten riefen beide zu Königen aus, und als Svend von Schonen zu ihrer Bekämpfung auszog, sah er sich durch Meuterei und Verrath bald so geschwächt, daß er muthlos die Flucht ergriff und bei seinem Schwiegervater in Meißen Schutz suchte. Doch kehrte er bald auf einer Wendenflotte zurück. Auf einer Zusammenkunft zu Odense einigte man sich über eine Theilung: Svend sollte Schonen, Waldemar Jütland und Schleswig, Knud Seeland beherrschen. Aber bei einem Fürstenmahle im Schlosse zu Roeskilde ließ Svend die Vettern durch Bewaffnete überfallen. Knud wurde getödtet, Waldemar rettete sich verwundet nach Jütland (VI, 714). Svend verfolgte ihn, allein die unglückliche Schlacht auf der Grathehaide zwischen Randers und Wiborg setzte seinen Gewaltthätigkeiten ein Ziel. Auf der Flucht wurde er von einem jütischen Bauer mit dem Beil erschlagen. Nun wurde Waldemar I., nachmals „der Große“ genannt, Beherrscher des vereinten Dänenreichs.

Erich III. „Lamm“ 1137—47.
Oct. 1141.
Aug. 1147.
Svend 1147—1157.
1152.
23. Oct. 1157.

b) Dänemark's Machtherrschaft unter den Waldemaren und die Parteikämpfe in Norwegen.

Nicht mehr, wie ehedem, von der Volksgemeinde zu Isöre, sondern auf einem Herrentag zu Roeskilde als König ausgerufen, empfing Waldemar I. durch den Erzbischof Eskil von Lund, um dessentwillen sich Kaiser Friedrich I. und Papst Hadrian IV. kurz zuvor entzweit (VI, 708), die feierliche Krönung und Salbung. Mit ihm beginnt eine neue Aera für Dänemark. Unterstützt von Axel (Absalon), zuerst Bischof von Roeskilde, dann Erzbischof von Lund, aus einem edlen, dem Hause des Laward von jeher innig befreundeten seeländischen Geschlechte entsprossen und in Paris gebildet, unternahm Waldemar die Gründung eines Reiches, das bald alle Länder und Inseln der Ostsee umfassen sollte. Es wurde schon im sechsten Bande (S. 736 f.) der Unternehmungen Heinrichs des Löwen und seiner Vasallen und Verbündeten

Waldemar I. 1157—1182.

Erwähnung gethan, durch welche die Wendenvölker an der Oder und Ostsee dem Christenthum zugeführt wurden. Diese Unternehmungen unterstützte Waldemar zu See. Der feste Tempel des Swantewit auf der Felsenhöhe von Arkona, den unter des Hohen-
1168. priesters Befehlen dreihundert dienstthuende Reiter schirmten, ging in Flammen auf; das vierköpfige Götzenbild wurde mit Aexten zerhauen; aus den hölzernen Festungswerken entstand an der Tempelstelle eine christliche Kirche. Die Einwohner von Arcona ließen sich taufen und versprachen Zins und Heeresfolge dem Dänenkönig. Die ganze Insel folgte dem Beispiel der Tempelstadt. Absalon, der eifrige Heidenbekämpfer, fügte Rügen seinem Bisthum Roeskild bei. Die Hälfte der Tempelschätze und des Zinses mußte jedoch Waldemar an Heinrich den Löwen abtreten und die Herrschaft über die Insel mit ihm theilen (VI, 757). Zwölf Jahre später brach die große Fehde zwischen dem Welfenherzog und dem Hohenstaufen aus, die wir aus dem sechsten Bande (S. 772 ff.) kennen. Heinrich der Löwe bemühte sich um die Freundschaft des Dänenkönigs, dessen Sohn Knud seit 1177 mit des Herzogs Tochter Gertrud vermählt war; allein Waldemar, der einst (1162) begleitet von Absalon in Burgundien dem Kaiser Treue geschworen und Huldigung geleistet, hielt sich vom Kampfe fern.

Auch auf Norwegen richteten Waldemar und Absalon ihre Eroberungsgedanken. Von den drei Söhnen des Harald Gille trug der schwache und krüppelhafte Inge den Sieg über seine Brüder davon; sein Feldherr Gregorius fällte den wilden
1161. Sigurd und den geizigen Eystein. Inge selbst fiel in der Schlacht bei Oslo. Auch
1162. Sigurds junger Sohn Hakon Herdabreid d. i. Breitschulter fand im Bürgerkrieg seinen Untergang. Nun bewirkte Erling Skakke, ein mächtiger, dem Königsgeschlechte ver-
Magnus V. 1162—1180. † 1184. wandter Edelmann, daß sein Sohn Magnus von dem norwegischen Erzbischof Eystein (Augustinus) von Nidaros in der Königsburg zu Bergen in Gegenwart vieler Bischöfe und Großen und eines päpstlichen Legaten feierlich zum König geweiht ward. Als das norwegische Volk, ergrimmt über die Umgehung des Herkommens, Widerspruch erhob, rief Erling den ihm von Mutter-Seite befreundeten Dänenkönig Waldemar zu Hülfe, ihm einen Theil des Reichs versprechend. Angelockt durch Ländergier und Vergrößerungssucht segelte der Dänenfürst nebst seinem geistlichen Gefährten nach Nor-
1167. wegen hinüber, sah sich aber durch den Widerstand der jütischen Flottenmannschaft gegen das gefahrvolle Unternehmen und durch die Abneigung der Norweger gegen eine dänische Herrschaft bald zum Abzug genöthigt. Doch behauptete sich Magnus in der Herrschaft; sein Vater Erling erhielt das buchtige Küstengebiet, Wigen genannt, und erkannte Waldemar als Lehnsherrn an. Zur Vergeltung für die kirchliche Krönung, die somit in beiden Ländern um dieselbe Zeit die alte Königswahl durch die Volksgemeinde ver-
1174. drängte, verlieh Magnus in dem Kirchengesetz, „die goldene Feder“ genannt, der norwegischen Geistlichkeit die höchsten Vorrechte. Nicht nur daß der König „von Gottes Gnaden“ in der Handfeste den vollen Kirchenzehnten gelobte und jedem Eingriff in die Besetzung der Bisthümer und Kirchenämter entsagte; die Bestimmung der Thronfolge unter den Söhnen oder nächsten männlichen Verwandten wurde vorzugsweise in die Hände des Erzbischofs von Nidaros und seiner geistlichen Räthe gelegt. Gegen dieses kirchliche Königthum erhob sich Eystein Meyla, der angebliche Enkel Gille's und forderte die Krone nach altem Herkommen. Er fand aber nur geringen Anhang, so daß er und die Seinen bald in die höchste Noth geriethen; in Wäldern verborgen hüllten sie sich, als ihre Kleider zerrissen waren, in die Rinde der Birke, woher sie den Namen Birkenbeine erhielten. Unter Armuth und Entbehrung führten sie ein rauhes Leben, machten oft Ausfälle und Raubzüge, bis endlich nach der unglücklichen
1177. Schlacht bei Re Eystein von einem Bauer, in dessen Haus er Zuflucht gesucht, erschlagen ward, worauf sich seine Anhänger nach allen Richtungen verliefen. Aber bald fanden

sie einen neuen Führer. Sverrir, der Sohn eines Kammmachers, als Priester erzogen, Sverrir 1180—1202.
gab sich für einen Abkömmling von Harald Gille aus, sammelte die flüchtigen Birkenbeine und wagte, von ihnen als König anerkannt, einen kühnen Angriff auf Nidaros.
Erling fiel im Kampfe und Sverrirs Anhang mehrte sich. Bald wurde der Spott- 1179.
name der zerlumpten Birkenbeine ein Ehrenname. Im folgenden Jahr wurde auch 1180.
Magnus in der Schlacht besiegt und zur Flucht nach Dänemark gezwungen, und als er einige Zeit darauf abermals mit dänischer Hülfe sein Glück versuchte, verlor er in
einer Seeschlacht Sieg und Leben. Nun wurde Sverrir, der kühne Abenteurer, in ganz 15. Juni 1184.
Norwegen als König anerkannt; selbst der Erzbischof, der früher den Bann über ihn ausgesprochen, machte seinen Frieden mit dem Priesterkönig, der seinen gefallenen Feinden die Leichenrede hielt. Die Zahl seiner Gegner war jedoch sehr groß und mancher unternehmende Abenteurer suchte das Glück Sverrirs nachzuahmen und stellte sich als Gegenkönig auf. Aber durch Klugheit, Gewaltthat und Hinterlist trug Sverrir stets den Sieg davon. Der heftigste Kampf erwuchs ihm von der Geistlichkeit. Als er die in der „goldenen Feder" aufgestellten Vorrechte nicht anerkennen wollte, floh
der neue Erzbischof Erich nach Dänemark und sprach den Bann aus. Bischof Nicolaus 1191.
von Opslo folgte ihm. Im Einverständniß mit Erzbischof Absalon stellten sie einen unbekannten Knaben, den sie für einen Sohn des Magnus ausgaben, dem Sverrir entgegen. Papst Innocenz III. unterstützte ihr Vorhaben durch Bestätigung des Bannes; alle Bischöfe entflohen aus Norwegen. Nun erhob sich ein furchtbarer Bürgerkrieg; die klerikale Partei, die für den kriegerischen Bischof Nicolaus und seinen Schützling die Waffen ergriff, erhielt den Namen „Bagler" d. h. Krummstäbler, während die nationale Partei Sverrirs den alten Namen der Birkenbeine fortführte. Auch als der kraft-
volle König Sverrir während des Kampfes den Anstrengungen erlag, kehrte die Ruhe 9. März 1202.
nicht zurück. Seinem tapfern und volksbeliebten Sohne Hakon IV. gelang es zwar, Hakon IV. 1202—1204.
die Gemüther auf kurze Zeit zu versöhnen und die Parteileidenschaften zum Schweigen zu bringen; als er aber im zweiten Jahr seiner Regierung beim Königsmahl an einem Gifte verschied, das ihm die zweite Frau seines Vaters, eine schwedische Königstochter, beizubringen wußte, hub das alte Unwesen der „Birkenbeine" und „Krummstäbler" von Neuem an. Während im Norden unter den „Thröndern" das Geschlecht Gille's Anerkennung fand, setzte in Opslo der Bischof Nicolaus einen Betrüger, Erling „Steenweg", der sich für einen Sohn des Magnus ausgab, mit dänischer Hülfe zum König ein, und war ihm behülflich, daß er die Eisenprobe zur Erhärtung seiner königlichen Herkunft bestand. Zum Dank erhob Erling des Bischofs Schwestersohn Philipp zum Jarlen und erkannte die Oberlehnsherrlichkeit des Dänenkönigs an. Furchtbar wüthete nunmehr der Bürgerkrieg zwischen den Birkenbeinen und Baglern; nirgends war Sicherheit, selbst in den Kirchen wurden die Flüchtigen niedergehauen; es kam vor, daß ein Bruder den andern erschlug. Die nationale Partei hielt zu Inge, dem
Schwestersohn Sverrirs, während die Klerikalen nach Erlings Tod den Jarl Philipp † 1207.
als König anerkannten. Viele Norweger zogen auf Seeraub aus und trugen die Parteikämpfe auch auf die Inseln; selbst die heil. Insel St. Columba (Iona) wurde mit
Plünderung heimgesucht. Endlich, nachdem sowohl Inge als Philipp aus der Welt † 1217.
geschieden, einigten sich die Parteien über einen König aus Gille's Geschlecht. Hakon,
ein außer der Ehe erzeugter Enkel Sverrir's, wurde auf einem Reichstag, der sich nach Hakon V. „der Alte"
langer Unterbrechung zum erstenmal wieder in Bergen versammelt, einstimmig als 1217—1263.
rechtmäßiger König anerkannt, ein verständiger und milder Fürst, dessen lange Regierung dem zerrütteten Reiche den ersehnten Frieden zurückgab. Zwar hatte auch er noch einen harten Kampf gegen die Bagler zu bestehen, welche Inge's Halbbruder Jarl Skule zum König erkoren: als dieser aber in der Schlacht bei Opslo besiegt und auf

1240. der Flucht erschlagen ward, endigte die Zeit der Parteikriege und Umwälzungen. Hakon suchte sich mit der Kirche auszusöhnen; aber er verschmähte es, die Krone unter den Bedingungen der „goldenen Feder" aus den Händen des Erzbischofs und der fünf geistlichen „Kurfürsten" anzunehmen. Er wandte sich an den Papst, und dieser ließ
29. Juli 1247. durch den Kardinal Wilhelm (VII, 282) die Krönung feierlich vollziehen. Die Anwesenheit des staatsklugen Legaten hatte für den Norden mancherlei wohlthätige Folgen. Er bewirkte die Abschaffung der Eisenprobe, da es sich für Christen nicht gezieme, Gott zu versuchen, in menschlichen Dingen Zeugniß abzulegen; er ermahnte die Bischöfe zur Milde gegen die Bauern und suchte allen Parteihader auszugleichen. Auch trug er nicht wenig dazu bei, daß Island, wo nach der Ermordung des
1241. reichen und mächtigen Snorre Sturlesons, des nordländischen Dichters und Geschichtschreibers, ein verheerender Rache- und Parteikrieg zwischen dessen Neffen Thord und Gissur, dem Urheber der Blutthat ausgebrochen war, sich unter die Hoheit des
1260. norwegischen Königs stellte und sich zur Zahlung von Zins und Gerichtsgeldern verstand. Dasselbe geschah in Grönland. „Seitdem sank die Insel Island wie eine schwer Kranke auf ihr hartes Polster zurück; sie wußte, als sie nach vier Jahrhunderten wieder zu sich kam, nur von ihren schöneren Tagen zu erzählen." Der König bezeugte dem Papst seine Dankbarkeit durch ein Geldgeschenk; doch ließ er sich nicht zum Werkzeug gegen die Hohenstaufen gebrauchen. Um für die Zukunft die Reichstheilungen zu verhüten, welche dem Königreich Norwegen so viel Unheil gebracht, begründete er ein
1257. Erbfolgegesetz, welches den Einfluß der Bischöfe auf die Königswahl aufhob. Das
15. Dec. 1263. Ende Hakons auf den fernen Hebriden haben wir im vorigen Bande (S. 670) gemeldet und dabei zugleich des Abkommens gedacht, welches sein Sohn und Nachfolger
Magnus VI. 1263—1280. Magnus VI. mit dem Schottenkönig Alexander traf. Dieser sechste Magnus war ein Segen für das norwegische Land. Nicht nur, daß er den Frieden zu erhalten wußte, und eine bedeutende Seemacht schuf; er verdiente sich auch durch gute Anordnungen und Reformen den Namen eines „Gesetzverbesserers". „Er führte durch die folgenrechte Arbeit seiner ganzen Regierung das von der kriegerischen Lebensart ablassende Norwegen in den Bildungsgang des übrigen Europa ein, und das ohne die Volksfreiheit zu unterdrücken. Der König galt bisher Alles im Kriege, von nun an gab es auch eine Friedensregierung. Sein Werk ist die Vereinigung von Norwegen unter derselben Gesetzgebung, die Herabsetzung der Gesetzbußen, Abschaffung der Geschlechtsbuße, Durchführung der Todesstrafe, und in Folge eines königlichen Richtamtes zugleich Einführung des königlichen Begnadigungsrechtes, Umgestaltung des Erbrechtes, Aufrichtung einer alle Wahl ausschließenden Thronfolgeordnung im Hause Sverrirs."

Waldemar's I. Ausgang. Während dieser Vorgänge war in Dänemark eine große Umwälzung eingetreten. König Waldemar I. war während seiner Regierung von wunderbarem Glück begünstigt, wenn wir auch die erwähnte, aber oft bezweifelte Lehnshoheit über Norwegen nicht hoch anschlagen wollen. Durch neidische und ehrgeizige Glieder des Königshauses fortwährend von Verschwörungen und Nachstellungen bedroht, war er allen verderblichen Anschlägen entgangen und hatte mehrere der Schuldigen durch Tod oder Kerkerhaft unschädlich gemacht; noch bei seinen Lebzeiten wurde sein Sohn Knud als Thronfolger anerkannt und von der Kirche durch Salbung und Krönung geweiht, der erste Schritt zur Beseitigung des bisherigen Wahlrechts und zu einer Erbmonarchie von Gottes
1177. Gnaden; und als der alte Erzbischof Eskil von Lund Ring und Stab niederlegte, um die letzten Jahre als Mönch in Clairvaux zu verleben, wurde dem König die Freude zu Theil, seinen getreuen Absalon als Erzbischof gewählt zu sehen. Aber das Herz des Kirchenfürsten hing mehr an Seeland, wo er seine Jugend verlebt, wo er nicht weit von seinem Bisthum Roeskild den Grund zur Stadt Kopenhagen gelegt, wo die

Erbgüter seiner Familie lagen. Er zog daher viele Seeländer nach Schonen und verlieh ihnen Aemter und Lehen. Empört über diese Begünstigung der Fremden, über den drückenden Kirchenzehnten, der nach langem Widerstand endlich doch eingeführt worden war, über den Cölibat der Priester, wodurch die Ehre der Frauen und Töchter gefährdet ward, erregten die Einwohner von Schonen einen Aufruhr, der nur durch die Waffen des königlichen Heeres unterdrückt ward. Der verhaßte Kirchenzehnte aber 1181.
blieb bestehen. Der Verdruß über diese Vorgänge beschleunigte das Ende Waldemars. 12. Mai
Im zwei und fünfzigsten Lebensjahr erlag er einem Fieber. Sein zwanzigjähriger Sohn 1182.
Knud (VI.) Waldemarsen, schon längst als Thronfolger anerkannt und den Königs- Knud VI. 1182–1202.
namen führend, folgte dem Vater. Doch wollte sich die Volksgemeinde das alte Wahl- und Bestätigungsrecht nicht so ohne Weiteres entreißen lassen. Auf einzelnen Landesthingen erhob sich Widerstand, in Schonen wurde sogar ein Gegenkönig aufgestellt. Aber das alte Volksrecht entsprach nicht mehr den Zeitbegriffen. Adel und Geistlichkeit waren bereits zum Bewußtsein ihrer bevorzugten Stellung und Sonderrechte gelangt und ihrer vereinten Anstrengung war die volksthümliche Opposition nicht gewachsen. Die geharnischte Reiterei trug vor Lund einen leichten Sieg über das schlechtbewehrte Fußvolk der Bauern davon. Noch ehe ein Jahr verflossen, war Knud allseitig als König anerkannt. Fortan führten auf den Land- und Reichstagen Adel und Klerus das entscheidende Wort. Sie bildeten die ersten bevorzugten Stände im Gegensatz zu dem in Bürger- und Bauernschaft getheilten dritten Stand. Gaben schon diese ersten Handlungen des jungen Königs den inwohnenden Herrschergeist kund, so trat er auch dem Kaiser gegenüber mit vollem Selbstgefühl auf. Es wurde früher erwähnt (VI, 781), daß er der Aufforderung Friedrichs, die von seinem Vater und dessen beiden Vorgängern geleistete Huldigung zu erneuern, entschieden zurückwies. Als Schwiegersohn Heinrichs des Löwen war er nicht geneigt, das Ansehen der Hohenstaufen zu erhöhen. Von der zunehmenden Spannung in den spätern Jahren Friedrichs war schon oben die Rede (VI, 786). Als Friedrichs Lehnsfürst, der Pommernherzog Bogislav, Rügen an sich zu bringen gedachte, erlitt er von dem tapfern Dänenkönig, dem der kriegskundige Absalon mit Rath und That zur Seite stand, eine Niederlage. Die Dänen fuhren die 1184.
Oder hinauf, verbrannten das verlassene Julin und verwüsteten die Felder; doch scheiterten ihre Angriffe auf Wolgast und Usedom an der Festigkeit der Orte und an der Tapferkeit der Einwohner. Als aber im folgenden Frühjahr die Dänen abermals das 1185.
Küstenland an der Oder schwer heimsuchten, sah sich der Pommernherzog genöthigt, die Oberlehnsherrlichkeit Knuds anzuerkennen und sich zu Zins und Kriegsentschädigung zu verpflichten. An der Spitze seiner Großen leistete Bogislav, der deutsche Reichsfürst, dem Dänenkönig knieend die Huldigung. Bald darauf nöthigte Knud auch die beiden Abodritenfürsten Burevin und Niklot, ihr Land von ihm zu Lehen zu nehmen und Geiseln für ihre Treue zu stellen. Um die Zeit, da Friedrich Barbarossa nach dem heil. Lande zog, schrieb sich Knud VI. König der Dänen und Slaven. Die Kriegsstürme, die unter Heinrich VI. durch die Rückkehr des Welfen im nördlichen Deutschland von Neuem losbrachen, waren dem Dänenkönig vortheilhaft, so wenig er auch die Wiederaufrichtung der alten Welfenmacht begünstigte. Wir haben gesehen (VI, 852 f.), wie er den ehrgeizigen Plänen seines Vetters Waldemar, der mit der Würde eines Erzbischofs die Königskrone zu vereinigen suchte, durch rasche Entschlossenheit begegnete, indem er bei einer persönlichen Zusammenkunft auf dem Schloß zu Apenrade den hochstrebenden Prälaten gefangen nehmen ließ und ihn zuerst auf Alsen, dann auf Seeland 1193.
viele Jahre in strengem Gewahrsam hielt (VII, 29). Der Umsicht und Thatkraft des Schauenburgers Adolf und seines Bundesgenossen, des Markgrafen Otto von Brandenburg, gelang es jedoch, dem herrschsüchtigen Vordringen des Dänenkönigs Schranken

zu setzen. Erst als der deutsche Thronfolgekrieg zwischen den Königen Philipp und Otto neue Zerrüttung über das Reich brachte, trat Adolf III., der die Partei der Hohenstaufen ergriffen (VII, 6), um im Norden die Hände frei zu bekommen, Ditmarschen und
1200. die Festung Rendsburg als Preis des Friedens an Dänemark ab. Die Burg, von Knud durch eine Brücke mit dem südlichen Ufer verbunden wurde ihm ein Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Und in der That brachen die Dänen bald genug von Schleswig aus über die Eider, brachten, von einem großen Theil der holsteinischen Ritterschaft
Sept. 1201. und von den Ditmarschen unterstützt, bei Stellau unweit Breitenburg dem Grafen eine Niederlage bei und unterwarfen, während derselbe nach Hamburg floh, Itzehoe, Plön und andere Städte. Auch Ratzeburg öffnete die Thore und die reichsfreie Lübeck ergab sich, um ihre Mitbürger, welche beim Heringsfang in Schonen von den Dänen gefangen genommen worden, wieder zu erhalten. Um Weihnachten erschien Knud mit einem großen Heer, dem sich die mecklenburger Grafen, die Holsteiner und Ditmarschen angeschlossen, vor Hamburg. Graf Adolf versprach den Dänen Lauenburg, wenn sie ihn frei abziehen lassen wollten; als aber die Besatzung die Uebergabe weigerte, wurde der Schauenburger, gefesselt an Händen und Füßen durch das Land seiner Väter geführt und dann in Schloß Seeburg auf Seeland bei seinem alten Freunde, dem Bischof Waldemar, in Haft gehalten. Adolfs Fall war zugleich eine Niederlage der Hohenstaufischen Sache im Norden. Heinrichs des Löwen jüngster Sohn, Herzog Wilhelm von Lüneburg, wurde mit Knuds Schwester vermählt, welche dem Welfen große Mitgift zubrachte, die Schwester der unglücklichen Ingeborg (VII, 707). Die dänisch gesinnten Edelleute in Holstein wurden von dem siegreichen König mit Lehnsgütern beschenkt, Hamburg unterwarf sich und zahlte hohe Geldsummen. Aber die Tage Knuds waren
11. Nov. 1202. gezählt. Nach einer Regierung von zwanzig Jahren und sechs Monaten starb er kinderlos an einer Krankheit vierzig Jahre alt. Am 21. März des vorhergehenden Jahres war Erzbischof Absalon zu seinen Vätern versammelt worden, ein Mann, der seine mächtige Spur dem Norden tief eingeprägt hat, „Stütze von zwei Königen, Stifter der künftigen Hauptstadt des Reiches, Beistand und Quelle seines Geschichtschreibers (VI, 453), und was Allem vorangeht, nach tiefem Verfalle Wiedererwecker und Bannerträger eines kühnen vaterländischen Selbstgefühls."

Als Knud ohne Erben dahingeschieden, wurde sein jüngerer Bruder, der zwei und
Waldemar II. der Sieger. 1202–1241. dreißigjährige Waldemar, der bei den letzten Siegen das Meiste gethan, ohne Widerspruch von den versammelten Großen des Reichs gewählt und von dem Erzbischof Andreas von Lund gekrönt und gesalbt. Er schrieb sich: „Von Gottes Gnaden König der Dänen und Slaven, Herzog von Jütland, Herr von Nordelbingien," und die Geschichte legt ihm den Beinamen „der Sieger" zu. Was der Bruder unvollendet zurückgelassen führte Waldemar zu Ende. Lauenburg ergab sich unter der Bedingung, daß Graf Adolf seine Freiheit erlange. Der vierzigjährige Mann, sonst so unruhig und thätig, begab sich hierauf in die kleine Stammgrafschaft seines Hauses an der Weser, um dort dreißig Jahre bis an sein Ende in tiefer Stille zu verleben. Von Waldemars Stellung zum Reich während der welfisch-hohenstaufischen Thronkriege zwischen Otto und Philipp ist früher die Rede gewesen (VII, 29). Anfangs mit Otto IV. verbunden, wandte sich der kluge Fürst in der Folge dem Gegenkönig Friedrich II. zu, als dieser nach Deutschland kam und sich bereit zeigte, um den Preis
1215. eines Bündnisses die eroberten Reichslande dem dänischen König zu überlassen (VII, 52). Seitdem verschwand jeder Schatten von Reichshoheit über Dänemark. Waldemars neunjähriger Sohn gleichen Namens wurde in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen, drei Herzogen, drei Grafen feierlich zu seinem Nachfolger geweiht. Die dänische Macht schien fest gegründet; Otto IV. starb auf der Burg zu Braunschweig, Hamburg mußte die Freude,

durch ihn auf kurze Zeit von der Fremdherrschaft befreit worden zu sein, schwer büßen. Schleswig wurde befestigt; der Dänenwall, die uralte Grenzfestung, lag jetzt in der Mitte des Landes, Pommern und Rügen war durch die neue Stadt Stralsund, die der dänische Lehnsfürst Jaromar im J. 1209 angelegt, gesichert. Der Kreuzzug, den 1219.
Waldemar wider die heidnischen und seeräuberischen Esthen unternahm, trug ihm nicht blos den Segen der Kirche und ein geweihtes Banner, das weiße Kreuz auf rothem Grund, aus den Händen des Papstes ein, sondern fügte auch das östliche Küstenland des baltischen Meeres seinen übrigen Besitzungen bei (VII, 272). Die Dänenfahne, Danebrog, das Gnadenzeichen des weißen Kreuzes, das nach der Legende während der Schlacht bei Reval vom Himmel fiel und den Sieg brachte, blieb fortan die Reichs- 15. Juni.
fahne. Die königliche Flotte soll sich auf 1400 Schiffe, die Kriegsmacht auf 160,000 Mann belaufen haben. Und dieser stolze Herrscherbau sollte durch unerwartete Ereignisse, die in der deutschen Geschichte ihre Darstellung gefunden (VII, 143—145) in wenigen Jahren in Trümmer sinken. Die Katastrophe begann mit der Gefangennahme Waldemars durch Heinrich von Schwerin und endigte mit der Niederlage bei Bornhövede. Graf Adolf IV. von Holstein, dessen Vater im Stammlande an der Weser gestorben war, erhielt das Land seiner Väter zurück; die Handelsstädte Hamburg und Lübeck und die Südküsten der Ostsee wurden dem deutschen Leben wiedergegeben. „Die dänische Uebermacht war für eine lange Zukunft gebrochen. An ihre Stelle trat ein mächtiger Aufschwung des deutschen Elements hier und von hier aus im Norden und Osten von Europa." Waldemar gab die Eroberungsgedanken auf und widmete die letzten Jahre seiner Regierung den inneren Angelegenheiten. Er brachte viele königliche Güter und Gerechtsame, die der Adel für seine Kriegsdienste zu gewinnen gewußt, an die Krone zurück, ließ für Jütland und die Inseln ein neues Gesetzbuch abfassen und erleichterte die Lasten des Volks.

c) Auflösung und Wiedervereinigung des dänischen Reichs.

Als Waldemar der Sieger, ein und siebenzig Jahre alt, auf seinem Schlosse zu Wordinborg aus dem Leben schied, kamen schlimme Tage über Dänemark. Sein 28. März 1241.
ältester Sohn Waldemar, den die milde in Volksliedern gefeierte Dagmar geboren, war vor dem Vater gestorben. Daher folgte der Sohn der zweiten Gemahlin, der stolzen Berengaria von Portugal, Erich genannt Pflugpfennig, der von Paris, wo er Erich Pflugpfennig 1241—50.
seine Studien gemacht, feine Bildung und schlüpfrige Sitten heimgebracht hatte und so wenig beliebt war wie seine portugiesische Mutter. Erich konnte den Verfall des Waldemarischen Reiches nicht verschmerzen und suchte vor Allem Holstein und Lübeck wieder zu gewinnen. Aber er fand einen scharfen Gegner an seinem eigenen Bruder Abel, dem der Vater das Herzogthum Südjütland (Schleswig) verliehen und Graf Adolf seine Tochter vermählt und einige Zeit nachher die Verwaltung von Holstein übertragen hatte, als er, einem Gelübde gemäß, in ein Minoritenkloster zu Hamburg eintrat. 1239.
Abel vertheidigte die Rechte seiner unmündigen Schwäger in einem mehrjährigen wechselvollen Krieg, wobei ihn die Lübecker mannhaft unterstützten. Um die Kosten für diesen Krieg und für einen Eroberungszug nach Esthland aufzubringen, zwang Erich die Geistlichkeit zu hohen Abgaben und legte auf jeden Pflug Ackerland eine Steuer, die bei dem Volke so verhaßt war, daß man dem König dem Beinamen Pflugpfennig zulegte. Aufstände und Unordnungen verwirrten das Reich, als sein Bruder, Herzog Abel ihn bei einer persönlichen Zusammenkunft in Rendsburg ergreifen und gefesselt auf ein Schiff bringen ließ, wo er von einem landesflüchtigen Dänen Lauge Gudmundsön ermordet 10. Aug. 1250.
ward. Sein Leichnam wurde ins Meer gesenkt, als er aber einige Zeit nachher ans

Land getrieben und von Fischern aufgefunden ward, gaben ihm die Dominicaner zu
Abel 1250—52. Schleswig eine Grabstätte in ihrer Kirche. Der Urheber der Gräuelthat wurde der Nachfolger auf dem Thron. Doch schwur er mit vierundzwanzig Rittern, daß er den
1. Nov Tod des Bruders nicht befohlen. Auf dem Krönungsreichstag in Roeskild erschienen zum erstenmal Bevollmächtigte der Städte. „So ward hier, ungefähr wie in Frankreich und England, unter den heillosesten Verhältnissen eine nothwendige Entwickelungsstufe betreten, auf welche auch die Deutschen nur durch die Zerrüttungen des Zwischenreichs gelangt sind.“ Abel genoß indessen die Früchte des Brudermords nicht lange. Auf einem Feldzug gegen die Friesen, welche die ihnen angesonnene Steuer weigerten, wurde er auf dem Rückzug von einem friesischen Bauer mit der Streitaxt erschlagen, seine Leiche in einem Sumpfe bei Oldenswort begraben. Abel hatte mit Kraft und Geschicklichkeit regiert, und vielleicht hätten die Stände seinen Sohn auf den Thron erhoben. Dieser war aber auf der Rückreise von Paris von dem Erzbischof in Köln räuberisch überfallen worden und befand sich noch in dessen Gefangenschaft. So
Christoph 1252—59. wurde Abels Bruder Christoph gewählt, ein wenig befähigter Fürst, unter dem das Land großen Zerrüttungen entgegen ging, welche in den heftigen Streitigkeiten des Königs gegen den Klerus, insbesondere den herrschsüchtigen Erzbischof Jacob Erlandson von Lund, ihre Quelle hatten. Der stolze Prälat, der den Hof Innocenz IV. gesehen, wollte die dänische Kirche über die weltliche Gewalt erheben, und als Christoph die alten Rechte der Krone zu wahren suchte und mehrere Bischöfe gefangen setzte oder zur Flucht trieb, wurde Bann und Interdict über ihn und das Reich verhängt. Die Bauern, von König, Adel und Klerus unterdrückt und in ihrem Gewissen beunruhigt, erregten Aufstände und fielen mit Keulen über ihre Dränger her. Viele Schlösser des Adels und der Geistlichkeit wurden gebrochen. Noch war die Ruhe nicht zurückgekehrt, als der
29. Mai 1259. König plötzlich in Ripen starb, wie man glaubte an Gift. Ein Abt aus Jütland soll ihm im Abendmahl die Todesspeise gereicht haben. Er wurde ins Gefängniß geworfen, aber der Erzbischof befreite ihn und bestellte ihn zum Bischof von Aarhuus. Nur mit Mühe und unter heftigen Kämpfen wurde Christophs Sohn Erich „Glipping“ als König und, da er erst zehn Jahre zählte, seine Mutter, die pommersche Margaretha, als Regentin anerkannt. Abels Sohn, gleichfalls Erich geheißen, verlangte Schleswig als Erblehn; als es ihm verweigert wurde, griff er in Verbindung mit den Holsteinern und Hamburgern zum Schwert; die Königin wurde besiegt und nebst ihrem Sohne längere Zeit in Gefangenschaft gehalten. Unterdessen dauerte das Interdict fort, obschon Papst Urban IV. das Verfahren des Erzbischofs in einem scharfen Sendschreiben
1274. rügte. Erst auf der Lyoner Kirchenversammlung (VII, 359) wurde durch Gregor X. Dänemark vom Banne gelöst. Jacob Erlandson starb um dieselbe Zeit; seine Nachfolger holten sich das Pallium in Rom; seitdem verlor die Krone allen Einfluß auf die Wahl des Erzbischofs. Auch der Adel wußte die Hülfsbedürftigkeit des schwachen Königs, der auf allen Seiten von Feinden bedrängt war, mit Schweden und Norwegen im Krieg lag und auch nach seiner Volljährigkeit unter der Leitung seiner Mutter stand, zu seiner Machterhöhung zu benutzen. Die königlichen Räthe fingen an, sich zu einem von der Krone unabhängigen Reichsrath zu entwickeln. Ueberall Uebergriffe, Mißtrauen und Gewaltthätigkeit. Graf Jacob, Urenkel von Waldemar II., sprach Halland als Erblehen an. Als er nicht durchdrang, verband er sich mit seinem Waffengefährten, dem Marschall Stig Andersen, der in dem König den Verführer seines Weibes haßte. In Folge dieser Verschwörung wurde König Erich, als er von der Jagd in einer Scheune
22. Nov. 1285. ausruhte, bei nächtlicher Weile von sieben Bewaffneten überfallen und gräßlich ermordet. Nun folgte wiederum eine minderjährige Regierung, indem der Erstgeborene des
Erich Menved 1286—1319. Ermordeten, Erich, erst zwölf Jahre zählte. Sein Vetter, Herzog Waldemar von Süd-

jütland, den manche im Verdacht der Mitwissenschaft an der blutigen That hatten, wurde Vormund und Reichsvorsteher. Er suchte den Verdacht von sich zu wälzen, indem er in Verbindung mit der Königin ein Fürstengericht zur Untersuchung des Königsmords aufstellte. Die Schuldigen wurden für friedlos erklärt und ihrer Güter beraubt. Sie flohen nach Norwegen und reizten den dortigen König Erich Priesterfeind, Norwegen: Erich Priesterfeind 1280—1299.
der den Dänen zürnte, weil man ihm die Erbgüter seiner Mutter Ingeborg, einer Tochter Erichs Pflugpfennig, vorenthalten, zum Krieg wider das Nachbarland. Nur mühsam widerstand der junge König, den das Volk nach einer Weise der Betheuerung „Menved" nannte, den Angriffen der Feinde. Fünf Jahre lang wurden die Küsten und Inseln mit Feuer und Schwert verwüstet, bis Erich den Frieden durch die 1295.
schimpfliche Bedingung erkaufte, daß die dänischen Verbannten wieder heimkehren dürften und ihre Güter zurückerhielten. Während dieses Krieges hatte Erzbischof Johann Grand von Lund, aus königlichem Geschlechte, den Geächteten Gunst erwiesen, dagegen sich sehr mißbilligend über Erich ausgesprochen. Erbittert über die feindselige Haltung des Prälaten ließ der König denselben gefangen nehmen und zu Schiffe nach Seeland schaffen, wo er zwei Jahre lang gefesselt in einem Thurm lag. Endlich durch den Beistand eines Kochs befreit, eilte er nach Rom zu Bonifacius VIII., 1296.
um Klage zu erheben. Der Papst setzte ein Schiedsgericht nieder, vor welchem der Erzbischof und eine königliche Gesandtschaft ihre Sache vortrugen. Das Ende war, daß über Dänemark abermals das Interdict verhängt und der König zu einer hohen 1298.
Entschädigungssumme verurtheilt ward; als er mit der Entrichtung zögerte, traf ihn die Excommunication in der strengsten Form. Erst nach drei Jahren, als sich Erich in 1302.
einem demüthigen Schreiben dem päpstlichen Stuhl unterwarf, erfolgte eine Ausgleichung. Der König mußte Ersatz leisten, erlangte aber dafür die Genugthuung, daß Johann Grand zum Erzbischof von Riga bestellt und somit aus seiner Nähe entfernt ward. Wie wenig Macht und Ansehen König Erich in seinem Reiche hatte, so erinnerte er sich doch gern der Waldemar'schen Zeiten und trachtete Lübeck und die Küstenstädte Rostock und Stralsund wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Lübeck begab sich in der That auf ein Jahrzehnt unter des Königs Schirmvogtei, um gegen Entrichtung 1307.
eines Jahreszinses in ihrem Handel geschützt zu werden; dagegen waren die Herrschaftsrechte, die er in dem mehrjährigen „Markgrafenkrieg" über die Ostseestädte erlangte, ohne Dauer. Stralsund trat mit vermehrten Freiheiten unter die Oberhoheit des Fürsten Wizlav von Rügen zurück, und Rostock mußte dem Herzog Heinrich von Mecklen- 1317.
burg zum erblichen Lehen gegeben werden. Ebenso ruhmlos endeten die Kriege mit Norwegen und Schweden. König Hakon VII., Bruder und Nachfolger Erichs Hakon Hochbein in Norwegen. 1299—1319.
Priesterfeind, erhielt im Frieden von Kopenhagen (1309) Nordhalland als erbliches Fahnlehen; und König Birger von Schweden, für den der Dänenkönig die Waffen ergriffen, endigte als Flüchtling auf dänischem Boden. Um die Kosten für diese unnützen Kriege beizuschaffen, verpfändete Erich das Krongut und die Einkünfte von ganzen Landschaften, Inseln und Städten, hielt die Geistlichkeit zu Abgaben an und drückte die Bauernschaft durch einen Pflugschatz und andere Steuern.

Als Erich Menved nach langer unglücklicher Regierung zu Ringsted aus dem Leben schied, und, da seine Kinder alle in der Jugend gestorben waren, sein Bruder 13. Nov. 1319.
Christoph II. den Thron bestieg, war die Krone verarmt, das Land durch Parteiung Christoph II. 1320—26.
und Aufruhr zerrissen und das Volk ohne Freudigkeit und Hoffnung. Und dennoch sollten noch schlimmere Tage über das Reich kommen. Christoph wurde erst als König anerkannt, nachdem er in einer auf dem Reichstag zu Wiborg ausgestellten Wahlhandfeste, die noch in lateinischer Sprache erhalten ist, feierlich geschworen hatte, die Rechte vom 10. Jan. 1320.
der vier Stände, des Klerus und Adels, der Bürger und Bauern, zu achten und zu

wahren, eine Sicherstellung, an die man sich bei allen folgenden Königen, so lange das dänische Herrscheramt durch Wahl verliehen oder bestätigt ward, gehalten hat.

Wahl-capitulation. In dieser Wahlcapitulation wurde festgesetzt: 1) Bischöfe und Geistliche sollten ihre Rechte, Gerichtsbarkeiten und Freiheiten über ihre Güter und Leute ungestört genießen, nur mit ihrer Einwilligung zum Kirchenzehnten oder zu sonstigen Abgaben beigezogen und nicht auf ein weltliches Thing oder vor einen weltlichen Richter geladen werden; auch dürfte kein Ausländer oder Minderjähriger ein Kirchenamt erhalten u. a. m. 2) Der Adel sollte nicht zum Kriegsdienst außer Landes verpflichtet sein, seine herkömmlichen Vorrechte und Einkünfte beziehen, an der Erhebung der Gerichtsbrüche nicht gehindert sein und die entrissenen Güter zurückerhalten. Nur mit Rath und Zustimmung der Prälaten und Edelleute dürfe Krieg angefangen werden und kein Deutscher Burgen oder Lehen erhalten oder in des Königs Rath sein. 3) Den Bürgern wird Sicherheit ihres Handels ohne neue Lasten und Zölle und Schutz gegen übermäßige Beschatzung verbürgt. 4) Die Bauern sollten nicht durch königliche Vögte wider Gesetz und Landrecht beschwert, noch zu ungehörigen Diensten und Lasten beigezogen werden. Ferner wird gerechtes Gericht nach Gesetz und Landesbrauch, Berufung vom königlichen Gerichtshof an den Danehof oder Reichstag, Sicherheit gegen jede willkürliche der ungesetzliche Strafe und gegen drückende Besteuerung, wie Pflugpfennig, Rückbezahlung aller Schulden des Vorgängers und Auslösung der Pfandschaften zugesagt und schließlich festgestellt, daß neue Gesetze oder Gesetzesänderungen nur nach dem Rathe und mit Zustimmung der Prälaten und der „Besten des Reichs" auf einem allgemeinen Parlament erlassen oder vorgenommen werden dürften.

Um solchen Preis wurde die dänische Krone von der Aristokratie an einen unwürdigen Herrscher übertragen und von diesem angenommen. Aber freilich dachte Christoph nicht daran, die lästigen Bedingungen zu halten. Seine Regierung wurde bald so drückend und willkürlich, daß eine Empörung ausbrach, in deren Folge er aus dem Lande getrieben und der kluge und unternehmende Graf Gerhard von Holstein, durch den die Rendsburger Linie der Schauenburger den Alleinbesitz des Herzogthums erlangt hatte, zum Reichsverweser eingesetzt, und dann sein Neffe, der zwölfjährige
Waldemar III. 1326—30. Herzog Waldemar, auf dem Reichstag zu Wiborg zum König gewählt ward, nachdem er die Wahlcapitulation mit neuen Beschränkungen der Königsgewalt und vermehrten
Juni 1326. Volksrechten beschworen. Der jugendliche Fürst lohnte die Dienste seines Oheims Gerhard reichlich, indem er demselben, der schon Graf von Holstein und Stormarn war, noch durch die „Waldemar'sche Constitution" das Herzogthum Süd-Jütland
15. Aug. 1326. (Schleswig) als erbliches Fahnlehen verlieh, mit der Bestimmung, „daß dasselbe niemals wieder mit dem Reiche und der Krone von Dänemark vereinigt werden sollte." Von der Zeit an schrieb sich Gerhard der Große „Herzog von Jütland, Graf von Holstein und Stormarn, Vormund des Reiches Dänemark." Aber so bedeutungsvoll die Königswahl des dritten Waldemar für die Zukunft Schleswig-Holsteins sein sollte, so unheilvoll war sie für das dänische Reich selbst, das während der Regierung Gerhards und seines unmündigen Neffen der Auflösung entgegenging. In einem lateinischen Gedichte, von welchem Dahlmann einige Strophen mittheilt, beklagt ein Geistlicher aus Jütland das Land, „dessen König ein Kind ist", indem er zugleich mit Wehmuth auf die vergangenen Tage des Ruhmes und der Größe zurückblickt. Denn nicht genug, daß Knud Porse, dem die schwedisch-norwegische Königsmutter Ingeborg, Hakon's Tochter, ihre Hand gereicht, das Herzogthum Halland nebst andern Territorien als erbliche Lehen erwarb, und da und dort sich einzelne Große zu unabhängigen Herren aufwarfen; der abgesetzte König Christoph suchte mit Waffengewalt die verlorne Krone wieder zu erlangen und wurde in seinem Streben durch den Haß der Dänen gegen die

Herrschaft der Deutschen unterstützt. Zugleich lag das Land aufs Neue unter dem Interdict, weil Gerhard einen Bischof in Gefangenschaft hielt. Diesen Schwierigkeiten war Waldemar nicht gewachsen; er legte die Würde ab und ward wieder Herzog von
Südjütland, worauf Christoph zum zweitenmale den Königstitel führte, ohne jedoch Christoph II. zum zweitenmal
mehr Geltung zu finden. Fünen kam an Gerhard; Christophs Halbbruder, Graf
Johann, herrschte in Falster, Femern und andern Inseln; und als der König dem 1330—1332.
deutschen Grafen bei Gottorp auf der Lohaide ein Treffen lieferte, erlitt er eine Nieder- Nov. 1331.
lage, die seinem Erstgebornen dem „König" Erich den Tod, seinem zweiten Sohne Otto Gefangenschaft brachte und ihn selbst wieder zur Flucht trieb. Er lebte einige Zeit unter dem Schutze des Grafen Johann, bis zwei Edelleute, die ihn gefangen nehmen wollten, sein Haus anzündeten. Die Aufregung in Folge der Flucht und des
Schreckens führte bald seinen Tod herbei, und nun folgte ein achtjähriges Interregnum, 2. Aug. 1332.
welches dem Dänenreiche eine vollständige Auflösung zu bereiten drohte. Als Otto, aus der Haft gelöst, die väterliche Herrschaft zu erkämpfen auszog, wurde er von Ger-
hard zum zweitenmale geschlagen und in Gefangenschaft geführt. Jetzt war der 1334.
deutsche Graf der mächtigste Herr des Nordens: sein Neffe Waldemar hatte ihm den Gerhards des Großen Aus-
größten Theil von Südjütland pfandweise überlassen; deutsche Söldner, durch die gang.
Verheißung großer Löhnung in seine Dienste gelockt, erwarteten kampfbereit seine Befehle. Da wurde er unvermuthet, als er in der Stadt Randers krank darniederlag, von einigen Bewaffneten aus Jütland, denen die deutsche Herrschaft in der Seele ver-
haßt war, in seiner Herberge überfallen und ermordet. Nach vollbrachter That 1. April 1340.
sprengten die Thäter davon und erreichten glücklich das Freie. So hat Graf Gerhard seinen Tod gefunden, inmitten seiner gewaltigen Laufbahn, noch keine fünfzig Jahre alt. Die Dänen preisen den jütischen Ritter Niels Ebbesen, der die That vollführt, als den Befreier des Vaterlandes; denn schwer lastete Gerhards Hand auf dem Lande. Das Gedächtniß des „kahlen Grafen" ist ihnen lange unvergessen geblieben. Die Schleswig-Holsteiner dagegen nannten ihn mit Recht den Großen. Denn er hat den Grund zur Vereinigung der beiden Herzogthümer gelegt und der Verbreitung des deutschen Elements im Norden kräftig Vorschub geleistet. Niels Ebbesen wurde in der Folge von Gerhard's Sohn Heinrich in der Feldschlacht besiegt und mit zwei Brüdern und 2200 Dänen im Kampf erschlagen.

Nach Gerhard's Tod kam unter den streitenden Häuptern ein Vergleich zu Stande, in Folge dessen Herzog Waldemar von Schleswig seinen Ansprüchen auf den dänischen Thron entsagte und Christoph's jüngster Sohn, mit des Herzogs Schwester vermählt, als **Waldemar IV.** im Volksmund „Atterdag" genannt, auf dem Reichs-
tag zu Wiborg Wahl und Huldigung empfing. Ein ruhiger, besonnener Mann war Waldemar IV.
Waldemar beflissen, aus dem Verfall des Reiches zu retten, was zu retten war, 1340—1375.
dagegen die verlornen oder entlegenen Territorien freiwillig fahren zu lassen. Wäh-
rend er Schonen, Halland, Blekingen nebst einigen kleineren Besitzungen dem Schwe- 1341-1343.
denkönig Magnus um eine Geldsumme abtrat, den Söhnen Gerhards, Heinrich und Claus die Insel Fünen zusicherte und Esthland dem deutschen Orden verkaufte, brachte er den Grafen Johann, seinen Oheim, durch Drohungen und Verheißungen dahin,
daß er auf Seeland verzichtete, welches von der Zeit an „der Pfeiler des Reiches" 1346.
ward. Zwei Jahre später, nachdem er mittlerweile eine Wallfahrt in das heil. Land unternommen, Graf Heinrich „der Eiserne" aber unter Englands Fahne in der Schlacht bei Crecy gefochten, dann im Dienste der Schweden gegen Rußland kämpfte, gewann
Waldemar auch Fünen wieder für Dänemark. Ein späterer Versuch der Grafen, das 1348.
Verlorne abermals zu erlangen, brachte ihnen die blutige Niederlage bei Gamborg. 1357.
Zum erstenmal nach vieljähriger Unterbrechung wurde nun ein allgemeiner Reichstag

3. Mai 1349. in Roeskilde abgehalten. Es war dies zur Zeit der großen Pest, der wir schon öfters Erwähnung gethan haben. In Dänemark trat sie mit solcher Heftigkeit auf, daß, wie behauptet wird, der dritte Theil der Bevölkerung ihr zum Opfer fiel, daß ganze Dörfer verschwanden, viele Ackergründe öde blieben; in Norwegen, wohin sie durch ein Londoner Handelsschiff eingeführt ward, soll gar nur ein Drittel der Bevölkerung davongekommen sein.

Die Anarchie der früheren Jahre machte ein strenges Regiment nothwendig, wenn das in der Auflösung begriffene Dänenreich wieder zu Kraft und Einheit gelangen sollte. Und an Strenge ließ es der staatskluge Waldemar nicht fehlen. Unbarmherzig strafte er jeden Ungehorsam, jede säumige Pflichterfüllung. Das Volk seufzte unter der Last der Abgaben, unter dem Druck der Frohndienste, unter der Verschlechterung der Münzen. Aber Niemand wagte dem gestrengen Herrn zu widerstreben, der mit seinen deutschen Söldnern jede Auflehnung niederschlagen konnte, dessen Grimm gegen äußere und innere Feinde unerbittlich war. Selbst seine Gemahlin Heilwig, die Schwester des Herzogs von Schleswig, mußte manches Jahr im Schlosse Seeburg als Gefangene vertrauern. Alte Lieder erzählten von der unglücklichen Ehe, da der König mit der artigen Tove von Rügen zusammenlebte und den jungen Folquard, dem die Königin gewogen war, sterben ließ. Einst als Waldemar auf dem Schlosse weilte, erzählte sich das Volk, legte sich Heilwig unerkannt an des Königs Seite; die Frucht der ehelichen Annäherung soll Margaretha gewesen sein, die spätere „Königin des Nordens“. Waldemar kannte die verbitterte Stimmung des Adels und Volks, darum vermied er es, Reichsversammlungen einzuberufen, um keine Gelegenheit zu Anklagen zu geben. Erst als er die zerrütteten Familienverhältnisse in Schweden unter König Magnus zur Wiedererwerbung von Schonen benutzen wollte und dazu der
Pfingsten 1360. Kriegshülfe des Adels bedurfte, versprach er in der Kallundborger Handfeste in Zukunft die alten Rechte und Freiheiten zu beobachten, den herkömmlichen Gerichtsgang einzuhalten und die gesetzlichen Reichstage zu berufen. Er erreichte seinen Zweck. Als Waldemar, von dem dänischen Volke kräftig unterstützt mit großer Heeresmacht vor Helsingborg erschien, entsank dem Schwedenkönig der Muth; er räumte die festen Schlösser, so daß die Landschaften Schonen, Halland, Blekingen mit Lyster wieder an Dänemark kamen. „Also ward im Sommer 1360 das dänische Reich in der Ausdehnung, in welcher Gorm der Alte es gegründet, Waldemar der Große es herstellte, durch den vierten Waldemar aus der Zerstörung wieder zusammengebracht.“

d) Schweden.

Charakter der Thronkämpfe. In Schweden erlosch um die Mitte des elften Jahrhunderts mit Edmund dem Alten, dem zweiten Sohne des christlichen Königs Olaf genannt „Schooßkönig“ (V, 676 f.) das Geschlecht der Upsalakönige, jenes alte Geschlecht „den Göttern geheiligt, verehrt vor andern in den Nordlanden, weil es von den Göttern selbst abgestammt“. Lange hatten sich diese ihrer Abkömmlinge angenommen, sagte ein heidnischer Rathsherr zu Olaf Schooßkönig, wiewohl nun viele von dem alten Glauben abfällig geworden. Die blutigen Kämpfe und Bürgerkriege, die von der Zeit an zwei Jahrhunderte lang zwischen verschiedenen Familien um die Königswürde geführt wurden, waren, wie erwähnt, zugleich ein Kampf zwischen dem Christenthum, das in den gothischen Theilen des Landes, im Süden und Westen bereits Eingang gefunden, und dem Heidenthum, das bei den Schweden um Upsala herum und in den Nordlanden noch fest in den Gemüthern des Volks wurzelte. Viele Glaubensboten büßten
Stenkil † 1066. ihren Bekehrungseifer mit dem Märtyrertod. Stenkil, ein mächtiger und ahnen-

reicher Jarl aus dem Süden, dem alten Königshause in mehrfacher Weise verwandt,
wurde auf den Thron erhoben. Er war dem Christenthum zugethan und gründete
den ersten Bischofsitz in Skara, hütete sich aber doch die alten Göttertempel zu zer-
stören. Seine Nachkommen waren weniger vorsichtig, daher auch ihre Herrschaft von
den Zuckungen des hinsterbenden Heidenthums vielfach durchbrochen und erschüttert
ward. Sein Enkel **Inge** der Aeltere, der, wie früher erwähnt, mit den Königen von Inge c. 1100.
Norwegen und Dänemark den Frieden von Konghäll schloß und seine Tochter Marga- 1101.
retha die „Friedensjungfrau" (Fridkulla) dem ersteren vermählte, wurde durch einen
Aufruhr heidnischer Schweden unter der Führung seines eigenen Schwagers Sven des
„Opferers" der Herrschaft beraubt. Nach drei Jahren kehrte er jedoch wieder zurück,
ließ den aus einem angezündeten Hause entfliehenden Sven tödten und stand dem
Reiche bis an seinen Tod kräftig vor. Wenn er, wie es heißt, den Götzentempel in
Upsala zerstört hat, so war doch diese That nicht vermögend, das Heidenthum aus
dem Uplande ganz zu vertilgen. Noch unter seinem Bruder **Halstan**, der mit und
nach ihm regierte, und unter dessen Söhnen **Philipp** und **Inge** dem Jüngeren, Philipp † 1118.
dauerte der Kampf fort. Der letzte starb an Gift, „durch bösen Trunk umgebracht".
Mit ihm erlosch das Stenkil'sche Haus. Eine zwiespältige Königswahl zwischen dem
Sohne der in zweiter Ehe an den Dänenkönig vermählten Margaretha „Fridkulla",
Magnus und **Sverker** dem Enkel des Opfer-Sven verwirrte nun abermals das Sverker † 1155.
Reich, bis, wie erwähnt, Magnus, der Mörder seines Vetters Knud Laward, dem Ge-
genkönig auch in Westgothland weichen mußte. Sverkers Vater war indessen bereits
zum Christenthum übergetreten, und der Sohn blieb der Lehre treu. Dadurch ging
dem Heidenthum die letzte starke Stütze verloren. Unter Sverker wurden die ersten
Klöster in Schweden angelegt und von dem heil. Bernhard Mönche aus Clairvaux
dahin gesandt. Auch kam der erste päpstliche Legat ins Land und wirkte erfolgreich
für den Peterspfennig. Dennoch waren noch immer beide Religionen gesetzlich aner-
kannt; noch immer dauerten in Upsala die Opfer fort und die christlichen Einwohner
mußten sich von der Verpflichtung, sie zu besuchen und zu unterhalten, loskaufen.
Sverker wurde auf dem Wege zur Kirche von seinem Stallknecht ermordet. Erst als Weihnachten 1155.
Erich, der Sohn eines „guten und reichen Bauern", durch seine Ehefrau mit König
Inge verwandt, von den Uplanden auf den Königstuhl von Upsala erhoben ward,
gewann auch in Schweden das Christenthum vollständig den Sieg, hundert Jahre
später als in Dänemark und Norwegen. **Erich**, nach seinem Tode „der Heilige" Erich der Heilige
genannt, nahm sich, wie die alte Legende ihm nachrühmt, drei Dinge vor: „Kirchen † 1160.
zu erbauen und den Gottesdienst zu verbessern, das Volk nach Gesetz und Recht zu
regieren und die Feinde des Glaubens und des Reichs zu überwältigen." Er stellte
die alten Opfer in Upsala ab und stiftete eine Kirche daselbst; christliche Glaubensboten,
meistens Engländer, durchzogen das Land, und bald entstanden christliche Gotteshäuser
an den alten Opferstätten; christliche Feiertage verdrängten die vormaligen Opferfeste;
die Ehefrauen erhob er „zur Ehrenwürde und zum Hausfrauenthum, zu Schlössern
und Schlüsseln, zum halben Bett und gesetzlichem Drittel der Habe." Wider die heid-
nischen **Finnen** unternahm er einen Kreuzzug und legte durch das Christenthum den
Grund zu der dauernden Vereinigung von Schweden und Finnland. Der heil. Hein-
rich, erster Bischof von Upsala, der den König auf diesem Zuge begleitete, fand dabei
den Märtyrertod. Er war der erste „Apostel der Finnen." Erich fiel im Kampf gegen
einen dänischen Fürsten, der Ansprüche auf den schwedischen Thron erhoben hatte und
in das Oberland eingebrochen war, nach tapferster Gegenwehr. „Man verehrte in 18. Mai 1160.
ihm den Schutzheiligen Schwedens, sein Panier wehte im Felde wider die Feinde des
Reichs, sein Todestag ward alljährlich im ganzen Reich gefeiert. Die Stadt Stockholm

führt sein Bild in ihrem Wappen, und der Dom zu Upsala verwahrt noch jetzt seine vormals verehrten Reliquien.“ Nach Erichs Tod erfolgten abermals Thronstreitigkeiten zwischen seinem Geschlecht und den Nachkommen Sverkers, die mit abwechselndem Glück geführt bald den einen bald den andern an die Regierung brachten, eine trübe Zeit

Karl Sverkerson † 1168. 1163. voll Verwirrung und blutiger Gräuel. Karl Sverkerson, unter welchem Schweden einen eigenen Erzbischof in Upsala erhielt, fand nach achtjähriger Regierung in der

Knud Erichson † 1195. Feldschlacht auf Wisingsö seinen Untergang durch Knud, Erichs des Heiligen Sohn. Von diesem Knud heißt es im Königsverzeichniß, „er habe Schweden mit dem Schwert gewonnen, habe drei Könige des Lebens beraubt und manchen Kampf bestanden, bevor er das Reich in Ruhe besaß; nachher sei er ein guter König gewesen und habe dreiundzwanzig Jahre regiert.“ Das neue Jahrhundert sah Schweden abermals durch

Sverker II. † 1210. Thronkriege zerrüttet. Sverker II., Karls Sohn, mußte nach langen Kämpfen gegen

Erich Knudson † 1216. 1208. die Söhne Knuds aus dem Lande weichen. Er sammelte in Dänemark neues Kriegsvolk, mit dem er in Westgothland einfiel, erlitt aber bei Leva eine große Niederlage, die noch lange im Andenken des Volkes fortlebte. Mönchsverse feiern den Sieg als von den upländischen Bauern gegen die doppelte Anzahl Dänen gewonnen, dänische und schwedische Chroniken berichten davon und eine alte Sage läßt in dieser Schlacht zum letztenmale Odins Geist zugegen sein. Zwei Jahre später wurde Sverker in der

1210. Feldschlacht getödtet, wie es heißt von seinen eigenen Verwandten, den Folkungern. Noch sechs Jahre regierte darauf Erich Knudson über Schweden, der erste König, der sich krönen ließ. Er begünstigte die Kirche, vermehrte die Freiheiten der Geistlichen und förderte christliche Sitten. Von der Zeit an konnte Schweden als ein christliches Land gelten; doch bewahrte das Volk noch manche Eigenthümlichkeiten, wie die freie Wahl der Geistlichen; der Cölibat kam spät zur Einführung und die Päpste hatten sich oft zu beklagen über die „ungezähmte Härte“ der Schweden. Von ähnlichem Geiste waren auch die folgenden Fürsten beider Häuser, welche sich um den Thron stritten,

Johann Sverkerson † 1222. beseelt, so daß die Kirche mehr und mehr an Macht und Einkünften wuchs. Johann Sverkerson, der als Kind die Krönung erhielt, kam nie in den ruhigen Besitz der Herrschaft. Nicht nur daß ihm der Erbe des gegnerischen Hauses, Erich Erichson die Krone

Erich Erichson † 1250. streitig machte; auch das dänische Königshaus erhob Erbansprüche. Mit Johann erlosch das Sverkersche Geschlecht. Dennoch kam Erich nicht zum ruhigen Besitz des Landes, da mittlerweile ein anderes Haus zu hohen Ehren emporgestiegen war, welches gleich den fränkischen Majordomus die Königsmacht thatsächlich in seine Gewalt gebracht und nun auch nach der Königswürde trachtete. Es waren dies die Folkunger, deren Ahnen bis ins Heidenthum reichten, die allen drei nordischen Königshäusern nahe verwandt waren und deren jeweiliges Haupt die stolzen Titel führte: „Jarl der Schweden und Gothen, Herzog von Schweden mit Gottes Gnaden“. Schon unter Erich erhob die „Folkungerrotte“ die Fahne der Empörung, um das

1229. Haupt der Familie, Knud Johannson, auf den Thron zu bringen. Erich mußte fliehen,

1234. aber er kehrte zurück, überwand den Gegner in der Feldschlacht und gewann den Thron aufs Neue. Doch behauptete sich Holmgeir, des erschlagenen Knud Sohn im Norden, bis er kurz vor Erichs Tod gefangen und auf Jarl Birgers Befehl enthauptet ward. Denn die Folkunger waren voll Neid und Zwietracht unter einander, „mächtig zu jeder Uebelthat“, wie die große Reimchronik sagt, „und zogen mit ihren bewaffneten Haufen im Lande umher, Räuber vielmehr als Edelleute“.

Der eigentliche Gründer der Dynastie war derselbe Birger Jarl, von dem der päpstliche Legat Wilhelm von Sabina noch bei Lebzeiten Erichs meldete, „von ihm werde das ganze Land regiert“. Durch seinen Eifer für Verbreitung des Christenthums unter den noch am Heidenthum haftenden entlegenen Stämmen, den wilden Tavasten

und Kareler, gegen welche er einen Kreuzzug unternommen und schwedische Ansiedlungen gegründet, hatte er sich die Gunst der Geistlichkeit erworben; und da er mit einer Schwester des Königs vermählt war, so fand bei Erichs kinderlosem Ableben die Thron- 1250.
besteigung seines Geschlechts keine erheblichen Schwierigkeiten. Da er indessen gerade auf dem Kreuzzug nach Finnland abwesend war, so wurde nicht er selbst, sondern sein Erstgeborner, der junge Waldemar als König ausgerufen, was indessen so viel hieß, Waldemar 1251—1275.
„als die Regierung dem Vater überlassen.“ Waldemar wurde in Linköping gekrönt; † 1302.
aber erst nach langen Kämpfen, welche der Jarl mit andern Mitbewerbern seines Stammes zu führen hatte, gelangte er in den sichern Besitz der Krone. Zur eigentlichen Regierung kam indessen Waldemar erst nach seines Vaters Tod. Birger Jarl, † 1. Oct. 1266.
„der König ohne Namen“, war als Gesetzgeber nicht minder ausgezeichnet, wie als Kriegsheld. Als der schöne Waldemar sich mit der dänischen Königstochter Sophia vermählte, erließ er das Gebot, daß die Tochter halb so viel erbe als der Bruder. Er begründete den allgemeinen Landfrieden, Edsöret genannt, und setzte fest, daß jeder, der ihn breche, im ganzen Reiche friedlos sein sollte; er hob die Eisenprobe auf und legte auf der kleinen Insel an den Ausflüssen des Mälarsee's eine feste Burg gegen finnische Seeräuber an, die erste Grundlage von Stockholm; er schloß Handelsverträge mit Lübeck und Hamburg und führte Schweden in das Verkehrsleben des Nordens ein. Nach Birger Jarl's Tod erhob sich Uneinigkeit im Königshause. Die jüngeren Brüder Magnus und Erich, denen der Vater eigene Fürstenthümer angewiesen hatte, fühlten sich beleidigt durch die Hohnreden der stolzen Königin Sophia und griffen zu den Waffen, in dem Augenblick, als Waldemar auf einer Pilgerfahrt in Rom 1274.
abwesend war. Dort wollte er von der Kirchenstrafe befreit werden, die er sich durch ein Liebesverhältniß mit der „engelschönen“ Nonne Jutta, Schwester der Königin zugezogen. Er kehrte eilig zurück, sammelte ein Heer und zog den Brüdern, die sich mit dänischen Hülfsmannschaften verstärkt hatten, entgegen. Aber bei Hofwa in Westgothland geschlagen, floh er mit seiner Gemahlin und seinem dreijährigen Sohn durch 1275.
Wermlands Wälder nach Norwegen. Waldemar tröstete sich in den Armen schöner Frauen über den Verlust des Reiches; er konnte es nicht verhindern, daß Magnus im J. 1279 zu Upsala gekrönt ward. Als er später einen Versuch zur Wiedererlangung der Herrschaft machte, gerieth er in Haft und beschloß sein Leben als Gefangener auf Nyköping.

Auch Magnus hatte Anfangs eine unruhige Regierung. Die „Folkunger“, erzürnt Magnus Ladulås
über die dänischen Günstlinge des Königs, machten einen gefährlichen Aufstand. Erst als 1275—1290.
der König durch List und Verstellung die Häupter der Empörer in seine Gewalt gebracht, und an Gut und Leben gestraft hatte, wurde die Ruhe hergestellt. Ein strenges Gesetz 1280
gegen „Folkunger“, unter welchem Namen man damals alle Adelsverbindungen zu gegenseitiger Waffenhülfe verstand, war der Anfang der gesetzgeberischen Thätigkeit, durch welche die Regierung des Magnus Ladulås ausgezeichnet war, also daß sein Wunsch in Erfüllung ging, „daß sein Andenken nicht mit dem Glockengeläute über seinem Grabe ersterben möge.“ In seines Vaters Fußtapfen tretend, hielt Magnus den Landfrieden aufrecht, bedrohte die Ruhestörer mit Acht und Bann, verbot das gewaltsame „Gasten“ der Edelleute bei den Bauern und jede Besteuerung ohne deren Zustimmung. Daß er dabei auch bemüht war, den Adel durch Ertheilung von Vorrechten und Erweckung des ritterlichen Ehrgefühls näher an den Thron und in den Dienst des Königs zu knüpfen, wurde früher erwähnt. Auch gegen die Kirche erwies er sich freigebig, so daß man ihn zuweilen den „heiligen König Magnus“ nannte. † 18. Dec.
Fünf Klöster hat er gestiftet. In einem derselben wurde er in Stockholm begraben. 1290.
Ihm folgte sein Erstgeborner Birger, über welchen, da er noch minderjährig war,

Birger Magnusson 1290—1317. † 1321. der Marschall Torkel Knudson die vormundschaftliche Regierung führte. Unter dem Mißgeschick einer großen Hungersnoth und Sterblichkeit begann die neue Herrschaft; dennoch konnte später die Reimchronik von des Marschalls Regentschaft rühmen, damals habe es so gut um Schweden gestanden, daß es wohl spät möchte besser werden. Er vollendete in Finnland das Werk Erichs des Heiligen und des Jarls Birger, indem er das Christenthum und die Unterthänigkeit gegen Schweden in des Landes östlichen Theil einführte, die grausamen und räuberischen Kareler zur Zinspflicht und zum Christenthum zwang und die Stadt Wiborg gründete. Als der König nach seiner Volljährigkeit und Vermählung mit der dänischen Braut, den Herrscherstab in die eigene Hand nahm, stand ihm der Marschall noch immer als väterlicher Rathgeber zur Seite. Dies verdroß die Brüder des Königs, die Magnus mit dem Herzogsrang und fürstlichen Besitzungen bedacht hatte. Sie erinnerten sich, daß der Vater in ähnlicher Lage seinen Bruder Waldemar entthront hatte, und beschlossen, das Beispiel nachzuahmen. Die Kriege und die verschwenderische Hofhaltung des Königs und des Marschalls hatten die Abgaben vermehrt und dadurch Unzufriedenheit unter dem Volke erzeugt. Es fiel daher den „Herzogen" nicht schwer, einen bewaffneten Aufruhr zu erregen, der zwei Jahre lang das Reich verwirrte, bis der schwache Birger beschloß, den Torkel Knudson als Preis der Versöhnung den Brüdern zu opfern. Er wurde auf ein Pferd
6. Febr. 1306. gebunden nach Stockholm geschleppt, wo sein Haupt unter dem Beil des Henkers fiel. Dies war die Einleitung zu des Königs eigenem Verderben. Acht Monate nachher überfielen die Herzöge hinterlistig den Bruder bei einem Freudenmahl und führten ihn als Gefangenen nach Schloß Nyköping. Zwar wurde er auf Verwendung seines
1310. Schwagers, des Dänenkönigs Erich Menved, wieder in Freiheit gesetzt; doch kam er nie mehr zur vollen Herrschaft. Nach einem heftigen Bürgerkrieg, der durch die Einmischung der Dänen und Norweger wilde Verheerung und Volksdruck im Gefolge hatte, wurde das Reich in der Art getheilt, daß Birger den Königstitel fortführen, die Brüder aber in ihren Herzogthümern selbstherrschend sein sollten. Nun hatte das arme Land vier Hofhaltungen zu tragen, die mit einander in Festlichkeiten und ritterlicher Pracht wetteiferten, so daß die Noth, durch Seuchen und Mißwachs gemehrt, bald unerträglich ward. Da drang die Kunde von einer unerhörten Frevelthat in das Land. Auf Anstiften der Königin hatte Birger seine beiden Brüder Erich und Wal-
Dec. 1317. demar bei einem gastlichen Besuche am Hofe von Nyköping verhaften und im Schloßthurm in Eisen schmieden lassen, wo sie den Hungertod erleiden mußten. Empört über solche Grausamkeit griffen die Schweden zu den Waffen, um Rache zu üben. Hatten auch die Ermordeten in ihrem Leben sich manchen Tadel zugezogen, jetzt gedachte man nur ihrer jugendlichen Schönheit und Ritterlichkeit, die in Volksliedern gefeiert wurden, und so ist ihnen der Lohn geworden, „daß ihre Fehler mit ihnen gestorben sind und nur ihre Tugenden im Andenken der Menschen fortgelebt haben." Der König floh mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern nach Dänemark; das königliche Schloß wurde eingenommen und der Truchseß Johann Brunke, den das Volk für den Urheber der verruchten That hielt, nebst drei Gehülfen auf dem Sandhügel bei Stockholm, der noch jetzt den Namen Brunkeberg führt, enthauptet und aufs Rad geflochten. Zwei
28. Oct. 1320. Jahre nachher wurde auch der Thronerbe Magnus in seinem zwanzigsten Jahr mit dem Schwerte hingerichtet, ob er gleich an den Frevelthaten seines Vaters unschuldig war. Der Kummer über diese schrecklichen Vorgänge beschleunigte Birgers Ende. Er hatte es noch erleben müssen, daß der schwedische Reichstag, auf dem alle vier Stände vertreten waren, den dreijährigen Sohn Erichs, Magnus, auf der Wiese bei dem Morastein als König ausrief. Er war von Mutter Seite der Enkel des norwegischen Königs Hakon; und so geschah es, daß das Kind, welches der tapfere ritterliche

Truchseß Mats Kettilmundsson in der Versammlung auf den Armen trug, als König Magnus Erichson
zweier Reiche begrüßt ward. Unter der vormundschaftlichen Regierung, die nunmehr 1319—63.
eintrat, befestigte sich die Macht der Großen, so daß von der Zeit an Schweden hun- † 1374.
dert Jahre lang meistens von aristokratischen Verbündungen regiert ward. Als des Königs Mutter dem mächtigen Knud Porse, welchen der dänische König zum Herzog erhoben und mit dem südlichen Halland belehnt hatten, ihre Hand zum zweiten Ehebund reichte (S. 450) verbanden sich fünfunddreißig geistliche und weltliche Herren, 1322.
jeden fremden Einfluß von Schweden fern zu halten, und nöthigten die Herzogin das Land zu verlassen. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß die lange Regierung des Magnus Erichson, der sich „König von Schweden, Norwegen und Schonen" nannte, wenig Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Mochte er auch immerhin durch Ausarbeitung eines allgemeinen Landrechts die königliche Macht zu wahren suchen; die Großen kümmerten sich nicht um das Gesetz. Er selbst war ein schwacher Fürst, der durch lasterhafte Sitten Aergerniß gab; das Land seufzte während seiner Regierung unter Steuerdruck und unter den verheerenden Wirkungen des „großen Sterbens", das um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts den Norden furchtbar verödete. Die Lebenden reichten nicht hin, die Todten zu begraben. Und da durch das Aussterben vieler Häuser ungemeine Reichthümer sich in Weniger Händen anhäuften, so wurde dadurch die Macht des Adels gemehrt. Das unwürdige Hofleben, wo ein jugendlicher Günstling, Benzt Algotson, bei dem König und der Königin gleich beliebt, den größten Einfluß besaß, trieb endlich die schwedischen Großen zur Empörung. Zuerst reizten sie den älteren Sohn Erich, die Zügel der Regierung, die ihm erst nach des Vaters Tod zufallen sollten, noch bei dessen Lebzeiten zu ergreifen. Schon drohte ein Bürgerkrieg zwischen Vater und Sohn auszubrechen, als Erich plötzlich starb. Nun erkaufte 1359.
sich Magnus die Hülfe des Dänenkönigs Waldemar und gestattete demselben nicht blos Schonen mit den Grenzlanden unter dänische Herrschaft zu bringen, sondern auch die Insel Gothland von Schweden loszureißen. Im Vertrauen auf diesen Beistand vertrieb er vierundzwanzig der mächtigsten schwedischen Herren, welche seinen jüngeren Sohn, König Hakon von Norwegen, gegen den Vater ins Feld führen wollten, aus dem Lande. Sie begaben sich nach Deutschland, erzählt Geijer, und trugen dem Albrecht von Mecklenburg, einem Sohne der Euphemia, der Schwester des Königs Magnus, die schwedische Krone an. Eine Flotte führte ihn und die Verwiesenen nach Schweden. Am 30. November 1363 ward Albrecht zu Stockholm zum König erwählt 1363.
und empfing im folgenden Jahre bei Morastein die Huldigung. Sowohl Magnus als Hakon wurden der Krone verlustig erklärt. In der Schlacht bei Enköping erlitten sie eine 1365.
Niederlage. Magnus ward gefangen und kam erst sechs Jahre später wieder auf 1371.
freien Fuß. Von den Schweden mit einigen Einkünften abgefunden, verlebte er den Rest seiner Tage bei seinem Sohne und ertrank in der Nähe von Bergen. So endigte 1374.
die Macht des Folkungergeschlechts in Schweden. Die schrecklichen Zeiten, die nunmehr über das Land hereinbrachen, ließen sogar die Regierung des Magnus als eine glückliche erschienen. Seine Anhänger nannten ihn den „Guten".

Mit Albrechts Erhebung beginnt in der schwedischen Geschichte eine traurige Periode, wo fremde Schattenkönige die Krone trugen, die ganze Regierungsgewalt aber in den Händen der Großen und des Reichsraths lag. Schon unter Albrecht hatte der Reichs-Truchseß Bo Jonsson, der reichste Edelmann in Schweden, eine Stellung, wie einst Pippin im merovingischen Frankenreich. Als nach seinem Tode Albrecht sich auf- † 1386.
raffte und den Adel zwingen wollte, einen Theil der Krongüter, die er sich während der Kriege angeeignet, herauszugeben, kündigten ihm die Großen, schon lange gereizt, daß durch ihn so viele Deutsche ins Land gerufen worden, den Gehorsam auf und

1389. wählten Margaretha zur Königin. Daraus ging ein achtjähriger Bürgerkrieg hervor, während dessen das Reich durch Parteiung zerrissen, die Küstenländer durch Seeräuber verheeret wurden.

e) König Waldemar IV. von Dänemark und die Union von Calmar.

Waldemar und der Hansabund. Wisby erobert 1361. Es genügte dem vierten Waldemar nicht, das dänische Reich nebst Schonen wieder vereinigt und unter seinen Scepter gebracht zu haben; er trachtete nach einer Vorherrschaft im Norden, wie sie einst Waldemar II. besessen. Die Zerrüttungen in Schweden, die wir soeben kennen gelernt, verbunden mit persönlichen Kränkungen, die ihm der Stockholmer Reichsrath zugefügt, mochten ihm zur Ausführung seines Vorhabens günstig erscheinen und sein feindseliges Auftreten rechtfertigen. — Wir wissen, welche wichtige Stellung Gothland mit der Stadt Wisby in der Handelswelt errungen hatte (VII, 261 ff.). Die deutsche Kaufmannschaft, welche die Insel zum Mittelpunkt ihres nordöstlichen Handels erkoren und großartige Lagerhäuser daselbst gegründet, zahlte der Krone Schweden, der das Eiland gehörte, für das Recht der Niederlassung und bewaffneten Schutz einen jährlichen Zins. Die ganze Hansa gerieth daher in Aufregung, als König Waldemar plötzlich mit einer Kriegsflotte wider Gothland auszog und das
Juli 1361. reiche Wisby bedrohte. Das Unternehmen mußte um so mehr als ein räuberischer Ueberfall gelten, da die fünf „Wendenstädte" Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswalde, kurz zuvor mit dem Dänenkönig eine Uebereinkunft geschlossen und alle schwebenden Streithändel zum Austrag gebracht hatten. Bei der Abfahrt soll der König zu seiner Mannschaft gesagt haben, „nun gehe es in ein Land, worin Goldes und Silbers die Fülle, wo die Schweine aus silbernen Trögen fräßen." Nachdem er Oeland unterworfen und durch eine Besatzung geschützt, landete er auf Gothland, siegte in drei Treffen über die Bürger und Bauern, die sich zur Wehr setzten, und zwang Wisby zur Uebergabe. Unermeßlich war die Beute an Gold, Silber und Pelzwerk, welche die dänischen Schiffe aus der ausgeplünderten Stadt wegführten. „Seitdem wagte der deutsche Kaufmann nicht mehr seine Waarenschätze und sich selber der ausgesetzten Insel zu vertrauen, der russische Handel ward direct aus den Ostseehäfen geführt und Wisby versank in die Mittelmäßigkeit."

Erster Hanseatenkrieg 1361—63. Die Hanseaten waren aufs Aeußerste erbittert. Unter dem Vorsitz von Lübeck, das die andern als Oberhof ehrten, wurde in Greifswalde eine Tagfahrt gehalten, aller Handel mit Dänemark untersagt und mit Schweden und Norwegen ein Kriegsbund geschlossen. Schonen sollte den Dänen entrissen werden und wieder unter schwedische Herrschaft zurückkehren, aber mit großen Vorrechten der Hansa. Alle Bundesstädte, selbst Bremen und Hamburg, verpflichteten sich zu Geld, Schiffen und Mannschaft für die gemeinsame Kriegsunternehmung. Der Erfolg entsprach jedoch nicht den Erwartungen. Zwar gelang den Hanseaten unter der Führung des Bürgermeisters von Lübeck, Johann Wittenberg, und des holsteinischen Grafen Heinrich des Eisernen, Kopenhagen
Juli 1362. einzunehmen und durch Plünderung der Stadt und des Schlosses für Wisby's Mißgeschick Rache zu üben: als sie aber in Schonen landeten, sahen sie sich plötzlich von der dänischen Flotte angegriffen, während die erwartete Kriegshülfe der Schweden und Norweger ausgeblieben war. Nachdem Waldemar einen Theil der Schiffe entführt, ließen die Gelandeten von der Belagerung von Helsingborg ab und schlossen einen Vertrag zu freier Abfahrt. Die Lübecker bestraften ihren Bürgermeister mit öffentlicher Enthauptung auf dem Markte, der Dänenkönig aber hielt die Gefangenen im Schlosse Wordinborg in strenger Haft. Er war heftig erzürnt, weil sein einziger Sohn, Herzog Christoph bei der Einnahme von Kopenhagen durch ein lübecker Wurfgeschütz so schwer

verwundet worden war, daß er im folgenden Sommer in Raserei verstarb. Die Hansa- 11. Juni 1363.
städte schlossen einen Waffenstillstand, welcher Gothland und Wisby unter dänischer Oberhoheit ließ.

Im folgenden Jahr erfolgte die Revolution in Schweden, in deren Folge der alte Waldemar auf Reisen 1364.
König Magnus des Thrones entsetzt, seiner Schwester Sohn Albrecht von Mecklenburg die Krone erlangte, die politische Macht aber in die Hände des Reichsraths kam. Waldemar war sich bewußt, daß seine Willkürherrschaft ihm viele Feinde erregt; er mochte fürchten, daß auch in Dänemark der Adel nach einer ähnlichen Machtstellung strebe, wie der schwedische. Vielleicht war diese Wahrnehmung die Ursache, daß er auf längere Zeit das Land verließ. Er besuchte Stettin, Warschau und Prag, empfing in Avignon aus den Händen des Papstes heilige Reliquien und kehrte über Flandern und Köln wieder nach Wordinborg zurück, wo er mit der alten Staatsklugheit seine Gewalt zu erhöhen, die überseeischen Besitzungen in Südschweden zu mehren und die Hanseaten zu neuen Waffenstillstandsverträgen zu bewegen wußte. Aber Waldemar erlebte noch, daß sich ein neuer Sturm über seinem Haupte zusammenzog und seinen Zweiter Hansеatenkrieg 1367—69.
hochfliegenden Plänen eine Schranke setzte. Die Hanseaten, die an der Küste von Schonen behufs des Häringsfanges und des Einpöckelns der Fische eine Menge Hütten und Häuser, „das Vittenlager" genannt, erbaut hatten, wurden durch Waldemars Willkürherrschaft und Gewaltthätigkeit in ihren Rechten und Freiheiten vielfach verletzt. Sie beschlossen daher auf einer Tagfahrt in Köln, an welcher alle Hansastädte an der Nov. 1367.
Nord- und Ostsee und aus Preußen und Westfalen Theil nahmen, den dänischen König und seinen Bundesgenossen und Schwiegersohn Hakon von Norwegen zu bekriegen und dem Schwedenkönig Albrecht von Mecklenburg, der dem Hansabund beigetreten, Schonen und Gothland zurückzugeben. Auch die Grafen von Holstein, der Adel von Jütland und andere Herren hielten zu den Hanseaten. Im nächsten Frühjahr segelte eine starke April—Juli 1368.
Flotte nach den nördlichen Meeren, verwüstete die norwegische Südküste von Lindesnäs bis zum Götha-Elf und legte dann auf Seeland an, das Waldemar, „unköniglich aber schlau wie immer," verlassen hatte. Die Hanseaten besetzten und plünderten Kopenhagen und füllten das Land mit Raub und Brand, Helsingör, Nyköping, Skanör u. a. O. wurden genommen, während König Albrecht Schonen mit Ystad und Lund an sich brachte, und die holsteinischen Herren in Verbindung mit dem jütischen Adel die königlichen Schlösser und Städte in Jütland eroberten. Den Winter über war Waffenruhe, aber im folgenden Frühjahr begannen die Feindseligkeiten von Neuem, abermals wur- 1369.
den die Küsten von Dänemark schwer heimgesucht.

In dieser Noth beschlossen die Räthe des Reichs, an ihrer Spitze der Reichshauptmann Der Stralsunder Friede 1370.
Henning Podebusk (Pudbus), erzürnt, daß der König fortwährend im Ausland weilte und nichts für die Rettung des Landes unternahm, auf eigene Hand sich mit den Städten zu verständigen. Die Hanseaten kamen ihnen bereitwillig entgegen. Nach längeren Unterhandlungen wurde zwischen dem dänischen Reichsrath und den Bevollmächtigten des Bundes ohne Zuziehung des Königs oder der verbündeten Fürsten der Stralsunder Friede abgeschlossen, worin den Städten zur Entschädigung früherer 24. Mai 1370.
Verluste zwei Drittel aller Einkünfte und Nutzungen aus den schonischen Schlössern und Vogteien Helsingborg, Malmöe, Skanör und Falsterbode zugewiesen und die hanseatischen Kaufleute für alle Zukunft in ihren Rechten und Freiheiten sicher gestellt wurden. Zugleich verpflichtete sich der Reichsrath den Frieden zu halten, auch wenn der König ihn nicht besiegele und keinen neuen König anzuerkennen, weder bei Lebzeiten Waldemars noch nach seinem Tode, es sei denn mit dem Rathe der Städte.

So mußte der unumschränkte Machthaber es erleben, daß die Regierung an die Waldemar's Ausgang. 1371—75.
Bischöfe, Reichsbeamten und Schloßhauptleute überging, daß der Friede für gültig

erklärt ward, auch wenn er ihn nicht genehmige. Umsonst suchte er Hülfe bei den Wittelsbachern, seinen alten Gönnern; der Glanz dieses Herrscherhauses war im Erlöschen; auch die Verwendung des Kaisers Karl IV. trug keine Früchte. So blieb denn dem
27. Dec. 1371. König nichts übrig als den Reichsrathfrieden zu bestätigen. Dies erfolgte in einer Versammlung der Hansa in Stralsund, und nun kehrte Waldemar nach mehrjähriger Ab-
Sommer 1372. wesenheit wieder in sein Reich zurück. Er lebte noch drei Jahre, und sein rastloser und kluger Geist gab sich noch bei manchen Gelegenheiten kund; aber die alte Macht konnte er nicht wiedergewinnen, und das Verlorene dem Reiche nicht mehr zurückführen.
24. Okt. 1375. Müde und lebenssatt ging er endlich nach fünfunddreißigjähriger Regierung zu Grabe, der letzte Sprosse vom Mannstamme Svend Estrithsons.

Neues Regiment. Nach Waldemar's IV. Tode war der dänische Reichstag über die Wahl des Nachfolgers getheilter Meinung. Die Einen waren für Oluf, den vierjährigen Sohn von Waldemar's jüngster Tochter Margarethe, Königin von Norwegen; die Andern gaben dem Sohne ihrer älteren bereits verstorbenen Schwester Ingeborg, Albrecht von Mecklenburg, den Vorzug. Die kluge Norwegerin, welche zur rechten Zeit mit freigebiger Hand den geistlichen und weltlichen Herren Güter spendete oder in Aussicht stellte, trug den
Oluf 1376—87. Sieg davon. Oluf, Hakon's Sohn, wurde vom Reichstag zum König gewählt; bis zu seiner Volljährigkeit sollte seine Mutter Margaretha die vormundschaftliche Regierung führen. Eine Wahlhandfeste, wie sie Christoph II. beschworen, sollte der Wiederkehr einer eigenmächtigen Willkürherrschaft vorbeugen. Darin war zugleich die Bauernschaft gegen die Versuche der Grundherren ihre „Heuerlinge und Lansten" (Landsassen) an die Scholle zu fesseln, in Schutz genommen, indem Abzugsfreiheit in bestimmten Kündigungsfristen zugesichert ward. Die Hansa gab zu der neuen Königswahl ihre Zustimmung und erhielt dafür das Monopol des Häringshandels in Schonen. Auch die deutschen Grafen von Holstein, Heinrich der Eiserne und der kinderlose Claus, Gerhards Söhne, waren mit der neuen Thronordnung zufrieden. War doch fast ganz Schleswig in ihren Händen, so daß Claus, der nach seines Bruders Tod (1381) das einzige Haupt der Familie und der Vormund seiner Neffen war, sich als den „rechten Erben des Herzogthums Jütland" bezeichnen konnte. Bald wurde Margarethens vormund-
1. Mai 1380. schaftliche Regierung auch in Norwegen anerkannt, als durch Hakons Tod ihr zehnjähriger Sohn Oluf den Thron erbte. Aber ihr Regiment wollte keine rechte Kraft gewinnen: die Reichsgeschäfte gingen wohl ihren Gang und der verfassungsmäßige Nyborger Reichstag wurde alljährlich um Johanni abgehalten, allein der dänische Adel wurde immer anmaßender und unbotmäßiger. Während er den Krieg für das Vaterland häufig gedungenen Banden überließ, trieb er von seinen Seeburgen aus ein einträgliches Piratengeschäft, so daß die Königin und der Reichsrath den Hanseaten immer größere Macht einräumen mußten, theils um ihre Klagen zu befriedigen, theils um ihre Hülfe zu erlangen. Das holsteinische Grafengeschlecht benutzte die Schwäche der Regie-
15. Aug. 1386. rung zur Abschließung des Nyborger Vertrags, kraft dessen einer der holsteinischen Herren erblicher Herzog von Schleswig sein sollte, mit der Bedingung, daß er dem Dänenkönig huldige und dem Reich Heeresfolge und Dienste leiste. In Gegenwart von sieben Bischöfen und vielen weltlichen Großen leisteten darauf Graf Gerhard, Heinrichs des Eisernen Erstgeborner, dem König Oluf und seinen Nachfolgern den Huldigungseid und wurde für sich und seine Nachkommen durch die Fahne mit dem Herzogthum Schleswig belehnt.

Margaretha zur Herrscherin gewählt. Durch dieses Abkommen stärkte die Königin ihr Ansehen in Dänemark, so daß das Seeräuberwesen aufhörte. Und als im folgenden Jahr der junge Oluf siebenzehn-
3. Aug. 1387. jährig ins Grab stieg, wurde Margaretha zuerst von den dänischen Landständen, dann von dem norwegischen Reichstag als regierende Herrscherin von Dänemark und Nor-

wegen gewählt und anerkannt. Zu ihrem Nachfolger bestimmten die Norweger den ältesten Sohn ihrer an den Herzog von Hinter-Pommern verheiratheten Schwestertochter, den sechsjährigen Erich. Nicht lange nachher sagte ein Theil des schwedischen März 1388. Adels dem deutschen König Albrecht von Mecklenburg den Gehorsam auf und wählte Margarethen als „selbstherrschende Frau und Fürstin" von Schweden. Sie ging auf den Antrag ein. Da sammelte Albrecht deutsches Kriegsvolk und zog gegen die Königin und die schwedischen Aufrührer zu Feld. Aber bei Schloß Axelwalde zwischen Wener- und Wettersee erlitt er durch ungestümes Vordringen eine Niederlage und 24. Febr. 1389. gerieth nebst seinem Sohne in Gefangenschaft. Margaretha preßte dem unglücklichen Fürsten durch Folterqualen seine bedeutendsten Schlösser ab und ließ ihn dann nebst seinem Sohne in den Thurm von Lindholm bringen, wo er sieben Jahre in Fesseln lag. Nun erklärte sich auch die Geistlichkeit, die bisher noch gezögert hatte, für die siegreiche Königin, welche sich durch reiche Schenkungen dankbar erwies, so daß in Kurzem Margaretha in den drei nordischen Reichen als Herrscherin anerkannt ward.

Nur Stockholm, wo viele deutsche Kaufleute wohnten und ein Stadtrath das Stockholm belagert. entscheidende Wort führte, leistete Widerstand. Mit Hülfe der zersprengten Kriegs- 1391. schaaren des gefangenen Königs bemächtigten sich die Deutschen der Stadt, ließen siebenzig ihrer gefährlichsten Widersacher in den Flammen eines angezündeten Hauses sterben und trafen, als die Königin zum Angriff überging, Anstalten zur hartnäckigen Vertheidigung. Die Herzöge von Mecklenburg strengten alle Kräfte an, um der Die Vitalien-Brüder bedrängten Stadt Beistand zu leisten; in ihren Seehafen Rostock und Wismar bildete sich eine Kriegsgenossenschaft, Vitalien-Brüder genannt, deren nächster Zweck die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln (Victualien) war, die aber bald, besonders seitdem sie die Insel Gothland mit Wisby in ihre Gewalt gebracht und zur Nie- 1392. derlage ihrer Vorräthe und Beute erkoren, zu einer gefürchteten Seeräuberbande sich ausbildete. Mit der Losung: „Gottes Freunde, aller Welt Feinde" durchstreiften die Vitalienbrüder das baltische Meer, suchten die dänischen Inseln und Küstenländer mit verheerenden Landungen heim und bewirkten, daß Stockholm mehrere Jahre lang im Widerstande aushielt. Endlich vermittelten die Hanseaten, deren Handel großen Schaden erfuhr, einen Stillstands-Vertrag, in Folge dessen der gefangene König Juni 1395. Albrecht und sein Sohn aus der Gefangenschaft entlassen und die Feindseligkeiten eingestellt wurden.

Nun arbeitete die Königin mit aller Thätigkeit, ihrem Großneffen Erich, der Die Union von Calmar. bereits zum Thronerben von Norwegen erklärt war, auch die Thronfolge in Dänemark und Schweden zu verschaffen. Und so einflußreich war das Wort der gewaltigen Königin des Nordens, daß sowohl die dänischen Landesversammlungen als der schwe- Juli 1396. dische Reichstag am Morastein das feierliche Gelöbniß ablegten, daß Erich nach erlangter Mündigkeit an Margarethens Stelle die Regierung auch in Kopenhagen und Stockholm führen und unter den drei Reichen kein Krieg mehr geführt werden sollte. Ja in Schweden wurde der Adel von solcher patriotischen Erhebung ergriffen, daß er aus freiem Entschluß in die Rückerstattung der entfremdeten Güter und Einkünfte an die Krone willigte, somit einem Grundsatz Geltung verschaffte, den er unter Albrechts Regierung aufs Eifrigste bestritten, dessen versuchte Durchführung durch den König die Hauptursache seines Sturzes gewesen. Aehnliche, wenn auch minder durchgreifende Beschlüsse wurden auch in Dänemark gefaßt und so die königliche Machtfülle allenthalben hergestellt. Es waren wunderbare Erfolge, welche die Königin des Nordens errungen. Wenn es ihr nun noch gelang, dieser Vereinigung der drei Reiche über das Leben Erichs hinaus für alle Zukunft Dauer zu verleihen, so konnte sie sich einer Herrschergewalt rühmen, wie sie noch nie in Einer Hand vereinigt gewesen. Zu dem Zweck

entbot sie, um dem gemeinsamen Krönungsfest Erichs eine höhere politische Bedeutung zu geben, die drei Reichsräthe nach Calmar und vereinbarte dann mit ihnen das Staatsgrundgesetz, das unter dem Namen der „Calmarer Union" weltberühmt
Juni 1397. geworden und vier Menschenalter hindurch auf die Geschicke und Geschichte des Nordens folgenreich gewirkt hat. Darin war festgesetzt, daß forthin die drei Reiche nur Einen König haben, der nach dem Rechte der Erstgeburt aus dem Herrscherstamme Erichs zu wählen sei, daß die drei vereinigten Reiche einander nicht befehden, vielmehr in jedem auswärtigen Krieg unter festgesetzten Bedingungen sich gegenseitig Beistand und Hülfe leisten, in allem Uebrigen aber bei ihren herkömmlichen Gesetzen und Rechten verbleiben sollten. Wer in dem einen Lande friedlos wird,' solle es auch im andern sein, Verträge mit auswärtigen Fürsten und Städten sollten für Alle gleiche Geltung haben. König Albrecht erhob Einsprache gegen diese Uebereinkunft, die ihn seines schwedischen Reiches für alle Zukunft beraubte, und setzte im Bunde mit den Vitalianern den Kampf fort; aber verlassen von den Hanseaten, welche seinen seeräuberischen Verbündeten feind waren und die Calmarer Union guthießen, hatte er wenig Aussicht auf Erfolg. Umsonst sagte er sich von den Vitalianern los und verkaufte dem deutschen Ritterorden seinen Antheil auf Gothland; er wurde schließlich mit einer Geldsumme abgefunden.
Michaeli 1398. Mit Margaretha's Einzug in Stockholm erhielt die Calmarer Union ihre volle Geltung; der deutsche Orden unterwarf die ganze Insel Gothland mit bewaffneter Hand, worauf die Vitalienbrüder sich nach der Nordsee wandten und von der Oldenburger Küste aus unter dem Namen Likendeler (Gleichtheiler) noch einige Zeit ihr Piratenwesen in den westlichen Meeren fortsetzten. Ihr berüchtigter Anführer Claus Stortebeker war den Seefahrern lange ein gefürchteter Name.

3. Die drei nordischen Reiche seit der Calmarer Union.

a) Die vier ersten Jahrzehnte bis zu Erichs Thronentsetzung.

Margaretha's Verhalten gegen die Schauenburger.

Die Calmarer Union war kein Segen für den Norden. Die drei Reiche wurden jetzt in die Eroberungspolitik des Herrscherhauses hineingezogen, woraus für alle Theile nur Schaden hervorging. Der Königin Margaretha war so Vieles gelungen, daß sie hoffen durfte, auch ihre Macht wieder über den Süden auszudehnen, auch das entfremdete Schleswig wieder an die Krone zu bringen. Die Schwäche und Unsicherheit der vormundschaftlichen Regierung nach dem Fall des Herzogs Gerhard, die Zwietracht und Parteiung unter dem Adel und in der Herrscherfamilie, der Eigennutz und kurzsichtige Egoismus einiger norddeutschen Fürsten waren ein günstiger Boden für Intriguen und politische Umtriebe. Die dänische Königin sprach die Rechte der Vormundschaft an und ließ den jungen Herzog Heinrich nach Kopenhagen bringen, damit er unter ihren Augen erzogen werde; sie wußte sich durch Pfandschaft in den Besitz mehrerer Städte und Burgen zu setzen; man stellte die Behauptung auf, Schleswig falle unter dänisches Recht und nach diesem gebe es keine erblichen Fahnlehen; man nährte die Feindschaft der Dithmarschen gegen die Schauenburger und ihre Verbündeten, die Friesen, und erklärte einen erfolgreichen Kampf, den die letzteren in Verbindung mit einigen

deutschen Fürsten gegen eine weit überlegene Streitmacht der Dänen lieferten, Aug. 1410.
als Bruch der Lehnstreue, durch welche das Herzogthum Schleswig verwirkt worden sei, und als die Schauenburger Partei die Stadt Flensburg besetzte, aber durch die dänische Besatzung der Burg wieder hinausgeschlagen ward, nahmen die Dänen an Rath und Bürgerschaft schwere Rache. Mit diesem blutigen Strafgericht schloß Margaretha ihr Leben. Man erzählte sich, Einer der Verurtheilten habe auf dem Wege zum Galgen sie vor den höchsten Richter geladen; und als sie bei der Abfahrt noch im Hafen von Flensburg starb,
deutete man ihren Tod als Gottesurtheil. „Dreißig Jahre", sagt der Chronist, Oct. 27/28 1412.
„hatte sie regiert, daß sie ein gutes Wort hatte und daß sie ihrem Reiche vorstand in Friede und Weisheit; aber nun in den letzten Jahren ward sie zumal wunderlich und verkehrt." Auch sie bethörte der Gedanke, bemerkt Waitz, welcher Jahrhunderte hindurch die Dänen beherrscht und zuletzt jederzeit ins Verderben geführt hat, daß sie das aus der Verbindung wegstrebende Schleswig festhalten, das schon aufgegebene wieder gewinnen müsse.

Der Tod der großen Königin verschlimmerte die Lage; denn während sie König Erich 1412–39.
kluge Verhandlung der Gewalt vorzog, handelte ihr übelberathener, eigen- † 1459. und Herzog
sinniger und anspruchsvoller Neffe Erich mit Heftigkeit und Leidenschaft. Er Heinrich † 1427.
ließ durch einen nach Nyborg berufenen Lehnshof, an dem neben dänischen
Bischöfen und Edelleuten auch einige deutsche Fürsten Theil nahmen, den Juli 1413.
Herzog Heinrich, seine Oheime, den Grafen Heinrich von Holstein und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg, welche mit der verwittweten Herzogin Elisabeth abwechselnd die vormundschaftliche Regierung geführt hatten, so wie die Häupter der Schauenburger Partei nach seeländischem Gesetz gegen deutsches Recht und Herkommen der Felonie schuldig und darauf durch seinen Kanzler, der Bischof von Roeskild, des Erbrechts auf das Fürstenlehn Schleswig für verlustig erklären. Und diesen Ausspruch hat Kaiser Sigmund zwei Jahre
später bestätigt. „Wann hätten auch die deutschen Reichsgewalten etwas für die Juni 1415.
Behauptung des wichtigen Schleswig gethan?" Nunmehr war es König Erichs eifrigstes Anliegen, das Urtheil des Lehnshofes zum Vollzug zu bringen. Er legte feste Plätze in Schleswig an und suchte durch Schrecken jeden Widerstand niederzuschlagen. Die Insel Fehmern, welche der dänischen Anmaßung am energischsten widerstand, büßte mit gräuelvoller Verwüstung. Dreihundert Bewohner, die sich in eine Kirche geflüchtet, wurden mit täuschenden Verheißungen aus ihrer Freistätte gelockt und dann von den „untreuen Dänen" niedergeschlagen; Häuser und Kirchen wurden verbrannt. Aber Herzog Heinrich, der nunmehr mündig geworden und die Regierung selbst übernommen hatte, war entschlossen, sein väterliches Erbe zu vertheidigen. Unterstützt von den Holsten und Friesen und von den seestarken Vitalien-
brüdern (S. 461) widersetzte er sich der dänischen Gewaltthätigkeit. Daraus 1416.
ging ein vieljähriger wechselvoller Krieg hervor, in den schließlich der ganze

Norden verwickelt ward. Während Lübeck, durch innere Parteiung zerrüttet einige Zeit zu den Dänen hielt, traten mehrere deutsche Fürsten und die mächtige Stadt Hamburg auf die Seite der Schauenburger. Vergebens suchte der Bischof von Lübeck im Auftrage des Papstes während eines längeren Waffen-
1420. stillstandes eine Verständigung herbeizuführen; König Erich wollte nur dänisches Staatsrecht gelten lassen, kraft dessen es keine erblichen Fahnlehen geben und Süderjütland nur als ein Theil von Dänemark zu betrachten sei, indeß die Gegenpartei die Entscheidung nach dem Rechte des deutschen Reichs verlangte. Erich glaubte um so mehr auf seinen Ansprüchen beharren zu müssen,
Juni 1424. als Kaiser Sigmund in Ofen zum zweitenmal die Entscheidung fällte, daß ganz Süderjütland mit dem dänischen Wohld, der Insel Alsen und den friesischen Harden dem Könige und dem Reiche Dänemark gehöre. Nun nahm der Krieg größere Dimensionen an; aber während König Erich Schleswig und
1426. die Burg Gottorp belagerte und zu Wasser und Land eine große Streitmacht sammelte, gewann der Herzog die Hülfe der Hanseaten. Nicht blos Hamburg, das gleich Anfangs die deutsche Sache ergriffen hatte, auch Lübeck, Rostock, Stralsund, Wismar ließen ihre Schiffe auslaufen und sagten dem König Fehde an. Die Wahrnehmung, daß Erich die Holländer und den Handelsstand des eigenen Reiches begünstige und die deutsche Kaufmannschaft zurücksetze, trieb die Hansa in das Heerlager der Schauenburger. Bald folgten
1427. auch die übrigen Städte an der Weser, Saale und Elbe; Fehmern wurde durch die Vitalienbrüder zurückerobert; in aller Eile verließ das königliche Heer Schleswig.

Adolf Herzog zu Schleswig. 1428—59. Herzog Heinrich sollte die Früchte dieses Umschwungs nicht genießen: bei einem Sturm auf Flensburg fand der jugendliche Kriegsheld den Tod
28. Mai 1428. durch die Hand eines Dänen, ein ritterlicher Fürst, der Stolz und die Blüthe seines Hauses und Landes. An seine Stelle trat der zweite Bruder Adolf (VIII) ein Zögling des verständigen Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Kaiser Sigmund die Brandenburger Markgrafschaft verliehen, und ein heftiger Feind der Dänen. Unter seiner Leitung wurde der Krieg zur See und zu Land ohne Unterbrechung fortgesetzt; doch beschränkte er sich meistens auf Streifzüge und
Sept. 1431. Ueberfälle; erst als Flensburg von den Deutschen erobert und die dänische Herrschaft in Schleswig auf wenige feste Orte beschränkt war, gelang es endlich vermittelnder Thätigkeit, den eigensinnigen König, dessen Stern seit dem Tode seiner energievollen Gattin Philippa von England, im Sinken war,
1432. zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Zwar konnte er sich nicht entschließen, das erbliche Lehnrecht der Schauenburger auf das Herzogthum Schleswig förmlich anzuerkennen und zu bestätigen; Adolf hieß in der Friedensurkunde nur „Graf von Holstein"; aber er focht den factischen Besitz nicht ferner an und gewährte den Hansastädten alle Freiheiten und Privilegien, die sie früher besessen. Es war eine thatsächliche Verzichtleistung der

dänischen Krone auf das Herzogthum Schleswig; denn auf Jahrhunderte hin hat man nun auf dänischer Seite die alten Ansprüche ruhen lassen. An der Küste von Schonen entwickelte die deutsche Hansa wieder ihre volle Handelsthätigkeit; und an der Brücke von Bergen erhoben sich stattliche Kaufmannshäuser, „Höfe" genannt, in deren jedem sich Hunderte von männlichen Einwohnern oder darüber zusammendrängten, alle einem Kaufmannsrath untergeordnet und wie in einem Mönchskloster in Ehelosigkeit und strenger Zucht lebend.

Die Verwirrung, die bald nachher über Dänemark und Schweden hereinbrach und den König Erich um alle seine Kronen brachte, war der Machtvergrößerung der Schauenburger günstig. Nicht nur, daß Adolf im Besitz des „Herzogthums zu Schleswig" mit Arroe und Hadersleben blieb, daß Kaiser Albrecht II. seine Gerechtsame bestätigte, somit jede rechtliche Folge des Schiedsspruches von Sigismund wegräumte und daß 1439.
Erichs Nachfolger, König Christoph von Baiern, denselben zu Kolding mit dem Herzogthum als einem „rechten Erblehn" mit ausgestreckter Fahne belehnte; selbst in Jüt- 1440
land wurde der Herzog zeitweise als Schutzherr anerkannt, und als sein Bruder Gerhard auf einer Reise zu seiner verstoßenen Gemahlin Agnes von Baden zu Emmerich am Rhein erkrankte und starb und auch dessen Knabe in der Jugend dahinging, vereinigte Herzog Adolf das ganze Erbe der Schauenburger in seiner Hand und legte den Grund zu dem vereinigten Schleswig-Holstein. Leicht hätte er auch König von Dänemark werden können; aber er lehnte den Antrag des Reichsrathes ab; er zog es vor, im Schloß Gottorp bei Schleswig über die herzoglichen Gebiete zu regieren und durch Mehrung der deutschen Bevölkerung in Schleswig das Band zwischen dem gräflichen Lande Holstein und dem Herzogthum fester zu knüpfen. Die Einwohner waren einer Union mit Dänemark abgeneigt, denn leicht hätte das Königreich das Uebergewicht über das Herzogthum erlangen können, sie aber wollten eigene Verwaltung, eigenes Recht, eigenes geschichtliches Leben.

Wachsende Macht des dänischen Reichsraths.

Und noch größere Einbußen sollten dem König Erich aus dem Schleswigschen Kriege erwachsen: waren auch die drei nordischen Reiche, aus Eifersucht gegen die Deutschen bereit, den Kampf gegen die Schauenburger als einen Vertheidigungskrieg gelten zu lassen und dafür das unionsmäßige Aufgebot der Mannschaft zu bewilligen; so erzeugten doch bald die schweren Lasten, die der Krieg im Gefolge hatte, große Unzufriedenheit, welche endlich zu Aufruhr und Empörung führte. Wurde schon die allgemeine Geldumlage, zu der Erich schreiten mußte, von dem Landvolk sehr hart empfunden, zumal da sie bezirksweise in gewissen Quoten erhoben ward; so brachte die Münzverschlechterung, wobei das Silber zu dreiviertel durch Kupfer ersetzt war, die größten Uebelstände in den öffentlichen Verkehr, in Kauf und Handel. Und als ob auch die Natur dem Norden zürnte, verließ der von jeher wankelmüthige Häring die schonische Küste, und führte, sich gen Westen wendend, seinen Segen den Flamändern zu, so daß die herbstlichen Vittenlager verödeten. Nun wurde die Scheidung der Stände immer schroffer. „Der Adel, Anfangs durch keine Kluft von dem Besitzer eines stattlichen Bauernhofes getrennt, auch nicht besser wohnend als dieser, trat allmählich den übrigen Ständen als eine eigene

Menschenart von besserem Blut entgegen. Seinen Eingesessenen stand er als Herr gegenüber, warf, zwischen sie und den König tretend, einen breiten Schatten auf des Königs Antlitz, obgleich er noch nicht zum Gerichtsherrn seiner Eingesessenen gediehen war.“ Der Krieg hob die Macht des Adels in demselben Grade, als der Bauernstand durch denselben verarmte. Der König, welcher die Dienste des Edelmanns nicht entbehren konnte, mußte für die geleistete Kriegshülfe Entschädigung gewähren, und wie mancher Erlös floß aus der Beute oder aus den Loskaufsummen von Gefangenen! Bald stand der dänische Adel als ein Reichsrath da, mit eigener Gerichtsbarkeit, mit einer politischen Machtstellung, der sich der König beugen mußte. Das Recht, Adelsbriefe zu verleihen, das Erich von dem kaiserlichen Hoflager als Gnadengeschenk mitbrachte, konnte nur zur Mehrung des Herrenstandes beitragen; und selbst die zunehmende Macht und Reichthümer des Klerus kamen dem Adel zu Statten, da die hohen Geistlichen aus seinen Reihen hervorgingen und durch Bande der Blutsverwandtschaft mit ihm verbunden blieben. Immer mehr ging die freie Hufe an den adeligen Grundherrn über, der den bäuerlichen Inhaber mit Gefällen und Dienstleistungen belastete, den Gerichtsbann übte, sich das Waffen- und Jagdrecht aneignete, auf Seeraub auszog und hinter seinen festen Burgen jedem feindlichen Angriff Trotz bot. Ohne Antheil am öffentlichen Leben, am Kriegs- und Waffenrecht, der Bestellung der Priester beraubt, verlor die freie Bauernschaft fort und fort an Bedeutung, an Zahl, an menschlicher Bildung, an allgemeinen Interessen.

Erichs Regiment in den drei Reichen.

„Dem König Erich war die herrlichste Aufgabe, die ein Sterblicher haben konnte, deutlich vorgezeichnet, die drei Söhne Einer Mutter mit einander auszusöhnen, den Bauer und den Bürger zu schützen gegen Adel und Hanse, eine Regierung recht eigentlich von vorn herein zu gründen. In Erichs langer Laufbahn klingt diese Saite auch nicht ein einziges Mal an.“ Die Norweger, ohne erbliche Aristokratie, ohne die Einheit eines Reichstages, bedurften vornehmlich der Stütze einer kräftig eingreifenden monarchischen Gewalt; und gerade sie sahen Jahrzehnte lang keinen König in ihrem Land, wurden von harten Vögten mit Kriegssteuern gedrückt für Zwecke, die ihnen fremd waren, litten unter dem Zwangscurs einer schlechten Münze. So groß war die Sehnsucht nach einem König ihres Volkes, daß noch in Margarethens Tagen ein Betrüger, der sich für den verstorbenen Oluf ausgab, von norwegischen Kaufleuten unterstützt ward. Er wurde endlich ergriffen und den Flammen übergeben. — In Dänemark erregte es Verstimmung, daß Erich seine pommerschen Vettern ins Reich rief und mit Schlössern ausstattete, daß er einen derselben, seines Vaterbruders Sohn Bogislav, zu seinem Nachfolger bestimmte, dagegen den jungen Pfalzgrafen Christoph, den Sohn seiner einzigen an den Pfalzgrafen Johann von Baiern vermählten Schwester Katharina, dem das Volk gewogen war, von sich stieß. — In Schweden erregte es die größte Erbit-

terung, daß Erich einem dänischen Günstling, dem Johann Jerichini, den erzbischöflichen Stuhl von Upsala verschaffte, einem unwürdigen mit allen Lastern und Freveln befleckten Manne, den in der Folge die ergrimmten Isländer nebst seinen Trabanten in einem Fluß ertränkten; daß die königlichen Vögte wie in einem eroberten Lande schalteten, dem Volke drückende Geldabgaben auflegten, Mannschaft für den Krieg aushoben, wo sie in Gefangenschaft und Elend verkam, das Recht beugten und die Richterämter an Fremde verkauften.

Engelbrecht bringt Schweden in Aufruhr.

In allen drei Reichen herrschte Unzufriedenheit und Verstimmung. Es bedurfte nur eines Anstoßes zu einer allgemeinen Empörung. Dieser Anstoß ging von Schweden aus. Als in der Landschaft der Thäler, wo der abgehärtete Bauernstamm der Dalekarlen in alter Kraft und Einfachheit dahinlebte, seine Freiheit mit Spieß und Stahlbogen schirmend, der Druck des fremden Vogtes Jens Erikson alles Maaß überstieg, wandten sich die Einwohner des Eisen- und Kupferlandes an Engelbrecht Engelbrechtson, 1432.
einen ihrer Bergwerkbesitzer, daß er ihre Sache in Kopenhagen vor dem König führe. Als er bei Erich kein Gehör fand, erhoben sich die Bauern in West- 1433.
manland und Upland, vertrieben die Vögte und wählten Engelbrecht zu ihrem Haupt und Führer. Bald verbreitete sich der Aufruhr über Wermeland und Südermanland. Der Reichsrath von Wadstena, überrascht und eingeschüchtert, wagte keinen Widerstand, als Engelbrecht den ihm entgegentretenden Bischof von Linköping am Halse ergriff und unter die bewaffneten Bauern stieß. Wie verlangt kündigten alle dem König Treue und Huldigung auf und 1434.
unterschrieben den Absagebrief, „welcher mit kurzen scharfen Worten alle Bande des Gehorsams gegen den König zerschnitt." Ohne Widerstand durchzog Engelbrecht das Reich; die Schlösser ergaben sich oder wurden erstürmt und niedergerissen; selbst nach Halland drangen die Stürmer vor. Sendschreiben an die Norweger und Hanseaten von einigen Mitgliedern des Reichsraths erlassen, schilderten Erichs Mißregierung in den grellsten Farben und forderten zu gemeinschaftlichem Handeln auf. Der Strom der Umwälzung sollte über das ganze vereinigte Reich dahinbrausen. In dieser Ausdehnung konnte indessen der Plan nicht durchgeführt werden. Bei der Eifersucht vieler Edlen auf Engelbrecht gelang es dem König bei einer persönlichen Anwesenheit in Stockholm, sich mit dem Reichstag zu verständigen und eine neue Oct. 1435.
Bestätigung der Calmarer Union durchzusetzen. Dagegen mußte er geschehen lassen, daß die höchste Gewalt zwei eingebornen Edelleuten übertragen ward: Christian Nielsson Wasa, ein älterer, dem König ergebener Edelmann, wurde zum Drost und Oberrichter, oder nach modernem Ausdruck zum „Civilgouverneur" ernannt, und Karl Knudson Bonde, ein siebenundzwanzigjähriger Mann von großem Reichthum und hochstrebendem Geiste als Marschall der gesammten Kriegsmacht zu Wasser und Land vorgesetzt.

Karl Knudson Reichsvorsteher. Die Eintracht zwischen Erich und den Schweden war jedoch nicht von Dauer. Der König, der dem Marschall nicht traute, setzte in den drei wichtigsten Burgen dänische Edelleute als Befehlshaber ein und suchte zugleich die Nachfolge in Schweden dem Herzog Bogislav zu sichern. Da erhob sich der
1436. Sturm von Neuem: Karl Knudson wurde von der Mehrheit des Reichstages zum Reichsvorsteher ernannt und Engelbrecht ihm als Mitregent beigegeben. Die drei Schlösser wurden bezwungen und schwedischen Vögten anvertraut; bis nach Halland streiften die Aufständischen. Auch in Dänemark erregte Erichs Vorliebe für die Pommern, seine Bemühung für Bogislavs Thronfolge, sein unstetes Umherschweifen in Pommern und Gothland, das er von dem deutschen Orden mit schwerem Gelde eingelöst hatte, Mißmuth und Unzufriedenheit. Dies Alles benutzte der ehrsüchtige Knudson zur eigenen Machtvergrößerung. Engelbrecht, dessen Popularität er beneidete, wurde von einem seiner
27. Apr. 1436. Verwandten treulos überfallen und erschlagen; Erich Puke, nach Engelbrecht der einflußreichste Edelmann, wurde zu einer Zusammenkunft nach Westeräs
1437. gelockt und enthauptet. Wer hätte es jetzt noch wagen mögen, dem gewaltigen Manne zu widerstehen? Als er vor dem Reichstage in Arboga im vollen Glanze seiner Persönlichkeit erschien, wurde er einstimmig zum Reichsvorsteher
1438 ernannt. Erich trieb sich ja immer noch in Gothland und Preußen umher, ohne die ihm zuständigen Geschäfte zu besorgen; und den pommerschen Herren, die er so auffallend begünstigte und mit Burgen und Gütern beschenkte, grollten Dänen wie Schweden.

Erichs Absetzung. 1439. Je mehr die Reichsräthe dort und hier den Wünschen und Forderungen des Königs entgegentraten, desto mehr war dem eigensinnigen und herrschsüchtigen Fürsten der Aufenthalt in den skandinavischen Reichen verleidet. Er weilte am meisten in Gothland, wohin er den Reichsschatz, die Kleinodien und seine Kebsweiber in Sicherheit gebracht. In Dänemark herrschte vollständige Anarchie; auf Seeland hatten die Bauern gegen den gewaltthätigen Adel und die selbstsüchtige Geistlichkeit die Waffen ergriffen; in Jütland stellte sich Adel und Volk unter Herzog Adolfs Schutz; man mußte auf Selbsthülfe bedacht sein, da Gesetz und Obrigkeit ohne Macht waren. In Calmar hielten dänische und schwe-
Juli 1438. dische Reichsräthe Berathung, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöst würde und jedes Land seinen eigenen König wählte. Man kam zwar zu keinem festen Austrag für die Zukunft, aber mit Erichs Herrschaft ging es
1439. zu Ende. Im nächsten Jahr schickte der dänische Reichsrath ein Schreiben an Christoph von Baiern, des Königs Schwestersohn, des Inhalts: Sie seien genöthigt, um nicht gänzlich unterzugehen, sich einen neuen Herrn und König zu wählen; wolle er sich und seinem Stamme diese Ehre erwerben, so möge er zu ihnen kommen. Christoph säumte nicht. Nachdem er im Juni zu Lübeck mit dem Reichstag sich verständigt hatte, wurde dem König Erich Treue und Huldigung aufgekündigt und der Absag brief nach Gothland geschickt,

worauf die pommerschen Fürsten das dänische Land räumten. Drei Monate Sept. 1439.
später ahmte der schwedische Reichstag das Beispiel nach. In den deutschen Hansastädten war der Absagebrief an allen Kirchenthüren zu lesen. Damit hatte das Regiment Erichs im Norden sein Ende. Er überlebte seinen Sturz zwanzig Jahre, davon zehn auf Gothland, zehn in Pommern, „unglücklich in allen seinem Thun, seit er Königin Margarethen verlor."

b) Das Oldenburger Herrscherhaus in Dänemark und Karl Knudson in Schweden.

Nachdem Christoph sich verpflichtet, die ihm vorgelegte Wahlhandfeste zu König Christoph
unterzeichnen, empfing er als König von Dänemark die Huldigung. Eine 1440—1448.
seiner ersten Handlungen war, daß er zu Kolding dem Schauenburger Adolf das Herzogthum Schleswig als erbliches Fahnlehn übertrug (S. 465). Nach einigem Schwanken erkannte auch der schwedische Reichstag den baierischen 4. Oct. 1440.
Fürsten als König an, jedoch mit solchen Beschränkungen, daß er zu gänzlicher Machtlosigkeit herabsank; Karl Knudson galt mehr als er. Und als im folgenden Jahr, nachdem Christoph den Bauernaufstand in Jütland unter- 14. Sept. 1441.
drückt und zwischen den Hanseaten und Niederländern Frieden gestiftet, auch die Norweger ihre Zustimmung gaben, ließ sich Christoph in Opslo und Upsala Juni 1442.
krönen und nannte sich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Gothen." Nicht gar lange nachher führte er Dorothea, die Tochter des Markgrafen Johann von Brandenburg, als seine Gattin heim. Alles schien sich glücklich zu gestalten, da wurde der König im dreißigsten Lebensjahr kinderlos zu Helsingborg von einer Krankheit dahingerafft. Sein 6. Jan. 1448.
früher Tod verbreitete allgemeine Trauer; nur die Lübecker freuten sich; denn sie entgingen dadurch einer großen Gefahr. Christoph hatte den Plan gefaßt, die Fesseln der Hansa zu brechen.

Mit Christophs Tod zerrissen die schlaffen Bande der Calmarer Union. Neue Königswahlen.
Als einige Monate nachher der schwedische Reichsrath in Stockholm eine Berathung über die Wiederbesetzung des Thrones hielt, wurde auf Betreiben der unionsfeindlichen Partei Karl Knudson in tumultarischer Weise zum Juni 1448.
König ausgerufen. Mittlerweile hatte der dänische Reichsrath die Krone dem Herzog Adolf von Schleswig-Holstein angeboten; wir haben jedoch schon früher gesehen, daß eine solche Vereinigung der beiden Länder der deutschen Bevölkerung widerstrebte. Auch wäre dadurch die bei der Belehnung aufgestellte Bestimmung, „daß das Herzogthum niemals wieder unmittelbar mit der Krone verbunden sein solle" verletzt worden. Doch kam der Herzog dem Vertrauen der Dänen in so weit nach, daß er dem Reichsrath, dem er selbst beiwohnte, den Sohn seiner an den Grafen von Oldenburg vermählten Schwester Hedwig, einen dreiundzwanzigjährigen Mann von hoher stattlicher Gestalt, zur Königswahl empfahl. So wurde Graf Christian, der wie sein Oheim Christian I. 1448—1481.
vom Geblüte Svends Estrithson war, zum König von Dänemark gewählt,

und da er noch unverheirathet war, reichte er der verwittweten Königin Doro-
Sept. 1448. thea die Hand zum Ehebund. Vor der Huldigung in Wiborg mußte er jedoch eine Wahlhandfeste beschwören, worin er dem Reichsrath die freie Königswahl bestätigte und sich verpflichtete, ohne dessen Zustimmung keine Steuern zu erheben, kein Reichsgeschäft von Bedeutung vorzunehmen, keine Lehen oder Einkünfte, Würden oder Aemter an Ausländer zu vergeben, die Verwaltung des Kronguts dessen Aufsicht zu unterwerfen u. A. m.

Norwegen bleibt bei Dänemark. So war denn Margarethens Werk zerstört und Schweden und Dänemark hatten wieder eigene Könige. „Aber das war der Fluch der grundgesetzlich vereitelten Union, daß sie einen beständigen Stachel in den Gemüthern zurückließ." So lange Erich auf Gothland weilte, war er stets ein Rivale, der leicht wieder mit seinen Ansprüchen vortreten konnte. Darum suchte Karl Knudson ihn mit Gewalt zu vertreiben und die Insel an das schwedische Reich zurückzubringen. Aber das Unternehmen, durch das er den Neid seiner Gegner zu entwaffnen hoffte, hatte nicht den erwarteten Fortgang. Erich wußte sich in dem festen Schlosse Wisborg so lange zu halten, bis es dem Glück und der List des Oldenburgers gelang, die Insel in dänische Hände zu bringen, worauf Erich sich nach Pommern begab. Einen ähnlichen Sieg erlangte Christian auch in Norwegen. Wenn in diesem nördlichen Lande Anfangs gleichfalls der Plan auftauchte, sich einen eigenen König zu setzen; so stand man doch von diesem Vorhaben bald ab und beschloß mit einem der beiden Nachbarreiche die Union festzuhalten. Adel und Volk war der Mehrheit nach für Karl Knudson, und Jedermann erwartete, daß der Ausgang der langen Wahlverhandlungen sich zu Gunsten des schwedischen Fürsten entscheiden würde; und dennoch gelang es auch hier der Gewandtheit und Entschlossenheit der dänischen Partei, die Krone schließlich auf Christians Haupt zu bringen. Die schwedischen Großen selbst hintertrieben aus Eifersucht auf Knudson die Erhebung ihres Stammesgenossen. So kam es, daß, obschon der Schwede bereits die Krone in Trondhjem aus den Händen des Erzbischofs Aslak empfangen hatte, einige
August 1450. Monate nachher der Reichsrath in Halmstad urkundlich festsetzte, „daß Norwegen für die Zukunft stets einen und denselben König mit Dänemark habe und beide Reiche in Frieden und Krieg in brüderlicher Liebe zusammenstehen, keines aber des andern Obermann sein sollte."

Karl Knudson verjagt, die Union hergestellt. 1457. Karl Knudson gerieth über diese Wendung in heftigen Zorn; er schrieb den Ausgang einer Verschwörung treuloser schwedischer Großen, der Oxenstierna, der Wasa, der Sparre zu und beschloß, sich dafür zu rächen. Er entzog dem Erzbischof von Upsala, seinem erklärten Feind, die Lehen, nahm verschiedene Edelleute gefangen und strafte einige am Leben. Dadurch mehrte er die Zahl seiner Neider und Gegner, die jetzt auf Christians Seite traten und
1452. die Herstellung der Union betrieben. Nun entstand ein Krieg zwischen den beiden Königen, der mehrere Jahre lang die nordischen Länder und Meere

schwer beschädigte. Knudson fiel verheerend in Schonen ein, besetzte Halland und Blekingen und bemächtigte sich sogar auf kurze Zeit der norwegischen Küstenstadt Drontheim, während Christian, unterstützt von seinem Bruder Gerhard von Oldenburg und von seinem Oheim Adolf von Schleswig-Holstein, Stockholm und Calmar bedrängte und die Insel Oeland mit der Festung Borgholm zur Ergebung zwang. Aber Knudson's Stern war im Niedergang. 1456.
Der schwerbeleidigte Erzbischof kündigte dem König Fehde an und führte das 1457.
Aufgebot von Upland wider ihn ins Feld. Karl, in Strengnäs überfallen und in die Flucht getrieben, sah sich bald vom Volke verlassen; er raffte seine Schätze zusammen und schiffte nach Danzig über, wo er sieben Jahre geblieben ist. Christian eilte nach Schweden, verständigte sich mit dem Reichsrath in Stockholm und empfing nach den herkömmlichen Gelöbnissen im Dome von 29. Juni 1457.
Upsala die Krone. So waren die drei Reiche wieder in alter Weise vereinigt und der Oldenburger erlebte noch die Genugthuung, daß seinem dreijährigen Sohn Johann in Norwegen und Schweden die Thronfolge zugesichert ward. Jan. 1458.

Ja einige Zeit gewann es sogar den Anschein, als ob Christian wieder die Waldemar'schen Ansprüche auf dem Küstenlande der Ostsee erneuern wollte. Danzig und mehrere preußische Städte und Landschaften hatten sich gegen die drückende Herrschaft des deutschen Ordens aufgelehnt und sich unter den Schutz des Königs Kasimir IV. von Polen gestellt. Da rief der Orden den Dänenkönig zu Hülfe und bot ihm Geld und Gebiete von Esthland an, wenn er ihm gegen Polen beistehen würde. Christian ging auf den Vorschlag ein, legte sich den Titel eines Herzogs von Esthland bei und kündigte dem König Kasimir den Krieg an. Aber über den wichtigeren Anliegen, die bald darauf den skandinavischen Herrscher in Anspruch nahmen, wurde der polnische Krieg vergessen.

Niemand hatte eifriger und erfolgreicher die Erhebung Christians von Oldenburg auf den dänischen Thron betrieben, als seiner Mutter Bruder, Herzog Adolf VIII. von Schleswig-Holstein; und auch im Verlaufe seiner Regierung wurde er von dem Oheim kräftig unterstützt. Den deutschen Söldnern, die Adolf für den königlichen Neffen geworben und wofür er sich und sein Land in Schulden gestürzt, hatte Christian hauptsächlich seinen Sieg über Knudson zu verdanken. Bei allem Interesse für seinen Neffen unterließ der Herzog jedoch nicht, die Lande Schleswig-Holstein vor künftigen Eingriffen sicher zu stellen. Christian mußte unmittelbar vor seiner Königswahl jene Waldemarsche Urkunde bestätigen, die es aussprach, „daß Schleswig niemals wieder mit dem Reiche oder der Krone Dänemark vereinigt oder verbunden werden soll, so daß Ein Herr sei über beide;“ er mußte eine Handfeste ausstellen, daß er Schleswig als ein „rechtes Erblehn“ anerkenne, und sowohl der dänische Reichsrath als die ständischen Körper der vereinigten Lande verbürgten sich dafür durch gegenseitige Verbriefung. „Das Oldenburgische Haus hat die Krone Dänemarks nur erhalten, nachdem und weil es versprochen, Schleswig nicht wieder mit dem Königreich zu verbinden.“ Adolf sah

Herzog Adolf von Schleswig-Holstein.

seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Als er im Alter von achtundfünfzig
4. Dec. 1459. Jahren auf Schloß Segeberg starb, war sein Neffe Christian Herr der drei nordischen Reiche.

Mit Adolf erlosch das Geschlecht Gerhards des Großen, das über drei Jahrhunderte in dem nordelbischen Lande ruhmreich geherrscht. Ein Zeitgenosse nennt ihn einen „ehrenreichen Fürsten, großthatigen, frommen, rechtfertigen Ritter, milden, friedsamen, wohlthätigen Herrn, der Mannen Fürst und Vater“ und rühmt, daß er das Land in großer Ehre und in dem allerbesten Frieden regiert. Noch lange hat das Andenken des „guten Herzogs“ im Lande fortgelebt.

König Christian zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt 1460.

In der That hatte man bald alle Ursache, auf die vergangenen Jahre der friedlichen Herrschaft mit Sehnsucht zurückzublicken, denn mit Adolfs Tode kamen wieder unheilvolle Zeiten. Er selbst hatte keine Bestimmung getroffen, wie es mit der Erbfolge gehalten werden sollte. Daher erhoben sowohl die Oldenburger, König Christian und seine Brüder Gerhard und Moriz, kraft der nahen Verwandtschaft, als die Schauenburger im Stammlande, Graf Otto und seine Söhne auf Grund der männlichen Abstammung Ansprüche auf die Erbfolge. Die Meinungen waren in der Ritterschaft wie im Volke getheilt; nur darüber war man einig, daß man keine Trennung wolle. Zu dem Zweck kamen die Stände beider Lande, des Herzogthums Schleswig und der Graf-
Jan. u. Febr. 1460. schaft Holstein in Neumünster und Rendsburg zusammen und schwuren einander, daß sie einträchtig Einen Herrn wählen wollten. Die schwierigen Zeitverhältnisse und der Mangel einer durch Gesetz oder Herkommen festgestellten Erbfolgeordnung mochten es rechtfertigen oder entschuldigen, wenn die Landstände nach dem Beispiele der Nachbarstaaten ein Wahlrecht in Anspruch nahmen, das ihnen bisher nicht zugestanden. Man konnte sich lange nicht einigen, da in Holstein die Verhältnisse anders lagen als in Schleswig, und die Bewerber auf beiden Seiten alle Hebel in Bewegung setzten, um ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. Wenn Christian anfangs die ihm als König von Dänemark zustehenden Lehnsrechte über Schleswig in den Vordergrund stellte, so ließ er, weil er dann in Holstein nicht durchgedrungen wäre, diesen Anspruch bald fallen und stützte sich blos auf sein Erbrecht als ältester Neffe des verstorbenen Herzogs. Zugleich verstand er sich zu wichtigen urkundlichen Versicherungen, welche die Rechte des Landes und der Stände wahrten, befestigten, vermehrten und die staatsrechtliche Vereinigung von Schleswig und Holstein für alle Zukunft sicher stellten. Durch diese Zugeständnisse, durch die Thätigkeit seines Bruders Gerhard, welcher, gleich dem in den geistlichen Stand getretenen Moriz, seine Rechtsansprüche gegen Entschädigung an Christian abtrat, und durch Geschenke, Begünstigungen und Zusagen an einflußreiche Männer brachte es der Oldenburger dahin, daß auf einer Versammlung von Ripen die „Räthe“ der vereinigten Lande den König Christian von
März 1460. Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein erkoren, und

ihm die Herrschaft in beiden Landen als eine ungetrennte übertrugen, auf Grund des Erbanspruchs, welchem die Wahl der Stände Anerkennung und Geltung gab. Christian erkannte diese Rechtsbasis und die staatsrechtliche Vereinigung beider Lande an, indem er aus den Händen der gemeinsamen Vertretung aller Stände des Herzogthums Schleswig und der Grafschaft Holstein die Herrschaft entgegennahm.

Da Christian in das Land kam, empfing er die Huldigung der Mannen und Städte; zugleich gab er eine neue Bestätigung und Erweiterung der verliehenen Freiheiten und Rechte, die „tapfere Verbesserung der Privilegien". Von dem Lübecker Bischof Arnold wurde er mit Holstein zu Segeberg belehnt. Die Schauenburger erhoben anfangs Einsprache gegen diese Entscheidung, ließen sich dann aber zu einem Vertrag bewegen, kraft dessen sie gegen eine namhafte Geldentschädigung und Zusicherung ihrer Besitzungen und Schlösser nördlich der Elbe ihre Rechte und Ansprüche auf Schleswig und Holstein aufgaben. Im nächsten Jahr gewährte auch Hamburg dem neuen Landesherrn die Anerkennung. „Auf diese Weise ist ein Ereigniß vollzogen, welches folgenreich wie wenige für diese Lande und den ganzen Norden Europa's gewesen ist." Schleswig und Holstein huldigten dem Oldenburger, welcher die Krone von Dänemark trug, als ihrem Herzog und Grafen unter bestimmten urkundlich festgesetzten Bedingungen. „Er soll das Land nicht vererben auf seine Kinder oder Angehörigen, sondern die Einwohner sollen das Recht behalten, so oft die Herrschaft erledigt wird, einen von seinen Kindern, oder, wenn deren keine wären, von seinen Erben zu wählen. An das Geschlecht ist also die Wahl gebunden, wie es germanische Sitte von jeher war, und nur die Erbfolgeordnung, nicht das Erbfolgerecht wird durch dieselbe bestimmt, und auch für jene ein Vorzug der Söhne vor den entfernteren Verwandten festgesetzt." Die „freie Wahl" der Stände bei jedem Thronwechsel ist ausdrücklich in den Urkunden sicher gestellt. Unter solchen Bedingungen hat Christian versprochen, „die Lande nach allem Vermögen in gutem Frieden zu halten und daß sie bleiben ewig zusammen ungetheilt." Das Indigenatsrecht ist beiden gemeinsam: der Schleswiger in Holstein und der Holsteiner in Schleswig sind immer „landgeborne" Leute. Die Dänen sollten keinerlei Herrschaft in den beiden Landen üben, sondern alle Vögte und Burgmannschaften aus „treuen deutschen Mannen" gewählt, und keine „Schatzung oder Bede" gefordert und kein Krieg angefangen werden „ohne Willen, Zulassen und einträchtige Genehmigung aller Räthe und Mannschaft der Lande". In der Verfassung, welche sich das vereinigte Schleswig und Holstein bedungen, „da es den ersten Oldenburger zu seinem Landesherrn erhob", ist somit die Selbständigkeit der Lande nach Außen und ihre untrennbare Verbindung gewahrt. „Der Landesherr ist in den wichtigsten politischen Rechten an die Mitwirkung der Landstände gebunden. Diese haben die Wahl des Nachfolgers innerhalb des herrschenden Geschlechts, und sie vertreten offenbar die Gesammtheit der Lande; ein ständischer Landrath steht mit den aus Eingebornen genommenen höheren Beamten der Regierung vor. Alle Klassen der Bevölkerung sind in ihren Freiheiten und guten Gewohnheiten bestätigt. Für Frieden und Sicherung des Rechts sind umfassende Bestimmungen getroffen. Auch der Sorge um christlichen Glauben, Rechtfertigkeit und gute Sitte hat man nicht vergessen." Aber trotz aller dieser Rechte und Vortheile, welche der Oldenburger den deutschen Landen zuwandte, war die Wahl des Dänenkönigs die Quelle unsäglicher Leiden. Sie begannen mit der Einsetzung des habgierigen, verschwenderischen und gewaltthätigen Grafen Gerhard zum Statthalter von Schleswig-Holstein.

Bedeutung der Wahl. — 4. April 1460. — 11. Mai.

Christians Stellung in Schweden. Als die Rathsversammlung in Ripen den König von Dänemark zu ihrem Landesfürsten erkor, konnte dieser als der mächtigste Herr des Nordens gelten. Aber die Wurzeln seiner Macht waren schwach, und er selbst besaß nicht die Herrschergröße, um den Stürmen zu trotzen. Der schwedische Nationalstolz konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß ein dänischer König im Lande des Eisens und der starken Männer gebieten sollte, und nur dem Neide und der Eifersucht der Großen, welche keinem einheimischen Edelmanne die Krone gönnten, hatte es Christian zu danken, daß man ihm den Königsnamen ließ und sich seinem schwachen Regimente fügte. So kam es, daß die Union bei den Schweden nie in Kraft stand und nie ganz aufgelöst ward. Der Erzbischof Jens von Upsala war mächtiger und einflußreicher als der Däne; auf sein Betreiben verließ der flüchtige Karl Knudson wiederholt sein Asyl in Danzig oder Finnland, um die verlorne Herrschaft in Schweden wieder zu erlangen. Aber der übermüthige Prälat war dem Einen so wenig hold als dem Anderen; er bediente sich Beider zu seinen eigenen ehrsüchtigen Plänen. Eine ritterliche Anarchie lagerte sich über das Land; die hohe Aristokratie meinte, Schweden könne eines Königs überhaupt entbehren; man flüsterte eine Zeitlang von einer Zerfällung des Reiches in vier Theile. „Allein es gibt eine gewisse Unsterblichkeit im Königthum; das Wogen der Parteien treibt immer wieder zu ihm zurück.“ Auch in Schweden wurde die königliche Fahne als Parteizeichen von den Häuptern der Aristokratie aufgepflanzt; die Sturen hielten zu Karl, die Wasa zu Christian. Das Land war voll Verwirrung und Parteikampf, die Gemüther verwilderten. Als aber endlich Karl Knudson nach einem wechselvollen Leben voll Unruhen und Abenteuer ins Grab stieg, trat
13. Mai 1470. Sten Sture, Sohn seiner Halbschwester und Vormund des königlichen Knaben, als Bewerber um die Reichsvorsteherschaft auf, ein volksfreundlicher Edelmann und erprobter Feldherr. Durch die Anhänglichkeit der Stockholmer
Mai 1470. und der Dalekarlen gelangte er zum Ziel, und als Christian mit Heeresmacht
10. Oct wider ihn auszog, verlor er am Brunkeberge, im Angesichte der Hauptstadt, Schlacht und Krone. Zweimal verwundet floh der König auf die dänische Flotte, um den schwedischen Boden nie wieder zu betreten; von fünfhundert Leichen umgeben fiel die alte Danebrogsfahne in Feindes Hand.

Christians I letzte Regierungszeit und Ausgang. Um die Kosten für den unglücklichen Feldzug herbeizuschaffen, waren die Kleinodien der Königin und viele Städte und Aemter in Schleswig-Holstein verpfändet worden. Nichtsdestoweniger unternahm drei Jahre später Christian
1474. eine pomphafte Pilgerfahrt nach Rom, um ein altes Gelübde zu lösen. Begleitet von dem Herzog Johann von Lauenburg und mehreren deutschen Fürsten und Herren, alle schwarz gekleidet mit weißen Pilgerstäben auf den Satteldecken ihrer Pferde, ritten sie durch Deutschland, Tirol und Oberitalien und zogen um die Osterzeit in Rom ein, freundlich empfangen von Papst Sixtus IV. Nachdem der König sich durch reiche Gaben an römische Hospitäler von der

weiteren Pilgerfahrt losgekauft, kehrte er über Augsburg zurück. Aber wenige Wochen nachher sah man ihn wieder am Rhein, um zwischen dem Kaiser und Oct. 1474. dem burgundischen Herzog Karl dem Kühnen zu vermitteln und zugleich Zwangsmaßregeln gegen Schweden zu erwirken. Die Hansestädte argwohnten, daß es auf einen Anschlag gegen sie abgesehen sei; sie erneuerten daher ihren 1475. Bund zu gegenseitigem Beistand, und Hamburg und Lübeck wurden durch Graben und Mauern befestigt. Allein die feindseligen Entwürfe gegen die deutschen Städte und das abtrünnige Schweden, die in Rom und Köln gefaßt und berathen worden sein mögen, kamen nicht zur Ausführung. Doch brachte die kostspielige Reise neben der Schuldenlast auch einige gute Früchte: der Papst genehmigte die Errichtung der Universität Kopenhagen, und der Kaiser 1479. erhob die Grafschaften Holstein und Stomarn zu einem Herzogthum des deutschen Reichs und belehnte den König mit demselben. Dazu sollte auch Dithmarschen gehören, welches Christian dem Kaiser als ein herrenloses Volk trotziger Bauern auf deutschem Reichsboden schilderte, ein Geschenk von wichtigen Folgen. König Christian selbst konnte von dieser Huld Friedrichs III. keinen Gebrauch mehr machen; die strengen Maßregeln gegen den holsteinischen Adel, der sich vieler Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen schuldig gemacht und eine Züchtigung wohl verdient hatte, nahmen in den letzten Jahren seine Thätigkeit dergestalt in Anspruch, daß er nicht wagte, die kaiserlichen Gebotsbriefe, welche die Dithmarschen zu Gehorsam und Lehnspflicht gegen den König von Dänemark anhalten sollten, mit Gewalt zu vollstrecken. Hennig Pogwisch, Erbherr auf Farve, und sein Sohn, denen mehrere Grausamkeiten gegen ihre Untergebenen nachgewiesen wurden, flüchteten sich ins Ausland, gingen aber auf mehrere Jahre ihrer Güter verlustig. Nachdem der König die Schuldigsten zur Verantwortung gezogen, löste er den ritterschaftlichen Bund auf und traf scharfe Verordnungen gegen Landfriedensbruch 22. Mai 1481. und Fehdewesen. Bald nachher starb König Christian I. Seine Tochter Margaretha hatte er an den König Jacob III. von Schottland vermählt und bis zur Abtragung der vertragsmäßigen Mitgift die Orkaden und Shetlandsinseln verpfändet. Da aber die hohe Summe nicht abgelöst werden konnte, so gingen diese Reste altnorwegischer Herrlichkeit unrühmlich verloren. Christian zählte bei seinem Tode erst sechsundfünfzig Jahre. „Von kleinen Anfängen hat er es zu einer bedeutenden Stellung in Europa gebracht, weniger durch eigene Kraft, als durch das Glück der Umstände, das ihm und seinem Hause entgegenkam." Vier Jahrhunderte behauptete sich sein Geschlecht, dessen Größe er begründete, auf dem dänischen Thron.

c) Der Norden unter den Königen Johann und Christian II.

1. Schleswig-Holstein und die Dithmarschen.

Johann 1481—1512. Theilung von Schleswig-Holstein. Christians Erstgeborner, Johann, von den Dänen Hans genannt, war schon bei des Vaters Lebzeiten als Nachfolger in den vereinigten Reichen anerkannt. Er hatte einen jüngern Bruder Friedrich, der noch nicht die Mündigkeit erreicht hatte. Dieser war der Liebling der Königin Dorothea, und sie wünschte daher, ihm die deutschen Herzogthümer zuzuwenden; allein Johann wollte von der Trennung nichts wissen und setzte es durch, daß die Herrschaft beiden Brüdern gemeinschaftlich übertragen ward, doch so, daß der König über 12. Dec. 1482. den jüngeren Bruder die Vormundschaft führe. An der Levensau, der Grenze Holsteins und Schleswigs, wurden die beiden Fürsten Johann und Friedrich als Herzoge der Lande Schleswig, Holstein und Stomarn anerkannt, nachdem sie die Verfassung und alle von ihrem Vater gewährten Privilegien bestätigt, und empfingen die Huldigung. Nach einigem Zögern fügten sich auch die Hamburger in die Doppelherrschaft, die der erste Schritt zur Theilung des Landes war. Diese erfolgte denn auch, nachdem Friedrich zu Jahren gekommen, in 1490. der Art, daß die eine Hälfte mit dem Schloß Gottorf (Gottorp) bei Schleswig verbunden und dem jüngern Bruder zugetheilt ward (Eiderstedt, Kampen, Eckernförde, Tondern, Hadersleben von Schleswig, von Holstein Kiel, Plön mit Neumünster, Itzehoe u. a. O.) die andere Hälfte mit dem Hauptschloß Segeberg in Holstein dem König zufiel (Rendsburg, Flensburg, Sonderburg mit Arröe, Apenrade und die Insel Fehmern u. a. O.); doch sollten die Bischöfe, Ritterschaft und gute Mannen beiden gleich verpflichtet sein, und von beiden zugleich die Lehen empfangen; die Landstände und der Landrath sollten gemeinschaftlich sein und die gemeine Landbede gemeinsam gefordert und für beide zu gleichen Theilen verwandt werden. Die Theilung ging nicht ohne Unfrieden ab. Friedrich glaubte sich verkürzt und erhob größere Ansprüche. Doch versöhnten sich die Brüder mit der Zeit und wurden einig, „den Dithmarschen gemeinschaftlich Unrecht zu thun."

Stellung der Oldenburger zu den Dithmarschen. Die Holsteiner konnten es nicht vergessen, daß Herzog Gerhard im blühenden Mannesalter mit dreihundert Edlen am Oswaldus-Abend in der Schlacht an der Hamme unter den Streichen der Dithmarschen gefallen war. Das Blut des edlen Schauenburgers schrie nach Rache; sollten die Oldenburger, deren Geschlecht zu so hohen Ehren gelangt, mit den Besitzungen des herzoglichen Hauses nicht auch die Pflicht der Blutrache geerbt haben! Schon Christian I. mochte von solchen Gedanken erfüllt gewesen sein, als er sich vom Kaiser einen Lehnsbrief über das Land „Dyetmarn" auswirkte und im Bunde mit Karl dem Kühnen die friesischen Bauern am Nordseestrande zur Unterwerfung zwingen wollte. Den Plan, den der Vater damals aufgeben mußte, gedachten jetzt die Söhne durchzuführen. Konnte man doch das ehrsüchtige

Gelüsten und die Herrschbegier mit der Hülle von Recht und Pietät umkleiden. Die beiden Fürsten mußten allerdings auf hartnäckigen Widerstand von Seiten der Dithmarsischen Bauern gefaßt sein; denn als auf der Landgemeinde zu Meldorp der kaiserliche Lehnsbrief, den ein Bote aus Lübeck übermittelt hatte, zur Verlesung gekommen war, konnte man an der tiefen Bewegung der Gemüther und an dem entschlossenen Muthe der Versammlung erkennen, daß sie sich die ererbte Freiheit und die Einrichtungen der Väter nicht leicht würden entreißen lassen. Sie verfaßten ein lateinisches Sendschreiben an den Papst, worin sie darlegten, daß sie seit Menschen Gedenken unter dem Erzbischof von Bremen gestanden und niemals unmittelbar zum deutschen Reich gehört hätten, folglich der römische Kaiser kein Recht habe, sie der Lehnsherrschaft des dänischen Königs zu untergeben. Dieses Sendschreiben, begleitet von einer Darstellung des Bremer Erzstifts, war der römischen Kurie überreicht worden; und der Papst hatte in seiner Antwort die Rechtsstellung und Verfassung der Dithmarschen anerkannt und jedweden der dagegen handle mit dem Zorne März 1476.
Gottes und seiner Apostel bedroht. Daß König Christian, wie erwähnt, von der Durchführung des kaiserlichen Gebotsbriefes abstand, mochte sowohl in dieser Entscheidung des kirchlichen Oberhauptes als in den Streithändeln mit dem holsteinischen Adel seine Ursache gehabt haben. Doch hatte er nie seine Forderungen aufgegeben, sondern nur vertagt. Durch seinen Tod war dann das Vorhaben des Kaisers, von einem weltlichen Gericht den Thatbestand näher untersuchen und entscheiden zu lassen, vereitelt worden. Die Belehnung war somit noch immer in Rechtskraft und die beiden Fürsten konnten den Titel von Dithmarschen fortführen und sich bei ihrer Landestheilung gleiches Anrecht an jenes Gebiet vorbehalten. Allein die entschlossene Haltung der Dithmarschen, die mit Lübeck ein zehnjähriges Schutzbündniß geschlossen hatten, dem auch Lüneburg und Hamburg beigetreten war, hielt den König und den Herzog lange ab, ihr vermeintliches Recht mit den Waffen zu suchen.

Land und Volk der Dithmarschen.

Jener von Eider, Elbe und Nordsee eingeschlossene, von Geesten und Marschen durchzogene Landstrich, von etwa sieben Meilen Länge und vier Meilen Breite im westlichen Holstein, zur Hälfte den Wellen abgetrotzt, hatte ursprünglich **sächsische** Bewohner. Unter ihnen wurden im zwölften Jahrhundert durch den Bischof von Bremen **friesische** Einwanderer angesiedelt, in der Weise, daß sie mehr die Seeküste in Besitz nahmen, wo sie das Deichwesen einführten, während die sächsischen Geschlechter mehr das Hochland, die Geest, anbauten. Beide vereinigt bildeten das kräftige Bauernvolk der **Dithmarschen**, „denen Alles, was im Norden dynastisch und aristokratisch hieß, abhold war.“ Doch konnte man auch später noch die friesischen Ansiedler, „die Vogdemänner“ von den sächsischen „Wollersmännern“ an den Wappenbildern unterscheiden, indem jene die zackigen Mauerzinnen, diese die gekreuzten Anker im Schilde führten. Mit der Vermischung beider Stämme gingen die Naturanlagen in einander über: von den Friesen erbten die Dithmarschen den Freiheitssinn und die Thatkraft, von den Sachsen den Sinn für Ordnung und Gesetz. Seitdem das Christenthum unter ihnen Eingang gefunden, standen die Dithmarschen unter der Schutzherrschaft

des Erzbischofs von Bremen, der Meldorf zum kirchlichen Hauptort erklärte, einen offenen Flecken, aber frühe mit Stadt- und Marktrecht beschenkt. Die Vögte, die allmählich von einem auf fünf stiegen, wählte der Erzbischof aus dem Landesadel. „Ihr Geschäft war, die Rechte und Einkünfte des Landesherrn, die schuldige Heeresfolge und den weltlichen Gerichtsbann wahrzunehmen; denn das geistliche Gericht übte der Hamburger Dompropst in Person oder durch seinen Offizialen, der zweimal im Jahr nach Meldorf kam; er allein sprach den Bann aus, erhob große Brüche, zog aus mehreren Kirchspielen einen Zehnten, besetzte mit wenig Ausnahmen alle Pfarren im Lande, wobei er sich einen Antheil des Einkommens reservirte." Die landesfürstlichen Einnahmen waren gering: sie flossen aus dem „Willkommen", der jedem antretenden Erzbischof mit einer festen Summe entrichtet ward, aus Bruchgeldern, Strandgut und Flußzöllen. Das Volk war in eng verbundene, zu gemeinsamen Kampf und zur Blutrache verpflichtete Geschlechter und Familien (Klüfte), das Land in Kirchspiele eingetheilt. An die Stelle der Blutrache trat mit der Zeit für Todtschlag die Mannbuße, die von allen Geschlechtsgenossen erhoben ward; Unkeuschheit galt für ein Verbrechen und wurde häufig durch Ausstoßung aus dem Familienverbande gestraft. In Meldorf wurde die Landesversammlung gehalten, in welcher Vögte, Ritter und die Aeltesten oder „Rathgeber" aus den Kirchspielen über Gerichtshändel vor der Landesgemeinde entschieden. — Die Befreiung von der dänischer Herrschaft der Waldemare durch die Schlacht von Bornhövede (VII, 145) führte die Dithmarschen eine Stufe vorwärts in der Entwickelung zur Freiheit: man machte dem Adel als bevorrechteten Stand ein Ende. Die Ritter wurden allmählich aus dem Lande verdrängt, wie die Reventlows; die nicht weichen wollten, mußten sich darein finden, keine Höfe und Hintersassen mehr zu besitzen und in der Landesgemeinde den Bauern gleichzustehen. Adelige Namen blieben; aber die Bauern waren freie Eigenthümer und besaßen alle gleiche Rechte ohne Feudallasten; sie übten sich in den Waffen und trugen dieselben stets bei sich. Seitdem mußte der Erzbischof seine Vögte aus der Bauernschaft nehmen; ja man versuchte sogar, den herkömmlichen Willkommen von fünfhundert Mark Pfennige zurückzuhalten; als aber deshalb der Hamburger Dompropst die Vögte und Aeltesten mit dem Bann belegte, stand man davon ab und fügte sich der herkömmlichen Verpflichtung. Aber die Landeshoheit schwand in dem Maße dahin, als das bäuerliche Selbstregiment sich mehr entwickelte. Bereits mußte Meldorf achtzehn gleichberechtigte Kirchspiele neben sich anerkennen; man befestigte das Land durch Verschanzungen, Graben und Wehren, um feindlichen Angriffen zu begegnen; dem Erzbischof verblieb außer dem „Willkommen" nur das Recht, fünf geborne Dithmarschen zu Vögten zu ernennen. „Von Heeresfolge und jenen alten Nutzungen und Einkünften blieb keine Spur mehr. Dem Erzbischof war die Landeshoheit verloren gegangen, er war das Oberhaupt eines Freistaats." In der Mitte des 15. Jahrhunderts wurde die Verfassung, die durch innere Kämpfe einiger mächtigen Landesgeschlechter Noth gelitten hatte, ihrer Vollendung entgegengeführt. Um im Innern den Landfrieden, nach Außen das Ansehen und die Unabhängigkeit fester zu begründen, wurde das Land in vier Kreise oder Vogteien getheilt, die den Namen Döffte führten; ein Oberlandesgericht von achtundvierzig auf Lebenszeit aus sämmtlichen Kirchspielen gewählten Mitgliedern, das in dem neugegründeten Flecken Heide seinen Sitz aufschlug, sollte in Landfriedenssachen erkennen und die Kreismannschaft aufbieten; wer Recht außer Landes sucht, wurde für ehrlos erklärt. Neben dieser richterlichen Oberbehörde, welche die Interessen der Gesammtheit zu wahren hatte, bestanden für geringere Sachen die Kirchspielgerichte in alter Weise fort. „Vorsteher derselben sind die Schließer (Slüter) in kleinen Kirchspielen zwei, in großen vier; sie sind die Verwalter (Schlüsselführer)

des Kirchenguts, nehmen die kirchlichen Einkünfte an Pacht und Zehnten ein, welche jede Bauerschaft in ihrem Kreise zur bestimmten Zeit zu erheben und abzuliefern hat, sie führen des Kirchspiels Siegel und die Kirchspielsrechnung. Sonst aber sind sie als Friedensrichter thätig, üben polizeiliche Macht, vollführen Pfändungen u. s. w." Diese „Schließer" waren auch die Vorsteher und Leiter der „Kirchspielsgerichte", die in den größeren mit zwanzig, in den kleineren mit zehn Geschwornen allwöchentlich auf dem Kirchhofe des Hauptorts zu Recht saßen. Von ihren Aussprüchen konnte man zunächst an das Kirchspiel selbst, welches sich jedes Quartal versammelte, und in letzter Instanz an die Achtundvierziger appelliren. Zu den Schließern gehörten auch die vier Vögte. Von der Zeit an galt Heide, wo die Obergerichtsbehörde ihren Sitz hatte, und die Schließer und Geschwornen zur Berathung um sich sammelte, als der Haupt- oder Vorort der Dithmarschen. Die laufenden Ausgaben, Besoldungen und Tagegebühren wurden aus den Brüchen und Zehnten entnommen; für außerordentliche Bedürfnisse wurden außerordentliche Ausgaben übers Land aufgebracht. Zölle, Grundsteuer und andere ständige Abgaben waren unbekannt. Für den Krieg sorgten die Dithmarschen bei Zeiten durch Geschütz und Pulvervorrath. In ihrer Lebensweise gab sich ihr Selbstgefühl und Nationalstolz kund. „Ohne mit adliger Lebensweise zu wetteifern, liebte der Bauer Fülle und Zierde des Lebens, schmückte das Haus seines von Wassergräben umzogenen Hofes mit Schnitzwerk, Schildereien und bunten Farben, trug mit Weib und Kind sich stattlich, aber nach Landesart. Gelehrsamkeit hielt er hoch. Die Staatsschriften der Achtundvierziger sind mit Einsicht und Vorsicht abgefaßt. Mochte Holstein sich groß dünken in seinen festen Schlössern und Städten, der Dithmarsche war es zufrieden, keine Feudallasten, keine Bewirthungen von Fürsten und Hofhalten zu kennen und Meldorf, seine einzige Stadt im Lande, durfte der völligen Gewerbfreiheit auch nicht das geringste Bannrecht entgegensetzen."

König Johann und sein herzoglicher Bruder suchten lange nach einer günstigen Gelegenheit, um ihre angebliche Lehnsherrlichkeit über die Dithmarschen zur Geltung zu bringen. Endlich vereinigten sich mehrere Umstände, die ein kriegerisches Vorgehen rechtfertigen mochten. „Die Insel Helgoland, von Alters her ein Theil der nordfriesischen Gebiete, zuletzt durch eine Schenkung Christians I. dem Schleswiger Domcapitel übergeben, erlangte in dieser Zeit für den Fang des Härings, der sich in die Nordsee gezogen hatte, eine größere Bedeutung. Die benachbarten Städte, Bremen, Stade und Hamburg, gründeten hier Niederlassungen: sie betrachteten die wenig bewohnte und bisher kaum beachtete Insel als ein freies Land, ohne auf die Hoheit der Schleswiger Herzoge sonderlich Rücksicht zu nehmen. Doch Herzog Friedrich behauptete 1497.
sein Recht und ließ die eigenmächtig angelegten Häuser der Bremer zerstören; die Städte erwiederten das mit einem feindlichen Anlauf gegen eine Feste des Herzogs und schienen entschlossen den Besitz zu behaupten." Die Städter, denen sich eine Anzahl Dithmarschen angeschlossen, wurden jedoch von dem herzoglichen Vogt zurückgeschlagen und viele in Gefangenschaft geführt. Zur Vergeltung dafür machten die Dithmarschen einen Angriff auf Eiderstedt und schleppten die Bewohner fort, um Lösegeld zu erpressen. Noch war diese Sache 1498.
nicht zum friedlichen Austrag gebracht, so entbrannte ein neuer Streit, welcher

Der Fürstenkrieg gegen Dithmarschen.

bald in lichte Flammen ausschlug. Das Bremer Domcapitel hatte den Propst Johann Rode, den Sohn eines Rathsherrn der Stadt, zum Erzbischof gewählt und die Dithmarschen denselben durch Entrichtung des herkömmlichen Willkommens von fünfhundert Mark als Oberherrn anerkannt. Aber die benachbarten Fürsten, der Graf von Oldenburg und der Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg, erzürnt, daß die Wahl nicht auf einen Angehörigen ihrer Häuser gefallen, fügten dem Stift großen Schaden zu und der letztere entriß ihm das Land Hadeln. Da nahmen sich die Städte und die Dithmarschen des Erzbischofs an und gewannen Hadeln zurück. Bei dieser Gelegenheit kamen die Hamburger Söldner mit den Dithmarschen in Streit und erschlugen eine Anzahl derselben. Ergrimmt über diese Unbill, für welche ihnen keine Genugthuung gegeben ward, brachten sie einige Hamburger Kornschiffe auf. Darüber entstand eine lange Fehde, welche die Hamburger auf die gegnerische Seite trieb. Sie gewährten den deutschen Söldnern, welche die Herzoge von Schleswig-Holstein und Sachsen-Lauenburg in ihre Dienste nahmen, freie Ueberfahrt über die Elbe. Es war dies die „große oder schwarze Garde", jenes gefürchtete Fußvolk, das jedem Herrn diente, der Sold reichte, kriegsgeübte Abenteurer aus allen Orten und Enden Deutschlands, denen sich der Auswurf anderer Länder angeschlossen. „Unbarmherzige Sieger, keines Alters und Geschlechtes schonend, praßten sie in Ueberfluß und Wohlleben, so lange es gut ging; ging es schief, so mußten sie dafür gewärtig sein, als Räuber auf das Rad gelegt zu werden." Viele derselben hatten dem Dänenkönig schon drei Jahre früher auf seinem Zug gegen Schweden Dienste geleistet.
1499. Im Vertrauen auf solche Hülfe begehrte nun König Johann auf einer Versammlung zu Rendsburg von den Dithmarschen völlige Unterwerfung, eine Schatzung von fünfzehntausend Mark, die Errichtung von drei festen Burgen in ihrem Land. Die Dithmarschen erklärten, lieber sterben zu wollen als in solche Schmach zu willigen. Sie wandten sich an den Erzbischof, an die Städte, an das Reich um Hülfe. Aber ihre Stimme verhallte an dem Eigennutz oder der Schwäche der Angerufenen. Alles was sie erreichten, war eine kaiserliche Abmahnung von dem Krieg, die nirgends Beachtung fand. Selbst Lübeck vergaß des alten Bundes mit der Bauernschaft. Ohne jegliches Hinderniß gelangte die Garde nebst andern frisch geworbenen Truppen, im Ganzen über viertausend Mann unter der Führung des „Junker Slentz" nach Neumünster. Bald stellte sich auch berittene Mannschaft von allen Seiten ein: Die Fürsten von Mecklenburg, Lauenburg, Pommern, Brandenburg, Braunschweig und Lüneburg sandten Reiter und Knechte; zwei Grafen von Oldenburg, Gerhards Söhne, zogen selber mit. Aus Dänemark und aus den Herzogthümern hatte sich der Adel in Menge eingefunden; die holsteinische Ritterschaft nährte alten Haß gegen die trotzigen Bauern, gegen welche schon so viele ihrer Vorfahren im Kampfe gefallen; jetzt hoffte man sich zu rächen; auch die Friesen

nahmen aus nachbarlichem Groll an dem Kriegszuge Theil; die Aussicht auf Beute lockte weit und breit aus Stadt und Land Bewaffnete herbei. „Die Dithmarschen haben die Gesammtzahl des feindlichen Heeres auf 30—40,000 Mann veranschlagt. Wenigstens die Hälfte war wirklich versammelt; außer den eigentlichen Streitern ein zahlloser Troß, Wagen und Pferde die Menge. Man zog wie zum Spiel und Fest aus.“ Diesem Heer hatten die Dithmarschen höchstens 6000 gewaffnete Männer entgegen zu stellen, Fußvolk mit eisernem Brustharnisch und kurzer Hellebarde, zum Hiebe so gerecht wie zum Stoß. Fremde Söldner fand man wenig und glaubte ihnen auch nicht trauen zu können. „Es gab einige die verzagen wollten im Lande; ein paar Ueberläufer waren selbst im Heere der Fürsten. Aber die große Mehrzahl des Volkes hielt unerschütterlich Stand: für die mit Blut besiegelte Freiheit wollten sie auch diesmal kämpfen, für die freigebornen Kinder, daß sie nicht Knechte und Leibeigene würden. Den Muth der Männer belebten die Frauen, welche sich selbst in den Kampf drängten: bei der Entscheidung trug eine dem Heere das Banner vor. Man betete und erflehte den Schutz der Gottheit. Aber man bot auch auf was man konnte.“

Ohne auf Widerstand zu stoßen rückte das Fürstenheer von Hanerau aus auf Meldorf zu, denn die Dithmarschen hatten sich in die nördliche schwer zugängliche Marsch zurückgezogen. Die Stadt wurde ausgeplündert, was von den Einwohnern zurückgeblieben war, Greise, Weiber und Kinder, unbarmherzig niedergemacht, die umliegenden Dörfer in Brand gesteckt. Nach kurzer Rast ging der Zug weiter gen Norden. In drei Abtheilungen rückte das Heer aus: voran die Garde mit Geschütz. „Hüte dich Bauer, die Garde kommt“, war ihre Losung, die von Mund zu Mund lief; dann kamen die Mannschaften der Bürger und Bauern, zuletzt die Ritterschaft, einen dichten Zug von Packwagen hinter sich. Bei **Hemmingstedt**, zwischen Meldorf und Heide, an einer Stelle, die im Volksmunde „Tausendteufelswarf“ hieß, hatten die Dithmarschen, denen der feindliche Kriegsplan verrathen worden, unter der Leitung von **Wolf Isebrand** eilig eine Schanze aufgeworfen, hinter der ein tausend Mann mit Geschütz die Ankunft des Feindes abwarteten, welcher in langsamem Zug auf dem engen, durch Regen und Thauwetter bodenlos gewordenen Weg heranrückte. Hier ereignete sich nun die in Sage und Liedern vielgefeierte Schlacht von Hemmingstedt, in welcher die Fürsten und ihre Reisigen durch die dithmarsische Bauernschaft unter dem Volkshelden Wolf Isebrand eine ähnliche Niederlage erlitten, wie einige Jahrzehnte vorher Herzog Karl der Kühne von Burgund durch die Helvetier bei Granson und Murten. Nun hörte man den umgekehrten Losungsruf: „Hüte dich Garde, der Bauer kommt!“ und noch lange sang das Volk von dem großen Reimer von Wimerstedt mit den gelben krausen Haaren, welcher die große Garde todtgeschlagen.

Die Schlacht bei Hemmingstedt.

13. Febr. 1500.

Mitte Febr. 1500.

Das Danebrog ward erobert, die Hälfte des feindlichen Heeres, darunter die Blüthe des Adels und die beiden oldenburgischen Grafen blieben auf dem Kampfplatz. Nach dieser Schlacht, deren Verlauf und Ausgang wir in der Ausführung mit den Worten von Waitz des Näheren angeben wollen, blieben die Dithmarschen ein halbes Jahrhundert von äußeren Kriegen verschont. König Johann, durch die unruhigen Vorgänge in Schweden mit andern Sorgen erfüllt, gab den Gedanken eines neuen Rachezugs auf und nahm die Friedensvermittelung der Lübecker und Hamburger an.

Ausführung. „Der Widerstand, auf den das fürstliche Heer bei Hemmingstedt stieß, war unerwartet. Doch suchte man ihn zu brechen. Man stürmte gegen die Schanze, man suchte sie zu umgehen. Allein der weichgewordene Marschboden, mit zahlreichen Gräben durchschnitten, hemmte jede Bewegung: das nasse Wetter machte den Gebrauch des Geschützes fast unmöglich. Ein erster Ausfall aus der Schanze ward zurückgeschlagen: die Dithmarschen wiederholten ihn, ein Haufe, 300 bis 400 an der Zahl, kämpfte mit der weit überlegenen aber dicht zusammengedrängten Garde. Schon wankte sie und viele waren gefallen, als bei einbrechender Fluth die Schleußen geöffnet wurden und die Wasser höher stiegen. Nun löften sich die Reihen auf, die Vorderen drängten die hintern Glieder, und eine allgemeine Verwirrung brach ein. Auch der Führer der Garde ward erschlagen, die Fürsten waren mit den Rittern zurück, und jede Führung hörte auf. Seitwärts wurden die Schaaren angegriffen und fast ohne Widerstand in die Gräben gestoßen. Die Ritter mit ihren schwer gerüsteten Pferden konnten nicht vom Platze, man erstach die Rosse, und sie sanken mit den Reitern hin; diese wurden mehr erstickt, zertreten, ertränkt, als erschlagen. Die eintretende Dunkelheit, verbunden mit Regen und Schnee, erhöhte nur die Verwirrung. Nur wenige bahnten sich über die Leichen der Andern einen Weg. Es war eine der größten Niederlagen, welche die Geschichte dieser Zeiten kennt. Drei Stunden reichten hin um das glänzende Heer fast vollständig zu vernichten. Glücklicher als vor hundert Jahren die Schauenburger, entkamen wenigstens die Fürsten, aber mit wenigen Begleitern, erst nach Meldorf, dann als die Mannschaft des Süderstrandes gegen die Stadt heranzog, über die Grenze des Landes. Aber gefallen waren die Vetter aus Oldenburg und die Blüthe des schleswig-holsteinischen Adels, an der Spitze der Marschall Hans von Ahlefeld mit zehn Geschlechtsgenossen, sechs Sehnstedt, wenigstens fünf Pogwisch, vier oder fünf Rantzau, vier Buchwald, vier von der Wisch, vier Ratlow, und viele andere, fast nur die unmündigen Söhne waren zu Hause geblieben. Die Gefallenen aus den Städten und Dörfern hat niemand gezählt: von den zweihundert Fehmeranern sollen nur vierzehn entkommen sein, aus Rendsburg werden fünfzig Erschlagene genannt. Die Garde hatte mit ihrem Hauptmann die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt. Die Dithmarschen, heißt es, wußten sich über die Zahl der Gefallenen nicht genug zu wundern, sie selber sollen nur sechszig Mann verloren haben. Noch an den Leichnamen ließ man seine Wuth aus; als später um die Auslieferung der angesehensten unter den Todten gebeten ward, konnte sie niemand unter dem modernden Haufen erkennen. — Unermeßlich war die Beute an Rüstungen und Geschütz, an reichen Gewändern und goldenem Schmuck und Geräth. Dazu die Fahnen der Dänen, das stolze Danebrog aus der Zeit jenes Waldemar II., der auch über Dithmarschen geherrscht hatte, sie ward zum Andenken des Ereignisses in der Kirche zu Oldenburg aufgehängt. Auch andere Geschenke brachte man den Kirchen dar. Ein Nonnenkloster aber, das man gelobt

hatte und dessen Bau begonnen ward, fand kein Gedeihen, da die gesunden Töchter des Landes für das klösterliche Leben keinen Sinn hatten. Man widmete den Erschlagenen Seelenmessen und feierte das Andenken des Tages."

2. Die Unionskönige und die Sturen.

Obwohl sich Johann den Titel beilegte: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen" u. s. w., so dauerte es doch lange, ehe dieser Titel in seinem ganzen Umfang zur Wahrheit wurde. Wenn auch in Dänemark schon im Mai 1482 Prälaten, Ritterschaft und Freie, sowie Abgeordnete der Städte und Bauerschaften zu Kallundenburg die frühere Wahl bestätigten und dem „König Hans" die Huldigung leisteten; so zögerten dagegen die Norweger, die den Verlust des Hebridenzinses, der Orkaden und Shetlandsinseln nicht verschmerzen konnten, noch ein ganzes Jahr, ehe der Reichsrath in Halmstad auf Grund einer Handfeste mit beschränkenden Bedingungen seine Anerkennung gab; und in Schweden wußte Sten Sture, der Reichsverweser, so viele Schwierigkeiten und Verwickelungen zu bereiten, daß Johann fünfzehn Jahre lang ohne Macht und Ansehen blieb, wenn gleich durch den „Calmarer Receß" aufs Neue feierlich ausgesprochen ward, daß die drei Reiche wieder „zusammen bleiben sollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündniß unter Einem Herrn und König zu ewigen Zeiten."

[Randnotizen: Johanns Stellung zu den drei Reichen. — 1. Febr. 1483. — 7. Sept. 1483.]

Es half nicht viel, daß die Königin Dorothea, welche in ihren alten Tagen noch eine Pilgerreise nach Rom unternahm, einen päpstlichen Bannbrief gegen den ungehorsamen Reichsvorsteher auswirkte; Herr Sten, der bei den Dalekarlen eine feste Stütze hatte, und die Bauern, die nach der Ansicht des Königs und des Adels „Gott zu Sclaven erschaffen, er aber zu Herren erhoben habe" unter seinem Banner sammelte, wußte den Stammesneid der Schweden gegen die dänische Herrschaft aufzustacheln und die Herzen mit Mißtrauen und Abneigung zu erfüllen, so daß Johann, obwohl der Erzbischof von Upsala und ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit auf seiner Seite standen, weniger Macht und Ansehen hatte, als der Reichsvorsteher Sture, „ein geschickter, behutsamer und freimüthiger Herr", wie der Geschichtschreiber Laurentius Petri von ihm rühmt, „und dazu in seinen Anschlägen glückhaft." Erst als Ivar Axelson, Karl Knudson's Schwiegersohn, welcher auf Gothland waltete, sich mit Sten Sture veruneinigte, und der Dänenkönig mit einem deutschen Söldnerheer an demselben Brunkeberg, wo er früher eine Niederlage erlitten, einen glänzenden Sieg erfocht, gab Sten Sture den Widerstand auf und versöhnte sich mit Johann. Für seine Huldigung und Anerkennung wurde er nicht blos jeder Verantwortlichkeit wegen seiner Verwaltung überhoben, er empfing auch so viele Lehen und Gnadenerweisungen, wie kaum ein anderer Edelmann vor ihm. Johann ernannte ihn zum Reichshofmeister und hielt

[Randnotizen: Sten Sture mit Johann ausgesöhnt. — 1488. — 28. Oct 1497.]

Arm in Arm mit ihm seinen Einzug in Stockholm, wo die Krönung vollzogen ward. Nov. 1497. So wurde die Union, nachdem sie gerade hundert Jahre lang ihren „Spottnamen" geführt, wieder erneuert, ohne jedoch größere Kraft zu erlangen. Als König Johann für seinen sechszehnjährigen Sohn Christian vom schwedischen Reichsrath die Anerkennung der Thronfolge erlangte, dachte er wohl nicht, daß dieser der letzte Unionskönig sein würde. Er ertheilte vielen Adeligen den Ritterschlag, um sie in guter Stimmung zu erhalten und ernannte den tapfern Svaute Sture, den Sohn von Sten's altem Waffengefährten Niels Sture, zum Reichsmarschall.

Sten Sture's Machtstellung u. Ende. Wenn Johann glaubte, durch solche Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit sein königliches Ansehen in Schweden zu kräftigen, so war dies eine Täuschung. Als er nach Dänemark zurückkehrte, wo bald die Streithändel mit den Dithmarschen seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, benutzten die Sturen seine Abwesenheit, um das Regiment wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Mochte auch der Adel fortwährend mit Neid und Mißgunst auf den Mann blicken, welcher an der Spitze der mächtigen Familie stand und durch seinen Herrschergeist sich so hoch über seine Standesgenossen emporschwang: Herr Sten wußte sich in der Macht zu behaupten; und wenn gleich Johann fortfuhr sich König von Schweden zu nennen und hie und da sich auf kurze Zeit wieder in Stockholm sehen ließ oder seine Gemahlin dahin absandte, um in dem festen Schlosse durch ihre Gegenwart einen Schatten von königlicher Herrschaft zu wahren: der eigentliche Regent blieb doch Sten Sture, besonders 29. Juli 1501. seitdem er in Wadstena wieder zum Reichsvorsteher gewählt worden. Das 1502. Stockholmer Schloß wurde nach tapferm Widerstand bezwungen, die Königin längere Zeit gefangen gehalten und nur auf Verwendung der Lübecker freigegeben; Sten Sture führte das gebietende Wort im Reichsrath. Stark durch die Macht des Volkes, besonders des kräftigen Bauernstandes der nördlichen Landschaften, der in ihm den Verfechter seiner Freiheit und seiner Rechte ehrte, verstand er es, den Adel in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten. Indem er klug die Eifersucht der einzelnen Geschlechter und das Mißtrauen zwischen den geistlichen und weltlichen Großen nährte und den beiden bevorzugten Ständen einen mächtigen Gegensatz in den Vertretern der Städte und der Freibauern schuf, verhinderte er ein gemeinsames Vorgehen der Feudalherren und bewaffnete Schilderhebungen mittelst Verschwörungen und Adelscoalitionen. Dabei besaß er große Herrschergaben: Er hob die Cultur des Landes, indem er im J. 1476 die Universität Upsala gründete, wo Erich Olai, Professor der Gottesgelehrsamkeit, die Geschichte seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum J. 1464 verfaßte: er berief Gelehrte ins Reich und beförderte die Errichtung von Buchdruckereien und einer Landesbibliothek. Als Sten Sture der dänischen Königin bei ihrer Rückkehr das Geleite gab und auf

der Reise in der Nähe von Jonköping plötzlich starb, wie das Volk glaubte, an Gift, war allgemeine Trauer im Lande. 13. Dec. 1503.

Die dänische Herrschaft kam auch nach Sten's Tod nicht wieder zu Kraft und Ansehen. Sein Freund und Nachfolger in der Würde eines Reichsvorstehers, Svante Sture, führte das Regiment in demselben Geiste fort und wies alle Versuche der Dänen und ihrer schwedischen Parteigenossen, die Union wieder aufzurichten und neuen Einfluß zu gewinnen, mit Festigkeit zurück, so eifrig auch der Erzbischof Erich Trolle und viele Geistlichen und Rathsherren „um des Friedens willen" wie sie angaben, für die Fortdauer oder Erneuerung der dänischen Herrschaft in die Schranken traten. Und wie sollte König Hans, der nicht nur mit den Dithmarschen im Krieg lag, der sich die Norweger zu Feinden machte, der durch Begünstigung der Seeräuberei und Erschwerung des Handels mit Schweden die Hanseaten reizte und Lübeck zu einer feindseligen Haltung trieb, der von einer krankhaften Vielgeschäftigkeit hin und her gerissen ward und seitdem er einen seiner Rentenschreiber aus Verdacht einer Veruntreuung hatte am Galgen sterben lassen, zeitweise an Trübsinn und Geistesstörung litt, Mittel und Wege finden, ein Regiment zu erhalten, das der Nation widerstrebte? Die Versuche, den russischen Großfürsten zum Bundesgenossen zu gewinnen und zu einem Angriff auf Finnland zu bewegen, oder den Papst und den Kaiser zu vermögen, seine Ansprüche mit den ohnmächtigen Waffen von Acht und Bann zu unterstützen, blieben erfolglos und erweiterten die Kluft zwischen beiden Reichen. Man gewöhnte sich in Schweden, in den Sturen die Herren des Landes zu erblicken, wenn ihnen auch die Königswürde abging.

Verfall der dänischen Herrschaft in Schweden. Svante Sture.

„Svante Sture war ein tapferer Krieger von freigebiger und fröhlicher Sinnesart", heißt es in Geijers Geschichte von Schweden. „Man sagt, es habe Keiner in seinen Dienst treten dürfen, der bei dem Schlage der Streitaxt mit den Augen zuckte, und daß er sich eher der Kleider beraubt, als einen Kriegskameraden unbelohnt gelassen. Am meisten, behauptet man, habe er das Wohl des Soldaten beachtet; auch war seine Regierung ein ununterbrochener Kriegszustand. Das Volk leitete das Unglück des Landes von den Zeitumständen her, erinnerte sich dagegen, wie der Reichsverweser beim Eintritt in das Haus des Bauern den Mann, das Weib und die Kinder mit Handschlag begrüßte, mit ihnen an dem nämlichen Tische aß und sich unter fröhlichen Gesprächen nach ihren Angelegenheiten erkundigte. Gehülfe in der Regierung war ihm Hemming Gadd, dem Stande und der Gelehrsamkeit, nicht aber den Sitten und der Denkart nach ein Geistlicher; ihm war der Bischofsstab bestimmt, den er nie trug, und öfter hat man ihn an der Spitze des Heeres und der Flotte als am Altar gesehen; übrigens in Staatssachen wohl erfahren und erglühend in Haß gegen den dänischen Namen."

Unter der Leitung dieser Männer schlugen die Schweden alle Angriffe der Dänen muthig zurück und hielten die Umtriebe des Klerus und hohen Adels nieder. Sie eroberten nach vieljähriger Belagerung das von den Dänen tapfer vertheidigte Schloß von Calmar, „den Schlüssel Schwedens",

Die Herrschaft der Sturen.

und brachten Oeland nebst Borkholm an das Reich zurück. Durch diese kriegerische und vaterländische Thätigkeit gewann Svante Sture die Gunst des
2. Jan. 1512. schwedischen Volkes in solchem Grade, daß bei seinem unerwarteten Hinscheiden in Westerås sein einziger Sohn **Sten Sture der jüngere** an des Vaters Stelle zum Reichsvorsteher ernannt ward. Die Sturen galten für die Vertheidiger und Wortführer des Bürger- und Bauernstandes gegen die Härte des Adels und die Eigensucht und Herrschbegier der Geistlichkeit, und diesen Ruhm theilte auch der jüngere Sture mit seinen beiden Vorgängern. Ein edler ritterlicher Mann erwarb er sich die Liebe des Volkes, dessen Lasten er schon bei seines Vaters Lebzeiten zu erleichtern gesucht. Aber er hatte viele Gegner. Wenn auch der niedere Adel zu seiner Fahne hielt, die einflußreichsten Glieder des Reichsraths, welche fürchteten, die königliche Würde möchte sich in dem emporstrebenden Geschlechte vererben, waren ihm entgegen. Den heftigsten Widersacher aber fand Sten Sture in dem neuen Erzbischofe Gustav Trolle, einem Manne von leidenschaftlicher Natur und unversöhnlicher Gemüthsart, der durch große Besitzungen in Dänemark an das Unionsinteresse gebunden war und dessen Familie in den zwei vorhergehenden Geschlechtsfolgen sich als Feind der Sturen gezeigt hatte.

König Christian II. Sten Sture's des jüngeren Ausgang. Johann † 21. Febr. 1512.

Auf diese mächtige Partei gestützt forderte König Christian II., welcher kurz nach Sture's Erhebung seinem Vater Johann in der Herrschaft über Dänemark und Norwegen gefolgt war, die schwedische Krone, die ihm schon in seiner Jugend zuerkannt war, und griff, als er mit seinem Verlangen nicht durchdrang, zu den Waffen. Aber seine Unternehmungen hatten im Anfang keinen Erfolg: Gustav Trolle, sein entschlossenster Parteigänger, wurde durch Sten Sture seiner Würde entsetzt, und als Christian mit einer dänischen Flotte in der Nähe von Stockholm eine Landung versuchte, erlitt er bei der Kirche
22. Juli 1518. von Brännkyrka eine Niederlage. In dieser im Volkslied vielgefeierten Schlacht trug der junge Gustav Erichson Wasa das schwedische Banner. Der König begehrte eine Zusammenkunft mit Sten Sture. Zur Sicherheit wurden mehrere schwedische Edelleute als Geißeln auf die dänische Flotte gestellt, unter ihnen der siegreiche Kämpfer Gustav Wasa. Diese wurden dann, als Christian die Unterhandlungen verrätherisch abbrach und nach Dänemark zurückkehrte, wider Treu und Glauben als Gefangene weggeführt. Auch der entsetzte Erzbischof folgte über den Sund. Er veranstaltete in Dänemark ein geistliches Gericht, welches über den Reichsvorsteher und das ganze Land Schweden Bann und Interdict verhängte, wozu der römische Stuhl seine Zustimmug gab und dem Dänenkönig die Vollstreckung des Strafurtheils übertrug. Christian, ein energievoller, aber gewaltthätiger und blutdürstiger Fürst, machte nunmehr große Anstrengungen, die widerspenstigen Schweden, die sich um den Bann wenig kümmerten, zum Gehorsam zu zwingen. Neue Steuern wurden ausgeschrieben, Werbungen in allen Ländern vorgenommen;

und als zu Anfang des Jahres 1520 eine starke dänische Flotte in Schweden landete, ließ der Feldherr Otto Krumpe die Bannbulle an allen Kirchen anschlagen. Auf dem beeisten See Åsunden bei Bogesund in Westgothland kam Sten Sture dem Feind entgegen. Es ereignete sich eine Schlacht, welche durch die Verwundung des Reichsvorstehers einen unglücklichen Ausgang für die Schweden nahm. Als der ritterliche Mann in Strengnäs die Nachricht von der Niederlage der Seinen erhielt, raffte er seine letzten Kräfte zusammen, um die Hauptstadt zu retten. Aber ehe er Stockholm erreichte, starb er in seinem Schlitten auf dem Eise des Mälarsees. Dadurch löste sich alle Regierung in Schweden auf. 3. Febr. 1520. „Die Großen hielten Zusammenkünfte, allein keiner erdreistete sich zu befehlen, keiner mochte gehorchen. Das Landvolk lief zusammen, wurde aber aus Mangel eines Anführers durch die fremden Soldaten und Reiter bald zerstreut, die ihren Weg durch Mord und Brand bezeichneten und im Uebermuth ausriefen, sie würden sich nicht daran kehren, ob es in Schweden auch Bauern vom Himmel regnete."

Nun war die nationale Kraft der Schweden zum Widerstand gebrochen. Das Stockholmer Blutbad. 1520. Gustav Trolle wurde in sein geistliches Amt wieder eingesetzt und ein unter seinem Einfluß in Upsala tagender Herrentag erkannte Christian II. als König von Schweden an, unter der Bedingung, daß er nach einheimischem Recht und den Calmar'schen Verträgen gemäß regiere. Christian leistete den verlangten Eid auf der Flotte; darauf wurde Stockholm von Christina Gyllenstierna, der heldenmüthigen Wittwe Sten Sture's, übergeben und der König in der Kathedrale gekrönt und geweiht. So war die Union hergestellt, aber sie sollte mit Blut fester gekittet werden. Der König war entschlossen, die Häupter seiner Widersacher zu fällen und durch Schrecken jedem künftigen Abfall vorzubeugen. Auf den Rath des Dietrich Slaghök, eines ehemaligen Barbiergesellen 8. Nov. 1520. und Verwandten der allmächtigen Siegbrit, Mutter der königlichen Buhlerin, ließ Christian durch seine Schergen, die ihm als Gegner der dänischen Herrschaft und des Erzbischofs bezeichneten Personen aus den verschlossenen Häusern nach dem Markte führen und hinrichten. Olaus Petri, der mit seinem Bruder Laurentius nur mit Mühe dem Tode entging, sah vier und neunzig Häupter fallen; andere starben am Galgen oder auf andere martervolle Weise. In der Nacht wurden die Häuser der Getödteten ausgeplündert, ihre Frauen und Töchter mißhandelt. „Das Morden wurde den zweiten und dritten Tag fortgesetzt, nachdem öffentliche Kundmachung des Friedens und der Sicherheit neue Schlachtopfer hervorgelockt. Die Leichname lagen drei Tage auf dem großen Marktplatz, bevor sie aus der Stadt geführt und auf Südermalm verbrannt wurden. Sten Sture's Leiche und die eines zarten Kindes von ihm riß man aus dem Grabe und warf sie auf den Scheiterhaufen." Bis nach Finnland erstreckte sich die blutige Verfolgung; selbst der achtzigjährige Hemming Gadd mußte sein Haupt unter das Beil legen.

Mitten unter dem Blutbade ließ Christian Sendschreiben in alle Landestheile ergehen, des Inhalts: „er habe Sten Sture's vorzüglichste Gehülfen als offenbare und mit dem Kirchenbann belegte Ketzer, nach dem Urtheilsspruch der Bischöfe, Prälaten und weisesten Männer Schwedens bestrafen lassen; wolle aber hinfüro das schwedische Reich nach dem Gesetze des heil. Erich in Frieden beherrschen." Ueber sechshundert Häupter waren gefallen, als König Christian das schwedische Land verließ. So wurde die Calmarer Union hergestellt und zugleich geschlossen. Denn „unter diesen Schrecknissen geschah es, daß in den Waldungen Dalekarliens herumirrend, flüchtig vor den Dienern des Tyrannen, bei den Bauern dreschend, vor seinen Verfolgern bald in einem Strohfuder, bald unter umgestürzten Bäumen, bald in Kellern und Gruben versteckt, jener edle Jüngling von der Vorsehung aufbewahrt wurde, dessen große Seele schon damals die Rettung des Vaterlandes dachte und sie auch durch „Gott und Schwedens Bauernschaft" vollführte."

D. Die Reiche im Osten.

I. Zur Orientirung.

Die östlichen Grenzlande standen zu dem deutschen Reiche von jeher in so vielfachen Wechselbeziehungen bald friedlicher bald feindlicher Natur, daß in den obigen Blättern öfters auf die Vorgänge und geschichtlichen Erscheinungen in denselben Rücksicht genommen werden mußte. Es wird also genügen, wenn wir im Folgenden die nationale Entwickelung, den Ausbau und die Consolidirung der verschiedenen Länder zu Staatsganzen auf Grund eigenartiger Bildungen und Gesetzgebungen an der Hand der Königsgeschichten nachweisen und die Kriegsthaten der rauhen waffenfrohen Völker nur so weit in den Kreis unserer Darstellung ziehen, als sie früher Behandeltes erläutern und ergänzen oder Resultate geschaffen haben, welche für die Schicksale der Nationen selbst von eingreifender Bedeutung geworden sind.

Besonders gilt dies von Ungarn und Polen, welche manche Elemente und Bildungskeime von den deutschen Nachbarn entlehnt und an sich gezogen haben, auch vielfach zu dem Reiche in Lehnsverband standen, sich aber mit der Zeit mehr und mehr entfremdeten und eigenartig ausbildeten, während die böhmischen Czechen, obwohl innerlich dem deutschen Wesen feindselig, durch das Schicksal so enge an die deutsche Geschichte geknüpft wurden, daß sie in den obigen Blättern bereits ihre historische Stellung und Bedeutung gefunden haben und an der Grenzscheide der mittelalterlichen Völkergeschichte als Glied des Reiches dastehen. Doch sind auch die Magyaren, wenngleich der Lehnsverband mit dem deutschen Kaiserthum nicht erhalten werden konnte, durch dynastische Interessen, durch germanische Ansiedelungen und Cultureinflüsse, durch die gemeinsame Kriegsbedrängniß von Osten her vielfach an das Reich gewiesen und gebunden geblieben, und in der Person des Kaisers Sigmund wurde eine Union der Kronen eingeleitet, welche in der Folge durch das Haus Habsburg fester geschlungen ward. Ungarn.

Einen andern Entwickelungsgang hat Polen genommen. Wenn gleich einige kraftvolle Herrscher aus dem Hause der Piasten, wie Boleslaw Chrobry, die Länder an der Weichsel und Warthe von dem Lehnsverband mit dem Polen

deutschen Reiche zu lösen und durch die Annahme des Königstitels ein einheitliches Slavenreich zu gründen suchten und Boleslaw III. durch Einführung eines Senioratsgesetzes der Zerstückelung der Nation durch Erbtheilungen zu begegnen strebte; so gewann dennoch im dreizehnten Jahrhundert das deutsche Element so festen Boden, daß die polnischen Fürstenthümer an der Oder vollständig germanisirt wurden und in das deutsche Reichs- und Culturleben eintraten, daß an der unteren Weichsel der Orden der Deutschherren von Pommern und dem polnischen Herzogthum Masovien große Landstrecken durch Schenkung, Pfandschaft oder Gewalt an sich brachte und germanisirte und daß auch in den andern Fürstenthümern, in dem westlichen Großpolen, wie in dem südlichen Kleinpolen mit der Hauptstadt Krakau, deutscher Einfluß zur Geltung kam. Die hohen Kirchenämter waren großentheils in den Händen von Deutschen, die Klöster wurden meistens von deutschen Mönchen gegründet und bevölkert; in den Städten und in vielen Dorfschaften ließen sich deutsche Colonisten nieder, welche abgeschlossene Gemeinden mit eigenem Rechts- und Verfassungsleben bildeten und einen einträglichen Handel trieben gen Westen bis nach Flandern, gen Osten bis zum schwarzen Meer; viele polnische Herzöge aus dem Piastengeschlechte nahmen deutsche Frauen in die Ehe. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde Polen von Juden überschwemmt, welche den Deutschen im Handel und Geldwesen starke Concurrenz bereiteten. Aber noch größere Hemmnisse bereitete ihnen der Adel. Denn der polnische Herrenstand, der unter den unaufhörlichen Fehden der Theilfürsten zu großer Macht emporstieg, also daß er die kleineren Freibauern zu gutshörigen Zinsleuten herabdrückte und sich selbst als den eigentlichen Kern und Repräsentanten der Nation aufstellte, widerstrebte dem deutschen Wesen und wirkte ihm entgegen. Er beförderte zunächst, um die nationale Zerstückelung durch den territorialen Particularismus der Theilfürsten zu verhindern und die Gründung eines großen Slavenreiches zu ermöglichen, die Erhebung des Böhmenkönigs W e n z e l, Ottokars Sohn, auf den polnischen Fürstenstuhl (1301). Nach dem frühzeitigen Ableben des Czechenfürsten brachte es der unternehmende, thatkräftige W l a d i s l a w L o k i e t e k von Krakau zur Begründung eines nationalen Königthums, indem er mit Zustimmung des Papstes sich krönen ließ und dann durch kriegerische Großthaten seine Herrschaft befestigte und mehrte. Sein kirchlicher Sinn ließ es geschehen, daß deshalb die Curie in Polen eine ähnliche Oberhoheit beanspruchte wie in Ungarn. Wladislaw's Sohn K a s i m i r „der Große" kann als der eigentliche Gründer des polnischen Staates betrachtet werden. Er vereinigte mehr durch kluge Unterhandlungen und Friedensverträge als durch das Schwert die polnischen Stämme, die ihre Nationalität noch zu wahren gewußt, theils unmittelbar, theils durch Lehnsverband unter seinem Scepter und faßte festen Fuß in Galizien und Volhynien. Zugleich ließ er sowohl das polnische Gewohnheitsrecht als die Sonderrechte der deutschen

Einwohner in Städten und Flecken codificiren, stellte für beide Rechtsgenossen Obergerichte auf, wodurch der bisherige Rechtsgang nach Magdeburg in Abgang kam, und traf zweckmäßige Anstalten zur Ausbildung des Staats auf nationaler Grundlage, aber mit Beiziehung germanischer Culturelemente. Ein ritterlicher, lebensfroher Mann, liebte er eine glänzende Hofhaltung und zog die aufstrebenden Adelsgeschlechter durch Vergünstigungen in seine Nähe; doch nahm er sich auch der unteren Stände mit Milde und Gerechtigkeit an, und das Emporkommen städtischer Bürgerschaften mit deutschem Recht beförderte er aus Fürsorge für den Wohlstand und die Betriebsamkeit der Nation. Der Sohn seiner Schwester Elisabeth, Ludwig der Große von Ungarn, erlangte die Krone von Polen nur gegen bedeutende Zugeständnisse an den Adel und die Geistlichkeit. Die Edelleute erhielten Steuerfreiheit für ihre Güter, und wenn sie außer Landes Kriegsdienste leisteten, sollte ihnen Entschädigung gereicht werden. Auch sollten sie frei sein von allen Lieferungen für das Heer und den königlichen Haushalt. Als Ludwigs schöne Tochter Hedwig genöthigt ward, ihre Hand dem Litthauerfürsten Jagello zu reichen und dadurch die Union der beiden Nachbarländer zu begründen, ließen sich die polnischen Magnaten ihre Dienste durch neue Privilegien lohnen. Von der Zeit an erlangte die Adelsgemeinde eine Machtstellung auf Kosten der Nationalfreiheit, welche die der Grafen und Barone in den Feudalstaaten weit übertraf. Alle Würden und Aemter, geistliche wie weltliche, durften nur mit eingebornen Edelleuten besetzt werden, die Waffenführung galt als das Vorrecht der adeligen Familienglieder, die in Beziehung auf politische Rechtsstellung sämmtlich einander gleich waren; gegen ihre Person durfte nur in wenigen bestimmten Fällen mit Haft und Gericht eingeschritten werden. Der Großfürst Witold von Wilno, dem die Allmacht des Reichstags widerstrebte, suchte Litthauen von der polnischen Lehnshoheit zu lösen und sich zum unabhängigen König zu machen. Aber er starb vor der Ausführung und weder Jagello-Wladislaw, ein Fürst von geringer Einsicht und schwachem Charakter, noch sein unmündiger Sohn Wladislaw III. waren im Stande der geschlossenen Macht der Adelsgeschlechter ein Gegengewicht zu bilden. Selbst die Bestimmung, welcher Sprößling der königlichen Familie die Krone tragen sollte, behielt sich der Reichstag vor. Unter Wladislaws III. Bruder, Kasimir II., erlangte das Königreich bedeutende Ausdehnung und die Jagellonische Dynastie großes Ansehen, zugleich aber bildete sich Polen zu einer Adelsrepublik aus, in welcher das Wahlkönigthum wenig Macht hatte und die Staatshoheit an den Reichstag, an die aus Senat und Landboten bestehende Nationalversammlung kam.

Um dieselbe Zeit, da Polen seine Adelsverfassung dem Abschluß entgegenführte warf Rußland die Fesseln ab, welche sein politisches Leben bisher in der Entwickelung gehemmt hatten. Als Wladimir der Große (V, 749 ff.) Rußland.

das Christenthum, wie es in der griechisch-katholischen Kirche in die Erscheinung getreten, zur Landesreligion erhob, vereinigte er die slavischen Stämme, welche einst die normannischen Russen bei sich aufgenommen und das Herrscherrecht des Rurikschen Geschlechts anerkannt, zu einer Gesammtnation mit dynastischer, politischer und kirchlicher Einheit. Der normannische Volksstamm, dem das Herrscherhaus und ein großer Theil des waffenfrohen Adels angehörte, ging in die slavische Nationalität über; die slavische Sprache, durch den kirchlichen Gebrauch geheiligt, wurde die Gesammtsprache aller Russen; der griechische Ritus vereinigte die ganze Nation zu einer kirchlichen Gemeinschaft unter einer eingebornen Geistlichkeit. Denn daß das Oberhaupt der russischen Nationalkirche, der Metropolit von Kiew, von dem Patriarchen in Byzanz eingesetzt werden sollte, war mehr ein Zugeständniß der Ehrfurcht und Pietät, als ein kirchliches Abhängigkeitsverhältniß. Mancher Metropolit wurde, nachdem er von russischen Bischöfen gewählt worden, durch den Großfürsten von Kiew in seiner Würde bestätigt, ohne daß man die Genehmigung dazu in Konstantinopel einholte. Aber dieser einheitliche Staatsorganismus erfuhr im zehnten und elften Jahrhundert harte Stöße durch das Theilungssystem, das Wladimirs Sohn Jaroslaw in der Rurikschen Dynastie einführte. Denn das Senioratsgesetz, das dem Aeltesten des Geschlechts mit dem Herrschersitz in Kiew eine gewisse Suprematie über alle Glieder des Hauses bewahren sollte, vermochte sich so wenig in Geltung zu halten, als die ähnliche Institution in Krakau. Vielmehr legte es den Keim zu zahllosen Fehden der „Theilfürsten“ gegen den „Großfürsten“. Unter diesen bürgerlichen Kämpfen litt die Kraft und Einheit des russischen Reiches Schaden, so daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert einzelne Fürstenthümer ihrer Selbständigkeit verlustig gingen. Im Westen gewannen die Litthauer, ein verwandter slavischer Nebenstamm der Russen, der lange den russischen Fürsten einen ärmlichen Tribut an Bast und Besenreisern gezahlt, immer mehr Boden, so daß Polozk, Witebsk, Minsk und endlich sogar das Fürstenthum Smolensk unter seine Herrschaft geriethen, und die große Handelsstadt Pskow sich nur mühsam der litthauischen Abhängigkeit zu erwehren vermochte. Das mächtige Nowgorod, dessen Besitzungen sich weit nach Norden erstreckten, bildete sich zu einem republikanischen Gemeinwesen aus, das seinen Fürsten wählte und durch Eidschwur zur Beobachtung der Verfassung anhielt. In Südrußland ging die Schöpfung des Ruriker Roman, der Wolhynien mit Halicz (Galizien) vereinigt hatte, unter seinen Nachfolgern wieder unter, so daß diese Länder bald unter Polens bald unter Ungarns Obmacht kamen und sogar ihres griechisch-katholischen Glaubens verlustig gingen. Selbst bis nach Kleinrußland, zu den alten Herrschersitzen am Dniepr dehnte sich der polnische Einfluß aus. Aber den größten Schlag erfuhren die russischen Fürstenthümer durch die Mongolen oder Tataren, wie wir früher dargethan (VII, 380 f.). Der Großchan der

goldenen Horde von Kaptschak, dessen Residenz und Standlager im Osten der Wolga war, erhob zwei Jahrhunderte lang einen drückenden Tribut von den russischen Fürsten und schaltete als Oberrichter und Gebieter über Land und Leute. Erst als innere Zwietracht und Timur's Waffenglück die Macht der goldenen Horde gebrochen, gelang es dem Großfürsten Iwan Wasiljewitsch von Moskau am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sein Reich von der Zinspflicht zu befreien und durch glückliche Kriege das Verlorne wieder zu gewinnen und zu mehren. Zugleich unterwarf er Nowgorod seiner Herrschaft und verlieh durch Beseitigung des Theilungssystems und Begründung einer festen Thronfolgeordnung dem Reiche Einheit und Untheilbarkeit.

Galizien (Halicz), das fruchtbare Terrassenland am nördlichen Abhange der Karpathen, war seit uralter Zeit von slavischen Völkerschaften bewohnt, die theils dem russischen, theils dem polnischen Stamme angehörten und auch in ihrer geschichtlichen Entwickelung von den vorherrschenden Impulsen dieser beiden Nationen bestimmt wurden. Während der westliche Theil, das eigentliche Halicz, von den Piasten in Krakau abhängig ward, gehorchte der östliche Theil, Wladimir (Lodomirien) dem Großfürsten von Kiew aus Ruriks Geschlecht. Zu dem einen oder dem andern standen die galizischen Fürsten in einem Clientelverhältniß. Bei Einführung des Christenthums erlangte durch russischen Einfluß das griechisch-katholische Religionsbekenntniß Anfangs die Oberhand. Mit Rußland und Polen theilte auch Galizien das traurige Loos, durch Theilungen und Fehden unter den stammverwandten Fürstenhäusern verwirrt und geschwächt zu werden, wodurch in den Nachbarstaaten die Hoffnung geweckt werden mußte, das Land zu gewinnen. Legte sich doch Bela III. von Ungarn bereits im J. 1190 den Titel Galiciae Rex bei. Aber bei den inneren Unruhen, von denen sowohl Ungarn als Polen am Ende des zwölften Jahrhunderts heimgesucht waren, gelang es dem unternehmenden, kriegerischen und staatsklugen Fürsten Roman von Wladimir das ganze Land unter seiner Herrschaft zu vereinigen und von Polen und Ungarn unabhängig zu machen. Auch die wilden Litthauer, die in Wolhynien eingedrungen waren, besiegte er in der Schlacht und spannte die Gefangenen vor den Pflug. Nach seinem Tode 1205 brachte der Streit um die Erbfolge unter mehreren Prätendenten stürmische Jahre über das Land, welche sowohl dem polnischen „Großherzog" von Krakau als den ungarischen Königen neue Gelegenheit zu kriegerischen Einmischungen boten. Bald kam die Oberhoheit Polens zur Anerkennung, bald behaupteten ungarische Fürstensöhne (Koloman und Andreas) den Herrscherstuhl in Halicz. Der Mongolensturm, welcher dem Großfürstenthum von Kiew den Todesstoß versetzte, trennte Halicz und Wladimir von dem übrigen Rußland und erzeugte in Daniel, dem kraftvollen Sohne Romans, den Gedanken, durch engeren Anschluß an das Abendland, dem Reiche eine selbständige, unabhängige Stellung zu geben. Zu dem Ende knüpfte er mit den Piasten und den Arpaden verwandtschaftliche Verbindungen, begünstigte die Unionsbestrebungen mit der römischen Kirche und empfing aus den Händen eines päpstlichen Legaten die Königskrone (1253). Fast ein ganzes Jahrhundert blieb die Herrschaft über Galizien in Roman's Haus, bald getheilt unter Mehreren, bald in Einer Hand vereinigt. Die kluge Politik Daniels, der die Oberhoheit des Khans von Kaptschak anerkannte und Tribut entrichtete, sich aber stets eine gewisse Selbständigkeit zu erhalten wußte, wurde auch von seinem Nachfolger Leo befolgt und trug viel zur Blüthe des Landes bei.

Galizien.

Die Versuche, das Volk zur römisch-katholischen Kirche hinüberzuziehen, hatten ihren Fortgang, doch wurde die Union erst durchgeführt als um die Mitte des 14. Jahrhunderts die polnische Herrschaft dauernd in Galizien aufgerichtet ward. Ludwig der Große, zugleich König von Ungarn und Polen, knüpfte Galizien und Wolhynien (Rothrußland) wieder näher an Ungarn, indem er zunächst Wladislaw von Oppeln als Clientelfürsten einsetzte, dann nach dessen Entfernung die Länder unmittelbar durch „Gubernatoren" verwalten ließ. Aber als nach seinem Hinscheiden Ungarn durch innere Erschütterungen in demselben Grade geschwächt wurde, als Polen seit der Vermählung Hedwigs mit dem Großfürsten von Litthauen sich stärkte und vergrößerte, kamen auch die südrussischen Länder wieder an Polen. Hedwig wurde in Wladimir, Jaroslaw, Lemberg u. a. O. freudig als Herrscherin begrüßt.

Die Osmanen. Während die christliche Feudalmonarchie im Abendlande ihrer Auflösung entgegenging, erhob sich im Osten eine neue Macht, die, wie einst die Araber, mit dem militärischen Ungestüm eines Nomadenvolkes und mit dem fanatischen Impulse religiöser Begeisterung in den Kampf zog, um mit der Schärfe des Schwertes und der Stärke ihrer Glaubenskraft die europäische Welt zu bezwingen und mit Sklavenketten an das Heil ihres Gesetzes zu schmieden. Von einem seldschukischen Lehnsfürsten und Heerdenbesitzer, der mit einer kleinen Schaar flüchtiger Stammesgenossen sich in dem bithynischen Alpenlande niedergelassen, sehen wir Osman zum Stifter eines Reiches emporsteigen, das unter seinen Nachfolgern gleich einem gewaltigen Bergstrom sich nach allen Seiten Bahn bricht, alles Widerstrebende niederreißt. Doch mieden die Sultane den stürmischen Gang nomadischer Welteroberer, die wie Attila, Dschenchischan, Timur gleich zermalmenden Orkanen über die Erde dahinbrausten; vielmehr erfaßten sie mit planmäßiger Politik immer das Nächstliegende und schritten erst weiter, wenn sie das Errungene in ihre religiöse und staatliche Gemeinschaft eingeführt hatten. So traten die osmanischen Türken allmählich in das Erbe der Romäer im byzantinischen Reich ein. In Asien, wo der Islam schon längst Boden gefunden, gelang es ihnen, die ganze Bevölkerung zu einer einheitlichen Glaubens- und Lebensordnung heranzubilden, indem sie die mohammedanischen und christlichen Stammhäupter und Dynasten in ein untergeordnetes Clientelverhältniß mit Zinspflicht und Heeresfolge brachten und die ehrsüchtige waffenfrohe Jugend durch Errichtung des Janitscharen-Ordens an ihre Fahne fesselten. Mühevoller war die Begründung ihrer Herrschaft in den christlichen Donauländern, wo das byzantinische Kaiserthum auf der zähen Macht einer tausendjährigen Tradition ruhte und das christliche Abendland ihnen hemmend in den Weg trat. Aber indem der Hof von Adrianopel die Streitigkeiten, Rivalitäten und egoistischen Interessen der kleinen Theilfürsten und Statthalter klug ausnutzte, die Despoten von Serbien, Bosnien, der Walachei u. a. in den militärischen Lehnsverband des Reiches zog und durch eine feste Heeresorganisation die Trotzigen niederwarf, die Ruhmbegierigen anlockte, schlug auch hier das osmanische Wesen bald feste

Wurzeln; und hatte auch das Staatsgebäude anfangs mehr den Charakter einer auf Lager und Festungen gegründeten Militärdespotie, so gewann es mit der Zeit wie an Umfang so an Tiefe, bis das Haupt des Byzantinerreichs, nachdem die Glieder abgeschnitten und die Adern unterbunden waren, nach einem ruhmvollen Verzweiflungskampf der neuen Großmacht zufiel. Das christliche Abendland, dessen geistlicher Führer einst Millionen von Streitern nach dem Morgenlande zu senden vermochte, hatte die Glaubensstärke und die einheitliche Kraft eingebüßt; als es sich anschickte, den furchtbaren Feind über den Hellespont zurückzuwerfen, war derselbe bereits zu mächtig geworden; und als der Legat des Papstes bei Gelegenheit des Szegediner Friedens den Grundsatz geltend machte, daß Verträge mit Ungläubigen geschlossen keine bindende Kraft hätten, wurde eine Scheidewand zwischen der christlichen und mohammedanischen Welt aufgerichtet, die keine Lebensgemeinschaft zuließ. Krieg und Feindschaft war fortan die Losung, die Osmanen sahen in den Christen ihre gebornen Gegner und legten allen Bekennern des Kreuzes, die sie mit dem Schwerte unter ihre Botmäßigkeit brachten, das Sclavenjoch auf. Die Eroberung von Constantinopel am 29. Mai 1453 und die Aufrichtung der Türkenherrschaft in Griechenland und Morea kann als die Grenzscheide der mittelalterigen Welt angesehen werden. Nun traten neue Factoren und neue Verhältnisse in die Geschichte ein und andere Aufgaben und Lebensziele mußten erstrebt und gelöst werden. Erschrocken flohen viele gelehrte und gebildete Griechen nach dem Abendlande und beförderten, als Ehrengäste in Florenz und Rom huldreich aufgenommen, durch Mittheilung der griechischen Sprache und Literatur die neue Zeit.

II. Ungarn.

Literatur. Die wichtigsten Quellen der ungarischen Geschichte, darunter die Chronica Hungarorum von M. Jo. de Thuróczy (Thurocz); Anonymi Belae Regis historia Hungarica; Simon de Keza Chronicon Hungaricum u. a. m. findet man in den Sammelwerken von S. G. Schwandtner (scriptores rerum Hungaricarum cet.) Vindob. 1746—48 3 voll. fol. und von St. L. Endlicher (Rerum Hung. monumenta Arpadiana) Sangall. 1849. Dazu als Ergänzung das Corpus juris Hungarici. Tyrnaviae 1751. fol. Gesetzesurkunden enthaltend, und über Siebenbürgen: Scriptores rerum Transsilvanarum cet. von J. C. Eder nebst dessen observatt. criticae et pragmaticae ad histor. Transsilv. Die bedeutendsten Geschichtswerke über Ungarn sind die lateinischen von Katona (historia critica Regum Hungariae stirpis Arpadianae Pestini 1779 sqq. 7 voll. 8°.) und von G. Pray (Annales regum Hungariae Vindob. 1764 sqq. 5 voll. fol.) sodann die deutschen Werke von J. Ch. v. Engel, Geschichte des Ungrischen Reichs. Wien 1813. 5 voll. 8°. J. A. Feßler, Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen. Leipz. 1815. 10 voll. 8°. Joh. Graf Mailáth, Ge-

schichte der Magyaren Wien 1828; 5 voll. Gesch. der Ungarn von Mich. Horváth, in das Deutsche übersetzt, Pesth 1851. 2 voll. Max Büdinger, Ein Buch Ungarischer Geschichte (1058—1100) Leipz. 1866. u. a. W.

1. Ungarn unter den Arpaden.

a) Die Zeit der nationalen Gesetzgebung und Reichsordnung.

Wirkungen der ungarischen Raubzüge.

Wir wissen, welche Leiden und Drangsale einst der kriegerische Ungestüm und die Raub- und Zerstörungswuth der magyarischen Reiterschwärme den deutschen und italienischen Völkern zugefügt haben. Sie führten von den verödeten Brandstätten köstliche Habe und zahllose Gefangene in die Heimath zurück. Aber die Nemesis der Geschichte strafte den Fehltritt. Nicht nur, daß der Geist verwilderte und jede staatliche Ordnung zerfiel; die magyarische Bevölkerung, ohnedies für das ausgedehnte Land dürftig, nahm unter den unaufhörlichen Kämpfen und Weitfahrten ab, während fremde Gefangene und Einwanderer in ihrer Mitte sich ansiedelten, welche gegen die Ungarn eine feindliche Gesinnung hegten und fortpflanzten, und die geraubten Schätze reizten in der Folge die Habgier der Mongolen und wurden die Quelle unsäglicher Bedrückung. Doch empfingen die Magyaren aus Deutschland und Italien auch die Keime der Cultur und Gesittung, die mit der Pflanzung des Christenthums in den Donauländern verbunden waren.

Einführung des Christenthums. Geisa 972—997.

Es wurde erwähnt (VI, 78), daß schon Fürst Geisa für die Verbreitung des Evangeliums thätig wirkte, Glaubensboten und Benedictinermönche ins Land rief, christliche Sclaven in Freiheit setzte und eine friedliche Lebensordnung zu begründen suchte. Aber er selbst und sein Hof lagen noch zu sehr unter dem Banne der rauhen Volksnatur, als daß die Bestrebungen von bedeutendem Erfolg hätten sein können. Sein Herz blieb hart und grausam; mit eigener Hand erschlug er jeden, der seinen Zorn reizte, und während er mit wilder Leidenschaft gegen Götzendiener wüthete, opferte er selbst noch den heidnischen Göttern. Aehnlich handelte seine Gattin Sarolta, „die schöne Herrin", „ein Mannweib nach Denkart und Sitte." Von desto größeren Erfolgen war die Regierung ihres Sohnes Stephan begleitet, dem sein Eifer für die Durchführung christlich-monarchischer Staatsordnungen den Namen des „Heiligen" eingetragen hat. Wir haben schon in der erwähnten Stelle die Züge angedeutet, durch die er Gesetzgeber, Ordner und Reichsbegründer seines Volkes geworden ist. Noch jetzt wird die von Papst Sylvester II. behufs der Königsweihe übersandte heilige Krone, das Symbol des Königthums der romanisch-germanischen Nationen, als das Palladium der magyarischen Nationalität verehrt. Seitdem liebte es der römische Stuhl, Ungarn als ein zum Erbe Petri gehöriges Land zu betrachten und von Zeit zu Zeit Hoheitsrechte geltend zu machen.

Stephan der Heilige 997—1038.

Nachdem Stephan mit deutscher Hülfe die auf den wachsenden Einfluß der Fremden eifersüchtigen und an dem Glauben und den Lebensordnungen der Väter festhaltenden Großen in heißer Feldschlacht überwunden und die abgetrennten Körpertheile des trotzigen Rebellenführers Kupa an verschiedenen Orten des Landes zum abschreckenden Beispiel hatte anheften lassen, machte er ein Gebot bekannt, daß Jedermann bei Verlust der Freiheit und des Vermögens bis zu einer bestimmten Frist getauft sein müsse und rief zu dem Zweck zahlreiche Mönche ins Land, für welche er das bereits von seinem Vater begonnene Kloster auf dem Martinsberg ausbauen und vier weitere Abteien aufführen ließ. Vor Allen zeichneten sich die böhmischen Glaubensboten Radla und Askrit (Anastasius) durch Bekehrungseifer aus. Neben der Missionsthätigkeit, die vorzugsweise den Mönchen überlassen werden mußte, wurde zugleich die kirchliche Organisation betrieben. Zehn passend gelegene Orte, darunter vor Allen Gran und Stuhlweißenburg, wurden zu Bischofsitzen erkoren, wo bald unter den Händen deutscher und italienischer Baumeister stattliche Kirchengebäude sich erhoben. Mit Grundbesitz, Zehnten, eigener Gerichtsbarkeit und mancherlei Privilegien beschenkt, entwickelte sich der ungarische Klerus rasch zu einer mächtigen Hierarchie, so daß die hohe Geistlichkeit, obwohl größtentheils der Fremde entstammt, mit der Zeit den ersten Reichsstand bildete und großen Landbesitz erwarb. Kirchspiele wurden errichtet, Gotteshäuser und Klosterschulen gegründet, christliche Sclaven in Freiheit gesetzt. Bei dieser religiös-kirchlichen Thätigkeit stand dem König seine baierische Gemahlin Gisela hülfreich und fördernd zur Seite. *Stephans Reformthätigkeit. a. Begründung der Hierarchie.*

Aber was halfen alle Verordnungen und Einrichtungen, wenn die Volks- und Stammhäupter in ihrer Unbotmäßigkeit und fast unabhängigen Machtstellung verharrten? Es genügte nicht, durch Zwangsgebote christliche Institute einzuführen, die bei einem Umschlag wieder vernichtet werden konnten; man mußte das gesammte Volks- und Staatsleben unter eine christlich-monarchische Form bringen, es mußten Ordnungen und Einrichtungen getroffen werden, welche durch ihren gesetzlichen, geheiligten Charakter gegen Zeitströmungen und Willkür sicher gestellt waren, es mußten Vertheidigungsanstalten geschaffen werden, welche die Kraft besaßen, die neue Königswürde in Macht und Ansehen zu erhalten. Zu dem Behuf berief Stephan die Stammhäupter, die Bischöfe, die Magnaten und Großbeamten zu einer Versammlung und traf mit ihrer Zustimmung durch Verflechtung deutscher Verhältnisse mit den überlieferten nationalen Gewohnheiten und Ordnungen die Gesetze und Einrichtungen, deren Hauptzüge sich fort und fort erhalten haben und die Fundamente des ungarischen Staats- und Rechtslebens bilden. Der Krone, die in Arpads Geschlecht forterben sollte, wurden Hoheitsrechte beigelegt, durch welche der König mit der höchsten vollziehenden und richterlichen Gewalt ausgerüstet war, als Haupt der Nation die öffentlichen Angelegenheiten besorgte und leitete, entweder in eigener Person, oder durch frei bestellte Hofbeamte, unter welchen der Palatin oder Pfalzgraf als sein Gehülfe in der Regierung und Rechtspflege den ersten Rang einnahm. Dem Palatin waren der Hofrichter, der Schatzmeister und andere Hofbeamte untergeordnet. *b. Monarchische Reichsorganisation. König und Palatin.*

Aber ein so gesteigertes Königsrecht konnte unmöglich durchgeführt oder behauptet werden, so lange die großen Stammhäupter, die ursprünglich dem Arpad'schen Geschlechte als Gleiche gegenübergestanden und nur durch freiwillige Uebereinkunft demselben den Ehrenrang zugewiesen hatten, in ihren ausgedehnten Territorien mit fürstlicher Gewalt über eine Bevölkerung herrschten, die theils aus freien Gutsherren und Edlen, theils aus halbfreien Insassen und Leibeigenen bestehend, nur jene als ihre Herren und Gebieter kannte und ihnen gehorchte. Es war daher eine nothwendige Ergänzung des monarchischen Verfassungswerkes, daß durch eine neue Landesvertheilung diese patriarchalische Gewalt der großen Stammhäupter aufgelöst und gebrochen ward. *Comitatsordnung.*

Zu dem Ende theilte König Stephan das ganze Reich in Comitate oder Gespanschaften, deren Zahl gewöhnlich auf zwei und siebenzig angegeben wird, und setzte über jeden dieser Bezirke einen Obergespan oder Comes, der gleich den Grafen in der Frankenzeit den Heerbann aufbot und befehligte und die bürgerliche Verwaltung leitete und überwachte. Obwohl in der Regel dem hohen Adel angehörend, war er doch ein königlicher Beamter. Zu seinem Wohnsitz und Unterhalt war ihm eine der Burgen mit den umliegenden Ländereien zugewiesen, welche das Arpad'sche Fürstenhaus für sich in Besitz genommen und Stephan als Krongut erklärte. Unter ihm stand eine Wehrmannschaft, welche der König sowohl auf dem Burggut als auf den übrigen Domanlanden des Kreises ansiedelte, freie Leute oder freigelassene Christen, wohl auch eingewanderte Fremde, die mit Erblehen ausgestattet einen niederen Adel- oder Ritterstand bildeten und unter der Fahne des Burggrafen dem König zum Waffendienst verpflichtet waren. Alle Kroneinkünfte wurden von dem Comes des Bezirks verwaltet, der dritte Theil war ihm als Gehalt zum eigenen Gebrauch zugewiesen. Mit dieser Kreisorganisation war die Macht der Stammhäupter, welche gleich den alten deutschen Volksherzogen landesherrliche Gewalt geübt oder doch in Anspruch genommen, unterbunden und gebrochen. Die Häupter der fürstlichen und adeligen Geschlechter ließen sich die Burggrafenämter oder Comitatswürden übertragen, und wohl selten wird einer der ungarischen Magnaten einen Länderbesitz im früheren Umfang in die Hand bekommen haben, es sei denn daß königliche oder väterliche Huld einen Abkömmling des Arpad'schen Herrschergeschlechts über Gebühr und Klugheit begünstigte oder außerordentliche Zeiten und Ereignisse eine solche Machtstellung herbeiführten.

Der Comes und der hohe und niedere Adel.

Fortan war der Comes in der Herrnburg (Castrum) der mächtigste Mann im Kreis. Ihm oder seinem Stellvertreter waren nicht nur alle königlichen Diener, Verwalter und Lehnsmannen untergeben, auch der niedere Adel mit freiem Erbeigenthum mußte seinem Aufgebot zum Kriegsdienst Folge leisten und, wenigstens im Anfang, ehe eigene königliche Kreisrichter aufgestellt wurden, ihm als obersten District-Richter zu Rechte stehen. Nur der hohe Adel war von dem Amtskreis des Comes ausgenommen und dem König unmittelbar unterworfen und zu Dienst verpflichtet. Unter andern Vergünstigungen besaß er das Recht, seine Klagen und Anliegen direkt vor den Richterstuhl seines königlichen Oberherrn zu bringen, zu welchem Zweck dieser in Begleitung des Palatinus öfters das Land bereiste und bald da bald dort Gerichtshandlungen vornahm. Neben Eid und Zeugenaussagen, wozu jedoch nur Freie zugelassen wurden, waren auch Gottesurtheile, Feuer- und Wasserprobe, in Gebrauch. Kleriker wurden dem geistlichen Gerichte des Bischofs zugewiesen. Mord konnte durch Blutgeld an die Verwandten gebüßt werden. Das ganze Strafverfahren war auf das Prinzip der Vergeltung (Talio) gegründet.

Charakter und Wirkung der Stephan'schen Reichsverfassung.

Stephans Gesetze und Einrichtungen, von späteren Königen ergänzt und ausgebildet, machten der bisherigen heidnischen, noch wesentlich nomadischen Lebensordnung unter patriarchalischen Stamm- und Geschlechtshäuptern ein Ende und schufen einen christlichen Feudalstaat mit monarchischer Spitze. Die Magnaten oder großen Grundbesitzer, welche in des Königs unmittelbarer Subordination standen (Servientes Regis), die Burggrafen oder Obergespane, als die Vertreter des niederen Adels und der königlichen Lehnsritterschaft, bildeten mit den Prälaten und den hohen Hof- und Reichsbeamten die Repräsentation der Nation, welche der König bei wichtigen Angelegenheiten auf „Herrentagen" um sich sammelte, mit deren Beirath eingreifende Anord-

nungen getroffen wurden, deren Zustimmung und Gegenwart bei einem Thronwechsel und bei der feierlichen Inauguration eines neuen Königs erforderlich war. Die königlichen Machtbefugnisse erhielten durch die neue Reichsverfassung größere Ausdehnung und eine feste Rechtsbasis, so daß der kleinere Edelmann und Gutsbesitzer, der bis dahin nur den fürstlichen Stammhäuptern gehorcht, nun zu dem König selbst in nähere unmittelbare Beziehung trat; dagegen wurde eine weite Kluft zwischen den privilegirten Ständen und dem Volke geschaffen und der Keim der Zwietracht zwischen den Magnaten und dem niederen Adel gepflanzt. Denn während jene nur dem unmittelbaren Aufgebote des Königs selbst zum Kriegsdienst und vor Gericht Folge zu leisten hatten und über ihre Güter das vollständigste Eigenthums- und Vererbungsrecht ohne andere Verpflichtung als den Waffendienst innerhalb der Landesgrenzen besaßen, war der niedere Adel der kleineren Grundherrn dem Comes des Kreises unterworfen, mußte seinem Kriegsruf zur Landesvertheidigung folgen, mußte seiner Gerichtsladung nachkommen, mußte mancherlei andere Pflichten und Lasten auf sich nehmen, wenn er auch das Volleigenthum und Vererbungsrecht mit den hohen Herren gemein hatte. Der niedere Grundadel stand somit in manchen Stücken fast auf gleicher Linie mit den Burgunterthanen oder königlichen Lehnsmannen, welche den Kern und Hauptbestandtheil der Streitmacht in auswärtigen Kriegszügen bildeten.

In diesem Verhältniß lagen die Keime vieler inneren Kämpfe und Unruhen: die Reicheren und Ehrgeizigen unter dem kleineren Landadel suchten sich dem Amts- und Gerichtskreis des Comes zu entziehen und zu dem Range der dem König unmittelbar unterstellten Magnaten emporzusteigen, während umgekehrt der Obergespan stets einen Gegendruck auf die hohe Adelscorporation übte, „um mehrere derselben sich zu subordiniren, oder um Lasten auf sie hinzuwälzen, die blos der zu tragen verbunden war, den der Comes als seinen Mann ansehen durfte.“ Unter diesen Adelskämpfen kam die große Masse des Volks in eine gedrückte Lage, indem die Grundherren die auf ihren Gütern lebende Bauernbevölkerung zu Kriegs- und Hofdiensten zwangen und ihr mancherlei Abgaben in Naturerzeugnissen auflegten. Erst als im Laufe der Zeit um die königlichen Burgen einzelne Städte entstanden, die Anfangs meistens mit eingewanderten „Gästen“ und Freigelassenen sich bevölkerten, leuchtete auch für die unteren Stände ein Schimmer von Hoffnung; doch dauerte es drei Jahrhunderte, ehe sich in Ungarn ein freier Bürgerstand zu politischen Rechten emporzuarbeiten vermochte. Der Adel, von jeder Steuer und Leistung außer dem Dienst im königlichen Heer oder in der Landwehr befreit, bildete den Kern der Nation und den herrschenden Stand. Von den ausgedehnten Kronländereien kam ein großer Theil durch Schenkungen und Vermächtnisse an Kirchen und Klöster, Vieles ging auch durch Verpfändung oder Verschleuderung an die Burgherren und den Adel verloren. — „Es war eine treffliche, schön in einander greifende Verfassung, so lange Alles so bestund und blieb, wie König Stephan es geordnet hatte. Nur war's unmöglich, daß unter einem großen Volke, das so uncultivirt war, als damals und noch langehin nachher die Magyaren sein mußten, eine solche neugebildete Verfassung in ihrer ganzen Integrität sich halten konnte. Noch über hundert Jahre lang, nach König Stephan dem Heiligen, wohnten sie des Sommers

und Winters unter Zelten, und noch unter Ladislaus I. waren Verordnungen auf den Fall nothwendig, wenn einer der Großen der Nation stehle. Man schien kein Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung mit größerer Mühe ausrotten zu können, als gerade den Diebstahl. Wer von Freien oder Unfreien auch nur eine Gans oder Henne entwende, dem sollte ein Auge ausgestochen werden, und nur wenn der Dieb ein Clericus sei, sollte er mit der Ruthe davonkommen. — Natürlich war nicht daran zu denken, daß der König oder die Großen der Nation schreiben oder auch nur Geschriebenes lesen konnten. Noch einige Jahrhunderte lang nach Stephan dem Heiligen war's ganz gewöhnliche Sitte, daß, was auf Reichs-Conventen oder im Rathe des Königs als Gesetz ausgemacht worden, das schrieben zwar oft die geistlichen Herren für sich als Schreiber, aber der König schickte gewöhnlich nur seine Herolde aus, und ließ es den Grafen mündlich melden, und die Grafen hatten wieder ihre Herolde, die dem Volke, wenn es zu großen Märkten oder bei hochheiligen Messen zusammenkam, blos mündlich verkündigen mußten, was für ein neues Gesetz gemacht worden. Wie schwer mußte es also halten, bis bei einem Volke, wo damals selbst die Uncultur der Vornehmsten noch so groß war, eine neue Verfassung sich halten und ausbilden konnte."

Siebenbürgen mit Ungarn verbunden.

Es war natürlich, daß eine in das bisherige Volksleben so tief eingreifende Staats- und Religionsveränderung nicht ohne Kämpfe durchgeführt werden konnte. In Siebenbürgen erhob der jüngere Gyula, ein Verwandter des königlichen Hauses, die Fahne der Empörung zum Schutze des väterlichen Glaubens und der herkömmlichen Einrichtungen. Im Bunde mit Knan, dem Fürsten der Moldau, führte er einen verheerenden Krieg gegen den König und seine größtentheils deutsche Wehrmannschaft. Stephan trug jedoch den Sieg davon; Gyula und seine Söhne geriethen in Gefangenschaft; Siebenbürgen wurde enger mit Ungarn verbunden und erhielt in Karlsburg ein Bisthum; auch Knan erlag im Kampf und die großen aus dem griechischen Reiche geraubten Schätze wurden die Beute des Königs.

Die Ordnung der Thronfolge.

Ein Hauptübel der Verfassung war der Mangel eines genau bestimmten Thronfolgegesetzes. Nur daß ein Glied des Arpad'schen Hauses die Regierung führen sollte, stand fest, aber in welcher Ordnung die Erbfolge zu geschehen habe, wie weit die Vertreter der Nation bei der Entscheidung mitzuwirken hätten, in welchem Verhältniß Erb- und Wahlrecht zu einander ständen, war ganz unbestimmt. Häufig geschah es, daß bei dem Tode eines Königs der Bruder dem Sohne voranging, eine Sitte, die sich zu einer Art Gewohnheitsrecht bildete. Wollte der Herrscher von diesem Herkommen abgehen, und dem eigenen Sohn oder einem andern Verwandten die Krone zuwenden, so griff er zu der Auskunft, daß er die Brüder mit Herzogthümern abfand oder sie aus dem Wege räumte, sei es, daß er sie in Haft hielt und durch Blendung und anderweitige Verstümmelungen zum Regieren unfähig machte, oder daß er sie durch Nachstellungen zur Flucht ins Ausland trieb. Aus dieser Unbestimmtheit der Thronfolge erwuchsen dem ungarischen Reiche unter den folgenden Regierungen viele Verwirrungen und Bürgerkriege. Es war daher ein großes Unglück für das Magyarenreich, daß der bereits zum Nachfolger erkorene,

trefflich erzogene Sohn Stephans, Emerich, vor dem Vater starb und nun der König durch die Ränke seiner Schwester Gisela, Wittwe des Dogen Otto von Venedig, sich bewegen ließ, ihren Sohn Peter, einen im Auslande erzo- Peter I. genen Fürsten, zum Thronerben einzusetzen, und die Stimme des Adels, die 1038—41. einen oder den andern der königlichen Vettern zum König verlangte, unbeachtet ließ.

Die Verschwörung, welche noch die letzten Lebensjahre Stephans trübte, war ein Vorspiel der Thron- und Bürgerkriege, die nach seinem Hingang über das Reich hereinbrachen. Die Magyaren ließen sich die Regierung eines Fürsten, der die Eingeborenen Ungarn im haßte und verachtete, nur Deutsche und Italiener in seinen Rath berief, und selbst die Lehnsverband mit verwittwete Königin, die hochverehrte Gisela, hart behandelte und in Gefangenschaft Deutschland. hielt, nicht lange gefallen. Seine Vertreibung hatte den Kriegszug des deutschen Kai- 1041. sers Heinrich III. zur Folge, von dem früher gehandelt worden (VI, 216 ff.). Peters Nachfolger, Samuel Aba, ein leidenschaftlicher grausamer Fürst, starb nach einer Samuel Aba verlornen Schlacht durch die Hand des Scharfrichters, worauf Peter zum zweitenmal 1041—44. den Thron bestieg, aber für die empfangene Hülfe die Lehnsherrlichkeit des deutschen Peter (zweite Pe- Kaisers anerkannte und in Zinspflicht trat (VI, 218). Wir wissen bereits, welche riode) traurige Folgen diese Erniedrigung für Peter selbst und für das Christenthum in Un- 1044—46. garn hatte (VI, 233 f.): während der geblendete König im Kerker seine Tage vertrauerte und die heidnischen Altäre wieder aufgerichtet wurden, regierte König Andreas Andreas 1046 aus Arpad's Geschlecht. Kaiser Heinrichs zwei Feldzüge in das Donauland hatten —1061. 1051. 52. keinen Erfolg (VI, 240 f.); die Lehnsherrlichkeit des Reiches konnte nicht behauptet werden. Doch lenkte Andreas, als die Kriegsgefahr vorüber war und er fest auf dem Throne saß, wieder in die Bahnen Stephans ein: die Hierarchie lebte von Neuem auf und der Einfluß der Deutschen ward wieder so überwiegend wie zuvor. Aber noch einmal entbrannte der Nationalhaß: wir kennen das unglückliche Ende des Andreas und den Ausgang des deutschen Feldzugs unter Heinrich IV. (VI, 252 f.). Der siegreiche Bruder des Königs Bela bestieg den Thron und die nomadische Ungebun- 1061. denheit der heidnischen Zeit drohte von Neuem sich über Ungarn zu lagern. Doch auch diesem Sturm entging die Nation; der neue König trat ebenfalls in die Fußstapfen Stephans.

Ein kräftiger und verständiger Fürst suchte Bela das Reich zu beruhigen und Bela 1061—63. die christlichen Ordnungen fest zu begründen: unerbittlich warf er die Götzendiener nieder und bestrafte die aufrührerischen Großen mit Hinrichtung und Kerkerhaft. Zugleich beförderte er das Zusammenleben und die Verschmelzung der einzelnen Volkselemente. Er traf übereinstimmende Markteinrichtungen für das ganze Reich und ordnete das Münzwesen, indem er die byzantinische Goldwährung einführte. Seine Regierung war jedoch nicht von langer Dauer: es wurde bereits erzählt (VI, 258), daß ein deutsches Heer in Ungarn eindrang, um Salomon, des Andreas Sohn, der in 1063. Deutschland sich mit der Schwester Heinrichs IV. verlobt hatte, auf den väterlichen Thron einzusetzen. Bela's plötzlicher Tod begünstigte das Unternehmen; Salomon Salomon wurde in Stuhlweißenburg gekrönt. Wenn bei dieser Gelegenheit, wie behauptet wird, 1063—74. nochmals die Lehnsherrlichkeit des deutschen Reiches aufgerichtet ward, so hat dieselbe doch keinen Bestand und keine realen Wirkungen gehabt. Die verwirrte Lage Deutschlands unter dem vierten Heinrich war nicht darnach angethan, auswärtige Eroberungen zu behaupten. Salomon kam nur dadurch zum ruhigen Besitz der Herrschaft, daß er den drei Söhnen Bela's, Geisa (Magnus), Ladislaus und Lambert, den dritten Theil

des Landes als eigenes Herzogthum überließ, und nur dem Beistand dieser thatkräftigen und ritterlichen Männer, insbesondere der beiden älteren, hatte er es zu danken, daß er zehn Jahre lang ruhig und sicher regierte.

Es scheint, daß die erwähnten strengen Gesetze zur Sicherung des Eigenthums und zur Befestigung des verwirrten Rechtszustandes, die gewöhnlich als „drittes Decret“ unter den Gesetzen Ladislaus des Heiligen aufgeführt sind, schon bei Gelegenheit der Krönung Salomon's in Fünfkirchen von der Reichsversammlung gefaßt wurden. Es geht aus diesen Verordnungen hervor, daß der alte Hang der Ungarn zu Raub und Diebstahl während der unruhigen Zeiten seit Stephans Hingang wieder mit neuer Stärke erwacht war, aber auch, daß das Königthum bei Weitem nicht mehr die Gewalt besaß, die ihr einst Stephan verliehen. Schon hatte sich in dem obersten Pfalzbeamten, dem Palatinus, eine Macht neben der königlichen gebildet, welche ganz geneigt war, auf eigene Hand Königsrecht zu üben. — „Man wird an unerbauliche Zustände erinnert“, bemerkt Büdinger, „wenn man liest, daß die angesehensten Männer von ganz Ungarn sich eidlich verpflichtet haben, einen Dieb nicht zu schonen noch zu verhehlen. Des Königs Boten erhielten den Auftrag, die freien Leute in den Dörfern Mann für Mann denselben Eid ablegen zu lassen. Dieser Eid wurde aber die Grundlage einer durchgreifenden, höchst entsetzlichen Justizübung, deren Gleichen sich bei romanisch-germanischen Völkern, selbst in den normannischen Staaten, nicht so leicht finden mag. Jegliche Dorfschaft hat dem Königsboten ihre Diebe anzugeben, unter denen die ohnehin berüchtigten ohne Weiteres gehenkt werden; die übrigen dürfen sich der Feuer- oder Wasserprobe unterziehen. In größeren Ortschaften haben die Aufseher der Wächter die Diebe in Abtheilungen je zehn Mann zu bringen, wo dann Einer die übrigen neun durch das Gottesurtheil frei loosen kann; bei ungünstigem Ausgange muß sich das ganze Zehnt demselben nochmals unterwerfen: die Strafe des alsdann schuldig Befundenen ist allemal und unabänderlich der Galgen. Die ganze Dorfschaft wird um die Verhehlung eines Diebes als Meineid mit schweren Brüchen und Kirchenbuße bestraft. Verlaufene Sklaven und Thiere müssen bei Strafe gänzlichen Verlustes von Freiheit und Besitz in bestimmter Frist eingeliefert werden.“

Unter der geschickten Führung Geisa's gelang es den Ungarn nicht nur in **Kroatien** Einfluß zu gewinnen, wo sich neben dem König Crescimir (VI, 464) ein Verwandter des Fürstenhauses, Suinimir (Demetrius), Gemahl von Geisa's schöner Schwester Lepa oder Helena, zu dem Rang eines selbständigen Herzogs (Banus) emporschwang, sondern auch im Osten, wo um diese Zeit gegen das Tiefland an der mittleren Donau neue Völkerfluthen anstürmten, kriegerische Lorbeern zu erfechten. Wir haben in der Geschichte des byzantinischen Reiches (V, 753. VI, 463 ff.) jene wilden Stämme kennen gelernt, welche sich in dem illyrisch-thracischen Ländergebiet an der Niederdonau und im Norden des schwarzen Meeres ausgebreitet hatten und die umliegenden Länder mit Raubzügen und verheerenden Einfällen heimsuchten. Unter ihnen waren die **Kumanen** (oder Kunen) von den Byzantinern Uzen, von den Russen Polovzer genannt, die zahlreichsten und wildesten, „ein türkisches Volk, den Petschenegen so nahe verwandt, daß ihre Sprache für die gleiche gehalten wurde,“ und von solcher barbarischen Rohheit, daß sie Nestor „das gesetzloseste Volk auf der ganzen Welt“ nennt. Als die häßlichen, kahlgeschornen Reiterschaaren der Kumanen mit Pfeil und Bogen bewehrt und leichte Kähne zum Ueberschreiten der Ströme mit sich führend aus Siebenbürgen durch das Völkerthor in die ungarische Ebene an der Marosch hereinbrachen, zog ihnen Salomon in Begleitung seiner Vettern entgegen und
1070. brachte ihnen im tapfern Kampfe eine Niederlage bei, daß sie sich zum Abzuge genöthigt sahen.

Blickte schon bei dieser Gelegenheit König Salomon mit Eifersucht auf die tapfern Vettern, welche sich durch ritterliche Großthaten hervorgethan und die Volksgunst erworben hatten, so wuchs noch sein Neid, als die wichtige Stadt Belgrad, welche einen Raubzug der Petschenegen in die ungarischen Grenzlande begünstigt hatte und deshalb mit einer Belagerung bedrängt wurde, von dem byzantinischen Befehlshaber nach tapferem Widerstand der Hand Geisa's übergeben ward und Kaiser Michael VII. Ducas demselben zum Lohn für die humane Behandlung der griechischen Gefangenen und andere Freundschaftsbeweise reiche Geschenke zusandte, ohne auf den König Rücksicht zu nehmen. Durch die Einflüsterungen eines Günstlings von deutscher Herkunft, Vid oder Veit, wurde Salomon's Herz immer mehr mit Groll und Argwohn erfüllt, so daß er endlich auf einem Feldzug gegen die Griechenstädte an der Save und Niederdonau den Vorsatz faßte, Geisa verrätherisch in seine Gewalt zu bringen. Der Anschlag mißlang, steigerte aber die Feindschaft bis zum Bürgerkrieg. Durch den Abfall einiger Großen aus Geisa's Heerlager zu den Königlichen siegte Salomon; als jedoch Ladislaus, der die Hülfe Otto's von Olmütz angerufen, dem Bruder neue Mannschaft zuführte, wurde der König an den Höhen von Magyorod, nordöstlich von Pesth, aufs Haupt geschlagen und zur Flucht gezwungen. Er eilte nach Wieselburg und rief die Hülfe des deutschen Königs an, ihm einen Theil des Reiches und die Herstellung des alten Lehnverbandes anbietend. Heinrich zog auch wirklich mit einem in der Eile gesammelten Heer dem bedrängten Schwager zu Hülfe (VI, 298 f.) und empfing von ihm die Festung Wieselburg und andere Stücke an der Reichsgrenze, aber die Bewegungen in Sachsen riefen ihn bald wieder ab. Salomon blieb auf Preßburg beschränkt, während Geisa, von Papst Gregor VII. begünstigt (VI, 310) „nach dem Verlangen der Ungarn" in Stuhlweißenburg die Regierung übernahm, ohne sich jedoch den Königstitel beizulegen.

Salomon im Streit mit seinen Vettern. — *1072.* — *26. Febr. 1074.* — *Geisa I. 1074—77.*

Diese Lage suchte der Papst zu seinen herrschsüchtigen Plänen zu benutzen. Er behauptete, Ungarn sei seit den Zeiten Stephan's ein echtes Lehen des heiligen Petrus, und zeigte sich bereit demjenigen der beiden Fürsten die Weihe der Kirche zu geben, der diese Ansprüche anerkennen würde. Zu dem Zweck führte er einen lebhaften Briefwechsel sowohl mit Geisa als mit der in Regensburg weilenden Königin. Es wäre für ihn ein großer Triumph gewesen, wenn Salomon statt der deutschen Lehnshoheit die römische auf sich genommen hätte. Doch sollte der Papst sein Ziel nicht erreichen. Unter den Wirren, die bald nachher über das Reich und die Oberhäupter der Christenheit hereinbrachen, wurde Salomon vergessen; der „Herzog" Geisa aber wagte nicht, die Gunst der Nation, der er seine Erhebung zu verdanken hatte, durch eine solche Demüthigung auf's Spiel zu setzen; vielmehr trat er mit Constantinopel in Verbindung und ließ sich, da Salomon die Krone Stephan's mit den übrigen Reichsschätzen zu sich genommen haben wird, mit einer andern Krone krönen, die ihm sein byzantinischer Gönner zusandte.

Geisa I. und Papst Gregor VII. — *1075.*

Zwei Jahre nachher schied Geisa aus dem Leben: da seine Söhne minderjährig waren und Salomon durch seine bisherige Haltung sich weder Achtung noch Vertrauen erworben hatte, so wurde Geisa's Bruder, der schöne, tapfere und ritterliche Ladislaus von den versammelten Edlen als König ausgerufen. Papst Gregor stimmte seine Ansprüche herab und gab seine Zustimmung zu

25. April 1077.

der Königswahl, aus Furcht, die Ungarn möchten durch seinen Widerstand zum näheren Anschluß an das byzantinische Reich und dadurch zur Annahme
20. August 1083. der griechischen Kirchenform bewogen werden. Die feierliche Heiligsprechung Stephan's und seines Sohnes Emerich sollte den Bund der Magyaren mit der römischen Kirche besiegeln. Auch Salomon fügte sich in die Verhältnisse und wurde mit einem standesmäßigen Einkommen abgefunden; als er aber, wie früher dargethan (VI, 408) neue Versuche machte, mit fremder Hülfe den Thron wieder zu erlangen, wurde er zur Flucht getrieben und endete als Aben-
1087 teurer unter den Petschenegen, als er denselben im Kampf gegen die Byzantiner beistand. Seine Wittwe Juditha-Sophia ging eine zweite Ehe ein mit dem Herzog Wladislaw (Hermann) von Polen und wurde die Beschützerin von Otto, dem Bekehrer der Pommern (VI, 403).

Die heil. Krone der Ungarn. Ohne Zweifel hat in diesen Jahren die Zusammenfügung der beiden Kronen, der römischen, welche Salomon in Händen hatte, und der griechischen, welche Ladislaus von seinem Bruder überkommen, stattgefunden. „Sie ist das rechte Symbol der beiden Elemente, auf denen Ladislaus' Macht beruhte, der Volkswahl und des Vertrages mit dem bisherigen rechtmäßigen Könige. Mit einem roh gearbeiteten goldenen Kreuze, welches mit Durchbrechung der zart emaillirten Darstellung des Salvators auf dem Scheitel der lateinischen Krone zerstörend eingesetzt wurde, gab man zugleich die Anhänglichkeit an die römische Kirche und den Anspruch auf volle Selbständigkeit neben den Kaiserthümern des Ostens und des Westens zu erkennen."

Wir haben früher (VI, 408) die Regierung des als Gesetzgeber und
Ladislaus der Heilige 1077—95. Kriegsheld gleich ausgezeichneten Königs Ladislaus kennen gelernt. Er brachte es dahin, daß die Kroaten nach dem Tode des von dem Papste zum König von Kroatien und Dalmatien erhobenen und unter römische Lehnshoheit gestellten Suinimir-Demetrius seinen eigenen Neffen Almus als König anerkannten, und dadurch die spätere Vereinigung dieses Landes mit dem Magyarenreich angebahnt ward; er schlug die Kumanen zurück und machte ihren Raubzügen ein Ende; er kämpfte siegreich gegen Russen und Polen. Dabei war er eifrig bemüht, die sittlichen und geistigen Kräfte der Nation zu entwickeln. Wir wissen, daß er in Agram ein Bisthum errichtete; er gründete das Kloster Sümeph und bevölkerte es mit französischen Mönchen, welche die Studien ihrer Heimath nach dem Donaulande verpflanzten; er ordnete auf einer Synode in Szabolcs die kirchlichen und religiösen Verhältnisse, schärfte den Besuch des Gottesdienstes, die Sonntagsfeier und die heiligen Gebräuche ein und untersagte aufs Strengste alle heidnischen Opfer an Brunnen, Quellen und Bäumen. Die zahlreichen Juden und „Ismaeliten," welche noch aus den Zeiten der Chazaren im Lande waren, wurden harten Beschränkungen unterworfen. Und nicht nur für Religion und Kirche, sondern auch für das gesellschaftliche Zusammenleben traf Ladislaus treffliche Anordnungen. Alle früheren Gesetze zur Sicherung des Eigenthums wurden wiederholt und erweitert, die Rechtspflege wurde verbessert, das königliche Ansehen gehoben, der Adel zur ehrfurchtsvollen Unterwerfung unter die Krone genöthigt. Mit Recht

konnte man von Ladislaus rühmen, „er habe durch seine Thätigkeit Pannonien zu einer solchen Ordnung und Blüthe gebracht, daß es nach den Zeiten des heiligen Stephan in Gesetzen, Freiheit und Reichthum niemals so glänzend geleuchtet hat.“ Als er in der von ihm selbst gebauten Kirche von Großwardein beigesetzt ward, trauerte das ganze Land über den „heiligen“ König. 29. August 1095.

Auch von seinem Neffen und Nachfolger, der nach dem einst in Oesterreich hingerichteten, dann als Heiliger hochverehrten irischen Wandermönch den Namen Koloman führte, ist schon früher die Rede gewesen (VI, 408 f.). Er brachte Kroatien, wo sein Bruder Almus einem Abkömmling des alten Königshauses hatte weichen müssen, zur Vereinigung mit Ungarn, indem er nach Bewältigung des Prätendenten die zwölf mächtigsten „Zupane“ auf einer Zusammenkunft zu einem friedlichen Uebereinkommen bewog, durch welches sie sich in den mildesten Formen unter die persönliche Lehnshoheit des Magyarenkönigs stellten. Niemals sollten nach diesem Vertrage weder sie selbst, noch ihre Familien, noch ihre Leute von ihrem Eigenthum Zins geben; zum Krieg aufgeboten, sollten sie verpflichtet sein, je mit zehn wohlbewaffneten Reitern dem Könige zuzuziehen, auf ihre Kosten bis zur Drau, von da an auf Kosten des Königs. Nur in der Person des Staatsoberhauptes sollte somit Kroatien mit Ungarn vereinigt sein, in allen inneren Angelegenheiten dagegen unter eigener Verwaltung stehen.

Koloman 1095—1114.

Kroatien mit der ungarischen Krone vereinigt.

Wenn Koloman vorerst noch von Dalmatien absah, so geschah es nur in der weisen Politik, die Eifersucht der Italiener, insbesondere der Venetianer, nicht zu reizen, welche in der größtentheils romanischen Bevölkerung der Küstenstädte viele Sympathien hatten; aber seine Vermählung mit der Tochter des Normannenfürsten Roger I. und die Besitznahme der Hafenstadt Brindisi, ließen deutlich erkennen, daß er auch am adriatischen Meere festen Fuß zu fassen gedenke. Die große Kreuzzugsbewegung, welche, wie früher dargethan (VI, 579 f.), die Magyaren in viele Kämpfe mit den ungeordneten Schaaren verwickelte, die dem Hauptzug vorangingen, nöthigte Koloman zunächst seine Waffen in andere Gegenden zu tragen; als er aber durch die Siege bei Neitra und Wieselburg über die wilden Schwärme Meister geworden, und sich von der großen Niederlage erholt hatte, die er als Bundesgenosse des russischen Großfürsten Swjatopolk von Kiew durch die Kumanen erlitt, gedachte er auch wieder des dalmatischen Landes und fügte den ganzen nordöstlichen Theil der adriatischen Meeresküste dem Magyarenreiche bei. Ohne den Aufstand des Herzogs Almus, den wir früher behandelt (VI, 409) und der Koloman in einen Krieg mit Kaiser Heinrich V. verwickelte, wäre die Eroberung vielleicht noch weiter ausgedehnt worden. Es war ein Glück für die Venetianer, bemerkt Spittler, daß die ungarischen Könige weder Lust zum Seewesen, noch die Nation selbst Sinn für Seehandel hatte; hier hätte sonst der gefährlichste Feind für sie entstehen können.

Verhältniß zu Dalmatien.

1099.

In der gesetzgeberischen Thätigkeit war Koloman ein würdiger Nachfolger Stephan's und Ladislaus'. Die gesetzlichen Bestimmungen, die er mit dem Beirathe der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches erließ, führten die Verhältnisse in Staat und Kirche, im öffentlichen Leben und im Handelsverkehr einer weiteren Entwickelung entgegen, indem sie auf Grund der früheren

Koloman's legislatorische Thätigkeit. 1100.

Gesetzgebungen einen gesicherten Rechtsgang zu begründen, die Stellung des Königs, der Geistlichkeit und des Adels auf feste Normen zu bringen, die christliche Lebensordnung des Volkes nach dem Vorbilde des romanisch-germanischen Abendlandes zu regeln, das Steuerwesen, die Dienstverhältnisse und die Rechte und Pflichten der einzelnen Stände auf festen Fuß zu setzen suchten.

Königs- und Staatsrecht.

Zur Verbesserung der Rechtspflege und zur Beseitigung eingerissener Mißbräuche wurde das Reich nach den bischöflichen Sprengeln in zwölf Gerichtskreise eingetheilt und angeordnet, daß alljährlich zweimal, im Frühjahr und im Herbst, die vornehmsten Geistlichen, so wie der Burggraf (Comes) und sämmtliche königliche Amtleute ohne besondere Ladung in der bischöflichen Residenz zusammentreten und die schwebenden Gerichtshandlungen zwischen Laien und Klerikern, zwischen Grafen, Beamten und Gauen zur Entscheidung bringen sollten. Doch behielt der König, so oft er in den Bezirk kam, sich selbst und seinen richterlichen Beisitzern die oberstrichterliche Gewalt vor. Ueberhaupt war die ungarische Königsmacht so scharf ausgeprägt, daß sie die Bewunderung Otto's von Freising erregte: „Niemand als der König hat Münze und Zoll; auch die geringste ihm zugefügte Beleidigung wird an dem Vornehmsten gerichtet: ein beliebiger Diener holt ihn aus der Mitte seines Gefolges, legt ihn in Fesseln und bringt ihn zur Folter. Kein Gericht durch Standesgenossen wird von einem solchen Großen verlangt, keine Vertheidigung des Angeklagten findet statt. Der Wille des Königs wird als ausreichender Grund betrachtet." Aber ein großer Uebelstand, der Mangel einer gesetzmäßigen Thronfolgeordnung, blieb auch in Koloman's Gesetzgebung unerledigt und wurde die Veranlassung vieler ferneren Zerrüttungen. — Zugleich wurden die königlichen Einkünfte und die Steuer- und Finanzordnung sorgfältig regulirt, wobei wohl die im griechischen Reiche bestehenden Einrichtungen als Vorbild dienten. „Von allen Fremden, Taglöhnern und sonstigen Gästen," heißt es bei Büdinger, „wird ein Kopfgeld für ihre Freiheit erhoben, von den Stadtleuten dieses Kopfgeld und eine Arbeitssteuer; die bisherige Handelsabgabe der „nur um Reichthums willen" feilhabenden Kaufleute wird verdoppelt, während die ärmeren bei dem einfachen Satze belassen werden. Die bisherige Steuer der Gemeinfreien von acht Denaren wird wohl abgeschafft, aber von den Wochenarbeitern bleibt sie als Arbeitssteuer. Das sind die direkten Einnahmen; die von Gütern, die Zoll- und Paßeinnahmen kommen natürlich hinzu. Die Erhebung der directen Steuern ist Sache des Gaugrafen, der beliebige Diener verwenden mag; genug, daß er seine Quote bei Strafe doppelter Zahlung alljährlich bis zu Ende des September in Gran abzuliefern hat; ein Drittel wird dort dem Grafen ausbezahlt, zwei Drittel behält der König." Auch die Heeresfolge wurde genau bestimmt. Waffenpflichtige Burgunterthanen blieben von jeder Steuer befreit; der Dienst auf den Grenzmarken war besonders sorgfältig ins Auge gefaßt. Eigene Markgrafen leiteten die Bewachung und mußten bei jeder drohenden Gefahr sofort Eilboten an den König abgehen lassen.

Die Rechte des Adels.

Neben den Königsrechten verbreitete sich die Legislation Koloman's über die Rechte des Adels. Alle Adelsgüter, welche auf einer Verleihung König Stephans beruhen, sollten nach wie vor für vollkommen frei und vererblich gelten und die gutshörigen Leute auf denselben nur ihren Herren abgabenpflichtig sein. Für jüngere Verleihungen wird bestimmt, „daß sie mit Ausschluß der Weiber nur auf die directe Descendenz oder die nächsten Agnaten vererblich sein, in Ermanglung solcher an den König zurückfallen sollten." Alle seit König Stephan veräußerten Krongüter sollen zurückgenommen werden und die vertriebenen Einwohner wieder einziehen.

Am Ausführlichsten verbreitete sich Koloman's Gesetzgebung über die kirchlichen Dinge. Nicht genug, daß die Kirchengebote über christliche Sonn- und Feiertage, über Gottesdienst, über Eheschließung, Sacramente u. A. wiederholt, alle heidnischen Opfer und Gebräuche mit Haft und bei geringen Leuten mit körperlicher Züchtigung bedroht, Juden und „Ismaeliten" großen Beschränkungen im bürgerlichen Verkehr unterworfen werden; für die Geistlichkeit sollte das kanonische Recht nach allen Beziehungen Geltung haben, die bischöfliche Gerichtsbarkeit sich über den gesammten Klerus in allen Rechtshändeln erstrecken, der Cölibat allenthalben durchgeführt werden, das Kirchengut vor Säcularisation geschützt, die Abgaben des Zehnten allgemein verbindlich, die freie Bischofswahl ohne königliche Investitur geltend sein u. A. m. Durch die ganze Gesetzgebung geht „ein Zug scharfer hierarchischer Ordnung und Zucht." Dafür wird der Geistlichkeit Loyalität gegen das Königthum zur Pflicht gemacht. Die Gesetzgebung „beginnt mit einer Einschärfung täglichen Kirchengebetes für König und Reich und bedroht mit Bannstrafe auch nur die Mitwissenschaft an einem gegen Wohl oder Würde des Königs gerichteten Verschwörungsversuche." Auch vor eigenmächtigen Eingriffen in die Rechte des Adels hütet sich der Klerus: „Wer einen unfreien oder sonst in Dienstbarkeit stehenden gemeinen Mann ohne Vorwissen und Genehmigung seines Herrn in literarischen Dingen unterweist oder in den geistlichen Stand aufnimmt, soll ihn nicht nur zurückliefern, sondern auch noch eine bedeutende Geldbuße bezahlen." Gottesurtheile sollten nur an den Sitzen der Bischöfe und Pröpste gestattet sein. Mit Recht bemerkt Spittler über die durch die Koloman'sche Gesetzgebung begründeten Zustände: „Man findet in Ungarn um diese Zeit Spuren von roher Barbarei und von guten Einrichtungen der Staatspolizei wunderbar beisammen. Das Steuerwesen ist schon auf einem regelmäßigen Fuß; eine Art Post geht durch das ganze Reich, und doch konnte in den Volkssitten die christliche Religion noch nicht triumphiren, der Ackerbau stieg nur langsam, und manche der schönsten Gegenden des Landes wurden blos als Pferd- und Viehweiden benutzt. Die Cultur mußte hier einen höchst unregelmäßigen Gang gehen, weil sie fast blos von Außen herein kam und nicht als eigene Blüthe des ganzen Nationalzustandes sich entwickelte. Ueberdies war es ein seltsames Gemische von byzantinischer und von westeuropäischer Cultur; viel kam von Constantinopel her, noch mehr aus Italien und Deutschland."

Kirchenrecht.

b) **Ausbau der monarchisch-aristokratischen Verfassung unter byzantinischem Einfluß.**

Nach Koloman's Tod kamen schlimme Zeiten über Ungarn. Unter seinem Sohn Stephan II. versuchte die romanische Bevölkerung Dalmatiens, die besonders in der Hauptstadt Spalatro das Uebergewicht hatte, sich der Herrschaft der Ungarn zu entziehen und an die Republik Venedig anzuschließen. Die Jugend des Königs, der bei des Vaters Tode erst dreizehn Jahre zählte und eine Zeitlang noch unter vormundschaftlicher Aufsicht stand, schien das Vorhaben zu begünstigen. Aber der Sieg der Ungarn bei Zara, wobei der Doge Ordelaffo Falieri, der Anstifter und Leiter der Bewegung, auf dem Waffenfelde blieb, befestigte die Herrschaft der Magyaren im dalmatischen Küstenlande. Nur Zara selbst und die Inseln blieben bei der Republik.

Stephan II. 1114–31. 1. Dalmatien. 1117.

Dieser Erfolg bot jedoch geringen Ersatz für die großen Unfälle, welche Stephan nach erlangter Volljährigkeit durch seine Leidenschaften und Unbesonnenheit über das Reich brachte. Der Versuch, den Landstrich jenseits der

2. Krieg mit Oesterreich und Constantinopel.

Leitha, der unter Samuel an das deutsche Reich verloren gegangen, für Ungarn zurückzuerobern, verwickelte ihn in einen mehrjährigen Krieg mit Herzog Leopold von Oesterreich, der ihm nur Schmach und Niederlagen brachte; und als er aus Haß gegen den geblendeten Oheim Almus, der seiner Haft entflohen am byzantinischen Kaiserhof eine freundliche Aufnahme und bei der Kaiserin, seiner Verwandten, ein mitleidiges Herz fand, seine Waffen über die Donau trug und die thracischen Lande verheerte, führte er einen Krieg herbei, der dem Magyarenreiche großen Schaden zufügte und der byzantinischen Staatskunst Gelegenheit bot zu unheilvollen Intriguen und Einmischungen in die inne-
1123. ren Angelegenheiten. Schon vorher hatte Stephan einen Feldzug in das südliche
3. Boris. Rußland unternommen, um den vertriebenen Großfürsten Jaroslaw von Wladimir bei der Wiedereroberung seines Reiches zu unterstützen und zugleich Rache zu nehmen für die Niederlage seines Vaters. Auch dieser Feldzug brachte ihm nur Schaden. Als sein Bundesgenosse bei der Belagerung von Wladimir fiel, nöthigten die ungarischen Führer den König zum Abzug. Bei dieser Gelegenheit lernte er wahrscheinlich den Boris kennen, welchen die von Koloman wegen Untreue verstoßene Predslawa in ihrer russischen Heimath geboren hatte. Wir haben die Geschicke dieses Fürsten, dem der königliche Halbbruder große Gunst erwies, früher kennen gelernt (VI, 678). Da der König in kinderloser Ehe lebte und das ausschweifende Leben, dem er sich von Jugend auf ergeben, keine Aussicht auf Nachkommenschaft gab, so gedachte er den Boris zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dem widerstrebte aber die Nation, weil der Makel der Illegitimität auf dem Sohne der Königin Predslawa haftete. Es entstanden aufrührerische Bewegungen unter den Großen, welche die ganze Re-
4. Die Kumanen. gierungszeit Stephan's überdauerten. Die Unzufriedenheit mit dem König gewann an Stärke, als er den Kumanen, den alten Halbbrüdern des magyarischen Nomadenvolkes, die von den Byzantinern aus Bulgarien vertrieben, in Ungarn eine freundliche Aufnahme gefunden, in auffallender Weise seine Gunst zuwandte. Er hatte den ganzen Schwarm, mehrere tausend Familien „rüstige Männer, leichtfertige Weiber und fröhliche Mägde" auf den fruchtbaren Krongütern jenseits der Theiß angesiedelt und verbrachte Wochen und Monate in ihrer Mitte, mit ihren Frauen und Töchtern buhlend und dadurch die Kraft und Gesundheit seines Körpers vollends aufreibend. Stephan erstickte zwar den Aufruhr im Blute der Urheber; aber er überzeugte sich doch, daß die Nation sich keinen König gefallen lassen würde, der als Bastard ange-
5. Bela. sehen ward. Er vernahm daher mit Freuden, daß Bela, der Sohn des mittlerweile in Constantinopel verstorbenen Herzogs Almus, welcher einst mit seinem Vater der Augen beraubt worden, durch zwei befreundete Männer gerettet und in der Verborgenheit am Leben erhalten worden sei. Er ließ ihn sofort an
1129. den Hof kommen, vermählte ihn mit Helena, der Tochter eines serbischen Fürsten, und erhob ihn zum Thronfolger. Zwei Jahre nachher schied Stephan II.

unter schweren körperlichen Leiden und mit angsterfüllter Seele über sein sündhaftes Leben aus der Welt, den Tod im Mönchskleide erwartend.

Nun bestieg Bela der Blinde, ein durch seine leidensvolle Jugend gebrochener, unselbständiger Fürst, den ungarischen Thron. Er selbst hätte es vielleicht in seiner Gutmüthigkeit den schlimmen Männern, die einst bei seiner und seines Vaters Verfolgung und Augenverstümmelung mitgewirkt, nicht nachgetragen, aber seine leidenschaftliche Gemahlin dürstete nach Rache, um so mehr, als die feindlich gesinnte Partei, die einst Kolomans Herz zur Grausamkeit wider den Bruder und Neffen gereizt, mit Boris verrätherische Verbindungen unterhielt, um demselben die Krone zuzuwenden. Kaum war daher der Angriff, den Boris im Vertrauen auf die magyarischen Freunde mit polnischen und russischen Bundestruppen wider Ungarn unternahm, zurückgewiesen und unter Vermittelung des deutschen Kaisers Lothar ein Abkommen getroffen (VI, 678); so wurde eine Reichsversammlung nach Arad berufen. Hier forderte die Königin in so beredten Worten Bestrafung der ruchlosen Männer, welche einst dem Vater ihrer Kinder das Augenlicht geraubt und seitdem stets bedacht gewesen, ihm auch den Thron zu rauben, daß unter den Anwesenden eine heftige Bewegung entstand und eine Rachethat verübt wurde, welche Zeugniß gab von dem wilden Sinne und der Herzenshärtigkeit der Magyaren jener Tage. „Alsbald fiel alles Volk über jene her, die zu des Königs Blendung gerathen", erzählt Mailáth. „Viele wurden in Ketten gelegt, achtundsechzig grausam getödtet, ihre Weiber und Kinder geächtet, ihre Besitzungen an die Kathedralen vertheilt." Graf Lambert, des heil. Ladislaus Schwager, Stifter der Abtei Bozok, wurde von dem eigenen Bruder mit einem Stuhlbein erschlagen, daß das Hirn ausfloß, sein Sohn starb durch Enthauptung. Durch diese Blutthat wurden die Familien der alten Stamm- und Volkshäupter ins Herz getroffen. Nach zehnjähriger Regierung schied der blinde König aus dem Leben, mit Dank gegen Gott, daß er ihn für sein hartes Mißgeschick mit einem frommen Gemüth belohnt. Seine Tochter Sophia, die einst mit dem Sohne des Hohenstaufen Konrad verlobt gewesen, wählte nach dem frühen Hinscheiden des Bräutigams freiwillig das Klosterleben.

Bela II. der Blinde 1131—1141.

1136.

In minderjährigem Alter folgte Geisa II. dem Vater auf dem Thron. Unter ihm fand eine neue Einwanderung fremder Colonisten statt. Eingeladen von den Reichsvorstehern und einigen mächtigen Herren wandten sich in den ersten Regierungsjahren Geisa's II. Schaaren flandrischer und niederdeutscher Ansiedler, welche die mächtig hereinbrechenden Meeresfluthen nicht länger abzuwehren vermochten, gen Osten und ließen sich, vereinigt mit andern arbeitsamen und kriegslustigen Gesellen aus verschiedenen Gauen der deutschen Erde, in dem von den wilden Petschenegen entvölkerten Lande „jenseits des Waldes" im jetzigen Siebenbürgen nieder, wo sie unter dem Namen Sachsen bis auf den heutigen Tag ihre vaterländischen Sitten, Sprache und Einrichtungen beibehielten. Sie

Geisa II. 1141—61. Deutsche Colonisten in Siebenbürgen.

haben die Thäler des Marosch und der Aluta, das Land der „sieben Burgen" durch Fleiß und Ausdauer aus einer Wüste in einen blühenden Landstrich mit reichen Städten und wohlhabenden Dörfern umgeschaffen und sich die großen Rechte, die man ihnen bei der Ansiedelung zusicherte und in der Folge mehrmals bestätigte — wahres Grundeigenthum, eigene Gerichtsbarkeit, freie Wahl ihrer Beamten, unmittelbaren Stand unter dem König u. A. — gegen alle Anfechtungen kräftig gewahrt. Um 1160 gründete ein edler Bürger aus Nürnberg Hermanstadt; die andern größeren Städte, wie Klausenburg und Kronstadt, entstanden nicht viel später.

„Wo der verschiedenen Völkerschaften so viele sind, wie in Ungarn und Siebenbürgen, wo die Verschiedenheit in Sprache und Lebensart und im ganzen Nationalcharakter die Contraste so scharf macht, und auch selbst die Regierung Jahrhunderte lang so wenig that und thun konnte, um allmählich zusammenzuschmelzen, da mochten sich die Spuren des ersten Werdens der Dinge leicht bis zu den neuesten Zeiten herab erhalten."

Kriegerische Verwickelungen mit Byzanz. 1146. Um die Zeit, da der heil. Bernhard den Kreuzzug predigte, trat der junge König in die Jahre der Mündigkeit und die erste That nach seiner Wehrhaftmachung war der glänzende Sieg an der Leitha über Boris und seine deutschen Verbündeten, wie in den früheren Blättern berichtet worden (VI, 678). Boris fand jedoch einen neuen Verbündeten in dem byzantinischen Kaiser Manuel, dessen große Eigenschaften und Regentengaben wir früher kennen gelernt (VI, 483 f.). Manuel nahm den Flüchtling um so lieber bei sich auf, als er dadurch einen Vorwand für seine Eroberungspläne in den Donaugegenden erhielt. Denn Serbien und Bosnien, auf deren Unterwerfung sein Sinn gerichtet war, standen durch die Bande naher Verwandtschaft mit Ungarn in Verbindung; dort herrschte Geisa's mütterlicher Oheim, hier sein eigener Bruder Ladislaus. Ein mehrjähriger verheerender Krieg, wobei die ungarischen Landschaften an der Donau hart mitgenommen wurden, war die Folge dieser politischen Verwickelungen.

Boris fand während dieses Krieges durch den Pfeil eines kumanischen Reiters sein blutiges Ende. Sein Tod und die damit verbundene Niederlage der Griechen brachten jedoch nur kurze Ruhe. Die beiden Brüder des Königs, der erwähnte Ladislaus von Bosnien und Stephan, dem einst der Vater Sirmien als Herzogthum zugewiesen, geriethen in Streit mit Geisa, und suchten, des Hochverraths und Abfalls angeklagt, Zuflucht bei Manuel, der sie freundlich an seinem Hofe aufnahm und seine Nichte Maria mit Stephan vermählte; dadurch empfing der Krieg neue Nahrung; und als Geisa noch vor Herstellung des Friedens aus der Welt ging, benutzte der Kaiser die unbestimmte Thronfolgeordnung zu neuen Eroberungsplänen. Nicht nur, daß er die Länder im Süden der Donau unter seine Oberherrschaft zu bringen hoffte, er gedachte auch Ungarn in ein schutzherrliches Verhältniß zum Kaiserreich zu setzen. Kaum nämlich war Geisa's Erstgeborner der zwölfjährige Stephan III. als König anerkannt, so rückte Manuel in Begleitung seiner Schützlinge in Serbien ein und ließ den Ungarn durch eine Gesandtschaft entbieten, sie sollten im Sinne alter Gebräuche dem Bruder des verstorbenen Königs, seinem Verwandten Stephan (IV.), die Krone zuwenden. Man

Stephan III. 1161—1173.

wies sein Verlangen mit Entrüstung zurück; als er aber mit einem Heer vor Belgrad
erschien und zugleich die Mittel der Bestechung und Verführung anwandte, gelang es
seinem Schützling einen Anhang unter den parteisüchtigen Großen zu gewinnen. Nun
hatte Ungarn, da auch der andere Bruder Ladislaus sich den Herrschertitel beilegte,
drei Könige, die in verschiedenen Theilen des Reichs Anerkennung fanden. Zum Dank
versprach Stephan IV. dem Kaiser Sirmien. Im folgenden Jahr starb Ladislaus 1162.
und bald nachher erlitt auch der Bruder eine Niederlage und gerieth in Gefangenschaft
seines königlichen Neffen. Gegen das Versprechen, das Land nicht ferner zu beun-
ruhigen, gab ihm dieser die Freiheit zurück. Aber ungerührt durch solche Großmuth
entfloh Stephan IV. wieder in das byzantinische Heerlager und reizte den Kaiser von
Neuem zum Krieg. Für Manuel war die Aussicht auf Ländergewinn unter einem
Clientelkönig zu lockend, als daß er nicht die erprobten Künste der Verführung und
diplomatischer Unterhandlungen, unterstützt durch eine schlagfertige Armee in den
Grenzlanden, von Neuem hätte in Anwendung bringen sollen. Selbst als sein Schütz-
ling bei Gelegenheit eines Aderlasses, wie man glaubte an Vergiftung, plötzlich in
Semlin starb, hörte der Krieg nicht auf. Nunmehr trat Manuel mit dem Vorschlag 1164.
auf, Stephan's III. Bruder, Bela, solle in Constantinopel erzogen werden, und in der
Folge, mit des Kaisers Tochter vermählt, in beiden Reichen das Scepter führen. So
gefährlich das Anerbieten für die Unabhängigkeit Ungarns war, zumal da der Kaiser
sofort das Erbe Bela's, Sirmien in Anspruch nahm; so gewann er doch auch für diesen
Plan einen Theil der Großen. Bela wurde nach der griechischen Hauptstadt geführt, wo
er eine gute Erziehung erhielt (VI. 484); da aber Stephan III. und seine Partei von
dieser Uebereinkunft Nichts wissen wollten, so hatte der Krieg seinen Fortgang. Der
Plan einer künftigen Vereinigung beider Kronen und einer Verheirathung Bela's mit
der Kaisertochter wurde zwar aufgegeben, als dem byzantinischen Herrscher in seiner
zweiten Ehe ein männlicher Thronerbe, Alexius, geboren ward; aber durch die Ueber-
legenheit seiner Waffen brachte er den größten Theil von Dalmatien in seine Gewalt.
Das zerrüttete Ungarn konnte das Verlorne nicht zurückerobern; denn als Stephan III.
im vierundzwanzigsten Lebensjahre aus der Welt ging, wie die trauernden Freunde
meinten durch Gift, und Bela zur Uebernahme des Thrones aus Constantinopel her-
beieilte, fand er so viele Gegner, daß er seine ganze Thätigkeit den innern Angelegen-
heiten zuwenden mußte. Die nationale Partei, an ihrer Spitze der Erzbischof von
Gran, Lucas Bansy, nahm Anstoß an seiner griechischen Erziehung, an seiner Hin-
neigung zu den Sitten und Religionsformen des christlichen Morgenlandes, welche auch
seine Gemahlin Agnes (Anna) von Antiochien, Schwester der Kaiserin theilte, sowie an
dem eidlichen Versprechen, das er bei seiner Abreise von Constantinopel abgelegt, stets Alles
zu thun, was dem Kaiser und dem oströmischen Reiche nützlich sei. Sie begünstigte
den jüngeren Bruder Geisa, für den auch die Mutter Euphrosyne wirkte. Erst im
zweiten Jahr wurde Bela Herr des Widerstandes. Er erlangte die Krönung durch
den Erzbischof von Kalocza, den Papst Alexander III. dazu ermächtigt, entfernte seine
Mutter nach dem griechischen Reiche und hielt seinen Bruder, als er mit Hülfe des
Böhmenfürsten den Flüchtigen in seine Gewalt bekam, in strenger Haft.

Von der Zeit an regierte Bela III. kräftig und weise. Nun geschah aber, Bela III. 1173—1196.
was die nationale Partei gefürchtet hatte: griechische Einrichtungen und Re- Griechische Einflüs[...]
gierungsweise traten an die Stelle der bisherigen, noch an die nomadische Un[...]
Vorzeit erinnernden primitiven Formen. Eine Hofkanzlei mit einem golde[...]
Siegel besorgte jetzt schriftlich die Staatsgeschäfte, die früher mündlich ab[...]

zu werden pflegten; eine glänzende Hofhaltung mit prunkenden Hofämtern sollte die Würde und Majestät des Königs erhöhen. Aber auch andere Seiten des öffentlichen Lebens gewannen unter König Bela, der durch seinen Aufenthalt in der byzantinischen Weltstadt Bildung und höhere Einsicht erlangt hatte. Durch eine wachsame Polizei steuerte er dem Raubwesen und dem Hang zum Diebstahl, die während der unruhigen Zeiten sehr zugenommen hatten; er beförderte das Städtewesen, und als er nach dem Tode seiner Gemahlin sich eine zweite Ehegenossin aus Frankreich holte, wurde nicht nur das Gesellschafsleben bei Hofe vornehmer und eleganter, auch manche junge Männer von Adel widmeten sich in Paris den Studien und suchten nach ihrer Rückkehr Sinn für Bildung und Wissenschaft unter ihren Landsleuten zu wecken.

Dabei suchte Bela auch die politischen Verhältnisse des Auslandes im Interesse seines Landes zu nutzen. Die Verwirrungen, die nach Manuels Tod über das griechische Reich hereinbrachen (VI, 484 ff.) gaben ihm Gelegenheit, das dalmatische Küstenland wieder mit Ungarn zu vereinigen und mit den Waffen gegen die Venetianer zu behaupten, und wie fein und liebenswürdig er sich gegen Friedrich Barbarossa zu benehmen wußte, als dieser große Kaiser auf seinem Kreuzzug durch Ungarn kam, wurde früher dargethan (VI, 813). Damals entließ Bela auch seinen Bruder Geisa der langjährigen Haft, damit er sich der heil. Fahrt anschließe. Er selbst konnte nicht Theil nehmen, aber er übertrug die Erfüllung seines Gelübdes seinem zweiten Sohne Andreas, ihm zugleich einen großen Schatz hinterlassend.

Emerich 1196—1204. Bela's Erstgeborner, Emerich, der schon bei des Vaters Lebzeiten gekrönt worden war, wurde sein Nachfolger auf dem ungarischen Thron. Andreas beeilte sich jedoch keineswegs, das Kreuzzugsgelübde auszuführen. Vielmehr verlangte er von dem Bruder Kroatien und Dalmatien als Erbtheil, und erhob, als dieser die Forderung zurückwies, Krieg wider ihn. Wie sehr der Papst, um den Kreuzzug besorgt, wie sehr die benachbarten Fürsten sich Mühe gaben, den Bruderkrieg, der sich zugleich durch die Parteisucht des Adels zu einem Bürgerkrieg gestaltete, zu vermitteln und auszugleichen; keine Uebereinkunft war von Dauer: der leichtsinnige, verschwenderische, dabei aber ritterliche Andreas, den seine ehrgeizige Gemahlin Gertrud von Meran fortwährend aufreizte, fand mehr Geltung bei den ungarischen Großen, als der unkräftige, von geistlichen Einflüssen abhängige Emerich. Unterdessen ging Zara an Venedig verloren (VII, 96), der Fürst von Serbien entzog sich der Oberlehnshoheit; der Kreuzzug, zu dem sich auch Emerich verpflichtet, kam nicht zu Stande.

Selbst als endlich Emerich durch eine entschlossene, muthige That, indem er waffenlos die feindlichen Schlachtreihen durchschritt, den Kriegern zurufend, wer es wage, seine ruchlose Hand wider den König zu erheben? und seinen Bruder aus der
1203. Mitte der überraschten Menge gefangen wegführte, dem Kampf ein unerwartetes Ziel setzte, kam das Reich dennoch nicht zum dauernden Frieden. Denn bald nachher starb Emerich, nachdem er seinen kleinen Sohn Ladislaus zum Nachfolger bestimmt und Obhut des wieder in Freiheit gesetzten Bruders empfohlen; aber weder Andreas

noch seine herrschsüchtige Gemahlin waren gesonnen, die Gelegenheit zur eigenen Erhebung vorübergehen zu lassen. Die verwittwete Königin Constanze von Aragonien sah sich bald zurückgesetzt und bedroht, so daß sie sich mit ihrem Knaben unter den Schutz des Herzogs von Oesterreich flüchtete, und als der zarte Königssohn bereits im nächsten Jahr dem Vater ins Grab nachfolgte, kehrte sie in ihre Heimath zurück und vermählte sich in der Folge mit dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. (VII, 48). Die um diese Zeit erfolgte Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer setzte dem griechischen Einfluß in Ungarn ein Ende. Er hatte dem Lande viele Verwirrung gebracht und in der Königsfamilie und unter dem Adel Zwietracht und Parteiung erzeugt; aber er hatte auch wesentlich zur Erhöhung der Königsmacht und zur Begründung europäischer Regierungsformen beigetragen und das Land cultivirteren Zuständen entgegengeführt. Mehr und mehr verschwanden von der Zeit an die Reste des alten Nomadenwesens, welches die Magyaren aus ihrer asiatischen Urheimath mitgebracht.

Die Ungarn gewannen wenig durch die Thronbesteigung des zweiten Andreas II. 1205—1235.
Andreas. Der neue König war bei aller Ritterlichkeit von schwachem, unselbständigem Charakter, der sich dem Einfluß seiner leidenschaftlichen Gemahlin Gertrud überließ, ihre beiden Brüder Berthold und Ekbert, unwürdige und ungebildete Männer, mit Aemtern und Ehrenstellen überhäufte, ja den ersteren zum Ban von Kroatien und Dalmatien ernannte und zum Erzbischof von
Kalocza wählen ließ, der auf leichtsinnige Weise den Staatsschatz verschwen- 1206.
dete und wenn er in Geldverlegenheit war zu drückenden Maßregeln schritt, der, um bei der wachsenden Unzufriedenheit der Großen seinen Anhang zu vermehren, viele Burggüter weggab und dadurch nicht nur die königlichen Einkünfte schmälerte, sondern auch die militärische Ordnung der Landesvertheidigung gefährdete. Während er das eigene Reich nur mühsam zusammenhielt, strebte er nach dem Besitze von Galizien (Halics) und vergeudete seine Kräfte um seinem jüngeren Sohne Koloman eine Fürstenkrone zu verschaffen, die er nach kurzer Zeit wieder schmählich einbüßte.

Unterdessen stifteten einige ungarische Großen, empört über die schmachvolle Ge- Ermordung der Königin
walthat, die der Königin Bruder Ekbert der Gemahlin eines hochgestellten Edelmanns 1214.
anthat, eine Verschwörung, in deren Folge Gertrud in ihrem Palaste ermordet ward; aber die Brüder entkamen mit den Schätzen, welche sie und die Schwester zusammengescharrt hatten. Andreas bestrafte einige der Schuldigen; doch tröstete er sich bald und schloß schon im nächsten Jahr eine zweite Ehe mit Jolanta von Auxerre.

Noch schlimmer wurde die Lage Ungarns, als Andreas II., gedrängt von dem Papste, endlich den lange verzögerten Kreuzzug antrat, von dem wir
früher gehandelt haben (VII, 112). Während er im syrischen Lande unfrucht- 1217.
bare Lorbeern zu erringen suchte, gerieth sein Sohn Koloman in polnische Gefangenschaft und die Magnaten eigneten sich einen guten Theil der Kronländereien an und zwangen viele vom niedern Adel unter ihre Botmäßigkeit. Die Rückkehr des Königs brachte keine Heilung. Um die Mittel zu einem neuen galizischen Feldzug zu erlangen, schritt er zu dem verderblichen Kunstgriff einer Münzverringerung, übertrug Juden und Ismaeliten die Eintreibung der Kammer-

einkünfte und eignete sich die Summen an, die einst Emerichs Wittwe Constanze bei ihrer Flucht in dem Johanniterhause zu Gran niedergelegt hatte. Umsonst suchte Bela, der während des Vaters Abwesenheit das Reich verwaltet hatte, den König zu bewegen, die entfremdeten Krongüter wieder an sich zu nehmen und dadurch den Einkünften und dem Kriegsdienst wieder aufzuhelfen; die Großen wußten das Vorhaben zu hintertreiben; nur gegen das eidliche Gelöbniß des Königs, nicht an ihre Besitzungen zu rühren, versprachen sie ihm Kriegshülfe. Sie stifteten Zwietracht in der königlichen Familie, so daß endlich Vater und Sohn einander gewaffnet gegenübertraten, jener auf die Magnaten dieser auf den niederen Adel sich stützend. Endlich gelang es der Vermittelung des Papstes und der Geistlichkeit eine friedliche Ausgleichung zu bewirken. Doch gingen die Magnaten als Sieger aus dem Kampfe hervor, denn das große Reichs-Privilegium, „die goldene Bulle“ genannt, welches Andreas II. mit dem Reichstage vereinbarte, und das bis auf die neueste Zeit die Grundfeste der ungarischen Verfassung bildete, kam vorzugsweise den privilegirten Ständen zu gute, denen steuerfreies Eigenthum, gesetzlicher Rechtsgang vor dem königlichen Gericht und ein auf die Landesvertheidigung beschränkter Heerbann zugesichert ward. Und so sehr wußte die hohe Aristokratie die dadurch erlangten Rechte für alle Zukunft sicher zu stellen, daß die Urkunde ausdrücklich erwähnte, eine Verletzung des großen Freibriefes von Seiten des Königs berechtige die Magnaten zu bewaffneter Widersetzlichkeit. Adel und König traten somit als gleichberechtigte und gleichgestellte Gewalten in dem Vertrags-Instrument einander gegenüber, ja jenem wurde sogar eine Art richterlicher Autorität über den Herrscher beigelegt.

Vater und Sohn im Streit.

1222.

Das goldene Privilegium.

Nachdem in der Einleitung hervorgehoben war, daß die einst von König Stephan gewährten Freiheiten und Rechte des Adels unter den früheren Regierungen häufig verletzt und alle Bitten und Gesuche bisher nicht beachtet worden, daß aber jetzt zur Herstellung der Eintracht und des Friedens zwischen Krone und Ständen das alte Recht von Neuem aufgerichtet werden solle, werden in einer Reihe von Artikeln die Privilegien des Adels und die Befugnisse der Krone genau bestimmt. Jene hohen Guts- und Gerichtsherren, die zum unmittelbaren Aufgebot und Dienst des Königs gehörten, in deren Zahl aber allmählich viele vom niederen Adel, die früher unter dem Grafenbann gestanden, eingedrungen waren, sollten ihre Güter ohne irgend welche Belastung, Abgabe oder Einquartirung, die Kriegspflicht ausgenommen, als freies, vererbliches Eigenthum besitzen, sollten ohne ausdrückliches Vorwissen des Königs oder ohne gerichtliche Vorladung und Verhör weder am Leben gestraft noch ihres Vermögens verlustig erklärt werden, sollten zur Heerfolge auf eigene Kosten nur innerhalb der Landesgrenzen genöthigt werden, bei Kriegen außer Landes dagegen für den freiwilligen Dienst einen Sold beziehen. Nur die Insassen der Domanial- oder Burggüter sollten zu allen Diensten, Lasten und Abgaben, wie sie von König Stephan festgesetzt worden, verpflichtet sein, darum sollte das entfremdete Krongut zurückerstattet und künftigen Verschleuderungen vorgebeugt werden. Auch sollte jährlich in Stuhlweißenburg ein Reichstag stattfinden, auf welchem jeder Edelmann erscheinen und seine Anliegen vorbringen möge. Güter und Reichswürden sollten ohne Zustimmung des Landes

nicht an Fremde vergeben werden; Juden und Ismaeliten nicht mehr die Kammergefälle eintreiben. Dazu war die Klausel beigefügt: Wenn der König oder einer seiner Nachkommen diese Gesetze verletze, so sollten die Großen und Adeligen, ohne dadurch einen Treubruch zu begehen, widersprechen und sich widersetzen dürfen.

Die Vergünstigung der „goldenen Bulle" nahmen die Magnaten gerne hin, als aber auf Bela's Betreiben das entfremdete Krongut zurückgefordert ward, erregten sie neue Verwirrung. Der „junge König" sah sich genöthigt auf einige Zeit das Land zu verlassen. Dennoch wurde die Maßregel durchgeführt: Andreas selbst fühlte die Folgen seiner Verschwendung zu drückend, als daß er hätte abstehen sollen. Zuerst entzog er dem deutschen Orden das „Burzelland" in Siebenbürgen, ohne sich durch die Einsprache des Papstes schrecken zu lassen (VII, 276) und unterwarf das Land der Gerichtsbarkeit des sächsischen Grafen; dann rief er seinen Sohn zurück und übertrug ihm die Regierung in Siebenbürgen und den Theißbezirken, wo die meisten Güter veräußert worden waren. Der entschlossene Fürst ging muthig vor; weder Aufstände noch Verschwörungen schreckten ihn ab. Aber die Schwierigkeiten mehrten sich; die Geldnoth war so groß, daß man abermals zu den Ungläubigen seine Zuflucht nehmen mußte; von den Karpathen bis an die Küstenlande der Adria herrschte Aufruhr, Zwietracht und Unzufriedenheit. Die gemeinschaftliche Regierung.

Da sahen die beiden Könige ein, daß sie sich neue Stützen gegen die Uebermacht des hohen Adels schaffen müßten. Die große Bevorzugung, welche in der „goldenen Bulle" den Magnaten zu Theil geworden, hatte die übrigen Stände verletzt. Sollte der Freibrief, wie in England die Magna Charta, ein Palladium der Volksfreiheit werden, sollte das Königthum eine solide nationale Basis gewinnen, so mußten auch die andern Stände in das Rechts- und Verfassungsleben hereingezogen, so mußten Königthum und Nation durch gegenseitige Garantien in ein gesetzliches Vertrags-Verhältniß gebracht werden. Dies geschah durch die Ergänzungen und Erläuterungen, welche auf einem neuen Reichstag dem Nationalprivilegium der goldenen Bulle beigefügt wurden: In diesen wurde auch der niedere Adel, der Stand der kleinen Gutsbesitzer gegen Willkür im Heer- und Gerichtsbann sicher gestellt, der Klerus in seiner Gerichtsbarkeit und Immunität geschützt und der Krone, damit sie nicht ferner zu ungesetzlichen Besteuerungen und Erpressungen gedrängt werden möchte, der Fortbesitz der Domanialgüter und der daraus herfließenden Revenüen gewährleistet. Für den Bürger- und Bauernstand war auch diesmal noch wenig Sorge getragen; doch war es schon eine große Wohlthat, daß alle ungesetzlichen Abgaben und alle Erpressungen und Wucherkünste durch Juden und Ismaeliten untersagt, der Gerichtsgang in den Comitaten gesetzlich bestimmt und bei Gütereinziehungen der bäuerliche Unterthan vor Schaden und Druck in Schutz genommen war. Von dem Widerstandsrecht des Adels wurde stillschweigend Umgang genommen. Im Falle einer Gesetzesverletzung sollte der Graner Erzbischof den König an das Recht weisen und, wenn er nicht in sich gehe, den Bann über ihn aussprechen. Und schon im nächsten Jahr, als der leichtsinnige und unbeständige Andreas von seinen widerrechtlichen Gewohnheiten nicht abließ und die Bestimmungen des Nationalprivilegiums nur unvollkommen ausführte, fand das ungarische Kirchenhaupt Veranlassung, mehrere Hofbeamte mit dem Kirchenfluch und das ganze Reich mit dem Interdict zu belegen. Dadurch kam neue Verwirrung über Zusätze zur goldenen Bulle. 1231.

die letzte Regierungszeit des Königs Andreas. Doch seine Tage neigten zu Ende. Kurz nachdem er sich in dritter Ehe mit Beatrix Aldobrandini von Este vermählt hatte, wurde
1235. er zu seinen Vätern versammelt und Bela IV. bestieg den Thron. Er verwies seine Stiefmutter, die bereits in der Hoffnung war, in ihre Heimath; dort gebar sie einen Sohn, Stephan, den jedoch Bela nicht als rechtmäßigen Bruder anerkennen wollte.

Bela IV. 1235—70. Unter dem kraftvollen König Bela schien Ungarn einer bessern Zukunft entgegen zu gehen. Er arbeitete mit aller Energie an der Durchführung der im Nationalprivilegium aufgestellten Gesetzesreformen, trieb mit unerbittlicher Strenge die entfremdeten Krongüter ein und bändigte den Trotz der widerstrebenden und unzufriedenen Magnaten. Aber ein großes Nationalunglück brach über das Donaureich herein und versetzte dem Staatsleben und dem Wohlstande des gesammten Volkes einen so furchtbaren Stoß, daß viele Jahrzehnte zur Heilung der tiefen Wunden erforderlich waren. Wir haben in den früheren Blättern (VI, 381 f.) jener mongolischen Völkerwanderung gedacht, welche alle Länder vom schwarzen Meer bis zur Oder überfluthete und Ungarn zur Leichenstätte und Einöde machte. Die vor den Mongolen fliehenden, von Bela im Reiche angesiedelten Kumanen erwiesen sich als zweideutige Gäste, indem sie sich zum Theil den Feinden zuwandten; die verstimmten Großen zeigten sich lässig zum Kriegsdienst; der Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich leistete ungenügende Hülfe. So erfolgte denn die furchtbare Nie-
1241. derlage auf der Haide von Mohi am Sajo. Mit Noth rettete sich der König nach Oesterreich, wo der Bundesgenosse, die Gastfreundschaft mißbrauchend, ihm den von seiner Gemahlin geretteten Schatz nebst einigen Grenzbezirken als Entschädigung abpreßte. Als Bela nach Abzug der wilden Horden in sein Reich zurückkehrte, wie war da Alles verändert! Der Ueberrest des Volkes war in Höhlen und Wäldern versteckt; Wölfe, von der Menge unbegrabener Leichen angelockt, durchstreiften die Ebenen; die durch die Verwüstung der Felder erzeugte Hungersnoth hielt eine neue Todesernte.

Bela's Regierung nach dem Abzug der Mongolen. Bela erwies sich bei der Restauration als umsichtigen Fürsten. Er rief deutsche, italienische und slavische Einwanderer ins Land, und traf zweckmäßige Einrichtungen zur Gründung oder Erweiterung von Städten (Ofen-Pesth, Schemnitz, Kesmark u. a.), zur bessern Bebauung des Bodens, zur Anlegung von Weinbergen, zum Aufsuchen der Metalle, zur Belebung des Handels und der Gewerbthätigkeit. Die Kumanen wurden in den verödeten Gegenden an der Theiß angesiedelt, die noch jetzt von ihnen den Namen tragen; und zum Schutze gegen ähnliche Hordeneinfälle wurden die alten Burgen wieder aufgerichtet und mit neuen vermehrt (Vissegrad). Zugleich wurden die Bauern auf den Kron- und Kirchengütern besser gestellt, da der verfallene Landbau tüchtiger Kräfte bedurfte, die der Leibeigenschaft abgingen. Selbst die Juden erhielten Rechte, die ihre Person und ihr Eigenthum sicher stellten. Ein Rachekrieg gegen Oester-
1246. reich war anfangs unglücklich für Ungarn; als aber der streitbare Herzog die fliehenden Kumanen zu lebhaft verfolgte, fand er seinen Untergang (VII, 219), worauf Bela die abgetretenen Grenzlandschaften zurückeroberte. Daß er auch in Steyermark festen Fuß faßte, ist schon früher in der Geschichte Ottokars von Böhmen erwähnt worden (VII, 265 ff.) und auf S. 331 ff. ist der böhmisch-ungarische Krieg dargestellt, der nach

dem Siege Ottokar's auf dem Marchfelde die Räumung Steyermarks durch die Ungarn 1260
zur Folge hatte. Daraus entspann sich dann wieder ein innerer Krieg zwischen Bela und seinem bereits zum König gekrönten Sohne Stephan, der neue Leiden, Parteiung und Rechtsunsicherheit über das Magyarenland brachte, bis nach einer Niederlage des Sohnes unter geistlicher Vermittelung eine Aussöhnung zu Stande kam. 1267.
Allein unter diesem Meer von Unglück und Wirrsal gingen die Früchte der gesetzgeberischen Thätigkeit in den ersten Regierungsjahren Bela's großentheils wieder verloren. Die Magnaten erlangten von Neuem das Uebergewicht. Stark durch die Burgen, die sie mit des Königs Willen zum Schutz des Reiches gegen feindliche Invasionen auf ihren Besitzungen errichtet, eigneten sie sich wieder einen guten Theil vom Kronland an und brachten in die Comitatseinrichtungen und das darauf beruhende Landwehrsystem Unsicherheit und Verwirrung. Jeder Zwangsversuch war erfolglos, so lange die Könige mit einander im Streit lagen und jeder bedacht sein mußte, die Reihen seiner Anhänger zu mehren oder wenigstens zu erhalten. Wie sehr die ehrgeizige Politik Ottokar's fortwährend bemüht war, diese Unruhen und Spaltungen in dem Ungarnreich zu nähren, haben wir früher gesehen (VII, 342).

Bela's Ausgang und Charakter.

Nach dem Friedensschluß mit dem Sohne suchte Bela wieder mit der alten Kraft die gestörte Verfassung und Rechtsordnung herzustellen, und dem niedern Adel die Stellung zurückzugeben, die ihm in dem Nationalprivilegium zugesichert war. Aber die Tage des vielgeprüften Fürsten neigten dem Ende zu. Niedergebeugt durch den Tod seines geliebten Sohnes gleichen Namens und seiner Gattin, starb Bela IV. in einem Alter von vierundsechzig Jahren, „ein Mann voll Tugend", wie der Chronist Thuroczy sagt, „dessen Andenken gleich süßem Honig im Munde der Ungarn und der fremden Völker lebt."

„Bela war sicher einer der größten Regenten", urtheilt Mailáth. „Seine eben so kräftigen als umfassenden und zweckmäßigen Anstalten retteten das magyarische Reich, als es nach dem Mongolen-Einfall der Auflösung nahe war. Das Emporkommen der Städte, die neue Bevölkerung des Landes, geregelterer Gang der Geschäfte, frischer Betrieb der Bergwerke, Bestätigung der Freiheiten des Landes, im Einklang mit der Befestigung des königlichen Ansehns, Sicherung der Grenzen durch Bündnisse, Erhöhung der Einkünfte, sind die unvergeßlichen Wirkungen seiner Weisheit. Als Gatte liebend, als Vater sorgsam und mild, fest im Unglück, dankbar im Glück, edelherzig und fromm, erscheint er als Mensch eben so liebenswürdig, wie er preiswürdig als König ist."

Stephan V. 1270—1272.

Stephan V. war unter den Waffen herangewachsen und die zwei Jahre seiner Regierung verbrachte er auch größtentheils unter Waffen. Wir haben den Krieg mit Ottokar von Böhmen schon früher dargestellt (VII, 342); kaum war derselbe leidlich beigelegt, so suchte Rudolf von Habsburg den König aufs Neue aufzustacheln. Um den Unwilligen zu bestimmen, ließ er ihm durch Pektari, Ban von Slavonien, den zweiten Sohn, Andreas, entführen. Stephan eilte dem Räuber in der Sonnenhitze nach und fand dabei seinen Tod durch Ermüdung und Erhitzung.

Man rühmte dem König Stephan V. nach, daß er die Stadtgemeinden zu heben gesucht. Gegen die Verpflichtung, jährlich 300 Mark an die Staatskasse und 50

Krieger zu der königlichen Fahne zu liefern, erhielten 24 Zipser Städte Befreiung von allen weiteren Lasten und Abgaben.

Ladislaus IV. 1272—1290. Auch unter dem neuen Anfangs noch unmündigen König Ladislaus IV. wurde das Reich, wie früher gezeigt worden (VII, 343. 780) in den großen Kampf zwischen Ottokar von Böhmen und Rudolf von Habsburg verflochten. Auf dem Marchfelde stritten ungarische und kumanische Reiter in den Reihen des deutschen Königs (VII, 784). War schon während dieser Jahre Ungarn durch Parteiung zerrissen, so nahm die Zerrüttung noch zu, als der Arpadenfürst seine Gunst in auffallender Weise den Kumanen zuwandte, so daß er in der Geschichte den Beinamen „Kumaner" führt. Er kleidete sich in ihre Tracht, ergab sich in den Armen ihrer verbuhlten Weiber zügelloser Wollust, gewährte den Edlen und Volkshäuptern dieselben Rechte und Privilegien, wie den magyarischen Magnaten und gestattete den Fortgebrauch ihrer altheidnischen Opfer und Gebräuche. Mit der Königin Isabella von Sicilien lebte er in Unfrieden und schloß sie in ein Kloster ein.

Synode und Kreuzzug gegen die Kumanen. Die Klagen der ungarischen Großen bewogen den Papst, sich des Arpadenreiches anzunehmen. Er schickte einen Legaten mit ausgedehnten Vollmachten ab, welcher auf einer Reichssynode die Mißstände zu heben suchte: Die Kumanen sollten von ihren Götzenbildern und heidnischen Gebräuchen lassen, nicht mehr unter Zelten, sondern gemeindeweise in festen Häusern wohnen und den christlichen Kirchengeboten gehorchen. Zugleich wurden die königlichen Befugnisse über die Geistlichkeit noch mehr eingeschränkt. Ladislaus zeigte sich anfangs willig, den Forderungen des Legaten nachzugeben; aber die Naturtriebe waren mächtiger als die Vernunft: er erzwang die Auflösung der Synode und behielt die kumanischen Buhlerinnen bei sich. Da sprach der Legat den Bann über ihn aus und die ungarischen Großen bemächtigten sich seiner Person. Diese Maßregeln waren von guter Wirkung: Ladislaus ging in sich; er rief seine Gemahlin wieder an seine Seite, und als die Kumanen, empört über die gewalt-
1282. same Unterdrückung ihrer überlieferten Lebensweise und Religion, zum Schwert griffen, sah man den König tapfer wider sie streiten. Nach einem blutigen Treffen, worin mancher ungarische Edelmann den Sieg mit seinem Leben erkaufte, wurden die Kumanen zur Unterwerfung oder zur Flucht gezwungen. Nun reizten sie die an den Donaumündungen und am Pontus hausenden Mongolen zu einem neuen Einfall in das Magyarenreich; unter ihrer Begleitung und Führung durchstreiften die wilden Horden
1284. abermals das Land zwischen Theiß und Donau bis nach Pest, Alles mit Plünderung und Gewaltthätigkeit füllend. Auch bei dieser Gelegenheit bewies Ladislaus Muth und Tapferkeit, und diesem Auftreten, mehr aber noch der zuchtlosen Ungebundenheit der Feinde hatte es Ungarn zu verdanken, daß die neue Invasion nicht solche Spuren der Verwüstung zurückließ, wie die frühere Die Mongolen wurden über den Wald zurückgeworfen, die Gefangenen in besonderen Gegenden angesiedelt. Nach diesen Anstrengungen versank der König wieder in seine frühere Schlaffheit und Verweichlichung. Er brachte seine Gemahlin von Neuem in ein Kloster, lebte mit Edua, einer vornehmen Kumanin, im Concubinat und wendete ihren Stammesgenossen die frühere Gunst zu. Der geringe Grundadel der Comitate wurde aufs Neue von den Magnaten unterdrückt; das Heerwesen gerieth in argen Verfall. Auf Anregung der Geistlichkeit mischte sich endlich der Papst wieder in die Angelegenheiten des verwirrten Reiches;
1287. aber der angeordnete Kreuzzug gegen die heidnischen Kumanen brachte neue Leiden über das Land. Die Kreuzfahrer, aus zusammengelaufenem Volke aller Nationen

bestehend, wetteiferten in Ausschweifung und Gewaltthätigkeit mit den wilden Schaaren, zu deren Bekämpfung und Bekehrung sie ausgesandt waren, so daß die Magyaren selbst die Waffen wider sie ergreifen mußten.

Ein Zustand der Anarchie und Gesetzlosigkeit lagerte sich über das ungarische Land: Einige Großen, wie der Güssinger Graf Johann, Matthäus Csak, Graf von Trentschin u. a. erwarben durch Vergewaltigung des niedern Adels solche Macht an Land und Leuten, daß sie wie unabhängige Fürsten auftraten und auf eigene Hand Krieg führten; die Obergespane dehnten ihren Gerichts- und Heerbann über die Edelleute ihrer Comitate aus; die Städte wurden gedrückt; Handel und Industrie lagen darnieder, Räuber und Wegelagerer machten die Landstraßen unsicher; aus Mangel an Zugvieh mußte der Bauer an manchen Orten sich selbst vor den Pflug und Karren spannen; Serbien und Galizien fielen ab; das dalmatische Küstenland rissen die Venetianer an sich. Das Königreich war seiner Auflösung nahe, als Ladislaus auf Anstiften seiner eifersüchtigen Geliebten Edua, die sich hinter andere Buhlerinnen zurückgesetzt und vernachlässigt glaubte, durch ihre kumanischen Verwandten in der Nacht ermordet ward, ein Fürst, von Natur weder bösartig noch unfähig, aber durch schlechte Erziehung verwöhnt, charakterlos und der Sinnenlust ergeben. Er war erst achtundzwanzig Jahre alt. *Ladislaus' Ausgang.*

Nun war von Arpads Stamm nur noch ein einziger Sprößling vorhanden. Jener nachgeborne Königssohn Stephan, den Bela IV. nicht als Bruder anerkannt (S. 516), hatte sich mit einer edlen Venetianerin, Katharina Morosini, vermählt und einen Sohn gezeugt, der den Namen seines Großvaters Andreas führte. Diesen hatte Ladislaus aus Venedig nach Ungarn gerufen, zum Herzog von Slavonien ernannt, und da er selbst kinderlos war, zum Nachfolger bestimmt. Aber nur unter schweren Kämpfen vermochte Andreas III. die Krone zu behaupten. Nicht nur daß die fürstlichen Herren, insbesondere der Güssinger Graf Johann und die Aristokratie von Kroatien, ihm durch Aufstände und Verschwörungen entgegenwirkten, auch Albrecht von Oesterreich trat als Prätendent auf und der Papst erkannte Karl Martel, welchen des Ladislaus Schwester Maria ihrem Gemahle, Karl II. von Anjou, in Neapel geboren, und nach dessen frühem Hinscheiden den Sohn **Karl Robert** als König von Ungarn an, in der Hoffnung, auf diese Weise das Donaureich in ein ähnliches Lehnsverhältniß zu dem römischen Stuhl zu bringen, wie Sicilien. *Andreas III. d. Venetianer 1290–1301.* *1296.*

Jetzt schien der günstige Augenblick gekommen, wo die alten Ansprüche des päpstlichen Hofes ihrer Wirklichkeit entgegengeführt werden möchten, da ein großer Theil der Magnaten die Erhebung des Anjou begünstigte. Andreas wußte sich jedoch zu behaupten, da die hohe Geistlichkeit ihm beistand. Um freie Hand zu gewinnen, verglich er sich mit Albrecht von Oesterreich und nahm dessen Tochter Agnes zur Gemahlin, dann suchte er den niedern Adel auf seine Seite zu bringen, indem er auf einer Reichsversammlung in Pesth, welcher auch Abgeordnete der Kumanen und *1298.*

Sachsen anwohnten, die in den Nachträgen zum goldenen Privilegium zu Gunsten dieses Standes aufgestellten Gesetze bestätigen ließ, die unter die Gewalt der Magnaten gezwungenen Edelleute für frei erklärte, das entfremdete Krongut zurückforderte und den Burgenbau ohne vorhergehende königliche Bewilligung untersagte. Diesen Maßregeln, die freilich nur zum kleinsten Theil zur Ausführung kamen, hatte es Andreas zu verdanken, daß der Gegenkönig in Ungarn lange nicht gegen ihn aufkam. Vergebens suchte der Papst durch seinen Legaten Gregor den König als Feind der Kirche und Friedensstörer darzustellen und das Volk von ihm abwendig zu machen, die Geistlichkeit und der niedere Adel hielten zu ihm. Als jedoch Karl Robert auf sicilischen Schiffen nach Spalatro übersetzte und im Bunde mit der mächtigen Güssinger Partei und den unzufriedenen Großen in Kroatien zu Agram die Krönung empfing, hätte Andreas wohl schwerlich sich auf die Dauer als König zu halten vermocht. Allein 14. Jan. 1301. er starb in jungen Jahren, wie viele meinten, an Gift, ein wohlmeinender Fürst von edler Bildung, aber den stürmischen Zeiten nicht gewachsen. Mit ihm erlosch der Mannstamm des Arpad'schen Geschlechts. Seine Gemahlin Agnes kehrte kinderlos zu ihrem Vater nach Oesterreich zurück; seine Tochter Elisabeth, einst mit dem böhmischen Königssohne verlobt, beschloß ihre Tage im Kloster.

2. Ungarn unter den Königen vom Hause Anjou.

a) Karl Robert und Ludwig der Große.

Die Zeit der Gegenkönige 1301—1310. Wenn der sicilische Fürst Karl Robert, der von Seiten seiner Großmutter Maria dem Arpad'schen Herrschergeschlecht angehörte, des Glaubens lebte, mit dem Tode des Nebenbuhlers werde ihm die ungarische Krone ohne Kampf zufallen, so war er im Irrthum. Nicht nur ein großer Theil der Geistlichkeit, an ihrer Spitze der Erzbischof von Kolacza, sondern auch mehrere Magnaten, voran der mächtige Matthäus Csák und der von der päpstlichen Partei abgefallene Güssinger Graf Johann, weigerten sich, aus der Hand des Papstes einen König anzunehmen. Wir haben die Verhältnisse Ungarns, in so weit König Albrecht von Oesterreich in dieselben verflochten war, an einem andern Orte beleuchtet (VII, 824 f.). Das nationale Banner entfaltend, sahen sich die Verfechter der Unabhängigkeit nach einem andern Herrscher um, unter dem ihre Freiheit und Selbständigkeit weniger Gefahr liefe. Sie fanden ihn in Wenzel, dem Sohne des Böhmenkönigs, dessen Mutter Kunigunde, die Enkelin Bela's IV., gleichfalls dem Arpad'schen Stamme angehörte. Dagegen hielt eine andere nicht minder mächtige Partei, die sich um Gregor, erwählten Erzbischof von Gran, und Paul Brebir, Ban von Kroatien, schaarte, zu dem vom Papste begünstigten Prätendenten. Jene trugen den Sieg davon; der Graner Erzbischof floh nach Italien, wo er bei einem Volksaufstand den Tod fand; sein gekrönter Schützling kehrte nach Neapel zurück; der böhmisch-polnische Königsohn Wenzel wurde in Weißenburg auf den Arpad'schen Herrscherſitz erhoben. Aber die Karlisten erhielten eine kräftige Stütze an Papst Bonifacius VIII., der den böhmischen Fürsten und alle seine Anhänger, welche

die oberherrlichen Rechte des römischen Stuhles über das Erbe des heiligen Stephan nicht anerkennen wollten, mit Bann und Interdict belegte. Die Geistlichkeit und ein Theil des hohen Adels ließen sich jedoch nicht abschrecken; sie hielten fest an der nationalen Unabhängigkeit des Reiches und nöthigten den Legaten zur Flucht. Doch war Wenzel, ein schwacher, der Wollust ergebener Jüngling, den Schwierigkeiten nicht gewachsen, und die räuberischen Kriegshaufen, die sein Vater ihm zu Hülfe sandte, trugen nicht wenig bei, ihm auch noch den letzten Rest von Sympathie zu rauben; er folgte den von den erzürnten Magyaren zurückgeschlagenen Böhmen in seine Heimath, wo er 1305.
im nächsten Jahr durch Mörderhand seinen Tod fand. Aber noch immer wollte die patriotische Partei von dem päpstlichen König Nichts wissen; sie wählte vielmehr den Herzog Otto von Niederbaiern, einen andern Enkel Bela's IV. Der Kirchenfluch, ausgesprochen von den Erzbischöfen von Gran und Kalocza, wo mittlerweile der Sitz gewechselt, war von geringer Wirkung, da der größere Theil der niederen Geistlichkeit auf der gegnerischen Seite stand und den Bannfluch auf die Häupter zurückschleuderte. Auch Otto wurde gekrönt, und der unselige Bürgerkrieg hatte seinen Fortgang.

Das Reich schien seiner Auflösung entgegen zu gehen; denn nicht nur, daß die Güssinger Grafen, welche den Herzog Rudolf von Oesterreich, den Verbündeten der päpstlichen Partei, mit Heeresmacht bekämpften, sich an der Westgrenze, zwischen Raab und Leitha ein Fürstenthum zu gründen suchten; Matthäus Csák, nur zum Schein Otto's Anhänger, übte in Oberungarn fast königliche Gewalt, und ganz Siebenbürgen mit den reichen Silbergruben kam in die Hand des mächtigen Woywoden Ladislaus Apor, der selbst für sich oder sein Haus nach der ungarischen Krone strebte. Er lockte den jungen König Otto unter dem Vorwande einer Vermählung mit seiner 1306.
Tochter in sein Land und hielt ihn dort gefangen. Unterdessen wüthete ein furchtbarer Parteikrieg in dem herrscherlosen Land. Ofen wurde erstürmt, mehrere Stadträthe hingerichtet, die ungehorsamen Geistlichen von dem Erzbischof zum Hungertod im Kerker verdammt. Endlich gelang es dem päpstlichen Legaten, Cardinal Gentilis, durch kluge Unterhandlungen verbunden mit Versprechungen und Drohungen auf mehreren Versammlungen mit den Häuptern der Gegenpartei eine Verständigung zu er- 1308.
zielen. Otto wurde seiner Haft entlassen und kehrte nach Baiern zurück. Aber Ladislaus Apor gab die Hoffnung nicht auf, seinem Eidam, dem Fürsten Milutin von Serbien, der durch seine Mutter gleichfalls mit dem Arpad'schen Hause verwandt war, die Herrschaft zu erwerben und Matthäus Csák hielt sich immer noch in beobachtender Ferne. Der Siebenbürger konnte trotz des erzbischöflichen Bannfluches nicht zur Herausgabe der heiligen Krone, die er dem König Otto abgenommen, bewogen werden, so daß Karl von Sicilien mit einer neuen Krone gekrönt werden mußte. Erst im folgen- 15. Juli 1309.
den Jahre gelang es den diplomatischen Künsten des Legaten, den Woywoden zur Herausgabe des Nationalheiligthums und zur Huldigung zu bewegen, worauf die Krönung Karl's, nunmehr zum viertenmal, in Stuhlweißenburg wiederholt ward. Juni 1310.
Matthäus Csák dagegen beharrte noch immer im Widerstand. Herr des ganzen Landstriches von Komorn bis an die Karpathen und im Besitz einer großen Streitmacht verachtete er alle Bannflüche und führte in Verbindung mit dem Palatin Gottlieb und dessen Söhnen einen verheerenden Bürgerkrieg. Bis in die Zips streiften ihre wilden

Schaaren, Land und Volk wie Feinde behandelnd. Mehrere Jahre lang herrschte der mächtige Graf von seiner Burg Trentschin aus in den Berggegenden wie ein selbständiger König: er ließ Geld prägen, legte Steuern auf, stellte Amtleute und Richter an. Karl, ein leichtsinniger und weichlicher Fürst, der seine Hofhaltung nach Temesvar verlegte, vergaß über Festlichkeiten und Ritterspielen die Noth des Landes. Unterdessen setzten sich die Venetianer wieder in Dalmatien fest, brachten die Magnaten wieder Krongüter und freie Edelleute unter ihre Herrschaft und der päpstliche Hof in Avignon, der die Einsetzung der Bischöfe und die Hälfte aller erledigten Beneficien als Lohn seiner hülfreichen Thätigkeit davon trug, mehrte den Druck. Selbst als endlich der ge-
1318. walttätige Burgherr von Trentschin einer gräulichen Krankheit erlag, kam das zerrissene Reich nicht zur Ruhe. König und Papst wetteiferten mit der hartherzigen Aristokratie in der Bedrückung des Volkes: Klerus und Laien wurden von gleichen Leiden heimgesucht. Der neue Herrscher, in der Fremde geboren und erzogen, hatte für das ungarische Volk kein Herz.

Karl I. 1310—1342. Karl's Regierung bezeichnet den Anfang einer neuen Periode: während unter der Arpadenherrschaft Nation und Dynastie, durch gleiche Interessen verbunden, aufs Innigste zusammengewachsen waren und die Wohlfahrt beider Hand in Hand ging; verfolgen die Könige, die in dem französisch-sicilischen Hause Anjou ihre Wurzeln hatten, ihre eigenen dynastischen Pläne und Ziele. War unter den Arpaden die Geschichte Ungarns wesentlich eine Geschichte der inneren Entwickelung aus der rohen Schaale nomadischer Wildheit zu europäischer Cultur und Civilisation unter fremder Einwirkung, so tritt von da an das Magyarenreich in die abendländische Völkerfamilie ein, der sie nach vielfacher Berührung mit der Geschichte der Deutschen, Italiener und Slaven, zuletzt als Vormauer und Bollwerk gegen die vordringende Türkenmacht dient. Wir haben bereits erwähnt (VII, 878) daß Karl seinem Verbündeten, Friedrich von Oesterreich, eine Hülfsschaar kumanischer Reiter gegen Ludwig den Baier zusandte,
1322. welche auf dem Schlachtfeld von Mühldorf mitkämpfte, daß er im Bunde mit Johann von Böhmen durch diplomatische Künste sich eine Stellung im europäischen Staatsleben zu sichern bemüht war. Die neue Aera kündigte sich schon in dem verfeinerten Hof- und Gesellschaftsleben an. Statt der einfachen derben Sitten der Arpaden, die noch in manchen Stücken an das Lager- und Zeltleben der kriegerischen Nomadenhäuptlinge erinnerten, erstand nun in Pesth ein glänzender Hof mit italienischem und französischem Luxus, mit feineren Manieren und Anstandsformen, mit einflußreichen Hofämtern, die bald das Ziel ehrgeiziger Bewerbung unter der hohen Aristokratie wurden. Wenn die Arpadenkönige ihre wichtigste Aufgabe darin erblickten, durch Gesetze und Waffen die wachsende Magnatenmacht niederzuhalten und sich der mittleren Stände, des kleinen Landadels, der bürgerlichen Einwohner, der unteren Geistlichkeit anzunehmen; so schlug Karl andere Wege ein: er suchte die Magnaten in das ritterliche Hofleben hereinzuziehen und durch Aufstachelung ihres Stolzes, ihrer Ehrbegierde, ihrer Prachtliebe sich dienstbar zu machen. Er führte glänzende Wappenschilder ein, die von dem hohen Adel als Embleme ihres

Standes gewählt und ihren Fahnen aufgeprägt die Kennzeichen ihres Namens wurden. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, bei Hof, bei Turnieren und Ritterspielen mit ihren glänzenden Abzeichen sich zu brüsten, ihre Burgmannen, in eigene Fähnlein oder Banderien geschaart, ins Feld zu führen. Dabei war Karl auch beflissen, die geschwächten Reihen der königlichen Wehrmannschaft zu ergänzen: kräftige Burgknechte wurden in den freien Ritterstand erhoben; aus kumanischen Pfeilschützen bildete er die gefürchtete Kriegsschaar der Jazygier, und als der Papst die Erhebung des Türkenzehnten von den geistlichen Gütern gestattete, benutzte der König die Gelegenheit, um einen beträchlichen Theil davon der Staatskasse zuzuführen und sich größere Mittel für das Heer und für seine Hofhaltung zu schaffen.

Karls ganzes Streben ging darauf hinaus, im Innern dem Stolze der Nation zu schmeicheln, im Auslande derselben größeres Ansehen zu verleihen. Es schmerzte ihn sehr, daß bei König Robert's Tod der Papst seine Ansprüche auf Neapel und Salerno nicht unterstützte; doch hoffte er durch die Vermählung seines jüngeren Sohnes Andreas mit der Königin Johanna seine dynastischen Rechte zu wahren. Wie tragisch dieser Ehebund endigte, haben wir früher erfahren (S. 325). Aber auch in Ungarn selbst fühlte er noch hie und da die Nachwirkungen der alten Parteileidenschaften. Felician Zach, einst Genosse von Matthäus Csák, dann unter des Königs vertraute Räthe gewählt, wurde durch Kasimir von Polen, der Königin Bruder, der wegen eines Bündnisses an den ungarischen Hof zu Pesth gekommen war und sich in die schöne Tochter Zach's, Clara, verliebt hatte, in seiner häuslichen Ehre gekränkt. Wuthentbrannt überfiel er die 1330. königliche Familie in Vissegrad an der Mittagstafel, verwundete Karl und seine Gemahlin, welche die Leidenschaft des Bruders gefördert hatte, und wurde nur durch das schnelle Einschreiten der Dienerschaft, die den kühnen Frevler in Stücke hieb, an der vollständigen Ausführung seines Mordplans verhindert. Die gräßliche Rache, die darauf an dem ganzen Geschlecht geübt wurde, war noch ein Rückfall in die Barbarei früherer Jahre. „Der geviertheilte Leichnam Felicians ward nach verschiedenen Städten geschickt, die unselige Clara unter furchtbarer Verstümmelung im Lande umhergehetzt, ihr jüngerer Bruder an einen Roßschweif gebunden und über Aecker und Straßen umhergeschleift, bis der entseelte Leichnam ein Fraß der Hunde wurde; alle Verwandten wurden bis ins dritte Glied zum Tode und Verlust der Güter, entferntere Descendenten zu ewiger Knechtschaft verdammt." Der ganze Adel hatte seinen blutdürstigen Antheil an dieser unmenschlichen Rachsucht. Ganze Schaaren der verfolgten Familie Zach's wanderten nach Polen aus, wo ihnen Kasimir, wohl im Bewußtsein seiner Schuld, eine Freistätte gewährte. Bald nachher erlitt Karl auch einen Unfall im Krieg, als er auf Anstiften des feindselig gesinnten Woywoden von Siebenbürgen den walachischen Fürsten Michael Bazarad (Bessaraba) ohne gerechte Ursache mit den Waffen angriff. Bei unvorsichtigem Vordringen in einer Thalschlucht eingeschlossen, wurde der größte Theil des Heeres niedergehauen.

Die letzten Regierungsjahre verbrachte Karl mit diplomatischen Unterhandlungen, welche seinem Hause eine große Zukunft bereiteten. Er unterstützte seinen Schwager Kasimir von Polen in vielen schwierigen Lagen bald mit den Waffen, bald mit seiner gewandten Vermittelung und gewann sich dessen Gunst in solchem Grade, daß der kinderlose Fürst alle Hebel in Be- Karl's letzte Regierungszeit und Ausgang.

wegung setzte, um dem ungarischen Thronerben Ludwig auch die Nachfolge in Polen zu verschaffen. Zugleich knüpfte er mit dem mächtigen Luxemburger Haus in Böhmen, Mähren und Schlesien Bande der Freundschaft und Verwandtschaft, die seinem Geschlechte zum Vortheil gereichten. Geehrt als das Haupt der Familie Anjou, war Karl von Ungarn einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit: sein Wort und schiedsrichterlicher Ausspruch fand Beachtung von der sicilischen Meerenge bis an die Mündungen der Weichsel. Unermüdlich war er bestrebt, das ungarische Volk der Vortheile der abendländischen Cultur und Staatskunst theilhaftig zu machen: Er ordnete das Steuerwesen, indem er die alten, theilweise in Verfall gerathenen, Bestimmungen auf Grund anderweitiger Erfahrungen und Einrichtungen reformirte; er verbesserte die Münzprägung, beschützte und begünstigte die Kaufmannschaft und das Städteleben und beförderte Handel und Verkehr; er führte einen ordentlichen Rechtsgang ein nach italienischem und französischem Muster und untersagte die Gottesurtheile; nur den gerichtlichen Zweikampf, der zu tief in dem kriegerischen Geiste der Nation wurzelte, mußte er bestehen lassen. Wie ganz anders sah es in Ungarn aus, als Karl nach langer Regierung in Vissegrad, seiner gewöhnlichen Hofburg, aus der Welt schied und zu Stuhlweißenburg mit großen Leichenfeierlichkeiten beigesetzt ward! Und welchen Rang sollte das alte Arpadenreich erst einnehmen, als Karl's Erstgeborner Ludwig den Thron des Vaters bestieg, und während einer vierzigjährigen Regierung nach Innen und Außen so glorreich auftrat, daß die Geschichte ihn mit dem Beinamen des Großen ehrte.

Juli 1342.

Ludwig der Große 1342–1382.

Kaum hatte Ludwig durch billige und gerechte Anordnungen die in Siebenbürgen herrschende Unzufriedenheit ausgeglichen, die sächsischen Gemeinden durch Bestätigung ihrer alten Rechte und Privilegien zufrieden gestellt und von dem Walachenfürsten den Eid der Treue und die Huldigung empfangen, so sah er sich durch die Vorgänge in Neapel, die wir in den früheren Blättern kennen gelernt, in die italienischen Staatsverhältnisse hineingezogen und zu mehreren Feldzügen in das untere Apenninenland gezwungen. Von diesen Feldzügen trug Ludwig, außer dem Bewußtsein den blutigen Schatten seines Bruders gerächt zu haben, keine Vortheile davon, da die päpstliche Politik und die italienische Staatskunst seine Eroberungspläne hemmten und vereitelten; aber für die ungarische Nation waren darum diese Kriegsunternehmungen nicht fruchtlos. Mit welchem Erstaunen mögen die jungen Edelleute und Ritter auf die vornehmen Städte und Bauwerke, auf die eleganten Formen der höheren Stände, auf das reiche Industrie- und Gesellschaftsleben, auf den herrlichen Anbau der Fluren und Hügel, auf das entwickelte Staatswesen in den Stadtrepubliken geblickt haben! In der apenninischen Halbinsel sahen und lernten die Magyaren Dinge, auf die sie schwerlich bei ihrem einheimischen Umhertreiben gekommen sein würden. „Allgemeine Cultur und Lebensgenuß

Die italienischen Feldzüge.

nahmen daher sichtlich zu, und man bemerkt als ein Beispiel des steigenden Landbaues, daß zuerst während Ludwig's Regierung die Berge von Tokay mit Reben bepflanzt worden."

Der achtjährige Krieg in Italien war wie ein romantisches Abenteuer in das geschichtliche Leben der Nation verflochten; aber der König und seine Edlen brachten aus dem Apenninenlande ganz andere Begriffe und Anschauungen von Staat und Leben, von Kunst und Bildung in die Heimath zurück, die unter einem so hochbegabten Fürsten edle Früchte trugen. „Italienische Cultur und wahre Magyarenkraft scheinen in Ludwig auf höchst seltene Weise vereinigt, und man weiß nicht, ob der Kriegsheld oder der Regent höhere Bewunderung verdient."

Von Neapel zog der König gegen die Litthauer, welche Polen verheerend Ludwig's Eroberungen.
durchschwärmt und Galizien erobert hatten. Er besiegte die wilden Gäste in der Feldschlacht, gewann das Land dem Reiche zurück und setzte den ge- 1351.
fangenen Fürsten nur unter der Bedingung in Freiheit, daß er den Christenglauben annehme und ihn bei seinem Volke einführe. Eben so siegreich waren seine Waffen gegen die Tataren in der Moldau. Nachdem ihr Fürst Atlamos im heißen Kampf Sieg und Leben verloren, warf Ludwig die Feinde weit nach 1352.
Osten zurück und eroberte die Moldau; und als sie im folgenden Jahr sich mit den Litthauern zu einem neuen Kriegszug verbanden, fügte er beiden eine zweite Niederlage bei, zwang den Sohn des gefallenen Atlamos zum Treueid 1353.
und zum Tribut und sicherte Polen, auf das ihm die Anwartschaft zustand, gegen weitere Einfälle. In den nächsten Jahren bezwang er die Walachen und machte sie zinspflichtig, brachte Roth-Rußland in seine Gewalt, setzte einen Clientelfürsten als Herzog darüber, und machte glückliche Kriegszüge gegen Bosnien und Serbien. Alle diese Unternehmungen im Norden und Osten trugen den Charakter von Kreuzzügen, da sie zugleich die Verbreitung des Christenthums zum Zwecke hatten, daher auch der Papst den König gerne mit geistlichem Segen und kirchlichen Indulgenzien dabei unterstützte und die christlichen Fürsten zu seinem Beistand aufforderte. Auch sah der heilige Vater es lieber, daß der mächtige Magyarenkönig seine Waffen an den Dniester und an die Weichsel trug, als daß er die Venetianer aus dem Besitze der dalmatischen Städte drängte und sich in Istrien festsetzte.

Aber auch dies mußte der Papst geschehen lassen. Als Ludwig Treviso einnahm Dalmatien.
und im Bunde mit dem Patriarchen von Aquileja und den Herren von Carrara das Gebiet der Republik von San Marco bedrohte, räumten die Venetianer Zara und Spalatro und verzichteten nach mehreren Kriegen auf Dalmatien, das sie in früheren Jahren mit so großer Anstrengnug in ihre Gewalt zu bringen bemüht gewesen. Und wie gern räumten sie endlich in einem Friedensvertrag die ganze Küste bis Durazzo 1382.
herab, wie gerne versprachen sie dem Ungarnkönig noch einen jährlichen Tribut von 7000 Ducaten, um nur seine Allianz mit den Genuesen zu trennen, die ihnen so gefährlich war! Der steigende Handelsverkehr mit Ungarn brachte der regsamen Kaufmannstadt reichliche Entschädigung für die Opfer. (S. 416 f.)

Ludwig's Machtstellung.

Als Ludwig bei dem Tode seines Oheims Kasimir auch König von Polen wurde, erstreckte sich sein Reich vom Ausfluß der Weichsel bis zur Adria und von den Westküsten des Pontus bis an den Saum der Ostsee, und alle Völker, die zwischen diesen drei Meeren wohnten, wie verschieden sie auch waren an Sprache, Cultur, Sitten und Religion, beherrschte er mit solchem Ansehen, daß er an der Weichsel, wie an der Save gleich geliebt und gefürchtet war. Obwohl von ganzer Seele dem magyarischen Wesen und den überlieferten Einrichtungen seines Volkes zugethan, ehrte er doch mit gerechtem Sinn die Freiheiten der dalmatischen Städte wie die Gesetze, Gewohnheiten und nationalen Eigenthümlichkeiten der slavischen Völkerschaften, die unter seinem Scepter vereinigt waren. Ganz besonders aber begünstigte er die deutschen Colonisationen, in denen er eine Hauptquelle des Wohlstandes und der Cultur der Ostländer erblickte. Mit Sorge mochte ihn dagegen die aufstrebende Macht der osmannischen Türken erfüllen, die während seiner Regierung bereits ihren bedenklichen Eroberungszug in den untern Donauländern begannen, aber weder der Ehrenrang eines Feldhauptmanns der Christenheit, womit ihn der Papst auszeichnete, noch die dringenden Hülfegesuche der Byzantiner waren vermögend, ihn zum voreiligen Kampf gegen diesen unheimlichen Feind zu verleiten.

Legislatorische Thätigkeit des Königs.

Hat Ludwig der Große im Felde wie in der auswärtigen Politik eine hervorragende Stellung behauptet, so war er nicht minder ausgezeichnet als Gesetzgeber und Staatsordner im ungarischen Reiche. Eingedenk des Berufes, der den Königen seit Stephans Tagen als heilige Regentenpflicht oblag, war er eifrig bemüht, dem abendländischen Christenthum den Sieg und die Herrschaft in seinem ganzen Reiche zu verschaffen. Wir wissen, daß seine Feldzüge nach Osten gegen die Serbier, Bosnier, Walachen eben sowohl der Verbreitung der römischen Kirche als der Mehrung seiner Herrschaft galten; und vermochte er auch nicht die Ketzereien der Patarener zu unterdrücken oder das griechische Glaubensbekenntniß zu verdrängen, so gelang ihm doch die Bekehrung der Kumanen und die Ausrottung des Heidenthums. Ludwig's religiöser Eifer, der zu seinem ritterlichen, romantischen Charakter die nothwendige Ergänzung bildete, verlieh dem christlichen und kirchlichen Leben mehr Wärme und Innigkeit, und „des Glaubens äußere Zeichen standen in schönem Einklang mit der Reinheit seines Herzens.“ Viele fromme Stiftungen haben seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. Für die strenge Maßregel der Judenvertreibung mögen die Motive nicht minder in seinem christlichen Eifer als in seiner Politik gesucht werden. Deren Wucherkünste waren unter den Arpaden dem Gemeinwohl des Staats zu verschiedenen Zeiten so verderblich gewesen, daß er seinen Nachkommen jede Versuchung, auf drückende Weise ihre Kammergefälle zu mehren, von Grund aus entziehen wollte. Doch behielt er nichts von ihren Reichthümern zurück. „Rechtlicher als andere Fürsten bei ähnlichen Gelegenheiten

ließ er sie ziehen mit allen Schätzen, die sie durch Handel oder Wucher erworben hatten; sie verloren sich nach Oesterreich oder Böhmen." Bei den legislatorischen Arbeiten weltlichen Charakters hatte Ludwig den Vortheil, daß er von dem unter den Arpaden gelegten Grunde ausgehen und die von seinem Vater eingeschlagene reformatorische Bahn verfolgen konnte. Indem er, auf einem großen Reichstag zu Ofen, die „goldene Bulle" des zweiten 1351.
Andreas bestätigte, mäßigte er an der Hand des abendländischen Lehnsystems das unbeschränkte Eigenthumsrecht des Adels dahin, daß die Allodialgüter wohl auf die Kinder und Verwandte als freies Erbe übergehen, nicht aber von den Besitzern willkürlich und ohne vorausgegangene königliche Erlaubniß durch Schenkung oder Verkauf veräußert werden dürften, und daß die Güter aussterbender Familien an die Krone fallen sollten.

Bei dieser Bestimmung hatte der König den Zweck, das Familiengut, auf welchem die Pflicht der Kriegsfolge lastete, vor Zersplitterung oder vor dem Uebergang in die todte Hand zu bewahren, damit die Magnaten mit zahlreichen „Banderien" dem königlichen Aufgebote Folge leisten könnten. Hätte Ludwig noch die Geschlossenheit und Untheilbarkeit der Erbgüter durchzuführen vermocht, so wäre auch in Ungarn eine Lehnsmonarchie entstanden, die bei dem kriegerischen und ritterlichen Naturel der Nation unter kraftvollen Herrschern einen starken Militärstaat begründet haben würde. Einer solchen tiefgreifenden Umwandlung des bisherigen Gewohnheitsrechts widerstrebte aber der Geist der Nation und das Herkommen. Nicht nur, daß die Güter unter den Söhnen getheilt werden durften, auch den Töchtern sollte der vierte Theil zufallen. Diese Rechtsbestimmung, die Grundlage der ungarischen „Aviticität," hatte übrigens für die Krone den Vortheil, daß sie der großen Uebermacht des hohen Adels und der Häufung eines ausgedehnten Grundbesitzes in der Hand einzelner Familien und Geschlechtshäupter eine Schranke setzte, die Herausbildung mächtiger Feudalherrschaften erschwerte und die Kluft zwischen Magnaten und niederem Adel verminderte; und damit diese Kluft allmählich ganz schwinde und dem königlichen Kriegsherrn eine größere Militärmacht zu Gebote stehe, dehnte Ludwig die Privilegien, welche früher nur den großen Grundherrn zukamen, die unmittelbar unter des Königs Aufgebot und Gericht standen, auch auf die kleineren adeligen Gutsbesitzer aus, welche bisher im Gerichts- und Heerbann des Burggrafen oder Obergespan gewesen. Beiden früher geschiedenen Adelsklassen sollten nun dieselben Rechte und Freiheiten zustehen. Damit aber zugleich der geringere Edelmann den durch die Rangerhöhung vermehrten Kosten und Lasten gewachsen sei, wurde auf demselben Reichstag den Bauern die Abgabe des neunten Theiles vom Jahresertrag ihrer Güter auferlegt, die freie Niederlassung und Uebersiedelung von der Erlaubniß ihrer Herren abhängig gemacht und alle Gutshörigen an das Gericht ihrer geistlichen oder weltlichen Patrone gewiesen. Wenn diese wichtigen Gesetze neben der guten Seite, der Kräftigung des königlichen Ansehens, der erhöhten Wehrhaftigkeit der Nation, der Ausgleichung der Rivalität unter den Adelsklassen, auch ihre Nachtheile hatten, indem sie den Bauernstand, der in Ungarn sich bisher einer freieren Stellung erfreute, als in den meisten anderen Ländern, in Bezug auf Gericht und Besteuerung an die geistliche oder weltliche Gutsherrschaft wiesen, auch mehr den Adel und das Kriegswesen als die Industrie und die materiellen Interessen des Reiches berücksichtigten; so trugen dagegen andere Bestimmungen des Königs ganz das humane Gepräge seines Geistes. Dahin gehört die strenge Durchführung des schon

von seinem Vater erlassenen Verbotes aller Gottesurtheile, und vor Allem das Gesetz, daß bei großen Verbrechen nur die Schuldigen selbst, nicht aber ihre Kinder und Angehörigen bestraft werden sollten. Auch bestimmte er genau die Grenzen zwischen geistlicher und weltlicher Gerichtsbarkeit und schützte den Laien vor klerikalem Zwang mittelst Kirchenbannes.

Charakter und Resultate seiner Regierung

Als eine Rückwirkung der Italienerzüge darf man das Interesse betrachten, das Ludwig der Hebung der Wissenschaft und des städtischen Lebens widmete. In Fünfkirchen wurde eine hohe Schule begründet und nicht nur Ofen, wohin er die königliche Residenz von Vissegrad verlegte, sondern auch eine Reihe anderer Städte erhielten durch ihn mancherlei Rechte und Freiheiten; die Gewerbthätigkeit blühte auf und die städtische Verwaltung gewann durch Einführung der Zunfteinrichtung an innerer Festigkeit und gesetzlicher Ordnung. Dafür mußten die Städte freilich auch nicht selten durch bedeutende Abgaben den Bedürfnissen des Königs abhelfen. Denn die glänzende Hofhaltung und das liberale und großmüthige Wesen des ritterlichen, galanten Königs, verbunden mit den Feldzügen und der diplomatischen Vielgeschäftigkeit verursachten ihm große Ausgaben und brachten ihn häufig in Geldnoth. Und wie bei Hofe, so gab sich auch bei der gesammten Nation ein Umschwung kund, der in dem gehobeneren Gesellschaftsleben, in der gesteigerten Bildung, in der Entwickelung und Regsamkeit aller Kräfte zu Tage trat. Durch die Vereinigung vieler Länder und Völkerschaften unter Ludwigs Scepter nahm der Handel größere Dimensionen an, und der König war eifrig bemüht, durch Sicherung der Straßen, durch Verträge mit dem Auslande, durch Erleichterung der Niederlassung fremder Kaufleute, dem Waarenumsatz größere Kreise zu schaffen und den Verkehr zu beleben. Seitdem der morgenländische Handel der Venetianer durch die Türken zur See gefährdet ward, wurden die ungarischen und siebenbürgischen Städte, besonders Kronstadt, Hermannstadt und Bistriz, ihre wichtigsten Märkte und Waarenlager. Solide Münzprägung schuf Vertrauen und Credit; Handelsprivilegien und Monopole mehrten die königlichen Einnahmen und bereicherten einzelne Firmen. Aber während durch die Anjous das ganze Reich in die Reihe der europäischen Culturstaaten eingeführt ward, verlor das alte nationale Wesen und volksthümliche Leben der Magyaren an innerer Kraft und Regsamkeit; die fremden Sitten und Bildungsformen drängten das Heimische und Naturwüchsige in den Hintergrund; unter dem äußeren Glanze und der feineren Lebensweise, die über den Hof und die höheren Stände ausgegossen war, trat die altmagyarische Natur und Eigenthümlichkeit zurück. In dieser Beziehung, sagt ein ungarischer Historiker, glich Ludwigs des Großen Regierung dem Nordlicht, welches durch seinen großartigen Schimmer zur Bewunderung hinreißt, aber mit seinem Strahl nicht erwärmt, nicht belebt.

b) König Sigmund und seine nächsten Nachfolger.

Ludwigs Regierung erhielt durch die Stürme, die nach seinem Hingang über das Reich hereinbrachen und das Volk aus der lange genossenen Ruhe unsanft aufstörten, noch einen höheren Glanz. Wir haben früher der Ereignisse gedacht, welche in den drei Jahren, als die beiden Königinnen Elisabeth und Maria das Regiment führten und Karl von Durazzo von einer Partei malcontenter und aufrührerischer Großen zur Krönung geführt ward, den Herrscherpalast zu Ofen erfüllten (S. 351 f.). Kaum war König Karl II. im Kerker zu Vissegrad seinen Wunden erlegen, so erhoben seine Anhänger, an ihrer Spitze Johann Horváthy mit seinen Brüdern und Johann Palisna, die Fahne der Empörung: die Urheber der Bluthat, Gara und Forgach, starben durch das Richtbeil der Rächer, welche die Häupter an die königliche Wittwe nach Neapel sandten; die beiden Königinnen, Mutter und Tochter, wurden, da die Venetianer die beabsichtigte Ueberbringung nach Unteritalien hinderten, zu Novigrad in Dalmatien in Gefangenschaft gehalten, bis sich ihre Geschicke in verschiedener Weise erfüllten. Die verwittwete Königin Elisabeth wurde im Kerker vor den Augen ihrer Tochter durch Palisna ermordet und ihr Leichnam über die Festungswerke hinabgeworfen, Maria dagegen, durch die nachdrückliche Verwendung der Republik Venedig in Freiheit gesetzt, wurde an die Seite ihres Gemahles Sigmund geführt, der, aus Böhmen herbeieilend, auf der Krönungsstätte zu Stuhlweißenburg als König anerkannt und geweiht ward. 1387.

Aufruhr und Parteiung.

Aufruhr und Bürgerkrieg dauerten jedoch noch lange fort und raubten dem Reiche die Früchte von Ludwigs glorreicher Herrschaft. Nicht nur, daß Horváthy's Partei, im Verein mit dem Fürsten von Bosnien, Dalmatien und Kroatien im Aufstand hielt, Maria's Schwester, die Polenkönigin Hedwig, und ihr Gemahl Wladislaw II. Jagello suchten Galizien und die Moldau von Ungarn loszureißen und an der Ostgrenze tobten die Türken mit kriegerischem Ungestüm.

Sigmund und seine Gegner.

Selbst als endlich der Aufruhr in Dalmatien und Kroatien nach dem Tode Palisna's und nach der grausamen Hinrichtung der Horváthy niedergeworfen war (1392), fand Sigmunds Regiment noch viele Gegner. Wir haben diesen mächtigen, länderreichen Fürsten bei andern Gelegenheiten kennen gelernt: der leidenschaftliche, eigenwillige Charakter, die leichtfertigen Sitten, die Vorliebe für Fremde, welche er allenthalben den Eingebornen vorzog, die selbstherrliche Ueberhebung des ausländischen Gewalthabers reizten die auf ihre Nationalität eifersüchtigen Magyaren zur Unzufriedenheit. Diese wuchs und nahm eine drohende Haltung an, als die edle Königin Maria, der Sigmund allein seine Erhebung auf den ungarischen Thron zu verdanken hatte, ohne Kinder aus der Welt schied, und sowohl die jüngere Schwester Hedwig und ihr Gemahl 1395. Wladislaw, als König Ladislaus von Neapel, gestützt auf ihre Abstammung vom Geschlechte der Arpaden, Erbansprüche geltend machten. Nun ging der Adel wieder in Factionen auseinander und ein neuer Bürgerkrieg durchtobte das Land. Die neapolitanische Partei, die im Süden der Donau ihren mächtigsten Halt hatte, wurde durch List an der Save überwältigt und im Blute ihrer Häupter erstickt. Zweiunddreißig edle Magyaren, darunter Ludwigs Feldhauptmann Stephan Konth, starben durch das Richtbeil, und noch lange feierte man in Volksliedern „die zweiunddreißig Flüchtigen“,

die lieber sterben als dem König huldigen wollten, als Märtyrer der Freiheit. Selbst
1396. während des großen Feldzugs wider die Türken, den Sigmund im folgenden Jahr mit der abendländischen Kriegsmacht unternahm, wüthete der Factionsgeist fort; ein Anhänger der Ladislaus'schen Partei, Stephan Laczkewicz, ward beschuldigt, daß er durch voreilige Flucht hauptsächlich zu dem großen Unglück von Nicopoli beigetragen habe. Als er nach der Rückkehr seine Umtriebe in der Heimath fortsetzte, ließ ihn Sig-
1398. mund während eines Reichstags treulos festnehmen und enthaupten.

Sigmund in Haft. Wenn der König glaubte, durch solche blutige Maßregeln seine Gegner zu schrecken und gefügig zu machen, so irrte er: als er bald darauf nach Krakau reiste, um sich mit dem Polenkönig Wladislaw zu verständigen, und an Festlichkeiten und Turnieren sich ergötzte, traten mehrere feindlich gesinnte Magnaten, voran der Graner Erzbischof, Johann Kanizsay, früher ein Anhänger Sigmunds, und die beiden Bebek, Dietrich der Palatin und Emerich der Prior von Vrana, in einen Bund zusammen, um einen andern König zu wählen. Auf die Nachricht von neuen Bewegungen eilte Sigmund nach Ofen zurück. Bald erschienen die Verschwornen unter dem Vorwande einer Berathung auf dem Schlosse und nahmen den König gefangen. Er wurde zuerst nach Vissegrad gebracht, dann unter die Aufsicht der Gara gestellt. Hätte man sich damals in Ungarn über die Wahl eines Königs vereinigen können, oder wäre Ladislaus von Neapel in der Lage gewesen, dem Rufe seiner Getreuen Folge zu geben, so hätte die Welt das Schauspiel erlebt, daß fast um dieselbe Zeit die beiden Luxemburgischen Brüder Wenzel und Sigmund ihrer Throne entsetzt worden wären; aber über dem Streit, ob man dem polnischen oder dem neapolitanischen Prätendenten die Krone zuwenden solle, fand die Gegenpartei Zeit, sich zu erholen und ihre Kräfte zu mustern, zumal da Wladislaw kein großes Verlangen zeigte, sich in das wilde Treiben der ungarischen Adelsfactionen zu mischen, und der Neapolitaner, durch das Beispiel seines Vaters gewarnt, sich keiner persönlichen Gefahr aussetzen wollte. So gelang es den Unterhandlungskünsten des gewandten Nicolaus Gara, der den schlauen Vermittler spielte und durch die Reichthümer Cilly's und das Waffenglück des polnischen Grafen Stipor unterstützt ward, einen Vertrag zu Stande zu bringen, kraft dessen Sigmund nach achtzehnwöchiger Gefangenschaft die Freiheit erhielt, dafür aber den Urhebern Amnestie zusicherte.

Neue Parteiung. Doch fehlte viel, daß damit aller Streit ein Ende gehabt hätte und die Ruhe zurückgekehrt wäre. Die großen Ehren und Reichthümer, welche die Häupter der königlichen Partei von dem dankbaren Herrscher zum Lohn erhielten, reizten die Eifersucht der andern; denn bereits hatte der Parteikampf einen persönlichen Charakter angenommen, über dem die höheren Fragen des Rechts, der Verfassung, der nationalen Freiheit in den Hintergrund traten: jede Faction suchte über die andere den Vorrang zu erlangen und der königlichen Gnade näher zu kommen. So geschah es denn, daß in den ersten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts, als Sigmund durch die Wirren im deutschen Reich in Anspruch genommen war und König Ladislaus im Bunde mit dem Papste in Italien eine hohe Machtstellung erlangt hatte (S. 354), seine Parteigänger aufs

Reue die Hoffnung faßten, schließlich doch noch die Krone auf die neapolitanische Linie der Anjous zu pflanzen, zumal da Sigmund durch willkürliche Verfügung über die Erbfolge die nationale Eifersucht der Magyaren gereizt hatte.

Als Ladislaus in Dalmatien landete, wurde er in den südlichen Landschaften zum König ausgerufen. Die alten Anhänger schaarten sich unter seine Fahne und der Papst bemühte sich durch Rundschreiben an die Geistlichkeit die Sache des Neapolitaners zu fördern. Allein die Bewegung hatte keinen rechten Fortgang; Ladislaus trug Scheu, in das eigentliche Ungarn vorzudringen, während Sigmunds Anhänger, besonders der tapfere Stipor, große Thätigkeit entfalteten und das Glück an ihr Banner hefteten. Als daher der König, die blutigen Maßregeln früherer Jahre vermeidend, einen Gnadenbrief ausgehen ließ, worin er allen, welche die Waffen bis zu einer bestimmten Zeit niederlegen und zum Gehorsam zurückkehren würden, Amnestie verhieß und zugleich dem Adel das Versprechen gab, in Zukunft nach den Gesetzen des Landes zu regieren und sich aller Gewalt und Willkür zu enthalten, legte sich allmählich die oppositionelle Bewegung; Ladislaus kehrte nach Italien zurück und die Ungarn fügten sich der Herrschaft Sigmunds. Das Land war müde des wüsten Treibens der egoistischen Adelsfactionen und auch der König war durch die Erfahrungen der Vergangenheit milder und gemäßigter geworden. Daher trat von nun an ein besseres Einvernehmen zwischen Fürst und Volk ein: die Magyaren gewöhnten sich an das Regiment des Luxemburgers, der auch in zweiter Ehe eine Tochter des Landes zu seiner Gattin erhoben; es war Barbara aus dem Geschlechte der Cilly, welches Sigmund zum Lohne seiner treuen Dienste mit dem fürstlichen Range schmückte und mit großen Reichthümern ausstattete, und Alles freute sich, als er in der Folge den ritterlichen Herzog Albrecht von Oesterreich, dem er seine Tochter Elisabeth in die Ehe gab, zu seinem Erben und Nachfolger in Ungarn bestimmte.

Sigmund als König anerkannt. 1403.

Diese Jahre der inneren Ruhe benutzte Sigmund zu Reformen in der Gesetzgebung, welche das gesunkene Ansehen des Königthums stärken, die öffentliche Sicherheit und Wehrhaftigkeit des Landes fester begründen und die Verfassung mit den Zeitverhältnissen mehr in Uebereinstimmung setzen sollten. Zu dem Zweck suchte er durch Hebung und Belebung der landständischen Versammlungen und Berathungen die Gesammtheit der Nation zur Theilnahme an dem öffentlichen Leben heranzuziehen und für des Reiches Noth und Nutzen empfänglicher und dienlicher zu machen. Nachdem er auf einem Reichstag zu Preßburg energische Maßregeln gegen die feindselige Haltung des Klerus und die Umtriebe der päpstlichen Agenten ergriffen, traf er, auf Grund der von Ludwig dem Großen angebahnten Heeresorganisation, zweckmäßige Anordnungen zur Landesvertheidigung und zur rechtlichen Ausgleichung der Stände. Um den plötzlichen Angriffen der Türken raschen und erfolgreichen Widerstand bieten zu können, mußten viele Städte und Burgen durch beständige Besatzungen in wehrhaften Stand gesetzt werden. Dazu gebrauchte Sigmund vorzugsweise den niederen Adel, der unter des Königs eigenem Banner (Banderium) vereinigt und dem Gerichtskreise des Comes enthoben eine Art stehendes Heer bildete, das von den Magnaten und

Reform der Verfassung. 1404. Heerorganisation.

ihrem Dienstgefolge unabhängig nur dem königlichen Aufgebot folgte. Und so wenig es auch in Sigmunds Macht und Willen lag, den hohen Adel und seine Banderien zu schwächen, so sehr vielmehr seine übergroße Freigebigkeit gegen die Gara, Cilly, Stipor, Frangepani, Kanizsay und andere ihm ergebene Häuser zur Mehrung der oligarchischen Macht der großen Geschlechter beitrug; so konnte er doch jetzt über eine eigene Streitmacht gebieten, welche den in der Regel zwieträchtigen Adelsfactionen mehr als gewachsen war und ihm eben so schnell zur Unterdrückung innerer Empörungen als gegen äußere Feinde zu Dienst stand.

Reichsstände. Dazu waren aber größere Ausgaben erforderlich, die nur durch die gemeinsamen Anstrengungen aller Stände und vor Allem durch Beiziehung der städtischen Communen zu den Reichsversammlungen aufgebracht werden konnten. Sigmund entschloß sich daher zu einem für das ungarische Staatsleben eben so neuen als kühnen Schritt:
1405. Auf einem Nationalconvent, zu dem er neben den Prälaten, dem hohen und niedern Adel auch Abgeordnete der Städte berief, wurde der Grund zu einer vollständigen National-Repräsentation gelegt. Indem er die Zahl der königlichen Freistädte mehrte, ihnen eigene Verwaltung und Gerichtsbarkeit verlieh, ihnen bestimmte Abgaben und Leistungen für die königliche Kammer wie für die Bedürfnisse des Hofes auferlegte und ihnen das Recht einräumte, ihre Vertreter zu den regelmäßigen Reichstagen abzuordnen, erhob er das Bürgerthum, obwohl großentheils aus fremdländischen Elementen zusammengesetzt, zu einem Factor des Staatslebens. Mit dem niedern Adel der Comitate, der gleichfalls durch gewählte Deputirte sich vertreten ließ, in den meisten Fragen durch Gleichheit der Interessen verbunden, bildeten diese Abgeordneten, vorzugsweise als „Stände" bezeichnet, ein natürliches politisches Gegengewicht zu den Prälaten und den großen Baronen und Reichswürdenträgern, die den Namen „Magnaten" führten; und wenn auch diese fürstlichen Männer der „Magnatentafel" noch längere Zeit als der Stamm und Kern der Nationalconvente angesehen wurden, so legte doch Sigmund durch diese Neuerung den Grund zu einem verfassungsmäßigen landständischen Körper, durch dessen Einfluß die Macht der Oligarchie ermäßigt, durch dessen Anhänglichkeit, politisches Gewicht und Geldkraft der Thron befestigt werden konnte. Zugleich gewährte Sigmund volle Freizügigkeit, so daß alle Gutsunterthanen das Recht hatten, sich in Städten niederzulassen und an deren Rechten und Freiheiten Theil zu nehmen, wodurch die bürgerliche Bevölkerung einen bedeutenden Aufschwung nahm, der auch wieder auf die Verhältnisse zu den Gutsherrn eine rückwirkende Kraft ausüben mußte. Daß bei allem dem die „Stände" gegenüber den hohen Baronen, Reichsräthen und Kirchenmännern an der „Staatentafel" von geringem Einfluß waren, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß Sigmund die deutsche Bevölkerung der königlichen Städte bei ihren nationalen Rechten und Eigenthümlichkeiten beließ und sie nicht in das ungarische Wesen und Interesse hereinzuziehen suchte, daher in Ofen und andern Städten die deutsche Bevölkerung häufig mit der ungarischen in Fehde lag, und sodann, daß der niedere Adel seine meisten Anliegen auf besonderen Comitats-Landtagen verhandelte, somit die Reichstage größtentheils nur von den Magnaten besucht wurden.

Ungarn geeinigt. Doch suchte Sigmund durch strenge Verordnungen gegen Raub, Selbsthülfe und Gewaltthätigkeit der Rückkehr der anarchischen Zustände früherer Jahre zu steuern und den Landfrieden nach besten Kräften aufrecht zu halten. Dieser Energie und dem Beistand mehrerer getreuen Adelsgeschlechter, besonders der Gara, Cilly, Zeng u. a. war es zu verdanken, daß während der Jahre, da die Wirren im deutschen Reich und in der Kirche Sigmunds ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen und ihn auf einen andern Schauplatz riefen, in Ungarn die Ruhe nur wenig gestört ward, daß Kroatien und Dalmatien (mit Ausnahme von Zara, welches Ladislaus den Venetianern verkauft

hatte) wieder mit dem Königreich vereinigt wurden und daß auch Bosnien, nach einem blutigen Strafgericht über die besiegten und gefangenen Empörer, aufs Neue die 1409. Oberhoheit Ungarns anerkannte. Der Drachenorden, kurz nach der Vermählungsfeier mit Barbara Cilly gegründet, sollte ein Lohn und Sporn sein für Verdienste um die Vertheidigung des römisch-christlichen Glaubens und der königlichen Majestät und Familie.

Der Glanz, der durch die Erhebung Sigmunds zur Kaiserwürde und Sigmund's Regiment in Ungarn. durch die Bedeutung, die er als Friedensstifter in Kirche und Reich in ganz Europa gewann, sich über die Person des Ungarnkönigs verbreitete, schmeichelte dem Nationalstolz der Magyaren und machte sie dienstwillig und fügsam. Die Großen ergötzten sich an den prachtvollen Hoffesten, an den Ritterspielen und Jagdpartien, die der Luxemburger Herrscher im stolzen Gefühl seiner Macht und Größe in der ungarischen Hauptstadt veranstaltete, und zu denen er gerne fürstliche Gäste des Auslandes um sich sammelte. Die Venetianer gaben die Eroberungspläne in Dalmatien auf, als Sigmund Friaul besetzte und bis Treviso vordrang und waren zufrieden, durch Vermittelung des Papstes einen leidlichen Frieden zu erlangen und eine beträchtliche Summe als Kriegsentschädigung zu entrichten. In den spätern Regierungsjahren des Königs, als die Hussiten ihre Streifzüge auch über die nördlichen Landschaften Ungarns ausdehnten, während die Türken die südöstlichen Grenzmarken mit wilden Eroberungskriegen heimsuchten, kamen auch für das Donaureich wieder schlimme Tage. Die Vielgeschäftigkeit des Kaisers machte die energische Durchführung der Gesetze unthunlich; seine Gemahlin Barbara, die während seiner Abwesenheit die Reichsverwesung führte, schändete durch ausschweifende Lebensweise die Würde und Ehre des Hauses, so daß der Kaiser sie einige Zeit unter Aufsicht stellte; die Magnaten und Lehnsfürsten mißbrauchten ihre Kriegsmannschaften zu anarchischen Umtrieben, zu Privatfehden und zu Gewaltthätigkeiten gegen Schwache und Geringe. Sigmund, welcher Ungarn stets als den Kern und Mittelpunkt seiner Reiche betrachtete, suchte in den Zwischenräumen, die er an der Donau verbrachte, den Mißbräuchen und Uebelständen nach Kräften zu steuern, und wenn auch sein unruhiger Geist, mehr fruchtbar an Plänen und Unternehmungen, als standhaft und ausdauernd, ihm nicht immer gestattete die Entwürfe und Vorsätze fest und folgerichtig durchzuführen, so sind doch durch ihn viele Keime für künftige Organisationen, für Verbesserung und Beschleunigung der Rechtspflege, für bürgerliche Freiheit, für Hebung des Handels und des materiellen Gedeihens in den Boden gesenkt worden.

Durch die Einrichtung, daß der Comitatsadel auf seinen Versammlungen jährlich Stuhlrichter erwähle, welche in Verbindung mit dem Burggrafen oder Obergespan für die Aufrechthaltung der Gesetze und Verfassungsbestimmungen wachen sollten, bereitete Sigmund den Boden für eine größere Selbstverwaltung der landschaftlichen Kreise, und durch den Reichstagbeschluß, kraft dessen auch der Bauernstand in einer bestimmten

Ausdehnung zum Nationalheer beigezogen werden, somit die Pflicht der Landesvertheidigung nicht mehr ausschließlich an persönliche Freiheit und Eigenthum geknüpft sein sollte, legte er den Grund zu einem ausgedehnteren Landwehrsystem.

Resultate. Ueberhaupt ließ das gesammte öffentliche Leben Ungarns noch lange die Wirkungen der langen Regierung Sigmunds in einer wichtigen treibenden Zeitperiode erkennen: Die nähere Verbindung, in die das Donauland durch die vielseitige Thätigkeit seines Königs mit den abendländischen Culturstaaten trat, führte demselben viele Bildungselemente zu. Die Fortschritte, die sich damals auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft, der Industrie, des Weltverkehrs zeigten, kamen auch dem Donaulande zu Statten und bereicherten das geistige und gesellschaftliche Leben. Und es war ein großes Glück für die Magyaren, daß die Nation Kraft und Ausdauer genug besaß, diese Culturelemente zu schützen und in Sicherheit zu bringen gegen die neue Barbarenmacht, die sie von Süden und Osten her zu überwältigen trachtete.

König Albrecht 1437—39. Wie man dem Kaiser Sigmund versprochen hatte, wählte der Reichstag zu Preßburg den Eidam Albrecht von Oesterreich zum König; und kurz nachdem der verstorbene Herrscher in Großwardein beigesetzt worden, fand die 1. Jan. 1438. feierliche Krönung des königlichen Paares in Stuhlweißenburg statt. Wir haben die kurze Regierung dieses ritterlichen Fürsten schon früher berührt (S. 298 f. 302). Nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Magyaren nahm er die deutsche Kaiserkrone an. Bald riefen Schreckensbotschaften den König nach der Ostgrenze: die Türken hatten die serbische Festung Semendria erobert und waren durch das eiserne Thor in Siebenbürgen eingedrungen, Brand und Mord vor sich hertragend; 70,000 Gefangene waren auf den Sklavenmarkt geführt worden. Zugleich lag in Ofen die deutsche Bevölkerung mit der ungarischen in Fehde, wobei ein angesehener Magyar, Eötvös, ermordet und seine Leiche in die Donau geschleift ward. Albrecht entbot die Kriegsmacht des Reiches wider den Nationalfeind: die Magnaten benutzten die Gelegenheit, um dem König auf dem Reichstag zu Ofen mehrere Zugeständnisse abzupressen: nur mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Herren sollte in Zukunft das Pfalzgrafenamt besetzt werden und alle Ausländer von den Reichs- und Hofämtern ausgeschlossen sein. Bei allen wichtigen Angelegenheiten, insonderheit der Landesvertheidigung sollte der König die Reichsstände zu Rathe ziehen. Noch andere Privilegien wurden in Anspruch genommen. Dennoch führte der Adel nur eine geringe Streitmacht ins Feld; Muthlosigkeit ergriff das Heer; Krankheit lichtete die Reihen; der König selbst wurde davon ergriffen und 27. Oct. 1439. starb, seine Gemahlin gesegneten Leibes zurücklassend.

Zwei Könige in Ungarn. Nun drang der Reichsrath in die Königin, daß sie dem jungen Polenfürsten **Wladislaw III.**, in dessen Adern das Blut der Anjous rollte, ihre Hand zum neuen Ehebund reiche, in der Hoffnung, durch die vereinte Kriegsmacht der Ungarn und Polen dem furchtbaren Feinde widerstehen zu können.

Aber Elisabeth sträubte sich gegen die Anmuthung, und als sie bald nachher eines Sohnes genas, der den Namen Ladislaus empfing, bewirkte sie durch ihre Anhänger, daß er in Stuhlweißenburg gekrönt ward. Mittlerweile hatte 15. Mai 1440. sich jedoch eine ansehnliche Gesandtschaft nach Krakau begeben und dem Polenkönig die Krone von Ungarn angeboten. Wladislaw nahm mit Zustimmung seiner Stände den Vorschlag an und rückte in Ungarn ein, um unter dem Beistande einer zahlreichen Partei, die sich für ihn erklärt hatte, die Krönung zu erlangen. Nun brach ein neuer Bürger- und Thronkrieg aus, während der furchtbare Feind Siebenbürgen besetzt hielt und nur mühsam durch den Nationalhelden Hunyadi von weiterem Vordringen abgehalten ward. Elisabeth entwich mit den Reichsinsignien nach Wien, stellte den königlichen Knaben Ladislaus unter den Schutz und die Vormundschaft ihres Verwandten, des deutschen Königs Friedrich III., und unterstützte mit deutschen und böhmischen Truppen ihre Parteigänger. Um die Kosten für die Söldner aufzubringen, verpfändete sie Oedenburg und andere Städte. Wladislaw wurde in Ofen gekrönt, aber mit einer neugefertigten Krone, da die echte aus Schloß Vissegrad 17. Juli 1440. entführt worden war. So hatte denn Ungarn zwei Könige; die Nation war gespalten, fremde Kriegshaufen durchtobten das Land; die Friedensversuche des Papstes waren erfolglos. Doch gewann Wladislaw III. immer mehr Boden, besonders da sich Hunyadi für ihn erklärte; zum vollen Besitz der Herrschaft gelangte er jedoch erst durch den unerwarteten Tod der Königin Elisabeth. 19. Dez. 1442. Aber auch ihm war ein kurzes Leben beschieden; wir werden später die Schlacht von Varna kennen lernen, worin König Wladislaw, als er gegen Hunyadi's Rath treulos den Waffenstillstand brach, im einundzwanzigsten Lebensjahr unter den Säbeln der Janitscharen den Tod fand. Nun erklärten 10. Nov. 1444. die ungarischen Stände den jungen Ladislaus zum König; da aber Friedrich III. den Mündel nicht aus seiner Hut geben wollte, so wurde bis zu dessen Volljährigkeit der tapfere Hunyadi zum Reichsverweser mit königlicher Machtvollkommenheit erwählt. Sechs Jahre lang führte der heldenmüthige Mann das Regiment und beschützte die Grenzen erfolgreich gegen die Feinde der Christenheit. Dann kam der dreizehnjährige Ladislaus nach Ungarn, um in demselben Jahr, da Konstantinopel in die Hände der Osmanen fiel, das 1453. väterliche Reich anzutreten. Seine Regierung war ein vierjähriger Schreckenstraum in der Geschichte des magyarischen Volkes. Mit ihm erlosch das Haus der Anjous auf dem Thron der Arpaden.

III. Polen.

Literatur. Von der ältesten bedeutenden Chronik Polens, welche Bischof Vincens Kadlubeck von Krakau († 1223) zu Anfang des 13. Jahrhunderts verfaßt hat und welche im 11. Bd. der Monum. German. ed Pertz und außerdem verschiedentlich (Chronica Polonorum ed. Al. Przezjiecki. Crac. 1862.) abgedruckt ist, wird man in dem folgendem Abriß am geeigneten Ort einige Notizen finden. Wichtige Urkunden über die mittelalterige Geschichte Polens vom 13. Jahrh. an gibt die Sammlung des Piaristen Dogiel: Codex diplomaticus regni Poloniae et magni Ducatus Litthuaniae. Vilnae 1758—64. 3 voll. fol. Die wichtigste allgemeine Geschichte über das polnische Mittelalter ist unstreitig das Werk des Krakauischen Canonicus Joh. Dlugosz (historiae Polonicae libri XIII. Lips. 1711. 1712. 2 voll. fol.). „Seitdem Jan Dlugosz gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts sein umfangreiches Geschichtswerk geliefert hatte, welches in Rücksicht auf die Zeit, in der er schrieb, die vollkommenste Anerkennung verdient, überhoben sich mehrere Jahrhunderte hindurch fast alle seine Nachfolger eigner umfassender Untersuchungen. Matthias von Miechow, Kromer (l. XXX de origine et rebus gestis Polonorum. Col. 1585. fol. und anderwärts). Herb. von Fulstin (Compendiosa descriptio Poloniae) u. a. berichtigten nur sehr Weniges im Einzelnen, im Ganzen nahmen sie die Ueberlieferungen des Dlugosz in ihre Werke auf, und erst um die Mitte des 18. Jahrh. begann Gottfried Lengnich, Syndicus in Danzig, von dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft aus jene Ueberlieferungen einer eindringenderen Kritik zu unterwerfen (historia Poloniae a Lecho ad Augusti II. mortem. Lips. 1740; 8. deutsch von A. Schott. 1741). Was Lengnich begonnen, setzte (nachdem mittlerweile der in Diensten des Stanislaus Leszinski stehende Chev. de Solignac eine vielgelesene histoire générale de Pologne geschrieben, welche in Amsterdam 1751 in 5 voll. 12. gedruckt und in der deutschen Uebersetzung von C. Fr. Pauli, Halle 1764 weiter geführt worden und D. E. Wagner in der Guthrie-Gray'schen Allgem. Weltgeschichte Bd. 14 1. Abth. Leipz. 1775 eine „Geschichte von Polen" geliefert hatte) gegen Ende des Jahrhunderts Adam Naruszewicz in größerem Maßstabe fort. In seiner (in der Sprache des Landes geschriebenen) Geschichte des polnischen Volkes liegt eine ausgebreitete Gelehrsamkeit, wie ein fleißiges Studium von Urkunden offen zu Tage; eine reine Sprache und eine einfach würdige Form erheben dies Werk weit über alle Leistungen seiner Vorgänger empor; aber auch Naruszewicz' Kritik war weder scharf noch umfassend, und auch er hat die Tradition des Dlugosz in ihrer ganzen Fülle, nur in ihren Einzelheiten berichtigt, in seine Geschichte aufgenommen, welche dann ihrerseits wiederum die Hauptgrundlage der das Mittelalter betreffenden Parthien in den nach andern Beziehungen schätzenswerthen Geschichten Polens von Bandtkie (Begebenheiten der poln. Nation, Breslau 1826) und J. Lelewel (Geschichte Polens. Leipz. 1846) geblieben ist." Auch in den deutschen Werken von K. Hammerdörfer (Dresden u Leipz. 1792), Feyerabend (Dzig u. Leipz. 1809) und Brohm (Posen u. Leipz. 1810) wurden keine neuen Quellen benutzt. Dies geschah erst in umfassender Weise in der „Geschichte Polens" von Dr. Richard Roepell (in der Geschichte der europäischen Staaten von Heeren-Ukert. Hamburg 1840) aus dessen Vorrede obige Urtheile entnommen sind, und von seinem Fortsetzer Dr. Jacob Caro, welcher im zweiten und dritten Band (Gotha 1863. 1869) das Geschichtswerk bis zum J. 1430 geführt hat.

1. Polen in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens.

Polens Stellung zum Reich.

Wir sind den slawischen Stämmen, welche seit unvordenklichen Zeiten die weiten Tiefländer an der Weichsel und Warthe bewohnten und im Laufe

der Jahre unter dem Gesammtnamen „Polen" zusammengefaßt wurden, in den früheren Blättern dieses Werkes zum Oeftern begegnet. Seit der Bekehrung des Piasten Mieczyslaw zum Christenthum (V, 652) wurde der Herzog als „Mann" des Kaisers, das polnische Land als Reichslehn angesehen; aber Fürst und Volk sträubten sich gegen die fremde Obmacht, so daß der Lehnsverband nie zu rechter Geltung kam. Nur die kraftvollen deutschen Herrscher des elften und zwölften Jahrhunderts vermochten es, der Reichshoheit Anerkennung zu verschaffen, mußten aber nicht selten die Widerstrebenden mit dem Schwerte an ihre Pflicht und Abhängigkeit ermahnen. Von den Kämpfen und Kriegszügen der Deutschen gegen Boleslaw Chrobry, Mieczyslaw's gewaltthätigen Sohn, und mehrere seiner Nachfolger ist früher gehandelt worden (VI, 134 ff. 154 ff. 191 ff. 211 ff. 400 ff.). Noch unter den Hohenstaufen wurde das gelockerte Lehnsband wieder geknüpft, als Friedrich I. in dem Bruderkrieg zwischen Wladislaw II. und Boleslaw III. das schiedsrichterliche Wort sprach (VI, 664 f.). Von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an ist aber von einem Abhängigkeitsverhältniß zum deutschen Reich in Polen keine Rede mehr. Es gestaltete sich ein polnisches Königreich, das in seinen politischen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit manche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch durchaus eigenartig blieb und der Entwickelung der Nationalität freien Spielraum ließ.

Mieczyslaw I. † 992.

Boleslaw Chrobry † 1025.

Die Piasten.

Die Fürstengewalt, welche während dieser Kämpfe gegen die vordringende Macht der Deutschen schon als festbegründet und ausgebildet uns entgegentritt, galt als erbliche Würde des Dynastengeschlechts der Piasten, das seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts aus seinen Stammsitzen an der Warthe und Netze seine Herrschaft allmählich über die Nachbarstämme ausgedehnt und durch glückliche Waffenthaten ein hervorragendes fürstliches Ansehen sich erworben hatte, also daß kein anderes Geschlecht unter den Polen ihm gleich geachtet ward. Auf welche Weise diese Erhebung vor sich gegangen ist, entzieht sich der geschichtlichen Forschung. Denn die historischen Aufzeichnungen reichen nicht über das 13. Jahrhundert hinauf; die früheren Entwickelungsstufen können nur aus einzelnen Sagen und Andeutungen und durch Rückschlüsse aus späteren Zuständen und Bildungen errathen oder gewonnen werden.

Geschlechtsverbände.

Wir haben das slavische Wesen in seinen Hauptzügen bereits kennen gelernt (IV, 791 ff. V, 752 u. VI, 21 ff.). Daraus erhellt, daß auch die Polen sowohl in der nomadischen Urzeit als nach ihrem Uebergang zu einem seßhaften Leben, zu Ackerbau und Viehzucht, ursprünglich in patriarchalischen Zuständen mit strengen und umfassenden Familien- und Geschlechtsverbänden und wahrscheinlich ohne Sondereigen des Einzelnen sich bewegten. „Läßt es sich auch nicht nachweisen", bemerkt Röpell, „daß bei den polnischen Stämmen an der Warthe und Weichsel, wie nach Einiger Meinung bei den Russen, Böhmen und Serben, die Familie so weit ein Ganzes bildete, daß alles Grundeigenthum in älterer Zeit auch im ungetheilten Besitz der gesammten

Familie sich befand und von den durch die Glieder derselben gewählten Aeltesten zur gemeinschaftlichen Nutzung verwaltet ward, so scheint dennoch wenigstens die Vorstellung von einem solchen ursprünglichen Gesammteigenthum der Familie vielen Bestimmungen des späteren polnischen Rechts zu Grunde zu liegen." Alle auf Sitte und Herkommen beruhenden Rechtsgebräuche, Erbschaftsbestimmungen und Verwandtschaftspflichten, deuten auf einen weitumfassenden und festbegründeten Familien- oder Geschlechtsverband, welchen man als sichere Grundlage aller Privat- und öffentlichen Rechtsverhältnisse betrachten darf. Der Einzelne hatte nur als Glied der Familie eine bestimmte rechtliche Stellung zum Ganzen, wie denn auch wieder die gesammte Verwandtschaft die Verletzung jedes Einzelgliedes zu strafen und zu rächen hatte. Daraus entwickelte sich naturgemäß das Rechtsinstitut der Blutrache, die dann im Laufe der Jahrhunderte eine Milderung durch das Wehrgeld oder die Mannbuße erfuhr.

Kreisverbände. Als eine weitere Entwickelung dieses Familien- und Geschlechtsverbandes kann der Kreisverband angesehen werden, welcher im 12. und 13. Jahrhunderts unter dem lateinischen Namen Vicinia, dem polnischen Opole uns entgegentritt als eine Verbindung mehrerer Gemeinden zu einem rechtlichen Ganzen. „Nach verschiedenen Rechtsbeziehungen hin erscheinen die Einwohner der Vicinia als eine Einheit betrachtet. Sie zahlten die Buße für einen innerhalb ihres Districtes vorgefallenen Todtschlag, wahrscheinlich in dem Fall, daß der Thäter nicht zu ermitteln war, sie mußten dem Bestohlenen den erlittenen Schaden ersetzen, wenn sie dessen Aufforderung zur gemeinschaftlichen Verfolgung des Diebes nicht Folge leisteten, sie verfielen in Strafe, wenn sie auf den Hülferuf eines auf öffentlicher Straße Angefallenen nicht herbeieilten" u. A. Auf diesen Kreisverband gründete in der Folge die Fürstengewalt die Verpflichtung zu Abgaben und Diensten.

Die Vicinia war nur ein erweiterter Familien- und Geschlechtsverband. „Die Familien eines Geschlechts siedelten sich wohl von vorn herein zusammen in einem Distrikte an; bei der Vermehrung der Familien suchten sich diejenigen Glieder, welche neuer Wohnsitze bedurften, dieselben zunächst in der Nähe der alten ihrer Verwandtschaft, so daß der District, welchen diese einnahm, sich allmählich erweiterte. Indem nun die Familien eines Geschlechts eine rechtliche Einheit bildeten, ward auch der ganze von ihnen in Besitz genommene Distrikt in rechtlicher Beziehung zu einem geschlossenen Ganzen, welches derselbe auch dann blieb, als bereits einerseits im Verlaufe der Zeit das Bewußtsein von dem Zusammengehören der Familien zu einem Geschlecht im Allgemeinen mehr oder weniger verloren gegangen war, andererseits aber auch dem Geschlecht ursprünglich fremde Familien in dem Distrikt sich angesiedelt hatten."

Freie und Unfreie. Ueber die Stellung und Rechtsverhältnisse der Stämme, welchen die einzelnen Geschlechter angehörten, fehlt es an allen sicheren Nachrichten. Es scheint, daß alle Stammesgenossen ursprünglich in demokratischer Gleichheit gelebt und sich alle derselben persönlichen Freiheit und Rechtsstellung erfreut haben. Sklaven mögen durch Kauf oder Kriegsgefangenschaft erworben worden sein. Mit der Zeit aber verlor sich die ursprüngliche Gleichheit der Stammesgenossen durch den natürlichen Wechsel des Güterlebens, indem einzelne Familien oder Geschlechter ihr Eigenthum vermehrten, andere das Ihrige einbüßten und an Reichere und Mächtigere abgeben mußten, die es ihnen dann gegen Zins und Dienst wieder übertragen mochten. „Auf diesem Wege entsteht zwischen den Freien des Stammes und den Sklaven oder Leibeigenen eine dritte Menschenklasse, welche zwar persönlich frei aber dinglich unfrei ist und in Polen, so früh als die Rechtsdenkmale heraufreichen, unter dem allgemeinen Namen Cmetones,

Kmieti, Kmeten erscheint. Im Gegensatz zu diesen nehmen dann erst alle Diejenigen, welche ihre persönliche und dingliche Freiheit bewahrten, den Charakter und Namen des Adels (szlachta) an. Die polnische Szlachta ist ursprünglich nichts Anderes als der Inbegriff aller Freien des Volkes. Die persönliche und dingliche Freiheit sind die beiden charakteristischen Momente ihres Begriffs." Der polnische Adel war also weder ein Lehns- noch ein Amtsadel; er war die Gemeinschaft der freien Gutsbesitzer mit gleichen Standesrechten ohne Unterschied der Größe des Eigenguts. „Das Fehlen eines vollkommen freien Bauernstandes neben dem Adel erklärt sich, weil jeder Grundeigenthümer, auch der kleinere, sobald er sich nur in freiem Besitz hielt, auch zum Adel gehörte, als diese Bezeichnung der Vollfreiheit sich feststellte. Jene Gleichheit aller Mitglieder des Adels ist das Ergebniß der festgehaltenen Rechtsgleichheit und Gemeinfreiheit aller ursprünglich freien Stammgenossen, und für die eigentliche Nation gilt die Szlachta, weil ihre Mitglieder eben allein die vollkommenen Freien des Stammes sind." Daß sich aus diesen freien Gutsbesitzern im Laufe der Jahrhunderte wieder einzelne Stamm- und Geschlechtshäupter über die andern Standesgenossen emporschwangen und durch Kriegsthaten, verwandtschaftliche Verbindungen, Reichthümer und andere Ursachen zu fürstlichem Rang aufstiegen, liegt in der natürlichen Entwickelung aller Ständeunterschiede.

Die Szlachta.

Als die polnische Nation in die Geschichte eintrat, war das Geschlecht der Piasten im erblichen Besitze der Herrschaft. Ihnen zur Seite standen kriegerische Stammhäupter als Waffengefährten und Feldhauptleute, mit denen seit der Einführung des Christenthums die Häupter des Klerus sich in die öffentliche Macht und in die Staatsgeschäfte theilten. Die Szlachta, die freie vollberechtigte Adelsgemeinde, bildete die Nation im Gegensatz zu den Kmeten oder Kmetonen, dem unfreien zins- und dienstpflichtigen Bauernstand und zu den leibeigenen Sclaven. „Der Herrenstand der größeren und kleineren freien Grundeigenthümer bildete den zahlreichen Kern der Nation und war vorzugsweise der waffenfähige kriegerische Theil derselben, während die Kmeten hauptsächlich das Land bauen und Jenen Zins zahlen mochten." Ueber beide hatte sich die fürstliche Gewalt erhoben, welcher die Szlachta zum Kriegsdienst und zu gewissen Abgaben verpflichtet war, welche mancherlei Regalien an sich gebracht hatte und die höchste Jurisdiction übte. Als Boleslav Chrobry, der eigentliche Schöpfer des Polenreichs, der sich kurz vor seinem Tod als König krönen ließ, den dritten Otto zum Grabe des heiligen Adalbert nach Gnesen geleitete (VI, 124), staunten die Deutschen über das reiche, prachtvolle Hoflager des Polenfürsten und über den Glanz seiner Ritterschaft.

Die Zustände im elften Jahrhundert.

Dieser kraftvolle Fürst legte auch den Grund zu der für den spätern Verwaltungsorganismus so wichtigen „Castellaneiverfassung," indem er, ähnlich der ungarischen Comitatseinrichtung, in den Districten Burgen oder fürstliche Höfe errichtete, wo die von ihm eingesetzten Beamten oder Grafen die Rechtspflege leiteten, den Heerbann ordneten und ins Feld führten, die königlichen Güter und Einkünfte verwalteten. Ohne Zweifel diente ihm dabei der alte Kreisverband, die Vicinien, zur Unterlage dieser Burgdistricte. Der „Castellan," wie man in der Folge diesen Oberbeamten nannte, „bot die in dem ihm untergebenen Bezirk eingesessene Szlachta zum Kriege auf, sprach das Recht, vertheilte die etwa nöthigen Dienste und sammelte die Abgaben ein."

Die Castellaneiverfassung.

Gründung von Bisthümern. — Dabei war Boleslaw Chrobry ein eifriger Verbreiter des Christenthums. In den von ihm eroberten Landschaften, zu Kolberg, Krakau, Breslau errichtete er Bisthümer, er rief fremde Geistliche herbei und wies ihnen den Zehnten und andere Einkünfte zu; er gründete Klöster, die in dem barbarischen Lande die ersten Keime der Cultur in den Boden senkten.

Nationale Opposition. Es konnte nicht fehlen, daß so durchgreifende Einrichtungen eine nationale Opposition hervorrufen mußten, sobald schwächere Hände die Zügel der Herrschaft faßten. Wir haben in der Geschichte von Ungarn und den skandinavischen Reichen gesehen, mit welcher Hartnäckigkeit sich das heidnische Volk der Einführung des Christenthums widersetzte, wie manches Kloster und Gotteshaus bei jeder nationalen Erhebung in Ruinen sank, wie mancher eifrige Glaubensbote unter den Streichen heidnischer Volkshaufen den Märtyrertod starb. Aehnlich erging es auch in Polen. Das Christenthum trat nicht blos den religiösen Ueberlieferungen der Völker feindselig entgegen und zerstörte die alten Gebräuche und Volksfeste, schlug nicht nur den theuersten Gefühlen, den heiligsten Gemüthsregungen, den Jugendeindrücken und der Pietät tiefe Wunden; es brachte auch manche drückende Einrichtung, wie den verhaßten Kirchenzehnten, es legte manches schwere Joch auf die Nacken der Menschen, und was vor Allem verletzte und ins Herz schnitt, es wurde durch fremde Männer verkündigt, kam meistens im Gefolge deutscher Heere, denen die Slaven im Felde gegenüberstanden, die sie von Grund ihrer Seele haßten. So vereinigten sich denn zwei tief wurzelnde Gefühle, Vorliebe für den Glauben und die religiösen Gebräuche der Väter und Anhänglichkeit an das heimische nationale Wesen zum Widerstand gegen die christlich-germanische Cultur und deren Förderer, das polnische Fürstenhaus. Wir haben in der Geschichte der ersten fränkischen Kaiser gesehen, welche Stürme durch diese nationale Antipathie unter Boleslaw's Sohn, Mieczyslaw II., und seiner deutschen Gemahlin Richeza, der Vormünderin ihres Sohnes Kasimir, über das Polenreich hereinbrachen (VI, 193. 211 f.). Alle unterdrückten Elemente des früheren Volkslebens suchten von Neuem zur Herrschaft zu kommen: „die alte Volksfreiheit im Gegensatz zur fürstlichen Gewalt, die Kmeten gegen die Szlachta, das Heidenthum gegen das Christenthum." Richeza und ihr Sohn wurden zur Flucht nach Deutschland gezwungen und eine wilde Anarchie brach über Polen herein. Diese Umstände suchte der streitbare Böhmenherzog Bretislaw zu seinem Vortheil zu benutzen. Er wollte Polen mit seinen übrigen Besitzungen vereinigen und dem deutschen Kaiserreich ein mächtiges Slavenreich im Osten entgegensetzen. Aber Heinrichs III. gutes Schwert vereitelte das Unternehmen. Die Herrschaft der Piasten wurde in Polen hergestellt und Kasimir erkannte zum Dank für seine Wiedereinsetzung die Oberhoheit des Reiches von Neuem an und arbeitete eifrig an der Durchführung des Christenthums (VI, 214 f.).

Mieczyslaw II. † 1034.

Kasimir † 1058.

Daß Kasimirs Sohn und Nachfolger **Boleslaw Smialy** andere Wege ging, Boleslaw II. Smialy
daß aber nach dessen Vertreibung und Tod in Ungarn sein Bruder **Wladislaw** 1058—81.
Hermann wieder in die Bahnen des Vaters einlenkte, und welche Zustände unter Wla- Wladislaw Hermann
dislaws kraftvollem Sohne **Boleslaw** „Schiefmund" in Polen obwalteten, haben 1081—1102. Boleslaw III
wir früher genauer kennen gelernt (VI, 400 ff.). 1102—1139.

Die letzte That des gewaltigen Fürsten Boleslaw Schiefmund, welcher Das Senioratengesetz.
das Polenreich nach allen Seiten ausdehnte, die Pommern zur Unterwerfung
brachte und die Missionsthätigkeit des Bischofs Otto von Bamberg, des
„Apostels der Pommern", aus allen Kräften unterstützte, war das „Senioraten- 1139.
gesetz", kraft dessen stets der älteste der Familie mit dem Besitze von Krakau
nicht nur ein Ehren-Prinzipat über die andern Familienglieder erhalten, son-
dern auch als „Großherzog" eine höhere Gewalt über sie ausüben, dadurch die
Einheit des Reichs sichern und in seiner Person darstellen sollte. Aber wir
haben gesehen (VI, 664 f.) wie wenig dieses Gesetz vermögend war, dem
Familienhader und Erbfolgestreit ein Ende zu bereiten. Gleich sein Sohn
Wladislaw machte den Versuch, seine drei Brüder ihrer Territorien, die ihnen Wladislaw II 1139—46.
der Vater im Testament zugewiesen, zu berauben, ein Versuch, der jedoch seine
eigene Vertreibung und die Erhebung seines Bruders Boleslaw von Masovien
und Kujavien zur Würde eines „Großherzogs" zur Folge hatte. Wladislaw 1146.
hoffte vergebens durch die Hülfe Friedrichs I. wieder in die Herrschaft einge-
setzt zu werden; er starb als Flüchtling in Deutschland, während **Bole-
slaw IV.** den großherzoglichen Thron in Krakau bestieg. Doch erhielten Boleslaw IV. 1146—1173.
Wladislaws drei Söhne Besitzungen in Schlesien, welche sich mit der Zeit zu
eigenen Fürstenthümern entwickelten.

Vielleicht hätte sich niemals die polnische Vielherrschaft zu einer könig- Verfehlte Aufgabe.
lichen Monarchie consolidirt, hätten nicht die fortwährenden Kriege gegen die
heidnischen Nachbarvölker, die Pommern, die Litthauer, die Russen, die Preu-
ßen u. a. ein oberstes Heerführeramt nöthig gemacht. Ein solches konnte aber
nur mit einer erblichen Herrscherwürde verbunden sein. Wären die Nachfolger
Boleslaws Chrobry in die Fußstapfen dieses bedeutenden Herrschers getreten,
so hätte sich leicht eine slavische Großmacht im Osten bilden und den Fort-
schritten des deutschen Reiches Einhalt gebieten können; aber innere Spal-
tungen, Mangel an politischer Einsicht und nationale Ungebundenheit machten
solche Pläne unausführbar. Die Kriege mit den heidnischen Nachbarvölkern
waren ohne nachhaltige Früchte. „Die Vertheidigung des eigenen Landes, ein
Rache- und Beutezug in das des andern, der Versuch, diesen zur Unterwer-
fung d. h. zur Tributpflichtigkeit zu bringen, höchstens die Zurückführung eines
vertriebenen Prinzen, die Unterstützung eines bedrohten Nachbars — das sind
die Tendenzen, um die es sich handelt, die Nothwendigkeit des Kriegs, die Lust
an demselben, Beute und persönlicher Ruhm seine weiteren Motive." Auch zu
Deutschland standen die Polen meistens auf dem Kriegsfuß. Als „vorgescho-

bener Vorposten der abendländischen christlichen Welt" hätten sie den Beruf gehabt, mit den Kaisern vereint die umwohnenden rohen heidnischen Völkerstämme der Cultur und Gesittung entgegenzuführen; aber auch zu einer solchen Politik konnten die Piasten, troß der verwandtschaftlichen Bande, die viele von ihnen an die deutschen Dynastien knüpften, sich nicht aufschwingen. Racenhaß, Mißtrauen und Leidenschaft ließen kein freundschaftliches Verständniß aufkommen.

Adel und Bauernstand. So hatten denn die unaufhörlichen Kämpfe und kriegerischen Anstrengungen nur schlimme Resultate für die nationale Entwickelung der Polen. Der freie Stand der Szlachta, der den Kern der Nation bildete, verminderte sich mehr und mehr, indem Kriegslasten oder Unfälle eine große Menge in Abhängigkeit von reicheren, mächtigeren und beglückteren Standesgenossen brachten und sie so mit den „Kmeten" gleichstellten. Dagegen mehrte sich durch Kriegsgefangenschaft die Zahl der Leibeigenen und Sklaven. Und selbst in dem Stande der Kmeten, die kein freies Eigenthum in Grund und Boden besaßen, trat mit der Zeit eine weitere Gliederung ein zwischen solchen, welche zwar dem Herrn zu Zins und Dienst verpflichtet aber persönlich frei waren, zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Bedingungen das Gut verlassen konnten und ein gewisses beschränktes Erbrecht an ihren Hof hatten, und solchen, welche an die Scholle gebunden, als Hörige ganz von dem Willen ihrer Herren abhingen und zu allen Diensten und Verrichtungen gebraucht wurden.

Die Fürstengewalt. Im selben Verhältniß, wie die Szlachta sich zur Adelsgemeinde verengerte, mehrten auch die Fürsten ihre Gerechtsame und Befugnisse. Denn es gelang dem polnischen Grundadel nicht wie dem Herrenstand in den Feudalstaaten, das unmittelbare Verhältniß zwischen dem Herrscher und dem unfreien Stande aufzulösen oder zu unterbrechen; vielmehr dehnte sich die Fürstengewalt über alle Einwohner aus. „Nicht allein, daß Adel wie Bauern ihm zu Kriegsdiensten verpflichtet sind", heißt es bei Roepell, „daß er allein über beide im Besitz der Gerichtsgewalt ist, hat er auch noch das Recht, von beiden sowohl Abgaben als Dienste zu fordern. War der Adel auch in geringerem Maße als die Bauern zu diesen verpflichtet, so war er doch keineswegs von ihnen gänzlich befreit. Auch er zahlte nach Maßgabe des Grundbesitzes von jedem Acker seines Landes eine Pflugsteuer und gewisse öffentliche Dienste lasteten auch auf seinem Hofe." Doch fiel die größere Last auf die Bauern. Sie waren zum Brücken- und Burgenbau verpflichtet, mußten den Beamten Vorspann und Fuhren leisten, bei der Jagd behülflich sein, Produkte und Schlachtvieh für die Hofhaltung liefern u. A. m. Dabei besaß der Landesfürst große Domänen und einträgliche Regalien, wie Münz- und Marktrecht, Zölle, Gerichtsgefälle und andere Einkünfte. Mit der Fürstengewalt wuchs auch die Zahl und Macht der Beamten. Der Castellan, welcher in bestimmten Distrikten

den Heerdienst ordnete und leitete, die Rechtspflege überwachte, die fürstlichen Einkünfte gegen einen bestimmten Antheil am Ertrag verwaltete, mußte Tribunen, Richter, Kämmerer und andere Unterbeamte beiziehen, um der vermehrten Geschäftsthätigkeit gewachsen zu sein.

Bei den Gerichten ist nirgends von bürgerlichen Beisitzern oder Schöffen die Rede. Untersuchung und Urtheil lag in den Händen von Justizbeamten. Als Rechtsmittel findet man, wie in andern Ländern, neben Eid und Eideshülfe, Gottesurtheile durch Zweikampf, Feuer- und Wasserproben u. dgl.

Die Castellane bildeten mit den großen Hofbeamten in der Umgebung des Fürsten, unter denen der Palatin (Wojewode) den ersten Rang einnahm, den hohen Adel, und werden von den Chronisten nach dem Vorbilde anderer Länder als Grafen und Barone bezeichnet. Alle Hof- und Ehrenämter wurden durch fürstliche Ernennung verliehen und erlangten nie, wie in den Feudalstaaten, einen erblichen Charakter. Auch die Kirche hatte in Polen nicht die feste Organisation und freie Stellung wie in andern Ländern. In Rom beklagte man sich bitter, daß der Fürst die Besetzung der höheren geistlichen Würden an sich gezogen, von den Geistlichen Dienste und Abgaben heische und sich vielfache Eingriffe in die kirchlichen Verhältnisse erlaube. Nur mit Mühe konnten die Bischöfe von Krakau, Breslau, Lebus, Posen, Kujavien und Masovien dahin gebracht werden, die Metropolitanrechte des Erzbischofs von Gnesen anzuerkennen. Von geringer Bildung, war der Klerus nicht im Stande, auf das Volk einen veredelnden Einfluß zu üben. Ueberhaupt geht aus Allem hervor, daß die christlichen Polen vor ihren heidnischen Nachbarn wenig voraus hatten. Der Adel war roh, gewaltthätig und eben so raubgierig als verschwenderisch; das Volk abergläubisch, streitsüchtig und dem Trunke und rohen Ausschweifungen ergeben. Schon im Mittelalter treten in dem polnischen Charakter die Grundzüge zu Tage, die in der Folge so häufig bemerkt wurden, Tapferkeit und Kriegsmuth, Ruhmbegierde und ritterliche Gastfreiheit, daneben ein unbotmäßiger Geist, leidenschaftliche Parteiwuth und wirthschaftliche Unordnung. *Der hohe Adel und die Geistlichkeit.*

„So stellt sich uns denn nach diesem Allen die altpolnische Verfassung als eine in sich wenig gegliederte dar", urtheilt Roepell. „Auf einer breiten Unterlage eines theils persönlich und dinglich, theils nur dinglich unfreien, mit vielen Diensten und Abgaben belasteten Bauernstandes erhebt sich ein in seinem Grundbesitz freier, allen seinen Mitgliedern gleiche Rechte gewährender, kriegerischer Adel als allein vollfreier Stand hervor, welchem nur noch die Kirche als freie Grundbesitzerin an die Seite tritt. Allen Dreien gebietet ein Fürst, dessen Gewalt sie alle unterworfen sind, insoweit sie nicht geradezu sich empören. Von ihnen allen nimmt er unmittelbare Abgaben und Dienste in Anspruch. Seiner Gerichtsgewalt unterliegen der Adel nicht anders als alle Hintersassen; nach ein und demselben Landrecht werden Alle gerichtet." *Resultate.*

2. Theilfürstenthümer und Seniorat.

Gang der Geschichte. Wir haben in den obigen Blättern zwei Entwickelungsformen des polnischen Volkes kennen gelernt: Die Herausbildung der Szlachta als die eigentliche Nation gegenüber dem unfreien Stande der Kmetonen und die wachsende Fürstengewalt auf Grund monarchischer Staatsorganisation. Im dreizehnten Jahrhundert bilden die Kämpfe um die Oberherrschaft, die dadurch erzeugte Schwächung und Brechung der Fürstengewalt und die Stärkung des Adels und der Hierarchie den Hauptinhalt der polnischen Geschichte.

Die Ursache der Schwächung der Fürstengewalt lag in den unaufhörlichen Kämpfen der Theilfürsten um die Senioratswürde. Schon Boleslaw IV. wurde mit seinen Neffen, welche die Fürstenthümer Breslau, Ratibor und Glogau zum Besitz erhalten, und kraft des Erstgeburtsrechts ihres Vaters Ansprüche auf das Seniorat geltend machten, in viele Streitigkeiten verwickelt. Sein Nachfolger **Mieczyslaw III.**, der sich durch schlimme Rathgeber zu großer Härte und Ungerechtigkeit verleiten ließ, wurde durch eine Empörung zur Flucht getrieben, worauf Boleslaw's IV. jüngster Bruder **Kasimir** den Herrschersitz in Krakau einnahm. Der neue Großfürst, der sich den Namen „der Gerechte" verdiente, war eifrig beflissen, den Bedrückungen und Mißbräuchen zu wehren, deren sich unter den Wirren der Zeit Adel und Beamten schuldig gemacht und schloß sich zu dem Zweck näher an die Geistlichkeit an; aber die Umtriebe des flüchtigen Mieczyslaw und der mit ihm verbundenen Verwandten nöthigten auch ihn, seine Kräfte in inneren Kämpfen zu verzetteln. Mittlerweile ging Pommern an Heinrich den Löwen und dann an die Dänen verloren, und nur um den Preis einer neuen Anerkennung der Hoheitsrechte des Reichs vermochte Kasimir den Kaiser Friedrich I. von einem Feldzug zu Gunsten des flüchtigen Mieczyslaw abzubringen.

(Mieczyslaw III. 1173–77. — Kasimir 1177–94. — 1184.)

Galizien. Dagegen benutzte der Polenfürst die Verwirrungen, die um dieselbe Zeit in den südöstlichen Grenzlanden durch Erbstreitigkeiten und Mißregierung einzelner Fürsten entstanden
1190. waren, um Wolhynien und **Galizien** (Halicz) in Abhängigkeit zu bringen, legte aber dadurch den Keim zu vielen blutigen Kämpfen mit Ungarn. Wir wissen, daß Bela III. das galizische Land für seinen Sohn Andreas zu gewinnen gesucht. Was bei dieser Gelegenheit mißlang, wurde in der Folge öfters angestrebt. Von der Zeit an war Galizien der Kampfpreis zwischen Ungarn und Polen, und bald stand das slavische Gebirgsland unter der Oberhoheit von Krakau, bald von Ofen.

Der polnische Adel war unzufrieden, daß Kasimir den grausamen und wollüstigen Roman von Wladimir als Clientelfürsten eingesetzt und daß er in allen Dingen auf die Rathschläge des Palatin Nikolaj horchte. Diese Stimmung machte sich Mieczyslaw zu Nutzen, um in Krakau neuen Aufruhr zu erregen und seine Rückkehr zu bewirken. Durch Kasimir's Kraft und Klugheit wurde jedoch die Empörung schnell unterdrückt und das Unternehmen vereitelt. Kasimir behauptete seine Würde und verherrlichte noch das Ende seiner Regierung durch einen glorreichen Sieg über das wilde räuberische Volk der Jaczwigen, das in den morastigen und waldigen Gegenden des mittleren Bug im rohen Heidenthum dahinlebte.

Mieczyslaw zum zweitenmal Großherzog 1195–1202. Als Kasimir bei einem Mahle plötzlich durch einen Schlagfluß weggerafft wurde, (4. Mai 1194), erhob Mieczyslaw wieder Ansprüche auf die Herrschaft in Krakau. Aber der Bischof von Krakau und der Palatin Nicolaj wirkten für die unmündigen Söhne des Verstorbenen, Leszek und Konrad, die der Vater zu Erben eingesetzt, ohne auf das Seniorats-

gesetz Rücksicht zu nehmen. Auch die Mehrzahl der Magnaten war für die minderjährige Regierung, unter der sie ihre eigene Machtstellung zu vergrößern hofften. Roman von Wladimir, ein Verwandter Kasimir's, ein streitbarer und politisch-gewandter Mann, wurde zum Vormund ernannt. Dies hatte einen neuen Krieg zur Folge, indem Mieczyslaw drohend die Anerkennung seines Principats forderte und von seinen schlesischen Neffen unterstützt mit Heeresmacht ins Land einfiel. Die blutige Schlacht 1195.
am Flusse Mozgawa blieb ohne Entscheidung, aber die muthige Haltung Krakau's sicherte der vormundschaftlichen Regierung, welche in Abwesenheit Romans die Wittwe Kasimir's, Helena, und der Palatin Nicolaus in die Hand nahmen, den Sieg. Mieczyslaw gab indessen sein Vorhaben nicht auf; was er nicht durch Waffen zu erreichen vermochte, suchte er nun durch List und Klugheit zu erwerben. Es war der Familie Kasimir's nicht entgangen, daß der fortwährende Streit im Herrscherhause der Uebermacht des Adels in bedenklicher Weise Vorschub leistete und die Entscheidung der öffentlichen Dinge in die Hände der trotzigen Magnaten legte. Als nun Mieczyslaw den Vorschlag machte, man solle ihm die Senioratswürde, die ihm nach dem Gesetze zustehe, auf Lebenszeit übertragen, dann wolle er seinen Neffen Leszek zu seinem Nachfolger einsetzen, ließ sich die Großfürstin Helena und der Palatin auf den Vertrag ein. So ge- 1200.
langte denn der alte Mieczyslaw nach vielen Jahren zum zweitenmal in den Besitz des Principats in Krakau. Aber Alter und bittere Erfahrungen hatten ihn weder gerechter noch weiser gemacht. Von den Vertragsbedingungen war ferner keine Rede: ohne eine Bestimmung über die Nachfolge zu treffen, schied er nach zweijähriger Herrschaft aus 1202.
dem Leben. Nun schwankte man in Krakau, ob man den Sohn des Geschiedenen, Wladislaw Laskonogi, Fürst von Großpolen, oder Kasimir's Erstgebornen Leszek zur Senioratswürde berufen solle. Durch friedlichen Vergleich wurde endlich der erstere als Großfürst anerkannt.

Damals machte Papst Innocenz III. ernste Anstrengungen, auch unter den slavi- Wladislaw Laskonogi
schen Völkern die kirchliche Organisation mit der römischen mehr in Uebereinstimmung 1202—1206.
zu setzen, als bisher geschehen war, und dem polnischen Klerus die Immunitäten und freiere Stellung gegenüber der Fürstengewalt zu verschaffen, die er in andern Ländern errungen. Denn noch immer wurden die kirchlichen Aemter von dem Landesfürsten besetzt und die Geistlichkeit und die Hintersassen der Kirche gleich den Laien der weltlichen Jurisdiction und Besteuerung unterworfen. Als der Großherzog den hierarchischen Anordnungen nicht Folge leistete, gerieth er mit dem päpstlich gesinnten Theil der Geistlichkeit in Hader, so daß der Erzbischof den Bann über ihn aussprach. Nun vereinigten sich die Bischöfe und viele Magnaten zum Sturze des durch die klerikale Opposition gereizten und zu Willkürhandlungen fortgerissenen Fürsten und übertrugen die Herrschaft in Krakau dem Herzog Leszek, der von jeher gegen den päpstlichen Hof größere Hingebung und Unterwürfigkeit gezeigt hatte.

So kam Kasimir's Stamm wieder in die Höhe. Leszek trat seinem Bruder Kon- Leszek
rad Masovien und Kujavien als eigene Herzogthümer ab und traf die Bestimmung, 1206—1227.
„daß die Landschaft Krakau für immer im Besitze seiner Nachkommen verbleiben und zunächst auf seinen ältesten Sohn übergehen sollte,“ eine Bestimmung, wodurch das Senioratserbfolge-Gesetz Boleslaw's III. aufgehoben ward. Der Papst ertheilte gern seine Zustimmung, als der neue Herzog sein Land unter den Schutz des heiligen Petrus stellte und sich verpflichtete einen jährlichen Zins von vier Mark Silbers nach Rom zu zahlen und die Kirche als seine Mutter zu ehren und zu vertheidigen. Seitdem schlossen sich die einzelnen Herzogthümer immer mehr zu völlig unabhängigen selbständigen Ganzen ab, nur selten vereinigten sich die Fürsten zu gemeinsamen Unternehmungen.

Die Grenzlande entfremdet. Die inneren Spaltungen hatten eine Schwächung des polnischen Namens und Einflusses in den Grenz- und Nachbarländern zur Folge. Obwohl
1. Galizien. Roman von Wladimir, welcher Galizien erobert und durch unerhörte Tyrannei in Gehorsam zu halten gesucht, durch polnische Waffen überwunden und auf dem Schlachtfelde getödtet ward; so entzog sich dennoch das reiche galizische Land, nachdem Polen, Ungarn, Russen und eingeborne Kronprätendenten über zwölf Jahre mit Blut und Eisen um die Herrschaft gestritten, der Oberhoheit von Krakau, die einst Kasimir begründet; in Halicz wie in Wolhynien behaupteten die Nachkommen Roman's, russische Fürsten, die väterlichen Besitzungen und hinderten die Bekehrung zum römischen Kirchenwesen, welche die Ungarn und Polen in den Perioden ihres Uebergewichts mit Eifer be-
2. Großpolen. trieben. — Auch in den westlichen Gebieten erlitt die polnische Nationalität schwere Einbußen. In Großpolen stritt Wladislaw Laskonogi zwanzig Jahre lang mit seinem Neffen Wladislaw Odonicz um die Herrschaft des Landes an der Warthe und Netze, ein Kampf, in den nicht nur die polnischen Fürsten von Schlesien, sondern zuletzt auch Herzog Leszek von Krakau verflochten ward. Auch aus diesem Wirrsal wußte die Kirche und ihr staatskluges Oberhaupt Innocenz III. Vortheil zu ziehen. Um sich in der Gunst des Volkes herzustellen, gab Wladislaw Laskonogi, durch ein strenges Mahnschreiben von Rom erschreckt, die Opposition gegen den Klerus auf, gewährte die freie Wahl der Bischöfe, erkannte die geistliche Gerichtsbarkeit an und stellte endlich, wie der Vetter in Krakau, sein Land unter den Schutz des heiligen Stuhles, der päpstlichen Kammer zugleich einen Zins von zehn Mark Goldes von drei zu drei Jahren verheißend. Nun wurde auch die innere Reformation der Kirche ernstlich in Angriff genommen und insbesondere der Cölibat, der in Polen noch wenig Beachtung gefunden, mit Strenge durchgeführt. Herzog Leszek fand in der Schlacht seinen Tod, als er in Verbindung mit
1227. Heinrich von Breslau dem bedrängten Wladislaw Laskonogi zu Hülfe zog; und dieser selbst schied noch vor Beendigung des verheerenden Krieges kinder-
1231. los aus der Welt. Nun erst kam der Neffe zum ruhigen Besitz Großpolens. Um sich eine Stütze an der Kirche zu verschaffen, verlieh er dem Bisthum Posen große Privilegien. Der Bischof erhielt das Jagd- und Münzrecht und seine Hintersassen wurden von allen öffentlichen Diensten und Leistungen sowie von der Gerichtsbarkeit des Palatins und der Castellane entbunden.

3. Das untere Weichselland. Während die großpolnischen und schlesischen Herzoge mit einander im Kampfe lagen und der Großfürst von Krakau seine Kräfte in erfolglosen Unternehmungen gegen Halicz verzehrte; wurden Masovien und Kujavien von den verheerenden Einfällen der heidnischen Preußen und Litthauer heimgesucht. Wir haben im vorigen Band (VII, 269 ff.) die wichtigen Ereignisse kennen gelernt, die dadurch an der Niederweichsel und Ostsee herbeigeführt wurden. Als sich Herzog Konrad von Masovien, Leszek's Bruder, der feindlichen

Uebermacht nicht mehr zu erwehren vermochte, rief er die Ritter des deutschen Ordens zu Hülfe. Wir wissen, wie wenig dieser Schritt den eigentlichen Absichten des Herzogs entsprach. Anstatt daß die Deutschherren sich der polnischen Landeshoheit unterordneten, wie Konrad gehofft, und mit Schwert und Kreuz seine Unternehmungen gegen das feindliche Nachbarvolk der Preußen unterstützten, gründeten sie einen unabhängigen Ordensstaat unter päpstlicher Oberhoheit und fügten das Küstenland der Weichsel dem deutschen Reichsverbande bei.

Von der Zeit an wich in den vordern Landen das slavische Wesen mehr und mehr dem germanischen. Nicht nur, daß Pommern und die Wendenländer zwischen Elbe und Oder, von der slavischen Heidenwelt im Osten getrennt, nun vollends germanisirt wurden, daß die deutschen Ansiedelungen bei den Klöstern und Bischofsitzen sich mehrten, daß Colonisten aus Westdeutschland neue Städte gründeten oder durch Einwanderung in die älteren dem germanischen Element das Uebergewicht verschafften; die Piasten, welche in den Burgen an der Oder ihre Herrschersitze aufgeschlagen hatten, vor Allen Herzog Heinrich „der Bärtige" von Breslau, begünstigten und förderten aus allen Kräften deutsche Ansiedelungen und germanisch-christliche Cultur in Nieder- und Ober-Schlesien. Neue Städte, wie Goldberg, Neiße, Kosel u. a. erhielten deutsche Stadtrechte und traten in das Verkehrsleben, in die germanisch-christliche Culturwelt des Reiches ein. Die Vermählungen der Fürsten mit deutschen Frauen belebten die Verbindung und förderten die Einwanderung deutscher Männer geistlichen und weltlichen Standes. Die Klöster wurden meistens von Deutschen bevölkert. Je weiter das Christenthum nach Norden und Osten vordrang, desto mehr Boden gewann auch das germanische Wesen.

Ausbreitung des Deutschthums.

Bald erlangte derselbe Herzog Heinrich und durch ihn die ältere Linie der Piasten eine überwiegende Macht über alle Stammesgenossen. Da nämlich Leszek's Sohn Boleslaw noch unmündig war, so erhoben Konrad von Masovien und Heinrich von Breslau Ansprüche auf die vormundschaftliche Regierung in Krakau. Darüber entstand ein mehrjähriger wechselvoller Krieg, der schließlich zu Heinrichs Gunsten entschied. Er erhielt nicht nur die Vormundschaft über den jungen Fürsten Boleslaw, sondern dieser übertrug ihm auch aus Dankbarkeit für geleistete Dienste die Herrschaft über das Stadtgebiet von Krakau, so daß sich Heinrich forthin Herzog von Schlesien und Krakau nannte. 1233.
Zugleich führte er die vormundschaftliche Regierung in Oberschlesien für die Söhne seines Vetters Kasimir von Oppeln. Im folgenden Jahr nahm er mit den übrigen Polenfürsten Theil an dem gemeinsamen Kreuzzug wider die Preußen, der mit dem glänzenden Sieg an der Sirgune schloß (VII, 280). — 1234.
Herzog Heinrich I. der Bärtige mochte mit Vertrauen auf die Zukunft seines Geschlechts blicken, als er beim Sterben seinem Sohne Heinrich II. dem 1238.
Frommen, den ihm die heilige Hedwig aus dem Geschlechte derer von Andechs

Die schlesischen Herzoge.

geboren, das durch seine Kraft, Klugheit und Thätigkeit so sehr vergrößerte Erbe zur Verwaltung übertrug. Aber diesem hochherzigen Fürsten war ein kurzes Lebensloos beschieden. Wir kennen jenen entsetzlichen Mongolensturm, der sich über das südliche Rußland heranwälzend, Galizien verheerte, Sendomir und Krakau in Asche legte und die schlesischen Städte von Oppeln bis Breslau mit Feuer und Schwert verheerte (VII, 380 ff.). Auf der Wahlstatt
1241. bei Liegnitz ließ der ritterliche Herzog sein Leben; doch setzten die Mongolen ihren Zug nicht fort, sondern vereinigten sich mit dem Hauptheer, welches mittlerweile Ungarn zur Wüste und zum weiten Leichenfeld gemacht. — Mit dem Falle Heinrichs des Frommen erbleichte der Ruhm und die Macht des schlesischen Fürstenhauses. Nicht nur, daß die Erben Wladislaw's Odonicz alle Besitzungen von Großpolen, welche ihnen der bärtige Heinrich in vielen Fehden entrissen, wieder an sich brachten, daß die Krakauer Magnaten, ergrimmt über die Begünstigung der Deutschen durch den Gemahl der heil. Hedwig, den Sohn Leszeks, Boleslaw, wieder in das väterliche Erbe einsetzten; die Söhne des gefallenen Heinrich II., welche sich in das Odergebiet theilten, also daß Breslau, Liegnitz mit Glogau und das Land Lebus eigene Theilfürstenthümer wurden, schwächten sich gegenseitig durch Bruderkriege und feindselige Gesinnung wider einander.

Schlesien germanisirt. Diese Theilungen und Kämpfe erleichterten das Vordringen des deutschen Wesens in Schlesien. Denn der Unterliegende suchte gewöhnlich Hülfe bei den Nachbarfürsten, die er nur gegen Abtretung von Städten und Territorien
1249. erlangen konnte. So kam Burg und Gebiet von Krossen an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen und das ganze Land Lebus an Magdeburg und Brandenburg, die alsbald zur Germanisirung schritten und in kurzer Zeit zum Ziel kamen. Diese zunehmende Verbindung Schlesiens mit dem deutschen Reich und Volk ist die einzige Erscheinung von welthistorischem Interesse im 13. und 14. Jahrhundert; denn die kleinen Kriege und Fehden der Fürsten unter einander oder mit den Grenznachbarn, die mit Gewaltthätigkeiten und Excommunicationen verbundenen Streitigkeiten mit der Kirche und was sich sonst dergleichen in den Chroniken verzeichnet findet, ist ohne alle nachhaltige Bedeutung geblieben. Gingen doch die schlesischen Piasten in ihren Ländertheilungen so weit, daß zur Zeit Rudolfs von Habsburg allein in Niederschlesien sechs selbständige Fürsten unabhängig von einander Land und Leute regierten. Die Machtstellung Ottokars von Böhmen that dem Germanisirungsprozeß nur vorübergehend Abbruch, da seine Wirksamkeit auf dem Marchfelde endigte: die folgenden Herrscherhäuser in den Ostmarken, vor Allen die Luxemburger, leisteten dem Werk wieder um so größeren Vorschub. Das Beispiel Herzog Heinrichs III. von Breslau, der von dem ersten Habsburger sich die Grafschaft Glatz übertragen ließ und mit dem „Reich" einen näheren Staatsverband einging, wird nicht lange ohne Nachahmung geblieben sein. Wenigstens

war die Förderung deutschen Wesens, deutscher Cultur und Sitte das Einzige, worin alle schlesischen Fürstenhöfe übereinstimmten, wie zwieträchtig und feindselig sie auch in allen andern Dingen einander gegenüberstehen mochten. Alle Städte, die im Laufe des 13. Jahrhunderts gegründet oder vergrößert wurden, waren im Besitze deutscher Stadtrechte und der angesehenere Theil der Einwohner bestand aus Deutschen. Ein lebhafter Verkehr und eine rege Industriethätigkeit war die Folge dieser Verbindung mit dem großen Reich der Mitte. Breslauer Kaufleute hatten Waarenniederlagen in Nowgorod und Kiew; ihr Handel theils mit den Produkten der Gewerbthätigkeit ihrer Mitbürger, Eisen, Leder, Wolle, Leinwand, Tuch u. A., theils mit den Waaren des Ostens und Nordens ging über Posen, Gnesen nach Danzig und Preußen, über Krakau nach Rußland und Galizien, südwärts nach Wien und Venedig, nordwärts zu den märkischen Städten, den Vermittlern der Handelsorte an den Küsten der Ostsee und des Mittelmeeres.

„Ein so ausgebreiteter Handels- und Gewerbetrieb machte die Bürger von Breslau und andern Städten wohlhabend und reich", bemerkt Roepell, „der Luxus stieg und allmählich kam auch in seinem Gefolge die Kunst und Wissenschaft zu Achtung und Ansehen. Die hölzernen Häuser machten steinernen Platz; Rathhäuser, Kirchen und andere öffentliche Gebäude, wie Wage, Kaufhalle u. s. w. wurden erbaut Mauern und Thürme traten an die Stelle der hölzernen oder Erdumwallungen, und ganz vereinzelt mag das Beispiel nicht geblieben sein, das Breslau im J. 1267 durch die Errichtung einer eigenen Stadtschule, Marien Magdalenen, gab. Deutsche Sprache, Recht und Sitte erhielten in den Städten fast vollkommen, auf dem Lande etwas später und wohl auch nicht ganz in solchem Umfange das Uebergewicht, und auch an den Höfen der Fürsten, welche nach wie vor größtentheils deutsche Frauen heimführten, überwog allmählich in Sitte und Leben das deutsche Element." Machte sich doch sogar ein schlesischer Herzog, Heinrich IV., als deutscher Minnesänger bekannt. Breslau's Blüthe.

Aehnliche Theilungen, mit Gewältthätigkeiten und Bruderkriegen verbunden, erfolgten auch in den übrigen polnischen Herzogthümern, in Masovien, wo Konrads Söhne, der streitsüchtige Kasimir und Boleslaw, das väterliche Erbe in die beiden Fürstenthümer Kujavien und Masovien zerlegten, in Großpolen, wo Gnesen, Posen und Kalisch die Sitze verwandter Herrscher aus dem Piastengeschlecht wurden, und in Krakau, wo Boleslaw, Leszeks Sohn, nachdem er sich mühsam der Angriffe des masovischen Vetters erwehrt, das Land auf seine Nachkommen vererbte. Diese Länderzerstückelung, die immer weitere Ausdehnung gewann, also daß um das J. 1270 elf oder gar vierzehn Nachkommen Boleslaw's III. von einander unabhängig Land und Leute regierten, und in dem Kriege Ottokar's gegen die Ungarn verwandte Fürsten in beiden Heerlagern dienten, zerstörte die Kraft der polnischen Nation und verschaffte den feindlichen Nachbarvölkern das Uebergewicht. Im Norden dehnten die Pommern ihre Herrschaft bis an die Netze aus; von Westen her drangen die Brandenburger über die Oder vor, ihre Besitzungen in fortwäh- Polens Schwäche.

renden Fehden gegen die Pommern und Polen vermehrend. Bald war die ganze Neumark in ihren Händen und wurde von deutschen Colonisten bevölkert, welche die Wälder lichteten, Städte und Dörfer anlegten und das Feld urbar machten. Im Osten der unteren Weichsel bis zur Meeresküste setzten die Ordensherren ihr Eroberungswerk gegen die Preußen und die heidnischen Nachbarstämme fort, von den polnischen Fürsten wenig gehindert, ja mitunter von denselben unterstützt. Denn die heidnischen Völkerschaften in den Ostseeländern waren nicht minder heftige Gegner der christlichen Polen, als der Ordensritter. Noch gefährlichere Feinde aber hatten die Masovier an den wilden, grausamen Litthauern, welche, seit die Macht der Russen durch die Mongolen gebrochen war, ihre Waffen ungehindert gegen die polnischen Völker im Südwesten kehren konnten. Die kleinen Theilfürsten, unter sich entzweit und theils fehdelustig, theils abergläubisch andächtig und ohne irgend eine hervorragende Persönlichkeit, leisteten nur geringen Widerstand. — Nicht minder furchtbare Feinde hatten die Fürsten von Krakau an den Mongolen, welche von ihren Zeltstädten an der Wolga das ganze südliche Rußland mit ihrer eisernen Zwingherrschaft drückten und ihre schrecklichen Raubzüge bis an die Weichsel, bis nach Sendomir und Krakau ausdehnten, Beute und Gefangene aus den verwüsteten Städten und Burgen mit sich fortschleppend. Und wie demüthig auch die russischen Fürsten und der staatskluge, kriegserfahrene Beherrscher von Galizien, Daniel, Romans Sohn, das Mongolenjoch trugen und vor dem Khan der goldenen Horde ihre Knie beugten und Tribut entrichteten; gegen das Polenreich von Krakau und Sendomir fühlten sie sich stark genug. Der staatskluge Fürst Daniel mochte sich mit stolzen ehrgeizigen Entwürfen tragen, als er verwandtschaftliche Bande mit den Piasten und Arpaden knüpfte, die päpstlichen Unionsbestrebungen förderte und sich von einem
7. Mai 1253. römischen Legaten die Königskrone aufs Haupt setzen ließ. Sein Sohn Lew schuf dann in der von ihm gegründeten Stadt Lwów (Lemberg) einen neuen Herrschersitz. Vergebens ließ der Papst allenthalben das Kreuz predigen und zum heiligen Krieg wider die Feinde Christi, die Mongolen und Litthauer, auffordern; Selbstsucht und gegenseitiges Mißtrauen ließ keinen allgemeinen Waffenbund aufkommen. Die Jazwigen, der wildeste Stamm der Litthauer, wetteiferten mit den Mongolen an Raubgier und verheerender Kriegswuth; und nicht selten fanden sie bei ihren kriegerischen Einfällen Beistand an dem polnischen Adel, dessen Macht und Ungebundenheit unter diesen unaufhörlichen Kämpfen und Wirrnissen bedeutend stieg. So weit war die Fürstengewalt der Piasten von ihrer früheren Höhe herabgestiegen, daß bei dem kinderlosen
† 10. Dec. 1279. Absterben Boleslaw's von Krakau der von ihm zum Nachfolger ernannte Leszek Czarny nur durch die Wahl und Zustimmung des Adels den Fürstenstuhl besteigen konnte und daß die ganze Regierung dieses kraftvollen Herrschers ein ununterbrochener Kampf gegen äußere und innere Feinde war.

Ein Streit mit dem Bischof von Krakau, den er des Einverständnisses mit den Litthauern beschuldigte und in Gefangenschaft hielt, zog den Bannstrahl der Kirche auf sein Haupt, und eine Empörung der über die Begünstigung der Deutschen ergrimmten Magnaten gestaltete sich so drohend, daß der Herzog sich auf einige Zeit nach Ungarn flüchtete.

Als auch Leszek Czarny kinderlos starb, erhob sich ein lebhafter Streit 30. Sept. 1288.
über die Nachfolge zwischen dem eingebornen Adel, der den Herzog Boleslaw Thronkämpfe in Krakau.
von Masovien oder den Bruder des Verstorbenen, Wladislaw Lokietek zum Nachfolger wünschte, und den Deutschen in Krakau und Sendomir, welche Heinrich IV. von Breslau, den bürgerfreundlichen Minnesänger, der mit dem Reich das alte Lehnsverhältniß wieder geknüpft hatte, zum Herzog ausriefen. Nach einem kurzem Bürgerkrieg erlangte die deutsche Partei die Oberhand; Wladislaw Lokietek flüchtete in der Kutte eines Franziscanermönchs zu Fuß aus der Stadt. Nun gebot ein deutscher Reichsfürst in Krakau, ein Ereigniß, das für Kleinpolen leicht eine ähnliche Germanisirung hätte herbeiführen können, wie in Großpolen und noch mehr in Schlesien, wäre nicht Heinrich schon nach wenigen Jahren kinderlos gestorben. Sein Tod trennte nicht nur das 23. Juni 1290.
Herzogthum Krakau wieder von Schlesien; er führte auch einen fremden Gebieter auf den polnischen Fürstenstuhl. Müde der unaufhörlichen Erbfolgekriege berief der Adel auf den Vorschlag der Herzogin Griphina, Leszeks Wittwe, den Böhmenkönig **Wenzel**, Ottokars Sohn, nach Krakau und übertrug ihm Jan. 1291.
die Herrschaft über Stadt und Landschaft. Der Böhme überwand in einem kurzen Feldzug die Widerstrebenden, vereinigte Polen mit seinen ausgedehnten Besitzungen und brachte die übrigen polnischen Fürsten zur Huldigung und Anerkennung seiner oberherrlichen Stellung.

Aber die polnische Nation fügte sich nur mit Widerwillen der Fremd- Wenzel zum König gewählt.
herrschaft, zumal da auch Wenzel nicht im Stande war, den verheerenden Einfällen, den Raubfahrten und Gewaltthätigkeiten der Litthauer Einhalt zu gebieten, vielmehr gerade damals einer der schrecklichsten Plünderungszüge 1294.
stattfand. Unter diesen Umständen faßte **Przemyslaw** von Großpolen, der kurz zuvor von dem kinderlosen Herzog Mestwin von Pomerellen zum Erben dieses nördlichen Landes mit der wichtigen Handelsstadt Danzig eingesetzt worden, den Gedanken, ein slavisches Reich im Geiste Boleslaw's Chrobry wieder aufzurichten. Dazu sollte die Kirche ihm die Weihe verleihen. Als die Curie ihre Einwilligung gegeben, wurde er in der Kathedrale von Gnesen von dem Erzbischof feierlich zum „König von ganz Polen und Herzog von Pommern" gesalbt und gekrönt. Schon rüstete er sich zum Kampf gegen den böh- 26. Juli 1295.
mischen Rivalen, als er in Rogosno von Bewaffneten überfallen und ermordet 6. Febr. 1296.
ward. Wer die Anstifter der blutigen That gewesen, ist nie sicher an den Tag gekommen. Mit ihm sanken alle Entwürfe für Polens Einigung zu Grabe. Bald war die Zersplitterung größer als zuvor. „Alle Ordnung des Lebens

löste sich auf. Gewaltthätigkeiten aller Art erfüllten das Land, das unter Raub und Plünderungssucht des gänzlich verwilderten Adels auf das entsetzlichste litt, und endlich sprach nun auch noch der Bischof von Posen, Andreas, über seine ganze Diöcese das Interdict aus, da bei der allgemein herrschenden Gesetzlosigkeit die Güter der Kirche gleich allen andern von Verheerungen heimgesucht wurden, Arme, Waisen, Wittwen und Unmündige aber der Mächtigen Gewalt rettungslos erlagen." Alles seufzte nach einer kräftigen Regierung, welche dem ruchlosen Gebahren der kleinen Tyrannen Einhalt zu gebieten vermöchte: man glaubte in dem reichen und mächtigen Böhmenkönig den rechten Mann gefunden zu haben; ihn rief man daher auch in Großpolen zum Herrscher aus. Im Anfang des neuen Jahrhunderts wurde Wenzel in Gnesen zum König von ganz Polen gekrönt. Um der Besitznahme der Krone „die Weihe des Rechts" zu verleihen, vermählte er sich mit Przemyslaw's Tochter Richsa (Elisabeth). Wladislaw Lokietek floh aus dem Lande und zog als Pilger zum Jubelfest nach Rom, wo er bei Bonifacius VIII. eine wohlwollende Aufnahme fand. Die übrigen polnischen Fürsten fügten sich und leisteten dem Sohne Ottokars den Lehnseid. Wenzel selbst aber hatte bereits die Oberhoheit des deutschen Königs Albrecht anerkannt. So trat Polen unter doppelter Fremdherrschaft in das vierzehnte Jahrhundert ein. Fürsten und Volk hatten ihre Unfähigkeit zur Selbstregierung sattsam dargethan.

Die Fürstengewalt geschwächt. Hatte unter Boleslaw III. die Fürstengewalt eine Höhe erreicht, daß sie einer absoluten Monarchie nahe kam; so war sie unter seinen Nachfolgern zur Ohnmacht und Anarchie herabgesunken. Das Senioratsgesetz war nicht lange in Geltung geblieben; die Selbstsucht und Herrschgier der Einzelnen hatte über Politik und Staatswohl gesiegt; die Theilung der Territorien unter die Glieder und Nachkommen des Herrscherhauses ohne eine gültige Obergewalt hatte nothwendig zur Schwächung und Auflösung der Nation und zur Minderung der fürstlichen Rechte und Befugnisse führen müssen. Nicht nur, daß die Theilfürsten dem Anprall der feindlichen Völkerschaften, der Preußen, Litthauer, Mongolen u. A. nicht zu widerstehen vermochten und Land und Volk hülflos den Schlägen der Barbaren preisgegeben war; auch im Innern war ihre Macht und ihr Einkommen durch Verleihung von Immunitäten und Privilegien gebrochen und geschmälert worden. Selbst die beiden Factoren, welche die Herzöge zur Hebung der Volksbildung beförderten, die kirchliche Hierarchie und die Hereinziehung deutscher Colonisten, trugen zur Schwächung der monarchischen Fürstengewalt und zur Auflösung der alten Verfassung bei.

a. Durch die Kirche. Die Kirche gewann eine selbständige Stellung gegenüber dem Staat. „Die Wahl der Bischöfe und Aebte, die Vergebung der Pfründen, soweit nicht ausdrücklich Patronatrechte entgegenstanden, kam in ihre alleinige Gewalt, die geistliche Gerichtsbarkeit, wie das kanonische Recht dieselbe bestimmte, setzte sich durch, und indem endlich alle Güter der Kirche mit allen ihren Hintersassen der

Gerichtsbarkeit der fürstlichen Beamten entzogen und von den meisten der zahlreichen den Fürsten zustehenden Abgaben und Diensten befreit wurden, drang das abendländische Institut der Immunität in den slavischen staatlichen Organismus des Reiches ein und hob dessen bisherige Einheit auf."

Dieselbe Wirkung hatte auch das Hereinziehen deutscher Colonisten, die auf geistlichen und weltlichen Gütern angesiedelt, eine bessere Rechtsstellung forderten und erlangten als die polnischen Bauern, die in harter Dienstbarkeit lebten. Um die Einwanderung zu befördern, gestatteten ihnen die Herzoge die Beibehaltung des deutschen Rechtes, entbanden sie von den Landesgerichten und den Kriegspflichten, gewährten ihnen Zoll- und Marktfreiheit und erließen ihnen die schweren Abgaben und Dienste, die auf den Eingebornen lasteten. In den meisten Städten entstanden gefreite deutsche Gemeinden, die unter Magdeburgischem Rechte lebten, deutsche Dorfschaften, mit eigenen Gemeindeordnungen und Exemtionen verschiedener Art, durchbrachen die Kastellanei- und Vicinalbezirke, in deren Mitte sie angelegt waren, indem sie in bürgerlichen Rechtsfällen eigenen Vögten (Locatoren), welche die Ansiedelung ins Leben gerufen, unterstellt waren. — Noch nachhaltiger war die altpolnische Verfassung durch die wachsende Macht des Adels gebrochen worden. Es war eine natürliche Entwickelung des ständischen Unterschiedes zwischen Freien und Unfreien, daß die Zahl jener in den schlimmen Kriegszeiten sich verminderte, bis sie sich endlich zu einer Adelsgemeinde abschloß, welche in ihrer Macht- und Rechtsstellung den Fürsten immer näher rückte, auf das öffentliche Leben immer größeren Einfluß gewann und sich zwischen Regierung und Volk drängte. Dieser Entwickelungsgang wurde durch die fürstlichen Theilungen wesentlich gefördert. Um sich in ihren inneren Fehden zu stärken, suchten die Herzoge die Gunst der Mächtigen zu gewinnen. „Sie verschenkten zahlreiche Güter an einflußreiche Geschlechter, theils aus Dankbarkeit für geleistete Dienste, theils um sich solche für die Zukunft zu sichern, bewilligten die Immunitätsrechte für deren Güter und mußten auch wohl nachsehen, wenn Einzelne sich derselben ohne ihren Willen anmaßten." Bald traten mächtige „Barone" an die Spitze der Adelsgemeinde, deren Zustimmung die Fürsten bei allen wichtigen Landesangelegenheiten, bei Besteuerung und Gesetzgebung einholen mußten. Ihre Zahl und Macht wuchs mit den Erbtheilungen des fürstlichen Hauses. „Jeder Herzog von den vielen Piasten hatte seinen Palatin, die Menge der Castellane war mit der Errichtung neuer bei dem fortdauernden Kriegszustande nöthiger Burgen gestiegen. Hofrichter, Kanzler, Jägermeister, Kämmerer u. A. fanden sich jetzt an jedem Hofe." Alle diese „Barone" strebten nach Immunitätsrechten für ihre Güter, wodurch die Bauern dem Gerichtsstand der fürstlichen Amtleute entzogen und der unmittelbaren Jurisdiction der Gutsherren unterworfen wurden. Dadurch litten die Herzoge nicht nur große Einbuße in ihrem Einkommen, sie verloren auch alle unmittelbare Fühlung mit dem Volke. Gleich den Magnaten in den Feudal-

b. Durch die deutschen Colonisten.

c. Durch den Adel.

staaten waren die reichen und mächtigen Edelleute die eigentlichen Herren und Gebieter ihrer Gutshörigen; ihre Gerichtsbeamten schlichteten die Streitigkeiten nach willkürlichen Gewohnheits- und Hofrechten; ihre Vögte und Verwalter legten drückende Lasten und Dienstleistungen auf; bei Kriegsfällen hing es meistens vom guten Willen der Gutsherrschaft ab, wenn die Hintersassen dem fürstlichen Aufgebot folgen sollten.

„Eine Unsicherheit des Besitzes war eingetreten. Ohne Zweifel verlor damals eine Menge noch übrig gebliebener kleinerer freier Grundbesitzer ihre Freiheit durch Gewalt, oder dadurch, daß sie sich freiwillig in den Schutz der Barone, des reicheren und mächtigeren Adels stellten; oft flohen auch die Beraubten, die durch Plünderungen und Verheerungen der Landsleute und der Heiden Verarmten in die Wälder und schlossen sich zu großen Räuberbanden zusammen; fast jede Ordnung des Lebens löste sich auf."

3. Das Königthum der Piasten in Krakau.

Wenzels Regierung und Ende. Nach seiner Krönung in Gnesen besaß König Wenzel ein Reich, das an Umfang dem seines Vaters Ottokar kaum nachstand. Denn Polen nebst dem dazu gehörigen Pommern, die nun mit Böhmen und Mähren vereinigt wurden, glichen die Verluste im Süden aus; zugleich hatten die Ungarn ihre Blicke auf ihn gerichtet, und riefen, als er für seine Person die Krone des heiligen Stephan ablehnte und seinen Sohn dafür empfahl, den jüngeren Wenzel als König gegen den Neapolitaner ins Land (S. 520). Aber der weiche, furchtsame Fürst, „der bei herannahendem Gewitter in einen Reliquienkasten sich verkroch und bei dem Anblick einer Katze ohnmächtig wurde", der sich, um mit Dante zu reden, „in Ueppigkeit und Trägheit weidete", war nicht der Mann, das zerrüttete Polenreich wieder aufzurichten. Wie sehr er sich auch bemühte, die Magnaten durch huldvolles Entgegenkommen, den Klerus durch Bestätigung seiner Rechte und Immunitäten, das Volk durch schonungsvolle Rücksicht auf das polnische Nationalgefühl bei Anstellungen und Gnadenerweisungen auf seine Seite zu ziehen; zu großem Ansehen konnte er nicht gelangen. Gehemmt und gelästert von dem Papste, der ihm wegen Ungarns grollte und allenthalben Feinde zu bereiten bemüht war, verfeindet mit König Albrecht und von ihm mit Krieg bedroht, schied Wenzel in einem Alter von vierunddreißig Jahren
21. Juni 1305. aus der Welt, ohne etwas Namhaftes ausgerichtet zu haben. Im nächsten Jahr fiel sein Sohn gleichen Namens, ein in Schwelgerei und Sinnengenuß
4. Aug. 1306. verstrickter Fürstenknabe, durch Mörderhand, der letzte vom Mannstamme der Przemisliden (VII, 824 f.).

Wladislaw Lokietek gewinnt den Thron. Das Erlöschen des mächtigen Czechengeschlechts war für die slawischen Reiche an der Moldau wie an der Weichsel gleich wichtig. In Böhmen kam nach einigen Kämpfen das Luxemburgische Haus an die Regierung (VII, 832), in Polen erkämpfte sich jener Wladislaw Lokietek, der einst vor Wenzel

bei Nacht aus Krakau entflohen und dann als Pilger in Rom den Segen des heil. Vaters erfleht hatte, unter Nöthen und Widerwärtigkeiten aller Art den Fürstenstuhl in Krakau. Freilich mußte er, um die zerstreuten Kräfte zu sammeln und die zahlreichen Gegner unter den Magnaten wie im Klerus und bei den deutschen Colonisten bestehen zu können, die Territorien westwärts der Weichsel, welche Przemyslaw mit Großpolen verbunden hatte, vor der Hand aufgeben.

Im Innern zerrüttet durch den Zwiespalt der Polen und Deutschen und durch die eigensüchtigen Bestrebungen des ehrgeizigen Geschlechtes der Swenza, welche die Palatinswürde schon viele Jahre bekleidet hatten, waren die Einwohner und die polnischen Besatzungen nicht im Stande, die Angriffe der Brandenburger Markgrafen, welche nach dem Erlöschen des Pomerellischen Fürstenhauses Ansprüche auf das Herzogthum erhoben, mit Erfolg zurückzuweisen. Schon hatten die Brandenburger sich Danzig's bemächtigt und belagerten den polnischen Hauptmann Bogussa im Schlosse; da riefen die bedrängten Polen den Orden zu Hülfe. Ihrem vereinten Angriff vermochten die Brandenburger nicht zu widerstehen; sie mußten die Stadt Danzig aufgeben. Das Schloß blieb zwischen den Polen und dem Orden getheilt, bis der Komthur eines Tages durch plötzlichen Ueberfall den polnischen Schloßhauptmann vertrieb. Bald kam auch die Stadt durch einen Verräther, der die Thore öffnete, in die Gewalt des Landmeisters Heinrich von Plotzke. Von Danzig zog er weiter nach Dirschau, auch von ihren Zinnen wehte bald die Ordensfahne; auch das feste Schwetz wurde durch Verrath gewonnen. Mit treulosen Ränken und blutiger Härte setzte sich der Orden in dem Lande fest. Dem Polenkönig wurde für die Einräumung von Danzig eine unerschwingliche Summe als Kriegskosten gefordert. Um sich einen Rechtstitel auf das Land zu erwerben, kauften dann die Ritter dem Markgrafen von Brandenburg seine An- 1310.
sprüche ab. So entstand hier ein neues deutsches Ordensland, an der Stelle des slavischen Herzogschlosses erhob sich eine Ordensburg; aber grollend und drohend blickte der Polenkönig auf das unredliche Spiel.

Der deutsche Orden gewinnt Pomerellen.

Es war dies um dieselbe Zeit, als der Großmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz in Marienburg aufschlug und damit eine neue Periode in der Geschichte des Ordenslandes begründete (VII, 291). Kurz nachher erwarben die Ritter durch Kauf von der Herzogin Salome von Kujavien die sog. Fischwerder, das Landgebiet zwischen Nogat, Weichsel und Haff. Damit war der Orden Gebieter der Weichselmündungen und Polen von der See abgeschnitten, und wenn auch in der Folge die Nordländer wieder an Polen kamen, so war der Besitz nur formaler Natur. „Eine andere Cultur, eine andere Menschengattung, unter andern Institutionen und Gewohnheiten aufgewachsen, hatte sich daselbst niedergelassen und die Lebenspulse, die von dort ausgingen, setzten in dem Slaventhum kein Blut mehr in Bewegung, sondern ihr Schaffen und Wirken kam nur der eigenen Art zu Gute. — Die materielle Kraft, die äußere Macht konnte erdrückt werden, die physische Gewalt des Ordens konnte durch eine umfangreichere niedergeworfen werden; was aber der Pflug der deutschen Ansiedler im

Norden in den Boden geritzt hatte, das Gepräge, welches der deutsche Geist der dortigen Bevölkerung aufgedrückt hatte, die gründliche und beinahe völlige Ausrottung aller wahlverwandtschaftlichen Bezüge, welche die Bevölkerung vordem zu dem Genius des Slaventhums hatte, diese konnten nicht wieder von der Lebensatmosphäre dieses Landtheiles abgehoben werden."

Die widerstrebenden Elemente. So schwer der energische Wladislaw Lokietek den Verlust im Norden tragen mochte, er mußte ihn hinnehmen, weil er im eigenen Lande zu viele Gegner hatte. War gleich Anfangs der Bischof und die deutsche Bürgerschaft Krakau's dem slavisch gesinnten Piasten abgeneigt; so steigerte sich die Feindschaft, als der Herzog, der stets in Geldnoth war und den ungarischen und mährischen Miethtruppen den Sold schuldete, sich Eingriffe in die Kirchengüter und in das Vermögen der reichen Kaufherren erlaubte. Es bildete sich eine scharfe Gegenpartei, welche mit den schlesischen Piasten in Verbindung trat und endlich sich zum Aufruhr fortreißen ließ. Aber mit Hülfe der Nationalen, welche auf den wachsenden Einfluß der Deutschen mit Neid und Haß blickten, schlug Wladislaw den Widerstand nieder und übte ein strenges Strafgericht. Von den Rädelsführern wurden etliche von Pferden durch die Straßen geschleift und vor den Stadtthoren aufgeknüpft; viele Geistliche und Aebte wanderten ins Exil; der Krakauer Stadtvogt Albert floh nach Schlesien, das Vogteihaus wurde in eine herzogliche Burg verwandelt, die Privilegien der Deutschen erlitten manche Verkürzung.

Antagonismus gegen die Deutschen. Mehr und mehr wuchs der Gegensatz des slavischen und deutschen Elementes: Heinrich von Glogau, ein deutschgesinnter Herr, welcher die deutsche Sprache pflegte und förderte und seinen Söhnen eine deutsche Erziehung gab, reizte durch seine Vorliebe den slavischen Adel Großpolens so sehr gegen sich auf, daß dieser der Herrschaft Wladislaw's
1312. Vorschub leistete und die Vereinigung der beiden slavischen Fürstenthümer herbeiführte. „Von dem Augenblick an datirte auch eigentlich die Neubildung des polnischen Staates, und der Kern des Reiches, zu dem der Grund durch Boleslav Chrobry gelegt worden war, befand sich nun nach Jahrhunderten wieder in einer Hand, die entschlossen war, ihn auch festzuhalten." Der nationale Sinn fing an zu erstarken und indem er sich an Wladislaw Lokietek anklammerte, stärkte und festigte er dessen Macht. „Es ging wie ein Wehen durch die Gemüther, daß Etwas geschehen müsse, um den zerbröckelten Massen wieder einen innern Zusammenhang zu verschaffen." Hoch und Niedrig machte sich mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, „daß es einer einheitlichen Spitze bedürfe, und daß diese mit dem Nimbus und der Weihe einer vom Papste legitimirten Krone geschmückt sein müsse."

Wladislaw erwirbt die Königskrone. 1319. Diese Abneigung der slavischen Völker gegen die Deutschen suchte der Herzog zu seinem Vortheil zu nutzen. Er konnte es dem Orden nicht vergeben, daß ihn derselbe aus Pomerellen verdrängt und gewissermaßen ihm zu Häupten eine starke geschlossene Macht bildete. Gelang es ihm, von dem Papste als König von Polen und Herzog von Pommern anerkannt zu werden, so konnte er vielleicht das Verlorne wieder an sich bringen. Darum suchte er besonders mit der hohen Geistlichkeit sich gut zu stellen, welche, wie er wußte, dem Orden zürnte, daß er durch seine kirchlichen Privilegien ihr den Boden unter den

Füßen wegzog. Auch mit dem Landesadel und den Bürgerschaften befreundete
er sich. Bald war er das Haupt der ganzen Opposition gegen den Orden. Eine
von den angesehensten Ständen abgeordnete Gesandtschaft, an ihrer Spitze Bischof
Gerward von Leslau, trug in Avignon die Bitte vor, der päpstliche Oberherr möge 1318.
dem Herzog Wladislav von Krakau, Polens und Pommerns Fürst und Erbe, die
Krone des Reichs, welche seit dem Tode Przemislaw's keinen Träger gehabt
hätte, wieder verleihen. Papst Johann XXII. gab der Bitte, die vielleicht
noch mit nachdrücklicheren Gründen verbunden war, ein geneigtes Gehör;
wenn gleich der neue Böhmenkönig, der ritterliche Luxemburger Johann, wie
es scheint auf Anregung des Ordens, Einsprache erhob, „weil er selbst als
Erbe der letzten Przemisliden auch den polnischen Königstitel miterlangt habe,"
so brachte Bischof Gerward dennoch von Avignon die Erlaubniß zur Krönung 1319.
mit, und Wladislav Lokietek zögerte nicht lange mit der Ausführung der Ceremonie.
Ohne sich durch den Widerspruch der verwandten Fürsten von Masovien und Cujavien, denen der nationale Gedanke eines Gesammtpolens durch
die Theilungen fremd geworden war, irre machen zu lassen, ließ er sich durch
den Metropolitan Janislaw von Gnesen in der Kathedralkirche zu Krakau
nebst seiner Gemahlin Hedwig feierlich als König von Polen krönen. Die 20. Jan. 1320.
Krone war eine Gabe der Kirche, die mit voller Unterwürfigkeit bezahlt werden
mußte; aber sollte die polnische Nation dem Skythenthum von Osten und dem
Germanenthum von Westen widerstehen und ihren geschichtlichen Beruf erfüllen, sollte Polen, wie es sich gerne nannte, „die Vor- und Schutzmauer europäischer Gesittung gegen die Barbarei der östlichen Völker" werden, so mußte
es die staatliche und territoriale Zerrissenheit überwinden und zur nationalen
Einheit emporwachsen. Das Königthum war dazu der erste Schritt und der
traditionelle Ausdruck.

Um dem Königthum eine festere Stütze zu geben und den Neid und die Eifersucht der Mächtigen im Lande zu ersticken, räumte Wladislaw den Baronen, dem zahlreichen Amtsadel und der höheren Geistlichkeit einen berathenden Einfluß bei allen
wichtigen Staatsangelegenheiten ein. Aus allen Handlungen Lokietek's erkennt man Wladislaw's Politik gegenüber der Curie und dem Orden.
den umsichtigen Mann, den die bittern Erfahrungen seiner Jugend weise und besonnen
gemacht. Dabei war ihm auch das Glück hold. Die Vermählung seiner Tochter
Elisabeth mit Karl Robert von Ungarn knüpfte zwischen den Herrschern ein inniges
Verhältniß, das über das Leben der beiden Könige hinausreichte und brachte selbst die
Völker einander näher. Vor Allem war König Wladislaw beflissen, sich die Gunst und
Gnade des Papstes fortdauernd zu erhalten. Er mochte hoffen, durch Hingebung und
Unterwürfigkeit die Curie zu einem entscheidenden Richterspruch gegen den Orden in
Beziehung auf Pommern zu bewegen. In der That hatte der Bischof Gerward mit
der Krönungsbewilligung eine weitere Bulle von Avignon mitgebracht, durch welche
drei den Rittern abgeneigte Prälaten mit der schiedsrichterlichen Untersuchung der Klagsache betraut waren. Ihr Urtheil lautete, daß der Orden das Land Pommern mit 1321.
einer Entschädigung für den Nießbrauch zurückgeben und die Prozeßkosten tragen sollte.
Aber weit entfernt diesem Ausspruch nachzukommen, wußten die Ritter, deren Hochmeister sich selbst nach Avignon begab, an dem päpstlichen Hofe rasch eine Sinnesände- 1323.

rung zu bewirken. Wladislaw's Ansprüche wurden mit strengen Worten als unbegründet zurückgewiesen, das schiedsrichterliche Urtheil der drei geistlichen Herren verworfen und der Bischof von Samland, ein Verbündeter der Ordensherren, zu einer neuen Untersuchung bevollmächtigt. Doch gab der König nicht alle Hoffnung auf. Er war aus so vielen Mißgeschicken als Sieger hervorgegangen, warum sollte nicht auch in dieser für ihn so wichtigen Sache schließlich eine Wendung des Schicksals eintreten? Mußte nicht dem Papst in seinem Streit mit Ludwig dem Baier ein ergebener Bundesgenosse willkommen sein? Und dem polnischen Gesandten in Avignon war es klar geworden, daß der heilige Vater seine persönlichen und politischen Interessen höher anschlug, als die kirchlichen. Von solchen Gedanken und Hoffnungen geleitet, warf sich Wladislaw zum eifrigen Verfechter der päpstlichen Sache auf, als Johann XXII. die Markgrafen von Brandenburg aus dem Wittelsbacher Hause mit dem Banne belegte und das Land ihnen absprach. Gingen doch dabei die Anliegen beider Hand in Hand; da der Orden auf Seiten der gebannten Fürsten stand und überhaupt zu Ludwig dem Baier hielt.

Wladislaws Bund mit Litthauen. Um aber mit größerer Macht auftreten zu können, da die Brandenburger zur hartnäckigen Gegenwehr gerüstet waren und von den Bürgerschaften ihrer Städte, besonders Frankfurt und Brandenburg, energische Kriegshülfe erhielten, ging Wladislaw Lokietek eine wichtige Verbindung ein. Er bewirkte die Vermählung seines Sohnes K a s i m i r mit Aldona oder, wie sie nach ihrer Taufe genannt ward, Anna, der Tochter des Königs Gedimin von Litthauen, „welcher mit der frischen und ursprünglichen Kraft seines in Kriegs- und Streifzügen auferzogenen Volkes eben erst ein mächtiges Reich auf Kosten seiner russischen Nachbarn gegründet hatte und gerade den Widersachern Lokietek's gegenüber der gefürchtetste Feind war.“ Er hatte den Nachkommen des Königs Daniel von Halicz die Reichshauptstadt Kiew entrissen und die Tataren weit nach Osten zurückgeworfen. Es verschlug nicht viel, daß Fürst und Volk von Litthauen noch dem Heidenthum anhingen; in den Augen des heiligen Vaters waren die Götzendiener des Ostens minder gefährliche Feinde als die excommunicirten Wittelsbacher. Zudem hieß es, Gedimin „kokettire“ mit dem Christenthum, mit der Taufe und mit dem Papst. Als Brautschatz brachte die Verlobte eine edle Gabe in die Ehe — die Freilassung aller gefangenen Polen, deren Zahl sich auf 24,000 belaufen haben soll. Wir werden sehen, von welcher Bedeutung diese Verbindung der Fürstenhäuser für die späteren Geschicke der beiden Völker geworden ist.

Ueberhaupt hat die Regierung Wladislaw's eine weit höhere Schätzung zu beanspruchen, „durch alles das, was sie angebahnt und im Keime niedergelegt, als durch ihre wirklichen Erfolge, daß gleichsam ein großer Theil des gesammten nationalen Bildungsprocesses mit seinen Anfängen und Wurzeln in die Epoche dieses vorletzten der Piasten hineinfällt.“

Pomerellen verbleibt dem Orden. 1326. Das nächste Ziel, das Wladislaw bei dieser Vermählung im Auge gehabt — die Wiedergewinnung der verlorenen Territorien an der Weichsel — wurde indessen nicht erreicht. Der Feldzug des polnisch-litthauischen Heeres in die Brandenburger Lande war nur ausgezeichnet durch barbarische Grausamkeit

und Länderverwüstung, durch wilde Gräuel an Leben und Eigenthum der Bewohner, durch fanatische Wuth gegen Kirchen und Klöster; aber kriegerische Lorbeeren wurden keine erzielt. Auf dem Rückzug aus dem zertretenen Land empfing der zügellose Führer der Litthauer, ein grimmiger Feind der Christenheit, durch das Geschoß eines Polen die Todeswunde. Auch Wladislaw, einer der pommerschen Herzöge, der gegen die Brandenburger das Schwert gezogen, starb um diese Zeit in Stralsund. 1. Aug. 1326

Die Hoffnungen Wladislaw's auf Pomerellen waren damit abermals zu nichte geworden; und um dieselbe Zeit erlitt das Polenthum auch in **Schlesien** seinen letzten entscheidenden Verlust. Die sämmtlichen Fürsten von Oberschlesien so wie Heinrich VI. von Breslau erkannten den König **Johann von Böhmen** als Oberherrn an und traten durch feierliche Huldigung in den luxemburgischen Reichsverband ein. Städte und Ritterschaft gaben freudig ihre Zustimmung; denn in den Territorien an der Oder hatte das germanische Wesen bereits die Oberhand über das polnische erlangt. Unter dem deutschen Böhmenkönig hofften sie Schutz gegen den Ehrgeiz und die Eroberungssucht des Piasten von Krakau zu finden. Die Stammverwandtschaft hatte bei den schlesischen Theilfürsten bereits ihre Macht und ihren Einfluß verloren. In Masovien und Cujavien stellten sich die Fürsten, als bei einem verheerenden Grenzkrieg der deutschen Ritter gegen die polnisch-litthauische Kriegsmacht die verwilderten Schaaren der letzteren die Brandfackel bis in die Nähe von Plock trugen und alles mit Raub und Mord füllten, unter den Schirm des Ordens und förderten auch auf jener Seite die deutsche Herrschaft. Und gerade damals rüstete der Böhmenkönig zu der vielbesungenen „Heidenjagd" gegen die Litthauer, die Verbündeten des Piasten von Krakau, und drang, unterstützt von den Ordensherren, tief in ihr Land ein. Der König und die Ritter bewiesen mehr religiösen Eifer als der heilige Vater in Avignon, welcher aus Haß gegen das deutsche Kaiserhaus die polnischen Waffen segnete und mit dem Orden haderte, dabei aber auch seine Vortheile nicht aus dem Auge ließ. Die Polen mußten die Hingebung ihres Königs an den päpstlichen Stuhl mit reichen Spenden in Peterspfennigen bezahlen und seufzten unter dem Druck klerikaler Erpressungen. Nach der Rückkehr vom Litthauer Feldzug belohnte der Böhmenkönig den Orden für seine Dienste mit wichtigen Schenkungen. Er entsagte zu dessen Gunsten für sich und seine Nachfolger allen Rechten und Ansprüchen auf Pommern und wies demselben, da die wankelmüthigen Theilfürsten der Gegend in ihrer Gesinnung wieder umgeschlagen waren, die eroberten Landstrecken und Burgen in dem Gebiet von Masovien und Dobrzyn an. Diese Gunstbezeigung des romantischen Königs steigerte das Selbstvertrauen und den Uebermuth der Ordensherren, den die Polen bald zu fühlen bekamen. Ein Streifzug über die Weichsel in das Gebiet des den Rittern feindlich gesinnten Bischofs von Wloclawek war der Anfang zahlloser Raub- und Kriegsfahrten, die von der Zeit an die Blätter der Geschichtsbücher füllen und die Besitzungen des Ordens stromaufwärts mehrten. Die feste Burg Wyszegrad (bei Fordon), welche die Weichsel beherrschte und den Handelsschiffen der deutschen Kaufleute schon so manchen Schaden zugefügt hatte, ging in Flammen auf, Raciaz, wohin sich ein Theil des Klerus mit den Kirchenschätzen geflüchtet, wurde erstürmt und dem Erdboden gleich gemacht; Radziejewo am Goplosee und die Burg Nakel wurden zerstört. Die Theilfürsten von Cujavien, Dobrzyn und Masovien, welche ihre wichtigsten Besitzungen in die Gewalt des Ordens fallen sahen, schwankten in ihren Entschlüssen, ob sie sich den Deutschherren unterwerfen oder die Hülfe des Stammesgenossen in Krakau anrufen

Johann von Böhmen gewinnt Schlesien. 1327.

König Johann und der deutsche Orden.

1328. 29.

Zunehmende Macht des Ordens.

1329.

1330. sollten. Endlich rückte Lokietek, unterstützt von Litthauen und Ungarn, ins Feld, um
dem nach Süden vordringenden Feinde Einhalt zu gebieten, und er hatte wenigstens
18. Oct. 1330. die Befriedigung, daß er durch den Waffenstillstand vom St. Lucastag eine kurze
Ruhe in dem blutigen Kriegswerk herbeiführte. Aber schon im folgenden Jahr brach
der Sturm von Neuem los. Wir werden später bei der Geschichte des Ordenslandes
den Krieg kennen lernen, der mit einer furchtbaren Verheerung Großpolens durch die
1331. Ritter begann und mit der blutigen Schlacht von Plowcze endigte. Um sich an dem
Bischof von Cujavien, der den Orden bei dem Papste verklagt hatte, zu rächen, er-
gossen sich die deutschen Krieger wie ein verzehrender Feuerstrom über die kujavischen
und großpolnischen Landschaften; über Gnesen, Peisern (Pysdry) bis in die Nähe von
Kalisch ging der verheerende Zug. Sie hofften sich mit dem Böhmenkönig zu verbin-
den; der weilte aber zu lange in Italien. Schon war ein Theil des Heeres im Begriff,
die königliche Burg und Hauptfeste von Cujavien, Brzesc zu nehmen, als König Wla-
Stellung des Ordens zu Polen. dislaw und sein tapferer Sohn Kasimir sie einholte. Die Schlacht bei Plowcze führte
übrigens auf keiner Seite zu einem entscheidenden Sieg. Aber die Ritter hatten die
schwersten Verluste zu beklagen. Mehrere der höchsten Gebietiger sanken unter den
Waffen der Polen. Der Bischof Mathias, der nächste Urheber des schrecklichen Krieges,
sammelte auf der blutgetränkten Wahlstatt die Leichen der Gefallenen, über viertau-
send an Zahl, und bestattete sie in geweihter Erde. Mitten unter den Gräbern erhob
sich später eine Kapelle. Aber so wenig waren die deutschen Ritter geschwächt, daß sie
1332. im Laufe des nächsten Jahres Brzesc, Inowraclaw, Gniewkowo u. a. O. in ihre Ge-
walt brachten. Ein großer Theil der polnischen Einwohner wanderte in das Krakauer
Land. Wenn der Orden bei dieser Kriegspolitik die Absicht verfolgte, die Eroberungen
weiter auszudehnen, um bei einem künftigen Friedensschluß durch die Abtretung der
Außenwerke die näheren Besitzungen, insbesondere Pomerellen zu erhalten: so war die Be-
rechnung klug gestellt. Obgleich der hochbetagte König Wladislaw Lokietek in seinem Haß
gegen die deutschen Herren alle Friedensvermittelungen von sich wies und das Schwert
nur vorübergehend auf kurze Zeit aus der Hand legte, so wurde doch unter seinem
Nachfolger Kasimir durch Vermittelung der Könige von Böhmen und Ungarn ein Friede
geschlossen, der dem Orden den unbestrittenen Besitz von Pomerellen zusicherte.

Zustand des Königreichs bei dem Tode Wladislaws 1333. Als Lokietek in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren aus dem Leben schied
und in der Kathedrale von Krakau beigesetzt ward, war das Königreich in einem
zerrütteten Zustande. Wie rühmend man auch hervorheben mochte, daß er das
zerklüftete Land aus dem Elend der Erbtheilungen zur nationalen Einheit er-
hoben, sein sturmvolles Regiment und seine unversöhnliche Feindschaft gegen
den Orden hatten dem Königreiche tiefe Wunden geschlagen. „Die Handels-
straßen waren unsicher geworden vor einem verwilderten Adel, einem beutesüch-
tigen Raubritterthum, dem die Königsgewalt keine Gegenwehr zu leisten ver-
mochte, ja das sie mit schonungsvoller Rücksicht behandeln mußte; die
Städteentwickelung war ins Stocken gerathen, weil das Schwert verwegener
Feinde von allen Grenzen aus über ihrem Haupte hing; der Fleiß der Kme-
tonen, der Schweiß des Leibeigenen erlangte vom Boden keine Frucht mehr,
denn über die Aecker und Triften trieben zermalmend und verwüstend Kriegs-
schaaren ihre Rosse, unter deren Hufen der Segen des Landmannes verküm-
merte und erstickte.“ Sollte das polnische Volk nicht die Ehre und den Ruhm

des Monarchen mit der Wohlfahrt des Landes bezahlen, so mußte ein dauernder Friedenszustand geschaffen werden. Dies erkannte der große König, der einige Wochen nach des Vaters Tod in der Kathedrale der Hauptstadt durch den Erzbischof von Gnesen in Gegenwart vieler weltlichen und geistlichen Herren feierlich gekrönt ward. Kasimir war ein trefflicher Fürst, der Tapferkeit und ritterlichen Geist mit Friedensliebe und Milde verband. Wenn gleich der heißblütige Jüngling einst, als er aus dem halbklösterlichen Schlosse von Krakau plötzlich an den üppigen galanten Hof von Ofen versetzt ward, zu der blutigen Katastrophe gegen die unglückliche Clara von Zach Veranlassung gegeben (S. 523); so zeigte er sich doch, sobald er in einem Alter von dreiundzwanzig Jahren den väterlichen Thron bestieg, als einen Fürsten von trefflichen Eigenschaften und edlen Regententugenden. Die Ehrfurcht gegen die Kirche hatte er von seinem strengen Vater und seiner frommen Mutter Hedwig geerbt, die sich nach dem Hinscheiden ihres Gatten in das St. Clarenkloster zu Alt-Sandecz zurückzog, wo sie unter der Regel des heiligen Franciscus, frommen Werken hingegeben, ihre Lebensjahre beschloß, doch wußte er sein Ansehen gegen geistliche Uebergriffe und das Volk gegen päpstliche Erpressung mit Würde zu wahren. Um den Schwierigkeiten, die sich von allen Seiten an den jungen Fürsten herandrängten begegnen zu können, strebte Kasimir vor allen Dingen nach einer Ausgleichung mit dem Orden und mit Böhmen. Die große Verehrung, die er für den ritterlichen Charakter des Luxemburgers in der Seele trug, räumte leicht manche Hindernisse aus dem Wege. Auf einem glänzenden Fürstenrath in Wissegrad wurde eine Ausgleichung zwischen den beiden Königen getroffen. Für die Anerkennung der Lehnsrechte der böhmischen Krone auf die schlesischen Fürstenthümer von Seiten Kasimir's ließ Johann den Titel „König von Polen," den er bisher geführt, fallen. Auch mit dem Orden wurde nach langen Unterhandlungen eine Verständigung erzielt; allein wir werden später sehen, wie wenig durch den Vertrag von Wissegrad das feindselige Verhältniß zwischen Polen und den deutschen Rittern sich besserte.

Kasimir der Große 1333–1370. 24. April 1333.

Friedensverträge.

Herbst 1335.

Die Friedensbestrebungen Kasimir's wurden durch die Umtriebe des polnischen Adels und Klerus, welche den Deutschen unversöhnlichen Haß trugen und des Königs Neigung für deutsche Ansiedelungen in Polen mit Aerger betrachteten, fort und fort durchkreuzt. Der päpstliche Nuntius Galhard von Chartres theilte diese Gesinnung der Geistlichen und Magnaten, und seine Berichte an die Curie, die gewöhnlich noch mit Wechseln auf florentinische oder flandrische Handelshäuser verbunden waren, trugen nicht wenig zur Mehrung der Zerwürfnisse mit dem Orden bei. Um so größere Huld erwies demselben König Ludwig der Baier. Er beschenkte ihn kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit mit ganz Litthauen und den angrenzenden Ländern und streute dadurch eine Aussaat blutiger Kämpfe, die wir in der Folge kennen lernen werden.

Nach einigen Jahren traten wichtige Ereignisse ein, welche Polen und den Orden einander näher brachten. In Galizien hatte Herzog Boleslaw, welcher mit Hülfe der Litthauer zur Herrschaft gekommen, seinen unvorsichtigen Eifer für die

Der Friede von Kalisch 1343.

Aufrichtung der römisch-katholischen Kirche mit einem gewaltsamen Tod durch
1339. Gift gebüßt, und da um dieselbe Zeit das Roman'sche Haus ausstarb, so war das zerrüttete Land ein lockendes Waffenziel für die eroberungssüchtigen Nachbarn. Kasimir, von der Idee erfüllt, Träger und Vorkämpfer der Cultur in dem Ostlande zu werden, wollte die Gelegenheit einer Erweiterung seiner Herrschaft nach jener Seite nicht unbenutzt lassen. Dort konnte er der Nation einen würdigen Ersatz für die Verluste im Westen bieten. Mit den Litthauern war das Freundschaftsverhältniß erloschen, seit Gedimin aus der Welt geschieden und seine Tochter, Kasimir's Gattin, ihm im Tode nachgefolgt war. Von ihren kriegerischen Brüdern aber, welche das väterliche Reich erbten, durfte Polen wie das Ordensland schlimme Tage erwarten. Auf der Ostgrenze lauerten die Tataren und in Esthland tobte wilder Aufruhr.

Königin Anna. Trotz der Taufe, die Anna bei ihrer Verheirathung empfangen, war sie doch ihren Jugenderinnerungen, den kindlichen Gewohnheiten eines heitern Naturdienstes stets hold geblieben. Sie liebte Spiel und Tanz; „wenn sie mit ihren Frauen ausging oder auf flüchtigen Rossen dahinjagte, dann zogen Tympanenschläger, Flötenspieler und andere Musiker vor ihr her — zum großen Verdruß der augenverdrehenden Klerisei, welche die Königinnen mit schwindsüchtigem Himmelsheimweh immer vorzieht. Und doch soll dieses wilde Kind des Waldes im Verborgenen gar manche Thräne getrocknet und arme, fromme Männer gern und freudig unterstützt haben."

Alle diese Umstände machten eine aufrichtige Ausgleichung mit dem Orden wünschenswerth; die ganze abendländische Christenheit hatte ein Interesse an der Beilegung des langen Haders unter den Glaubensgenossen. Selbst in Avignon arbeitete man für Versöhnung. So gelang es denn den Bemühungen des
8. Juli 1343. Erzischofs Jaroslaw von Gnesen den Frieden von Kalisch zum Abschluß zu bringen, in welchem Kasimir aufs feierlichste für alle Zeiten seinen Ansprüchen auf das Kulmerland, auf Michelau und Pommern entsagte, wogegen der Orden die besetzten Lande Cujavien und Dobrzin räumte.

Bogislav V. von Pommern-Wolgast, Gemahl von Kasimirs Tochter Elisabeth, und die übrigen pommerischen und polnischen Fürsten stimmten dem Vertrage bei und versprachen, jeden Bruch zu verhindern. Der König und der Ordensmeister besiegelten das wichtige Werk durch feierlichen Eidschwur und Friedenskuß und der päpstliche Stuhl ertheilte demselben durch apostolische Bestätigung die letzte Weihe und Unverbrüchlichkeit.

Kasimirs Haltung in dem Krieg der deutschen Ritter gegen die Litthauer. In den nächsten Jahren fanden die heftigen Kämpfe der Ordensritter gegen die Litthauer statt, von denen wir später berichten werden. Olgierd von Krewa und Witebsk hatte in Verbindung mit Kieystut von Troki den dritten Bruder Jawnut seines Theilfürstenthums Wilno beraubt und sich dann mit Zustimmung Kieystuts die Würde eines Großfürsten über ganz Litthauen beigelegt. Dadurch konnte die geeinigte Kraft des kriegerischen Volkes mit größerem Erfolg gegen die Ordensritter gekehrt werden. Wenn Kasimir sich diesen Kämpfen fern hielt, so geschah es aus Abneigung gegen die Luxemburger, welche diese neue „Heidenjagd" am eifrigsten betrieben hatten. Es gab eine Zeit, da der Polenkönig in Johann von Böhmen sein Ideal und Vorbild erblickte und dessen Sohn Karl wie seinen Bruder liebte. Aber die Selbstsucht der böhmischen Herrscher, die sich auf Kosten des Polenkönigs mancherlei Vortheile zuzu-

wenden suchten, hatte dem Freundschaftsverhältniß einen argen Stoß versetzt und den polnischen Fürsten wieder auf die Seite der Wittelsbacher, des Kaisers Ludwig und seines Sohnes, des Markgrafen von Brandenburg, getrieben. Es war sogar zu kriegerischen Bewegungen gekommen, bis der Papst, dem diese Haltung seines „getreuesten Sohnes" sehr zu Herzen ging, die Wiederherstellung des alten Bündnisses bewirkte. 1346.
Wenige Monate nachher fand König Johann in der Schlacht von Crecy seinen Tod. Sein Sohn Karl aber war beflissen, das freundschaftliche Verhältniß mit Kasimir aufrecht zu erhalten, um ihn von dem Anschluß an seine zahlreichen Feinde abzuhalten.

Kasimir Ordner und Mehrer des Reichs.

Die Jahre der Ruhe benutzte Kasimir zu legislatorischen Arbeiten, für die Wohlfahrt und Sicherheit des polnischen Reiches, soweit es aus der früheren Zerklüftung sich zur Einheit und Nationalität emporgearbeitet hatte. Sein richtiger Blick erkannte die Nothwendigkeit, im Widerstreit der feindlichen Gewalten, von denen Polen im Osten und Westen bedroht war, die nationalen Eigenthümlichkeiten zusammenzufassen, und dadurch künftigen Theilungen, Zersplitterungen und Schwächungen vorzubeugen. Dies geschah durch das Statut von Wislica für Kleinpolen und von Piotrkow für Großpolen. In diesem ersten polnischen Gesetzbuch, das Kasimir mit dem Beirath geistlicher und weltlicher Magnaten durch rechtskundige Männer zusammenstellen ließ, wurden die alten Rechtsgewohnheiten des Volkes und die Verordnungen früherer Fürsten schriftlich aufgezeichnet und den kommenden Geschlechtern zum Gebrauche bei dem Gerichtsgang überliefert.

Aus diesem Codex erhält man das Bild von einem Staat, in welchem die Fürstengewalt durch die Stände der einzelnen Provinzen eine natürliche, durch das Herkommen geheiligte Beschränkung erlitt, diese berathenden Stände aber sich noch nicht zu einem Reichstage im späteren Sinne consolidirt und ausgebildet hatten.

Galizien und Wolhynien mit Polen vereinigt.

Die Zerrüttung, in welche um diese Zeit Litthauen durch die große Niederlage an der Strebe gerathen war, begünstigte nicht nur die organisatorische Thätigkeit des Polenkönigs, die politischen Verhältnisse setzten ihn auch in Stand, Wolhynien und den größten Theil von Galizien in seine Gewalt zu 1350.
bringen. Er beförderte den Handel der deutschen Kaufleute nach diesen Ostländern und suchte aus allen Kräften polnische Sprache und Nationalität und römisch-katholisches Kirchenwesen daselbst einzuführen. Von der Zeit an wurde Lemberg der Mittelpunkt polnisch-katholischer Missionsthätigkeit.

Um das Werk des glaubenseifrigen Fürsten zu fördern, gestattete ihm der Papst den Zehnten aller kirchlichen Einkünfte in seinem Reich. Und allerdings bedurfte der König einer nachdrücklichen Unterstützung, da die Litthauer alle Kräfte anstrengten, die Besitznahme der Länder durch die Polen mit den Waffen zu hindern. Um dem mächtigen Feind widerstehen zu können, verpfändete Kasimir dem Orden das Gebiet von Dobrzin und rief den Ungarnkönig Ludwig, seinen Neffen, dem einst der polnische Thron zu Theil werden sollte, zu seinem Beistande herbei. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es, wenigstens das Lemberg-Halitscher Land bei der Krone Polen zu 1352.
erhalten. Auf einem späteren Feldzug vereinigte er damit noch Wladimir und alles Land am obern Lauf des Bug.

Lehensverband mit den masovischen Fürsten. Zu gleicher Zeit knüpfte Kasimir auch die gelockerten oder zerrissenen Fäden an der Westgrenze wieder an. Boleslaw von Masovien nämlich, der in dem galizischen Kriege ihm Bundeshülfe geleistet, hatte seinen Tod im Schlachtgetümmel gefunden. Der Polenkönig verglich sich nun mit den übrigen Fürsten, welche Erbansprüche auf die Hinterlassenschaft erhoben, daß sie die erledigten Territorien von der Krone Polen zu Lehen nahmen. Dadurch wurden die masovischen Fürsten, welche bisher in den meisten Fällen auf der Seite der Ordensritter gestanden, wieder mehr zu dem stammverwandten Reich hingezogen. Als einige Jahre später auch Herzog Ziemowit III. von Masovien-Warschau dem Lehnsverbande beitrat, ging Polen seiner nationalen Einigung und Abrundung entgegen. Selbst der Bruderbund, zu dem damals in Großpolen die Magnaten zur Wahrung ihres Eigenthums und ihrer Sicherheit gegen den wachsenden Uebermuth verwegener Raubritter zusammentraten, das erste Beispiel jener „Conföderationen“, welche in der Folge so großen Einfluß auf das politische Leben übten, diente der nationalen Monarchie zur Kräftigung, indem die Verbündeten ausdrücklich erklärten, daß gegen den König kein Mitglied unterstützt werden sollte.

Die erste Conföderation in Großpolen.

Wachsende Macht des Adels. In diesem Bunde lag indessen der Keim zu der ständischen Geschlossenheit der polnischen Aristokratie. Wie in Großpolen vereinigte sich auch in Kleinpolen der Adel zu einer Körperschaft, die sich zum ersten Mal kund gab, als die Thronfolge Ludwigs
1355. von Ungarn festgestellt werden sollte. Um die Zustimmung der Magnaten zu erlangen, mußte König Ludwig die Zusicherung geben: „er wolle keine neuen Steuern und Lasten auflegen und sich mit dem begnügen, was bisher königliches Gefälle war, also auch alle Immunitäten und Freiheiten achten und wahren; er wolle ferner die drückende Beherbergung des Fürsten und seines Gefolges beim Adel, der Geistlichkeit und deren Hörigen niemals in Anspruch nehmen, sondern zu allen Zeiten die Verpflegung auf eigene Kosten bestreiten; für Kriegszüge außerhalb des Landes werde er Entschädigung leisten.“

Kasimirs häusliche Verhältnisse. Ludwig sollte nur für den Fall der Nachfolger seines Oheims Kasimir werden, daß dieser keinen männlichen Leibeserben in legitimer Ehe erziele. Dazu war aber keine Aussicht. Als die heitere lebensfrohe Litthauerin aus dem Leben geschieden, hatte sich der König mit Adelheid, der frommen Tochter des Landgrafen von Hessen, vermählt, die aber nicht die Gabe besaß, den feurigen, liebebedürftigen Mann zu fesseln. Er ließ sie auf ein abgelegenes Schloß bringen, das er niemals besuchte, während er sich am Königsitz in den Armen von schönen Nebenfrauen vergnügte. Umsonst richtete der Papst, dem die Verstoßene ihr Leid klagte, ernste Mahnschreiben an Kasimir; sein Herz blieb verstockt, namentlich seitdem er in Prag die schöne Christina aus dem angesehenen Hause Rokiczan kennen gelernt und eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefaßt hatte. In ihrem Innersten verletzt über die Zurücksetzung, verließ endlich die gekränkte Fürstin das Land, das ihr nur Schmerz und Thränen geboten, und kehrte in ihr Vaterhaus zurück, um nie wieder den polnischen Boden zu betreten.

Doch wurde ihre Ehe nie gesetzlich geschieden und als der König noch in seinen alten Tagen zu einer neuen Vermählung mit Hedwig, der Tochter des Herzogs von Sagan schritt, konnte der Papst nicht bewogen werden, die Verbindung zu sanctioniren. Hedwig blieb stets die „königliche Geliebte."

Erst kurz vor dem Tode Kasimirs wurden ihre beiden Töchter für legitim erklärt. Die älteste, Anna, vermählte sich in der Folge mit dem Grafen Wilhelm von Cilly und ihre Tochter wurde die zweite Gemahlin Jagello's.

Nur die beiden nach Brandenburg und Pommern verheiratheten Töchter der Königin Anna hatten fürstlichen Rang. Die ältere, Elisabeth, hatte ihrem Gemahl, Herzog Bogislaw V. von Stettin-Wolgast, außer vier Söhnen eine Tochter gegeben, die denselben Namen führte und nach dem Tode ihrer Mutter (1361) in Krakau erzogen ward. Sie wurde die dritte Gemahlin des Kaisers Karl IV. und die Chronisten können nicht genug rühmen, mit welcher Pracht und Herrlichkeit das Beilager des hohen Paares in Gegenwart vieler Könige und Fürsten in der Hauptstadt Polens gefeiert wurde. Dezember 1362.

Kasimirs Sorge für Wohlfahrt, Bildung und Rechtspflege.

Den Schatten, welchen die zerrütteten Familienverhältnisse auf die Regierung Kasimir's warfen, hat der große Fürst durch glänzende Eigenschaften und Herrscherthaten ausgelöscht. Als um die Mitte des Jahrhunderts der Norden mehrere Jahre lang von Seuchen und Mißwachs heimgesucht ward, suchte er dem Elend aus allen Kräften zu steuern; er legte den Grund zu der Universität Krakau, und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, das Werk zur Vollendung zu führen, und die zarte Pflanze unter dem eisigen Hauche der nächsten Jahrzehnte wieder verdorrte, so waren doch die Grundlagen so sicher und umsichtig gelegt, so waren doch alle Verhältnisse und Bedürfnisse so richtig ins Auge gefaßt, daß der spätere Aufbau sich an das Vorhandene anlehnen konnte. Die größte Sorgfalt aber wendete Kasimir auf die Rechtspflege und die deutschen Colonisationen. 1362.

Nachdem der König in dem oben erwähnten geschriebenen Gesetzbuch einen festen Anhalt für nationales Recht geschaffen, stellte er in Krakau einen höchsten Gerichtshof mit zwei königlichen Gerichtsbeamten und sieben rechtskundigen Schöffen auf, welcher für alle Rechtsfälle als oberste Appellationsinstanz dienen sollte, und gebot, daß im ganzen Reich gleiches Rechtsverfahren beobachtet werde. „Denn Ein und dasselbe Volk," ließ er sich vernehmen, „darf unter Einem Fürsten nicht vielerlei Rechte genießen, sonst gleicht es jenem Scheusal, das mehrere Köpfe hat. Darum nützt es dem Staat, wenn nach dem nämlichen und gleichen Recht, gleichviel ob in dieser oder jener Provinz gerichtet wird." Auch das deutsche Recht, das in den meisten Städten und Flecken Geltung hatte, ließ er codificiren und errichtete Oberhöfe für diejenigen Unterthanen, die diesem Recht folgten. Denn Kasimir hatte die wohlthätigen Folgen der deutschen Ansiedlungen für den Reichthum und die Betriebsamkeit der Nation erkannt, und war daher sein ganzes Leben lang eifrig beflissen, städtisches Wesen durch Beförderung deutscher Einwanderungen zu heben. „Die deutsche Colonisation überzog in seiner Zeit den ganzen Kern des polnischen Reiches bis zu den Gegenden jenseits der Weichsel, und die ersten fürsorglichen Regierungsacte des Königs in den neuerworbenen südrussischen Provinzen waren die Ausstattung der wesentlichsten Städte mit deutschem Recht, die Verpflanzung deutscher Ansiedler auf die dünn bevölkerten Länderstrecken." Aber

indem er zugleich einheimische Rechtsinstitute für die Appellationen schuf, hörte der umständliche und kostspielige Rechtsgang nach Magdeburg, der bisher in Uebung war, auf, so daß auch die mit Immunitäten und Sonderrechten ausgestatteten Gemeinheiten und Körperschaften im Lande selbst ihr Recht in den gewohnten Formen suchen konnten. „Kasimir erhielt ein ausgesogenes, thränenerfülltes Land von seinem Vater und bei seinem Tode hinterließ er es in einer Blüthe und in einem Wohlstande, die mit den gesegnetsten Staaten seiner Zeit wetteifern konnten. Und überall ist es eine Folge der deutschen Einwanderung, der das deutsche Recht verbürgt wurde." — Er traf ferner Vorkehrung, daß im ganzen Lande einerlei Gewicht und Münze in Anwendung käme, daß die Regalien bestimmten Satzungen unterworfen würden, daß im Stadtrath von Krakau die verschiedenen Stände ihre Vertretung fänden, daß die einträglichen Salzwerke von Bochnia und Wieliczka in gutem Stande erhalten und gewissenhaft verwaltet würden. Er gründete viele Städte und Stadttheile (Kasimierz), baute Burgen und Gotteshäuser, bevölkerte Wälder und Steppen mit fleißigen Colonisten.

Kasimirs Charakter. Durch solche Arbeiten verdiente sich Kasimir den Namen des Großen, den ihm das dankbare Volk beilegte. Als er in Folge eines unglücklichen Falles 5. Nov. 1370. auf einer Hirschjagd in Krakau zu seinem Vätern versammelt ward, trauerte das ganze Land. Er war der letzte Polenkönig aus dem Stamme der Piasten, mit welchem die Schicksale der Nation viele Jahrhunderte hindurch aufs Innigste verknüpft waren. Sein Grab in der Kathedrale von Krakau wurde bis in die neueste Zeit von dem Volke in heiliger Verehrung gehalten. Allenthalben erblickte man in zahllosen Werken die Spuren seiner segensreichen Thätigkeit und seiner friedlichen Regierung. Milde, Gerechtigkeit und Toleranz waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Wie sehr er auch den Adel begünstigte und dem Streben der vornehmen Geschlechter, nach Art der abendländischen Feudalherren durch Ahnenreihen, Wappen und Edelbürtigkeit sich über die geringeren Standesgenossen zu erheben, entgegenkam; so ehrte er doch auch den Bürgerstand, und der gedrückten Bevölkerung der Kmeten und Landbauern nahm er sich mit solchem Wohlwollen an, daß ihn der Adel spottend den „Bauernkönig" schalt. „Noch oft nachher sollen die Bauern in ihrem Leid zu dem Grabe Kasimir's gewallfahrtet sein und bittere Thränen daselbst vergossen haben, denn mit Kasimir war die Zeit ihres Wohlbefindens dahingeschwunden." Denselben Geist der Humanität und Gerechtigkeit bewährte der große König auch gegen die verschiedenen Glaubensgenossen. Ein so treuer Sohn der römisch-katholischen Kirche er auch war, so hat er doch auch griechische und armenische Christen unter seinen Schutz genommen und gegen Intoleranz und Verfolgung durch gesetzliche Bestimmungen sicher zu stellen gesucht; und die zahlreichen Juden, die seit dem zwölften Jahrhundert das Königreich überschwemmten, hatten sich mehr als irgendwo sonst des königlichen Schutzes zu erfreuen. Auch ehrte er Bildung und Wissenschaft. Der Geschichtschreiber und Vicekanzler Janko von Czarnkowo, der die Geschichte seiner Zeit mit Treue, Wahrhaftigkeit und Freimuth verfaßt hat, stand an seinem Sterbelager.

„Kasimir wird uns geschildert als eine erhabene Gestalt,“ heißt es bei Caro, „von gedrungenem Körperbau, mit freier achtunggebietender Stirn und reichem, lockigem Haar. Seine Sprache war nicht sehr flüssig, aber hell und sonor klingend. Er liebte den heiteren Lebensgenuß, und in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern bekundet sich ein hoher Grad echter und reiner Menschlichkeit. Niemals war die Weltgeschichte gerechter, als darin, daß sie Kasimir den Namen des ‚Großen‘ beilegte.“

Ludwig der Große von Ungarn, Kasimir's Schwestersohn, wurde in Krakau als König gekrönt und erlangte in Gnesen die Huldigung der Großpolen. Wir haben den ritterlichen König schon in der Geschichte von Ungarn und Neapel kennen gelernt; für Polen war seine Regierung kein Segen. Um die Thronfolge zu erlangen, auf welche die Piasten in Masovien und Schlesien nähere agnatische Erbrechte geltend machen konnten, hatte er schon vor fünfundzwanzig Jahren den Magnaten große Rechte einräumen müssen. Diese wurden auf einer Versammlung in Kaschau durch ein eigenes Reichsgesetz, in dem man den Anfang der späteren pacta conventa erblicken darf, in der Art festgestellt, daß von dieser Zeit an der Schwerpunkt aller politischen Rechte in den Adel zu liegen kam. Dafür erlangte Ludwig die Zustimmung der Großen zu der weiblichen Erbfolge, die ihm um so mehr am Herzen lag, als er keine Söhne hatte und die polnische Krone auf eine seiner Töchter zu vererben wünschte.

Ludwig der Große 1370–82.

1374.

Nach diesem Reichsgrundgesetz sollte nur den eingebornen Edelleuten das Kriegsrecht, die „gemeine Wehre“ zustehen, nur ihnen sollten die hohen Aemter, Ehren und Würden und insbesondere das Richteramt verliehen werden. Ihre Güter sollten frei von Abgaben und Lasten sein, die Kronsteuer in einem allgemeinen Hufzins von zwei Groschen bestehen, alle Verpflichtung für die Beherbergung und den Unterhalt des königlichen Hofes bei Reisen wegfallen u. A. m. Mehr und mehr trat jetzt eine Scheidung ein zwischen dem hohen Adel, den „Baronen,“ welche mit adeliger Geburt großes Grundeigenthum verbanden und im Besitze der Hofämter oder der bischöflichen Tiara waren, und den niederen weniger begüterten Gliedern der edlen Geschlechter, welche sich wie eine Art Clientelschaft um die Häupter schaarten, wenn sie gleich nach dem Grundsatz der „Brüderlichkeit“ aller Edelgebornen Namen und Wappen der Familie führten und die Rechte und Prärogativen der Adelsgemeinde theilten, die sich noch aus der alten Gemeinfreiheit und Gleichberechtigung herleiteten. Wie viele abendländische Culturelemente durch die deutschen Einwanderungen und Ansiedelungen in Polen eindrangen, das Feudalwesen mit seinen Gliederungen, seinen Ueber- und Unterordnungen ist daselbst nie zur Entwickelung gelangt, hat nur ganz äußerliche Ansätze genommen. Die Abstufungen in der polnischen Adelskörperschaft waren nur durch die persönliche Stellung einzelner Häupter herbeigeführt; in den Rechten, in der Standesehre, in der Geburts-Nobilität waren alle gleich. „Jeder Einzelne hatte an dem gemeinschaftlichen Gut der Brüderschaft, an dem Wappen, an dem Namen und an der Ehre beider Theil. Die Verletzung des einzelnen Individuums schloß immer zugleich eine Verletzung der gesammten Brüderschaft mit ein.“ Um den grundbesitzenden Geschlechtsvertreter schaarte sich eine zahllose Vetterschaft, stets bereit, das Schwert, das sie zu führen berechtigt war, für die Solidarität des Geschlechtsverbandes zu gebrauchen.

Stellung des Adels.

Eine unübersteigliche Kluft trennte den freigebornen Edelmann von dem gutshörigen Kmeten; nur jener besaß das Waffenrecht, nur jener betheiligte sich am

Die Kmetonen.

Staatsleben, und die Fälle, in denen das Gesetz dem Kmetonen gestattete, die Gutsherrschaft zu verlassen, traten so selten ein, daß kaum ein Unterschied zwischen ihm und dem Leibeigenen obwaltete. Die Kmetonen mußten harte Frohndienste verrichten, von der Ernte und dem Viehstand beträchtliche Abgaben in Natur liefern, und standen in dem engsten Abhängigkeitsverhältniß zu dem Grundherrn. Seit den Tagen Ludwig's des Großen „begann für den Bauer das eherne Zeitalter, das durch Druck und Qual seiner Menschenwürde Trotz bot.“

Die deutschen Colonisten.

Je mehr der polnische Adel sich als privilegirte Körperschaft zusammenschloß, als der allein gebietende Stand im Staat auftrat; desto mehr waren die deutschen Colonisten, welche unter Zusicherung ihres gewohnten Rechtes und persönlicher Freiheit und Immunität ins Land gezogen worden, beflissen, diese gesonderte Rechtsstellung zu wahren. Mit welchem Neid und Aerger mochte der polnische Adel auf die Fremdlinge blicken, welche in den Städten den wohlhabendsten Theil der Einwohnerschaft bildeten, welche eine Menge Ortschaften in allen Theilen des Reiches angelegt hatten, in deren Händen sich nicht nur Handel und Betriebsamkeit, sondern auch die meisten Kirchenämter und die höhere Bildung befanden, die durch Reichthum und Schmuck des Lebens häufig den Edelmann überragten! „Wenn Kasimir in seinen Luxusbeschränkungen den Krakauer Bürgern untersagt, mehr als acht Hausnarren zu halten, und den Bürgerfrauen verbietet, mit einem zahlreicheren Gefolge als zwanzig Personen ins Bad zu gehen, so setzt das einen Reichthum und eine Wohlhabenheit voraus, die an die üppigsten Zeiten der deutschen Reichsstädte heranreichen.“ Die Holzflößerei auf der Weichsel, der Handel mit Metallen, Rauchwerk und besonders mit den gefeierten Stoffen „polensche Laken“ genannt, wurde fast ausschließlich von deutschen Kaufleuten betrieben. Krakau, Thorn und Breslau vermittelten den Verkehr zwischen den fernen Ostländern und den Handelsstädten Deutschlands und der Niederlande. Wir haben gesehen, wie sehr Kasimir diese Einwanderungen, von denen der Wohlstand und die Blüthe des Landes vorzugsweise herrührte, begünstigte. Sie bildeten geschlossene Gemeinwesen, wo deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht und Gericht nach Magdeburger oder Culmer Satzung herrschend waren. In demselben Geiste handelte auch König Ludwig, sowohl in Ungarn als in Polen, so daß das deutsche Wesen weit über den Osten sich verbreitete. In Lemberg zählte man zwölfhundert deutsche Familien, welche durch ihre Handelsverbindungen, ihren Reichthum, ihre Bildung die Herren der Stadt waren; in Wladimir war der große Markt, wo der Danziger und Thorner Kaufmann mit den Tataren und Armeniern seine Geschäfte machte. Es war begreiflich, daß der slavische Adel die fremdartige Nationalität, welche die polnische Bevölkerung durchbrach und ein Gegengewicht gegen die wachsende Macht der Aristokratie bildete, mit Groll und Mißtrauen betrachtete. Ihre Sicherheit beruhte auf der engen Verbindung mit den Landesfürsten; und daher erklärt es sich, daß die Städte von dem Rechte der Steuerfreiheit nicht immer Gebrauch machten, um dem König unentbehrlich zu werden und bei ihm Schutz gegen den Neid des Adels zu finden. „Wenn die Bürger,“ heißt es in den polnischen Grundrechten „mit Ausschluß der Adeligen in irgend einem Nothfall oder bei irgend welcher Gelegenheit steuern wollen, so wollen wir ihnen darin keinen Zwang auflegen.“ Die deutschen Stadtbürger und Colonisten hielten zum König und stärkten die fürstliche Gewalt.

Die polnischen Chronikschreiber.

Die älteste Geschichtschreibung der Polen weist gleichfalls auf Deutschland hin. Aus dem deutschen Kloster St. Gallen ging wohl der älteste Chronist, Gallus, hervor, welcher bei Boleslaw III. „fremdes Brod aß“ und zum Dank die Hofgeschichte dieses Herzogs schrieb und lateinische Lieder dichtete. Auch der erste Chronikschreiber polnischer Abkunft, Vincenty Kadlubek, vom Papste Innocenz III. als Bischof von Krakau bestätigt,

dessen polnische Urgeschichte wegen ihrer nationalen und patriotischen Färbung und ihrer romantischen Rhetorik in den Kreisen des Adels zur Unterhaltung gelesen ward, hat von deutschen Cisterciensermönchen seine Bildung empfangen. Zeigt die Chronik Kadlubeks auch nicht die „prunklose Simplicität eines alten Annalisten", so ist sie trotz ihrer oratorischen Form, ihrer Fabeln und „romantischen Abgeschmacktheiten" eine nicht unwichtige Geschichtsquelle aus dieser an Urkunden und Aufzeichnungen armen Zeit Polens.

Auch der Strom der jüdischen Einwanderung, die seit dem zwölften Jahrhundert sich über das ganze polnische Land ergoß, scheint aus Deutschland hereingezogen zu sein. Wenn die Juden im Anfang gleich den deutschen Colonisten Grundbesitz ankauften und bewirthschafteten, so wendeten sie sich in der Folge, wie in den andern Ländern Europa's, ausschließlich dem Handel, den Geldgeschäften, dem Wucher zu. Sie theilten daher auch bald mit ihren Brüdern im Abendlande den Haß des Volkes, besonders seitdem Polen enger mit dem Papstthum verbunden ward und zu dem Racenhaß noch der religiöse Fanatismus sich gesellte. Das große Sterben um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war auch für die polnischen Juden eine Zeit schwerer Noth und Drangsal. Dennoch war ihre Lage im Ganzen günstiger als in Deutschland, da sie als „fürstliche Kammerknechte" unter der unmittelbaren Jurisdiction des Königs standen und dadurch leicht Mittel fanden, sich gegen Verfolgung und Bedrückung Schutz zu verschaffen. Auch hatte die Kirche in Polen gegen Heiden, Mohammedaner und Schismatiker ein so weites Missionsfeld, daß die Juden oft übersehen wurden. Selbst das Gebot, daß sie ein rothes Abzeichen auf dem Kleide tragen sollten, scheint nicht immer eingehalten worden zu sein. Es ist daher begreiflich, daß sie sich in den polnischen Städten sehr vermehrten. Besonders gnädig erwies sich ihnen Kasimir, so daß die Sage von einer jüdischen Geliebten zu erzählen wußte, welche den König, wie einst Esther den Ahasverus, mit Liebesbanden umstrickt habe. Auch König Ludwig, welcher alle Juden aus Ungarn vertrieb (S. 526), dehnte die strenge Maßregel nicht über Polen aus; vielmehr hat jenes Gebot nicht wenig zu ihrer Vermehrung in den polnischen Landen beigetragen. Für ihre Einwanderung aus Deutschland zeugt ihre Sprache, die sie bis in die neueste Zeit beibehalten haben. Doch standen sie außerhalb des Magdeburger Rechts. Mitunter hatten sie, wie in Lemberg, eigene Gerichtsbarkeit.

Juden.

Wenn die Polen den König Kasimir schon bei Lebzeiten hoch stellten, so erschien er ihnen bald in noch verklärterem Lichte, als die neue Herrschaft in so manchen Dingen andere Wege wandelte. Da Ludwig's Fürsorge in Ungarn und anderwärts in Anspruch genommen ward, so setzte er seine Mutter Elisabeth zur Regentin ein, eine Frau voll Leidenschaften und Launen. Er mochte der Meinung sein, daß die in Polen geborne Fürstin, durch die er zur Krone gelangt war, am geeignetsten wäre, die Polen mit der neuen Herrschaft zu versöhnen. Dem war jedoch nicht so. Nicht nur, daß sich eine Schaar übermüthiger Magyaren, deren innere Rohheit mit einem Anflug höfischer Politur übertüncht war, um den Thron drängte, daß Schmeichler und Intriganten, wie der ränkevolle Zawisza von Kurozweki, die ersten Aemter und Hofstellen an sich rissen und die altverdienten Räthe Kasimir's um allen Einfluß brachten; auch die nationale Einheit Polens, die sich Kasimir zur Hauptaufgabe seines Lebens gesetzt, wurde aufs Neue gefährdet. Ziemowit von Masovien, zu stolz um sich als Piast einem fremden Herrscher unterzuordnen,

Die ungarische Regentschaft in Polen.

zerriß das Lehnsband mit der polnischen Krone; die Großpolen fühlten sich durch die launenhafte Vorliebe der Königin Elisabeth für ihre näheren Landsleute verletzt und zurückgestoßen, so daß Wladislaw der Weiße, der einst den Herzogshut mit dem Mönchsgewand vertauscht, als er aus dem Benedictinerkloster von Dijon plötzlich zurückkehrte und als fahrender Ritter wieder sein Land erobern wollte, so viele Anhänger fand, daß er mehrere Jahre lang das Feld behauptete, bis Ludwig, der mit einer Nichte des Abenteurers vermählt war, ihn mit einer Geldsumme abfand. Auf den Grenzen lauerten die Litthauer, begierig die verlornen Städte und Landschaften in Südrußland, die sich zu einem Clientelstaat unter einem Lehnsfürsten Ludwig's, Wladislaw von Oppeln, zusammengethan, wieder an sich zu bringen, und benutzten die erste Gelegenheit, als die Bekehrungsversuche der Minoriten und des römisch-katholischen Klerus Zwietracht und Unzufriedenheit bei dem Volke erzeugt hatten,
1376. zu verheerenden Einfällen. Unterdessen ergötzten sich die alte Königin und ihre Gäste an heiterem Minnespiel und Gesang, und vom Schlosse der Hauptstadt klang helle Fröhlichkeit in die Straßen nieder. Endlich machte sich die Wuth des Volkes durch einen Aufstand Luft, in welchem mehr als hundertundsechszig ungarische Hofleute und Beamten erschlagen wurden. Erzürnt verließ darauf
1377. die Königin ihr Heimathland, um den Rest ihrer Tage in Ungarn zu verleben. Bis in ihr Greisenalter wußte sie ihre Schönheit und ihre Lebenslust zu bewahren.

Böse Zeiten. Aber auch nach Elisabeth's Entfernung kam Polen nicht zur Ruhe. Ludwig, „der die polnische Luft nicht ertragen konnte," ernannte jenen Herzog Wladislaw von Oppeln, welcher sich in Wladimir (Lodomerien) und Halicz (Galizien) einen guten Namen gemacht hatte, zum Statthalter in Krakau, und fügte dann die von demselben bisher verwalteten Länder dem ungarischen Reichsverbande bei. Die hohen Adelsgeschlechter haßten jedoch den deutschen Fürsten, der sich mehr dem niedern Adel und den Bürgerschaften anschloß, und erschwerten ihm sein Regiment. In Masovien befestigte Ziemowit, ein Mann von lebhaftem erregbarem Gemüth, der „verführt von böser Leute Rath" in leidenschaftlicher Eifersucht seine Gemahlin im Kerker ermordete (eine Begebenheit, die den Stoff zu Shakespeare's „Wintermärchen" bildet), seine unabhängige Herrschaft mehr und mehr, indem er nach dem Vorbilde Kasimir's seinem Volke ein Gesetzbuch gab. Bei der Vielgeschäftigkeit Ludwig's war Polen ein herrenloses Land, wo der Uebermuth der Magnaten immer schroffer hervortrat, Faustrecht und Wegelagern in erschreckender Weise zunahm. Während der König seinen Blick auf die großen politischen Ereignisse in Europa gerichtet hielt, führte in seinem Namen jener ränkevolle Zawisza, der mit der Kanzlerwürde auch den Krakauer Bischofstuhl an sich gebracht hatte, als „Reichsvicar" oder „Vicekönig" die Reichsgeschäfte mit schlaffer Hand, ein wollüstiger, prachtliebender Edelmann, dem der Fluch des Volkes in's Grab folgte.

König Ludwigs eifrigstes Anliegen war es, die Erbfolge seiner ältesten Tochter Maria, die in ihrer Kindheit an Sigmund aus dem böhmisch-luxemburgischen Herrscherhaus vermählt worden war, in Polen festzusetzen. Er berief zu dem Zweck die Kronbeamten und einige ihm ergebene Barone und Prälaten nach Altsohl und hatte die Genugthuung, daß die Anwesenden dem vierzehnjährigen Fürsten, dem sein Vater Karl IV. die Markgrafschaft Brandenburg übergeben hatte, huldigten. Einige Wochen nachher starb König Ludwig der Große zu Tyrnau im fünfundsechzigsten Jahr seines Lebens.

Die Thronfolge.

11. Sept. 1382.

Dieses Ereigniß änderte die Sachlage von Grund aus. In Großpolen bildete sich eine mächtige Partei, welche dem ungarisch-deutschen Einfluß, der schon so lange herrschend gewesen und durch die Thronfolgeordnung noch größere Dauer erhalten sollte, entgegenarbeitete. Sie stellte an das neue Herrscherpaar die Forderung, ihren Sitz im Lande zu nehmen. Als dieses ungehörige Verlangen zurückgewiesen ward, da ja Maria auch zur Königin von Ungarn bestimmt war, so gelang es der Thätigkeit einiger einflußreichen Geschlechtshäupter, die Opposition auch über Kleinpolen zu verbreiten und alle gegnerisch Gesinnten zu einer „nationalen" Partei zu vereinigen. Nach dem früheren Beispiele schloß man eine „Conföderation," eine aus altslavischem Gewohnheitsrecht hervorgegangene, auf dem Prinzip der Brüderlichkeit des gesammten Adels beruhende Institution, kraft deren die verschiedenen Geschlechter für bestimmte Zwecke zu einer höheren Einheit sich zusammenschlossen. Man gelobte mit Eidschwüren derjenigen Tochter des verstorbenen Königs Treue und Gehorsam, welche in Polen ihren Wohnsitz nehmen wolle. Durch diese Beschränkung des Zweckes auf die einzige berechtigte Forderung, daß der Thronerbe im Lande wohne, erlangten die „Nationalen" bald so sehr das Uebergewicht, daß auf der Tagsatzung zu Wislica, die durch die Theilnahme von Abgeordneten aus allen Landschaften den Charakter eines Reichstages erhielt, sie das entscheidende Wort führten. Selbst am ungarischen Hofe fand ihr Bestreben heimlich Unterstützung. Nirgends wurde dem Markgrafen Sigmund gehuldigt. Dieser gab indessen seine Ansprüche nicht auf. Im Vertrauen auf die mächtige Adelssippschaft der Grzymala, insbesondere des Domarat, den er zum Generalstarosten in Großpolen eingesetzt, und auf die deutschen Besatzungen in den Hauptburgen Posen, Gnesen, Kalisch, Peisern u. a. hoffte er am Ende doch noch zum Ziele zu kommen. Denn wenn gleich die Nationalen die Treue gegen die ungarische Königsfamilie auf ihre Fahne geschrieben hatten, so merkte man doch bald eine Scheidung in „Conföderirte," denen die ungarische Thronfolge als Lebensfrage galt, und in „Masovier," welche den Thron dem Piasten Ziemowit (Ziemaszko) zuwenden, somit die fremde Dynastie durch einen Zweig der altpolnischen verdrängen wollten. Zu der letzteren hielt sich ein großer Theil des Adels und des Klerus, selbst der Erzbischof Bodzantha von Gnesen; zu der ersteren die meisten Kleinpolen, welche

Das Interregnum.

Der Kronprätendent Sigmund.

zerriß das Lehnsband mit der polnischen Krone; die Großpolen fühlten sich durch die launenhafte Vorliebe der Königin Elisabeth für ihre näheren Landsleute verletzt und zurückgestoßen, so daß Wladislaw der Weiße, der einst den Herzogshut mit dem Mönchsgewand vertauscht, als er aus dem Benedictinerkloster von Dijon plötzlich zurückkehrte und als fahrender Ritter wieder sein Land erobern wollte, so viele Anhänger fand, daß er mehrere Jahre lang das Feld behauptete, bis Ludwig, der mit einer Nichte des Abenteurers vermählt war, ihn mit einer Geldsumme abfand. Auf den Grenzen lauerten die Litthauer, begierig die verlornen Städte und Landschaften in Südrußland, die sich zu einem Clientelstaat unter einem Lehnsfürsten Ludwig's, Wladislaw von Oppeln, zusammengethan, wieder an sich zu bringen, und benutzten die erste Gelegenheit, als die Bekehrungsversuche der Minoriten und des römisch-katholischen Klerus Zwietracht und Unzufriedenheit bei dem Volke erzeugt hatten,
1376. zu verheerenden Einfällen. Unterdessen ergötzten sich die alte Königin und ihre Gäste an heiterem Minnespiel und Gesang, und vom Schlosse der Hauptstadt klang helle Fröhlichkeit in die Straßen nieder. Endlich machte sich die Wuth des Volkes durch einen Aufstand Luft, in welchem mehr als hundertundsechszig ungarische Hofleute und Beamten erschlagen wurden. Erzürnt verließ darauf
1377. die Königin ihr Heimathland, um den Rest ihrer Tage in Ungarn zu verleben. Bis in ihr Greisenalter wußte sie ihre Schönheit und ihre Lebenslust zu bewahren.

Böse Zeiten. Aber auch nach Elisabeth's Entfernung kam Polen nicht zur Ruhe. Ludwig, „der die polnische Luft nicht ertragen konnte," ernannte jenen Herzog Wladislaw von Oppeln, welcher sich in Wladimir (Lodomerien) und Halicz (Galizien) einen guten Namen gemacht hatte, zum Statthalter in Krakau, und fügte dann die von demselben bisher verwalteten Länder dem ungarischen Reichsverbande bei. Die hohen Adelsgeschlechter haßten jedoch den deutschen Fürsten, der sich mehr dem niedern Adel und den Bürgerschaften anschloß, und erschwerten ihm sein Regiment. In Masovien befestigte Ziemowit, ein Mann von lebhaftem erregbarem Gemüth, der „verführt von böser Leute Rath" in leidenschaftlicher Eifersucht seine Gemahlin im Kerker ermordete (eine Begebenheit, die den Stoff zu Shakespeare's „Wintermärchen" bildet), seine unabhängige Herrschaft mehr und mehr, indem er nach dem Vorbilde Kasimir's seinem Volke ein Gesetzbuch gab. Bei der Vielgeschäftigkeit Ludwig's war Polen ein herrenloses Land, wo der Uebermuth der Magnaten immer schroffer hervortrat, Faustrecht und Wegelagern in erschreckender Weise zunahm. Während der König seinen Blick auf die großen politischen Ereignisse in Europa gerichtet hielt, führte in seinem Namen jener ränkevolle Zawissa, der mit der Kanzlerwürde auch den Krakauer Bischofstuhl an sich gebracht hatte, als „Reichsvicar" oder „Vicekönig" die Reichsgeschäfte mit schlaffer Hand, ein wollüstiger, prachtliebender Edelmann, dem der Fluch des Volkes in's Grab folgte.

König Ludwigs eifrigstes Anliegen war es, die Erbfolge seiner ältesten Tochter Maria, die in ihrer Kindheit an Sigmund aus dem böhmisch-luxemburgischen Herrscherhaus vermählt worden war, in Polen festzusetzen. Er berief zu dem Zweck die Kronbeamten und einige ihm ergebene Barone und Prälaten nach Altsohl und hatte die Genugthuung, daß die Anwesenden dem vierzehnjährigen Fürsten, dem sein Vater Karl IV. die Markgrafschaft Brandenburg übergeben hatte, huldigten. Einige Wochen nachher starb König Ludwig der Große zu Tyrnau im fünfundsechzigsten Jahr seines Lebens. Die Thronfolge. 11. Sept. 1382.

Dieses Ereigniß änderte die Sachlage von Grund aus. In Großpolen bildete sich eine mächtige Partei, welche dem ungarisch-deutschen Einfluß, der schon so lange herrschend gewesen und durch die Thronfolgeordnung noch größere Dauer erhalten sollte, entgegenarbeitete. Sie stellte an das neue Herrscherpaar die Forderung, ihren Sitz im Lande zu nehmen. Als dieses ungehörige Verlangen zurückgewiesen ward, da ja Maria auch zur Königin von Ungarn bestimmt war, so gelang es der Thätigkeit einiger einflußreichen Geschlechtshäupter, die Opposition auch über Kleinpolen zu verbreiten und alle gegnerisch Gesinnten zu einer „nationalen“ Partei zu vereinigen. Nach dem früheren Beispiele schloß man eine „Conföderation,“ eine aus altslavischem Gewohnheitsrecht hervorgegangene, auf dem Prinzip der Brüderlichkeit des gesammten Adels beruhende Institution, kraft deren die verschiedenen Geschlechter für bestimmte Zwecke zu einer höheren Einheit sich zusammenschlossen. Man gelobte mit Eidschwüren derjenigen Tochter des verstorbenen Königs Treue und Gehorsam, welche in Polen ihren Wohnsitz nehmen wolle. Durch diese Beschränkung des Zweckes auf die einzige berechtigte Forderung, daß der Thronerbe im Lande wohne, erlangten die „Nationalen“ bald so sehr das Uebergewicht, daß auf der Tagsatzung zu Wislica, die durch die Theilnahme von Abgeordneten aus allen Landschaften den Charakter eines Reichstages erhielt, sie das entscheidende Wort führten. Selbst am ungarischen Hofe fand ihr Bestreben heimlich Unterstützung. Nirgends wurde dem Markgrafen Sigmund gehuldigt. Dieser gab indessen seine Ansprüche nicht auf. Im Vertrauen auf die mächtige Adelssippschaft der Grzymala, insbesondere des Domarat, den er zum Generalstarosten in Großpolen eingesetzt, und auf die deutschen Besatzungen in den Hauptburgen Posen, Gnesen, Kalisch, Peisern u. a. hoffte er am Ende doch noch zum Ziele zu kommen. Denn wenn gleich die Nationalen die Treue gegen die ungarische Königsfamilie auf ihre Fahne geschrieben hatten, so merkte man doch bald eine Scheidung in „Conföderirte,“ denen die ungarische Thronfolge als Lebensfrage galt, und in „Masovier,“ welche den Thron dem Piasten Ziemowit (Ziemaszko) zuwenden, somit die fremde Dynastie durch einen Zweig der altpolnischen verdrängen wollten. Zu der letzteren hielt sich ein großer Theil des Adels und des Klerus, selbst der Erzbischof Bodzantha von Gnesen; zu der ersteren die meisten Kleinpolen, welche Das Interregnum. Der Kronprätendent Sigmund.

zerriß das Lehnsband mit der polnischen Krone; die Großpolen fühlten sich durch die launenhafte Vorliebe der Königin Elisabeth für ihre näheren Landsleute verletzt und zurückgestoßen, so daß Wladislaw der Weiße, der einst den Herzogshut mit dem Mönchsgewand vertauscht, als er aus dem Benedictinerkloster von Dijon plötzlich zurückkehrte und als fahrender Ritter wieder sein Land erobern wollte, so viele Anhänger fand, daß er mehrere Jahre lang das Feld behauptete, bis Ludwig, der mit einer Nichte des Abenteurers vermählt war, ihn mit einer Geldsumme abfand. Auf den Grenzen lauerten die Litthauer, begierig die verlornen Städte und Landschaften in Südrußland, die sich zu einem Clientelstaat unter einem Lehnsfürsten Ludwig's, Wladislaw von Oppeln, zusammengethan, wieder an sich zu bringen, und benutzten die erste Gelegenheit, als die Bekehrungsversuche der Minoriten und des römisch-katholischen Klerus Zwietracht und Unzufriedenheit bei dem Volke erzeugt hatten,
1376. zu verheerenden Einfällen. Unterdessen ergötzten sich die alte Königin und ihre Gäste an heiterem Minnespiel und Gesang, und vom Schlosse der Hauptstadt klang helle Fröhlichkeit in die Straßen nieder. Endlich machte sich die Wuth des Volkes durch einen Aufstand Luft, in welchem mehr als hundertundsechszig ungarische Hofleute und Beamten erschlagen wurden. Erzürnt verließ darauf
1377. die Königin ihr Heimathland, um den Rest ihrer Tage in Ungarn zu verleben. Bis in ihr Greisenalter wußte sie ihre Schönheit und ihre Lebenslust zu bewahren.

Böse Zeiten. Aber auch nach Elisabeth's Entfernung kam Polen nicht zur Ruhe. Ludwig, „der die polnische Luft nicht ertragen konnte," ernannte jenen Herzog Wladislaw von Oppeln, welcher sich in Wladimir (Lodomerien) und Halicz (Galizien) einen guten Namen gemacht hatte, zum Statthalter in Krakau, und fügte dann die von demselben bisher verwalteten Länder dem ungarischen Reichsverbande bei. Die hohen Adelsgeschlechter haßten jedoch den deutschen Fürsten, der sich mehr dem niedern Adel und den Bürgerschaften anschloß, und erschwerten ihm sein Regiment. In Masovien befestigte Ziemowit, ein Mann von lebhaftem erregbarem Gemüth, der „verführt von böser Leute Rath" in leidenschaftlicher Eifersucht seine Gemahlin im Kerker ermordete (eine Begebenheit, die den Stoff zu Shakespeare's „Wintermärchen" bildet), seine unabhängige Herrschaft mehr und mehr, indem er nach dem Vorbilde Kasimir's seinem Volke ein Gesetzbuch gab. Bei der Vielgeschäftigkeit Ludwig's war Polen ein herrenloses Land, wo der Uebermuth der Magnaten immer schroffer hervortrat, Faustrecht und Wegelagern in erschreckender Weise zunahm. Während der König seinen Blick auf die großen politischen Ereignisse in Europa gerichtet hielt, führte in seinem Namen jener ränkevolle Zawisza, der mit der Kanzlerwürde auch den Krakauer Bischofstuhl an sich gebracht hatte, als „Reichsvicar" oder „Vicekönig" die Reichsgeschäfte mit schlaffer Hand, ein wollüstiger, prachtliebender Edelmann, dem der Fluch des Volkes in's Grab folgte.

König Ludwigs eifrigstes Anliegen war es, die Erbfolge seiner ältesten Tochter Maria, die in ihrer Kindheit an Sigmund aus dem böhmisch-luxemburgischen Herrscherhaus vermählt worden war, in Polen festzusetzen. Er berief zu dem Zweck die Kronbeamten und einige ihm ergebene Barone und Prälaten nach Altsohl und hatte die Genugthuung, daß die Anwesenden dem vierzehnjährigen Fürsten, dem sein Vater Karl IV. die Markgrafschaft Brandenburg übergeben hatte, huldigten. Einige Wochen nachher starb König Ludwig der Große zu Tyrnau im fünfundsechzigsten Jahr seines Lebens. *Die Thronfolge.* *11. Sept. 1382.*

Dieses Ereigniß änderte die Sachlage von Grund aus. In Großpolen bildete sich eine mächtige Partei, welche dem ungarisch-deutschen Einfluß, der schon so lange herrschend gewesen und durch die Thronfolgeordnung noch größere Dauer erhalten sollte, entgegenarbeitete. Sie stellte an das neue Herrscherpaar die Forderung, ihren Sitz im Lande zu nehmen. Als dieses ungehörige Verlangen zurückgewiesen ward, da ja Maria auch zur Königin von Ungarn bestimmt war, so gelang es der Thätigkeit einiger einflußreichen Geschlechtshäupter, die Opposition auch über Kleinpolen zu verbreiten und alle gegnerisch Gesinnten zu einer „nationalen“ Partei zu vereinigen. Nach dem früheren Beispiele schloß man eine „Conföderation,“ eine aus altslavischem Gewohnheitsrecht hervorgegangene, auf dem Prinzip der Brüderlichkeit des gesammten Adels beruhende Institution, kraft deren die verschiedenen Geschlechter für bestimmte Zwecke zu einer höheren Einheit sich zusammenschlossen. Man gelobte mit Eidschwüren derjenigen Tochter des verstorbenen Königs Treue und Gehorsam, welche in Polen ihren Wohnsitz nehmen wolle. Durch diese Beschränkung des Zweckes auf die einzige berechtigte Forderung, daß der Thronerbe im Lande wohne, erlangten die „Nationalen“ bald so sehr das Uebergewicht, daß auf der Tagsatzung zu Wislica, die durch die Theilnahme von Abgeordneten aus allen Landschaften den Charakter eines Reichstages erhielt, sie das entscheidende Wort führten. Selbst am ungarischen Hofe fand ihr Bestreben heimlich Unterstützung. Nirgends wurde dem Markgrafen Sigmund gehuldigt. Dieser gab indessen seine Ansprüche nicht auf. Im Vertrauen auf die mächtige Adelssippschaft der Grzymala, insbesondere des Domarat, den er zum Generalstarosten in Großpolen eingesetzt, und auf die deutschen Besatzungen in den Hauptburgen Posen, Gnesen, Kalisch, Peisern u. a. hoffte er am Ende doch noch zum Ziele zu kommen. Denn wenn gleich die Nationalen die Treue gegen die ungarische Königsfamilie auf ihre Fahne geschrieben hatten, so merkte man doch bald eine Scheidung in „Conföderirte,“ denen die ungarische Thronfolge als Lebensfrage galt, und in „Masovier,“ welche den Thron dem Piasten Ziemowit (Ziemaszko) zuwenden, somit die fremde Dynastie durch einen Zweig der altpolnischen verdrängen wollten. Zu der letzteren hielt sich ein großer Theil des Adels und des Klerus, selbst der Erzbischof Bodzantha von Gnesen; zu der ersteren die meisten Kleinpolen, welche *Das Interregnum.* *Der Kronprätendent Sigmund.*

unter der ungarischen Königin größeren Einfluß auf die Regierung zu erlangen hofften. Sie fanden eine Stütze an der verwittweten Königin von Ungarn, jener leidenschaftlichen Bosnierin Elisabeth, welche den Deutschen so abhold war. Sie zeigte den polnischen Großen einen Ausweg, wie sie ihre Anhänglichkeit für die Dynastie der Anjous mit ihren nationalen Interessen vereinigen könnten, indem sie ihnen heimlich die jüngere Königstochter Hedwig, die in der Wiege mit Herzog Wilhelm von Oesterreich verlobt worden, als Herrscherin von Polen vorschlug. Ein aufgeregtes Parteitreiben voll Leidenschaften, Intriguen und eigensüchtigem Factionswesen durchtobte nunmehr das polnische Reich. Alle standen mit dem Auslande in Verbindung: die Kleinpolen erhielten ihre Weisungen von Ofen, wo man indessen aus Furcht vor Oesterreich und den Luxemburgern mit der wahren Gesinnung zurückhielt, Ziemowit entlieh von dem deutschen Ordensmeister Vorschüsse auf Pfandschaften, um seine Anhänger in Athem zu halten, Domarat und die Grzymala wurden von Sigmund mit Geld und Bewaffneten unterstützt. Und schon mehrmals waren die letzteren mit der Nationalpartei hart und blutig an einander gerathen. Verwüstungen und Ueberfälle, Hinterlist und Untreue erfüllten das ganze Land. Selbst Wladislaw von Oppeln, welcher den Verlust der südrussischen Lehnslande nicht verschmerzen konnte, griff zum Schwert, ohne sich irgend einer Partei fest anzuschließen. Besonders wurden die Besitzungen des Herzogs Ziemowit und des Erzbischofs von Gnesen hart mitgenommen. Als die ungarischen und kleinpolnischen Kriegshaufen wegzogen, sagt der Chronist Janko von Czarnkowo, ein Augenzeuge dieser Parteikämpfe, ließen sie hinter sich „einen ewigen Fluch." Endlich überzeugte man sich in Ungarn, daß die beiden Kronen nicht ferner in Einer Hand vereinigt bleiben könnten. Es drohte Gefahr, daß bei längerem Zaudern die polnischen Magnaten sich über eine andere Wahl einigen würden. So drang denn Elisabeth mit ihrem geheimen Plan durch. Man schickte die dreizehnjährige Hedwig in Begleitung zweier hochgestellten Prälaten nach Krakau, wo die jungfräuliche Tochter Ludwig's, deren liebliche Erscheinung Aller Herzen gewann, feierlich als „König von Polen" gekrönt ward.

Parteikämpfe. — *15. Oct. 1384.*

4. Polen mit Litthauen vereinigt.

Hedwig und Jagello. 1384—86.

Die Polen hatten alle Ursache, die Krönungsfeier in der Kathedrale zu Krakau als ein frohes, glückverheißendes Ereigniß mit Jubel und Freudenfesten zu begrüßen; denn es bildete den Anfang eines neuen geschichtlichen Lebens, den Uebergang aus einer Zeit der Zerrissenheit und Ohnmacht zu nationaler Größe, zu Ruhm und Macht. Die Verbindung mit dem Litthauerfürsten Gedimin, die unter dessen Söhnen Olgierd und Kieystut sich wieder gelöst hatte, sollte unter dem „Großfürsten" Jagello, Olgierd's staatsklugem Sohne, mit festeren Banden aufs Neue geknüpft werden. Wir werden in der

Geschichte des deutschen Ordens die Zerwürfnisse in dem litthauischen Herrschergeschlecht und den tragischen Untergang des greisen Heidenfürsten Kieystut kennen lernen. Für die alte Naturreligion mit ihrer wildromantischen Freiheit und ihrem düsteren Opferdienst war auch in den Wäldern Litthauens kein Raum mehr. Jagello hatte in seinen Verhandlungen mit den Ordensrittern auf dem Werder bei Dubissa wiederholt seine Bereitwilligkeit erklärt, sich mit seiner Familie und seinem Volke taufen zu lassen; noch war jedoch das Versprechen nicht erfüllt worden. Als nun aber Boten von Krakau anlangten, welche ihm im Namen der herrschenden Partei die Hand der jugendlich schönen Hedwig und die Herrschaft in Polen antrugen, wenn er der römisch-katholischen Kirche beitreten und seinen Sitz in Krakau nehmen wolle, da verschwanden bald alle Bedenken. Eine stattliche Gesandtschaft, an der Spitze zwei bereits zum Christenthum übergetretene Brüder Jagello's, erschien in Krakau und Ofen, um für den Großfürsten von Litthauen die Hand Hedwig's zu begehren, als 1385.
Entgelt die Bekehrung des gesammten Volkes, die Vereinigung Litthauens mit der Krone Polen und andere Vortheile in Aussicht stellend. Aber Hedwig war, wie erwähnt, schon in der Kindheit dem Herzog Wilhelm von Oesterreich angetraut und das treue Festhalten an diesem Bündnisse seitdem wiederholt mit feierlichen Eiden beschworen worden. In ihrem Herzen hatte sich eine warme Zuneigung ausgebildet für den jungen, schönen Fürstensohn, den man ihr von Jugend auf als Gemahl genannt, ein Gefühl, das noch sehr an Stärke gewann, als der Herzog unerwartet in Krakau erschien, um das verabredete Beilager zu feiern, und mit der Jugendgeliebten zuerst im Refectorium Aug. 1385.
des Franziskanerklosters „Spiele der Minne“ aufführte, dann im Schlosse selbst Tage und Wochen in Heiterkeit und festlicher Lust verlebte. Aber weder die politischen Eide noch der Herzenszug der jungen Königin fanden Beachtung. Hedwig's Mutter Elisabeth, der deutschen Heirath ohnedies abgeneigt, war durch die früher geschilderten Vorgänge in Ungarn, (S. 351) so sehr von ihren eigenen Anliegen erfüllt, daß sie mit ihrer Entscheidung zurückhielt; die Magnaten in Polen wirkten aus allen Kräften für die litthauische Verbindung; die Geistlichkeit führte der Königin zu Gemüthe, welche Verdienste sie sich um die Kirche erwerbe, wenn sie den Heidenfürsten und sein Volk zum wahren Glauben hinüberleite; selbst Ziemowit von Masovien und Wladislaw von Oppeln, beide Nachkommen der Piasten, ließen sich für den Plan gewinnen. Wilhelm von Oesterreich mußte Krakau verlassen; während er in seinen Hoffnungen getäuscht und von falschen Freunden seiner Schätze beraubt in die Heimath zurückkehrte, wo er bald auch noch den Tod seines Vaters Leopold in der Sempacher Schlacht zu betrauern hatte, zog Jagello mit fürstlichen Begleitern und glänzendem Gefolge in Krakau ein, empfing von dem Erzbischof Bodzantha von Gnesen die Taufe und den gefeierten Namen Wladislaw und wurde dann mit der schönen Hedwig in der Kathedrale 13. Febr. 1386.

4. März 1386. getraut und einige Zeit nachher zum König von Polen gekrönt. Nunmehr sanken auch in Litthauen die alten Götterbilder und die heiligen Eichen; das ewige Feuer zu Wilna erlosch, die heiligen Schlangen wurden getödtet. Zu Tausenden wurden die halbwilden Letten zum geweihten Wasser getrieben oder herbeigelockt durch das Geschenk von wollenen Röcken, jenen geschätzten „polnischen Laken," die Jagello von den polnischen Märkten mitgebracht und die nun den Willigen zum Lohn gereicht wurden; aber Niemand kümmerte sich darum, den Getauften auch nur die ersten Begriffe von der neuen Lehre beizubringen. In Wilna erhob sich bald eine Kathedrale und ein Bischof schlug in der Hauptstadt des Großfürsten seinen Sitz auf. Doch gehörte bereits ein großer Theil des Volks der griechisch-katholischen Kirche an, gegen welche somit die Geistlichkeit gleichfalls ihre Missionsthätigkeit zu richten hatte.

Die Privilegien des Adels vermehrt. Die Vermählung und Krönung Jagello's war das Werk des polnischen Adels, und dieser versäumte nicht, sich seine Dienste reichlich belohnen zu lassen. Hatten die einflußreichen Magnatenhäupter schon während der politischen Transactionen große an Bestechung grenzende Gaben empfangen,*) so ließen sie sich jetzt auch noch wichtige Privilegien ertheilen: Alle Würden, Lehen und Aemter sollten nur „eingebornen" Edelleuten unter dem Beirath des heimischen Provinzialadels verliehen, alle Schlösser, Burgen und Starosteien nur Männern aus ihrer Mitte zur Verwaltung übertragen werden. In Betreff der Landesvertheidigung und Waffenführung, die mehr als ein Recht, denn als eine Last angesehen ward, wurden die früheren Bestimmungen wiederholt, aber die Entschädigungsansprüche auch auf den Kriegsdienst innerhalb der Landesgränzen ausgedehnt. Dem Adel und der Geistlichkeit werden Steuerfreiheit und eigene Gerichtsbarkeit zugesichert; von jeder diesen beiden Ständen angehörigen Kmetonenhufe erhält der König eine Abgabe von zwei Groschen; die Patrimonial- und Gemeindegerichtsbarkeit sollte dem richterlichen Einfluß der Justiziare entzogen sein. Und um diese Privilegien gegen jede künftige Gefährdung sicher zu stellen, sollte der Staatsvertrag nur für die Lebenszeit Jagello's Geltung haben, nicht sich zugleich auf dessen Nachkommen erstrecken; eine Bedingung, die mit der Zeit zum Wahlkönigthum führen mußte. „Aus der unumschränkten piastischen Monarchie, wie sie Wladislaw Lokietek neu begründet hatte, war somit gegen Ende des Jahrhunderts dem Wesen nach eine reine Oligarchie geworden." Die Magnaten übertrugen dem „König" Hedwig und ihrem Gemahl die Ausübung der Staatshoheitsrechte. Auch die beiden Herzöge Ziemowit von Masovien und Wladislaw von Oppeln wurden mit Ländern und Rechten reichlich ausgestattet und in der Folge, wie auch Herzog Janusz von Ratibor, durch Verheirathung an das Haus Jagello's geknüpft. „So begann sich das Blut des ‚Heiden' und Usurpators Gedimin mit dem der europäischen Fürstenfamilie zu mischen."

Aufschwung des Slaventhums. Nach solchen Vorgängen legte sich nach und nach auch in Großpolen die Opposition. Hatte der Krakauer Freibrief für den gesammten polnischen Adel Geltung, was konnten dann die Grzymala und die Nalecz, geführt von Do-

---

*) Gold, silber, reich gewant,
Pferd und manig schawben
Gab er den Herren da zu miet,
Die in gen Krakaw brachten.

Peter Suchenwirt.

marat, dem Castellan von Posen, und dem wilden Bartosz von Adelnau oder Wiesenburg, bei längerem Widerstande gewinnen? Sie erkannten daher den Großfürsten von Litthauen als König und Schutzherrn von Polen an und erhielten dafür dieselben Wohlthaten wie die kleinpolnischen Magnaten. Von Sigmund, der kurz vorher sich mit der Braut seiner Jugend feierlich vermählt hatte, war ferner keine Rede mehr. Er hatte umsonst sein Geld ausgegeben und Länder und Städte verpfändet. Galt es doch jetzt die vereinte Slavenmacht zur Vernichtung der deutschen Einflüsse in den Ostländern anzuwenden. Denn die Entäußerung der wesentlichsten Kronrechte an die „Communität von Prälaten, Baronen und Edelingen" ohne jegliche Erwähnung des Bürgerthums als eines Factors im Staatsleben war der Anfang eines großen und langen Kampfes gegen alles deutsche Wesen. In dem Haß gegen das Deutschthum stimmten Polen und Litthauer, stimmten Jagello und die Magnaten und Bojaren überein. Der Uebertritt Jagello's und seines Volkes zum römischen, oder, wie man gewöhnlich sagte, zum „deutschen Glauben" bezeichnet den Kampf und Sieg des Slavismus gegen das Germanenthum, gegen die deutsche Colonisation, gegen die abendländische Cultur, Sprache und Sitte.

Land und Volk in Litthauen.

Bald nach der Krönung zogen der König und die Häupter des litthauischen und polnischen Adels, begleitet von dem Erzbischof von Gnesen und den Bischöfen von Krakau und Posen, mit zahlreicher Gefolgschaft und Schaaren von Mönchen in Litthauen ein, um das Missionswerk in Gang zu setzen. Kurz zuvor hatte Jagello's Bruder Skirgiello einen glorreichen Sieg über den Fürsten Swiatoslaw von Smolensk errungen, der verheerend in Litthauen eingebrochen war, aber vor den Mauern von Mstislawl seinen Tod fand. Und da auch der deutsche Orden friedliche Zusagen gemacht, so hatte das Werk seinen ruhigen Fortgang. Die polnischen Kriegsmänner und Mönche mochten erstaunt auf das düstere, von dichten Wäldern und sumpfigen Haiden durchzogene Land blicken, wo nur dürftige Spuren menschlicher Cultur sich zeigten, die Einwohner nach Nomadenart mit Viehzucht, Jagd und Fischerei ihr armseliges Dasein fristeten, und die elenden Hütten, aus Holz und Astwerk dürftig zusammengezimmert, zerstreut und weit von einander entfernt lagen. „So weit der kurze Sommer gestattete, wurde einiger Anbau von Lein und Hanf zur Gewinnung der Bekleidungsstoffe, von Getreide und Rüben zur Nahrung betrieben. Was sonst das Leben erheischte, das mußte der Wald, der See, die rossenährende Steppe hergeben." — Die Religion war ein wenig entwickelter Naturdienst: der Himmel, die Erde, der See, der Wald, die ganze Welt war bevölkert von Göttern und Geistern, von deren dämonischer Macht sich der Mensch abhängig fühlte und in knechtischer Furcht beugte. Alle Erscheinungen der Natur im wechselnden Lauf des Jahres, alle Geschäfte und Ereignisse des Lebens und der Familie standen unter der waltenden Hand göttlicher Wesen, deren Gunst zu erflehen, deren Zürnen abzuwenden, der Zweck des vielgestal-

tigen Cultus, der Beschwörungen und mystischen Formeln war, welche von einer zahllosen Schaar von „Kriwen," Priestern, Zauberern und Beschwörern unter der Aufsicht eines Oberpriesters verrichtet wurden. Und wie in den göttlichen Dingen, so herrschte auch in der weltlichen Gesellschaft eine „organisirte Knechtschaft." Der Gutsherr (Bojar), der seine Zinsbauern mit Frohndiensten und Abgaben drückte, der seine Sclaven wie eine Sache oder Waare behandelte, unterlag rechtlos der Willkür und Tyrannei seines Fürsten, dem er zur Dienstpflicht und zu Abgaben (Robot) für öffentliche Zwecke verpflichtet war.

Die Bojaren. Uebrigens waren diese Bojaren der eigentliche Kern der Nation; sie bildeten die Kriegshaufen, welche unter der Leitung der Fürsten oder Stammhäupter die Nachbarländer mit Raubzügen heimsuchten; aus ihnen wurden die Beamten und Richter gewählt; aber an menschlicher Cultur standen sie nicht höher als der leibeigene Bauer. Sie wohnten in ärmlichen Holz- und Lehmhütten, fröhnten der Trunksucht „von Mittag bis zur Mitternacht" und hatten so wenig Achtung vor fremdem Eigenthume, daß noch sechzig Jahre nach Einführung des Christenthums man nur durch Androhung des Galgens der allgemeinen Dieberei glaubte steuern zu können. — In demselben kläglichen Zustande wie die ländlichen Wohnsitze waren die Städte. „Von Wilno haben wir Nachricht, daß dort das königliche Schloß aus Backsteinen erbaut war; sonst bestanden die Baulichkeiten alle aus Holz. Dichter, aber regellos, ohne Straßen zu bilden, standen dieselben um den Fürstensitz und wurden von den Eingebornen, meist dem Hoftroß, bewohnt. Daran schlossen sich die zerstreuten Ansiedelungen der fremden Nationalitäten, die sich wiederum nach eigenen Gemeinden gruppirten. An Zahl überwogen wohl in allen litthauischen Städten die russischen Gemeinden, die überhaupt den größeren Plätzen ihr Gepräge aufdrückten; daneben saßen die truppweise eingewanderten Deutschen, denen sich jedes Jahr die „fahrenden Wintergäste," Kaufleute aus den deutschen Städten, anschlossen. Besondere Gemeinden bildeten noch die Armenier oder auch tatarische Colonien und endlich die zahlreichen Juden. Alle bewahrten ihre eigene Sprache und ihre eigene Religion." Wie in Rußland geboten auch in Litthauen viele kleine Fürsten in den einzelnen Landdistrikten; aber der Großfürst von Wilno galt als oberster Herrscher und als Lehnsherr seiner Verwandten. Unter ihm stand die gesammte Heeresmacht.

(Marginal notes: Die Städte. — Der Großfürst von Wilno.)

Stellung Litthauens zu Polen. So war das Land und das Volk beschaffen, das jetzt mit der Krone Polen verbunden ward. Um die Bojaren für die neue Ordnung zu gewinnen, ertheilte ihnen Jagello eine gesicherte Rechtsstellung, setzte eigene Richter in den Landschaften ein und minderte ihre Abgaben und Leistungen. So wurden auch in Litthauen mit dem Christenthume die Begriffe von Menschenrechten und Freiheit erzeugt. Indessen war die Verbindung mit Polen keineswegs so vollständig, daß beide Länder sofort zu einem einzigen Staat zusammengewachsen wären. Noch fast zwei Jahrhunderte liefen die beiden Ströme unvermischt neben einander her: nach wie vor behielt Litthauen seinen eigenen Großfürsten, nur daß derselbe vom König von Polen eingesetzt ward und von ihm abhängig blieb; auch fehlte viel, daß Jagello und seine nächsten Nachfolger die hohen Rechte, welche die polnischen Magnaten gegenüber dem Thron einnahmen, auch den litthauischen Bojaren hätte verleihen mögen.

Als Jagello nach Krakau zurückkehrte, setzte er seinen Bruder Skirgiello, der ihm 1387.
so wichtige Dienste geleistet, zum „Großfürsten von Litthauen" ein, und dieser trug Sorge, daß die heimischen Interessen seines Vaterlandes gewahrt wurden, daß nicht Litthauen als ein erobertes Land an den Triumphwagen des mächtigeren und gebildeteren Nachbarstaates gefesselt ward; zumal da in den Augen der Polen Hedwig als der eigentliche „König" galt, Jagello nur als der Königin Gemahl. Als am Ende des Jahrhunders Witold, der kühne, unternehmende und gewaltthätige Sohn des Heidenfürsten Kiestut, die Würde eines Großfürsten aus den Händen seines königlichen Vetters empfing, die Theilfürsten zum Gehorsam zwang und die Grenzen des Reiches nach Osten und Süden erweiterte, bis seine Macht durch die Tataren von Kiptschak in der Feldschlacht an 1399.
den Ufern des Worskla auf längere Zeit lahm gelegt ward, konnte das geeinigte Litthauen als das mächtigere und vorwiegende Reich gelten. Im J. 1401 wurde die Union Litthauens und Polens feierlich beschworen und urkundlich festgesetzt. Die Litthauer versprachen, den Polenkönig als ihr Oberhaupt anzuerkennen und ihm durch den Treueid zu huldigen, wogegen die polnischen Würdenträger schwuren, „die Litthauer in allen Stücken zu schützen und ihnen in allen Nöthen beizustehen, und Witold bis zu seinem Lebensende als Großfürsten anzuerkennen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß nach seinem Tode das Großfürstenthum sammt allen Besitzthümern an die polnische Krone heimfalle; stürbe aber der König früher, so wollten die Polen keinen König ohne Vorwissen Witold's auf den Thron setzen." Aber wir werden sehen, wie eifersüchtig das litthauische Volk seine nationale Selbständigkeit zu wahren bestrebt war, obwohl Jagello während seiner ganzen langen Regierung an der Verschmelzung beider Landestheile und an der Verpflanzung der polnischen Einrichtungen auf das Nachbarland arbeitete.

Viele Umstände vereinigten sich, um Polens Machtvergrößerung zu erleichtern. Polens Aufschwung. Die zunehmende Verwirrung in Ungarn machte es dem Königspaar möglich, seine Besitzungen nach Osten hin auszudehnen und die Treue und Ergebenheit der polnischen Magnaten mit Burgen und Ländereien zu lohnen. Nicht nur Galizien mit den reichen Handelsstädten Wladimir, Lemberg und Jaroslaw wurden wieder mit Polen vereinigt, sondern auch Wolhynien und Podolien, die altrussischen Städte Kiew und Tschernigow, welche unter Litthauens Herrschaft gefallen, die Moldau und Bessarabien erkannten nach und nach die Oberhoheit des Königshofes von Krakau an. „Und hinter diesen fruchtbaren Abhängen des Gebirges dehnten sich die unabsehbaren Triften der Ukraina, auf denen zahllose Rossescharen unbehelligt umherschwärmten. Hier war zur Zeit gar kein Herr, kein Besitzer, denn die allmählich sich mehr und mehr nach der Krim und dem Kaukasus zurückziehenden Tataren ließen die flachen Ebenen als Freigut für Jedermann, dem danach gelüstete, hinter sich liegen. Der einzige Staat, der in dieser Zeit zum Aufnehmen dieser Gebiete freie Hände hatte, war Polen, und die polnischen Magnaten griffen gern danach und richteten sich hier Herrschaften von großer Ausdehnung ein." Auch nach Norden und Westen suchte der neugekräftigte Staat sich auszubreiten. Die Polen konnten es nicht verschmerzen, daß die deutschen Herren sie von der See zurückgedrängt, dem Lande die Adern unterbunden hatten. Und gerade jetzt verloren die „Reisen" der christlichen Ritter gegen die slavische Heidenwelt

durch die Bekehrung der Litthauer ihren höheren ethischen Hintergrund. Die vornehmen Gäste wurden seltener und blieben endlich ganz aus, zumal seitdem die Türkenkriege ein weiteres Feld für christliche Ritterlichkeit und Abenteuerlust boten. Wir werden an einem andern Orte die kriegerischen Bewegungen kennen lernen, in die das polnisch-litthauische Reich unter der Regierung Wladislaw's II. mit den deutschen Ordensrittern hineingedrängt ward: bei der national-slavischen Gegenströmung, in welche das neue Königthum in Krakau gegen die deutschen Elemente sich fortreißen ließ, war ein mächtiger Kampf um die Herrschaft unvermeidlich. Die Gegensätze mußten heftig an einander gerathen und ihre Kräfte im feindlichen Conflict messen.

Wladislaw von Oppeln. Die nächste Veranlassung zum Kampf zwischen Jagello und dem deutschen Orden gab der wankelmüthige diplomatische Parteigänger Wladislaw von Oppeln, dem wir in den obigen Blättern wiederholt begegnet sind. Immer mit Plänen und Entwürfen sich tragend und stets in Geldverlegenheit bot er das Herzogthum Dobrzin, das ihm König Ludwig einst zur Verwaltung übertragen, das aber von der Krone Polen abhängig war, dem Großmeister zur Pfandschaft für ein Darlehn an, worauf derselbe einging. In diesem Handel erblickte König Wladislaw einen Eingriff in seine Hoheitsrechte und entbrannte in heftigem Zorn gegen den Ordensmeister wie gegen den treulosen Herzog, der fortwährend am ungarischen Hofe, bei dem Kaiser und bei den deutschen Fürsten Intriguen gegen Polen anzettelte. Ging doch damals allgemein die Rede, man habe sich in Ofen, Wien, Prag und Marienburg über eine Theilung des Königreiches verständigt. Der unruhige Herzog Wladislaw erlebte die Folgen seiner Um-
1396. triebe und Parteigängerei nicht mehr. Er starb in dem Augenblick, da die Spannung zwischen Polen und dem deutschen Orden eine Höhe erreicht hatte, welche einen nahen Ausbruch des Krieges erwarten ließ.

Hedwig's Ausgang. Nur der versöhnenden Thätigkeit Hedwig's, welche stets eine große Ehrfurcht gegen den Orden und seine religiöse Mission in ihrer Brust hegte, war es zu verdanken, daß man noch einige Zeit den inneren Zwiespalt durch Unterhandlungen auszugleichen oder zu verhüllen suchte; allein das Leben der edlen, liebenswürdigen Fürstin neigte dem Ende zu. Sie hatte sich so sehr gesehnt, ihrem Gatten ein Pfand der Liebe und dem Reiche einen Erben zu geben; ihr Wunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Kurz nach der Geburt eines
17. Juli 1399. Töchterchens, welches nur wenige Tage lebte, wurde auch sie der Erde entrückt, die ihr mehr Leid als Freude gegeben. Auf ihrem Sterbelager rieth sie dem Gatten, seinen Rechtsanspruch auf den polnischen Thron durch eine zweite Vermählung mit einer Piastin zu stärken. Wir wissen, daß die an den Grafen von Cilly verheirathete Tochter Kasimir's in König Ludwig's Augen nicht die volle Ehre legitimer Geburt erlangen konnte, obwohl die Ehe die nachträgliche Sanction der Kirche erhalten hatte. Ihre Tochter Anna sollte nun Hedwig's Stelle einnehmen und die auf ihrer Abstammung ruhenden Ansprüche auf die Krone dem Gemahl als Mitgift zubringen. Mit Hedwig erlosch das Haus des großen Ludwig, denn ihre ältere Schwester Maria war schon mehrere Jahre vorher gleichfalls kinderlos aus der Welt geschieden. Wir haben gesehen,

welche Zerrüttungen ihr Ableben in Ungarn hervorgerufen: waren doch viele Großen der Meinung, man solle die beiden Kronen auf Wladislaw's Haupt vereinigen. Zugleich trug sich auch Herzog Wilhelm von Oesterreich mit dem Gedanken, aus dem Schiffbruch seines Glücks noch einige Güter zu retten: er bewarb sich unter der Hand um den Thron in Krakau und in Ofen. Aber auch diese Hoffnungen sollten ihm fehlschlagen. Sigmund wie Wladislaw blieben im Besitze der Kronen, die durch die verstorbenen Töchter Ludwig's in ihre Hände gekommen; und beide wählten Frauen aus dem mächtigen Grafengeschlecht derer von Cilly in die zweite Ehe. Als Anna im Beisein ihrer Mutter feierlich in Krakau als Königin gekrönt ward, saß die Krone von Polen fester als je auf dem Haupt des Litthauers. 25. Febr. 1403.

Jagello und der deutsche Orden.

Bald darauf kam es auch über die Streitigkeiten mit dem deutschen Orden wegen Dobrzin zu einer freundschaftlichen Beilegung. Nach einer persönlichen Zusammenkunft Jagello's, Witold's und des Großmeisters Konrad von Jungingen bei dem Schlosse Raciaz am Ufer der Weichsel, vereinigte man sich dahin, daß das Herzogthum gegen Rückerstattung der ursprünglichen Pfandsumme an Polen zurückgegeben, dem Orden dagegen der Besitz von Samogitien, um das er mit Witold langen Streit geführt, zugesichert ward. Ein festlicher Besuch des Königs in Thorn besiegelte das Friedenswerk; aber es fehlte den beiden Häuptern, die sich damals bei Turnieren und Ritterspielen Friede und Freundschaft gelobten, die aufrichtige Gesinnung und der Zug des Herzens. In Wladislaw war das slavische Nationalgefühl zu scharf ausgeprägt, als daß er dem Ordensmeister die Bruderhand zum ewigen Bunde hätte reichen mögen. Es waren nur diplomatische Friedenspausen, während deren man die Kräfte zum Entscheidungskampf sammeln und stärken wollte. Wir werden später erfahren, wie noch in den Tagen Konrad's von Jungingen die Verpfändung der Neumark an den Orden durch den geldbedürftigen Sigmund zu Verwickelungen und Verstimmungen zwischen dem König und dem Hochmeister führte, welche durch boshafte Zwischenträgerei bald einen gereizten Charakter annahmen. Die großpolnischen Magnaten sahen mit Groll das zu Raubfahrten so bequem gelegene Gebiet in die Hände des Ordens übergehen; und bei der Unbestimmtheit der Grenzen konnte es nicht an Streit fehlen. Als Ritter Ulrich von der Ost „Haus Driesen" an der Netze, eine vielumstrittene Grenzburg, an die deutschen Herren verkaufte, und zugleich die Samogiten bittere Klagen über die Bedrückungen der Ordensritter führten, erreichte die Spannung den höchsten Grad. Unter düstern Ahnungen sank der friedfertige Konrad von Jungingen in's Grab; sein Bruder Ulrich wurde sein Nachfolger, ein unternehmender waffenfroher Mann, von dem Geiste des Ritterthums erfüllt. Wir werden in der Geschichte des Ordenslandes den großen blutigen Krieg kennen lernen, welcher von den Gräueln in der Gilgenburg auf die blutige Wahlstatt von **Tannenberg** führte, die den Ordensstaat ins tiefste Herz traf und den heldenmüthigen Hochmeister mit der Blüthe seiner Ritterschaft in das Grab stürzte.

(Mai 1404. — 10. Juni 1405. — 1407. — 1410.)

Polens Machtstellung nach der Schlacht bei Tannenberg.

In der Geschichte Polens war die Schlacht bei Tannenberg oder auf dem „Grünfeld" die ruhmvollste That, daher auch Mit- und Nachwelt sich anstrengten sie mit romantischen Zügen auszuschmücken, zu einer nationalen Epopöe zu verherrlichen. Es war der erste Sieg des Slaventhums über das deutsche Wesen, dessen überwältigende Macht man so lange mit nationalem In-

grim getragen. Der Schlag von Tannenberg wirkte lähmend und niederdrückend auf die gesammte deutsche Culturwelt, die den slavischen Osten durchzog und zersetzte; und wenn auch der Friede von Thorn, den Wladislaw aus
1411. Besorgniß über die kriegerische Haltung Sigmund's von Ungarn mit dem Orden abschloß, das erschütterte Gebäude vor dem gänzlichen Einsturz bewahrte; das siegreiche Vordringen des germanischen Wesens, der deutschen Colonisationen nach den slavischen Ländern im Osten hatte von nun an ein Ende. „Das Triumphgeschrei auf dem Felde, wo die Blüthe mittelalterlicher Romantik hingemäht lag, verkündete die Absicht der Polen, die slavische Welt auf die Höhe der germanisch-romanischen bringen zu wollen.“ Aber die Natur des Volkes war für eine solche Aufgabe zu dürftig angelegt.

Sigmunds diplomatische Thätigkeit.

Damals war König Sigmund für den bedrängten Orden ein Freund in der Noth. Wir wissen, mit welcher diplomatischen Gewandtheit der länderreiche Fürst die politischen Anliegen jener tiefbewegten Zeit zu lenken verstand, wie klug er Staatsbündnisse zu knüpfen und zu lösen wußte, wie vielgeschäftig er sich in alle Verhältnisse einmischte. Der Tag von Tannenberg erfüllte ihn mit der Sorge, Wladislaw möchte allzu mächtig werden; er suchte daher zu verhindern, daß der Sieg zu sehr ausgebeutet werde; andererseits wollte er den König sich nicht zum Feinde machen, da ihm dessen Einmischung in seine Händel mit den Venetianern arge Verlegenheiten bereiten konnte. Diese schwierige Aufgabe löste Sigmund mit großem Geschick. Indem er im Norden seines Reiches eine solche Haltung annahm, daß Wladislaw besorgen mußte, er wolle die alten Ansprüche Ungarns auf Galizien wieder geltend machen, verschaffte er dem Orden Zeit, sich zu sammeln und zu erholen; und indem er den ehrgeizigen Großfürsten Witold auf den Gedanken führte, Litthauen von Polen zu trennen und mit seiner und des Papstes Beihülfe zu einem eigenen Königreich zu erheben, versetzte er dem einträchtigen Handeln der beiden Fürsten eine schwere Wunde und legte den Keim des Mißtrauens in die Seele des Polenkönigs. Zugleich wußte er wieder die offene und hingebende Natur Jagello's an sich zu fesseln,
April 1412. so daß der berühmte Hoftag zu Ofen, wo in der schönen Pfingstzeit die beiden Herrscher eine Zusammenkunft hatten und Fürsten und vornehme Herren von allen Seiten sich einstellten, mit solcher Fröhlichkeit und ritterlichen Lust gefeiert ward, daß man glauben konnte, die Monarchen seien Ein Herz und Eine Seele. Dabei ließ Sigmund keine Gelegenheit vorbeigehen, sich aus der Geldnoth zu helfen, in der er sich fortwährend befand. Der Orden mußte seine Dienste mit beträchtlichen Summen lohnen, und dem Polenkönig verpfändete er gegen ein Darlehn dreizehn Orte der Zipser Gespanschaft.

Die Union von Horodlo.

Wenn König Wladislaw, durch politische Rücksichten gebunden, aus der Tannenberger Schlacht nicht alle Vortheile zog, die viele lebhafte Geister erwarteten, so benutzte die polnisch-litthauische Aristokratie die günstige Zeitlage desto eifriger zur Erhöhung ihrer Machtstellung. Um dieselbe Zeit, da durch

das Verfahren gegen den Hochmeister Heinrich von Planen im Orden die deutsche Treue und Brüderlichkeit einen schweren Stoß erlitt, und Sigmund die Saat des Mißtrauens zwischen Wladislaw und Witold streute, feierten die polnischen und litthauischen Magnaten geistlichen und weltlichen Standes in dem Schlosse zu Horodlo am Bug ein Verbrüderungsfest, das für den 1413. Ausbau der Staatsverfassung von den wichtigsten Folgen war. Hier wurde in einer „Generalconvention oder Parlament" eine Vereinigung des litthauischen Adels römisch-katholischer Confession mit dem polnischen Adel zu gleichen Privilegien und Freiheiten beschlossen.

Zu dem Zweck wählte man das Mittel, „immer Einen der litthauischen Bojaren in eine der polnischen Sippen als Mitglied zu adoptiren und ihm alle die Rechte und Immunitäten, Geschlechtsnamen und Wappen zu Theil werden zu lassen, deren sich der polnische Geschlechtsverband bis dahin erfreute." Wie die Adeligen in Klein- und Großpolen sollten auch die Bojaren das freie Verfügungs- und Vererbungsrecht ihrer Güter besitzen und die Befugniß, über die Verheirathung ihrer weiblichen Angehörigen nach freiem Ermessen zu verfügen, vorausgesetzt, daß sie nur katholischen Männern in die Ehe gegeben würden. Auch in der Landeseintheilung und in der Gerichts- und Amtsverwaltung sollte Litthauen mit dem Königreich in Uebereinstimmung gesetzt werden, doch sollten nur Bekenner des römisch-katholischen Glaubens Aemter und Würden bekleiden dürfen. Schließlich wurde festgesetzt, „daß alle Adeligen des polnischen Reiches und der Länder Litthauens zum Vortheil und Nutzen des Reiches Convente und Parlamente, wann immer es nöthig sein sollte, in Lublin oder Parczow, oder an einem andern passenden Orte unter Zustimmung und Einwilligung der Fürsten abhalten werden." Damit war ein weiterer Schritt in der Entwickelung der Adelsherrschaft gethan. Die Aufrichtung des polnischen „Parlaments," die mit einer „Congregation" der Adelsglieder als gleichbedeutend betrachtet werden konnte, „war die gesetzliche Anerkennung der in den Händen des Adels thatsächlich sich befindenden Staatshoheit." Und wie früher die polnische Nationaliät im Gegensatz zum Germanismus betont ward, so hier die römisch-katholische Kirchengemeinschaft im Gegensatz zu den griechisch-schismatischen Glaubensgenossen und den heidnischen, jüdischen oder mohammedanischen Religionsformen, die von der privilegirten Adelskörperschaft ausgeschlossen sein sollten.

Mit dem Unionsakt von Horodlo war Litthauen unlöslich in den „Bann- Bekehrung von Samogitien. kreis des polnischen und katholischen Lebens gedrängt" und die Doppelspur gebahnt, „auf welcher sich das Leben der Nation für alle Zeit bewegen sollte;" und indem Witold diesen Beschlüssen beitrat, war der Plan eines slavischen Reiches, wie er ihn gehegt, oder wie er ihm untergelegt worden, eine Unmöglichkeit. Der religiöse Eifer, welcher in der Versammlung am Bug sich kund gab, zeigte sich in den nächsten Jahren auch in der Bekehrung des im Thorner Frieden an den König von Polen zurückgegebenen Landes Samogitien. Dorthin hatten sich die letzten Bekenner der heidnischen Naturreligion zurückgezogen, als Jagello in Wilno das „flammende" Haupt des Perkunos niederschlagen ließ, und mit todesmuthiger Festigkeit die alten Ueberlieferungen bewahrt. Aber nun schlug auch ihre Stunde. Was der Orden bisher nicht vermocht hatte,

gelang dem polnischen Fanatismus. Mit Triumph konnte der Großfürst Witold den in Constanz versammelten Vätern melden, daß der letzte Burgwall des Heidenthums gebrochen sei. Mit dem Schwert hatte man die Einwohner massenweise zur Taufe getrieben, die Götterbilder und Altäre umgestürzt und zerschlagen.

Verfehlter Angriff wider den Orden. 1414.

Damals ging ein kühner Eroberungszug durch die Herzen der Slaven. Schon wagte der polnische Uebermuth auf einer Zusammenkunft Jagello's mit dem Großmeister zu Grabau der Rückgabe von Pomerellen, Culm und Michelau u. a. O. zu erwähnen und damit das Ziel zu bezeichnen, das die Nation seit der Vereinigung mit Litthauen zu erreichen trachtete. So tief war jedoch der deutsche Rittergeist noch nicht gesunken, daß er diese Ueberhebung ruhig hingenommen hätte. Der einmüthige Beschluß wurde gefaßt, die Erwerbungen der Vorfahren mit allem Muthe zu vertheidigen. Als die polnischen Kriegsschaaren das Ordensland betraten, fanden sie das flache Land größtentheils verwüstet und abgebrannt, die Burgen dagegen wohl vertheidigt und die Mannschaften zum äußersten Widerstand entschlossen. Es half nichts, daß die wilden Slavenhorden durch Grausamkeit und rohe Wuth Schrecken zu verbreiten suchten; ihre eigene Noth war bald so groß, daß die Polen selbst den Waffengang, der auf den „großen Krieg" folgte, als „Hungerfeldzug" bezeichneten und zufrieden waren, als unter Vermittelung des Kaisers und des Papstes zu Strasburg ein Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden geschlossen ward, während dessen beide Parteien ihre Rechte vor dem Concil darthun sollten. Es war ein für alle Theile höchst unheilvolles Unternehmen gewesen, so daß der Chronist mit Recht sagen konnte: „es heerte ein Land das andere und hatten beide davon kleines Frommen."

Die polnisch-preußische Streitfrage auf dem Constanzer Concil.

Auf dem Constanzer Concil sollte also auch der Streit zwischen dem Orden und Polen zur Entscheidung kommen. Es zeugt für die große europäische Bedeutung jener Versammlung, daß man vor ihrem Forum Heilung für alle klaffenden Wunden und Schäden suchte. Beide Theile bemühten sich, die Väter von der Gerechtigkeit ihrer Sache und von ihren Verdiensten um die Verbreitung der christlichen Kirche zu überzeugen, und Papst und Kaiser in ihr Interesse zu ziehen. Und so sehen wir denn vier Jahre hindurch auch die polnisch-preußische Frage in die großen Weltfragen, die auf dem Concil entschieden werden sollten, hineinspielen, und, da sie in manchen Fällen die großen Prinzipien berührte, welche die Versammlung in verschiedene Heerlager theilte, so wurde sie zeitweise mit einer Heftigkeit behandelt, als ob es sich um eine Lebensfrage von größter Wichtigkeit handelte. Wenn der Orden sich auf seine vergangene Wirksamkeit für die christliche Mission berief, so erhoben sich bereits kritische Stimmen, ob eine Bekehrung mit Blut und Eisen oder mit Gewalttaufen im Geiste des Evangeliums sei, und ob nicht vielmehr Belehrung und Humanität zweckmäßigere Mittel gewesen wären. Und in der That, gegen

diese Argumente konnten die Polenfürsten viel größere Triumphe ins Feld führen. Es machte einen überraschenden Eindruck, als sechzig Samogiten in ihrer Landestracht in dem Conciliensaal erschienen, um Zeugniß abzulegen für die christliche Gesinnung des Polenkönigs und des Großfürsten Witold, welche der Dominicanermönch Johannes Falkenberg, angeregt von dem Ordensmeister, in einer boshaften und verleumderischen Flugschrift angefochten hatte. Das Pamphlet wurde nach langen Kämpfen verdammt und der Verfasser mehrere Jahre in Haft gehalten, aber es gab zu vielen bitteren Worten Veranlassung.

Stimmung und Entscheidung des Concils.

Und nicht nur durch die Bekehrung der Litthauer hatten die Polenfürsten sich um das Christenthum verdient gemacht und ihren Religionseifer beurkundet — denn in diesem Falle unterlag ihre Thätigkeit derselben Anfechtung wie die des Ordens — Witold hatte auch den Tatarenhorden, die um diese Zeit die reiche und blühende Stadt Kiew zerstörten und ihren innersten Lebenskeim knickten, kräftigen Halt geboten, hatte durch Bundesverträge mit den Stadtgebieten von Nowgorod und Pskow der russisch-griechischen Kirche einen Damm entgegengeworfen und sogar in ihrem Innern eine ähnliche Spaltung hervorgerufen, wie sie damals in der abendländischen klaffte. Waren doch auf dem Concil mehrere russische Bischöfe erschienen mit „wunderlichem Gefährte und in sonderlicher Kleidung", um eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche zu versuchen. Und von welcher Bedeutung war das polnische Königthum mit den angrenzenden Clientelstaaten für den großen Weltkampf gegen die Osmanen! Es war daher kein Wunder, wenn das Concil den beiden Fürsten große Aufmerksamkeit schenkte und sie beschwor, „gleich den Maccabäern über die Feinde des christlichen Namens herzufallen"; wenn der Papst beide zu Generalvicaren der römischen Kirche in den Ländern Pskow, Nowgorod und Samogitien ernannte und Witold noch insbesondere zum Schutzherrn des Bisthums Dorpat, „ein Schnitt in das lebendige Fleisch des Ordens." Was vermochte die geschwächte abgelebte Kreuzritterschaft an der unteren Weichsel gegenüber einer solchen Machtstellung der polnisch-litthauischen Herrscher? Die Erbauung der Burgfeste Memel durch Witold enthüllte die Pläne der Polen auf eine künftige maritime Entwickelung, auf Gewinnung der Küstenländer, und wenn Jagello den Gedanken aussprach, „den Orden nunmehr nach Cypern zu verlegen", so konnte dies als Beweis gelten, daß in den Augen praktischer Staatsmänner die ritterliche Glaubensbrüderschaft den damaligen Zeitideen nicht mehr entsprach, bereits zur Anomalie geworden war. Diese Ansicht sprach sich auch in dem wiederholten Verlangen Sigmunds aus, der Orden solle das Reich als oberste Autorität anerkennen, d. h. seinen geistlichen Charakter aufgeben und ein kaiserlicher Lehnstaat werden, eine Forderung, die jedoch standhaft zurückgewiesen ward. Wenn auch die der „deutschen Nation" zugetheilten polnischen Gesandten auf dem Concil keine hervorragende Rolle spielten, so war doch der Eindruck von dem Reich, das sie repräsentirten,

der Art, daß Papst Martin Polen als „ein notables Glied der kämpfenden Kirche“ bezeichnete. Es war bereits als ein bedeutsamer wirkender Staat in das Getriebe der europäischen Völker eingetreten. Doch trug die Einmischung des Concils auch für den Orden gute Früchte. Nicht nur, daß der Strasburger Waffenstillstand von Jahr zu Jahr verlängert ward; der Vermittelung des
1420. Kaisers gelang es auch zuletzt, durch den Breslauer Schiedsspruch den deutschen Herren den Besitz von Pommern, Culm und Michelau zu sichern (S. 247). In der großen Bewegung, von welcher die östliche Welt in Folge des Constanzer Ketzergerichts wider Hus und Hieronymus gerathen war, bedurfte er eines zuverlässigen Rückhalts, den ihm der Orden mehr als Polen gewährte.

Haltung der Polen in der hussitischen Bewegung.

Wie sehr auch die polnischen Magnaten und die beiden Fürsten ihre römisch-katholische Gesinnung an den Tag zu legen liebten; so war doch nicht zu leugnen, daß die hussitische Reformbewegung in Polen starke Sympathien fand. Mit richtigem Instinkte erkannte man in der kirchlichen Opposition der Böhmen zugleich eine national-slavische Reaction gegen das Germanenthum und die deutsch-römische Weltkirche; und wenn auch bei der hohen Machtstellung des Adels und der Hierarchie der Opposition die volksthümliche Kraft abging, die in Böhmen ihr die große Stärke verlieh; so konnte man doch schon an der freundlichen und wohlwollenden Theilnahme, welche die polnischen Abgeordneten auf dem Concil der Person und den Lehren des böhmischen Reformators zuwendeten, die innere Zustimmung erkennen. Mochte auch der hochbetagte König Wladislaw selbst, der in seiner heidnisch-sinnlichen Auffassung des Christenthums in den Ceremonien und Mysterien der römisch-katholischen Kirche die geheimnißvolle Kraft der Religion erblickte, der keine Messe und keine Andachtsübung versäumte und vor jedem Kirchthurm, an dem er vorbeiritt, den Helm lüpfte, strenge zu Papst und Concil halten; so war dagegen der Großfürst Witold im Herzen der böhmischen Reformation zugethan. Er hatte offen ausgesprochen, daß Hus ungerecht verdammt worden sei; ihn scheint die Idee einer selbständigen slavischen Nationalkirche, wozu die hussitische Bewegung den Anstoß geben konnte, gereizt zu haben. Als die böhmischen Sendboten von König Wladislaw, dem sie die Krone mit den vier Artikeln anboten, zurückgewiesen wurden (S. 252. 256.), fanden sie bei Witold eine zuvorkommende Aufnahme. Und wenn auch der Großfürst aus Rücksicht auf die in den Magnatenkreisen herrschende gegnerische Stimmung nicht selbst auf die Anträge der Böhmen eingehen mochte, so begünstigte er doch die Einmischung seines Neffen Sigmund Korybut (S. 258).

Witolds Haltung und Pläne.

Es geschah dies um dieselbe Zeit, als wieder ein neuer Krieg mit dem Orden bevorstand. Wir werden den Verlauf dieses sogenannten „Golub'schen Krieges“, der mit dem Frieden am Melno-See sein Ende fand, in der Geschichte des Ordens kennen lernen. Um den Kaiser abzuhalten, den bedrängten Rittern die versprochene Hülfe zu leisten, gaben die polnischen Fürsten nach

einer persönlichen Zusammenkunft mit Sigmund in Käsmark die bisherige März 1423 Politik auf und überließen die Hussiten ihrem Schicksal (S. 260). Der Bischof Zbigniew Olesnicki von Krakau, ein Mann von überlegenem Geist, der als Kanzler großen Einfluß auf den König hatte und der päpstlichen Kirche eifrig zugethan war, suchte den polnischen Namen vor jeder ketzerischen Befleckung zu bewahren. Und doch war damals die Zeitlage für die Errichtung eines slavischen Gesammtreiches in der kraftvollen Hand eines Heldenfürsten wie Witold günstiger als jemals. Auf der Basis des Hussitenthums konnten die slavischen Bekenner der griechisch-katholischen Kirche, die ja gleichfalls „aus dem Kelch tranken“, den römisch-katholischen Stammesgenossen die Hand zum nationalen Bruderbund reichen. Und wer konnte einen solchen Bund erfolgreicher betreiben, als der gewaltige Kriegsheld aus Gedimins Geschlecht, dessen Reich damals von den Gestaden der Ostsee bis an die Untiefen des schwarzen Meeres reichte, dessen Schwiegersohn den Herrscherstab in Moskau führte, auf den alle Völker slavischer Zunge mit Stolz und Bewunderung schauten, der kurz zuvor dem altersschwachen Vetter in Krakau eine Fürstentochter von Kiew, russischen Glaubens, in die vierte Ehe zugeführt. Selbst Kaiser Sigmund, der mit mehreren andern deutschen Fürsten dem glänzenden Krönungsfest der neuen Königin Sophia in Krakau anwohnte, überzeugte sich, „daß der Schwerpunkt der pol- Januar 1424. nischen Politik und die Entscheidung über ihre Bahnen jetzt bei dem Großfürsten liege, da der König, in Jagdlust verloren, zu unzweideutiger Unselbständigkeit heruntergekommen war.“ Man hatte Witold in Verdacht, daß er die heimliche Flucht seines Neffen Sigmund Korybut nach Böhmen, über welche Jagello so bitter klagte, begünstigt habe. Daß der hochbetagte Großfürst sich am Abend seines Lebens mit mancherlei politischen Ideen getragen, unterliegt keinem Zweifel und war durch die Lage der Dinge zur Nothwendigkeit geworden. Litthauen war durch seine Thatkraft ein großes Reich; blieb es mit Polen in der bisherigen Weise verbunden, so spielte es stets eine Nebenrolle, so war es stets zu Trabantendiensten gegenüber dem glänzenderen Gestirn verurtheilt.

Dieser Gedanke mußte den Großfürsten um so schwerer drücken, als er Zerwürfnisse zwischen Hof und Adel. selbst ohne Erben war und Wladislaw, mit dem er stets in gutem Vernehmen gestanden, erst im hohen Alter von seiner vierten Gemahlin mit einem Söhnchen beschenkt ward, das den Namen des Vaters erhielt. Dieser wurde nun wohl als Nachfolger anerkannt, aber die Adelsgenossenschaft knüpfte an die Anerkennung solche Bedingungen, daß dadurch das Königthum zu einem schattenhaften Begriff herabgedrückt ward. Der Prinz sollte bei dem Tode des Vaters den Thron erben, „wofern er zuvor und vor Allem die Briefe, Rechte, Freiheiten und Immunitäten aller Stände, der geistlichen und weltlichen, bestätigt, bewahrt und achtet. Verweigert er diese Bestätigung, so hält sich der Reichstag aller Pflichten ledig.“

Zu diesen Rechten sollte gehören, daß alle weltlichen und geistlichen Würden und Aemter nur mit Gliedern des eingebornen Adels besetzt, die Zahl dieser Stellen weder gemindert noch ihre Einkünfte verkürzt und Niemand verhaftet werden sollte, er sei denn vor dem ordentlichen zuständigen Richter verurtheilt oder bei einem Capitalverbrechen unmittelbar ergriffen Bei einem Aufgebot zum Kriegsdienst sollte jede Lanze mit fünf Mark bezahlt und dieser Lohn zum Voraus verabreicht werden. Das Münzrecht sollte von der Bewilligung des Reichstags abhängig sein und die früher gewährte Steuerfreiheit für alle Zukunft fortdauern.

Der schwache Wladislaw würde in alle Bedingungen gewilligt haben; aber Witold, dessen stolzer Sinn sich gegen eine solche Machtherrschaft des Reichstags empörte, bewog den Vetter, die Successionsakte zurückzuweisen.
1426. Da zogen auf dem stürmischen Reichstag in Leczyc die ergrimmten Magnaten ihre Schwerter und hieben die Anerkennungsurkunde vor den Augen des erschrockenen Königs in Stücke. Diese Vorgänge erregten um so größeres Aufsehen, als die Königin, die ein Jahr nach der Geburt des Thronerben einen zweiten Sohn, Kasimir, zur Welt brachte, in den Verdacht ehebrecherischen Umgangs kam und genöthigt ward, durch zwölf Eideshelfer sich von dem Vorwurf der Untreue zu reinigen. Nun trat eine scharfe Spaltung zwischen den Magnaten und dem Hof ein: Witold und die Königin haßten den anmaßenden Reichstag und suchten den König zu bestimmen, daß er im Widerstand verharre; auch Kaiser Sigmund, der sich in seiner schwierigen Lage in Polen und Litthauen eine Stütze verschaffen wollte, stimmte auf einer glänzenden
1429. Fürstenversammlung zu Luck diesem Rathe bei, ermunterte aber zugleich, da der schwache Charakter Jagello's keine Bürgschaft bot, den Großfürsten in seinem Vorhaben, Litthauen von der Verbindung mit Polen zu lösen und zu einem selbständigen Königreich zu erheben. Eine Krone, sei es aus den Händen des Papstes oder des Kaisers, würde den mächtigen Großfürsten auf immer von der Sache der Hussiten getrennt und an die Kirche und das Reich geknüpft haben.

Witold strebt nach der Königskrone von Litthauen.

Witold ging gerne auf den Gedanken ein, weil er nur auf diese Weise sein heimathliches Reich, für das er sein Leben lang gewirkt und geschafft hatte, von der Herrschaft des polnischen Reichstages und eines von diesem geleiteten unmündigen Königs befreien konnte. „Nicht für sich wollte er das Königthum, sondern für sein Land.“ Kam Witolds Plan zur Ausführung, so war es um die künftige Größe Polens gethan. Die drohende Gefahr bewog daher die Magnaten, sich dem König wieder zu nähern. Sie erneuerten auf dem Reichs-
4. März 1430. tage zu Jedlno die Anerkennungsurkunde, die sie früher mit dem Schwert zerschnitten, unter dem Vorbehalt, von den beiden Söhnen des Königs denjenigen zu wählen, der ihnen zum Regieren am geeignetsten scheinen würde; wogegen Wladislaw den Constitutionsentwurf seinem ganzen Umfang nach bestätigte. Und auch die Furcht einer Trennung der Reiche sollte noch in demselben Jahr verschwinden. Schon waren in Wilno alle Anstalten zur Königskrönung

Witolds getroffen, schon fanden sich vornehme Gäste von nahe und ferne ein, um den wichtigen Akt durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; schon waren die kaiserlichen Boten mit der Krone und den Insignien der Herrschaft auf dem Wege und wurden nur durch die Nachstellungen und Hindernisse, welche ihnen die Polen in den Weg legten, von der Vollendung ihres Auftrags abgehalten, da wurde die Welt durch die Kunde von dem Tode des Großfürsten Witold von Litthauen überrascht. 27. Oct. 1430.

Ueber ein halbes Jahrhundert war der Name des achtzigjährigen Greises, den man in der Kirche des heil. Stanislaus zu Wilno ins Grab senkte, bei jedem wichtigen Ereigniß im Osten in hervorragender Weise genannt worden; und wie sehr auch in jüngern Jahren Grausamkeit, Härte und Treubruch den Barbaren der Steppe bezeichneten; am Abend seines Lebens hat er manche Schuld vergangener Tage gesühnt. Seine Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche hat ihn nicht abgehalten, die Tugend der Duldung gegen Andersgläubige zu üben und über Hussiten und griechische Schismatiker mit Milde und Gerechtigkeit zu urtheilen. Ein echter Sprößling aus Gedimin's ehernem Geschlecht, ragte er in der Slavenwelt mächtig empor und die Größe seiner Thaten und seiner Ziele läßt manchen Flecken seines Charakters übersehen. Charakter des Großfürsten.

5. Die Jagellonen in Krakau.

Der Tod des gewaltigen Großfürsten war ein Sieg für die polnische Aristokratie. Nun war Litthauen, wo bald ein heftiger Erbfolgekrieg zwischen dem Bruder des Polenkönigs, Svidrigal, und dem Bruder Witolds, Sigmund, zum Ausbruch kam und Russen, Polen und Ordensritter ihre Kriegshaufen einrücken ließen, nicht mehr ein Gegenstand der Furcht, und der Reichstag konnte solche Anordnungen treffen, daß der polnische Staat den Charakter einer Adelsrepublik mit monarchischer Spitze erhielt. Der König hatte ja gegen das Versprechen, daß die Krone seinem Hause erhalten bleiben sollte, den Magnaten bereits alle Rechte und Privilegien, die ihre Väter erworben, bestätigt, zu der Steuer-Immunität noch die persönliche Sicherheit und Freiheit hinzugefügt und eingewilligt, daß alle geistlichen und weltlichen Würdenträger mit allen ihren Rechten und Einkünften in ihrer bisherigen Integrität bleiben und nur ein Edelmann und Eingeborner des Landes, wo die Würde vacant geworden, dieselbe erlangen sollte. Auch hatte sich die Adelsgemeinde mit ihrer demokratischen Gleichheit und Brüderlichkeit zu einer politischen Körperschaft, zu einem Reichstag ausgebildet, worin der spätere Staatsorganismus im Keime enthalten war. Ausbildung des Adelsstaats.

Dem König zur Seite stand ein Rath, bestehend aus den Landesbischöfen, den Hofbeamten, den Palatinen oder Wojewoden der einzelnen Landschaften, den Generalstarosten der Provinzen, einer Anzahl von Castellanen der königlichen Hauptstädte und

hie und da einen Landrichter, ein Rath, ohne dessen Zustimmung der Monarch nichts Bedeutendes auszuführen wagte und zuletzt nicht durfte, aus dem sich der spätere Senat naturgemäß entwickelte. Dieser königliche Rath, dieser „senatorische Theil des Gesammtadels“ bildete den Kern, an den sich bei wichtigen Fragen von allgemeinem Interesse einzelne Glieder des Provinzialadels als „Landboten“ zu einer „Generalconvention“ oder „Generalcongregation“, zu einem „Parlament“ oder „Reichstag“ anschlossen. Zu dieser Mission waren alle Angehörigen adeliger Geschlechter in gleichem Grade berechtigt; doch erschienen in der Regel nur Delegirte, entweder als Vertreter ihrer Landschaften, d. h. des darin seßhaften Adels, oder als Repräsentanten der Geschlechter, denen sie angehörten.

Das Königthum selbst bewegte sich noch auf der unsicheren Linie zwischen Erb- und Wahlreich. Wenn die Magnaten als Preis für die Bestätigung ihrer Constitutionsakte dem König die Zusicherung gaben, die Krone seinem Hause zu erhalten, so wahrten sie doch zugleich die freie Wahl zwischen seinen beiden Söhnen. Unter diesen Umständen konnten sie es ruhig geschehen lassen, daß bei dem Tode des altersschwachen Königs das Scepter in die Hände seines neunjährigen Sohnes Wladislaw III. überging, und somit die Erbfolge nach dem Rechte der Erstgeburt scheinbar gewahrt wurde, das wahre Sachverhältniß noch einige Zeit im ungewissen Dämmerlicht verhüllt blieb. Seitdem die polnische Aristokratie durch den Tod Witolds der Gefahr enthoben war, die litthauisch-russische Welt, „welche sich nicht von dem polnischen Reichstag die politischen Gesetze und von der Bischofsynode des Gnesener Sprengels das religiöse Bekenntniß zurecht machen lassen wollte“, unter der Leitung eines energischen, klar blickenden Fürsten zur nationalen Selbständigkeit sich ausbilden zu sehen; war kein mächtiger Gegensatz, keine dauernde Beschränkung ihrer Autokratie mehr zu fürchten. Zudem stand ja der junge König noch mehrere Jahre lang unter der Vormundschaft und Aufsicht der hohen Herren, welche unter seinem Vater den königlichen Rath geleitet, an ihrer Spitze der kluge und nationalgesinnte Bischof Zbigniew Olesnicki. Dennoch wurde die Krönung nicht früher vollzogen, als bis die verwittwete Königin und alle Verwandten und Großbeamten sich eidlich verbürgt hatten, daß Wladislaw nach erlangter Mündigkeit die verbrieften Rechte und Freiheiten des Adels beschwören und halten werde. Zugleich trug man Sorge, daß die Regierungsgeschäfte in der bisherigen Weise unter der Aufsicht eigener „Provisoren“ in jeder Wojewodschaft fortgeführt wurden.

Jagello's Ausgang und Charakter. Der polnische Adel wurde in seinen ehrgeizigen und herrschsüchtigen Bestrebungen vom Glück begünstigt: Der König, der die Jagellonische Dynastie auf den Thron von Krakau geführt, war selbst in den Tagen seiner Mannesstärke ein Fürst von schwachem Willen und Charakter gewesen, abhängig von seinem Vetter Witold, beherrscht von seinen Frauen, jedem Einfluß von Außen zugänglich, verschwenderisch mit seiner Gunst wie mit seinen Schätzen und Gütern; während der vier Jahre aber, die ihm nach dem Hingang des

Großfürsten noch gegönnt waren, führte er das Scepter mit ohnmächtigen Händen, bis er zu Grodeck im hohen Alter starb. Dem römisch-katholischen 31. Mai 1434. Christenthum, zu dem er mehr durch Ueberredung und politische Rücksichten als durch Ueberzeugung geführt worden, war er sein Lebenlang treu geblieben, weil die Mysterien und der feierliche Cultus seiner phantastischen, für alle Eindrücke leicht empfänglichen Natur imponirten; doch hatte er die heidnischen Gewohnheiten seiner Jugend nie ganz aufgegeben: in seiner unbegrenzten Jagdlust, in der Einfachheit seiner Lebensweise, in seiner Freude an Wald und Haide, an lauterem Quellwasser, seinem einzigen Getränke, konnte man stets den Sohn der Steppe erkennen. Auch die Neugründung der Universität Krakau nach dem von Kasimir aufgestellten, der Prager Hochschule entlehnten Vorbilde, das rühmlichste Denkmal seiner Regierung, war mehr die Schöpfung seiner ersten Gemahlin Hedwig, der gebildeten Tochter des Ungarnkönigs Ludwig, als das Werk des halbwilden Litthauers.

Noch günstiger war die Regierung Wladislaws III. für die Ausbildung Wladislaw III. 1434–1444. der Adelsherrschaft. Durch den „ewigen Frieden", der bald nach der Krönung des jungen Fürsten mit dem deutschen Orden in Brzesk zum Abschluß kam, im 1435. Westen gesichert; durch die bürgerlichen Kämpfe in Litthauen zwischen Svidrigal und Sigmund jeder Sorge vor einer Emancipation dieses Landes enthoben, konnten die hohen Herren in des Königs Rath und Umgebung ihr ganzes Augenmerk auf die inneren Angelegenheiten des Reiches richten und von den schwierigen Verhältnissen der Nachbarstaaten Vortheil ziehen. Durch den Bruderzwist der beiden Fürsten von der Moldau und Walachei erhielt Machtstellung nach Außen. Polen, dessen schiedsrichterliches Urtheil man einholte, eine günstige Gelegenheit, die beiden Donauländer in Lehns- und Zinspflicht zu bringen. Noch eine 1436. größere Aussicht eröffnete sich dem polnischen Ehrgeiz in **Böhmen**. Wir Böhmen. wissen, daß der Hussitismus in Polen und noch mehr in Litthauen manche Sympathien gefunden. An der neugegründeten Universität Krakau waren meistens Prager Professoren angestellt, durch welche die Lehre vom Kelch weit in das Land eindrang. Noch zu Lebzeiten Wladislaws II. hatte man dem jungen Königssohn die Krone von Böhmen angeboten (S. 285) und dem Schwiegersohn Sigmunds, Albrecht, stellte man den Bruder des dritten Wladislaw, den zwölfjährigen Kasimir, als Rivalen entgegen und rief ihn in Prag 1438. zum König aus. Wir werden in der Geschichte Böhmens erfahren, daß der Hof von Krakau bereitwillig auf den Plan einging; daß der Gedanke Witolds wieder mit neuer Kraft auftauchte; aber bei dem polnischen Adel und Prälatenstand war die römisch-katholische Rechtgläubigkeit mit dem Nationalgefühl aufs Innigste verwachsen; ein Abfall von Rom wäre ihm wie eine Verleugnung seines Bluts und Stammes erschienen. Als einige hussitische Priester in Großpolen Proselyten zu machen suchten und von einigen Edelleuten begünstigt wurden, ließ der Bischof von Posen fünf derselben, die er mit

Gewalt gefangen nahm, in den Flammen sterben. So zerrannen die Hoffnungen auf die böhmische Krone. Aber bald eröffnete sich eine noch glänzendere
Ungarn. Aussicht für das Jagellonische Herrscherhaus in Ungarn. Um dieselbe Zeit,
1439. da Wladislaw III. in die Jahre der Mündigkeit getreten, starb König Albrecht II. und die ungarischen Magnaten suchten durch die Vermählung der verwittweten Königin Elisabeth eine Vereinigung der beiden Reiche zu erzielen. Es wurde früher erzählt, daß der Plan an dem Widerstand der Königin, dem jüngeren Manne ihre Hand zu reichen, scheiterte und große Verwirrung über
1440. das Magyarenreich brachte. Dennoch wurde Wladislaw in Ofen gekrönt; die Polen unterstützten den ritterlichen Jüngling aus allen Kräften; viele kämpften unter seiner Fahne in Ungarn; wer nicht in den Krieg zog, sollte nach einem Beschluß des Reichstags eine Steuer zahlen. Aber das Leben des jungen Jagellonen war ein kurzer Traum voll kriegerischer Unruhen. Wir werden später seinen tragischen Ausgang in der Schlacht von Varna erfahren. Der Adel versäumte nicht, auch aus diesem schweren Unglück des Königshauses Vortheile für seine Standesrechte zu ziehen. Der Reichstag von Siradz schritt zur Königswahl. Man entschied sich für den legitimen Erben, den Bruder des kinderlos verstorbenen Wladislaw, Kasimir, und ließ somit die Unbestimmt-
Interregnum 1444—1447. heit zwischen Wahl- und Erbreich noch länger bestehen. Aber Kasimir, der
1440. nach der Ermordung Sigmunds durch Iwan Czartoryski Herr von Litthauen geworden war, zögerte mit der Annahme einer Krone, die nur eine Zierde ohne Macht war; ihm sagte die Stellung in dem Nachbarreiche als Nachfolger Witolds mehr zu; er hielt die Mahnenden mit Gesandtschaften und unbestimmten Versprechungen hin, so daß die Häupter des Adels und der Geistlichkeit zu Rathe gingen, ob sie nicht einen andern Fürsten sich zum König setzen sollten. Man unterhandelte zunächst mit Friedrich von Brandenburg, den schon Wladislaw II., ehe ihm noch ein Sohn geboren war, zu seinem Eidam und Nachfolger ausersehen hatte; als aber dieser zuvor eine förmliche Entsagungsurkunde des Großfürsten zur Bedingung machte, welche von demselben nicht zu erlangen war, so wurde der Beschluß gefaßt, falls Kasimir noch länger zurückhalte, dem Herzog Boleslaw von Masovien die Krone zuzuwenden. Nun erst zeigte sich der Jagellone nachgiebiger. Er erklärte einer Gesandtschaft des Reichstags, daß er auf ihren Wunsch eingehen wolle, und
25. Juni 1447. begab sich zur Krönung nach Krakau. Doch betrachtete er Litthauen als den Kern und Stützpunkt seiner Herrschaft und war bemüht, dasselbe durch Einverleibung von Podolien und andern Territorien zu vergrößern.

Kasimir II. 1447—1492. Während dieses dreijährigen Interregnums mußte die Ansicht, daß Polen ein Wahlreich sei, sich immer mehr befestigen; und wenn auch Kasimir II. sich mehrere Jahre sträubte, die Rechte und Immunitäten der polnischen Aristokratie zu bestätigen und ihre usurpirte Machtstellung anzuerkennen; er konnte den Entwickelungsgang des Reichs zu einer Adelsrepublik mit einem gewählten

königlichen Oberhaupt nur verzögern, nicht verhindern. Vergebens suchte er zwischen Klein- und Großpolen Zwietracht zu säen; die alte Rivalität der beiden Reichstheile war nicht so stark, als die Furcht vor einer Uebermacht Litthauens durch des Königs Vorliebe für die nordöstlichen Landschaften. So sehen wir denn durch die lange thatenreiche Regierung des zweiten Kasimir eine tiefgehende Spaltung ziehen zwischen der Adelsnation, welche ihrer Reichsverfassung den letzten Schlußstein einzufügen trachtete, und dem König, der sich wie ein wildes Steppenroß gegen Zügel und Joch sträubte und das litthauische Stammland der Familie zum Schwerpunkt der Jagellonischen Herrschaft zu machen bestrebt war, ein Bestreben, worin er von den litthauischen Großen kräftig unterstützt ward; denn diesen war die Vereinigung mit Polen stets ein Dorn im Auge. Kasimir war ein willenskräftiger unternehmender Fürst, welcher, wie einst Witold, seinen politischen Blick nach allen Seiten schweifen ließ und dem polnisch-litthauischen Reich die Obmacht über die verwirrten und zwieträchtigen Nachbarstaaten zu erwerben wünschte; allein gerade diese weitgreifenden Pläne und Unternehmungen, die Kriege und diplomatischen Schachzüge in Preußen, Böhmen, Ungarn und anderwärts nahmen so sehr die Kräfte der Nation in Anspruch, daß er sich zu dem sauern Schritt entschließen mußte, die Unterstützung und Beihülfe der Stände durch große Opfer und Zugeständnisse zu erkaufen.

Wir werden in den folgenden Blättern die Kämpfe und Zerwürfnisse im deutschen Ordensland kennen lernen, welche im Thorner Frieden die Lehnshoheit der polnischen Krone an der Weichsel und Ostsee begründeten; wir hören von verschiedenen Feldzügen nach den Donauländern, um die Fürstenthümer Moldau und Walachei in Lehnsabhängigkeit zu bringen; nach mehreren Fehden erwarb Kasimir die Herzogthümer Auschwitz (Oswieczim) und Zator an der schlesischen Grenze um den Preis von 60,000 Mark für das polnische Reich; bis nach der Halbinsel Krim erstreckten sich seine diplomatischen Verbindungen. Als Gemahl der jüngeren Tochter des Kaisers Albrecht, Elisabeth, welche von den beiden ersten Geistlichen, dem Erzbischof von Gnesen und dem Cardinalbischof von Krakau, in der Kathedrale der Hauptstadt ihm angetraut 1454.
und dann gekrönt worden, erhob er nach dem Tode seines Schwagers Ladislaus An- 1457.
sprüche auf den böhmischen und ungarischen Thron, wodurch er in viele unfruchtbare Kämpfe und Verhandlungen verflochten und in die größte Geldnoth versetzt ward; aber wir werden später erfahren, wie er in beiden Ländern einheimischen Wahlkönigen weichen mußte, in Böhmen, wo doch die Curie und ein Theil des katholischen Adels auf seiner Seite stand, dem klugen und gewandten Georg Podiebrad; in Ungarn dem tapferen Matthias Corvinus, obgleich sowohl er selbst als sein Sohn gleichen Namens unter den Magyaren manche Anhänger zählte. Diese äußeren Angelegenheiten, so wie die schwierige Lage des Reiches im Innern, wo fehdelustige Barone eine ritterliche Anarchie voll Unordnung und Gesetzlosigkeit herbeiführten und die Tataren ihre letzten Kräfte zu Einfällen und Raubzügen verwandten, setzten den König in die Nothwendigkeit, sich den guten Willen des Adels durch Opfer zu erkaufen und der Dynastie der Jagellonen einen kräftigen Halt, gegründet auf loyale Gesinnung in der polnischen Nation, zu schaffen. Nachdem er endlich auf dem langen Reichstag von Piotrkov feierlich in Ge- 1453.

Kasimirs äußere Politik.

genwart der Häupter des Volkes die Reichsconstitution ihrem ganzen Inhalte nach beschworen, war sein Hauptstreben dahin gerichtet, die Verfassung und Gesetzgebung in solchen Gang zu bringen, daß der Krone gegenüber der Adelsrepublik noch ein Schatten von Autorität und Macht gewahrt bliebe. Die unaufhörlichen Fehden, in welche Kasimir verflochten war, insbesondere der vieljährige Krieg wider die Ordensritter, nöthigten ihn häufig die Hülfe der Polen an Geld und Truppen in Anspruch zu nehmen; daher mußte sich der Reichstag öfters versammeln, wobei es denn an Beschwerden
1459. und Klagen nicht fehlte. Als auf einem zweiten Reichstag in Piotrkov sich heftige Stimmen erhoben gegen Münzverschlechterung, gegen ungleiche Gerechtigkeitspflege, gegen Bevorzugung der Litthauer, gab Kasimir den Herren zur Antwort, sie hätten die königlichen Güter und Einkünfte so sehr verringert, daß er die Kosten zur Vertheidigung des Landes und zu den Staats- und Gerichtsgeschäften nicht bestreiten könnte; sie sollten der Krone das entfremdete Gut zurückstellen, dann werde er alle Mißstände zu heben suchen.

Vollendung der Adelsrepublik. Unter keiner Regierung wurden so viele Reichstage abgehalten, als unter Kasimir II. Alle Angelegenheiten im Innern und nach Außen wurden vor die Stände gebracht. Dadurch erwuchs dem Adel eine solche Last von Geschäften und Ausgaben, daß man auf eine Erleichterung mittels Theilung der
Landboten. Pflichten und Arbeiten denken mußte. So kam man denn zu der oben angedeuteten Einrichtung, daß in den Provinzial-Conventen oder „Colloquien,“ welche schon seit langer Zeit in den einzelnen Wojewodschaften abgehalten zu werden pflegten, eine Anzahl Delegirte oder „Landboten“ gewählt wurden, „welche in ihrer Aller Namen zum Reichstag gehen, dort Steuern verwilligen oder verweigern und bald auch in andern Angelegenheiten des Reichs die Rathgeber des Königs sein sollten.“ Die Zahl der Deputirten war unbestimmt, „je nachdem Zufall oder allmählich entstehende Observanz es gaben,“ doch blieb es jedem Edelmann unbenommen, sich auch auf eigene Hand in den Versammlungen einzufinden. Diese Landboten bildeten bald die eigentliche National-Repräsentation, da in Polen der Adel allein die Nation ausmachte. Und bald wurde es zum Gesetz erhoben, „daß ohne ihre Einwilligung nichts Neues eingeführt, Nichts in der Verfassung des Reichs geändert werden durfte.“
Senat. Durch den Beitritt dieser Delegirten wurden die alten Hoftage, zu welchen die Könige den hohen Amtsadel, die hohe Geistlichkeit, die Wojewoden und Castellane um sich zu versammeln pflegten, zu eigentlichen Reichstagen oder Ständeversammlungen erweitert, in welchen jene geistlichen und weltlichen Würdenträger, die aus den Reihen der Barone oder großen Grundbesitzer hervorgingen, als „Senat“ den ersten Reichsstand bildeten. Von städtischen Abgeordneten ist kaum mehr die Rede. Nur in seltenen Fällen wurden einzelne Deputirte der größeren Städte zu Reichsconventen einberufen, doch nicht in Folge eines Grundrechts, sondern aus Gnade und Gunst. „Ihr höchster Vorzug, den sie erhielten, war nur der, daß sie dem neuen König die Hand küssen und auch bisweilen eine Urkunde zwar nicht mit verwilligen, aber doch

mit unterschreiben durften. Denn es blieb unerschüttert ewiger Grundsatz des polnischen Staatsrechts, allein der Edelmann ist Staatsbürger."

Für diese Einbuße an innerer Macht wurde Kasimir durch äußere Erfolge einigermaßen entschädigt. Da er sowohl den böhmischen König Georg Podiebrad, als seinen mächtigsten Widersacher Matthias Corvinus überlebte, so hatte er den Triumph, daß die Dynastie der Jagellonen zu hohen Ehren gelangte. Sein ältester Sohn Wladislaw, den die Böhmen nach Georg's Tod zu ihrem König erwählt, trug auch in Ungarn den Sieg über alle Mitbewerber davon. Unter diesen war sein eigener Bruder Johann Albrecht der namhafteste. Wladislaw bewog denselben endlich zum Rücktritt, doch nur gegen Abtretung aller Besitzungen, welche Matthias Corvinus in Schlesien erworben hatte, so daß, als bei dem Tode Kasimir's Johann Albrecht durch die Wahl der Großen den Thron in Krakau bestieg, die „Republik Polen" ein bedeutendes Ländergebiet umfaßte und mehrere Clientelfürsten die Hoheit des Reiches anerkannten. So war durch Kasimir die Weichsel wieder ein polnischer Fluß geworden. Aber freilich wurden diese Eroberungen im Westen aufgewogen durch die Fortschritte, welche um dieselbe Zeit die Russen im Osten und Norden machten.

Die Dynastie der Jagellonen.

Kasimir starb zu Troki in Litthauen, unter dem Volke, das zum Aerger der Polen stets seinem Herzen am nächsten gestanden. Er war kein unwürdiger Nachfolger des ersten Königs seines Namens gewesen. Wo es anging, hatte er friedliche Unterhandlungen und diplomatische Staatskunst den Waffen vorgezogen, daher er auch in dem gebildeteren Auslande, insbesondere bei den Venetianern, in größerem Ansehen gestanden, als bei seinen turbulenten, kriegslustigen Landsleuten. Bei dem raschen Thronwechsel, der nach seinem Tod unter seinen drei Söhnen Johann Albrecht, Alexander und Sigmund eintrat, kam das Wahlrecht der Nation zu immer freierer Ausübung und die Adelsrepublik erhielt eine immer schärfere Prägung. Der königlichen Gewalt fehlte die Festigkeit, die allein langdauernde Regierungen geben; innere Spaltungen und Parteiungen schwächten die Nation gerade in einem Zeitpunkt, da im Nordosten sich in Iwan Wasiliewitsch ein furchtbarer Feind erhob, im Südosten die Macht der Osmanen immer näher rückte und die Clientelfürsten jede günstige Wendung zum Abfall erspähten.

Kasimir und seine nächsten Nachfolger.

Johann Albrecht 1492—1501. Alexander 1501—1506. Sigmund 1506—1548.

IV. Rußland.

Literatur. Die wichtigste Quelle über das alte Rußland ist die Bd. V p. 666 erwähnte Chronik von dem ehrwürdigen Nestor, Mönch in dem Kiew'schen Höhlenkloster, und die Fortsetzungen derselben durch andere Geistliche. Nestor schrieb in der Sprache des Landes zum Theil nach alten Ueberlieferungen, welche er nach griechischen Chroniken ergänzte und berichtigte, zum Theil nach eigenen Beobachtungen. Seine von Schlözer u. A. übersetzte Chronik diente allen folgenden zum Vorbild. „Bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gleichen sich die Chroniken in ihrem Inhalte und schildern die Ereignisse in ganz Rußland; nach dem Einfall der Mongolen aber erzählen sie vorzugsweise nur Provinzialbegebenheiten." Durch die archäographische Commission in Petersburg wurden im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte reiche Sammlungen von russischen Annalen, Urkunden und Aktenstücken aller Art und aus allen Zeiten veranstaltet. — Die älteren Geschichtswerke, sowohl in deutscher als in französischer Sprache: wie Schlözer's Geschichte von Rußland, Goettingen 1769 und Handbuch der Geschichte des Kaiserthums Rußland u. s. w. Goett. 1802; Ewers, Geschichte der Russen. Dorpat 1816 u. a.; Histoire de Russie cet. par Levesque und Leclerc. Paris 1782. 83. 84. u. a. W. sind weit überholt worden durch das große Werk von Karamsin, das von St. Thomas et Jauffret in französischer Uebersetzung erschienen ist: Histoire de l'empire de Russie, Paris 1819 ff., und auch mehrfach deutsch bearbeitet wurde; so wie durch die „Geschichte des russischen Staats" von Strahl und Hermann (in Heeren-Ukert's Geschichte der europ. Staaten) Hamburg 1832 ff. 5 Bde. und durch die mehrfach ins Deutsche übersetzte Geschichte Rußlands von Ustrialow (Stuttg. u. Tübingen 1840). 2 Bde.

1. Rußland unter Wladimir und Jaroslaw.

Wirkungen des griech. Ritus auf die russische Nation. Als Wladimir „der Große," mit dem wir die älteste Geschichte Rußlands im V. Band dieses Werkes (S. 749 ff.) geschlossen, das Christenthum nach griechisch-katholischem Ritus einführte, wies er das russische Volk nach dem Orient. Von den Byzantinern erhielt das Land die Schreibkunst und mancherlei Culturelemente; mit dem byzantinischen Reiche wurde ein lebhafter Handelsverkehr eingeleitet; byzantinische Staats- und Lebensformen bahnten sich Wege in das innere Rußland und gaben Anstoß, daß das Nomadenwesen mehr und mehr durch bäuerliche Ansiedelungen und städtische Einrichtungen durchbrochen und zersetzt ward, daß an Stelle des Tauschhandels geprägte Münzen zur Einführung kamen. Brachte dieser Anschluß an die griechisch-morgenländische Staats- und Kirchenordnung der russischen Nation mancherlei Vortheile, indem ihr die christliche Religion nicht in einer fremden, dem Volke unverständlichen Kirchensprache zugeführt ward, sondern in dem durch die Missionare Cyrillus und Methodius begründeten und zur Schriftsprache ausgebildeten slovenischen Idiom (V, 649 ff. 758), wodurch sie von Anfang an zur Einheit abgerundet eine selbständige Richtung, ein eigenthümliches Gepräge annahm; so war dennoch diese Verweisung an den Orient ein Hemmniß in der allgemeinen Entwickelung. „Denn das occidentalische Mönchswesen war der Landes- und National-Cultur viel günstiger als das orientalische, und

selbst der Dominat des Papstes, je mehr er alle Länder zu einer recht innig verbundenen geistlichen Monarchie zu vereinigen suchte, war dem Völkerverkehr und auch der Cultur und besseren Staatenorganisation viel vortheilhafter als die losere griechische Hierarchie. — Was entbehrten nicht überdies die Länder griechischer Religion, daß kein römisches Recht bei ihnen eindrang oder einzudringen suchte, und daß nicht das canonische Recht, wie es sich im Mittelalter vom cultivirten Italien aus bildete, auch auf ihre Verfassungen und Nationalzustände wirken konnte!" Russische Schriftsteller rühmen als vortheilhafte Wirkungen dieser Verbindung mit dem Orient, daß durch den griechischen Ritus in der slavischen Landessprache die christlich-orthodoxe Religionslehre zum wahren Eigenthum des Volkes ward, daß durch die innige Verbindung der Religion und Sprache mit dem Gemüths- und Geistesleben der Einwohner die Stammesverschiedenheit der einzelnen Völkerschaften allmählich verschwand und in dem Slaventhum aufging, daß somit die russische Nation ihren selbständigen Charakter und das eigenthümliche Gepräge empfing, das ihre spätere Weltstellung begründete, daß nur auf diese Weise die Entstehung einer in sich abgeschlossenen Landes- und Nationalkirche ermöglicht, nur dadurch eine Geistlichkeit geschaffen werden konnte, die als Glied innerhalb des Staats- und Nationalverbandes stand; daß nur auf diese Weise die stärksten Gefühle des Menschen, Religion, Vaterland und Stammesgleichheit, zu lebendigem Bewußtsein, zur scharfen individuellen Ausprägung gelangen konnten. Dabei darf jedoch andererseits auch nicht vergessen werden, daß durch die Ausschließung von der abendländischen Cultur die Gesammtentwickelung des russischen Volkes Jahrhunderte lang nur unmerkliche Fortschritte machte; daß durch die Verbindung mit einem in Verfall begriffenen Staatsorganismus die junge russische Welt in eine geistige Stagnation gezogen ward, daß jene Hülfsmittel der abendländischen Culturentwickelung für alle weniger gebildeten oder im Naturzustand sich bewegenden Völker bedeutende Factoren zum rascheren Uebergang in ein reicheres, entwickelteres Dasein gewesen sind.

Als Wladimir sich zum Sterben hinlegte, war das russische Reich bereits zu einem bedeutenden Umfang herangewachsen. „Seine Grenzen erstreckten sich von Wolhyniens Berghöhen über den Peipussee bis zum finnischen Golf, bestrichen im Norden und Osten die Länder der finnischen Völkerschaften, mochten wohl auch sich bis ans weiße Meer und zur nördlichen Dwina ziehen, gingen von da neben den Bulgaren, Mordwinen und andern Völkerschaften zur Oka und zu den Wasserfällen des Dnjepr und waren im Süden durch die Petschenegen und Chazaren vom schwarzen Meer und der Krim getrennt. Isolirt an der nordöstlichen Seite des Pontus lag das Fürstenthum Tmutaraken." In diesem weiten Lande, wo neben fruchtbaren Ebenen und fetten Weiden undurchdringliche Wälder, Moräste, menschenleere Einöden und Steppen sich hinzogen, gab es Raum zu verschiedenen Lebensweisen und Beschäftigungen:

Umfang des Reichs und Volksstände.

Ländliche und städtische Bevölkerung.

während in den entlegeneren Flachländern des Nordens und Ostens Wanderhirten ihre großen Heerden weideten, sah man weiter südwärts eine seßhafte, meistens unfreie Bevölkerung mit Getreidebau sich beschäftigen und etwa vierundzwanzig Städte, größtentheils im Süden und Westen gelegen und von vielen fremden Kaufleuten, besonders Deutschen, Griechen und Juden bewohnt, unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr mit Konstantinopel und dem Orient und vermittelten den Waarenaustausch zwischen Asien und dem europäischen Abendland. Unter diesen Städten nahmen Kiew und Nowgorod, deren in früheren Blättern öfter Erwähnung geschah, den ersten Rang ein. Sie besaßen wichtige Freibriefe: sie besorgten ihre öffentlichen Angelegenheiten selbständig durch freigewählte Stadträthe und Richter, standen unmittelbar unter der Hoheit des Großfürsten und hatten als ständige Auflage nur einen mäßigen Zins zu entrichten. Nowgorod hielt zu seinem Schutze ein Soldheer auf eigene Kosten. Neben diesen beiden Hauptsitzen des Großhandels ragten Smolensk, Pskow, Rostow und Tschernigow durch Größe, Macht und Bevölkerung hervor. Oleschin an der Dnjeprmündung diente der Stadt Kiew als Stapelplatz für die Waaren aus der Levante. Das in allen Ländern hochgeschätzte Pelzwerk, der wichtigste Ausfuhrartikel des russischen Handels, war ein Sporn zur Jagd, die daher von den Großen mit Leidenschaft gepflegt ward.

Der Großfürst. — Der Großfürst von Kiew aus Rurik's Geschlecht war das Haupt des Volkes, der Eigenthümer des Landes, der oberste Heerführer und Richter, die Quelle alles Rechts und aller Amtsgewalt. Seinen Unterhalt zog er theils von den ausgedehnten Herrngütern, von den großen Heerden und Jagden, theils von den Tributleistungen unterworfener Völkerschaften, und Regalien, theils aus der Kopf-, Grund- und Haussteuer oder aus Geschenken. Im Namen des Großfürsten führten Amtleute das Regiment in den Landschaften und Städten, in den Provinzen und größeren Stadtgemeinden fürstliche Statthalter, in kleineren Orten Starosten oder Vorsteher. Bei dem Großfürsten stand die oberste Richtergewalt, und die Brüche und Gerichtsstrafen bildeten

Hof und Adel. keinen unbeträchtlichen Theil seines Einkommens. Seit der näheren Verbindung mit Byzanz nahm auch das Staats- und Hofleben einen andern Charakter an, und die Rechts- und Lebensstellung der verschiedenen Volksklassen wurde durch Rangstufen und gesellschaftliche Ueber- und Unterordnungen durchbrochen. Ein fürstlicher Hofstaat mit einer Leibgarde, wobei noch immer die Abkömmlinge der alten Warägerfamilien bevorzugt wurden, sollte die Macht und Herrlichkeit des Herrschers darthun. Für ihre Ehrendienste wurden diese Hofleute durch Ueberlassung von Städten und Territorien zur Nutznießung auf Lebenszeit belohnt. Sie bildeten mit den Gliedern des Herrscherhauses und mit den fremden Volkshäuptern und ihren Angehörigen, welche durch Verträge oder Gewalt unter die russische Oberhoheit gekommen, den Fürstenstand, der an Rang und Ehren allen andern Russen voranging und dessen

Würde auf die Nachkommen forterbte. Ihnen zunächst standen die „Bojaren“, d. h. die durch Geburt, Grundbesitz oder persönliche Verdienste hervorragenden Freien, denen die Fürsten den Rang und die Würde von Edelleuten verliehen. Mit beiden Ständen mochte der Großfürst in wichtigen Angelegenheiten Raths pflegen; auf seinen Ruf zogen sie mit ihren gewappneten Kriegsknechten und Reitern ins Feld, wofür sie wohl von jeder weiteren Besteuerung ihrer Güter befreit waren. Neben den Fürsten und Bojaren standen die „Gäste“, die fremden Kaufleute und ihre Abkömmlinge in den großen Städten, in besonderem Ansehen, sowohl wegen ihres Reichthums und ihrer gesellschaftlichen Bildung als wegen ihrer Verbindungen im Ausland. Auch die Geistlichkeit, die wie allenthalben einen geschlossenen Stand mit eigenen Einkünften, eigener Gerichtsbarkeit und eigenem Rechtsstand bildete, erlangte bald großen Einfluß auf das Staatsleben. Doch war dieselbe nicht wie im Abendland einer fremden Autorität unterworfen, da das Oberhaupt des russischen Klerus, der Metropolit von Kiew, nur mit schwachen Banden an den Patriarchen von Konstantinopel geknüpft war und nicht selten der von der einheimischen Geistlichkeit Gewählte ohne Mitwirkung des Patriarchen vom Großfürsten unmittelbar eingesetzt ward. — Nur wer freies Eigenthum besaß, hatte das Kriegs- und Waffenrecht; der Bauer, der auf fremder Hufe wohnte, mochte er auch Anfangs noch persönlich frei sein, und als Zinsbauer freies Zugrecht haben, war schutz- und wehrlos und sank daher bald in gänzliche Leibeigenschaft. Sein Schicksal war kaum verschieden von dem der Knechte und Sclaven, der großen Menge unfreier Leute, unter welchen die Kriegsgefangenen und ihre Kinder und Nachkommen die größte Zahl ausmachten. Für die durch Abgaben, Lieferungen, Frohnarbeiten schwer gedrückte Klasse der Leibeigenen, die kein bürgerliches Recht gegen die Härte und Willkür des Gutsherrn in Schutz nahm, war das Christenthum eine Quelle des Trostes und der inneren Erhebung. Die Worte der heil. Schrift in verständlicher Sprache drangen tief in das Volksleben ein und brachten manchem gedrückten Gemüthe erquickende Lebensspeise. Die gesangliebende Natur des russischen Volkes erheiterte und erhob sich an den geistlichen Liedern, und zu dem in Armuth und Entbehrung lebenden Priesterstande der Popen fühlte sich die Menge in ähnlicher Weise vertraulich hingezogen, wie die unteren Volksklassen des Abendlandes zu den Bettelmönchen. Und daß etwa hundert Jahre nach Wladimir ein Mönch aus einem Kloster in Kiew, Nestor, die Chronik seines Volkes in der Landessprache schrieb, zu einer Zeit, da im Abendlande die gelehrten Klosterleute nur lateinische Historienbücher mühsam zusammenstellten, zeugt von der frühen Ausbildung der slavischen Schriftsprache durch die Kirche. Diese Sprache, von der Religion geheiligt, hat mehr die Vereinigung der slavischen Menschheit zu Einem Volke, zu Einem bürgerlichen Gemeinwesen herbeigeführt, als Stammesverwandtschaft und Gesetze vermocht hätten.

Stadtbürger.

Geistlichkeit.

Unfreie.

Die heil. Schrift und die Landessprache.

Das Theilsystem. Großfürst Wladimir konnte nach den Rechtsbegriffen seines Volkes das Reich als sein Eigenthum ansehen. Er handelte daher ganz in Uebereinstimmung mit dem herkömmlichen, von den Normannen eingebrachten Erbrecht, wenn er das Reich unter seine Söhne dergestalt vertheilte, daß jedem ein eigenes Fürstenthum zu Theil werden sollte. Aber indem er die Bestimmung hinzufügte, daß die getheilten Fürstenthümer unter einem Großfürsten vereinigt sein sollten, der seinen Sitz in Kiew hatte, senkte er den Keim des Verderbens und wilder Unthaten in den Boden des jungen Reiches. Ein Zusammenhang, der zu lose war, um als Eine Macht gegen auswärtige Feinde zu wirken, und doch nicht lose genug, um der Entwickelung einzelner Fürstenthümer völlig freien Spielraum zu lassen, konnte nicht zum Heil führen. Wladimir's Einrichtung mußte bei dem Ehrgeizigen den Gedanken erzeugen, sich zur Großfürstenwürde emporzuschwingen, und den Gutmüthigen und Schwachen den Nachstellungen des Kühnen und Frevelhaften preisgeben.

Streit um die Großfürstenwürde zwischen Swatopolk u. Jaroslaw. Noch bei Wladimir's Lebzeiten haderten zwei Söhne mit dem Vater. Kaum war der Großfürst zu Grabe gebracht, so ließ Swatopolk von Kiew seinen edlen Bruder Boris, dem Wladimir den großfürstlichen Thron bestimmt, durch Meuchelmord aus dem Weg räumen, lockte einen andern Bruder durch falsche Botschaft nach der Hauptstadt, um ihn auf dem Wege überfallen und tödten zu lassen, und sandte einem dritten, der nach Ungarn flüchten wollte, Mörder nach, unter deren Händen er in den Karpathen verblutete. Darauf riß Swatopolk das Land an sich und nannte sich Großfürst. Aber die Ermordeten fanden ihren Rächer. Wladimir's Erstgeborner Jaroslaw herrschte in Nowgorod. Er hatte eine wilde Schaar von Warägern in Sold, welche durch ihren Uebermuth und durch ihre Frechheit den Zorn der Einwohner reizte, so daß diese wider die Miethlinge aufstanden und eine große Anzahl erschlugen. Ergrimmt lud der Tyrann die Häupter der Aufständischen mit heuchlerischer Freundlichkeit auf sein Landhaus, wo sie sämmtlich ermordet wurden. Als er nun aber durch seine Schwester vernahm, was in Kiew vorgefallen, fürchtete er, daß der Bruder auch gegen ihn seine Waffen kehren würde. Er versöhnte sich daher mit den Nowgorodern, indem er ihnen zur Sühne für die erschlagenen Mitbürger ausgedehnte Rechte und Freiheiten verlieh, und zog dann, von ihnen kräftig unterstützt, als Rächer seiner Brüder wider den Tyrannen ins Feld. Am Ufer des Dnjepr erfochten die Nowgoroder und
1016. Waräger einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer und führten ihren Fürsten im Triumph in Kiew ein, während der andere in Polen bei seinem Schwiegervater, dem mächtigen Herzog Boleslaw Chobry, Hülfe suchte. Wir haben diesen unternehmenden Fürsten hinreichend kennen gelernt. Die gesammte Slavenwelt zu einem großen Reiche unter seinem Scepter zu vereinigen, war sein ehrgeiziges Streben. Der Krieg mit dem deutschen Kaiser Heinrich II. (VI, 115 ff.) hinderte ihn nicht, dem flüchtigen Swatopolk hülfreiche Hand zu bieten. Konnte er doch dadurch festen Boden im Osten ge-
1017. winnen. Er erfocht am Bug einen glänzenden Sieg über Jaroslaw und hielt seinen Einzug in Kiew, wo er seinem Eidam die Herrschaft zurückgab, aber unter seiner eigenen Obmacht. Der andere flüchtete sich wieder nach Nowgorod und gedachte schon nach Skandinavien hinüberzuschiffen, als die Nowgoroder, die von dem polnischen Machthaber Gefahr für ihre Freiheit fürchteten, ihm ihre kräftige Hülfe anboten und seine Ueberfahrt verhinderten. Jaroslaw hatte diese Wendung nicht zu bereuen. Denn
1018. in Kiew gerieth Swatopolk bald in Feindschaft mit seinem Schwiegervater, der alle

Regierungsgewalt an sich riß, Rußland als erobertes Land behandelte und viele seiner Edlen mit Gütern und Städten beschenkte. Auf sein Anstiften wurden die im Lande angesiedelten Polen ermordet und Boleslaw Chobry selbst durch einen drohenden Aufstand zum Abzug genöthigt. Viele vornehme Russen wurden von ihm als Gefangene weggeführt, unter ihnen auch Predslava, die Schwester des Großfürsten, um deren Hand er vergebens geworben und die er jetzt, wie die russischen Chronisten berichten, aus Rache zu seiner Beischläferin machte. Mit geraubten Schätzen beladen, kehrte Boleslaw Chobry nach Polen zurück, fügte aber die tscherwenischen Städte (Galizien) seinem Reiche bei.

Nach der Entfernung des Polen vermochte der grausame und verhaßte Swatopolk den Thron von Kiew nicht lange zu behaupten. An der Alta, wo das Blut des unschuldig gemordeten Boris geflossen, von Jaroslaw besiegt, floh er verwirrten Geistes in die Weite und verschwand seitdem aus der Geschichte. Nun schlug Jaroslaw als Großfürst seinen Sitz in Kiew auf, belohnte seine Getreuen mit Geld und Gut und stellte der Stadt Nowgorod die berühmte Rechtsurkunde aus, welche bald die Grundlage des peinlichen und bürgerlichen Rechtes für ganz Rußland werden sollte. Die darin durchgeführte Beschränkung der Blutrache und die Einführung einer Geldbuße für alle Verbrechen, außer Mord und Todtschlag, und für jede körperliche Verletzung war ein bedeutender Fortschritt in der Rechtsentwickelung. Durch seine Vermählung mit Ingegard, der Tochter des Schweden Olaf Schooßkönig (V, 676), wurde das alte Band zwischen Rußland und Skandinavien fester geknüpft. Aber der Bruder- und Bürgerkrieg, der Jaroslaw auf den Thron geführt, unterbrach noch mehrmals seine lange Regierung. Mit seinem Neffen Brätschislaw von Polotsk fand er sich nach kurzem Waffengange durch die Ueberlassung der Städte Swätsch und Witebsk ab; mit seinem tapferen Bruder Mstislaw dagegen, welcher sein Fürstenthum Tmutaraken durch glückliche Kriege wider die kaukasischen Völkerschaften besonders die Chazaren in Taurien erweitert hatte, mußte er nach einem unglücklichen Treffen einen Theilungsvertrag eingehen, kraft dessen Mstislaw alles Land östlich des Dnjepr mit der Stadt Tschernigov erhielt, während Jaroslaw von Kiew aus die Länder im Westen dieses Stromes beherrschte. Von der Zeit an lebten die Brüder in Frieden: sie machten einen gemeinsamen Zug wider Polen und brachten die tscherwenischen Städte wieder an Rußland; und als sich die Liven der Zinspflicht entziehen wollten, die ihnen Wladimir auferlegt, zog Jaroslaw gegen sie ins Feld und gründete an den Ufern der Embach die Burg Jujrew (Georg), da wo in der Folge die Stadt Dorpat sich erhob. Und welche Zukunft eröffnete sich für Rußland, als kühne Seefahrer aus Nowgorod den nördlichen Ocean von der Dwina bis zur Mündung des Ob befuhren und das zobelreiche Jugrien entdeckten, und eine andere Schaar Abenteurer aus derselben Stadt unter Jaroslaw's rüstigem Sohne Wladimir über den Kymene tief in Finnland vordrang! Als Jaroslaw nach Mstislaw's unerwartetem Tod, wobei der Verdacht einer Vergiftung nahe lag, dessen

Jaroslaw Großfürst 1019—1054. 1019. 1021. 1024. 1031. 1040. 1036.

Besitzungen wieder an sich brachte und bald darauf durch einen glorreichen Sieg über die Petschenegen die Grenzen nach Süden ausdehnte, konnte der Großfürst von Kiew über ein Reich gebieten, dem kein anderes an Ländergebiet gleich kam. Die Hauptstadt am westlichen Ufer des Dniepr gab durch die großartigen Bauwerke, welche Jaroslaw von griechischen Künstlern aufführen ließ, Zeugniß von der Größe und Macht dieses Reiches im Osten, und die verwandtschaftlichen Verbindungen, welche mehrere europäische Höfe durch Verheirathungen mit dem großfürstlichen Hause eingingen, konnten als Beweis des wachsenden Ansehens im Auslande gelten. Saß doch seine Tochter Anna als Gemahlin Heinrich's I. auf dem französischen Thron.

Jaroslaws kirchliche Haltung. Seinen Eifer für Religion und Bildung bethätigte Jaroslaw durch Stiftung von Kirchen und Klöstern, durch Pflege des geistlichen Gesanges mittels griechischer Musiker, durch Errichtung einer öffentlichen Schule in Nowgorod, durch Veranstaltung von Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Slavonische. Aber bei aller Achtung, die er für den byzantinischen Culturstaat an den Tag legte, hielt er doch über die russische Kirche seine Hand und besetzte den erzbischöflichen Stuhl zu Kiew ohne Mitwirkung des Patriarchen. Seine Nachfolger erneuerten die Verbindung mit Byzanz, ließen sich mitunter Metropoliten und Bischöfe empfehlen, holten auch manchmal bei kirchlichen Vorfällen die Entscheidung des Patriarchen ein, gestatteten aber dem Oberhaupte in Konstantinopel niemals, sich willkürlich in die kirchlichen und noch weniger in die bürgerlichen Angelegenheiten einzumischen, und ernannten nicht selten nach dem Vorgange Jaroslaw's die Metropoliten selbst. „Solchergestalt bildete sich seit den Zeiten Jaroslaw's die russische Hierarchie, der griechischen ähnlich in der inneren Einrichtung, in den Rechten und Pflichten der Geistlichkeit, eng mit ihr verbunden durch die Glaubenslehre und die Ceremonien des Gottesdienstes, aber darum nicht minder selbständig und unabhängig in den Angelegenheiten der inneren Verwaltung."

Jaroslaws Erbfolgeordnung. Als Jaroslaw sein Ende herannahen fühlte, theilte er nach Wladimir's Vorgang das Reich in der Art, daß er jedem seiner fünf Söhne eine Provinz als erbliches Fürstenthum zuwies, zugleich aber festsetzte, daß der älteste der Familie das Haupt des Reiches, der Vermittler, Friedensstifter und Beschützer seiner Brüder sein, und diese dagegen jenen wie einen Vater ehren sollten. „Seit dieser Zeit bildete Rußland ein System verbundener, von einander unabhängiger Staaten, welche jedoch durch Glauben, Sprache und die Herrschaft Eines Hauses zu einem Ganzen vereinigt waren." Jeder Theilfürst war unabhängiger Gebieter in seinem Land; er erhob Abgaben, setzte Bischöfe und weltliche Beamten ein, übte die oberste Gerichtsbarkeit, belehnte die Bojaren, führte Krieg und schloß Frieden, wie es ihm zusagte. Bei seinem Tod ernannte er seinen Nachfolger aus seinen Söhnen oder Brüdern, doch war weibliche Thronfolge ausgeschlossen. Der älteste des Herrscherhauses hatte als Großfürst keinerlei oberherrliche Autorität oder Suprematsrecht über die andern, nur daß er im Falle eines auswärtigen Krieges, wozu er hauptsächlich Waräger und andere Soldtruppen verwendete, auch die Theilfürsten zur Waffenhülfe aufbieten konnte. In wichtigen Angelegenheiten mochte er die Fürsten

und Großen zur Berathung einberufen; doch ist von regelmäßigen Reichstagen keine Rede.

Es gehört eine große nationale Befangenheit dazu, wenn russische Historiker, wie Ustrialow, diesem fürstlichen Föderativstaat große Vorzüge gegenüber dem abendländischen Feudalismus beimessen. Man mag es vom Standpunkt des slavischen Absolutismus als glückliche Fügung des Theilungssystems rühmen, daß durch ihn „im ganzen russischen Lande allenthalben gleichförmige Ansichten, Wünsche und Hoffnungen wurzelten, und der russische Typus sich so tief eingrub, daß in der Folge weder die Länge der Zeit noch die Ereignisse den Nationalstempel wieder auslöschen konnten;" man mag es von demselben Standpunkt als einen Vorzug erkennen, daß sich auf diese Weise nicht wie bei dem Feudalsystem eine ständische Unterlage bildete, auf welcher sich in der Folge der moderne Rechtsstaat entwickeln konnte: daß aber zwei Jahrhunderte lang die russische Nation kaum bemerkbare Fortschritte im Culturleben machte, daß die Kreuzzüge, daß der schwunghafte Handel, den Nowgorod mit dem Morgenland und Abendland führte, auf die Masse des Volkes keine merkliche Wirkung hatten, daß in den heimischen Chroniken die Nachfolger Wladimir's und Jaroslaw's als „böse Geister" erscheinen, „welche im lärmenden Getümmel auf die Scene treten, einander verdrängen, nach kurzer Zeit still verscheiden und aufs Neue einen allgemeinen Kampf beginnen, den sie ihren Söhnen, Enkeln und Urenkeln überliefern"; das Alles spricht ein hartes Verdammungsurtheil gegen das fürstliche Föderativsystem. Eine Einrichtung, welche die Kräfte der Nation durch endlose innere Fehden aufrieb, ohne ein höheres Thatenziel, einen würdigen Kampfpreis zu bieten, mußte auf die mehr receptive als aktive Natur des Slavenvolks lähmend und erschlaffend wirken. Wirkungen des fürstlichen Föderativsystems.

Schon Splittler macht die Bemerkung, daß die verzögerte Culturentwickelung in Rußland nicht allein die Folge der inneren Kämpfe und Unruhen gewesen sein könne, sondern daß die Volksnatur und die staatliche und gesellschaftliche Organisation dabei wesentlich mitgewirkt haben müßten; denn auch Italien, Frankreich, Deutschland und England hätten in dieser Zeit durch unaufhörliche Kriege gelitten und dennoch sei, trotz solcher Hindernisse und zum Theil selbst durch sie befördert, in diesen Ländern Alles weit schneller einer steten höheren Vervollkommnung entgegen gerückt, als im Slavenland am Dnjepr und im Slavenland an der Moskwa geschehen. „Wenn der Slave und seine gesellschaftliche Verfassung gedeihen sollte", heißt es dann weiter, „so mußte die Kraft von Außen her auf ihn wirken und mit starkem Stoß ihn in Schwung setzen. In jenen Westeuropäern aber kam und wirkte die Kraft von Innen aus der Nation selbst; und wie alle wahre innere Kraft durch äußere Hindernisse mehr gereizt als gelähmt wird, so überwand endlich die Entwickelung derselben im Westen von Europa alle Folgen der kriegerischen gesellschaftlichen Anarchie. Das Slavenvolk am Dnjepr aber und das Slavenvolk an der Moskwa erlag fast ganz unter dem Druck seiner äußeren Verhältnisse."

2. Das Großfürstenthum Kiew und die Theilfürstenthümer der Ruriker.

Isjaslaw 1054—1078. Jaroslaws Erstgeborner, Isjaslaw, sollte als Großfürst Kiew und Nowgorod beherrschen, die vier andern Söhne in Tschernigow (Swatoslaw), Perejaslawl (Wsewolod), Smolensk (Wjätscheslaw) und Wladimir (Igor) ihre Fürstenstühle aufrichten. Daß es bei der Unbestimmtheit der Verhältnisse des Großfürsten zu den Theilfürsten schon unter diesen zu Streitigkeiten kommen mußte, war ganz natürlich; aber der Ausbruch der Feindseligkeiten wurde noch beschleunigt durch die Ausschließung der jüngeren Linien aus Wladimirs Geschlecht und durch die Schwäche und Unfähigkeit der ersten Nachfolger Jaroslaws. Die Polowzen, ein nomadisches Volk, das an den südöstlichen Grenzen Rußlands die Sitze der Petschenegen eingenommen und den ganzen Raum von den Ufern des Pruth bis an die Wolga mit festen Wachtthürmen geschützt hatte, als Stützpunkte für ihre Raubzüge, boten jedem, der Lohn und Beute verhieß, willfährig ihre Waffenhülfe. Dies erfuhr schon Isjaslaw selbst, als der wilde Wseslaw, Sohn des früher erwähnten Brätscheslaw, Fürst von Polotsk, mit ihnen einen Bund schloß, den Großfürsten an den Ufern der Alta besiegte und sich Kiews bemächtigte. Wie ehedem Swatopolk wandte sich nun Isjaslaw an die Polen, die ihn in sein Reich zurückführten, aber durch ihren Uebermuth abermals die Volksrache gegen sich herausforderten. Wie einst
1070. Boleslaw Chrobry, so kehrte auch der zweite Boleslaw schleunig in sein Reich zurück, nachdem viele seiner Leute auf dem Felde oder im stillen Gemach durch die Dolche der ergrimmten Kiewer gefallen. Jetzt entbrannte der Krieg von Neuem zwischen den verwandten Fürsten, und von Neuem drangen die Polowzer raubend und verheerend bis nach Tschernigow und an die Ufer der Desna. Endlich versöhnte sich Isjaslaw mit Wseslaw von Polotsk. Nun
1073. erhob sich aber Swatoslaw von Tschernigow wider den großfürstlichen Bruder und nöthigte ihn abermals zur Flucht aus Kiew. Isjaslaw floh mit seinen Schätzen wieder nach Polen und als er hier keine Hülfe fand, eilte er zu König Heinrich IV. nach Mainz, dessen Beistand er durch Geschenke und das Versprechen, sich unter die Hoheit des Reiches zu stellen, zu erlangen suchte. Heinrich schickte eine Gesandtschaft nach Kiew. Sie wurde von Swatoslaw freundlich aufgenommen und mit großen Geschenken und höflichen Worten entlassen; aber Erfolg hatte sie so wenig wie die Verwendung Gregors VII., dessen Fürsprache der flüchtige Großfürst gleichfalls angerufen. Bald nachdem die deutschen Gesandten zurückgekehrt waren, voll Bewunderung über die Reichthümer an Gold, Silber und kostbaren Stoffen, die sie in Kiew geschaut, starb Swa-
1077. toslaw, und nun gelang es dem flüchtigen Isjaslaw zum drittenmal, den großfürstlichen Thron in seiner alten Hauptstadt einzunehmen. Bald jedoch erhoben sich andere Brüder und Neffen; das Herrscherhaus spaltete sich in zwei feindliche Parteien, die einander blutig bekämpften, während die Polowzer abermals

ihre Raubzüge bis nach Tschernigow ausdehnten. Im Kampfe mit diesen wilden Horden empfing Isjaslaw die Todeswunde, ein schwacher Fürst, ohne 5. Oct. 1078. hervorragende Tugenden und Laster, von dem man nur rühmte, daß er das Nowgoroder Gesetzbuch im ganzen Reiche eingeführt, daß er an die Stelle der Blutrache die Sühne durch Geld gesetzt und durch Anlegung des Kiewer „Höhlenklosters" die christliche Bildung gefördert habe. Mönche vom Athos bevölkerten die heilige Stätte, wo einst Hilarion, der Metropolite von Kiew, als Einsiedler gewohnt, und viele Missionare, welche das Evangelium zu den Heiden im Norden und Osten trugen, gingen aus diesem Kloster hervor.

Und wahrlich! es that noth, daß sich die Kirche der leidenden Menschheit Schlimme Zeiten. in Rußland annahm, und der wachsenden Verwilderung der Sitten entgegen wirkte! Denn als nach Isjaslaw's Tod sein Bruder Wsewolod als der älteste Wsewolod 1078—93. des Herrscherhauses den Thron in Kiew bestieg, brach eine unheilvolle Zeit über Rußland herein. Verheerende Kriege, Einfälle wilder Feinde, Mißwachs, Hungersnoth und Pest erfüllten das russische Land mit unerhörten Drangsalen. Der Großfürst selbst, ein schwacher Mann, vermochte keine Hülfe zu gewähren; dagegen war sein tapferer Sohn Wladimir Monomach eine Säule des Thrones und seine Tochter Janka (Anna), die Gründerin des Nonnenklosters zum heiligen Andreas, worin sie selbst den Schleier nahm und Unterricht ertheilte, eine Wohlthäterin der Hülfebedürftigen und Armen. Jene Praxedis oder Adelheid, die wir oben als zweite Gemahlin Heinrichs IV. kennen gelernt (VI, 395), war wohl eine Tochter des Großfürsten Wsewolod. Mit Recht bemerkt Karamsin, daß das Gemälde dieser traurigen Zeiten, so arm an rühmlichen Thaten und so reich an unfruchtbaren Kämpfen der einzelnen Fürsten, die als blutbefleckte Schatten durch die Geschichte ziehen, wenig Interesse bieten könne, daß aber der Russe sein Vaterland begleiten müsse durch die Tage des Unglücks, wie durch die Tage des Ruhms und der Ehre.

Nach einer fünfzehnjährigen an Unfällen reichen Regierung sank Wsewolod Swatopolk ins Grab und wurde in der Sophienkirche zu Kiew neben seinem Vater bestattet. Michael 1093—1113. Sein Nachfolger auf dem großfürstlichen Thron war Swatopolk, Isjaslaw's Sohn, ein Fürst, der alle Fehler schwacher Seelen und wenig Tugenden besaß. „Er war treulos, undankbar, argwöhnisch, hochmüthig im Glück und feigherzig im Unglück. Mit Eiden und Versprechungen spielte er nach Willkür, und obgleich äußerlich fromm und demüthig gegen Mönche, wälzte er sich dennoch in Lastern." Es wäre eine fruchtlose Arbeit, wollten wir das Trauergemälde seiner achtzehnjährigen Regierung in den einzelnen Zügen entrollen, den Kampf der Fürsten und ihrer Parteigenossen, die blutigen Vorgänge im Herrscherhaus, die verheerenden Einbrüche der Polowzer und die Wegführung gefesselter Gefangenen in fremde Knechtschaft, die mit Treubruch und Verrath verbundenen Fehden und Nachstellungen der Fürsten untereinander, welche Glauben und Treue vernichteten und dem Throne alles Ansehen raubten. Unterdessen

drangen die Feinde von allen Seiten über die Grenzen, zerstörten die Städte und die heiligen Orte und verwandelten die Saatfelder in Einöden. Rußland glich einem weiten Kriegslager. Es brachte dem Volke nur eine kurze Erholung daß sich die Fürsten endlich zu einem gemeinsamen Zug wider die räuberischen Polowzer vereinigten und nach einem entscheidenden Sieg in ihr Land eindringend
1109. durch die Wegführung von Heerden und Gefangenen Vergeltung für die erlittenen Drangsale übten; bald herrschte wieder die alte Zwietracht und führte die wilden Feinde von Neuem ins Land. Die Provinz Tmutaraken mußte ihnen abgetreten werden und ging dem Reiche auf viele Jahrhunderte verloren.

Wladimir II. Monomach. 1113—1125. Swatopolk's Tod gab in Kiew das Zeichen zu einer Verfolgung der Juden, die unter dem Schutze und der Beihülfe des geldgierigen Großfürsten das Volk durch Wuchergeschäfte, besonders im Salzhandel, gedrückt und geplagt hatten. Um der Anarchie und zunehmenden Gewaltthätigkeit zu steuern, suchte die Bürgerschaft der Hauptstadt den schon bejahrten Sohn von Wsewolod, Wladimir Monomach, der allein in diesen Wirren Kraft und Muth gezeigt hatte, zur Annahme der großfürstlichen Würde zu bewegen. Nach einigem Bedenken willfahrte er ihren Bitten. Nachdem er sich mit Swatopolks Söhnen abgefunden, traf er Maßregeln zur Erhaltung der Ordnung und der Einheit des Reichs. Seine erste Regierungshandlung war ein Gesetz gegen die Wucherzinsen und die Vertreibung der Juden aus dem Reiche. Darauf erneuerte er das Jaroslaw'sche Theilungssystem, indem er seinem Hause ausschließlich die großfürstliche Würde mit dem Senioratsrecht zuwandte. Denn nur auf diese Weise war nach seiner Ansicht die Zerstückelung Rußlands in verschiedene selbständige Theile zu vermeiden und die Reichseinheit wenigstens in der Idee festzuhalten. Das Glück begünstigte ihn in diesem Vorhaben: Drei der mächtigsten und kräftigsten Theilfürsten starben vor ihm; ihre jungen Erben wurden gezwungen, sich dem Willen des Oberhaupts zu fügen, oder ihrer Länder beraubt. So brachte Wladimir Monomach den größten Theil Rußlands, nämlich außer Kiew und Nowgorod noch Smolensk, Susdal, Perejaslawl und Wladimir in Wolhynien an sein Haus, so daß nur Tschernigow, Polozk und Tscherwen den andern Linien verblieben. Ueberhaupt war Wladimir Monomach einer der bedeutendsten Fürsten des mittelalterigen Rußlands, dessen Namen sich lange im Gedächtniß und in der Volkssage erhalten hat. Mit äußerlicher Frömmigkeit, die er durch Stiftung von Kirchen und Klöstern, durch fromme Schenkungen und Vermächtnisse und durch sein ehrerbietiges und demüthiges Betragen gegenüber der Geistlichkeit kund gab, verband er politischen Verstand und einen staatsklugen Geist, der im Alter lieber die Wege friedlicher Unterhandlung als die Waffen wählte. Von dem byzantinischen Hofe empfing er werthvolle Geschenke, Reliquien und Insignien der Herrschaft, welche er in der von ihm gegründeten neuen Stadt Wladimir aufbewahren ließ, in jener Stadt an der Kljesma, welche bald durch die Pracht

ihrer Kirchen und Häuser so sehr hervorragte, daß sie in der Folge der Sitz des Großfürsten und des Metropoliten ward.

Monomachs Nachfolger, sein ältester Sohn Mstislaw, setzte mit Klugheit und Glück die väterliche Politik fort. Auch er suchte die großfürstliche Würde in seiner Familie zu befestigen und ihr wieder die Obergewalt zu verschaffen. Zu dem Zweck hielt er seine Brüder und Neffen in strenger Unterwürfigkeit, beraubte die Fürstenfamilie von Polozk, die von jeher eine feindselige Haltung gegen Kiew eingenommen, ihrer Besitzungen und verlieh die Fürstenthümer Minsk und Polozk seinem Sohne Isjaslaw. Sämmtliche Glieder des entthronten Hauses wurden als Gefangene nach Konstantinopel gebracht. Aber die Polozker bewahrten ihnen ein treues Andenken, und als einige Jahre nachher einer der Gefangenen, Wassilko, wieder entkam, fand er bei ihnen eine freudige Aufnahme. Eine solche Politik konnte nur zum Ziele führen, wenn eine eiserne Hand das Scepter schwang und alle widerspenstigen Regungen mit Gewalt niederhielt. Als aber an Mstislaws Stelle sein schwacher Bruder Jaropolk den großfürstlichen Thron bestieg, brachen die alten Bürgerkriege wieder aus, indem die Fürsten von Tschernigow, die als Nachkommen von Swatoslaw Jaroslawitsch nähere Ansprüche an die Obergewalt zu haben vermeinten, sich gegen das Haus Wladimir Monomachs erhoben und aus frevelhaftem Ehrgeiz die wilden Polowzer gegen ihr eigenes Vaterland zu Hülfe riefen. Auch die Handelsrepublik Nowgorod, wo im Wettkampf mit Pskow der demokratische Geist immer weiter um sich griff, so daß die Bürger nicht selten ihren Fürsten als Ruriks Stamm selbst sich erkoren und bereits anfingen, den bisher von dem Großfürsten eingesetzten städtischen Obervogt (Posadnik) aus ihrer Mitte zu wählen, schloß sich an das Tschernigow'sche Haus an, ohne sich durch das Interdict schrecken zu lassen, das der Metropolit von Kiew, dem Beispiele der abendländischen Hierarchie folgend, zum erstenmal über die ungehorsame Stadt aussprach.

Mstislaw I. 1125—1132.

Jaropolk II. 1132—1139.

Die Tschernigower trugen den Sieg davon. Nach dem Tode Jaropolk's erlangte Wsewolod Olgowitsch die großfürstliche Würde in Kiew, die er aber fortwährend gegen das Haus Monomach mit den Waffen schützen mußte. „Seine Regierung ist daher ein fast unauflösbares Gewirr von Begebenheiten aller Art, wo der Geschichtschreiber den Leitfaden nur zu oft vermißt. Bündnisse und Befehdungen, Friede und Treubrüche, Austausch der Theilfürstenthümer unter sich, stets gesteigerte Ansprüche auf Vergrößerung und Erweiterung der Ländergebiete von Seiten der Theilfürsten, Trotz der mächtigen Fürsten und Intriguen der Schwachen, Ohnmacht des Großfürsten, Verwirrung in der Kirche, auswärtige Kriege bilden die Hauptzüge in diesem Trauergemälde." Die einzige erhebende Erscheinung ist die wachsende Macht und Freiheit Nowgorod's, welches um die Zeit mit den italienischen Handelsrepubliken den Vergleich auszuhalten vermochte. Wsewolod hatte seinen Bruder Igor

Wsewolod Olgowitsch 1139—1146.

zum Nachfolger bestimmt, und eine Zeitlang schien es auch, als könnte er sich in Kiew behaupten. Aber die Anhänger des Hauses Monomach erhielten wieder die Oberhand. Im Kampf wider die Gegner gerieth Igor in Gefan-
Isjaslaw II. Mstislawitsch 1146–1154. genschaft, und Mstislaw's Sohn Isjaslaw erlangte die väterliche Herrschaft. Seine Regierung war fast ein ununterbrochener Bürgerkrieg, der seit der
1148. Ermordung des gefangenen Igor an leidenschaftlicher Wuth und Rachsucht alle früheren übertraf. Bald mischten sich alle benachbarten Völker ein, die Polowzer, Halitscher, Ungarn und Polen, so daß Rußland in jener Zeit das traurige Bild eines in seinem Innern tiefzerrissenen Staatskörpers darbietet.

Dazu kam auch noch eine Spaltung unter der Geistlichkeit, als Isjaslaw eigenmächtig von sechs Landesbischöfen den Metropoliten Clemens wählen ließ, in welchem die Patriarchenpartei einen „reißenden Wolf" erblickte. Während dieser bürgerlichen Kämpfe wurde an der Stelle, wo der Hauptmann Stephan Kuschko erschlagen worden,
c. 1150. die Stadt Moskau angelegt, die bald von großer Bedeutung werden sollte, und in den Steppen am Don erwähnen um diese Zeit die Chronisten zum erstenmal die umherschweifenden Reiterstämme der Kosaken, welche wie die Polowzer gerne zu jedem Waffendienst bereit waren, der Geld und Beute verhieß.

Auflösung der Reichseinheit. Nach Isjaslaw's Tod trat eine vollständige Anarchie ein, während welcher die großfürstliche Würde innerhalb fünf Jahren fünfmal in andere Hände
Georg I. (Jurji) Dolgoruki 1155–57. überging und alles Ansehen verlor. Georg (Jurji) Wladimirowitsch, „Langhand" (Dolgoruki) genannt, der bedeutendste unter ihnen verlegte seine Residenz nach Wladimir und raubte dadurch dem Thron den letzten Schimmer von Macht und Autorität, den Tradition und Gewohnheit in den Augen der Menschen zu erzeugen pflegen. „Von der Zeit an brach das von Monomach aufgestellte System, eine Vereinigung der russischen Fürstenthümer in Ein Ganzes unter der Herrschaft des Großfürsten von Kiew, völlig zusammen. Der Begriff vom Recht der Nachkommen auf die erbliche Gewalt, auf unbegrenzte Selbständigkeit kam zur vollen Entwickelung, zerriß das Band der Theile und zertrennte Rußland unter der Familie des heil. Wladimir in eine Menge unabhängiger Fürstenthümer, von denen jedes eine besondere Welt bildete, ausschließlich Einer Familie angehörte, und unter deren Sprößlingen in neue, noch kleinere Fürstenthümer zerfiel."

Vom Tode Jurji's bis zum Einbruch der Mongolen herrschten vier Hauptlinien: 1) die Familie Isjaslaw's von Polozk, 2) die Familie Wolodar's von Peremyschl, 3) die Familie Swatoslaw's von Tschernigow, 4) die Familie Monomach's. Dazu kamen noch Spaltungen in der Kirche, so daß Rußland einer völligen Auflösung entgegen zu gehen in Gefahr stand. Kiew trat im Gegensatz zu dem aufblühenden Wladimir in tiefen Schatten. Bei dieser Zerrissenheit geriethen mehrere Fürstenthümer unter die Oberherrschaft benachbarter Slavenstämme. So die Familie Wseslaw's von Polozk und Minsk unter die heidnischen Litthauer, jenes wohlberittene Nomadenvolk slavischer Abstammung, das lange unter der Herrschaft der Großfürsten gestanden, jetzt aber über den durch die Theilungen geschwächten Nachbar die Oberhand erhielt. Die Territorien von Peremyschl, welche Wolodar's Sohn, der kluge und

streitbare Wladimirko über Halitsch und Wolhynien ausdehnte, fielen unter seinen Nachfolgern an Roman, jenen gewaltthätigen tyrannischen Fürsten aus Wladimir Monomach's Geschlecht, den wir oben als Gründer des Herzogthums Galizien kennen gelernt. Er nannte sich „Selbstherrscher von ganz Rußland." Nur die Nachkommen des Hauses Oleg von Tschernigow, die wieder in die Linien Severien, Rjäsan u. a. auseinandergingen, und Wladimir Monomach's, zu dem die Fürsten von Wolhynien, Smolensk, Susdal, Nowgorod u. a. gehörten, bewahrten ihre Unabhängigkeit.

Jurji's Sohn Andreas „der Bogoljubow'sche" von Susdal ging mit dem Gedanken um, die Großfürstenwürde wieder an sein Haus zu bringen, und sein weites Gebiet, das er durch glückliche Unternehmungen von Nowgorod bis an die Ufer der Kama ausdehnte, wo zu seiner Zeit die russische Colonie Wjatka gegründet ward, hätte ihm wohl die Macht dazu verliehen; aber sein früher Tod gab auch Susdal wieder neuen Theilungen preis. Doch galt der Fürst von Susdal noch lange als das Haupt des östlichen Rußland, daher ihm vorzugsweise der Rang eines „Großfürsten" gebührte. Unter seinen Nachfolgern erlangten die Nowgoroder solche Freiheiten, daß die ganze Staatsgewalt bei der Bürgergemeinde stand, welche in Volksversammlungen den Fürsten (Knäs), den Stadtvorsteher (Posadnik) und den Erzbischof (Wladyka) wählte, die gesetzgebende Gewalt übte und die Leiter der Verwaltung, des Gerichtswesens und der Kriegführung ihrer Controle unterwarf, zu welchem Zweck alljährlich ein „Tausendmann" aufgestellt ward, der wie ein altrömischer Volkstribun Hüter der Verfassung und Volksfreiheit sein sollte. So bildete Nowgorod eine Welt für sich, das keiner Linie des russischen Fürstenstammes ausschließlich angehörte. Der Feldzug des Fürsten Igor gegen die Polowzer, seine Gefangenschaft, seine Vermählung mit der Tochter des Chans und seine Rettung nach Nowgorod bilden den Inhalt einer reizenden historischen Dichtung, die auf Volkssagen beruhend von einem unbekannten Verfasser in phantasievoller Darstellung der Nachwelt überliefert ward.

Andreas I. † 1174.

Nowgorods Größe.

Das Gebiet des Fürstenthums Nowgorod war sehr ausgedehnt. „Im dreizehnten Jahrhundert bemächtigte sich Nowgorod des ganzen Landes zwischen dem weißen und dem Eismeere und bis zum uralischen Gebirge, empfing die Reichthümer des nördlichen Asiens und von den Ufern des Ob, wo es bereits feste Ansiedelungen hatte, stand in engem Bündniß mit den Bulgaren, welche seinen Kaufleuten die Schätze Persiens lieferten, sandte Schiffe ins baltische Meer, baute russische Kirchen auf der Insel Gothland, und seine Truppen drangen bis Stockholm." Welche bedeutende Stellung es im Hansabund einnahm, haben wir früher gesehen. Auch Pskow war bis ins vierzehnte Jahrhundert abhängig von der mächtigen Republik, strebte aber schon um diese Zeit nach selbständiger Stellung.

So war zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das russische Reich in zehn von einander unabhängige Fürstenthümer getheilt, als ein furchtbarer Feind von Südosten her mit gewaltigen Schlägen an die Pforten pochte und die geschwächte Nation unter ein eisernes Joch beugte. Ein Reich, dessen Areal-

Zustand beim Einbruch der Mongolen.

fläche 40,000 deutsche Meilen betragen haben mochte, hätte gegen die Mongolenfluth einen unüberwindlichen Damm bilden können, wäre nicht die nationale Kraft und das Stammesgefühl durch die Theilungen und die daraus hervorgehenden Bürgerkriege gebrochen gewesen, hätten nicht die Gewaltherrschaften einzelner Fürsten, die Einbrüche feindlicher Nachbarvölker, die leidenschaftlichen Fehden der fürstlichen Geschlechter und ihrer Anhänger den vaterländischen Sinn abgestumpft, die Gemüther verwildert, das Bewußtsein gemeinschaftlicher Interessen und staatlicher Zusammengehörigkeit verdunkelt! Aber wie schwer auch das Joch war, welches das streitbare Hirtenvolk vom Kaptschak den Fürsten aus Ruriks Stamm auflegte, die slavische Nationalität des russischen Volkes wurde von der Fremdherrschaft nicht zerstört. Trotz der Zerstückelung des Reichs und der endlosen Bürgerkriege waren doch noch sämmtliche Theile Rußlands durch starke Bande zu Einem Ganzen, zu einer in sich verbundenen Welt vereinigt. „In allen Bewohnern sprach sich Ein Typus aus, sie redeten Eine Sprache, bekannten sich zu Einem Glauben, standen unter der Herrschaft Eines Hauses, hatten gleiche innere Einrichtung, einerlei Ansicht der Dinge, einerlei Tugenden und Fehler."

3. Die mongolische Fremdherrschaft.

Die goldene Horde von Sarai im Kiptschak. Wir haben im VII. Bd. dieses Werks S. 374 ff. jene asiatische Völkerfluth kennen gelernt, womit Dschenchischan und seine Söhne und Enkel die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres überschwemmten, und immer weiter gen Westen strebend in den Feldern von Mohi die Ungarn, und bei Liegnitz die polnischen Fürsten von Schlesien in den Staub warfen. Schon Dschenchischan
1224. hatte die Polowzen und die Fürsten von Kiew und Tschernigow an der Kalka, in der Nähe des heutigen Marinpol aufs Haupt geschlagen und die fliehenden
1227. Schaaren bis an den Dniepr verfolgt. Drei Jahre nachher wurde er weit in den Tiefen der Tatarei vom Tode abgerufen; aber sein Enkel Batu erschien
1237. zehn Jahre später mit unendlichen Schaaren wilden Steppenvolkes an der Kama und Wolga, vernichtete die russischen Heere des Großfürsten Georg (Jurji) und zerstörte seine Städte Riäsan, Komna, Moskau und die feste Hauptstadt Wladimir. Es wurde früher erzählt (VII, 381), daß zwei Jahre
1239. nachher die Polowzer zersprengt und zur Auswanderung nach Ungarn gezwungen, die Städte Tschernigow und Kiew nach heldenmüthiger Vertheidigung erstürmt und Wolhynien, Galizien, die polnischen und ungarischen Länder mit Feuer und Schwert verheert worden. Kaminiez, Halicz, Peremyschl und andere Orte wurden zerstört, viele edle Geschlechter ausgerottet. Die Fürsten retteten nach schwachem Widerstand ihr Leben durch die Flucht, ihre Unterthanen bargen sich in den Wäldern oder fielen auf den rauchenden Trümmern der Städte und Dörfer durch das Schwert der Barbaren. Wir kennen die

Umstände, welche Batu endlich zum Abzug aus Ungarn und Schlesien bewogen 1241. (VII, 382 ff.); aber die „goldene Horde", mit Völkern tatarischen Stammes gemischt, gründete in den weiten Steppen von Astrachan und Saratow das Reich des Kiptschak oder Kaptschak, das von den Ufern des Dniestr bis zum Ural, vom schwarzen und kaspischen Meer bis zur Mündung der Kama und den Quellen des Choper reichte. An der Achtuba erhob sich die Steppenstadt Sarai, von wo aus die Nachfolger Batu's, die Khane der goldenen Horde des Kiptschak, über zwei Jahrhunderte lang das russische Volk in harter Botmäßigkeit hielten und die Fürsten aus Ruriks Geschlecht zu Zins- und Kriegspflicht zwangen. Der Khan von Sarai ernannte nach freiem Ermessen den Großfürsten und die Theilfürsten Rußlands; er verlangte, daß der Gewählte vor ihm erscheine, mit der Stirne den Boden berührte und mit Geschenken an ihn und seine Höflinge sich für die Gnade bedankte; er forderte, daß jeder ihm als seinem höchsten Richter zu Recht stehe, jeder ihm Tribut zahle, wenn er nicht sein Herrscheramt oder sein Leben verlieren wollte. Und dieser Tribut war um so drückender, als ihn der Khan durch eigene Amtleute, Baskaken, nach der Kopfzahl der Bevölkerung erheben ließ oder auch den Ertrag an fremde Kaufleute und Zöllner verpachtete, die dann die Abgabe noch durch wucherische Kunstgriffe steigerten. Von allen Erzeugnissen der landwirthschaftlichen und städtischen Industrie wurde unter verschiedenen Formen Zoll erhoben, von der Zufuhr, von der Niederlage, vom Wägen und Messen, vom Kauf und Verkauf; alles Eigenthum und Einkommen, Haus und Hof, Bude, Fischfang und Mühlen wurden zur Besteuerung beigezogen; an allen Thoren und Brücken waren Zollstätten errichtet. Wer einer Veruntreuung oder Umgehung beschuldigt war, wurde mit Folter oder Schuldhaft bestraft. Der Generaleinnehmer dieses Tributs, unter dessen Oberbefehl zugleich die im Lande vertheilten Besatzungstruppen standen, wohnte zu Wladimir im Palaste des Großfürsten. Doch enthielten sich die Khane jedes Eingriffes in die inneren Einrichtungen der Staaten, in die Verwaltung, Rechtspflege und Kirche; das Verhältniß der Fürsten zu ihren Unterthanen wurde nicht gestört, auch wichen die Mongolenherrscher bei Besetzung der großfürstlichen Würde wie der Theilfürstenthümer nicht von Ruriks Stamm ab. Nur wenn Einer den Versuch machte, sich dem Joche zu entziehen, wie Andreas, der Sohn des von Batu zum Großfürsten in Wladimir eingesetzten Jaroslaw Wsewolodowitsch, dann wurden die Zügel strammer angezogen und der Ungehorsame mußte Rettung in der Flucht suchen. Wer sich dagegen gefügig und dienstfertig zeigte, öfters mit Geschenken am Hofe des Khan sich einfand, der konnte ungehindert sein Herrscheramt verwalten und selbst seine Waffen gegen feindliche Nachbarn kehren. Dies erfuhr ein anderer Sohn von Jaroslaw, der gefeierte Alexander. Da er den Mongolen Treue und Hingebung erwies und die Zinserhebung nicht hinderte, ernannte ihn Batu zum Großfürsten und legte ihm keine Schwierigkeiten in

Die Jahre der Knechtschaft.

Jaroslaw II. † 1247.

Alexander Newski 1252—1263.

den Weg, als er seine Waffen gegen die Schweden und die Schwertritter in Livland kehrte und an der Newa einen glänzenden Sieg erfocht, der ihm den Namen Newski eintrug und Nowgorod und Pskow von ihren heftigsten Feinden befreite.

Zerrüttung des Reichs und Zwietracht der Fürsten. Alexanders früher Hingang wurde um so mehr in Rußland von Mit- und Nachwelt betrauert, als unter seinen Nachfolgern durch Zwietracht und Kämpfe im Herrscherhaus das Reich an den Rand des Untergangs geführt ward. Im Streben nach der großfürstlichen Würde zerstörten die Ruriker ihr Ansehen und die Wohlfahrt des Landes. „Einer nach dem andern erschien bei der Horde, verleumdete seinen Nebenbuhler, rief den Urtheilsspruch des Khan an und miethete Schaaren von Mongolen, mit deren Hülfe sie einander verjagten. Diese verderbliche Verblendung der Fürsten dauerte über ein halbes Jahrhundert."

Jaroslaw 1264—72. Wasili Jaroslawitsch 1272—76. Dimitri 1276—94. Andreij 1294—1304. Michael Jaroslawitsch 1304—19. Jurji Danilowitsch 1319—25.

Unter Alexanders Brüdern und Söhnen Jaroslaw, Wasili, Dimitri, Andreij war Rußland den gräßlichsten Parteikämpfen im Innern und den Feindseligkeiten der Mongolen preisgegeben, welche jene wider einander zu Hülfe riefen. Darüber erbleichte jedes Erb- und Successionsrecht des Rurikschen Hauses und die Großfürstenwürde wurde gänzlich der Verfügung des Machthabers an der Wolga anheimgestellt. Man stützte sich nicht mehr auf das Recht, sondern allein auf die Gnade des Khans der goldenen Horde. „Dem Volk blieb nichts übrig, als zu dulden und für die verblendeten Fürsten sein Blut zu vergießen." Michael Jaroslawitsch von Twer und Jurji Danilowitsch von Moskau, jener der Neffe, dieser der Enkel Alexanders, stritten um die großfürstliche Ehre und riefen beide die Entscheidung des Khan Usbek an. Michael wurde anerkannt; aber Georg nahm die Tochter des Mongolenfürsten in die Ehe, erlangte Hülfsmannschaft aus der Horde und bekriegte damit den Nebenbuhler. Er wurde besiegt und seine mongolische Gemahlin starb in der Gefangenschaft Michaels. Dies benutzte Georg, um durch Verleumdungen den Zorn des Khan zu reizen. Michael wurde nach der Horde berufen und ermordet, worauf Georg von Moskau die erste Fürstenstelle erhielt. Allein Michaels Sohn Dimitri machte ihm die Ehre streitig: beide riefen die Entscheidung Usbeks an. Doch noch ehe der Spruch gefällt war, durchstieß Dimitri bei einer Zusammenkunft den verhaßten Verwandten und wurde dann auf Befehl des Khans getödtet. Michaels zweiter Sohn Alexander sah sich nach kurzer Herrschaft in Twer zur Flucht nach Litthauen genöthigt, während Johannes Kalita von Moskau durch die Gunst des Mongolenhäuptlings zum Großfürsten ernannt wurde. Vergebens suchte einige Jahre nachher Alexander die väterliche Herrschaft in Twer wieder zu erlangen; er wurde besiegt und nebst seinem Sohn in der Horde hingerichtet. Johannes (Iwan) behauptete sich durch die Gunst des Khan auf dem großfürstlichen Thron und war bemüht, Moskau durch Paläste und Kirchen zu einem würdigen Herrschersitz zu machen. Er legte den Grund zu der festen Burg, der er den tatarischen Namen Kreml (Festung) gab, und begünstigte die Ansiedelung vieler Bojaren in der Stadt.

Das Mongolenjoch. Als Johann Kalita in der goldenen Horde den Herrscherstab empfing, hatte die Knechtschaft durch die Zwietracht im Hause Wladimir Monomachs den höchsten Grad erreicht. Die mohammedanischen Khane von Sarai, insbesondere der kluge und gewaltthätige Usbek, hielten diesen Geist der Zwietracht

lebendig, indem sie keiner Familie ausschließlich den Vorzug gaben, den Großfürsten bald aus dieser, bald aus jener ernannten und keinen zu Kraft kommen ließen. „Alle Fürsten waren gleich, jeder konnte auf die großfürstliche Würde hoffen, und wie diese ehrenvoller, zum mindesten einträglicher wurde, und es nur möglich war, sie durch die Willfährigkeit des Khans zu erlangen, so eilten bei jeder Erledigung des Throns alle zur Horde, beugten sich vor dem Oberherrn, suchten seine Verwandtschaft, beschenkten seine Frauen, seine Mursas, und kehrten als unversöhnliche Feinde zurück." Usbek ließ die Vasallenfürsten den Kelch der Demüthigung auf die Neige leeren. „Seine Baskaken zogen die Nachkommen Monomachs vor Gericht, vernahmen ihre Rechtfertigung und entschieden über die Streitigkeiten der Fürsten als oberste Richter. Das Volk zahlte einen schweren Tribut: Steuereinnehmer und Zollbeamte durchzogen das Land, erhoben die Abgaben mit beispielloser Tyrannei, nöthigten die Säumigen durch Qualen zur Zahlung oder schleppten sie in die Sklaverei. Das Volk gewöhnte sich an die Knechtschaft, schweigend versank es in Rohheit und betrachtete in abergläubischem Schrecken seine Unterdrückung wie ein von der Vorsehung bestimmtes Geschick."

4. Das Großfürstenthum Moskau.

Da ging inmitten des allgemeinen Elends in Moskau ein Stern der Hoffnung auf. Johann Kalita, der Enkel Alexander Newski's, verfolgte eine Politik, welche allein zur Abwerfung des fremden Joches führen konnte. Indem er sich durch äußerliche Devotion, durch Geschenke und Huldigungen die Gunst des Khan zu gewinnen wußte, benutzte er seine Stellung als „Großfürst von ganz Rußland" und als Statthalter des Mongolenherrschers in Nowgorod und Wladimir, um die großfürstliche Würde in seiner Familie zu befestigen und sein Fürstenthum Moskau durch Erwerbung neuer Gebiete und Städte zu vergrößern. Niemand war eifriger im Dienste des Gewaltherrschers von Sarai als Johann Danielowitsch; er ließ durch seine Bojaren mit der größten Beflissenheit die Steuern und Abgaben für die Horde eintreiben, aber zugleich füllte er die eigene Kasse, erwarb Städte und Dörfer und verlieh seiner Residenz Moskau solches Ansehen, daß sie allgemein als die Hauptstadt Rußlands angesehen ward, besonders seitdem auch der Metropolite seinen Sitz dahin verlegte. Die Gunst des Khan für Johann Kalita verschaffte seinem Sohne Simeon den väterlichen Rang gegen die beiden ältern Mitbewerber, die freilich ihren Gesuchen nicht so kräftigen Nachdruck mit Gold zu geben vermochten, als der reiche Fürst von Moskau. Simeon folgte ganz der Politik des Vaters; er zeigte dem Khan Usbek und dessen Nachfolger Tschanibek die größte Unterwürfigkeit, wußte aber zugleich sein Ansehen gegenüber den Theil-

Johann Kalita 1328—40.

Simeon Johannowitsch 1340—53.

fürsten zu sichern, so daß er in der Geschichte den Beinamen „der Stolze" führt. Als Simeon vom schwarzen Tod hingerafft wurde, folgte sein jüngerer Bruder Johann; und obgleich dieser weniger bedeutend war, als die beiden Vorgänger, so gelang es doch den Freunden des Hauses und den Bemühungen des Metropoliten, ihn in der ersten Würde zu erhalten. Und so sehr galt Moskau schon allgemein als die Hauptstadt Rußlands, daß nach kurzer Unterbrechung Johanns unmündiger Sohn Dimitri zum „Großfürsten von ganz Rußland" erhoben ward. Dieser war der würdige Nachfolger des Großvaters. Er nöthigte die Theilfürsten, ihn als Oberherrn anzuerkennen, und als der Fürst von Twer, im Vertrauen auf die Hülfe der Litthauer, sich ihm mit den Waffen widersetzte, erlitt er von dem Moskowiten so heftige Schläge, daß er sich zur Unterwerfung gezwungen sah. Auch der trotzige Fürst von Rjäsan mußte sich fügen.

Johann II. Iwanowitsch 1353—59.

Dimitri Iwanowitsch der Donische 1362—89.

Mit Eifersucht blickte man in der Horde auf dieses eigenmächtige Vorgehen Dimitri's, doch dieser wußte durch Demuth und Unterwürfigkeit die Wolken immer wieder zu zerstreuen. Endlich glaubte er den Zeitpunkt gekommen, sich der tyrannischen Zwingherrschaft zu entziehen. In der Horde waren große Zerrüttungen und Spaltungen ausgebrochen; jeder Thronwechsel war von blutigen Scenen begleitet; Vater- und Verwandtenmord befleckte das Haus Usbeks. Im Vertrauen auf diese inneren Schäden bot Dimitri alles Volk und alle Theilfürsten des östlichen Rußland zum Kampfe auf; nur wenige entzogen sich dem Rufe, denn die Tyrannei der Tataren lastete zu schwer auf der ganzen Nation. Nur Oleg von Rjäsan verließ das Vaterland in der Noth. Das kühne Wagniß sollte nicht zu Schanden werden. In einer furchtbaren Schlacht auf der kulikow'schen Ebene am oberen Don im Gouvernement Tula wurden die Mongolen unter Dimitri's Führung besiegt; Mamai, der kraftvolle Gebieter der Horde, suchte Rettung in der Flucht; die Trümmer seines Heeres wurden zersprengt, er selbst starb in Kaffa durch die Genuesen. Es war ein glänzender Sieg, der dem Großfürsten mit Recht den Namen des Don'schen eintrug. Und dennoch waren die Anstrengungen erfolglos für das Schicksal Rußlands.

Sieg über die Mongolen auf dem kulikow'schen Feld. 1380.

8. Sept. 1380.

Wir werden später die blutigen Wege kennen lernen, auf welchen Timur der Mongole einherschritt, um das verfallene Reich des Dschenchischan wieder aufzurichten. Er setzte den Toktamisch, seinen Waffengefährten, zum Herrscher über die goldene Horde ein und stellte die Macht und Einheit des Nomadenstaats im Kiptschak wieder her. Dieser forderte drohend den alten Tribut, und der Großfürst, dessen Kräfte in der Feldschlacht am Don erschöpft worden waren, mußte gehorchen, als der Wüstenherrscher mit zahllosen Mongolenschaaren vor Moskau erschien und die Stadt den Flammen zu übergeben drohte. Fürst und Volk mußten noch länger das Joch der Knechtschaft tragen; aber der Donische Sieg hatte die Russen wieder mit Selbstvertrauen erfüllt;

Die Zinspflicht verlängert.

1382.

der Ruhm der Unbesiegbarkeit war von der Mongolenhorde gewichen und mit dem Fürstenhaus von Moskau war fortan der hoffnungsvolle Gedanke an Freiheit und Erlösung verknüpft. Die Errichtung eines großen einheitlichen Moskowitenreichs schwebte dem Donischen Dimitri und seinen Nachfolgern als Thatenziel vor. Alle Theilfürsten fügten sich dem Sieger; nur Nowgorod pochte auf seine Macht und Unabhängigkeit; als aber der Moskowiter die Stadt mit einem Belagerungsheer einschloß, sahen sich die stolzen Bürger genöthigt, ihn als Oberherrn anzuerkennen und einen jährlichen Tribut in den großfürstlichen Schatz zu entrichten. Den größten Dienst aber erwies Dimitri seinem Vaterlande dadurch, daß er die ersten Schritte zur Begründung eines Thronfolgegesetzes that. Er bewog seinen Vetter Wladimir, den tapfern Helden, der zu dem kulikow'schen Sieg am meisten beigetragen, der großfürstlichen Gewalt, auf welche er als der älteste gegründete Ansprüche hatte, zu Gunsten des Neffen zu entsagen, so daß bei des Vaters Tod der erstgeborne unter seinen Söhnen Wasilij Dimitrijewitsch den großfürstlichen Stuhl Wasilij Dimitrijewitsch
in Moskau bestieg und im Geiste seines Vaters und treu der Politik des Hauses 1389—1425.
Kalita die Regierung fortführte.

Diese Politik ging dahin, „alle Kräfte Rußlands in dem Staate von Moskau zu vereinigen, diesen vor Litthauen zu retten, den Händen der Mongolen die Herrschaft zu entreißen und das neue Recht der Thronfolge, welches allein dem Theilungssystem den Todesstoß geben konnte, zu befestigen." Diese Pläne wurden von Wasilij mit großer Klugheit und Umsicht durchgeführt. Um die Theilfürsten und das stolze Nowgorod in Unterwürfigkeit zu halten, strebte er nach dem Vertrauen der goldenen Horde, zu welchem Zweck er mehrmals dem Khan in Sarai seine persönliche Aufwartung machte und Huldigungen und Geschenke darbrachte. So gelang es ihm die Fürstenthümer Wladimir, Rostow, Susdal, Nishegorod und Murom nach und nach mit dem moskowitischen Reich zu vereinigen. Fast noch größere Gefahr als von den Mongolen drohte damals der Unabhängigkeit Rußlands von Litthauen. Wir kennen die hochfliegenden Pläne des gewaltigen Großfürsten Witold, der seine gierigen Blicke sogar auf Pskow und Nowgorod gerichtet hielt. Wasilij suchte mehr durch freundschaftliche Verträge und kluge Unterhandlungen als durch das zweifelhafte Glück der Waffen den mächtigen Nachbar von weiteren Eroberungen abzuhalten. Er führte dessen Tochter Sophia als Gemahlin heim und gab zu, daß sich Witold in den Besitz von Smolensk setzte; desto sorgfältiger wahrte er die übrigen Lande und scheute selbst den Krieg nicht Mit derselben Klugheit benahm er sich gegen die Mongolen, deren Kraft überhaupt seit dem Eindringen Timur's in die Horde und seit dem energischen Vorgehen des Litthauers erschüttert worden war. Um nicht durch offenen Ungehorsam ihren Zorn zu reizen, brach er das alte Tributverhältniß nicht ganz ab, aber seine Gaben wurden immer kärglicher, und bei persönlichen Begegnungen unterließ er es, mit der Stirn die Erde zu berühren. Bei Gelegenheit eines Einfalls der Mongolenschaaren Timur's ließ er das wunderthätige Marienbild, angeblich ein Werk des Evangelisten Lucas, feierlich von Wladimir nach Moskau bringen, wo es noch jetzt als das Palladium des 1395.
Reichs verehrt wird. Und wenn auch die wilden Kriegshaufen der mohammedanischen Barbaren wiederholt das Land durchstreiften und manche Städte, wie Kasan und Nischnei-Nowgorod von ihren Schlägen hart betroffen wurden; so hatte doch das

Moskowiterreich am Ende seiner Regierung bereits solche Stärke und Festigkeit erlangt, daß selbst die Regierung seines schwachen Sohnes Wasilij II., so viele Anfechtungen und Unfälle dieselbe auch erfuhr, die Einheit nicht mehr zu zerstören vermochte und daß die Idee des gesetzmäßigen Rechts der Erstgeburt in absteigender Linie allgemein zur Geltung kam.

Wasilij Wasiljewitsch der Finstere 1425—62.

Reformen im Moskowiterreich.

Ueberhaupt traten unter dem ersten Wasilij viele wichtige Reformen und Aenderungen ein, so daß Rußland mehr und mehr dem übrigen christlichen Abendlande sich näherte. „Die alte Zeitrechnung, die Jahre von Erschaffung der Welt und vom Märzmonat an zu zählen, wurde vermuthlich auf den Rath des Metropoliten Cyprian abgeschafft und der Julianische Kalender eingeführt; eigene Familiennamen statt der sonstigen Beinamen oder alter slavischer Namen kamen unter den vornehmeren Bürgern auf, und der Glanz ihrer Familie suchte sich von Geschlecht zu Geschlecht zu erhalten und zu verbreiten; das alte Ledergeld wurde abgeschafft und dafür das Metallgeld eingeführt; die bürgerlichen Rechte und moralischen Obliegenheiten wurden durch eigene Edikte des Großfürsten und Sendschreiben des Metropoliten näher bestimmt und geordnet; die Städte wurden mit Ringmauern und Graben zum Schutz und Trutz umgeben; im Kriegswesen wurde nach dem erfundenen Gebrauche des Schießpulvers ein ganz neues Exercitium eingeführt; endlich wurden manche Künste geweckt und geübt, von denen die Russen früher kaum eine Ahnung hatten." Als der Metropolit Isidor, welcher den Unionsvertrag von Florenz unterzeichnet hatte, in Moskau Aenderungen mit der Liturgie vornahm, wurde er der Irrlehre angeklagt und in Klosterhaft gebracht. Er entfloh nach Rom, wo ihn Papst Eugenius mit dem Cardinalshut lohnte.

Iwan Wasiljewitsch 1462—1505.

Unterwerfung der Theilfürsten.

Als Johann (Iwan) Wasiljewitsch die großfürstliche Würde von Moskau erhielt, bestanden noch vier Theilfürstenthümer, in Twer, Rjäsan, Nowgorod und Pskow. Aber in seiner Hand lag die ganze politische Gewalt; die Theilfürsten waren oder wurden seine Vasallen; sie mußten im Kriege ihre Mannschaften unter seine Fahne stellen; nur mit seinem Wissen durften sie Fehden führen oder mit der Horde und mit Litthauen Verbindungen unterhalten. Mit Recht konnte er sich „Herr von Rußland" nennen. Die Nowgoroder ehrten ihn als „Beschützer" mit Tribut und Geschenken, dafür verpflichtete er sich, ihre Selbständigkeit in Verwaltung und Gericht nicht anzutasten und die Integrität ihres Gebietes zu wahren. Das Theilungssystem war somit schon in seinen Wurzeln erschüttert; wie die Feudalherrschaft im Abendlande mußte es der monarchischen Alleinherrschaft erliegen. Im Gegensatze zu dem „Großfürsten von Rußland", der mit feierlichem Pomp in der Kathedrale von Wladimir zu seiner Würde eingeweiht wurde, traten fast alle Nachkommen des heil. Wladimir nach und nach in die Klasse von Unterthanen, sie führten den fürstlichen Titel fort aber ohne die fürstlichen Rechte, und nahmen unter den Bojaren und Wojewoden den ersten Rang ein. Bei den meisten geschah die Unterwerfung vertragsweise und freiwillig; einige, welche mit der Horde verrätherische Verbindungen angeknüpft, wurden mit den Waffen besiegt und endeten entweder im Gefängniß oder als Flüchtlinge in der Fremde. Der Fürst von Rjäsan rettete einen Schatten von Herrscherrecht nur durch die unbedingte Hingabe an den Moskowiter.

Bald schlug auch den Nowgorodern die letzte Stunde. Mit Glück hatten die staatsklugen Handelsherren die gegenseitige Eifersucht der Großfürsten von Litthauen und Rußland benutzt, um ihre Freiheiten und Rechte zu wahren, so daß die Hoheit des Staats wesentlich in der Volksversammlung und dem Posadnik oder Bürgermeister ruhte; die Abgaben an den Fürsten, den sie durch freie Wahl aus dem Hause Rurik's erkoren, waren Gaben, die sie selbst festsetzten. Auch Iwan begnügte sich Anfangs, wie wir gesehen, mit einer beschränkten Herrschaft; doch brachte er mit der Zeit die oberrichterliche Gewalt an sich und benutzte den dadurch erlangten Einfluß zur Bildung einer russischen Partei. Er kam bald zum Ziel. Die reichen Kaufherren führten das Regiment mit aristokratischem Uebermuth und verletzten häufig die untere Bürgerschaft durch Stolz und Verachtung; diese wurde daher leicht für die russische Herrschaft gewonnen. Bald gab sich eine Spaltung kund: es hieß, die Nowgoroder wollten sich ganz und gar von Moskau losreißen und unter dem Schutze der Litthauer und der Hanseaten ein republikanisches Gemeinwesen gründen. Aber Litthauen war seit dem Tode Witold's von seiner Macht heruntergestiegen; Kasimir II. war für Iwan kein furchtbarer Gegner mehr. Er rückte daher rasch mit Heeresmacht in das Gebiet von Nowgorod ein, schlug und zersprengte die städtische Kriegsmacht an den Ufern der Schelon und ließ die Häupter der Gegenpartei enthaupten oder in das Innere seines Reiches abführen. Unter dem Einfluß des Schreckens über diese Strenge fand er Zeit in den nächsten Jahren seine Partei zu stärken, so daß endlich die von seinen Anhängern beherrschte Volksversammlung ihm die freiwillige Unterwerfung der Stadt anbot. Vergebens widerstrebten die angeseheneren und reicheren Bürger dem ehrlosen Beschluß und erklärten mit patriotischem Muthe, die Freiheit und Rechte ihrer Vaterstadt mit den Waffen schirmen zu wollen; als Iwan die Stadt mit einem Belagerungsheer einschloß und durch Hunger bedrängte, erlangten die russischen Parteigänger, an ihrer Spitze der Erzbischof Theophil, die Oberhand. „Nowgorod unterwarf sich unbedingt. Die Volksversammlung wurde aufgehoben, die Benennung des Bürgermeisters (Posadnik) verändert und die alten Formen des Gerichtswesens und der Steuererhebung, welche an die Selbständigkeit der inneren Verwaltung erinnerten, machten neuen Formen im Geiste der Alleinherrschaft Platz." Fürst Obolinski Striga führte als Iwan's Stellvertreter das Regiment in der gedemüthigten Stadt und förderte die Politik seines staatsklugen Gebieters. Alle Bojaren und Kaufherren, auf deren Treue und Hingebung nicht zu rechnen war, wurden theils in Haft gebracht, theils mit ihren Familien in fernen Provinzen angesiedelt, ihre Güter wurden eingezogen und an moskowitische Beamten und Anhänger vertheilt. Ebenso wurden fünfzig einflußreiche Mitglieder der Hansa-Innung, die der russischen Gewaltherrschaft am standhaftesten widerstrebte, ins Gefängniß geworfen, wo sie größtentheils starben. Ihr Vermögen wurde eingezogen, ihre Buden, Kauf-

Nowgorod bezwungen. — 1471. — 1477. — 15. Jan. 1478.

höfe, Capellen geschlossen. Nowgorod verlor Alles, was ihm Kraft gegeben, seine Reichthümer vermehrt, den Geist der Unabhängigkeit erhalten hatte, und unterschied sich bald durch Nichts mehr vor den übrigen Städten. Pskow rettete noch einen Schatten von Selbständigkeit durch demüthige Unterwerfung unter die Machtgebote Moskau's.

Zerrüttung in der goldenen Horde. Dieselbe staatskluge Taktik, die Iwan bei der Unterdrückung des Theilungssystems und des Nowgoroder Freistaats bewiesen, bewährte er auch in der Befreiung Rußlands von dem Joche der Mongolen. Er hatte an dem Beispiel seines Vorgängers Demetrius Donskoi ersehen, daß die goldene Horde nicht durch eine siegreiche Feldschlacht zu überwinden sei, weil die Verluste leicht durch Zuzüge von Osten her wieder ausgeglichen werden konnten, sondern daß man die seit den Tagen Timur's herrschend gewordene innere Zwietracht und Zerrüttung nähren und dadurch die Wurzeln ihrer Kraft und ihres nationalen Ungestüms untergraben müsse. Seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts kämpften zwei mächtige Geschlechtshäupter um den Thron von Sarai, Timur Kutlui, ein Waffengefährte des Großkhans Timur, und Toktamisch, der alte Herrscher des Kiptschak. Beide stärkten sich durch Bundesgenossen, jener durch Edigei, den Khan der nogaischen Horde am Ural, dieser durch den Litthauerfürsten Witold. Witold erlitt eine schwere Niederlage an der Worskla, worauf Timur's Geschlecht sich in der Herrschaft des Kiptschak befestigte. Aber die Timuriden konnten nicht verhindern, daß die Nachkommen Toktamisch's nach vielen Kämpfen und Kriegsgräueln sich in den südlichen und westlichen Landschaften behaupteten und in der Krim und in Kasan eigene Reiche gründeten. Hadschi Ghirei, der Ahnherr der Krim'schen Khane, welche bis zur Zeit Katharina's II. in Taurien herrschten, nährte einen tiefen Haß gegen die Timuriden, die Herren der großen Horde in Sarai, ein Haß, der sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte. Eine ähnliche feindselige Stellung behauptete Ulu Machmet, der, von den Timuriden vertrieben, an der Kama neben der alten halbverfallenen Stadt Kasan eine hochgelegene Veste baute und seine Herrschaft über die umwohnenden Stämme der Tataren, Bulgaren und Tscheremissen aufrichtete. Sein Sohn Mamutjak legte sich den Titel Zaar oder König von Kasan bei. So war Batu's Reich aufgelöst, die Stärke der goldenen Horde gebrochen.

Iwan bricht das Mongolenjoch. Dennoch vermied es Iwan im Anfang seiner Regierung, durch eine feindselige Haltung den Zorn Achmets, des Khan der großen Horde, zu reizen. Er zahlte den Tribut fort, nahm die Gesandten ehrenvoll auf und schickte Geschenke nach dem Steppenlager. Erst nachdem er sich durch einen Waffenbund
1473. der Treue und Kriegshülfe des Khan der Krim, Mengli Ghirei, versichert, traf er Anstalten zur Abschüttelung der Fremdherrschaft. Er nöthigte die Gesandten des Khan, sein Reich zu verlassen, hielt den Tribut zurück, und zog, als Achmet im Bunde mii Litthauen den Krieg wider Rußland begann, mit

seiner ganzen Streitmacht ins Feld. Aber auch jetzt noch wich er einer Entscheidungsschlacht aus. Wochenlang standen die Heere an der Ugra einander gegenüber. Allein während der kluge Großfürst den Feind durch Unterhandlungen und Friedensvorschläge hinhielt und lähmte, rückte sein Feldhauptmann Nosdrowaty, unterstützt von dem Krim'schen Tatarenkhan, in das von Streitern 1480.
entblößte Gebiet der großen Horde ein, zerstörte Sarai und führte Gefangene und Beute weg. Eilends kehrte Achmet nach der Wolga zurück. Aber seine Herrschaft neigte dem Ende zu. Ein abtrünniger Nomadenfürst am Ural erhob die Waffen wider ihn; von allen Seiten bedrängt, floh Achmet südwärts in das Steppenland am Asow'schen Meer, fand aber dort bald ein gewaltsames Ende. Seine Söhne schweiften mit ihren Nomadenstämmen noch lange 1481.
am Don und Dnjepr umher, mit den Krim'schen Tataren in unaufhörlichen Kämpfen ihre Kräfte messend, aber der Titel „Herrscher von Rußland", den sie mit eitler Prahlerei noch fortführten, hatte nun keine Bedeutung mehr. Das Moskowitenreich war frei von der zweihundertjährigen Knechtschaft und Schmach. Drei Jahre vor Iwan's Tod wurde der letzte Khan von Kiptschak 1502.
von seinen feindlichen Stammesgenossen in der Krim auf's Haupt geschlagen und zur Flucht nach Litthauen gezwungen, wo er im Kerker zu Kowno seinen Tod fand. Mittlerweile war auch das Königreich Kasan, wo ein Thronstreit zwischen zwei Brüdern dem Moskowiter Gelegenheit zur Einmischung gab, in Abhängigkeit gerathen. Der durch den russischen Wojewoden Cholmski eingesetzte „Zaar von Kasan", Machmet Amin, mußte den Großfürsten von Moskau als seinen Herrn anerkennen und ihm Tribut entrichten. *Kasan in Abhängigkeit gebracht.*

Und schon war der Blick des staatsklugen Mannes auch nach Westen gerichtet. Er wußte, daß in Litthauen, in Wolhynien und Kiew die polnische Herrschaft viele Gegner hatte. In den Städten, die früher zu Rußland gehört hatten, lebten noch alte Erinnerungen und Sympathien, besonders unter der griechisch-katholischen Bevölkerung, die von den Romanisten als Schismatiker gehaßt und bedrückt wurde. Iwan wußte die abgerissenen Fäden mit geschickter Hand wieder anzuknüpfen, und seine Bemühungen waren von so glücklichem Erfolg begleitet, daß Kasimir's Sohn Alexander, den die Litthauer zu ihrem Großfürsten ausgerufen, um die Hand seiner Tochter Helena warb und ihm das Fürstenthum Severien abtrat. Aber seine übrigen weitreichenden 1494.
Pläne mußte er aufgeben. Als Alexander nach dem Tode seines Bruders auch den polnischen Thron bestieg, und die Nachbarfürsten, besorgt über die rasch aufstrebende Macht des Moskowitenreichs, eine mißtrauische oder feindselige Haltung annahmen, sah sich Iwan genöthigt, insbesondere als der livländische Ordensmeister, der tapfere Plettenberg im Bunde mit Polen den Russen an der Siriza bei Isborsk eine empfindliche Niederlage beibrachte, 1501.
die Hand zum Frieden zu bieten und sich mit dem Errungenen zu begnügen. *Iwan's Stellung zu Polen.*

So blieben sowohl Smolensk als Kiew, Tschernigov und andere ehemalige Russenstädte, unter der polnisch-litthauischen Herrschaft.

Die griechische Heirath und ihre Folgen.

Zwei Jahre nach diesem Frieden (1503) starb Iwan's Gemahlin **Sophia**, jene schöne Griechin aus dem erlauchten Hause der Paläologen, welche während ihrer dreißigjährigen Ehe auf die Neugestaltung Rußlands so vortheilhaft eingewirkt. Ihr Vater Thomas Paläologos, Bruder des letzten byzantinischen Kaisers, war nach der Eroberung Konstantinopels mit ihr nach Rom geflohen. Der Papst beförderte ihre Vermählung mit dem Moskowitenherrscher in der Hoffnung, die in den Grundsätzen des florentinischen Concils erzogene Fürstin würde ihren Gemahl bewegen, den Papst als das Haupt der russischen Kirche anzuerkennen und zur Vertreibung der Osmanen aus dem europäischen Donaulande kräftig mitzuwirken. Diese Hoffnungen sollten zwar nicht in Erfüllung gehen: nichtsdestoweniger war der Einfluß dieser Heirath mit der hochgebildeten Fürstin von großer Bedeutung für die Culturentwickelung und die monarchischen Staatsformen Rußlands. Nicht nur, daß das Hofwesen eleganter und ceremonienreicher wurde, daß viele neue Hofämter, Würden und Titel aufkamen, welche an ergebene Fürsten und Bojaren von hoher Geburt verliehen wurden, daß Iwan selbst den Titel „Zaar von Großrußland" sich beilegte und den zweiköpfigen byzantinischen Adler mit dem russischen Wappen, dem Bilde des *heil.* Georg, vereinigte; die griechische Heirath förderte auch die Verbindung des russischen Reiches mit dem übrigen Europa und die Einwanderung griechischer und italienischer Gelehrten, Künstler und Werkmeister. „Europa, durch das Unglück Konstantinopel's erschüttert, blickte mit lebhafter Neugier auf ein Land, wohin der letzte Sprößling des berühmten Hauses der Paläologen zog, und erfuhr, daß Moskovien ein christliches Reich sei, daß sein Beherrscher weite Länder besitze und im Stande sei, selbst mit den Türken es aufzunehmen. Die Gesandten Europa's erschienen einer nach dem andern in Moskau, schlossen Freundschafts- und Handelsverträge und hofften namentlich auf eine thätige Mitwirkung Rußlands bei einem Kreuzzuge zur Verjagung der Türken, womit man sich im Westen viel beschäftigte. Johann befreundete sich gern mit den europäischen Fürsten, und obwohl er an dem Schicksale der westlichen christlichen Welt keinen Theil nahm, sondern seine Politik auf die benachbarten Länder beschränkte, so verstand er es doch, aus dem Bündniß wesentliche Vortheile für sein Vaterland zu ziehen: er berief namentlich aus Venedig, Mailand und Florenz geschickte Baumeister, Gießer, Münzmeister, Silberarbeiter und Bergleute, errichtete mit ihrer Hülfe prächtige Gebäude im Kreml, goß Kanonen, schlug Münzen, ließ nach kostbaren Metallen forschen und befestigte die Städte. Der griechischen Fürstin folgten nach Moskau viele Griechen, welche kostbare Handschriften mit sich brachten und ihre Kenntnisse, zum Theil auch ihre Staatskunst, den Russen mittheilten" (Ustrialow).

Große Resultate waren während der zweiundvierzigjährigen Regierung Iwans Wasiljewitsch erzielt worden. Die größte Wohlthat aber erwies der Großfürst der russischen Nation dadurch, daß er nach einigen Schwankungen kurz vor seinem Ende die Thronfolge so ordnete, daß die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches gesetzlich festgestellt und auf einer Versammlung der Fürsten und Großen bekräftigt ward. Sein ältester Sohn Wasili III. wurde sein Nachfolger auf dem moskowitischen Thron und bezog die durch italienische Architekten und Festungsbauer neu aufgeführte Zaarenburg des Kreml, die starke Citadelle von Moskau; und wenn er auch den jüngeren Söhnen und den übrigen Gliedern des Herrscherhauses noch beträchtliche Besitzungen mit Vorrechten und Einkünften zuwies, so waren dieselben doch so zerstreut, daß man nie mehr eine gefährliche Vereinigung zu fürchten hatte. Auch entzog er ihnen die wichtigsten Herrscherrechte, durch deren Besitz die früheren Theilfürsten sich zu Landesherren aufschwingen konnten, den richterlichen Blutbann, das eigenmächtige Kriegs- und Fehderecht, die Münzprägung und das Recht der Verbündung mit auswärtigen Mächten. Fortan ruhte die monarchische Machtvollkommenheit in dem Herrscher von Moskau. Und mit der Einheit des Reichs war auch die Einheit und Unabhängigkeit der Kirche verbunden, indem man seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken nicht länger die Bestätigung des russischen Metropoliten bei dem dortigen Patriarchen einholte. Fortan wählten die russischen Bischöfe ihr Oberhaupt selbst, und ein Jahrhundert später wurde der Metropolit zum Patriarchen. Diese Concentration hatte indessen auch ihre Schattenseiten, indem sie eine Barriere gegen alles Ausländische aufrichtete. „Sprache, Religion, Sitten und Schriftart machten eine so starke Scheidung dieser Nation von den cultivirteren Südeuropäern und zum Theil selbst auch von ihren Nachbarn, daß ohne recht planmäßige, vielfache und fortdauernde Anstalten der Regierung keine wirksame Mittheilung der Erfindungen und Ideen statt haben konnte.“ Es dauerte noch über hundert Jahre, ehe von der Buchdruckerei, welche seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Mainz in Anwendung kam, in Moskau Gebrauch gemacht werden konnte.

Begründung der Reichseinheit.

V. Das osmanische Reich und das oströmische Kaiserthum.

Literatur. Die Geschichte der Osmanen, so weit sie aus einheimischen echten Quellen geschöpft werden kann, ist erst durch das Werk von Joseph v. Hammer: „Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven" Pest 1827—35. 10 voll. 8. in zuverlässiger Gestalt dem Abendlande erschlossen worden. Unter diesen einheimischen Quellen, die man in der Einleitung zum ersten Bande des genannten Werkes verzeichnet findet, ist das große Werk „Krone der Geschichte", welches der gelehrte Prinzenlehrer, Heeresrichter und nachmalige Mufti Seadeddin im Auftrage des Sultans Murad III. verfaßt hat, durch eine (allerdings mangelhafte) italienische Uebersetzung von Bratutti aus Ragusa dem größeren Publikum zugänglich geworden (Chronica dell' origine e progessi della casa Ottomana composta da Saidino Turco, parte prima Vienna 1649, parte secunda Madrid 1652); von den älteren morgenländischen Chroniken sind früher nur die sogenannte Veranzische und das von Hofkammerrath Beck von Leupoldsdorf nach Wien gebrachte Manuscript durch lateinische (letzteres auch durch deutsche) Uebersetzung bekannt gewesen in dem Werk: Annales Sultanorum Othmanidarum, a Turcis sua lingua scripti a Jo. Leunclavio latine redditi. Ed. II. Francof. 1596. fol. Das lateinische Werk des moldauischen Fürsten Demetr. Kantemir, Geschichte des Osmanischen Reiches, von dem eine englische und deutsche Uebersetzung angefertigt ward, beruht nur zum geringsten Theil auf türkischen Quellen. Man sah sich daher vor Hammer fast ausschließlich auf die byzantinischen Schriftsteller angewiesen, die man in dem bereits erwähnten großen Sammelwerk Corpus scriptorum historiae Byzantinae consilio B. G. Niebuhrii. Bonnae 1835—37 ed. sec. findet, so wie auf die Particularschriften des Callimachus (de rebus Wladislai, bei Schwandt), die Denkwürdigkeiten von Boucicault (Memoires du bon Messiere Jean le Maingre, dit Boucicault, maréchal de France, in der Sammlung von Buchon), die Biographie über Castriota (Marini Barletii Ll. XIII de vita, moribus ac rebus gestis Ge. Castriotae praecipue advers. Turcas. Argent. 1537. fol.) und die ungarischen Geschichtswerke, deren wir schon früher Erwähnung gethan. Von den neun byzantinischen Historikern, welche hier in Betracht kommen, sind besonders die Geschichts- und Zeitbücher von Dukas, Chalcondylas und Phranza von Wichtigkeit. Ueber die Eroberung von Konstantinopel handelt die Schrift des Leonardus von Chios: Historia C. a Turcis expugnatae. Aus diesen griechischen und lateinischen Arbeiten hat Gibbon für die letzten Bücher seines öfters erwähnten großen Werks das Material geschöpft, und auch Zinkeisens Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa (in der Sammlung der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichten) Hamb. 1840 ff. 7 Bde. hat sich außer den griechischen und lateinischen Werken nur an die italienische Uebersetzung des Seadeddin und an Hammers Autorität gehalten. Ueber die Geschichte Griechenlands während des Mittelalters ist zu den schon aufgeführten Werken von Zinkeisen, Finlay und Fallmerayer (Gesch. der Halbinsel Morea, Stuttg. 1830—36, 2 voll.) noch in neuerer Zeit hinzugekommen: Geschichte Griechenlands im Mittelalter und in der Neuzeit von C. Hopf in der Encyclopädie von Ersch und Gruber. I. Sect. 85. 86. Thl. Leipz. 1867.

1. Die Osmanen und das byzantinische Reich bis zum Uebergang der Türken nach Europa.

Niederlassung der Osmanen in Karahissar. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wanderte Suleiman, das Haupt einer türkischen Nomadenhorde, um dem Schwerte der Mongolen zu entrinnen, aus Chorasan, dem bisherigen Wohnsitze, nach Armenien aus,

bei den Volksgenossen, den Seldschuken, Zuflucht suchend. Der Stamm, der 1224.
ihm gehorchte, zählte fünfzigtausend Seelen. Sechs Jahre später, als Dschenchis-Chan gestorben war, zogen sie den Euphrat hinab, um in das Vaterland zurückzukehren. Als sie beim Schlosse Dschaber über den Strom setzen wollten, stürzte das Pferd Suleiman's vom steilen Ufer hinab, und er ertrank in den Fluthen. 1231.
Noch jetzt heißt die Stätte das „Türkengrab". Von seinen vier Söhnen kehrten zwei mit dem größten Theil des Stammes in die Heimath zurück, die beiden andern, Dindar und Ertoghrul, zogen mit vierhundert Familien westwärts, Ertoghrul 1231—88.
um bei dem Seldschuken-Sultan Alaeddin Unterkunft und Schutz zu finden. Zum Lohn für die tapferen Dienste, welche Ertoghrul, „der gerade Mann", dem Sultan in einem Kampf wider die Mongolen leistete, wies ihm dieser einen Landstrich unweit Doryläum in Phrygien, Sultan-Oeni oder Sultan-Ogi genannt, die Grenzmarke gegen die Griechen, zum erblichen Lehn an. Schloß Karahissar sollte ihm im Winter, die Alpen von Tumanidsch (Temnos) und Ermeni im Sommer zum Wohnsitz dienen. Diese klassische Gegend um Dorylänm mit ihren Karavansereien und warmen Bädern, ihren Gärten und Weinbergen, ist die Wiege des osmanischen Reiches. Von hier aus mehrte Ertoghrul, ein in der mohammedanischen Sage hochgefeierter Kriegsheld, durch glückliche Gefechte gegen die zwieträchtigen Byzantiner seine Besitzungen. Er gewann Sögud, das griechische Thebasion am Ufer des Sangaris, wo noch jetzt seine Grabstätte gezeigt wird, und unterwarf das südliche Gebirgsland bis Kutahia seiner Herrschaft.

Als er in hohem Alter aus dem Leben schied, trat sein Sohn Osman, 1288. Gründung des Reichs durch Osman.
bereits zum Helden gereift, an die Spitze des Stammes. Träume und Weissagungen, von Einsiedlern und Weisen ausgelegt, verkündigten schon in seiner Jugend die künftige Größe des Mannes, von dem einst der ganze Volksstamm den Namen tragen, der als der Heros der ganzen Nation in der Geschichte prangen sollte. Alte Lieder feierten seine Liebestreue zu der schönen Malchatun, die er durch kühne Fehde wider den falschen Nebenbuhler, den Statthalter von Eskischehr (Dorylänm), und durch lange ritterliche Werbung erlangte, und die ihm zu Sögud im Todesjahre Ertoghruls den Sohn Urchan gebar, dessen Name in Osmans Geschlecht im glänzendsten Heldenlichte strahlt. Wie die Jugendgeschichte des Propheten, so begann auch Osman's Laufbahn mit Streifzügen und geringfügigen Fehden, und die Stätten, wo er mit seinen Waffengefährten wider die christlichen Befehlshaber der umliegenden Orte und Burgen stritt, sind in der heiligen Sage des Moslemen in dankbarer Erinnerung geblieben. Als er dem griechischen Statthalter im heißen Kampfe Malangena oder Karadschahissar abnahm, sandte ihm der Seldschukensultan von Iconium die Zeichen fürstlicher Gewalt und gab ihm die Stadt zu eigen. Osman machte sie zu seiner Residenz, verwandelte die Kirchen in Moscheen und bemühte sich, die „Schwarzstadt" (Karadschaschehr), fortan der Hauptort

der Landschaft Sultan-Oeni, zu einem würdigen Herrschersitz zu erheben. Bald war sie der Mittelpunkt des Verkehrs eines neu aufblühenden Reiches. Durch List und Gewalt brachte Osman in dem nächsten Jahrzehnt die festen Burgen Biledschik (Belocoma), Jarhissar und Ainegöl (Angelocoma) unter seine Herr-
1299. schaft, und als am Ende des dreizehnten Jahrhunderts der letzte Seldschukenfürst Alaeddin durch die Mongolen seinen Untergang fand und sein Reich in Trümmer sank, so erklärte sich der türkische Häuptling zum unabhängigen Herrn, legte sich den Titel Sultan bei und gebot, daß sein Name im öffentlichen Gebet genannt und auf den Münzen eingeprägt werde. Damit wurde der Grund zum osmanischen Reich gelegt.

Wachsthum des Reiches durch byzantinische Eroberungen.

Seitdem die Paläologen ihren Herrschersitz wieder in Konstantinopel aufgeschlagen, (VII, 108), hatte Bithynien mit der Hauptstadt Nicäa in ihren Augen nicht mehr die Bedeutung wie in den Jahren, da sie dort ihre Residenz hatten. Früher waren die Pässe des Olympus sorgsam durch die Einwohner selbst vertheidigt worden, wofür Sicherheit und Steuerfreiheit sie lohnte. „Der Kaiser Paläologus hob ihre Vorrechte auf und übernahm ihre Pflicht; aber die Steuern wurden strenge eingesammelt, die Bewachung der Pässe dagegen vernachlässigt, und die kühnen Gebirgsbewohner arteten in eine zitternde Schaar von Bauern ohne Muth und Mannszucht aus." Daher konnte es leicht geschehen, daß der neue Türkensultan im Süden dieser Provinz sich mehr und mehr befestigte und ausdehnte. Von der Landschaft Sultan-Oeni, die im Osten vom Fluß Sangaris, im Westen vom Berg Olympus begrenzt und eingeschlossen war, zog er zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nordwärts, wo die wichtigen Städte Brusa, Nicomedia und Nicäa seine Herrschgier reizten, und die spärlichen griechischen Besatzungsmannschaften einem vorwärts strebenden erobernden Volke keine großen Hindernisse zu bereiten vermochten. Der greise Dindar, Osman's Oheim, der den kriegerischen Ungestüm des ehrsüchtigen Fürsten hemmen wollte, fiel bei der Einnahme des befestigten Fleckens Köprihissar durch des Neffen eigene Hand. Wie Rom wurde somit auch das Osmanenreich an der Schwelle seiner Entstehung mit Verwandtenmord befleckt. Als die wilden Schaaren in das bithynische Land einfielen, Raub, Mord und Kriegsgräuel vor sich hertragend, flüchtete das wehrlose Landvolk voll Entsetzen nach den Städten und bis an die Meeresküste; aber vergebens erfüllten sie die Lüfte mit ihrem Schmerzensruf; die Thore blieben verschlossen, damit die Festungen nicht durch Uebervölkerung in ihrer eigenen Sicherheit gefährdet würden, und aus Konstantinopel kam keine Hülfe. Was half es, daß der byzantinische Befehlshaber von Nicomedien, Muzalo, bei dem Bergschlosse Bapheum (Kujunhissar) dem furchtbaren Feind tapfern Widerstand entgegensetzte, die geringe Zahl seiner Streitmacht sank in den Staub; er selbst rettete sich mit Noth hinter die Mauern seiner Hauptstadt. Die Aussicht auf Beute führte den Türken täglich neue Krieger zu, während die christlichen Heerhaufen durch Abfall und Ausreißen sich fort und fort verminderten. Als Osman sich der Stadt Marmara näherte, warf sich der griechische Vogt vor ihm nieder, küßte seine Füße und huldigte ihm als seinem Herrn und Gebieter. Der Mohammedaner lohnte das willkommene Beispiel des Verraths an Religion und Vaterland durch ein Ehrenkleid, das Zeichen der Belehnung. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen. In wenigen Jahren unterwarfen sich die meisten griechischen Befehlshaber der kleineren Orte und Burgen und erkannten die Oberhoheit Osman's an. Nur die größeren Städte leisteten Widerstand; um aber auch ihren Fall mit der Zeit herbeizu-

führen und seine Herrschaft zu sichern, erbaute er in der Nähe eine Reihe von Burgen, die er mit dem umliegenden Grundbesitz als Ritterlehen seinen tapfern und getreuen Waffengenossen verlieh zur Belohnung und zur Aufmunterung.

Schon in diesen ersten Jahren des heranwachsenden Reiches zeigten die Osmanen bei allen ihren Unternehmungen eben so viel Umsicht und Klugheit als Kraft und Energie. Belohnung und Schrecken sollten als Hebel ihrer Macht dienen. Bald wagten sie sich auch auf die See. Noch bei Osman's Lebzeiten wurde von türkischen Freibeutern die Insel Chios erobert und als Stützpunkt für weitere Angriffe auf andere Eilande des ägäischen Meeres benutzt. Nachdem die christlichen Bewohner theils erschlagen, theils auf den Sclavenmarkt geführt worden, vertheilte der Sultan das ausgeplünderte und verwüstete Land unter seine Genossen. Auf ähnliche Weise hausten die türkischen Horden auch in den Städten des asiatischen Festlandes, die nach und nach in ihre Gewalt fielen. Kenchreä, Tripolis am Mäander, Philadelphia, Sardes, Ephesus, Tyraia wurden erobert und aufs Grausamste behandelt. Von Thasos bis Rhodos, von den ilischen Gestaden bis nach Knidos stöhnten die christlichen Bewohner unter den Schlägen und Mißhandlungen der Moslemen. Die Schreckenstage des entstehenden Islam waren zurückgekehrt, und die jetzigen Träger des Glaubens übertrafen die Alten an Fanatismus und roher Zerstörungssucht. Schaaren von Flüchtigen und Vertriebenenen sah man am Ufer des Hellespont, unter den Mauern und in den Vorstädten von Byzanz, ein Bild des Jammers und Elends; denn zu den Leiden des Kriegs und der Armuth gesellten sich noch Hunger und Pest. Heer und Flotte waren im Verfall, und wie sehr auch der Kaiser Andronikus der ältere, ein schwacher, dem Aberglauben hingegebener Fürst, sein Reich mit Steuern und Abgaben drückte, für die Bedrängniß und Nothstände, von denen die Byzantiner an allen Orten und Enden heimgesucht waren, reichten die Streitkräfte zu Land und zu Wasser nicht aus: Byzanz neigte seinem Ende zu, der letzte Theil seiner Geschichte ist ein mehr als hundertjähriger Todeskampf.

Türkische Eroberungspolitik.

1308.

Andronicus II. 1273—1328.

Als sich Osman zum Sterben hinlegte, stand sein Sohn Urchan, welcher an den Siegen und Erfolgen des Vaters den größten Antheil hatte, vor Brusa. Seit dem Falle von Edrenos am Olympus, dessen Befehlshaber in die Berge floh und sich vor den verfolgenden Feinden von einem Felsen herabstürzte, war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und da Andronikus nichts zu ihrer Rettung that, so sah sich der Statthalter zu einer Capitulation gezwungen. Gegen ein Lösegeld von 30,000 Goldstücken durfte er unter sicherem Geleite mit Weib, Kind und beweglicher Habe abziehen. Nachdem Urchan seinen Triumpheinzug in die bezwungene Christenstadt gehalten, die kurz darauf zur Hauptstadt des Osmanischen Reiches erhoben ward, eilte er mit der Siegesbotschaft an das Sterbelager des Vaters, empfing in der Mitte seiner Waffengenossen dessen Wünsche und Ermahnungen und ließ die Leiche in einer Kapelle

Brusa zur Hauptstadt erhoben.

1326.

der Schloßkirche zu Brusa feierlich beisetzen. Das „silberne Gewölbe“, das die Gebeine des Reichsstifters in sich faßte, blieb den nachgebornen Geschlechtern eine heilige Wallfahrtsstätte.

Osmans Charakter. „Osman war ein für den Ruhm seines Stammes und die Größe seines Volkes begeisterter Nomadenfürst, dessen Tugend auf der Kraft seines Schwertes, einer hohen persönlichen Tapferkeit, einer tiefen religiösen Ueberzeugung, einem festen Glauben an die Worte und Verheißung des Propheten, einem edlen Sinne und jener Einfachheit der Sitten beruhete, welche die meisten Begründer großer Reiche ausgezeichnet hat.“ Er hinterließ seinem Nachfolger keine Schätze, aber eine ruhmbedeckte Fahne und Heerden von Schaafen und Pferden; sein Kopfbund von weißer Leinwand, um eine rothe Haube gewunden, blieb fortan das Kennzeichen seines Stammes.

Nicomedien erobert. 1328. Nur der Stärke der Mauern und der Unerfahrenheit der Türken im Belagerungskriege hatten es die beiden Städte Nicäa und Nicomedien zu danken, Urchan 1326—1359. daß sie nicht sofort in die Gewalt des neuen Sultans Urchan fielen. Aber auch ihre Stunde kam. Nachdem sich der Feldherr Aghdsche Kodscha durch eine Kriegslist Semendra's bemächtigt, der kühne Abdurrahman Ghasi mit Hülfe der Tochter des Befehlshabers die Stadt Aidos in seine Gewalt gebracht und als Preis des Sieges die schöne Verrätherin zur Gemahlin empfangen; rückte der Sultan mit seiner ganzen Heeresmacht gegen die altberühmte Griechenstadt Nicomedia. Der Befehlshaber Kalojoannes wurde bei einem Ausfall durch einen Pfeilschuß getödtet und sein Haupt als drohendes Schreckbild vor den Thoren aufgepflanzt. Die hülflosen Einwohner wagten nicht durch längeren Widerstand die Rache des Sultans zu reizen; sie unter-1328. warfen sich freiwillig, um Leben und Gut zu retten. Von der Zeit an war Nicomedien eine Türkenstadt; die meisten Kirchen und Kapellen wurden in Moscheen und mohammedanische Bethäuser umgewandelt und in den Mauern, wo der erste christliche Kaiser sein Lebensende verbracht, erhob sich bald eine Lehranstalt des Islam.

Andronicus III. 1328—1341. In demselben Jahr, da Nicomedien verloren ging, beraubte der jüngere Andronikus nach mehreren Empörungen und Bürgerkriegen seinen Vorgänger des Kaiserthrons und nöthigte den augengeschwächten Greis zu einem Mönchsleben voll Armuth 13. Febr. 1332. und Entbehrung, aus dem ihn nach vier Jahren der Tod erlöste. So wurde durch innere Zwietracht das byzantinische Reich zerrüttet zu einer Zeit, da türkische Reiterschaaren den Ufersaum des Bosporus durchschwärmten, gierige Blicke auf die gegenüberliegende Hauptstadt richtend, und kühne Seeräuber auf der europäischen Seite schon in die Nähe des goldenen Hornes vordrangen.

Nicäa eine Türkenstadt. Umsonst versuchte der neue Herrscher durch einen Feldzug nach dem westlichen Bithynien, Nicäa, den alten Kaisersitz der Paläologen, die bedeutendste 1330. Grenzfestung des Reiches zu retten; die Schlacht von Philokrene entschied gegen die Christen; das in der Eile gesammelte, zum großen Theile schlecht bewaffnete Heer wurde geschlagen, zersprengt, in wilde Flucht gejagt, der Kaiser selbst verwundet weggetragen und mit Mühe vor Gefangenschaft gerettet. Nicäa, von den feindlichen Kriegsschaaren bedrängt, von Hunger und Krank-

heit heimgesucht, konnte nicht länger widerstehen. Mit dem Einzuge Urchan's in die altberühmte Stadt ging die Herrschaft der Byzantiner jenseits des Bosporus zu Ende.

Wie Nicomedien wurde auch Nicäa eine mohammedanische Stadt mit Moscheen und Bethäusern, mit einer hohen Schule und einem Hospitale. Die Einwohner behandelte Urchan mit Schonung und Menschlichkeit. In Kurzem erhob sich Nicäa, aus dem Jammer und Elend einer zehnjährigen Bedrängniß befreit, zu einer der blühendsten und wohlhabendsten Städte des Osmanischen Reiches. Geschickte Lehrer des menschlichen und göttlichen Wissens, welche der Sultan aus allen Gegenden herrief, trugen zur Erhöhung des Ruhmes bei.

Noch während der Regierung des schwachen Andronikus gerieth ganz Bithynien bis an das schwarze Meer und an die Propontis in die Gewalt der Osmanen. Die Einwohner wurden zur Zinspflicht gezwungen, wer abziehen wollte, mußte sich durch ein Lösegeld freikaufen, die Wittwen der Erschlagenen wurden den Siegern zur Ehe gegeben, für die Kirchengefäße, Reliquien und heiligen Bücher zahlte man in Konstantinopel hohe Preise. Bald wendete sich Urchan's Schwert auch gegen die mohammedanischen Fürstenthümer, die sich auf den Trümmern des Seldschukenreiches erhoben hatten. Als der Beherrscher von Karasi im alten Mysien mit Tod abging, bildete sich gegen den Erben desselben eine Verschwörung, um dem jüngeren Sohn Tursun, welcher am Hofe Urchan's weilte, das väterliche Reich zuzuwenden. Der Sultan unterstützte das Vorhaben; er führte seinen Schützling nach Balikesri und Bergama, nöthigte den von dem Volke gehaßten Fürsten, durch dessen Pfeil Tursun vor den Mauern von Bergama seinen Tod fand, zur Unterwerfung und vereinigte das Land mit seinen übrigen Besitzungen. Die Furcht vor der wachsenden Macht Urchan's führte die beiden Fürsten von Ssaruchan und Aidin, welche den größten Theil von Lydien und Jonien beherrschten, zu einem Bündniß mit dem byzantinischen Kaiser; allein gegenseitiges Mißtrauen und ein kraftloses Regiment auf beiden Seiten hinderten einen gemeinsamen Kriegsplan. Urchan aber war auf seiner Hut. Um den Gegnern im Süden wie im Norden mit Erfolg widerstehen zu können, knüpfte er Verbindungen mit den Genuesen in Galata an, welche damals wegen der Besetzung von Mitylene und Phokäa mit dem Kaiser auf gespanntem Fuße lebten und in den beiden Türkenfürsten ihre natürlichen Feinde erblickten, und suchte zugleich durch innere Reformen und Verbesserung der Heerverfassung seinem jungen Reiche neue Lebenskraft einzuflößen.

Bithynien, Mysien und Jonien erobert.

1335.

Das Reich Urchan's war nur dann von Dauer und Bestand, wenn die Souveränetätsrechte des Sultans auf religiöser Grundlage aufgerichtet und das Heerwesen, welches noch immer den Charakter der alten Nomadenhorden an sich trug, einer bessern Organisation und Disciplin entgegengeführt ward. Beides faßte Urchan daher fest ins Auge und wurde dabei von den Talenten seines Bruders Alaeddin geleitet, eines einsichtsvollen Mannes von tiefen Kenntnissen in der Politik und in der Kriegskunst, der, allem Antheil an dem väterlichem Erbe freiwillig entsagend, sein ganzes Nachdenken dem inneren Aufbau des wachsenden Staates widmete.

Innere Organisationen.

Auf dem Rath Alaeddin's, den Urchan zum ersten „Wesir der Osmanen“ ernannte, wurde das Reich, welches der Sultan in drei größere Militärdistrikte, Sadschaks d. h. Fahnen, unter der Oberleitung seiner Söhne getheilt, in Verfassung und Verwaltung nach den Satzungen des Koran und der Sunna eingerichtet, denen dann

noch die „willkürliche Gesetzgebung" (Urfi) beigefügt ward, „um die etwaigen Lücken und Mängel in der heiligen Gesetzgebung durch besondere Bestimmungen nach den Bedürfnissen der Zeit auszufüllen und zu ersetzen." Die Aussprüche des Propheten, die Tradition und das besondere osmanische Staatsrecht, mit dem griechischen Namen Kanon (Kanun) bezeichnet, bildeten somit die Grundrechte und die Verfassungsurkunden des Osmanischen Reiches, dessen Oberhaupte, dem Sultan von Brusa, das Vorrecht zukam, daß sein Name im Gebet genannt und auf den Gold- und Silbermünzen eingeprägt war, und daß er durch eine besondere Form der Kopfbedeckung, den kegelförmigen Bund oder Turban von weißer Farbe, sich auszeichnete. Auch die übrigen Stände waren durch Abzeichen in der Tracht kenntlich und alle Moslemen im Aeußern von den christlichen Eingebornen unterschieden.

Die Janitscharen. Die wichtigste Einrichtung Urchan's aber betraf das Heerwesen: Auf Alaeddin's Rath schuf er aus den schönsten und kräftigsten Jünglingen, die er aus den besiegten christlichen Völkern ausheben ließ und zum Islam bekehrte, durch kriegerische Erziehung ein streitbares Fußvolk, die Janitscharen. Der im Ruf großer Heiligkeit stehende Derwisch Hadschi Begtasch gab der „neuen Truppe" (Jeni-Tscheri) die Weihe, indem er den Aermel seines Mantels auf das Haupt des ersten Kriegers legte. Zum Andenken an diese Weihe trug die Kriegerschaar, eine Art militärischer Brüderschaft, ähnlich den christlichen Ritterorden, eine eigene Kopfbedeckung mit einem über den Rücken herabhängenden weißen Streifen. Anfangs nur gering an Zahl wuchs das neue Fußvolk in Kurzem zu großer Macht und Stärke heran, indem theils die Noth der Zeit, theils der hohe Sold und mancherlei Vortheile viele junge Christen zum Eintritt bewogen. Die Janitscharen, die mit der gleichfalls besoldeten Reiterei der Sipahi den Kern der mohammedanischen Heere bildeten, wurden bald der Schrecken des Abendlandes.

Neben dieser regelmäßigen Kriegsmacht trat die alte Lehnsritterschaft, welche für die Ueberlassung steuerfreier Ländereien zum Kriegsdienst verpflichtet war, so wie das ungeordnete Fußvolk der Asab oder Ledigen bald gänzlich in den Hintergrund. Die letzteren sanken mit der Zeit zu Ruderknechten, zu Schanzarbeitern und zu niedriger Troßmannschaft herab. In der Folge begleitete ein ständiger Kriegsrichter das Heer.

Unternehmungen zur See. Die gierigen Blicke Urchan's schweiften bald auf das europäische Festland hinüber. Während er mit der Eroberung Bithyniens und Mysiens beschäftigt war, hatten die türkischen Emire, welche noch aus dem Schiffbruch der Seldschukenreiche in Kleinasien einige Herrschaften behaupteten, Streifzüge zur See nach der thracischen Küste unternommen und Beute und Gefangene fortgeschleppt. Selbst der Friedensvertrag des Kaisers mit den Fürsten von Saruchan und Aidin setzte den Piratenzügen der Mohammedaner kein Ziel. „Ganze Schaaren von kleinen türkischen Raubschiffen durchschwärmten unaufhörlich das ägäische Meer, überfielen die abendländischen Kauffahrer, plünderten die kleinen unvertheidigten Inseln, streiften sogar bis in die ionischen Gewässer und landeten ohne Widerstand an mehreren Punkten des Festlandes." Die ungestrafte Kühnheit der Corsaren war für Urchan ein Sporn zu einem ähnlichen Unternehmen. Kaum hatte er die neue Heerverfassung vollendet, so landete ein Geschwader
1337. von vierundzwanzig Galeeren in der Nähe von Rhegium, einige Meilen von Konstantinopel, steckte die Dörfer in Brand und führte Güter und Menschen weg. Die aufsteigenden Feuersäulen und das Jammergeschrei der Fliehenden verkündeten der Haupt-

stadt die Landung der Barbaren; und wie gering auch die Streitkräfte waren, mit denen der Groß-Domestikus Johannes Kantakuzenos zu Land, der Kaiser Andronikos zu Wasser den Bedrängten zu Hülfe eilten; die Gefahr des Reiches, wenn das Wagniß der Barbaren gelingen sollte, hauchte ihnen Muth und Stärke ein. Die Osmanen, in früher Morgenstunde unerwartet angegriffen, erlitten eine vollständige Niederlage; gegen tausend Mann blieben auf dem Waffenfelde, dreihundert wurden als Gefangene weggeführt, die meisten Schiffe fielen in die Hände der Griechen. Ein solcher Sieg, nach so vielen Unfällen, erfüllte die Byzantiner mit unaussprechlichem Jubel; man erblickte darin den Beistand der christlichen Himmelsmächte und dankte der Gottesmutter durch eine feierliche Prozession. Auch auf Urchan schien das Fehlschlagen der ersten Landung entmuthigend gewirkt zu haben; wenigstens machte er drei bis vier Jahre lang keinen neuen Versuch; die Korsaren sorgten schon dafür, daß das byzantinische Reich darum doch nicht zur Ruhe kam, und die Leidenschaften und Intriguen der Höflinge und Beamten in der alten Kaiserburg am Bosporus arbeiteten dem lauernden Feinde in die Hände.

Kantakuzen und das Parteitreiben am byzantinischen Hof. 1341—47.

Als der jüngere Andronikos aus dem Leben schied, übertrug er seinem erprobten Freunde Kantakuzen, der ihm in den Kämpfen wider den Großvater stets treu zur Seite gestanden, die Reichsverwesung und Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn, den Kaiser Johannes Paläologus. Kantakuzen, dessen Name unter den Schriftstellern des sinkenden Griechenreiches glänzt, entwirft ein anschauliches Bild von den großen Reichthümern an Gütern und Heerden, an Gold und Silber, die er von seinen edlen Vorfahren ererbt, und von der hohen Gnade, womit ihn der Kaiser Andronikos stets behandelt. Der Groß-Domestikus war nicht nur der Nächste am Thron, in vertrauten Stunden schwand jeder Unterschied zwischen den Jugendfreunden. Aber er hatte Neider am Hof. Der Großadmiral Apokaukos, kühn, schlau und herrschsüchtig, verschwor sich mit der Kaiserin-Mutter, Anna von Savoyen, und mit dem stolzen Patriarchen zum Sturze des Reichsverwesers. Er wurde des hochverrätherischen Planes beschuldigt, das Diadem um seine eigene Stirn zu flechten, und während seiner Abwesenheit mit Acht und Bann belegt und seines Vermögens beraubt. Nach seiner eigenen Versicherung war das Urtheil ungerecht und ein Werk seiner Feinde; und wenn er nun die Beschuldigung zur Wahrheit machte und in seiner thracischen Stadt Demotica den Purpur annahm, so geschah es nur, um sich und seine Freunde vor dem Verderben zu retten und die Bosheit seiner ränkevollen Gegner zu vernichten. Er sammelte ein Heer von Miethlingen und zog auf die Hauptstadt los. Allein sein Unternehmen hatte keinen Fortgang: Bestechung und Verführung erzeugten Abfall, und als er sich der Stadt Thessalonich bemächtigen wollte, erlitt er durch den Großadmiral eine Niederlage. Mit einem kleinen Haufen Getreuer suchte er Zuflucht bei dem Fürsten von Serbien; als aber auch dieser von dem Hofe in Konstantinopel sich gewinnen ließ und den Gastfreund fortstieß, verband sich Kantakuzen mit Umurbeg von Aidin, der in Smyrna und Ephesus einige griechische Bildung sich angeeignet und dem Groß-Domestikus durch alte

Freundschaft verbunden war. Der Türkenfürst segelte mit einer großen, gutbemannten Flotte nach der Mündung des Hebrus (Maritza), schützte die Gemahlin seines Bundesgenossen, die „Kaiserin" Irene, in Demotika gegen die Bulgaren, welche der byzantinische Hof zu Hülfe gerufen, und rückte dann mit einer auserlesenen Mannschaft weiter nordwärts, um sich mit Kantakuzen zu verbinden. Die Einladung Irene's zu ihren Prunkgemächern wies er zurück und verbrachte den Winter unter seinen Waffengefährten im Zelte, und ihre Gaben, hundert Pferde und reiche Gewänder, vertheilte er unter seine Hauptleute. Eine falsche Botschaft und das Drängen seines Heeres auf Rückkehr
1342. nöthigten den Türkenfürsten zum Abzug, ehe er sich mit Kantakuzen vereinigt; doch setzte er im nächsten Frühjahr abermals aus, landete trotz eines heftigen Sturmes in der Nähe von Thessalonich und geleitete dann seinen Verbündeten
1343. nach Didymoteichon am Hebrus. Schon zitterte der Hof in Konstantinopel vor dem furchtbaren Feind in der Nähe und suchte den Emir durch Gold zu gewinnen. Umurbeg nahm mit Vorwissen des Freundes die dargebotenen Summen an, um sie zu dessen Dienst zu verwenden. Aber ehe er einen neuen Kriegszug nach Thracien beginnen konnte, sah er sich im eigenen Lande durch die Galeeren der Venetianer, des Königs von Cypern und der Rhodiser Ritter bedroht, welche ergrimmt über die Corsarenzüge die Kriegsschiffe im Hafen von
1344. Smyrna in Brand steckten. Nichtsdestoweniger setzte Kantakuzen den Krieg gegen den Hof fort; die Tyrannei seines Gegners Apokaukos mehrte seinen Anhang, und Umurbeg führte ihm eine Reiterschaar über den Hellespont zu.
1345. Bald war das ganze Reich in zwei Heerlager gespalten. Selbst als der Admiral von einigen vornehmen Gefangenen, die seine Härte zur Verzweiflung trieb, im Kerkerhof mit Keulenschlägen niedergeschlagen ward, kehrte der Friede nicht zurück. Die Kaiserin, ohne Liebe für das fremde Land und eifersüchtig am Glanze der Herrschaft sich sonnend, verschmähte jede Versöhnung, die sie in eine untergeordnete Stellung bringen konnte. Sie gab zu, daß die Wittwe des Apokaukos an allen Gefangenen, schuldigen wie unschuldigen, die blutigste Rache nahm, und beharrte im Widerstand selbst als schon das ganze thracische Land bis auf die Umgebung der Hauptstadt in die Hände ihres Gegners gerathen war. Erst als der Rivale durch den Verrath und die Käuflichkeit des
Jan. 1347. neuen Großadmirals, eines Italieners, auch in den Besitz von Konstantinopel gelangte, kam endlich unter Vermittelung einiger Freunde ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Kantakuzen zehn Jahre lang die vormundschaftliche Regierung führen, seine Tochter dem kaiserlichen Mündel vermählt und über das Vergangene der Schleier des Vergebens und Vergessens gebreitet werden sollte. Nun hatte Konstantinopel zwei Kaiser und drei Kaiserinnen; dabei waren die öffentlichen Kassen so erschöpft, daß zur Bestreitung der täglichen Ausgaben die Geräthschaften des Palastes verkauft oder verpfändet, die echten Juwelen durch falsche ersetzt werden mußten.

Kantakuzen hatte seine Erfolge hauptsächlich dem Bündniß mit den Osmanen zu danken. Auf den Rath Umurbeg's hatte er seine schöne junge Tochter Theodora dem bejahrten Sultan zur Gemahlin gegeben und sich dadurch dessen Beistand erkauft. In Selymbria war die glänzende Brautschau gehalten und dann die christliche Fürstentochter nach der türkischen Hauptstadt geführt worden, wo sie Alles that, ihren in Sclaverei schmachtenden Glaubensgenossen das harte Schicksal zu erleichtern. Diese Verbindung bot den Osmanen die erwünschte Gelegenheit, die Uebergänge nach Europa zu wiederholen. Mochten sie auch als Bundesgenossen und Freunde des kaiserlichen Reichsverwesers erscheinen und ihn bald gegen Serbier und Bulgaren, bald gegen die inneren Feinde unterstützen; die Einwohner von Thracien und Romanien hatten von ihrer Raubsucht und Grausamkeit nicht weniger zu leiden, als in den früheren Feldzügen, da sie als Feinde gekommen waren. Die Zwietracht zwischen den regierenden Häusern begünstigte die herrschgierigen Absichten Urchan's. Dem jungen ehrgeizigen und genußsüchtigen Kaiser **Johannes Paläologus** mißfiel bald die untergeordnete Stellung, in der ihn sein Schwiegervater und Mitherrscher zu halten suchte. Auch war er besorgt, Kantakuzen möchte das Diadem seinem eigenen Sohn Matthias zuwenden und der Dynastie der Paläologen den Purpur entreißen. Seine Mutter Anna unterließ nicht, Oel in die Flamme zu gießen und das Mißtrauen zu steigern. Zugleich knüpfte auch sie Verbindungen mit den Türken an, sowohl mit Urchan als mit dem Fürsten von Ssaruchan, und gestattete, daß gefangene Christen ihrer eigenen Hauptstadt als Sclaven verkauft wurden. So verzehrte der byzantinische Hof seine sittliche und physische Kraft und bahnte dem Nationalfeind den Weg in das Herz des Reiches. Die Feindschaft zwischen den beiden Kaisern ging bald in offenen Bürgerkrieg über: Johannes wurde genöthigt, die Hauptstadt seinem ehrgeizigen Schwiegervater zu überlassen und bei den Lateinern auf der Insel Tenedos eine Zufluchtstätte zu suchen. Schon traf Kantakuzen Anstalten, das Reich seinem eigenen Sohne zuzuwenden, als es einem edlen Genuesen gelang, die Hauptstadt für das legitime Herrscherhaus unter die Waffen zu bringen und in einem Aufstand den Usurpator zu stürzen. Kantakuzen vertauschte den Purpur mit dem Mönchsgewande und widmete die Jahre seines Alters in den Klosterzellen von Konstantinopel und auf dem Berge Athos den Studien und mystischen Forschungen über das himmlische Licht vom Berge Tabor, so wie den löblichen Zwecken der Friedensstiftung. Nun regierte Johann VI. Paläologus das byzantinische Reich im eigenen Namen — ohne Vormund und Mitregent. Aber der Anfang seiner Regierung war auch zugleich der Anfang der dauernden Niederlassung der Osmanen auf dem thracischen Chersones.

Der Kaiserhof und die Türken. 1346. 1353. 1356. Johann VI. Paläologus —1391.

2. Sultan Murad I. und die ersten Kämpfe mit den Christen.

Suleiman besetzt Gallipoli. 1356. Im vierten Buch der Osmanischen Geschichte von Hammer werden zwanzig Uebergänge der Türken nach Europa im Laufe eines Jahrhunderts vorgeführt; es waren Raubfahrten von längerer oder kürzerer Dauer, welche das Land entvölkerten und verödeten, die Einwohner in Armuth und Elend stürzten, die Einkünfte der Staatskasse, soweit sie durch Steuern aufgebracht werden mußten, auf das geringste Maaß herabdrückten. Aber von weltgeschichtlicher Bedeutung war erst der achtzehnte Uebergang, den Urchan's Sohn **Suleiman Pascha** in dem Jahre unternahm, da das byzantinische Reich noch von den letzten Zuckungen des Bürgerkriegs zerrissen ward. Die Osmanischen Geschichtschreiber haben diese denkwürdige Begebenheit durch poetische Ausschmückung in ein romantisches Dämmerlicht gestellt. Sie gefallen sich in der Erzählung, wie der Fürstensohn unter den eingestürzten Trümmern und Säulen der altberühmten Griechenstadt Kyzikus, in Träumen versunken über die alte Herrlichkeit, den Entschluß gefaßt habe, Europa mit Asien zu verbinden durch bleibende Eroberung und Herrschaft der Osmanen. Nachdem seine getreuen Feldhauptleute Adschebeg und Ghasi Fasil einen günstigen Punkt ausgekundschaftet, wo ein sicherer Standort zu gewinnen sei, setzte Suleiman selbst, von dem Segen seines Vaters begleitet, auf einem in der Eile zusammengefügten Floß mit achtzig seiner tapfersten Waffengenossen über den Hellespont, überrumpelte das feste Küstenschloß Tzympe kaum eine Meile oberhalb Kallipolis (Gallipoli) und zog in den nächsten Tagen neue Kriegsmannschaft aus Asien zur Vertheidigung herbei. In Kurzem betrug die Osmanische Besatzung von Tzympe dreitausend streitbare Männer. Noch in demselben Jahr fiel Kallipolis in ihre Gewalt. Ein Erdbeben, das viele thracische Städte stark beschädigte, soll ihre Unternehmungen begünstigt haben. Gefangene Griechen wurden nach Asien verpflanzt, während angesehene Türkengeschlechter sich in den entvölkerten Städten oder auf dem herrenlosen Boden des offenen Landes ansiedelten, ein Verfahren, das in der Folge consequent und in weiterer Ausdehnung durchgeführt, zur festen Begründung der osmanischen Herrschaft wesentlich beitrug. Bald reichte die Macht Suleiman's über den ganzen thracischen Chersones und nordwärts bis an die Ufer des Hebrus, und die feste militärische und administrative Organisation, welche er den eroberten Landschaften verlieh, gab Zeugniß von dem politischen Scharfblick des mohammedanischen Fürsten.

Unternehmende und ergebene Hauptleute, die er zu Statthaltern einsetzte, dienten ihm als Wahrer und Mehrer seiner Besitzungen. Adschebeg und Ghasi-Fasil erhielten die Statthalterschaft von Kallipolis, damals noch eine der angesehensten und wohlhabendsten Handelsstädte des byzantinischen Reiches. Noch jetzt werden ihre Gräber dort gezeigt und verehrt. Vergebens suchte der Hof von Konstantinopel durch Unterhandlungen und Gold die Räumung der europäischen Städte zu erwirken; Urchan begegnete dem Vorwurf des Vertragsbruchs mit der Ausrede, er könne die Unterneh-

mungen des Sohnes nicht verhindern. Die Räumung wurde in Aussicht gestellt, aber nie vollzogen. Mit Gewalt der Waffen aber den starken Feind zurückzuwerfen, dazu reichte die Macht der Paläologen nicht hin.

Bald fand Suleiman durch einen Sturz vom Pferde auf der Jagd bei Suleimans und Urchans Tod. 1358.
Bulair seinen Tod; seine Grabstätte in der von ihm erbauten Moschee dieser Stadt blieb fortan einer der besuchtesten Wallfahrtsorte der Mohammedaner; denn er wurde als der Begründer der Osmanenherrschaft in Europa von den nachgebornen Geschlechtern in hohen Ehren gehalten. Der Schmerz über den frühen Hingang des heldenmüthigen Sohnes brach dem alten Sultan Urchan das Herz. Er zog sich von der Welt zurück und verbrachte den Rest seiner Tage in Buße und Gebet. Zwei Monate nach dem Tode Suleimans ging auch Urchan, 72 Jahre alt, in die ewige Ruhe ein. Seine Gruft in Brusa 1359.
blieb fortan die Begräbnißstätte seines Stammes, und Tausende von Pilgern wallfahrteten nach dem Grabe des großen Beherrschers, welcher Tapferkeit und kriegerische Kraft mit Gerechtigkeit, Klugheit und Frömmigkeit verband.

Urchans zweiter Sohn **Murad** setzte die Eroberungen des Vaters und Murad I. 1359—89. Eroberung von Adrianopel.
Bruders fort. Nachdem er in Kleinasien die Macht des Karamanen-Emirs, der mit einigen andern mohammedanischen Fürsten einen Waffenbund gegen die drohende Uebermacht der Osmanen geschlossen, in einem kurzen Feldzug gebrochen und die alte Galaterstadt Angora (Ankyra) mit ihren weiten Fruchtgefilden und berühmten Ziegenheerden durch die freiwillige Unterwerfung der reichen Gutsbesitzer (Achi) in seine Gewalt gebracht; setzte er nach Kallipolis 1360.
über und drang, unterstützt von den tapfern Heerführern Hadschi-Ilbeki, Evrenos und Lalaschahin, erobernd nach Norden und Westen vor. Vor der ungestümen Kraft der Janitscharen, die durch den kriegerischen Sultan Murad ihre vollendete Organisation erhielten, bestanden weder die byzantinischen Besatzungsheere in den festen Städten und Burgen Thraciens und Romaniens noch die undisciplinirte Tapferkeit der barbarischen Völker im Süden der Donau. Nachdem Hadschi-Ilbeki die Stadt Tschorli eingenommen und den verwundeten und gefangenen Befehlshaber enthauptet hatte, brachte er Didymoteichon, unlängst noch der Herrschersitz Kantakuzens, in seine Gewalt, indeß Murad selbst mit dem Feldherrn Lalaschahin gegen **Adrianopel** vorrückte und nach einem blutigen Sieg vor den Mauern der Stadt dieses Bollwerk des byzantinischen Reichs zur Uebergabe zwang. Bald fiel auch Philippopolis, die wohlhabendste Stadt Romaniens, in die Hände des Osmanenherrschers, der 1362.
sogleich Anordnungen traf, diese beiden Städte durch Anlagen und Bauwerke im Geiste des Morgenlandes zu würdigen Herrschersitzen zu erheben.

So war die Vorhut des byzantinischen Kaiserthums gebrochen und die Siegreiches Vorgehen der Türken in den Donauländern.
Verbindung mit dem übrigen Europa abgeschnitten. Ein allgemeiner Schrecken überfiel das christliche Abendland, als die altberühmten Städte, welche einst die Griechen und Römer gegründet, welche in der Geschichte des römischen Kaiserthums

eine so bedeutende Rolle gespielt, in die Hände der Ungläubigen fielen, und diese nun Anstalten trafen, jene dichte Völkermauer zu durchbrechen, welche, von den Albanesern, Serbiern, Wlachen und Bulgaren gebildet, sich von den Ufern des adriatischen Meeres längs der macedonischen und thracischen Hochgebirge in ununterbrochener Linie bis zu den Gestaden des Pontus Euxinus hinzog. Noch konnte man hoffen, die vorwärts dringende Macht der Osmanen werde an diesen Völkerschaften, welche in so mancher Schlacht ihre Tapferkeit und ihren rauhen Kriegsmuth bewährt hatten, einen unüberwindlichen Widerstand finden, da ihre ursprüngliche natürliche Kraft noch ungeschwächt fortbestand: aber in kleine Volkstheile zersplittert und nicht gewohnt, ihre Sonderinteressen einer höheren politischen Idee unterzuordnen, waren jene Fürsten und Völker auf die Dauer den von Herrschsucht und religiöser Begeisterung vorwärts getriebenen Osmanen nicht gewachsen. Der Kriegsbund, den der Fürst der Serbier mit den benachbarten Volksstämmen zu Stande brachte, nahm ein klägliches Ende. Hadschi-Ilbeki überfiel mit einer Heerabtheilung die in trunkener Unordnung vor Adrianopel gelagerten zuchtlosen Schaaren und vernichtete den weit stärkeren Feind auf Einen Schlag. Tausende ertranken
1363. in den Fluthen der Maritza, Tausende wurden als Gefangene weggeführt und zu einem bestimmten Preis, den der Sultan als das ihm gesetzlich zustehende Fünftel der Siegesbeute in Anspruch nahm, verkauft oder ausgelöst. Noch jetzt ist das Schlachtfeld bekannt unter dem Namen „der Serbier Niederlage".

Hadschi-Ilbeki starb bald darauf, wie es heißt, vergiftet durch Lalaschahin, der über die ohne seine Mitwirkung ausgeführte glänzende Waffenthat des Rivalen Eifersucht empfand. König Ludwig von Ungarn aber soll aus Dankbarkeit, daß seine Kriegsmannschaft nicht von dem Verderben mitergriffen ward, die Wallfahrtskirche Mariazell im steyermärkischen Hochgebirge gestiftet haben.

Serbien und Bulgarien zinspflichtig. 1365. Nach diesem Sieg verlegte Sultan Murad seinen Herrschersitz nach Adrianopel und erbaute sich am reizenden Ufer der Tundscha ein prächtiges Serai. In wenigen Jahren erstreckten sich die türkischen Besitzungen im Osten bis nach Visa, dem schönen Landsitz des byzantinischen Hofes an der Grenzscheide des Weichbildes von Konstantinopel, im Norden und Westen bis an die Gebirgszüge, welche das alte Thracien von Mösien und Macedonien trennten; und welche Zukunft eröffnete sich den osmanischen Waffen, als Lalaschahin
c. 1370. durch die Eroberung von Samakov in den Besitz der Engpässe oder Derbennen kam, welche den in jener Gegend zusammenlaufenden Gebirgszügen des Balkan, Argentara und Despoto-Tagh zum Scheitelpunkt dienten, und durch die Einnahme des macedonischen Seres den Weg nach Thessalonich frei machte! Schon eilten die kleineren Fürsten und Stammhäupter, dem Sultan ihre Unterwerfung anzubieten und gegen Zinspflicht und Heeresfolge ihre Clientelherrschaften zu sichern. Selbst der Serbenfürst Lazarus mußte die Oberhoheit Murads anerkennen und Tribut und Reiter stellen, als seine feste Stadt Nissa

mit den daselbst aufgehäuften Reichthümern und Kriegsvorräthen nach tapferster
Vertheidigung erobert und der Plünderung preisgegeben worden. Der Bul- 1375.
garenfürst Sisman, welcher Nicopolis und Silistria beherrschte, kam einem
gleichen Schicksal zuvor, indem er mit dem mächtigen Sultan, als er drohend
an seine Grenze rückte, einen Vertrag abschloß und als Pfand treuer Waffen-
brüderschaft seine Tochter in den Harem lieferte und Heeresfolge versprach.

Die Oberherrschaft der Osmanen in Asien befestigt.

Aehnliche Erfolge trug Murads Staatskunst, verbunden mit seinem
Waffenglück, in Asien davon. Als sein Erstgeborner Bajesid (Bajazeth) sich
mit der Tochter des Mohammedanerfürsten von Kermian vermählte und
dadurch in den Besitz von Kutahia und andern wichtigen Städten kam, schickten 1381.
alle Emire Kleinasiens, selbst die Sultane von Aegypten und Syrien, Ehren-
gesandtschaften mit Geschenken und Gaben der Huldigung zu dem Hochzeits-
fest. Die schöne, fruchtbare, seenreiche Landschaft Hamid mit den Städten
Begscheri, Akschehr und Isparta brachte Murad durch Kauf an sich. Durch
diese Erwerbung rückte das Osmanenreich an die Grenze von Karaman, wo
der mächtigste der Türkenfürsten Ali-Beg von Konijah regierte. Auch ihn hatte
Murad durch die Hand seiner Tochter zur Bundesgenossenschaft zu bewegen
gesucht; aber Ali-Beg haßte und fürchtete die Osmanen und konnte sich nicht
zu einer untergeordneten Stellung entschließen. Bald entstand Krieg zwischen
beiden; doch vergebens strengte Ali in der Ebene von Konijah alle seine Kräfte 1386.
an; vor der Kriegskunst Timurtasch's, des Beglerbeg von „Rumili", der
unter den Augen des Sultans und seiner Söhne Bajesid und Jakub die Schlacht
ordnete und leitete, und vor dem Ungestüm der Janitscharen erlag die meistens
aus leichter Reiterei bestehende Kriegsmacht des asiatischen Fürsten. Nur der
Fürbitte seiner Gattin hatte es Ali-Beg von Konijah zu verdanken, daß ihm
Murad noch einen Schatten von Herrschaft ließ. Nachdem er des Siegers Füße
geküßt und seine Huldigung dargebracht, wurde ein Friedens- und Bundes-
vertrag abgeschlossen. Fortan war Ali-Beg, vordem der mächtigste Herrscher
Kleinasiens, ein Clientelfürst der Osmanen.

Gleiche Erfolge erlangte Murad einige Zeit nachher im Westen: der Fürst von Ssaruchan unterwarf sich freiwillig und verzichtete auf seine Herrscherrechte; der Emir von Aidin wurde auf das Stadtgebiet von Smyrna beschränkt und der Fürst von Mentesche suchte eine Freistatt bei dem Herrn von Kastemuni und Sinope, dem alten Paphlagonien. Unter Murads Nachfolger erhob Ali-Beg noch einmal die Fahne der Unabhängigkeit, aber im Felde überwunden und nach Brusa in Gefangenschaft geschleppt, fand er dort ein blutiges gewaltsames Ende.

Aufruhr und Bündnisse.

Murad ging bei seinen Eroberungsplänen mit Vorsicht und Staatsklug-
heit zu Werke; und es war ein großes Glück für ihn, daß die zahlreichen
Feinde sich niemals zu einem gemeinsamen und gleichzeitigen Angriff verei-
nigten, daß erst wenn der Eine besiegt zu Boden lag, der Andere die Waffen
ergriff. Während Murad mit den Serben und Bulgaren im Krieg lag, hatten
sich die Fürsten Kleinasiens in sorgloser Ruhe gewiegt, und als Ali-Beg die

Kriegsfahne erhob, war der Sultan gerade eines gefährlichen Aufruhrs in seinen europäischen Staaten Meister geworden. Erschrocken über die unheimliche Annäherung der Osmanen gegen die Hauptstadt, hatte Johannes Paläologus vor mehreren Jahren eine Reise nach Italien und Frankreich unternommen, um den heiligen Vater in Rom und die abendländische Christenheit zu kriegerischen Anstrengungen wider den gemeinsamen Feind zu bewegen. Leere Verheißungen und eine große Schuldenlast bei den Wechslern von Venedig waren die Früchte seiner Bemühungen auf der prunkhaften Kaiserfahrt. Als er von der Markusstadt wieder heimkehren wollte, drangen die Gläubiger auf Bezahlung ihrer Vorschüsse, und hielten den Gebieter des Ostens fest, bis er Zahlung geleistet haben würde. Sein Sohn Andronicus, der während des Vaters Abwesenheit die Reichsverwesung führte, beeilte sich nicht, durch Uebersendung der erforderlichen Geldsummen die Rückkehr des Kaisers zu beschleunigen; vielmehr wünschte er auch ferner im Besitz der Herrschaft zu bleiben. Dagegen raffte der zweite Sohn Emanuel, der bisher die Handelsstadt Thessalonich gegen Timurtasch muthig und erfolgreich vertheidigt hatte, auf die Kunde von des Vaters Gefangenhaltung, alles Gold und Silber, das er aufbringen konnte, zusammen, und bewirkte, nach Venedig eilend, die Befreiung des byzantinischen Herrschers. Zum Dank ernannte Johannes nach seiner Rückkehr den jüngeren Sohn zum Thronerben. Ergrimmt über die Zurücksetzung, sann Andronicus auf Rache. Er verband sich mit Saudschi, Murads Sohn, der gleichfalls mit seinem Vater in Unfrieden lebte, und beide faßten den Plan, durch offene Empörung die Herrschaft an sich zu reißen. Die Gleichheit der Lage und der Interessen führte nunmehr auch die Väter zu einem Bund zusammen, dessen Zweck die Bestrafung der ungehorsamen Söhne sein sollte. Die Empörer wurden überwältigt; Saudschi fiel zu Didymoteichon in die Hände des erzürnten Sultans, der den Gefangenen zuerst blenden, dann enthaupten und die Mit-
1383 schuldigen vor seinen Augen über die Stadtmauer in die Maritza stürzen ließ. Nun verlangte Murad von seinem byzantinischen Verbündeten, daß er dieselbe Strafe auch an Andronikus vollziehe. Johannes wagte nicht zu widerstehen. Er gebot, daß der im Purpur geborne Thronfolger nebst seinem Sohne des Augenlichts beraubt und in einem festen Thurm vor dem Thore eingeschlossen werde. Aber die Strafe wurde so milde oder so ungeschickt vollzogen, daß der Quell des Sehens nicht ganz verlosch.

„In Murads Verfahren gegen Saudschi liegt der Keim zu jener heillosen Politik des osmanischen Despotismus, welche in späterer Zeit die Brüder und Verwandten des Thronfolgers zu ewiger Gefangenschaft in dem Serai oder zu gewaltsamem Tod durch die Hände der Sclaven des Großherrn verdammte. Die Zeit trieb den Keim nach den Gesetzen einer gewaltigen Nothwendigkeit nach und nach zur Entwickelung empor, und die Früchte, die er getragen hat, sind eben so viele Schandflecken in den mit seinem eignen Blute getränkten Annalen von Osman's Herrscherstamm geworden."

Die Abwesenheit Murad's in Asien gab dem Serberfürsten Lazarus den Gedanken ein, sich der Macht des Sultans, die seit der Eroberung Sofia's, der altberühmten Stadt Sardica in der fruchtbaren Ebene am Orbelos, (1382) in das Herz der Donaustaaten vorgedrungen, zu entziehen und das Clientelverhältniß zu zerreißen. In Verbindung mit den Bosniern und Albanesen griff er die getheilten Heerhaufen der Türken an und schlug sie mit großem Verluste zum Lande hinaus. Bald schloß sich auch Sisman, der Bulgarenfürst, an, die Sache der Freiheit und Nationalität höher achtend als die Bande der Verwandtschaft. Nun eilte Murad von den Festlichkeiten zu Jenischehr mit großer Streitmacht nach Adrianopel und rückte in Bulgarien ein. Schumna fiel in die Hände Ali-Pascha's, welcher die Vorhut führte, und diente als Stützpunkt gegen die Donau. Bald waren die kleineren Festungen im Süden des Stromes in der Gewalt der Türken, und Murad schickte sich bereits an, Nicopolis zu belagern. Da verlor Sisman den Muth. Er warf sich dem Sultan zu Füßen und erkaufte sich Leben und Freiheit um den Preis seines Landes. Bulgarien wurde für eine türkische Provinz des osmanischen Reiches erklärt. Jetzt raffte der kühne Serberfürst seine ganze Kraft zusammen. Die gemeinsame Gefahr führte die Beherrscher von Bosnien, Albanien, der Walachei und der Herzegowina unter seine Fahne. Auch ungarische Hülfstruppen und flüchtige Bulgarenhaufen fanden sich ein. Auf der Ebene von Kossowa sammelte sich ein Christenheer, das an Zahl den Osmanen um das fünffache überlegen war. Die ganze Ebene, das „Amselfeld" genannt, war von schwergepanzerten Kriegern übersäet: Der Serberfürst Lazarus setzte die Hand seiner Tochter und zehn reiche Städte demjenigen als Preis aus, der ihm den Sultan gefangen vorführen würde. Die Schlacht war heiß und blutig; man kämpfte Mann gegen Mann, Brust gegen Brust. Der Sultan selbst, sein Sohn Bajesid, der mit seiner eisernen Keule Wunder der Tapferkeit verrichtete, seine Feldherren, der graue Held Ewrenos und Balanbeg, der Eroberer Sofia's, mischten sich persönlich in das Kampfgewühl. Lange schwankte der Sieg; „das Blut der Gläubigen und Ungläubigen floß in Strömen, und weit und breit deckte sich das Schlachtfeld, gleich einem buntfarbigen Tulpenbeet, mit den Köpfen der Gefallenen." Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der Osmanen; das leichte türkische Fußvolk war den schwergepanzerten Reihen der abendländischen Heeresmassen überlegen. Zahllose Leichen lagen auf dem Waffenfelde zerstreut, darunter auch König Lazarus; was nicht fiel oder durch die Flucht entkam, wurde in Fesseln auf den Sclavenmarkt geführt. Aber auch Murad sollte seines Sieges nicht froh werden. Ein verwundeter serbischer Edelmann, Milosch Kobilowich, drängte sich durch das Gefolge und stieß dem verhaßten Großherrn einen Dolch in den Leib. Der Thäter wurde auf der Flucht ergriffen und erschlagen. Bald darauf hauchte Murad sein Leben aus, mitten unter den Trophäen, die Hinfälligkeit menschlicher Dinge beklagend. Der

Die Schlacht auf dem Amselfelde und Murad's Ausgang.

Juni 1389.

Leichnam des großen Sultans, der nicht minder wegen seiner Frömmigkeit, seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe zur Bildung berühmt war, als wegen seiner Feldherrngaben und seines unternehmenden Geistes, wurde in Brusa beigesetzt. Die Mohammedaner ehrten ihn als Märtyrer für die heilige Sache ihres Glaubens und ihres Reiches; aber auch das Andenken seines Mörders wurde von den Christen in Lied und Legende gefeiert.

„Murads ganzer Lebenslauf", sagt Hammer, „füllte die beiden Beinamen des Herrn (Chudawendkiar) und des Siegers (Ghasi), unter denen er in der osmanischen Geschichte berühmt ist, im vollsten Maße aus; er war ein unermüdeter Kämpfer im heiligen Krieg und meistens ein gerechter Herr." Obwohl er den Umgang der Gelehrten liebte, war er doch des Schreibens unkundig. Bei Unterzeichnung eines Handelsvertrags mit der Republik Ragusa bediente er sich seiner ganzen in Dinte getauchten Hand, welche er als Unterschrift und Siegel am Anfang der Urkunde abdrückte. „Das auf diese Weise entstandene Zeichen, das Tughra, ist seitdem die offizielle Unterschrift der Sultane geblieben und hat durch spätere Deutung, indem man in den rohen Umrissen der Hand gewisse Schriftzeichen gefunden hat, als Namenszug des Sultans mit den Beisatz „Immer siegreich", einen höheren Sinn erhalten."

3. Sultan Bajesid's Eroberungszüge.

Bajesid 1389–1403. Auf dem Schlachtfelde von Kossowa empfing Bajesid den Fußkuß und die Huldigung seiner Vassallen. Um in seiner Herrschaft keinen Nebenbuhler zu haben, ließ er seinen Bruder Jacub, der auf dem Amselfelde an seiner Seite gefochten, ermorden. So wollte es die grausame Politik des Hauses. Wenn schon bei den Vorgängern neben manchen Tugenden und löblichen Eigenschaften ein gewaltthätiger Sinn und eine rauhe, oft harte und grausame Gemüthsart zu Tage trat, so waren diese Gegensätze in noch höherem Grade in Bajesid vereinigt. Die Gläubigen rühmten seine Wohlthätigkeit, seine Freigebigkeit gegen Moscheen und Klöster, seine Gerechtigkeit, Milde und Pietät; und dennoch tödtete er mit kaltem Blute seinen jüngeren Bruder und erfüllte die Welt mit wilden Kriegsthaten. Denn auf Waffen und Eroberung war sein ganzer Geist gerichtet und die kriegerischen Unternehmungen verfolgte er mit solchem Ungestüm, mit so plötzlicher und überwältigender Kraft, daß man ihm den Beinamen Jildirim, d. h. „Blitz" oder „Wetterstrahl" beilegte. — Um die Früchte des Sieges von Kossowa rasch einzuthun, ließ er seine Heere nach allen Seiten ins Feld rücken. Während Timurtasch Serbien in Besitz nahm und Stephan, des Lazarus Sohn und Nachfolger, so sehr ins Gedränge brachte, daß er dem
1390. Sultan als seinem Oberherren huldigte, ihm die jugendlich blühende Schwester in den Harem gab und Tribut und Heeresfolge gelobte; durchzog Jigitbeg raubend und verheerend Bosnien, gründete im nördlichen Macedonien die Statthalterschaft Skopi, die, durch türkische Ansiedler bevölkert, gleich der südlichen Stadt Seres, ein Stützpunkt für weitere Eroberungen ward, und unter-

nahm Streifzüge nach Albanien und in das illyrische Küstenland bis in die Gegend von Durazzo; eine dritte Abtheilung setzte bereits über die Donau und suchte die südlichen Landstriche der Walachei mit Plünderung und Verheerung heim und als Fürst Myrtsche sich endlich zur Gegenwehr setzte, wurde er von dem Sultan selbst aufs Haupt geschlagen und in das Verhältniß eines 1391.
zins- und kriegspflichtigen Clientelfürsten gebracht.

Zugleich öffnete sich dem neuen Sultan die Aussicht, auch den Rest des byzantinischen Reiches unter seine Schutzherrschaft zu stellen. Wir wissen, daß Johannes Paläologus seinen Erstgebornen, Andronikos, und dessen jungen Sohn Johannes zu Gunsten seines Lieblings Manuel von der Thronfolge ausgeschlossen und mit geschwächtem Augenlicht in einem Thurm in Haft genommen. Auf die Kunde von Murad's Tod entflohen die Gefangenen zu Bajesid und flehten dessen Hülfe zur Wiedererlangung ihres Thronrechts an, wofür dem Sultan ein jährlicher Tribut und mancherlei andere Vortheile in Aussicht gestellt wurden. Bajesid ging sogleich auf den Vorschlag ein. Seinem Hülfsheer von 6000 Reitern und 4000 Mann Fußvolk vermochten Johannes und Manuel nicht lange zu widerstehen. Nach kurzer Belagerung fiel das „goldene Schloß“, ihr Aufenthaltsort, in die Gewalt Bajesid's, und nun wurden beide, der Kaiser und der erklärte Thronfolger, in demselben Thurm eingeschlossen, wo die andern vorher geschmachtet hatten, während Andronikos die Zügel der Herrschaft in Konstantinopel ergriff. Der Türke gab ihm den Rath, sich durch Mord der Nebenbuhler zu entledigen; aber Andronikos trug Scheu, sein Gewissen mit einer so schweren Frevelthat zu belasten. So kam es, daß sich nach zwei Jahren der wunderbare Schicksalswechsel wiederholen konnte. Durch die Bestechlichkeit der bulgarischen Wächter gelang es den eingeschlossenen Fürstenhäuptern zu entfliehen. Sie eilten zu Bajesid und flehten nun ihrerseits dessen Beistand an, die Bedingungen des Andronikos durch größere Verheißungen überbietend. Bajesid ließ zuerst die Volksstimmung auskundschaften; und als er fand, daß die Byzantiner mehr zu Manuel neigten, als zu dem älteren Bruder, so lieh er nunmehr wieder seinen Arm zur Vertreibung seines früheren Schützlings und ließ es geschehen, daß der Patriarch den zweiten Sohn mit dem kaiserlichen Diadem schmückte. Zu solcher Ohnmacht war bereits der Thron der Constantine herabgesunken. Manuel, der noch einige Zeit als Thronfolger dem Vater zur Seite stand, dann, als Schmach und Kränkungen denselben ins Grab gestürzt, selbst den Kaisertitel annahm, war in gänzlicher Abhängigkeit von dem Osmanenherrscher, auf dessen Befehl er mit seiner Kriegsmannschaft sich unter die Türkenfahne stellen mußte, als Bajesid die letzte christliche Herrschaft in Kleinasien zur Unterwerfung zwang, und die eroberte Griechenstadt Philadelphia in die mohammedanische Stadt Alaschehr verwandelte, an dessen Hoflager er als demüthiger Clientelfürst mit hundert Bewaffneten sich einfand, um Zeuge zu sein, wie der

Bajesid und der byzantinische Kaiserhof.

Osmane durch Befestigung der Stadt Kallipolis und des Hafens den Hellespont in seine Gewalt zu bringen und jede fremde Hülfe zur See unmöglich zu machen suchte. Manuel's Herrschaft war, da Andronikos und Johannes sich in einigen Landschaften behaupteten, auf die Hauptstadt und die nächsten Umgebungen beschränkt; und es wäre dem Sultan nicht schwer gefallen, schon jetzt dem Schattenreich im Osten ein Ende zu bereiten, hätte er nicht gefürchtet, durch einen solchen Schritt die gesammte Christenheit unter die Waffen zu bringen. Er zog es vor, den Kaiser in Zins- und Heerespflicht zu halten, die christlichen Einwohner zu nöthigen, mohammedanische Ansiedler in ihrer Mitte aufzunehmen, eine Moschee und einen türkischen Kadi zu dulden, durch Beschränkung der Stadt auf die nächsten Umgebungen die Bürgerschaft in steter Furcht und Abhängigkeit zu halten. Die gegenseitige Rivalität der fürstlichen Häupter, des Manuel in Konstantinopel, seines Vetters Johannes in Selymbria, welche sich beide das ausschließliche Thronrecht und die Ehre des Kaiserthums beilegten, machte den Sultan zum eigentlichen Gebieter. Jeder Versuch, sich der Clientelschaft zu entziehen, konnte Bajesid durch Begünstigung des Nebenbuhlers im Keime ersticken. Der „Kaiser der Römer" war zum Sclaven eines fremden Machtherrschers herabgesunken, der Gesalbte des Herrn in den Dienst eines Saracenenfürsten gegeben. Am Hoflager zu Adrianopel oder Seres sah man bald den einen, bald den andern im Gefolge des Sultans eifrig beflissen, durch Demuth und Unterwürfigkeit die Gnade des Gebieters auf sich zu ziehen.

Bajesid's Gewaltherrschaft und Siegeslauf.

Sie mochten sich trösten, daß es Andern noch schlimmer erging. Als der Bulgarenfürst sich von der drückenden Abhängigkeit zu befreien suchte, wurde er nach Philippopel in Gefangenschaft geführt, wo er seine Tage beschloß. Sein Sohn trat zum Islam über und erlangte eine Stelle unter den Großen des Osmanenreichs; die bulgarischen Donaufestungen Widdin, Nikopolis, Silistria, Sistowa u. a. fielen in Bajesid's Gewalt und bald fühlten die südlichen Landschaften von Ungarn und Siebenbürgen die Leiden und Drangsale verheerender Kriegszüge und räuberischer Ueberfälle. Auch andere Gegenden erzitterten unter dem eisernen Fuß des kriegerischen Sultans. Er eroberte ganz Macedonien und Thessalien, drang durch die Thermopylen nach den verödeten, in kleine dynastische Herrschaften zerspaltenen Hellas und Peloponnes, erstürmte Argos und ließ seine raschen Reiter die Südspitze des alten Lakoniens durchstreifen. Die buhlerische Herzogin von Delphi und ihre Tochter behielt er an seinem Hof und zwang sie, zum Islam überzutreten. Theodoros, der Statthalter seines kaiserlichen Bruders Manuel in Sparta, welcher sein Land an die Johanniter verkauft hatte, starb durch die Hand des türkischen Wesir; Argos, das die Venetianer tapfer vertheidigt hatten, wurde nach der Erstürmung dem Erdboden gleich gemacht und alle Bewohner nach Asien in die Sclaverei geführt. Türkische Statthalter und Besatzungen geboten im Süden

und Norden des Isthmus. Zugleich wurden die Inseln des ägäischen Meeres mit Raubzügen heimgesucht und nur mühsam durch die Johanniter auf Rhodos und durch die Galeeren der christlichen Seestaaten geschützt.

Das christliche Abendland zieht zum Kampf aus. 1396.

Da waffnete endlich, von den flehentlichen Bitten Manuel's bestürmt, das ganze Abendland wider den furchtbaren Feind. Sigmund, König von Ungarn und Böhmen, war die Seele der Unternehmung, welche die Ungläubigen nach Asien zurückwerfen und die christliche Hauptstadt im Osten vom Untergange retten sollte. In Frankreich war durch den Marschall Boucicault (S. 392), eine Begeisterung und Kriegslust erweckt worden, die an die Kreuzzüge in den Tagen der Väter erinnerte. Der ritterliche Kriegsmann, welcher kurz vor der Schlacht von Kossowa das Morgenland besucht, im Hoflager von Kallipolis sich von der drohenden Macht der Osmanen überzeugt und in Konstantinopel das Elend und die Gefahr des byzantinischen Reiches mit angesehen, hatte nach seiner Rückkehr von einer abenteuerlichen Pilgerfahrt im heiligen Lande durch seine Erzählungen die Gemüther des kampflustigen Adels mächtig aufgeregt. Als daher eine ungarische Gesandtschaft vom König Sigmund in Paris eintraf, um bei König Karl VI. Hülfe zu suchen wider den Urfeind der Christenheit, fand sie am französischen Hofe gute Aufnahme. Der Papst unterstützte ihr Gesuch mit feurigen Ermahnungen, und Boucicault, der schon früher mit Sigmund eine persönliche Zusammenkunft gehabt hatte, und der Graf von Eu, Connetable von Frankreich, der Leidensgefährte des Marschalls in der ägyptischen Gefangenschaft, leisteten ihren Bemühungen Vorschub. Der Hof, der hohe Adel und die Geistlichkeit strengten alle Kräfte an, um einen der Größe und des ritterlichen Ruhmes Frankreichs würdigen Feldzug zu Stande zu bringen. Tausend Ritter in voller Rüstung, darunter Glieder der edelsten Geschlechter, eine gleiche Anzahl Knappen und 6000 Mann Söldner zu Roß und zu Fuß zogen unter der Führung des Grafen von Nevers, des jugendlichen Sohnes Johann's von Burgund, zum Kampfe aus, nachdem sie, wie einst die Kreuzfahrer in St. Denys, den Beistand des Himmels erfleht. In Ofen, wo König Sigmund ihnen einen feierlichen Empfang bereitete, vereinigten sich die deutschen Hülfstruppen, welche Friedrich von Hohenzollern, Großprior von Deutschland, der Kurfürst von der Pfalz, der Graf von Mümpelgard, Burgvogt von Nürnberg, Graf Hermann von Cilli aus Steyermark und andere Reichsvasallen herbeiführten, mit dem Kreuzheer, dessen Gesammtstärke sich nunmehr auf 100,000 berittene und wohlgerüstete Leute belief. Auch die walachischen Truppen unter dem Lehnsfürsten Myrtsche und die Rhodiserritter unter dem Großmeister Philibert von Naillac schlossen sich dem Zuge nach der unteren Donau an.

Der Feldzug an der Donau.

Wenn man die übermüthigen Reden der siegessichern französischen Ritterschaft hörte, so war an den glänzendsten Erfolgen nicht zu zweifeln. Nicht nur Europa sollte von den Ungläubigen befreit werden, man träumte bereits

von Eroberungen in Asien, von Wiedergewinnung des heiligen Landes. Und als ob der Feind schon geschlagen wäre, verbrachten Ritter und Edle Tage und Nächte bei Schmaus und Gelagen und buhlten mit den leichtfertigen Dirnen, welche in Menge dem Lager folgten. Alle Mannszucht war gewichen; die Führer waren ohne Autorität; die Strafreden der Geistlichen wurden verlacht. Die rasche Eroberung mehrerer Donaufestungen, darunter Orsowa und Widdin, erhöhte die Siegeszuversicht der christlichen Streiter. Unter den Mauern von Widdin empfing der Graf von Nevers mit dreihundert seiner Kampfgenossen den Ritterschlag zum Lohne ihrer Tapferkeit; Rachowa wurde nach heftigster Gegenwehr vom Marschall Boucicault erstürmt. Bei der Belagerung von Nikopolis, die sich aus Mangel an Werkzeugen in die Länge zog, drangen die ersten unbestimmten Gerüchte von der Annäherung Bajesid's zu dem Kreuzheer. Sie waren aber nicht vermögend, das Lustleben und den Uebermuth herabzustimmen. Wenn der Sultan, wie es heißt, einst gedroht hatte, er werde nächstens seinem Pferde auf dem Hochaltar von St. Peter Futter aufschütten, so prahlten jetzt die französischen Ritter, „wenn der Himmel einstürze, würden sie ihn mit ihren Speeren aufhalten."

Die Schlacht bei Nikopoli. Mitte Sept. 1396.

Die Ankunft des Sultans, den man noch in Asien oder vor Konstantinopel glaubte, kam den christlichen Streitern so unerwartet, daß König Sigmund kaum Zeit fand, die nöthigen Anordnungen zur Schlacht zu treffen. Gegen seinen Rath erzwangen die schwergepanzerten französischen Ritter den Ehrenplatz im Vordertreffen, den der König seiner leichteren ungarischen Reiterei und dem Fußvolk hatte einräumen wollen. Mit Ungestüm warfen sie sich auf die vordern Heerhaufen, durchbrachen die gegen sie aufgerichteten Palissaden und fügten den Janitscharen und der zu ihrem Schutze aufgestellten leichten Reiterei großen Schaden zu; als sie aber rasch vordringend, unerwartet auf die durch eine Anhöhe gedeckte Hauptmacht des Sultans stießen, verloren sie, durch den langen schweren Kampf bereits ermüdet, so sehr allen Muth, daß sie sich, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, plötzlich zur Flucht wandten. Aber die Osmanen holten die ermatteten Pferde ein und richteten im Dämmerlicht des aufgehenden Mondes unter den fliehenden und verwirrten Schaaren eine blutige Niederlage an. Wie viele edle Männer aus den ersten Familien Frankreichs, vordem berühmt und gefürchtet als Helden der Schlacht und der Turniere, erlagen auf dem Felde von Nikopolis unter den Schwertern und den kupfernen Streitkolben der Osmanen! Da fiel im dichtesten Schlachtgetümmel der edle Admiral von Frankreich, Jean de Vienne, das Panier der heil. Jungfrau noch mit sterbender Hand hochhaltend; da fielen Philipp von Bar, Wilhelm de La Tremouille mit seinem Sohne, der alte Herr von Coucy. Aber größer noch war die Zahl derer, welche in Gefangenschaft geriethen und gefesselt in das Lager des Sultans geführt wurden. Unter ihnen waren die Grafen von Nevers, von Eu, von La Marche, der Marschall Boucicault und viele andere.

Die Flucht und Niederlage der französischen Kriegshaufen entschied das Schicksal der ganzen Schlacht. Die Walachen und Ungarn auf den beiden Flügeln wichen vor dem wilden Andrang der Türken zurück und gaben dadurch das Mitteltreffen, wo König Sigmund selbst mit dem Kern des Heeres neben Hermann von Cilly, dem Palatin Nicolaus von Gara und dem Kurfürsten von der Pfalz Stellung genommen, dem anstürmenden Feinde preis. Muthvoll widerstanden die tapferen Männer dem Angriff der Janitscharen und Sipahi, bis der Fürst von Serbien mit frischen Truppen den Osmanen zur Hülfe kam und den Sieg entschied. Furchtbar wüthete nun das Schwert der Ungläubigen unter den christlichen Streitern. Tausende sanken in den Staub oder wurden in die Gefangenschaft weggeführt; und wie viele fanden in den Fluthen der Donau ihren Tod, von den steilen Felsenufern in die Tiefe gestürzt, oder in überfüllten Barken versinkend! Nur mit Mühe entging König Sigmund unter dem Schutze seiner treuesten Waffengefährten, des Burggrafen von Nürnberg und Hermanns von Cilly, seinen Verfolgern. Die Flüchtigen erreichten mit dem Großmeister der Johanniter, dem Erzbischof von Gran und einigen andern auf einem Fahrzeuge die venetianische und rhodische Flotte vor der Mündung der Donau, welche dieselben über Konstantinopel nach Dalmatien rettete. Einzelne zersprengte Haufen irrten in den Waldungen umher, bis auch sie dem Hunger, der Kälte und den Krankheiten erlagen. Nur wenige Glückliche führte ein günstiges Geschick nach der Heimath zurück. Unermeßlich war die Beute an Gold und Silber, an Edelgestein und Kostbarkeiten aller Art, welche in die Hände der Feinde fiel. Aber auch unter den Türken hatte der Schlachtengott seine blutige Ernte gehalten; selbst der Sultan, von einem zackigen Streitkolben verwundet und vom Pferde gerissen, hatte in Lebensgefahr geschwebt. Als er die Leichen seiner Streiter in hohen Haufen auf dem Waffenfelde liegen sah, entbrannte er in heftigen Zorn und ließ dreitausend Gefangene ihren Manen zum Opfer schlachten. Die Gefallenen und Gemordeten wurden auf beiden Seiten als Märtyrer gepriesen. Nur die vornehmen Edelleute, wie die Grafen von Nevers, von Eu, Guy de La Tremouille, Boucicault u. A., von denen ein großes Lösegeld zu erwarten stand, entgingen dem Todesloos; den baierischen Knappen Schiltberger rettete seine Jugend. Nach seiner Rückkehr hat er die ausgestandenen Leiden während und nach der Schlacht bei Nikopolis treuherzig beschrieben.

Nur mühsam konnten die hohen Geldsummen zusammengebracht werden, nach deren Empfang Bajesid die erlauchten Gefangenen aus Brusa abziehen ließ. Als Gegengabe für die kostbaren Geschenke, wodurch der französische Hof den Sultan milder zu stimmen gesucht, sandte dieser Waffen und Kriegsgeräth, welche das Andenken an die Schlacht von Nikopolis noch unter den nachgebornen Geschlechtern lebendig erhalten sollten.

Bajesid benutzte seinen Sieg und den dadurch erzeugten Schrecken, um Bosnien in seine Gewalt zu bringen und seine Herrschaft an der Save und *Bedrängniß und Noth in Konstantinopel.*

Donau zu befestigen. Doch lag ein Ueberschreiten dieses Stromes noch nicht in seinem Plane. Es genügte ihm, sich die Uferfestungen zu sichern und durch Streifzüge nach der Walachei und nach den Gebirgslanden an der Drau und in das südliche Ungarn die umwohnenden Völker seine Macht fühlen zu lassen. Sein nächstes Augenmerk war vielmehr auf den Rest des byzantinischen Reiches gerichtet, der seine Besitzungen unterbrach und dessen Existenz ihn stets in feindselige Verwickelungen mit der übrigen Christenheit zu bringen drohte. War doch Manuel der Haupturheber des Kreuzzugs an der Donau gewesen und der Ausgang der Schlacht von Nikopolis schreckte denselben nicht ab, die abendländischen Höfe mit neuen Hülfegesuchen anzugehen. Vergebens suchte Bajesid durch Versprechungen und Drohungen den Kaiser zu einer freiwilligen Abtretung zu bewegen; noch lebte in dem Sprößling der Paläologen ein Gefühl von Pflicht und Ehre; und als der Sultan den an seinem Hofe weilenden Johannes als Werkzeug gegen den Oheim benutzen wollte, erblickte die Welt das merkwürdige Schauspiel, daß beide verwandte Fürsten sich zu einer Ueber-
1399. einkunft verstanden, kraft deren Manuel freiwillig die Herrschaft am Bosporus dem Neffen Johannes übertrug, um Zeit zu persönlichen Verhandlungen und Bündnissen im Abendland zu gewinnen, wohin er sich sofort mit seiner Familie einschiffte.

Diese Uebereinkunft war das Werk des Marschalls Boucicault, den die Unfälle von Nikopolis nicht von seinem Eifer für die Sache der Christenheit im Morgenlande abzuziehen vermochten. Er war mit Mannschaft und Schiffen, welche der König von Frankreich, die Johanniter auf Rhodos und die Republiken Venedig und Genua gestellt, durch das ägäische Meer und den Hellespont gesegelt, um den Kaiser bei der Vertheidigung seiner Hauptstadt gegen Bajesid's Belagerungsheer zu unterstützen. Als er kurz darauf mit Manuel sich nach Frankreich einschiffte, ließ er einen Theil der Mannschaft zum Schutze der bedrängten Byzantiner zurück, die einzige Hoffnung der unglücklichen, von Hunger und Elend in Verzweiflung gesetzten Bevölkerung und ihres halbblinden, zinspflichtigen Kaisers, der das Loos seines entfernten Oheims und Rivalen beneidete.

Während Manuel bei den Fürsten und Seerepubliken in Italien, bei den Königen von Frankreich und England um Hülfe bettelte, und mit glänzenden
1400. Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen empfangen, aber mit leeren Versprechungen entlassen wurde, rückte Bajesid mit seinen Belagerungsanstalten immer näher heran, so daß die hülflose und entblößte Hauptstadt trotz ihrer Festigkeit schwerlich auf die Länge der Zeit den Angriffen der Osmanen zu widerstehen vermocht hätte, wäre nicht unerwartet ein Feind erschienen, der auf größeren und blutigeren Pfaden als Bajesid selbst einherschritt.

4. Timur der Mongole und Bajesid's Ausgang.

Timur's Weltstellung. Dieser Feind war der Mongolenbeherrscher Timur, der, seitdem er durch eine Wunde verstümmelt worden, den Beinamen „der Lahme“ (Timurlenk, daher Tamerlan) führte, ein Nachkomme Dschenchis-Chans, dessen verfallenes

Reich er wieder aufzurichten beschloß (VII, 374 ff.). Von unmenschlicher Grausamkeit gegen Feinde und Widersacher, aber groß als Feldherr, Staatsmann und Gesetzgeber, war er nicht blos Welteroberer, sondern auch „Weltherrschaftsgründer", strenge und ernst, ein Feind der Lüge, der Abgott seiner Krieger und nicht ohne Sinn für Wissenschaften. „Die wilde Grausamkeit seiner aus allen Völkern zusammengerafften Soldaten suchte er durch Dichter und Gelehrte, durch Musiker und Ssofis zu mildern, welche beim Heere sich in Schaaren einfanden und mit demselben Asien durchzogen." Anfangs in Diensten des Emir Hosein von Chorasan und Transoxiana aus dem Herrscherstamm der Dschagatai in Balkh und dessen Schild und Arm in den Kämpfen wider die Dscheten oder Geten an beiden Ufern des Oxus, zerfiel er später mit dem Gebieter, der ihm die Schwester zum Lohn in die Ehe gegeben, und wurde nach dem gewaltsamen Tod desselben durch einige verschworene Emire von dem Reichstag oder Kurultai zum Nachfolger erwählt. Hoseins Herrschersitz Balkh war zerstört, die Bevölkerung in Sclaverei geführt worden, darum verlegte der neue Großfürst seine Residenz nach der Stadt Samarkand in reizender Umgebung, die er mit Mauern befestigte, mit Palästen und Gärten verschönerte. Aber nur selten verweilte er in den Städten seiner Heimath, in Samarkand oder Buchara; sein Leben war ein ununterbrochener Kriegs- und Siegeszug; fünfunddreißig Waffengänge machten ihn zum Herrn aller Länder und Völker von China's Mauer bis zum Mittelmeer und von den Grenzen Aegyptens bis in das Herz von Rußland und häuften siebenundzwanzig Kronen auf sein Haupt.

Nachdem Timur die Länder Charism und Kandahar wieder mit dem Reiche der Dschagatai vereinigt, zog er zur Eroberung von Persien oder Iran aus, in dessen weiten Grenzen auf den Trümmern des Reiches Dschengischans sich viele kleine Dynastien erhoben hatten, die nun einzeln die Beute des Mongolenherrschers wurden. In die Herrschaft von Chorasan oder Ostpersien theilten sich die beiden Fürsten von Sebsewar und Herat. Der erstere unterwarf sich, erkannte Timur als Oberherrn an und begleitete ihn als Clientelfürst auf seinen Zügen; der letztere wurde mit den Waffen bezwungen; seine Hauptstadt Herat mit allen ihren Schätzen, welche die früheren Herrscher daselbst aufgehäuft, fiel in die Hände des Siegers; die schöngearbeiteten Thore wurden nach Kesch, der Vaterstadt Timur's, gebracht. Aber das Land war durch viele Festungen geschützt, daher die Eroberung nur langsam vor sich ging. Erst als Nischabur, Sebsewar, dessen Fürst wieder abgefallen war, und Tusch oder Mesched, die Grabstätte vieler großen Männer vergangener Zeiten und als Wallfahrtsort hochgefeiert, gefallen waren, wurde die Unterwerfung vollendet. Um die Empörung von Sebsewar zu bestrafen, ließ Timur zweitausend der Bewohner lebendig über einander schichten und statt Bausteinen mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufmauern. Auch das eigentliche Persien, zu dessen Eroberung Timur nunmehr schritt, war unter zwei Dynastien getheilt: der Fürst

Eroberungszüge in Persien. 1380 ff.

von Farsistan aus dem Hause Mosaffer, ein Nachkomme Hulagu's (VII, 385), erkaufte sich Gnade durch freiwillige Unterwerfung und reiche Geschenke; der Ilchane d. i. Landesfürst von Aserbeidjan dagegen, der schwarze Jusuf, ein Turkmanenhäuptling „vom schwarzen Hammel", setzte sich zur Wehre. Als aber die Landschaften im Süden des kaspischen Meeres, Masenderan und Rei in die Hände der Mongolen gefallen und die Festungen Sultania und Tabris erstürmt waren, flüchtete er sich von Diabekr nach Bagdad, indeß Timur, sich nordwärts wendend, die Gebirgsländer am Kaukasus zur Unterwerfung zwang.

In den Kaukasusländern. Kars, die in Felsen gehauene Grenzfestung, öffnete ihre Thore; der Fürst von Georgien, der in Tiflis wohnte, huldigte dem gewaltigen Eroberer und erkaufte sich die Bestätigung in seinem Reiche durch Verläugnung des christlichen Glaubens; der Beherrscher von Schirwan oder Albanien küßte den Fußschemel des Tatarenchans und brachte Friedensgaben an Seidenstoffen, Pferden, Juwelen und Waffen, neun von jeder Gattung. Als einer der Höflinge bemerkte, daß nur acht Sclaven vorgeführt worden, sprach der Fürst: „Ich selbst bin der neunte", eine „Offenherzigkeit", die ihm des Siegers Gnade erwarb. Auch die Fürsten von Gilan, die sich bisher in ihren Bergschlössern, Wäldern und Morästen frei gefühlt, „küßten die Erde vor dem Eroberer."

In Armenien und Mesopotamien. Darauf wurden Armenien und Mesopotamien unterworfen, die tapfern Vertheidiger von Wan mit gebundenen Armen in die Tiefe gestürzt, die Mauern und Felsenmassen zerstört. — Zerstörung von Ispahan. Ispahan im alten Fars erhob nach dem Tode des Mosaffer-Schah, der sich dem mongolischen Groß-Chan unterworfen hatte, die Fahne der Unabhängigkeit und tödtete die feindliche Besatzung. Rachedürstend rückte Timur herbei, und als die Stadt den stürmenden Angriffen erlag, erging das Gebot, daß jeder Krieger eine bestimmte Anzahl von Köpfen der Einwohner abliefere. Die Zahl der Erschlagenen wird auf 70,000 angegeben. Sie wurden auf den freien Plätzen zu thurmhohen Schädelstätten aufgeschichtet. Doch mitten im Taumel der Blutrache gebot der Barbar, daß man das Stadtviertel, wo die Schriftgelehrten und Gesetzeskundigen wohnten, und das Haus des großen Weisen Chodscha Imadeddin Wais verschone.

Die unterworfenen Dynasten. Nun beugten sich die Fürsten und Statthalter der persischen Landschaften und Timur's Name wurde im Kanzelgebet gefeiert. Aber der Großchan hielt seine Herrschaft nicht für gesichert, so lange noch Häuptlinge aus dem Hause Mosaffer in den schönen Gebirgsgegenden am persischen Meerbusen das Scepter führten. Das Bewußtsein ihrer erlauchten Herkunft von Hulagu, dem Sohne Dschenchischan's, ließ sie jede Unterordnung als schmachvoll erkennen, und wenn sie auch im Gefühle der Ohnmacht gegenüber dem gewaltigen Eroberer sich demüthigten und das Verhältniß abhängiger Clientelfürsten ertrugen, so war doch zu befürchten, daß sie bei irgend einer neuen Wendung, bei irgend einer Aussicht auf Erfolg, das Joch des verhaßten stammverwandten Emporkömmlings abschütteln würden.

Der Mongolenchan hatte bereits an einem andern Dynasten die Erfah- Timur im
rung gemacht, wie wenig auf die beschworene Lehnstreue zu bauen sei. Vor Kiptschak und in Südrußland.
Jahren hatte er den Toktamisch aus dem Geblüte Dschenchischans gegen 1390 ff.
einen anderen Mongolenhäuptling desselben Stammes in Schutz genommen und ihn zum Gebieter im Kaptschak (Kiptschak) eingesetzt, in jenen pontisch-kaspischen Steppenländern, die sich von den Ufern der Wolga weit nach Osten und Norden ausdehnen. Aber Toktamisch vergaß mit der Zeit die Verdienste und die Macht seines Wohlthäters, und seines erlauchten Ursprungs eingedenk suchte er sich der Schutzherrschaft Timur's zu entziehen. Auf seine Anregung und im Vertrauen auf seinen Beistand erhoben sich die turanischen Völker jenseits des Oxus, welche das Joch des Großchans haßten oder fürchteten. Ein mächtiger Kriegssturm durchtobte ganz Turkestan. Timur drang von Taschkent aus über die Gebirgsketten des Mustagh nach dem südlichen Sibirien, wo er mit Lust auf das wogende Meer der grünen Steppen blickte, während seine Krieger ein rohes Denkmal seiner Thaten aufrichteten. Nach vielen Zügen und Gefechten trafen die Heere der beiden Mongolenfürsten zu einer Entscheidungsschlacht zusammen. Toktamisch wurde in die Flucht geschlagen und weithin nach den Ebenen Rußlands verfolgt. Als er einige Zeit nachher den Kampf
erneuerte, erlitt er am Terek eine zweite Niederlage und beschloß seine Tage 1394.
als Flüchtling, während ein tatarischer Fürstensohn aus Timurs Hofdienerschaft den Thron des Kiptschak einnahm. An den Ufern der Wolga, wo die Herrscher der großen Tatarei ihre Hofstadt hatten, schlug Timur sein prachtvolles Lager auf. Unermeßliche Beute wurde eingebracht an edlen Metallen und kostbarem Pelzwerk, an Pferden und Waffen, an schönen Mädchen und Jünglingen, zur Lust des Harems und zum Dienste des Hofes bestimmt; und glänzende Feste, belebt durch Tonkunst und Gesänge, feierten den Sieg des Weltherrschers. Von der Wolga setzte dann der Großchan über den Don und Dniepr, verheerte Klein- und Großrußland und machte die Einwohner von Moskau erbeben. Die abendländischen Kaufleute, welche in Asow und Astrachan reiche Waarenlager besaßen, schickten Gesandtschaften mit werthvollen Gaben in das Prachtgezelt des Großchans, vermochten aber doch nicht die Plünderung und Zerstörung der beiden Städte mit den gefüllten Vorrathshäusern zu verhindern. Auch Sarai am Ufer der Wolga, damals die Hauptstadt von Kiptschak, wurde verbrannt und die Einwohner gleich Heerden fortgetrieben.

Der Abfall Toktamischs scheint den Mongolenchan mit Mißtrauen gegen Zweiter
die übrigen Clientelfürsten erfüllt zu haben; er beschloß daher einen zweiten persischer Feldzug.
Feldzug in die persischen Provinzen zu unternehmen und seine Herrschaft bis 1394 ff.
an das südliche Meer auszudehnen und fester zu begründen. Nachdem er die Reste der Assassinen, die mit ihren Dolchen sich in seine Nähe gewagt, durch ein furchtbares Blutbad ausgerottet, kehrte er seine Waffen nach dem südlichen

Persien. Er durchzog Chusistan und Fars, pflanzte seine Fahnen auf dem Thore von Schiras auf und ließ die fürstlichen Häupter der Familie Mosaffer, welche als Statthalter einzelner Städte geduldet worden, einbringen und hinrichten. Nur zwei, früher von ihren Verwandten geblendet, durften ihr Leben in Samarkand beschließen. Auch die Gestade am persischen Meerbusen und das Königreich Ormuz, reich durch den indischen Handel und durch Perlenfischerei, wurden unterworfen und zur Zinspflicht gezwungen. Unermeßliche Reichthümer und Schätze kamen aus dem paradiesischen Lande in die Hände des Tatarenchans und seiner Emire und Krieger. Darauf wandte sich Timur westwärts durch Kurdistan nach dem Tigris. Nicht weit von Arbela, wo einst Alexander das Loos des persischen Reiches entschieden, erschien der Botschafter des Sultans Achmed Dschelair von Bagdad mit Freundschaftsversicherungen und mit kostbaren Geschenken, nach tatarischer Sitte neun von jeder Art, darunter Pferde mit goldenen Sätteln. Timur forderte Entsagung aller Hoheitsrechte, und als Achmed zögerte, zwang er ihn zur Flucht nach Aegypten, bemächtigte sich der alten Chalifenstadt und schickte Künstler und schriftkundige Männer nach Samarkand, um mit den Werken ihres Geistes und ihrer Hand seine Hauptstadt zu verherrlichen. Der ganze Lauf des Tigris und Euphrat, von der Mündung bis zu den Quellen dieser Ströme, wurde seiner Herrschaft unterworfen; Tekrit und das uralte Edessa geriethen in seine Gewalt; die feste Stadt Mardin versprach Tribut und sandte Geschenke.

Die Mongolen in Indien. 1398. Von den Ufern des Euphrat kehrte Timur nach Samarkand zurück, wo er eine Reihe glänzender Feste anordnete und prachtvolle Paläste und Gärten anlegte. Hier setzte er seine vier Söhne zu Statthaltern über die eroberten Länder im Osten (Chorasan), im Westen (Irak), im Norden (Aserbeidjan) und im Süden (Fars) und verließ dann die Stätte der Lustbarkeit und Freudengelage, um auch das reiche Indien zu erobern. In Alexanders Fußstapfen tretend, überschritt er bei Attok den Indus, unterwarf das Land der fünf Ströme (Pundschab) von Lahore bis Multan und setzte dann, die Grenzaltäre des Macedoniers am Ufer des Hyphasis hinter sich lassend, über die Wüste nach den Fruchtgefilden des Ganges und der Jamuna, um die vielgepriesene Stadt Delhi, wo Sultan Mahmud unter den Wollüsten und Ueppigkeiten des Harems sein unkriegerisches, weichliches Leben verbrachte, seinem Scepter zu unterwerfen. Als die zahllose Menge der Gefangenen, von denen viele zu der Sekte der Gheber oder Feueranbeter gehörten, dem Heere lästig zu werden begann, gebot er bei Todesstrafe und Güterverlust, daß jeder seine Sclaven morde. „Binnen einer Stunde bluteten über hunderttausend unschuldige Opfer unter den Händen des Schlächterheeres des Welteroberers, und einer der sanftmüthigsten Menschen, der gelehrte Nasireddin Umur, der es für unrecht hielt, das Blut der Thiere zu vergießen und nur ein Lamm zu erwürgen, mußte, um sein eigenes Leben zu retten, fünfzehn seiner indischen Sclaven schlachten

lassen." Sultan Mahmud ging dem Großchan mit einem beträchtlichen Heer von Fußvolk, Reitern und Elephanten entgegen; aber nach einer blutigen Niederlage in der Nähe von Delhi sah er sich zur Flucht genöthigt, worauf die Stadt der Plünderung preisgegeben und die wehrlosen Einwohner ermordet wurden. Vom Heldenmuthe der Verzweiflung beseelt, zündeten sie ihre Häuser an und stürzten sich mit ihren Weibern und Kindern in das Flammenmeer. „Timur verfolgte die Inder bis an die Quellen des Ganges, bis an den Felsenpaß, welcher das Kuhmaul heißt, und röthete dort die Fluthen des heiligen Stromes durch ein allgemeines Gemetzel seiner Verehrer; und die Grenzen des Zauberthales von Kaschmir berührend, kehrte er nach Samarkand zurück, wo zum ewigen Denkmal dieses Vertilgungskrieges der Götzendiener die große herrliche Moschee mittelst indischer und persischer Steinhauer und Werkmeister aufgeführt ward." Indische Götzenbilder wurden als Bausteine verwendet. Ein Abkömmling aus Timur's Geschlecht, „der große Mogol", sollte fortan in Hindustan das Scepter führen.

An den Ufern des Ganges wurde Timur benachrichtigt, daß in den westlichen Reichen Unruhen ausgebrochen, daß sich die Christen in Georgien und Schirwan empört, daß in Persien an den Höfen seiner Söhne große Ausschweifungen und Unordnungen eingerissen, daß der Osmanen-Sultan Bajesid seine Herrschaft über die Landschaft Kastemuni, das alte Paphlagonien, ausgedehnt, die Städte Sinope, Siwas, Diwrigi u. a. an sich gebracht und Ersendjan in Armenien in Besitz genommen, daß der Ilchan Achmed Dschelair von Bagdad und der flüchtige Fürst von Diabekr, Kara Jusuf, sein Schicksalsgenosse, die Wiedereroberung ihrer Länder in Angriff genommen. Diese Nachrichten bewogen den Großchan, trotz seiner dreiundsechszig Lebensjahre nach kurzer Rast in Samarkand sich wieder nach dem Westen seines Weltreiches zu wenden. Er begann sein Strafgericht mit dem abtrünnigen Fürsten von Georgien. Nachdem er auf der schönen Ebene von Karabagh einen großen Heeresreichstag, Kurultai, abgehalten und den armenischen Fürsten Taherten, der mit Geschenken zu ihm geeilt, gnädig aufgenommen und mit Ersendjan belehnt hatte, rückte er in das schwerzugängliche Gebirgsland ein. Auf dem indischen Feldzug hatte er sich auf einem tragbaren Gerüste von den Berghöhen in die Tiefe hinuntergelassen: von dieser neuen Kriegskunst machte er nun auch hier Gebrauch. „Um die in ihren unzugänglichen Felshöhlen verschanzten Feinde anzugreifen, wurden die Krieger mittelst Hängkörbe und fliegender Gerüste von der Höhe der senkrechten Felsenwände heruntergelassen, bis sie den Höhlen gegenüber die Reihen der Feinde durch Pfeilregen verdünnten, in die Mitte derselben von ihren Luftflößen hineinsprangen oder, wenn solche Höhlenlandung unmöglich, Feuer hineinwarfen und sie sammt ihren Speichern und Rüsthäusern verbrannten." Bald war das ganze Land mit der Hauptstadt Tiflis und den zahlreichen Festungen in der Hand des

Timur in den westlichen Landschaften. c. 1400.

Tatarenchans, der den Einwohnern nur die Wahl zwischen Tod und Abschwörung des Christenglaubens ließ.

Timur und Bajesid. Als Timur nach der Bewältigung Georgiens südwärts zog, fanden sich die von Sultan Bajesid vertriebenen Fürsten von Kermian, von Aidin, von der Walachei, von Armenien (Ersendjan) als Hülfesuchende in seinem Hoflager ein. Der Großchan nahm sie wohlwollend bei sich auf, weil er vernommen, daß die feindlich gesinnten Sultane von Bagdad und Diabekr, Achmed Dschelair und Kara Jusuf, Schutz und Zuflucht in Brusa gesucht. Sendschreiben voll bitterer Klagen und Vorwürfe waren die Einleitung zu einem Krieg, der früher oder später naturgemäß zwischen den beiden Großmächten ausbrechen mußte. Beide waren stolz auf ihre bisherigen Erfolge. Jeder warf dem andern vor, daß er seine Grenzen verletzt, seine Vasallen bedroht, seine Rebellen geschützt. Der Ton der Schriftstücke war so beleidigend, daß die Botschafter nur mit Mühe der Mißhandlung und dem Tod entgingen. — Im Anfang des neuen Jahrhunderts brach Timur in Armenien ein, um den Fürsten Taherten, der seinen Schutz angefleht, wieder in sein Land einzusetzen. Die volkreiche Stadt Siwas, früher Sebaste, eine der stärksten Festungen, wurde nach achtzehntägiger Belagerung zur Ergebung gezwungen. Die Moslemen wurden zur Sclaverei begnadigt, dagegen die Christen, besonders die viertausend armenischen Reiter, welche durch ihren muthigen Widerstand den Zorn des Tatarenchan gereizt, gebunden in Gruben gestürzt und dort lebendig begraben. Unter den Gefangenen befand sich Bajesids tapferer Sohn Ertoghrul; auch ihn ließ Timur zum Tode führen. Da ließ der Osmane ab von der Belagerung Konstantinopels und setzte, von Schmerz und Zorn erfüllt, nach Asien über. Dadurch wurde die Todesstunde des byzantinischen Schattenreiches um fünfzig Jahre verzögert.

Timur in Syrien. 1401. Aber auch in Asien sollte es nicht sofort zur Entscheidungsschlacht kommen. Timur hatte zuvor noch das verletzte Gesandtschaftsrecht an dem Mameluken-Sultan zu rächen, welcher mongolische Botschafter in Haft gelegt und einen gefangenen Feldherrn zurückhielt. Bei Haleb traf der Großchan auf das ägyptisch-syrische Heer, und alsbald wurde das Zeichen zum Kampfe gegeben. Durch die Elephanten, die wie ein Wall vor Timurs Schlachtreihen aufgestellt waren und Schützen und Feuerschleuderer auf dem Rücken trugen, erlangten die Mongolen den Sieg. Furchtbar war die Niederlage der Fliehenden, die von den Elephanten und Reitern niedergetreten, von den Lanzen der Verfolger durchbohrt, bald mit ihren Leichen die Graben füllten und dem Feinde eine Brücke bauten, um mit den verwirrten Schaaren der Syrier und Aegypter zugleich in die Stadt einzudringen. Wie die übrigen eroberten Städte wurde Haleb zerstört. auch Haleb, dessen Burg der feige Befehlshaber ohne Widerstand auslieferte, der Plünderung und Mißhandlung preisgegeben; weder Alter noch Jugend ward verschont.

Auf dem Schlosse zu Haleb ließ Timur die syrischen Gottesgelehrten vor sich kommen und stellte ihnen verfängliche Fragen über den wahren Glauben und die echten Nachfolger des Propheten. Denn Timur war ein eifriger Anhänger der schiitischen Auffassung des Chalifats und betrachtete die syrische Ansicht als Ketzerei. Die Gelehrten entgingen der Schlinge durch klug ausweichende Antworten, wie Nathan einst bei Saladin. Aber das Loos der unglücklichen Stadt vermochten sie nicht zu mildern; während der Großchan mit seiner Umgebung Siegesfeste feierte, floß in den Straßen das Blut der Syrier, ertönte das Jammergeschrei der Ermordeten und Mißhandelten, waren die Wohnungen der Schauplatz des Schreckens und Entsetzens. Wie ehedem in Ispahan wurden auch in Haleb thurmhohe Pyramiden von Leichen als Eroberungsdenkmale aufgeschichtet.

Der Brand von Damaskus.

Von Haleb zog Timur nach Hama und Emesa, bewunderte die Riesensäulen vom Sonnentempel in Heliopolis (Baalbeck) und rückte dann in die paradiesische Gegend von Damaskus vor, wo der Sultan von Aegypten selbst weilte. Vor den Mauern der Stadt wurde die Entscheidungsschlacht geliefert, welche ganz Syrien in die Gewalt des Mongolenchans brachte. Der Sultan entfloh nach Aegypten, um Kairo vor den aufrührerischen Mamluken zu retten, worauf Damaskus nach tapferster Gegenwehr dem übermächtigen Feinde vertragsweise übergeben ward. Eine Million Goldstücke sollte der Preis der Erhaltung sein. Allein kaum waren die wilden Schaaren unter dem Schutze eines Waffenstillstands durch die Thore eingedrungen, so legten sie, von Rache und Raubgier erfüllt, an mehreren Orten Feuer, wodurch die herrliche, meistens aus Holz aufgebaute Stadt in wenigen Stunden in einen Aschenhaufen verwandelt ward. Der Brand der Cedern- und Cypressentäfelei erfüllte die Luft weithin mit Wohlgerüchen. Die Besatzung, meistens tscherkassische Mamluken und Neger, wurden unter die Emire vertheilt, die Künstler, Handwerker und Gelehrten wurden nach Samarkand abgeführt. Dadurch kam die Kunst der Stahlarbeiten, wodurch Damaskus bisher so berühmt gewesen, nach Chorasan und Persien. Die Religionswuth der Schiiten gegen die sunnitischen Verehrer der Omejjaden, die einst Ali und Hosein erschlagen, steigerte die Rache und Grausamkeit der Eroberer. Selbst die mit Blei gedeckte große Moschee, das älteste Meisterwerk saracenischer Baukunst, stürzte in Feuerbächen zusammen.

Erstürmung von Bagdad.

Nachdem Timur über den Gräbern der beiden Frauen des Propheten marmorne Dome hatte wölben lassen, verließ er die Brandstätten von Damaskus, Hama und Haleb, um an der festen Stadt Mardin vorbei in das Gebiet von Bagdad zu ziehen. In den glühendheißen Augusttagen wurde die alte Chalifenstadt erstürmt. Ferrudsch, Statthalter des Sultans Achmed Dschelair, welcher die Mauern und Thore mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte, ertrank mit seiner Tochter auf der Flucht im Tigris. So viele Schreckensscenen in früheren Jahren in Bagdad aufgeführt worden, sie wurden durch den Mongolenchan Timur alle überboten. Mit Ausnahme der Moscheen, Schulen und Spitäler wurde die ganze Stadt zerstört und von der allgemeinen

Ermordung wurden nur die Imame und Gelehrten ausgenommen. „Neunzigtausend Köpfe fielen und wurden vor den Thoren der Stadt in Thürme aufgeschichtet zum Siegesdenkmal der Barbarei des Welteroberers.“ Darauf besuchte der Wütherich mit seinen Frauen andachtsvoll die Gräber der mohammedanischen Heiligen und verließ dann die Stätte der Verwüstung, um auf der schönen Ebene von Karabagh den Winter mit Freudenfesten und Jagden zu verbringen.

Die Schlacht bei Angora. 1402. Der syrische Feldzug des Mongolen hatte dem Sultan Bajesid Zeit gelassen, sich zu dem unvermeidlichen Krieg wider den mächtigen Gegner zu rüsten. Die Wegnahme von Siwas und die Ermordung seines Sohnes Ertoghrul forderten Rache. Ein diplomatischer Schriftenwechsel, der im Ton und Haltung die innere Gereiztheit andeutete, war die Einleitung zum Waffengang. Nicht nur daß Bajesid Timur's Forderungen zurückwies, er soll auch in Betreff des Harems eine Aeußerung gethan haben, die nach den Begriffen eines Muselmannes höchst beleidigend war. Vergebens suchten die Vertrauten und Räthe eine friedliche Ausgleichung zu vermitteln; keiner der siegreichen Welteroberer wollte dem andern nachstehen oder entgegenkommen; so mußte denn das Schwert die Entscheidung fällen. Während die Botschafter noch hin und her eilten, hatte Timur seine Streitkräfte von der Ebene Karabagh aus schon nach Armenien bis in die Gegend von Tokat und Siwas vorrücken lassen. Von hier wandte er sich südwärts gen Kaisarije, um die wohlbesetzten Gebirgspässe zu umgehen, und stieg dann von da aus in die Ebene von Angora hinab, wo der Osmanensultan ein mächtiges Heer um sich gesammelt hatte. Neben den Janitscharen und den Schwadronen der Sipahi, folgten 20,000 europäische Panzerreiter in undurchdringliche Rüstungen gehüllt seinen Fahnen, und die Kriegshaufen Anatoliens, deren Fürsten zum Theil in Timur's Lager Zuflucht gesucht, standen unter dem Oberbefehl osmanischer Feldhauptleute. Aber die Stimmung des Heeres war gedrückt; übermäßige Anstrengungen, ungenügende Zufuhr, Mangel an Trinkwasser und Rückhaltung des Soldes, da der geizige Sultan seine Kassen verschlossen hielt, hatten Mißmuth und Niedergeschlagenheit erzeugt. Vergebens riethen die erfahrensten Kriegsobersten eine offene Feldschlacht zu vermeiden und den übermächtigen Feind durch kleine Gefechte in Schluchten und waldigen Gegenden zu ermüden und zu trennen. Die bisherigen Erfolge hatten Bajesid übermüthig gemacht, und die Leidenschaft trieb
20. Juli 1402. ihn vorwärts. So ereignete sich denn die furchtbare Schlacht bei Angora, wo die ganze Streitmacht des Morgenlandes, angeführt von den größten Eroberern der Zeit, Timur „dem großen Wolf“ und Bajesid dem „Wetterstrahl“, ihren Söhnen und Enkeln und den waffenkundigsten Feldherrn in den Kampf zog.

Gang der Schlacht. Wenn Anfangs die Osmanen durch die Tapferkeit der serbischen Panzerreiter, an deren stahlfester Rüstung die Lanzen und Pfeile der Mongolen wirkungslos abprallten,

und durch die gedeckte Stellung am Fuße eines Hügels einige Vortheile errangen, so wurden diese schnell ausgeglichen, als der Sultan die geschützte Aufstellung durch ein übereiltes Vorgehen preisgab und die Truppen der Landschaften Kermian, Aidin, Ssaruchan und Mentesche beim Anblick ihrer Fürsten zum Feind übergingen und ihre Waffen gegen die Osmanen kehrten. Bald geriethen die beiden Flügel in Verwirrung und Flucht; nur Bajesid selbst, welcher mit 10,000 Janitscharen das Mitteltreffen befehligte, hielt standhaft aus. Erst als fast alle seine Truppen theils durch die Qualen des brennenden Durstes, theils durch die Lanzen und Geschoße der Tataren aufgerieben waren, wandte auch er sich am Abend mit seinen Getreuen zur Flucht. Aber durch den Sturz seines Pferdes aufgehalten, wurde er von den verfolgenden Reitern eingeholt und nebst seinem Sohne Musa und den namhaftesten Heerführern und Feldobersten in Gefangenschaft geführt. Die älteren Söhne Suleiman, Mohammed und Isa hatten sich nach Karaman gerettet; Mustafa war spurlos verschwunden. „So wurde auf der Ebene von Angora, im Angesichte jener nördlichen Berge, wo Bajesid's Vorfahren von den seldschukischen Sultanen die ersten Weiden auf den Alpen für ihre Heerden erhalten hatten, auf der Ebene, wo Pompejus den Mithridates schlug, der siegende Wetterstrahl von den welterobernden Eisen (Timur) besiegt und abgeleitet, so daß er zum letztenmal zuckend erlosch."

Während der Sultan und seine Leidensgenossen im Lager Timur's, wohin sie geführt wurden, über die wunderbaren Glückswechsel im menschlichen Leben nachzudenken Gelegenheit hatten, entsandte der Sieger von Kutahia aus die Diener des Raubes und der Zerstörung nach allen Seiten. Dörfer und Städte wurden in Asche gelegt, die Einwohner erschlagen oder in Knechtschaft geführt, alles Werthvolle als Beute weggeschleppt. Weit und breit wurde das umliegende Land verwüstet, ein entsetzliches Denkmal des erbittertsten Barbarenkrieges. Brusa, die Hauptstadt des Osmanenreiches, wurde von Mirza Mohammed Sultan, dem geliebtesten Enkel Timur's, erobert und der Plünderung und Zerstörung preisgegeben; doch hatte Bajesid's Sohn Suleiman vorher Zeit gefunden, sich mit den Schätzen nach Europa zu retten; gleiches Loos erlitt Nicäa, noch immer eine schöne und reiche Stadt. Ganz Kleinasien wurde von den tatarischen Heerhaufen durchstreift und ausgeplündert, die flüchtigen Fürsten von Kermian, Mentesche, Kastemuni, Aidin u. a. in ihre Länder wieder eingesetzt, Mohammed, der Sohn Alibeg's von Karaman (S. 633), aus der Gefangenschaft in Brusa befreit und mit dem väterlichen Reich in Koniah belehnt, und unermeßlicher Raub zusammengetragen. Bis nach Smyrna, das Timur selbst, trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung der Rhodiserritter, mit stürmender Hand nahm und in eine Brand- und Leichenstätte verwandelte, und bis an die Ufer der Propontis dehnten sich die Streifzüge der Barbaren aus. Die abendländischen Fregatten, welche sich an die Küsten wagten, wurden mit abgeschlagenen Christenköpfen begrüßt, die der Mongolenchan mit Wurfmaschinen ihnen zusandte.

Der Barbarenkrieg in Kleinasien. 1402.

Dec. 1402.

Von Ephesus und der ionischen Küste, wo auf der blühenden Stätte altgriechischen Cultur- und Handelslebens Tod und Verödung sich hinlagerte,

Bajesids Ende. 1403.

kehrte Timur nach Akschehr zurück, um Zeuge zu sein von dem Ende seines erlauchten Gefangenen. Die Katastrophe von Angora, die den gewaltigen Völkerbezwinger Bajesid von der Höhe irdischer Macht und Herrlichkeit in die Niedrigkeit der Kerkerhaft herabstürzte, hat auf die Zeitgenossen und die Nachwelt so erschütternde Eindrücke hervorgebracht, daß die Phantasie den gewaltigen Schicksalswechsel noch durch drastische Züge ausschmückte. Der barbarische Großfürst soll seinen überwundenen Gegner wie ein wildes Thier in einen eisernen Käfig gesperrt und den Völkern Asiens als Schauspiel vorgeführt haben. So wenig eine solche Behandlung mit den übrigen Thaten Timur's in Widerspruch stehen würde, so haben doch Gibbon und Hammer die Erzählung in das Reich der Fabeln verwiesen und in Eine Linie gestellt mit der Sage von den Sclavendiensten des römischen Imperators Valerian in persischer Gefangenschaft (IV. 476). Der Mongolenkaiser fühlte bei dem Anblick des mit Staub bedeckten, von Hunger, Durst und Ermüdung erschöpften Gefangenen einige Regungen des Mitleids; er wies ihm in seinem eigenen Lager drei prachtvoll eingerichtete Zelte zur Wohnung an, behandelte ihn fürstlich und sprach ihm Trost und Muth ein. Diese Milde und Schonung verschwand jedoch, als ein Complott zu Tage kam, durch welches Bajesid mittels einer in sein Zelt gegrabenen Mine aus der Haft entführt werden sollte. Von der Zeit an wurde der Sultan unter strengere Aufsicht gestellt, so daß er des Tages von verstärkter Wache umgeben, in der Nacht aber gefesselt ward. „Aus dieser verschärften Obhut und aus dem Mißverstande des türkischen Wortes „Kafes", welches nicht nur Käfig, sondern auch ein vergittertes Zimmer oder eine vergitterte Sänfte bedeutet, ist das Märchen vom eisernen Käfig entstanden, welches so lange Zeit hindurch alle europäischen Geschichtschreiber wiederholt haben." Vielleicht hatte Timur die Absicht, den gefangenen Herrscher mit sich nach Samarkand zu führen, damit er seinen Triumph verherrliche; aber dieser
8. März 1403. Schmach wurde Bajesid durch seinen plötzlichen Tod entzogen. Er starb zu Akschehr in der Landschaft Hamid im neunten Monat seiner Gefangenschaft. Der Großchan gestattete, daß Musa die väterliche Leiche nach Brusa führte, wo sie mit großen Feierlichkeiten in der von ihm erbauten Moschee beigesetzt ward.

Timurs Ausgang und Charakter. 1405. Timur verweilte noch einige Zeit in Vorderasien, mit mancherlei Entwürfen beschäftigt und seine stolze Seele weidend an den Huldigungen und Geschenken, die ihm von allen Seiten entgegengebracht wurden. Haben wir doch gesehen, daß selbst der castilische König eine Gesandtschaft an den Weltbezwinger abschickte (S. 104) „mit Teppichen, welche die Nadel orientalischer Künstler verdunkelte." Er mochte überlegen, ob er seinen Eroberungszug nach Europa richten sollte, wo der christliche Schattenthron und das zersprengte Türkenreich ihm leicht zur Beute geworden wären, oder ob er seine Waffen nach Aegypten und Nordafrika kehre, wo er alte Beleidigungen rächen und

neue Völker und Städte unter sein Scepter beugen könnte; aber Mangel an Schiffen und sein vorgerücktes Lebensalter hielten ihn fern von der unbekannten Welt im Westen. Er begnügte sich mit der Ehre, von den Beherrschern in Konstantinopel, Adrianopel und Kairo als Oberherr mit Tribut und Geschenken begrüßt zu werden und wendete sich dann nach dem Osten zurück, um in Samarkand an Triumphgepränge und Freudenfesten sein Herz zu weiden und die Vermählung von sechs seiner Enkel mit fabelhafter Pracht und Verschwendung zu feiern. Aber sein ruheloser Geist trieb ihn von Neuem vorwärts. Das reiche China, nach dem von jeher die gierigen Blicke der Nomadenvölker gerichtet waren, reizte die Eroberungslust des siebenzigjährigen Machtherrschers. Er brach mit großer Heeresmacht und einem unendlichen Zug von Wagen mit Gepäck und Vorrath von Samarkand auf, um das himmlische Reich der Mitte heimzusuchen und in Peking den Islam aufzurichten. Aber der Herr des Lebens sprach: „Es ist genug!“ In der Nähe von Otrar, viele Meilen ostwärts von seiner Hauptstadt ereilte ihn der Tod. Timur glich 19. Febr. 1405. einem Gewittersturm, der mehr durch Verwüstung als durch befruchtende Wirkung seine Spuren erkennen läßt. Ein großartiger furchtbarer Gewaltherrscher, der jeden Widerstrebenden erbarmungslos niederwarf und wie ein Würgengel über die Erde dahinfuhr, Brandstätten, Leichenfelder und Pyramiden von Todtenknochen und grinsenden Menschenschädeln als Trophäen zurücklassend, war er in Zeiten ruhiger Gemüthsverfassung ein gerechter Richter, ein frommer Verehrer des Koran, ein Freund der Wissenschaft und Bildung, ein Gönner von Künstlern und Gelehrten, die er stets ehrte und auszeichnete, mit denen er sich gerne über die höchsten Dinge unterhielt.

So viele Söhne und Enkel Timur hinterließ, so zerfiel doch sein mit Blut Verfall seines Reiches. getränkter Herrscherbau bald in Trümmer: in Transoxiana, in Persien und am kaspischen Meer erhoben sich neue Dynastien und in Vorderasien erstand nach zehnjähriger Anarchie das Osmanische Reich unter Kämpfen und Wehen zu neuer Lebenskraft. Nur in Hindostan vererbte der „große Mogol“ aus Timur's Geschlecht die Herrschaft auf seine Nachkommen.

So entsetzlich die Laufbahn war, auf welcher Timur mit ehernem Tritt über die Bajesids Regierung und Charakter. Welt einherschritt, als Mensch und Herrscher stand er dennoch höher als sein Gegner Bajesid. Nicht nur, daß der Osmanenfürst, blos auf Kriege und Feldzüge bedacht, das innere Staatswesen vernachläßigte, die Verwaltung seinem selbstsüchtigen, im Schmutze unnatürlicher Laster versunkenen Großwesir Ali-Pascha überließ, die Städte und Landschaften der Habsucht, Erpressung und Ungerechtigkeit gewissenloser und bestechlicher Richter und Amtleute preis gab; er wird auch beschuldigt, daß er zuerst von der alten Einfachheit und Sittenstrenge der Vorfahren abgewichen sei, sich der Schwelgerei, der Prunksucht und der Sinnenlust hingegeben, der Knabenliebe gefröhnt und von seiner serbischen Gemahlin sich zum Genuß des Weines habe verleiten lassen. Vielleicht war es um dieser Versündigung willen, daß Timur die Fürstentochter zwang, vor den Augen des gefangenen Sultans als Sclavin Wein herumzureichen. Die Moscheen und frommen Stiftungen, die er im Geiste der früheren Sultane in Brusa und andern Städten

gründete, waren kein Ersatz für das Sittenverderbniß, das unter ihm und durch ihn in die höheren Kreise der Bevölkerung eindrang und die männliche Kraft und Tugend der Väter untergrub, und die Festsetzung bestimmter Gerichtstaxen für Rechtssprüche war nicht vermögend, der Bedrückung, der Käuflichkeit und der Willkür der Kadi Einhalt zu thun. Viele erblickten daher in dem Unglück von Angora ein Strafgericht, durch welches die Kräfte des osmanischen Reiches noch einmal auf die Probe gestellt und neu gestählt werden sollten.

5. Wiederherstellung des Osmanenreichs durch Mohammed I.

Bajesids Söhne. Die Schöpfungen Urchan's und Murad's waren bei Bajesid's Tod auseinander gefallen. Die Fürsten aus seldschukischem oder turkmanischem Stamme waren in die kleinasiatischen Staaten, welche ihnen die Osmanen entrissen hatten, zurückgekehrt, und herrschten als Clientelfürsten des Großchans in den Reichen ihrer Väter; Bajesids Söhne lebten zerstreut in Europa und Asien, theils geschützt durch die Entlegenheit ihrer Aufenthaltsorte, wie Suleiman in Adrianopel und Mohammed in Tokat und Amasia, theils in der Verborgenheit oder unter mongolischer Schutzherrschaft, wie Musa in Kutahia und Isa in Brusa; aber anstatt mit vereinten Kräften die Wiederherstellung des Reiches in Angriff zu nehmen, stritten sie über der Leiche ihres Vaters um die Trümmer der Herrschaft.

Mohammed 1403—21. **Mohammed**, der thatkräftigste unter den Söhnen Bajesids, wußte in der nordöstlichen Landschaft, wo ihn der Vater als Statthalter eingesetzt hatte, durch kluge und vorsichtige Haltung eine unabhängige Stellung zu behaupten, ohne Timurs Eifersucht zu reizen. Nach dem Abzug des Großchans und nach dem Hinscheiden desselben befestigte und vergrößerte er seine Herrschaft durch glückliche Kriege gegen tatarische und turkmanische Häuptlinge und dehnte seine Besitzungen bis in die Nähe von Boli aus, wo er bald mit seinem Bruder Isa in Brusa, dem der alte Feldherr Timurtasch zur Seite stand, in Grenzstreitigkeiten gerathen mußte. Bei Ulubad stießen ihre Heere aufeinander; es entbrannte eine heiße Feldschlacht, in welcher der Sieg lange schwankte. Endlich entschied sich das Glück für Mohammed: Isa entfloh vom Schlachtfeld und suchte eine Zufluchtstätte in Konstantinopel, Timurtasch wurde auf den Tod verwundet in das feindliche Lager gebracht und daselbst als Leichnam durch Enthauptung der Schmach überliefert. Unter dem Jubel des Volkes hielt der Sieger nunmehr seinen Einzug in die alte Hauptstadt; bald huldigten ihm auch die Städte Nicäa und Jenischehr; man fing an, ihn als den Erben des asiatischen Theiles des Osmanenreichs zu betrachten. Diese Erfolge weckten den Neid des ältesten Bruders Suleiman; er rief den flüchtigen Isa nach Adrianopel, unterstützte ihn mit Mannschaft und Geld und schickte ihn über den Hellespont zurück, damit er ihm auch die Herrschaft in den Provinzen Anatoliens verschaffe. Aber das Unternehmen hatte keinen Fortgang; als Isa mit seinen Schaaren, die wie in Feindes Land hausten, gen Brusa zog,

wurde er von Mohammed in die Flucht geschlagen; es gelang ihm, nach Süden zu entkommen und die Fürsten von Aidin, Ssaruchan und Menteſche zu einem Waffenbund wider den Sultan zu vereinigen; aber zum zweitenmal aufs Haupt geschlagen, trieb er sich in den Wäldern und Schluchten Karaman's umher, bis er auf unbekannte Weise seinen Untergang fand. Seine 1404.
Bundesgenossen erkannten die Oberhoheit des Herrschers von Brusa an und traten in das Verhältniß von Vasallen; der Fürst von Ssaruchan starb durch das Richtbeil, nachdem er sich als besondere Gnade ein Grab in der Familiengruft seiner Väter in Magnesia erbeten.

Mit dem Glück des jüngeren Bruders, der bereits den größten Theil des osmanischen Reiches in Asien wieder unter sein Scepter gebracht, stieg der Neid Suleimans, welcher als Erstgeborner auch die väterlichen Besitzungen jenseits des Bosporus und Hellespont in Anspruch nahm. Um freie Hand zu bekommen, schloß er mit Kaiser Manuel, der auf die Kunde von der Schlacht bei Angora aus dem Abendlande herbeigeeilt war und das Regiment wieder an sich genommen hatte, den Neffen Johannes auf die Insel Lesbos verweisend, einen Friedens- und Freundschaftsvertrag, wodurch die Byzantiner, die in der ersten Freude die Osmanencolonie sammt ihren Kadis und Vorstehern aus ihren Mauern getrieben und die Moscheen und Bethäuser niedergerissen hatten, nicht nur straflos ausgingen und von der bisherigen Zinspflicht entbunden wurden, sondern auch eine Reihe von Städten und Landschaften an der thracischen und macedonischen Küste mit Einschluß von Thessalonich zurückerhielten. Und um den Bund noch fester zu knüpfen, gab der Kaiser dem Sultan seine Nichte, die Tochter des Despoten Theodor, in die Ehe und empfing Suleimans Bruder Kasim und seine Schwester Fatima als Geißeln in den Mauern seiner Hauptstadt, wo bereits ein anderer Sohn Bajesids, Jusuf, weilte, der aus Begeisterung für christliche Bildung und Gelehrsamkeit in der Folge sich taufen ließ. Durch dieses Bündniß erlangte Suleiman nicht nur Zeit und Muße, sich gegen den Bruder zu rüsten und den Lüsten und Ueppigkeiten des Hofes ungestört leben zu können; er bewirkte auch, daß das in viele Kriege verflochtene und mit seinen eigenen Anliegen vollauf beschäftigte Abendland den günstigen Augenblick zur Niederwerfung und Vernichtung der osmanischen Herrschaft in Europa unbenutzt verstreichen ließ und der schlaffe, von Ränken und Intriguen unterwühlte und von Parteiwuth zerrissene Kaiserhof sorglos am gähnenden Abgrund weiter schritt.

Suleiman und der byzantinische Hof.

Als Suleiman auf diese Weise sich von Feindseligkeiten in der Nähe sicher gestellt und zugleich mit dem Fürsten von Smyrna und Ephesus in Verbindung getreten, setzte er über den Hellespont, um das Osmanenreich in Asien mit dem in Europa wieder zu vereinigen. Nun entstand ein mehrjähriger wechselvoller Krieg zwischen den beiden mächtigsten Söhnen Bajesids. Sulei-

Der Bruderkrieg. 1404–6.

man eroberte Brusa und Angora, brachte Ephesus und das Küstenland in seine Gewalt und drängte Mohammed in seine östlichen Besitzungen zurück.

Suleiman und Musa. 1406—10. Aber während er in der Ferne weilte, bald mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt, bald in dem üppigen Lande der Schwelgerei und Liebesfreuden sich hingebend; entfaltete in Rumilien sein Bruder Musa die Fahne der Empörung, um in Verbindung mit Myrtsche, Woiwoden der Walachei, und mit den über Suleimans Entfernung und ausschweifendes Leben unzufriedenen Statthaltern sich selbst das väterliche Reich in Europa zu erkämpfen. Da eilte Suleiman über den Hellespont nach seinen thracischen Besitzungen zurück, lockte durch List und Verrath die meisten Verbündeten Musa's wieder auf seine Seite und brachte den Bruder so sehr in Noth, daß sich derselbe in das Hämusgebirg hinaufzog und mit einer Schaar berittener Leute sich einige Zeit als Freibeuter umhertrieb. Hocherfreut über sein Glück, schlug Suleiman wieder sein Hoflager in Adrianopel auf und ergab sich ohne Rückhalt der weichlichen Lust im Kreise von Sängern und Dichtern, dem Hange zum Trunk und zu den niedrigsten Ausschweifungen, wodurch jede männliche Kraft in ihm zerstört ward. Umsonst suchten die alten Freunde und Rathgeber seines Vaters, den Gebieter aus den Banden der Wollust und Ueppigkeit zu reißen und auf die Gefahren hinzuweisen, die ihm von seinen Brüdern drohten; Schmach und Mißhandlung waren ihr Lohn. Da bildete sich eine Verschwörung in seiner Umgebung, deren Leiter mit Musa in Verbindung traten und den Sohn Bajesids aus seinem nördlichen Waldaufenthalt herbeiriefen. Er ließ nicht lange auf sich warten. Als er
1410. sich den Thoren Adrianopels näherte, gingen die meisten Heerführer zu ihm über. Drei getreue Emire rissen Suleiman aus dem Bade und sprengten mit ihm feldeinwärts, den Weg nach Konstantinopel einschlagend. Aber ehe sie diese Stadt erreichten, wurden sie von einem Haufen Bauern überfallen und unbarmherzig niedergemacht. Vorzüglich an Suleiman, welchen die Schönheit des Rosses und die Pracht des Gewandes kenntlich machte, nahmen sie für die von seinen Statthaltern früher erduldeten Bedrückungen furchtbare Rache. „Wie wüthende Wespen fielen sie über ihn her, warfen ihn mit tausend Wunden zu Boden und hieben ihm den Kopf ab.“ Musa, der nach des Bruders Flucht triumphirend in Adrianopel einzog und als Beherrscher des Osmanenreichs von dem jubelnden Volke ausgerufen ward, verhängte ein schweres Strafgericht über die Mörder, um jeden Verdacht der Mitschuld von sich abzuwenden. Das ganze Dorf, wo die blutige That verübt worden war, wurde in Brand gesteckt und Alles, Männer, Weiber und Kinder dem qualvollen Flammentod übergeben. Der Leichnam wurde nach Adrianopel gebracht und dann in der Grabstätte zu Brusa beigesetzt. Diese Stadt war damals in den Händen Mohammeds, welcher während dieser Vorgänge seine frühere Herrschaft wieder aufgerichtet, die kleineren Fürsten von Neuem zur Huldigung gezwungen und durch Kraft, Klugheit und Gerechtigkeit sein Ansehen befestigt hatte.

Hatte Suleiman seines Vaters Hang zur Ueppigkeit und Sinnenlust geerbt und ins Uebermaß getrieben, so war Musa der Erbe seiner kriegerischen Kraft, wie seiner Härte und Grausamkeit. In den Tagen der Noth hatte er dem Bruder Mohammed versprochen, das europäische Reich nur als dessen Statthalter und Unterkönig zu regieren; daran gedachte er aber jetzt nicht mehr. Vielmehr war sein ganzes Streben darauf gerichtet, das gesunkene Ansehen des Herrscherstuhles von Adrianopel durch Strenge und Gewaltthat wieder herzustellen. Er bestrafte den abtrünnigen Serbierfürsten durch einen verheerenden Einfall in sein Land, führte Beute und Sclaven weg und feierte Bacchanalien auf überdeckten Leichenhaufen; er entriß dem byzantinischen Kaiser die ihm von Suleiman abgetretenen Städte und Landschaften und verlangte wieder den früheren Tribut; er verfuhr mit Strenge gegen die Häupter der Verschwörung, denen er seine Erhebung zu danken hatte, um sie wegen ihrer Treulosigkeit zu züchtigen. Denn so vortheilhaft ihm ihr Verrath gewesen, so glaubte er die Verräther um der Ehre des Stammes willen strafen und schrecken zu müssen. Aber die osmanische Macht war noch nicht gekräftigt genug, um die durch solche Tyrannei und Willkürhandlungen erzeugte Erbitterung überwinden zu können. So lange die Herrschergewalt noch gespalten, war kein Auftreten möglich, wie in den Tagen der einheitlichen Kraftentfaltung. Es bildete sich in der Umgebung Musa's eine Gegenpartei, welche dem Sultan Mohammed auch das europäische Ländergebiet zuzuwenden wünschte. An ihrer Spitze stand Ibrahim-Pascha, Sohn des vor einigen Jahren gestorbenen Ali-Pascha. Dieser benutzte die ihm von Musa übertragene Mission an den Kaiser von Konstantinopel, um zwischen Manuel und dem Sultan von Brusa einen Waffenbund zu stiften, in Folge dessen ein türkisches Heer auf byzantinischen Fahrzeugen in das Gebiet von Konstantinopel übergesetzt ward, wo Musa schon seit einiger Zeit einen verheerenden Land- und Seekrieg gegen das griechische Reich eröffnet hatte. Aber der Beherrscher von Adrianopel bewies in dieser kritischen Lage große Thatkraft. Er hatte kurz zuvor einen jungen Sohn Suleimans, den Manuel wider ihn aufgestellt, bei Thessalonich aufs Haupt geschlagen und denselben, als er durch Verrätherei in seine Hände gerathen, enthaupten lassen; jetzt überwältigte er in einer heißen Schlacht unter den Mauern der byzantinischen Hauptstadt das griechisch-türkische Heer und brachte seinen Bruder, der sich tollkühn zu weit vorgewagt, so sehr ins Gedränge, daß er sich mühsam mit wenigen Getreuen auf einem byzantinischen Schiff an die asiatische Küste rettete. Aber schon im nächsten Jahr, nachdem er die wankenden Fürsten Kleinasiens durch sein rasches Eingreifen vom Abfall zurückgeschreckt, wiederholte Mohammed den Feldzug und rückte sogleich weiter nordwärts, um dem Fürsten von Serbien und den unzufriedenen Feldobersten Gelegenheit zum Anschluß zu geben. Bald kam es auf der Ebene von Tschamurli zwischen Sofia und Istiman zur Entscheidungsschlacht. Musa stritt

Musa's Gewaltherrschaft und Ende. 1410—13.

wie ein Löwe und erlegte mit eigener Hand den ungetreuen Emir Hasan in der Mitte seiner Leute; aber durch Verrath geschwächt und durch die Uebermacht des Bruders erdrückt, wandte er sich endlich zur Flucht, um die Walachei zu erreichen. Sein Renner blieb jedoch in einem Sumpfe stecken, so daß die verfolgenden Reiter ihn einholten und in das Lager zurückbrachten. Hier ließ
1413. Mohammed den fürstlichen Bruder mit einer Bogensehne erdrosseln und dann den Leichnam mit allen Ehren in Brusa in der Familiengruft beisetzen. Damit endigte der zehnjährige Bruderkrieg und Mohammed wurde nun in Adrianopel wie in Brusa als rechtmäßiger Herr der Gläubigen anerkannt und als der echte Nachfolger Bajesids und der wahre Wiederhersteller des osmanischen Reiches verehrt und gefeiert.

Mohammed sammelt neue Kräfte.

Aber wie viele Wunden mußten noch geheilt werden, ehe das durch den Tatarensturm und den zehnjährigen Bruderzwist in seinen Grundvesten erschütterte Gebäude der osmanischen Monarchie wieder seine vorige Machtstellung erlangen konnte! Dazu bedurfte das Reich vor Allem der Ruhe; dies begriffen und durch verständige Politik einen friedlichen Zustand ermöglicht zu haben, war das hohe Verdienst des verständigen Sultans Mohammed. Er hatte mit Kaiser Manuel einen Freundschaftsbund gegen seinen tyrannischen Bruder Musa geschlossen und er dachte gerecht und redlich genug, dieses Bündniß noch ferner bestehen zu lassen. Er gab ihm die Städte und Landstriche zurück, die Musa an sich gerissen, verwehrte es nicht, daß der jüngste Kaisersohn Andronikos, den Manuel zum Befehlshaber in Thessalonich einsetzte, diese Stadt einige Zeit nachher den Venetianern verkaufte und seine letzten Tage bei seinem Bruder Theodoros, dem Nachfolger seines Oheims gleichen Namens im Peloponnes, zubrachte, in dem gesunden Klima von Mantinea Stärkung für seinen aussätzigen Körper und seine ermattete Seele suchend. Der byzantinische Kaiser war hocherfreut über die glückliche Wendung, er machte eine prunkhafte Reise nach Korinth, betrieb mit großem Eifer die Wiederherstellung der alten Schutzmauer auf dem Isthmus und ergötzte sich im Geiste an der gesicherten Zukunft seiner Dynastie. Die Paläologen waren bescheiden geworden in ihren Ansprüchen an das Schicksal; sie mochten wohl erkennen, daß zur Wiederherstellung des alten Reiches alle materiellen und moralischen Elemente fehlten; sie waren zufrieden, wenn sie mit einigen Fetzen der ehemaligen Herrlichkeit ihre Blöße verhüllen, noch mit einem Schein von Glanz der ungewissen Zukunft entgegengehen konnten. Auch mit den übrigen europäischen Fürsten, dem Kral der Serbier, dem Woiwoden der Walachei, dem Beherrscher der Bulgaren, den Dynasten von Joannina, Achaja, Sparta, schloß Mohammed Friedensverträge und nahm ihre Huldigungen entgegen. Das kurzsichtige Abendland, durch die Kirchenspaltung zerrissen und mit seinen eigenen Anliegen vollauf beschäftigt, freute sich über die friedfertige und milde Gesinnung des türkischen Großfürsten in Adrianopel und ließ ihn ungehindert neue Kräfte sammeln,

womit seine Nachfolger die alten Eroberungskriege der Vorfahren in größerem Umfang erneuern konnten.

Dadurch war Mohammed in Stand gesetzt, seine Waffen nach Asien zu wenden, wo die zwei heftigsten Gegner der Osmanen, die Fürsten von Karaman und von Jonien, seine Abwesenheit zu kriegerischen Bewegungen benutzt hatten. Er zwang den unternehmenden Dschuneïd von Smyrna und Ephesus zur Unterwerfung, übertrug das Gebiet dem serbischen Renegaten Susman zur Verwaltung und entsandte den überwundenen Fürsten, der Treue und Gehorsam gelobte, als Statthalter nach Nikopolis an der Donau, damit er jeder Versuchung einer neuen Schilderhebung entzogen würde. Mit ähnlichem Glück unterwarf er auch die Landschaft Karaman; und obwohl der Fürst durch Abfall und Treulosigkeit mehrmals den Zorn des Sultans gereizt hatte, so wurde er doch, als er sich demüthigte und Gehorsam gelobte, schließlich zu Gnaden angenommen und im Besitz seines Landes und seiner Hauptstadt unter osmanischer Hoheit belassen. Auch im Nordosten stellte Mohammed die osmanische Herrschaft wieder her und setzte seinen Sohn Murad zum Statthalter in Amasia ein.

Siegreiches Vorgehen in Asien. 1414.

Die Schonung des widerspenstigen Vasallen von Karaman hatte ihre Quelle in der klugen Politik Mohammed's, seine Kräfte nicht zu zersplittern und einen Waffenbund seiner europäischen und asiatischen Gegner zu verhüten. Denn kaum hatte er den Feldzug gegen Karaman beendigt, so sah er sich in einen heftigen Seekrieg mit der Republik Venedig verwickelt. So vorsichtig auch die Signorie von San Marco aus Rücksicht auf ihren levantischen Handel einen offenen Krieg mit den Osmanen zu vermeiden beflissen war; bei ihren ausgedehnten Besitzungen im ägäischen Meer, auf den Cycladen, in Candia, auf Euböa, im Peloponnes, auf Korfu und anderwärts konnten feindselige Begegnungen nicht ausbleiben. Die Politik zweier Mächte, wovon die eine nach Osten, die andere nach Westen drängte, mußte nothwendig zu kriegerischen Verwickelungen und zu dem eifersüchtigen Bestreben führen, einander das Terrain der Machtentfaltung streitig zu machen. Die venetianischen Inselfürsten von Naxos und Andros, die Statthalter von Thessalonich, Patras und andern Orten suchten die Ausbreitung der türkischen Herrschaft aus allen Kräften zu verhindern, während die Osmanen im Hellespont und an den Küsten Kleinasiens feste Seeplätze anlegten, um den fremden Schiffen die Durchfahrt und Annäherung unmöglich zu machen oder zu erschweren. Die aus der gegenseitigen Eifersucht hervorgehenden Verwickelungen führten endlich zu einem Seekrieg, den der tapfere und geschickte Flottenführer Pietro Loredano durch die Seeschlacht von Kallipolis zum Vortheil und zur Ehre der Republik zu Ende führte. Die Signorie freute sich über den Sieg ihres Admirals, der zum abschreckenden Beispiel die größtentheils christliche Mannschaft der erbeuteten türkischen Galeeren, Genuesen, Sicilianer, Candioten, Catalonier, Provenzalen, an den Segelstangen aufknüpfen ließ; sie zog aber dennoch den verwegenen Seehelden wegen eigenmächtigen Vorgehens zur Verantwortung und schickte sofort eine Gesandtschaft nach Adrianopel, um einen neuen Friedensvertrag mit Mohammed abzuschließen.

Seekrieg mit Venedig. 1415—17.

1416.

Kämpfe an der Donau. Der Sultan ging auf den Friedensvorschlag gerne ein, weil seine Seemacht der venetianischen an Stärke weit nachstand und weil er um dieselbe Zeit in einen Krieg an der Donau verwickelt war. Der zinspflichtige Fürst Myrtsche von der Walachei hatte schon seit Jahren den vertragsmäßigen Tribut nicht entrichtet. Bedrängt durch einen Aufstand im Innern und durch ein türkisches Heer, das über die Donau gesetzt war, rief Myrtsche die Hülfe Sigmund's von Ungarn an. Dadurch gewann der Krieg weitere Ausdehnung; bis nach Bosnien und Dalmatien, bis nach Ungarn und Steiermark streiften osmanische Kriegshaufen, und in wiederholten Gefechten maßen Christen und Moslemen ihre Kräfte. Myrtsche wurde schließlich wieder zur Zins- und Vasallenpflicht gezwungen; dagegen wahrte Sigmund durch die Tapferkeit der Ungarn und der Hülfsvölker aus Steiermark und Oesterreich die Grenzen seiner Reiche.

Innere Aufstände. a. Die Stylarier. 1418. Die letzten Regierungsjahre Mohammed's wurden durch innere Aufstände beunruhigt, wobei sich christliche Schwärmerei und islamitischer Fanatismus zu politischen Zwecken die Hand reichten. Die Kriegsgräuel während der mongolischen Invasion und der darauf folgenden Kämpfe unter den Söhnen Bajesid's hatten in der morgenländischen Menschheit die heiße Sehnsucht nach einem ruhigen und friedlichen Zusammenleben mit religiöser Duldung und Verträglichkeit geweckt. In der Landschaft Aidin, dem alten Ionien, wo die mohammedanische Bevölkerung in vielfacher Berührung mit den Christen lebte und durch den Ehrgeiz der Dynasten so viele Leiden und Drangsale erduldet hatte, trat Mustafa, ein religiöser Schwärmer, den der gelehrte Mahmud Bedreddin, einst Rathgeber Musa's, mit Haß gegen Mohammed und das ganze osmanische Herrscherhaus zu erfüllen gewußt, als Prophet der Armuth, der Menschenliebe, der Gütergemeinschaft auf, sammelte in den Felsenthälern des Stylarios bei Smyrna bewaffnete Schaaren um sich, die seine Lehren annahmen, und führte einen blutigen Bandenkrieg gegen die osmanische Herrschaft. Susman, der Statthalter von Aidin fiel, mit allen seinen Waffengenossen unter den Streichen der fanatischen „Stylarier“; sein Nachfolger entkam mit Mühe nach Magnesia. Durch eigene Tracht und Kopfbedeckung kenntlich und unter freiem Himmel lebend, wurde die Sekte bald der Schrecken der Gläubigen im sonnigen Lande Ioniens. Da gebot Mohammed seinem Sohne Murad von Amasia, mit allen Streitkräften, die er aufzubringen vermöchte, wider die Empörer auszuziehen, und nicht zu ruhen, ehe Mustafa mit seinem ganzen Anhang spurlos vertilgt sein würde. Nun entbrannte ein furchtbarer Vernichtungskrieg, in welchem die Stylarier nach tapferster Vertheidigung erlagen. Der „Prophet“ selbst fiel in die Hände des Siegers und wurde mit seinen Getreuen in Ephesus unter den größten Martern hingerichtet. Der Heldenmuth, mit dem er alle Qualen des schmerzlichsten Todes ertrug, hat bewirkt, daß die wenigen Anhänger, welche der Katastrophe entgingen, sein Andenken fort und fort in Ehren hielten, und daß man lange glaubte, er weile noch unter den Lebenden in beschaulicher Verborgenheit. Bedreddin, der eigentliche Urheber der Sekte, einst als Heerrichter ein hochangesehener Mann, war nach den

waldigen Thälern des Hämus entflohen, wo er eine Räuberschaar um sich sammelte und die Grenzlande beunruhigte. Endlich von seinen eigenen Leuten gefangen genommen und dem Sultan überliefert, wurde er in Seres als Hochverräther verurtheilt und mit dem Strange hingerichtet. So wurde der gefähr- 1418. liche Versuch, „die Einheit und Reinheit des Islam, als dessen Vorfechter das osmanische Reich der christlichen Welt entgegentreten sollte", durch Sektenspaltung zu schwächen, im Blute der Urheber erstickt.

b. Mustafa's Erhebung und Mohammed's Tod.

Um dieselbe Zeit oder kurz nachher sah sich Mohammed von einem andern Aufstande bedrängt, welcher den kaum beendigten Bruderkrieg zu erneuern drohte. In den Grenzprovinzen an der Donau erhob sich ein Mann, der sich für Bajesids Sohn Mustafa ausgab und Antheil an der Herrschaft ansprach. Es ist viel gestritten worden, ob der Thronbewerber wirklich der seit der Schlacht von Angora vermißte Bruder Mohammeds gewesen ist oder ein Betrüger. In jenem Falle wäre es ein ungelöstes Räthsel, wo er sich während der langen Zeit umhergetrieben und warum er nicht in den Jahren der kriegerischen Verwirrung mit seinen Ansprüchen hervorgetreten sei. Der wahre oder angebliche Fürst fand einen Bundesgenossen an Dschuneïd, der in Nikopoli die verlorne Herrschaft von Jonien nicht vergessen konnte, und manchen geheimen Freund unter den unzufriedenen Großen. Aber die Energie des Sultans bewältigte auch diesen Aufstand. Im Felde überwunden, flüchteten sich die beiden Insurgentenführer nach Thessalonike unter den Schutz des byzantinischen Statthalters Leontarios. Mohammed forderte die Auslieferung; als aber Leontarios die Entscheidung in die Hand des Kaisers legte und dieser dem Sultan vorstellte, daß es ehrlos und unköniglich wäre, wenn er Schutzflehende von sich stieße, begnügte sich der Osmane mit einer milderen Form. Beide wurden nach Konstantinopel gebracht und dann auf der Insel Lemnos unter Aufsicht gestellt. Doch bestand von der Zeit an ein gespanntes Verhältniß zwischen dem christlichen und dem mohammedanischen Herrscher, das leicht zu kriegerischen Verwickelungen hätte führen können, wäre nicht bald der Tod dazwischen getreten. Durch einen Sturz auf einer Eberjagd schwer verletzt, 1421. starb Mohammed nach kurzem Siechthum in seiner Hauptstadt Adrianopel. Man verheimlichte seinen Hingang, bis sein Sohn Murad aus Asien herüberkam, die Regierung übernahm und die väterliche Leiche nach Brusa in die Familiengruft geleitete.

Mohammed's Charakter und Verdienste.

Mohammed wird mit Recht als der zweite Gründer der Osmanenmacht geehrt, denn er hat das in Trümmer geschlagene und der Auflösung entgegensinkende Reich durch die Stürme der Bürgerkriege und der Anarchie gerettet und Einheit und Ordnung hergestellt; und wenn auch die schwierigen Zeitverhältnisse ihn oft zu strengen und durchgreifenden Maßregeln zwangen, so hat er sich doch den Ruhm eines gerechten, milden und menschenfreundlichen Fürsten zu erwerben gewußt. An Bajesid-Pascha, der sich durch Talente und

Geschicklichkeit vom albanesischen Sclaven bis zum Groß-Wesir aufschwang, hatte er einen fähigen Gehülfen in den Staatsgeschäften wie im Krieg. Durch Mohammeds Fürsorge und Kunstsinn kam Adrianopel zu großem Aufschwung. Moscheen, Prachtgebäude und Anlagen gaben der Stadt ein fürstliches Ansehen, so daß sie mit Brusa, der Hauptstadt der asiatischen Reichshälfte, an Glanz, Reichthum und Kunstwerken wetteifern konnte.

6. Sultan Murad II. vor Konstantinopel und die Union der griechischen und lateinischen Kirche.

Falsche Politik des byzantinischen Hofes. Die versöhnliche und nachgiebige Natur des durch Schönheit und Wohlgestalt ausgezeichneten Sultans Mohammed hatte dem byzantinischen Kaiser wieder einige Autorität verliehen: Manuel liebte es, sein Verhältniß zu dem jungen Sultan wie das eines Vaters zu seinem Sohne aufzufassen. Diese Stellung suchte er auch bei dem Nachfolger zu behaupten: die Botschafter, welche ihm zur Thronbesteigung die Glückwünsche überbrachten, sollten zugleich verlangen, daß Murad seine jüngeren Brüder nach Konstantinopel sende und sie unter die Vormundschaft Manuels stelle, wie es Mohammed's Wille gewesen. Die scharfe Abweisung dieser Forderung von Seiten des Sultans und des Groß-Wesir Bajesid-Pascha galt dem byzantinischen Hofe als Beweis, daß der neue Herrscher andere Wege einzuschlagen gedenke, als der Vater, und man lenkte unter Verkennung der wirklichen Macht und Stellung in eine Politik ein, welche früher oder später nothwendig zum Verderben führen mußte: Um das osmanische Reich neuen Zerwürfnissen und inneren Kriegen auszusetzen, erkannte man in Konstantinopel den gefangenen Mustafa, den angeblichen Bruder Mohammeds, als Sultan an, unter der Bedingung, daß derselbe Kallipolis und sämmtliche Städte am schwarzen Meer dem Kaiserthum zurückgebe. Anfangs schienen sich die Träume Manuels und seines Sohnes Johannes zu verwirklichen: Mustafa fand bei dem thracischen und macedonischen Landvolke so viele Anhänger, daß er hoffen konnte, wenigstens den europäischen Theil des Osmanenreichs für sich zu gewinnen; und wenn auch sein Angriff auf Kallipolis an der Festigkeit der Stadt und an der Treue der Besatzung scheiterte, so mußte der Sieg auf einer sumpfigen, mit Schilf bewachsenen Ebene in der Nähe von Adrianopel ihn mit den kühnsten Hoffnungen erfüllen. Bajesid-Pascha, der das Obercommando in der Schlacht führte, gerieth in Gefangenschaft und wurde auf Befehl des feindlich gesinnten Dschuneïd hingerichtet; Mustafa hielt seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt, von dem jubelnden Volk als Sultan der Osmanen begrüßt. Auch Kallipolis ergab sich jetzt; aber anstatt der Uebereinkunft gemäß die Stadt den Byzantinern einzuräumen, verstärkten Mustafa und Dschuneïd die Mauern und die Besatzung und machten dem Kaiserhof bittere Vorwürfe, daß man sie auf Lemnos in harter Ge-

Murad II. 1421—51.

fangenschaft gehalten. Von der Zeit an näherte sich Manuel wieder dem Sultan von Brusa.

Dschuneïd war die eigentliche Seele des Aufstandes; Mustafa, ein unfähiger, der Wollust und Schwelgerei ergebener Mann, war nur sein Werkzeug. Um nun aus der Verwirrung für sich selbst Vortheil zu ziehen und vielleicht seine ehemalige Statthalterschaft in Smyrna wieder zu erlangen, beredete der Emir den „Sultan“ Mustafa, das üppige Leben in Adrianopel aufzugeben und den Gegner in Asien aufzusuchen. Dies war der Anfang seines Verderbens. Während er unthätig bei Ulubad im Lager verweilte, gelang es dem Sultan Murad, einen Theil der gegnerischen Truppen durch einen alten Führer derselben zum Abfall zu bringen und mit Dschuneïd verrätherische Verbindungen anzuknüpfen. Die Entdeckung der zwiefachen Verschwörung setzte Mustafa in solchen Schrecken, daß er eilig über den Hellespont floh und sich hinter den Mauern von Kallipolis barg. Als aber bald nachher Murad auf genuesischen Schiffen, welche ihm Johannes Adorno, Statthalter von Phokäa, lieferte, nach Europa übersetzte, verlor der angebliche Sohn Bajesid's so sehr allen Muth, daß er eilends nach Adrianopel flüchtete, dort alles Werthvolle zusammenraffte und den Weg nach der Walachei einschlug. Aber von den nachjagenden Reitern Murads eingeholt, wurde er in derselben Hauptstadt, die ihn wenige Monate zuvor als Herrscher begrüßt, öffentlich durch den Strang hingerichtet. Reich beschenkt entließ sodann Murad die genuesischen Bundesgenossen, die ihm zum raschen Sieg verholfen.

Mustafa's Ausgang. 1422.

Der unternehmende Dschuneïd floh mit siebenzig Begleitern aus dem Lager von Ulubad nach Süden, um seine früheren Besitzungen wieder zu gewinnen. Er wurde in Smyrna mit Jubel empfangen, besiegte mit einem schlechtbewehrten Bauernhaufen den gegnerischen Fürsten von Aidin und zog, als dieser unter seiner eisernen Keule erlegen war, als Sieger in Ephesus ein. Stolz wies er die Aufforderung Murad's, ihn als Oberherrn anzuerkennen, von sich; er wollte unabhängiger Fürst von Aidin sein. Da schickte der Sultan den Feldherrn Chalil mit bewaffneter Mannschaft gegen den verwegenen Abenteurer. Nach einem unglücklichen Treffen floh Dschuneïd nach dem Küstenschlosse Hypsela, Samos gegenüber, wo er sich mit Löwenmuth vertheidigte, bis er, zu Land und zur See abgeschlossen, sich ergeben mußte. Man hatte ihm Sicherheit des Lebens zugesagt; aber er wurde verrätherischer Weise mit seinem Bruder und seiner ganzen Familie im Zelte überfallen und hingemordet. Seine gefangenen Söhne ließ Murad in Kallipolis enthaupten und fügte Aidin wieder dem osmanischen Reiche bei. — Auch Karaman wurde nach vielen Kämpfen und Aufständen aufs Neue unterworfen; als der Fürst Mohammed durch eine steinerne Kugel seinen Tod gefunden (1426), huldigten die Söhne und traten die vielumstrittene Landschaft Hamid an den Sultan ab. Als aber die Waffen Hunyads den osmanischen Siegen an der Donau ein Ziel setzten, glaubte auch Ibrahim, Mohammeds Sohn, sich wieder seines ganzen Landes bemächtigen zu können. Er griff wiederholt zu den Waffen und hatte es nur der Verwendung eines geschickten Unterhändlers und den Rücksichten für die Verwandtschaft und Glaubensgenossenschaft zu danken, daß Murad sich mit seiner freiwilligen Demüthigung und reuevollen Unterwerfung genügen ließ und in einem Frieden ihm abermals Karaman als Clientelfürstenthum einräumte. Dagegen wurden die Landschaften Mentesche und Kermian für immer dem osma-

Dschuneïds Wechselfälle. 1425. Ganz Kleinasien unterworfen. 1432.

Geschicklichkeit vom albanesischen Sclaven bis zum Groß-Wesir aufschwang, hatte er einen fähigen Gehülfen in den Staatsgeschäften wie im Krieg. Durch Mohammeds Fürsorge und Kunstsinn kam Adrianopel zu großem Aufschwung. Moscheen, Prachtgebäude und Anlagen gaben der Stadt ein fürstliches Ansehen, so daß sie mit Brusa, der Hauptstadt der asiatischen Reichshälfte, an Glanz, Reichthum und Kunstwerken wetteifern konnte.

6. Sultan Murad II. vor Konstantinopel und die Union der griechischen und lateinischen Kirche.

Falsche Politik des byzantinischen Hofes.

Die versöhnliche und nachgiebige Natur des durch Schönheit und Wohlgestalt ausgezeichneten Sultans Mohammed hatte dem byzantinischen Kaiser wieder einige Autorität verliehen: Manuel liebte es, sein Verhältniß zu dem jungen Sultan wie das eines Vaters zu seinem Sohne aufzufassen. Diese Stellung suchte er auch bei dem Nachfolger zu behaupten: die Botschafter, welche ihm zur Thronbesteigung die Glückwünsche überbrachten, sollten zugleich verlangen, daß Murad seine jüngeren Brüder nach Konstantinopel sende und sie unter die Vormundschaft Manuels stelle, wie es Mohammed's Wille gewesen. Die scharfe Abweisung dieser Forderung von Seiten des Sultans und des Groß-Wesir Bajesid-Pascha galt dem byzantinischen Hofe als Beweis, daß der neue Herrscher andere Wege einzuschlagen gedenke, als der Vater, und man lenkte unter Verkennung der wirklichen Macht und Stellung in eine Politik ein, welche früher oder später nothwendig zum Verderben führen mußte: Um das osmanische Reich neuen Zerwürfnissen und inneren Kriegen auszusetzen, erkannte man in Konstantinopel den gefangenen Mustafa, den angeblichen Bruder Mohammeds, als Sultan an, unter der Bedingung, daß derselbe Kallipolis und sämmtliche Städte am schwarzen Meer dem Kaiserthum zurückgebe. Anfangs schienen sich die Träume Manuels und seines Sohnes Johannes zu verwirklichen: Mustafa fand bei dem thracischen und macedonischen Landvolke so viele Anhänger, daß er hoffen konnte, wenigstens den europäischen Theil des Osmanenreichs für sich zu gewinnen; und wenn auch sein Angriff auf Kallipolis an der Festigkeit der Stadt und an der Treue der Besatzung scheiterte, so mußte der Sieg auf einer sumpfigen, mit Schilf bewachsenen Ebene in der Nähe von Adrianopel ihn mit den kühnsten Hoffnungen erfüllen. Bajesid-Pascha, der das Obercommando in der Schlacht führte, gerieth in Gefangenschaft und wurde auf Befehl des feindlich gesinnten Dschuneïd hingerichtet; Mustafa hielt seinen triumphirenden Einzug in die Hauptstadt, von dem jubelnden Volk als Sultan der Osmanen begrüßt. Auch Kallipolis ergab sich jetzt; aber anstatt der Uebereinkunft gemäß die Stadt den Byzantinern einzuräumen, verstärkten Mustafa und Dschuneïd die Mauern und die Besatzung und machten dem Kaiserhof bittere Vorwürfe, daß man sie auf Lemnos in harter Ge-

Murad II. 1421—51.

fangenschaft gehalten. Von der Zeit an näherte sich Manuel wieder dem Sultan von Brusa.

Dschuneïd war die eigentliche Seele des Aufstandes; Mustafa, ein unfähiger, der Wollust und Schwelgerei ergebener Mann, war nur sein Werkzeug. Mustafa's Ausgang. 1422. Um nun aus der Verwirrung für sich selbst Vortheil zu ziehen und vielleicht seine ehemalige Statthalterschaft in Smyrna wieder zu erlangen, beredete der Emir den „Sultan“ Mustafa, das üppige Leben in Adrianopel aufzugeben und den Gegner in Asien aufzusuchen. Dies war der Anfang seines Verderbens. Während er unthätig bei Ulubad im Lager verweilte, gelang es dem Sultan Murad, einen Theil der gegnerischen Truppen durch einen alten Führer derselben zum Abfall zu bringen und mit Dschuneïd verrätherische Verbindungen anzuknüpfen. Die Entdeckung der zwiefachen Verschwörung setzte Mustafa in solchen Schrecken, daß er eilig über den Hellespont floh und sich hinter den Mauern von Kallipolis barg. Als aber bald nachher Murad auf genuesischen Schiffen, welche ihm Johannes Adorno, Statthalter von Phokäa, lieferte, nach Europa übersetzte, verlor der angebliche Sohn Bajesid's so sehr allen Muth, daß er eilends nach Adrianopel flüchtete, dort alles Werthvolle zusammenraffte und den Weg nach der Walachei einschlug. Aber von den nachjagenden Reitern Murads eingeholt, wurde er in derselben Hauptstadt, die ihn wenige Monate zuvor als Herrscher begrüßt, öffentlich durch den Strang hingerichtet. Reich beschenkt entließ sodann Murad die genuesischen Bundesgenossen, die ihm zum raschen Sieg verholfen.

Der unternehmende Dschuneïd floh mit siebenzig Begleitern aus dem Lager von Ulubad nach Süden, um seine früheren Besitzungen wieder zu gewinnen. Dschuneïds Wechselfälle. Er wurde in Smyrna mit Jubel empfangen, besiegte mit einem schlechtbewehrten Bauernhaufen den gegnerischen Fürsten von Aidin und zog, als dieser unter seiner eisernen Keule erlegen war, als Sieger in Ephesus ein. Stolz wies er die Aufforderung Murad's, ihn als Oberherrn anzuerkennen, von sich; er wollte unabhängiger Fürst von Aidin sein. Da schickte der Sultan den Feldherrn Chalil mit bewaffneter Mannschaft gegen den verwegenen Abenteurer. Nach einem 1425. unglücklichen Treffen floh Dschuneïd nach dem Küstenschlosse Hypsela, Samos gegenüber, wo er sich mit Löwenmuth vertheidigte, bis er, zu Land und zur See abgeschlossen, sich ergeben mußte. Man hatte ihm Sicherheit des Lebens zugesagt; aber er wurde verrätherischer Weise mit seinem Bruder und seiner ganzen Familie im Zelte überfallen und hingemordet. Seine gefangenen Söhne ließ Murad in Kallipolis enthaupten und fügte Aidin wieder dem osmanischen Reiche bei. — Auch Karaman wurde nach vielen Kämpfen und Aufständen aufs Neue unterworfen; Ganz Kleinasien unterworfen. als der Fürst Mohammed durch eine steinerne Kugel seinen Tod gefunden (1426), huldigten die Söhne und traten die vielumstrittene Landschaft Hamid an den Sultan ab. Als aber die Waffen Hunyads den osmanischen Siegen an der Donau ein Ziel setzten, glaubte auch Ibrahim, Mohammeds Sohn, sich wieder seines ganzen Landes bemächtigen zu können. Er griff wiederholt zu den Waffen und hatte es nur der Verwendung eines geschickten Unterhändlers und den Rücksichten für die Verwandtschaft und Glaubensgenossenschaft zu danken, daß Murad sich mit seiner freiwilligen Demüthigung und reuevollen Unterwerfung genügen ließ und in einem Frieden ihm abermals Karaman als Clientelfürstenthum 1432. einräumte. Dagegen wurden die Landschaften Mentesche und Kermian für immer dem osma-

nischen Reiche einverleibt und durch Statthalter regiert. An der Ostgrenze wurden durch List und Gewalt die noch unabhängigen Herrschaften der turkmanischen Stämme zur Unterwerfung gebracht, so daß fortan ganz Kleinasien sich vor dem Scepter des Osmanensultan beugte.

Murad vor Konstantinopel. 1422.

In Konstantinopel erschrak man über den unerwarteten Ausgang Mustafa's. Man schickte Friedensboten ab, die den Sultan mit glatten Worten der Freundschaft und Ergebenheit des Kaiserhofes versichern sollten. Der Osmane hielt sie einige Zeit im Gefängniß und sandte sie dann zurück mit der Meldung, er werde ihnen in Kurzem nachkommen. Und er ließ nicht allzu lange auf sich warten. Als er seine Zelte in geringer Entfernung vor den Thoren aufschlug, gerieth die Hauptstadt in furchtbare Aufregung. Man schrie über Verrath und forderte den Tod der Türkenfreunde. Korax, der Hofdolmetsch, der als Gesandter und Unterhändler eine zweideutige Rolle gespielt, starb als Opfer der Volkswuth unter unmenschlichen Martern. Nun wurden außerhalb und innerhalb der Mauern alle Kräfte angestrengt, dort, um die Stadt, die wie eine brennende Wunde an dem mohammedanischen Reichskörper zehrte, zu Fall zu bringen, hier, um das letzte Bollwerk des Christenglaubens und der nationalen Existenz zu vertheidigen. Murad umschloß die ganze Stadt auf der Landseite mit Kriegslagern, ließ Gräben und Wälle aufführen und bedrängte die Mauern mit Belagerungswerkzeug aller Art, mit Schutzdächern, Wandelthürmen und Geschütz. Zugleich wurde alles Land in der Umgegend auf Meilenweite in eine Wüstenei verwandelt, die Dörfer angezündet, die Heerden entführt, die Bewohner mißhandelt und in Sclaverei verkauft. Habgier und Fanatismus wurden zu Hülfe gerufen.

„Um das Heer der Belagerer zu vermehren," erzählt Hammer, „ließ der Sultan ausrufen: daß die Stadt mit allen ihren Schätzen eine Beute der Musulmanen werden solle. Da strömte außer dem Heere von allen Seiten zusammengelaufenes Gesindel zu; Vieh- und Sclavenhändler, Wucherer, Trödler, auf die Beute der Lastthiere, der Knaben, der Mädchen und des Hausgeräthes Pläne des Gewinnstes bauend, vorzüglich aber Derwische, die sich vom Sultan die Klosterfrauen als den ihnen gehörigen Antheil der Beute ausbaten. An der Spitze von fünfhundert Derwischen erschien der große Scheich Seid Buchari, der Schwager Sultan Bajesid's, der schon diesem das Schwert umgürtete, wenn er in den Krieg zog, der dasselbe auch seinem Enkel Murad bei der Thronbesteigung umgürtet, und noch unlängst durch sein Gebet den Sieg über den Thronnebenbuhler Mustafa erfleht hatte. Stolz auf seine Abstammung vom Blute des Propheten, auf seine Verwandtschaft mit dem des Sultans, auf seinen Ehrfurcht gebietenden hohen Wuchs und auf erfüllte Vorhersagung glücklichen Waffenerfolges, zog er auf einem Maulesel herbei, von Schaaren fanatischer Seide und Derwische umgeben, die ihm nicht nur Hände und Füße, sondern auch den Zaum und die Hufe des Maulesels küßten."

Konstantinopel befreit. 24. Aug. 1422.

Schon hatte Buchari Tag und Stunde bestimmt, da die Stadt den Moslemen zur Beute werden würde, und Hohnreden auf Christus und die Heiligen erfüllten die Luft. Als an dem von ihm bezeichneten Tag, es war der

24. August, der allgemeine Sturm begann, sah man ihn auf stattlichem Roß an der Spitze von fünfhundert Derwischen die Kämpfenden anfeuern. Eine furchtbare Angst überkam die Byzantiner, denn Kaiser Manuel lag am Sterben und sein Sohn Johannes war muthlos und unschlüssig. Aber die Verzweiflung verdoppelte ihre Stärke: Alles wurde zur Waffe, Alles eilte in den Kampf; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte in der Stunde der Entscheidung, wo es sich um die höchsten Güter, um Sein oder Nichtsein handelte, müßig erfunden werden. Feurige Gebete und flehende Hülferufe an die Himmelsmächte mischten sich mit Waffengetöse und Ermahnungen zum Kampf. Diese vaterländische und religiöse Begeisterung sollte nicht zu Schanden werden; noch einmal sollte das Kreuz über den Islam siegen. Die Feinde wurden von der Mauer zurückgeschlagen, die Belagerungsanstalten bei einem Ausfall zerstört oder in Brand gesetzt und das Stadtgebiet befreit. Ehe Murad Anstalten zu einen neuen Angriff treffen konnte, wurde er durch aufrührerische Bewegungen nach Asien abberufen. Konstantinopel war gerettet, und so plötzlich war die Rettung in der höchsten Noth erschienen, daß der fromme Glaube darin ein göttliches Wunder erkannte. Man wollte die himmlische Jungfrau in veilchenblauem Gewande auf der Mauer unter den Streitern einherwandelnd erblickt haben!

Die aufrührerischen Bewegungen, welche den schnellen Aufbruch Murad's veranlaßten, waren durch seinen Bruder Mustafa, einen dreizehnjährigen Knaben, den seine ehrsüchtige Umgebung zur Annahme der Sultanswürde beredet hatte, hervorgerufen worden. Der Aufstand, heimlich von dem byzantinischen Kaiserhof und von mehreren unzufriedenen Großen begünstigt, war bald unterdrückt. Mustafa, der mit kindischer Freude zu Nicäa im Genusse der Herrschaft schwelgte, wurde von einem verrätherischen Anführer dem Bruder ausgeliefert und vor der Stadt am Fuße eines Feigenbaums erdrosselt, dann aber mit allen Ehren in der Familiengruft zu Brusa beigesetzt. Die Furcht, daß nunmehr Murad die Belagerung von Konstantinopel von Neuem in Angriff nehmen möchte, beschleunigte das Ende des kranken Manuel; sein Sohn Johannes VII. Paläologus bestieg den Thron und erkaufte durch Abtretung der Städte am schwarzen Meer und am Strymon den Frieden, so daß das byzantinische Reich nunmehr auf das Weichbild der Hauptstadt und einige abhängige Stadtgebiete im Peloponnes beschränkt war.

Der Aufstand in Asien und Manuels Tod. 1425.

Johannes VII. Paläologus 1425–48.

Murad gönnte dem armen Ueberrest des römischen Reiches eine kurze Friedensfrist, die ihm Zeit ließ, die Grenzverhältnisse gegen die Donaufürsten und die Ungarn zu sichern und zu ordnen und seine Seemacht zu stärken. Denn die Feindseligkeiten mit der Handelsrepublik San Marco hatten seit dem erwähnten Zusammentreffen bei Kallipolis so sehr zugenommen, daß ein Seekrieg nicht mehr zu vermeiden war. Stießen doch die beiden Mächte nicht nur in Dalmatien und Albanien, sondern auch im Peloponnes, in Macedonien,

Osmanen und Venetianer.

auf Euböa und allen Inseln und Küsten des ägäischen Meeres fortwährend an einander, war doch Kallipolis wiederholt der Schauplatz kriegerischer Wettkämpfe um den Besitz; bedrängten doch die Türken die wichtige Handelsstadt Thessalonike durch ihre Festungswerke auf der Landseite, gingen doch im Peloponnes die Besitzungen so in einander über, daß die Grenzen schwer zu bestimmen waren. Die Venetianer konnten sich nur auf ihre eigene Kraft verlassen, da die griechische Bevölkerung, besonders die städtischen Aristokratien, gewohnt an das leichte und schlaffe byzantinische Regiment, die strenge Herrschaft der Handelsherren mit Widerstreben und Unwillen ertrugen. Wir kennen ja die gehässige Politik der Marcusrepublik, welche ihren Untergebenen ein eisernes Joch auflegte und durch Schrecken und despotische Gewalt jede aufrührerische Bewegung niederzuhalten wußte. Die Regierungsformen in den Colonien waren das getreue Abbild des Mutterstaats; stramme Verwaltung, inquisitorische Ueberwachung alles Volkslebens, Druck und Terrorismus gegen alle unruhigen Köpfe, gegen alle Verdächtigen und Unzufriedenen galten als die Seele ihrer Herrschaft. — Eroberung von Thessalonich. 1430. Durch diese Mittel hielten sie besonders die Thessalonicher in Unterwürfigkeit, erzeugten aber in den Gemüthern der Bürgerschaft solchen Haß, daß in der Stunde der Noth, als Murad einen allgemeinen Sturm anordnete und, wie vor Konstantinopel, Menschen und Habe dem Heere als Preis der Eroberung ausbieten ließ, die griechischen Einwohner geringe Hülfe leisteten. So wurde trotz der Festigkeit der Mauern und der heldenmüthigsten Vertheidigung der 29. März 1430. Venetianer die Stadt Thessalonich erobert, die Bewohner ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht von den barbarischen Kriegern mißhandelt und in Sclaverei verkauft, alles Werthvolle geplündert und fortgeschleppt. Nur Wenige retteten sich zu Schiffe von dem Schauplatze der Gräuel, der wilden Zerstörung, der thierischen Rohheit. Murad selbst entsetzte sich über die Verödung, die ihm nach beendigter Plünderung entgegenstarrte; er kaufte einen Theil der Gefangenen los, rief die griechischen Einwohner, die vorher entflohen oder vertrieben worden waren, zurück und trug Sorge für die Wiederbevölkerung. Aber Thessalonich erholte sich nie mehr von dem furchtbaren Schlag. Der Wohlstand und die christliche Bildung waren für immer dahin, besonders seit Murad die Einwohner der benachbarten Osmanenstadt Jenidsche dahin verpflanzte, die verlassenen Wohnungen und Grundstücke unter sie vertheilte und dadurch der Stadt „Selanik" einen türkischen Charakter verlieh. Das Schicksal der alten Griechenstadt Salonichi, nunmehr einer der Grundpfeiler des aufstrebenden Osmanenreichs, konnte als Vorspiel für Konstantinopel gelten. Die Republik Venedig aber beeilte sich, durch einen Friedensschluß ihre Sept. 1430. übrigen Besitzungen vor einem ähnlichen Fall zu bewahren.

Der Despot von Joannina zinspflichtig gemacht. Thessalonich bildete fortan einen wichtigen Stützpunkt zur Ausbreitung der osmanischen Macht nach dem Süden und Westen. Carlo Tocci, welcher Joannina nebst den umliegenden Landschaften von Epirus und Akarnanien und den Inseln Zante und

Cephalonia beherrschte, suchte im Streit mit seinen unechten Brüdern, die nach seinen Besitzungen trachteten, die Hülfe Murads, welche dieser gerne gewährte. Der Feldherr Sinanbeg brachte es mit leichter Mühe dahin, daß die Stadt Joannina mit Beibehaltung ihrer Freiheiten die Oberhoheit der Osmanen anerkannte, und daß der Despot für sein Gebiet in Epirus und Akarnanien einen jährlichen Tribut zu entrichten versprach. Siegreich durchzog darauf Sinanbeg Albanien und kehrte beutebeladen in das Lager am Vardar zurück, dem Sultan die schönsten Knaben und Mädchen für sein Serai darbringend.

Während der nächsten zehn Jahre suchte Murad die Reichsgrenzen an der Donau auszudehnen und zu sichern. Hatten die osmanischen Heere schon zu Sigmunds Lebzeiten wiederholt den Strom überschritten, so traten Murads Eroberungspläne noch stärker hervor, als der mächtige Kaiser, welchem bei dem großen Umfang seines Reiches stets eine beträchtliche Streitmacht zur Verfügung stand, das Zeitliche gesegnet und sein Schwiegersohn Albrecht von Oesterreich den Thron von Ungarn bestiegen hatte. Sofort versicherte sich der Sultan der Walachei, indem er den Woiwoden Drakul in Gefangenschaft wegführte und ihn nur gegen Auslieferung seiner unmündigen Söhne als Geißeln für seine Treue entließ, und rückte dann vor die serbische Festung Semendra. Nach dreimonatlicher Belagerung mußte sich die Stadt ergeben, worauf der Sohn des Fürsten, dem der Vater bei seiner Flucht nach Ungarn die Vertheidigung übertragen hatte, nach Asien abgeführt und im Gefängniß geblendet ward. Umsonst rückte König Albrecht mit großer Heeresmacht ins Feld; sein Fußvolk wurde zersprengt, seine schweren Eisenreiter überholt und theils niedergemacht, theils in Gefangenschaft abgeführt, ganz Serbien mit den Erzgruben bei Novoberda erobert. Erschrocken flehte der König von Bosnien um Frieden und bot einen hohen Jahreszins.

Murad an der Donau 1438.

Es wurde früher erzählt, daß die Ungarn nach Albrechts Tod den Polenkönig Wladislaw auf den Thron erhoben, in der Hoffnung, die vereinigte Kraft zweier kriegerischen Nationen würde dem weiteren Vordringen der Osmanen ein unüberwindliches Bollwerk entgegenwerfen; auch der flüchtige Despot Georg von Serbien hoffte durch den neuen Herrscher aus seiner Noth befreit zu werden und das gedrückte Bosnien faßte frischen Muth. Und in der That wurde auch der Regierungsantritt Wladislaws durch ein glückliches Ereigniß eingeweiht. Murad hatte die Stadt Belgrad, das Bollwerk des ungarischen Reichs, auf allen Seiten eingeschlossen und bedrängte sie fortwährend mit furchtbaren Belagerungsanstalten. Aber alle Stürme und Angriffe scheiterten an der Tapferkeit und Wachsamkeit des Befehlshabers Johannes Uranus, eines ausgezeichneten Kriegshelden aus Florenz. Nachdem Murad sieben Monate lang alle Kräfte angestrengt, um die wichtige Donaufestung in seine Gewalt zu bringen, mußte er die Belagerung, die ihm 17,000 Menschen gekostet, aufgeben und sich mit Verlust aller Sturmwerkzeuge zurückziehen. Johann Hunyad, der große Kriegsheld, welcher Wladislaw's Königswahl

Die Türken vor Belgrad. 1440.

am eifrigsten betrieben, und zum Lohne seiner treuen Dienste zum Herzog von Siebenbürgen und zum Grafen von Temesvar ernannt worden, zog nun mit großen Streitkräften in Belgrad ein, um die wichtige Grenzstadt, den Schlüssel zum Abendland, mit der ganzen Kraft und Energie seiner mannhaften Natur zu schirmen. Und wahrlich der Christenheit that eine solche Säule noth. Denn schon im nächsten Jahr überschwemmten zwei osmanische Heerführer, Ischakbeg und Misidbeg, begierig die Niederlage vor Belgrad zu rächen, Niederungarn und Siebenbürgen mit ihren wilden Kriegsschaaren, Raub, Mord und Verwüstung vor sich hertragend und die Gefangenen in Sclaverei fortschleppend. Der ritterliche Bischof von Weißenburg wurde auf der Flucht ergriffen und enthauptet. Eine türkische Gesandtschaft stellte in Krakau an König Wladislaw die Forderung, entweder Belgrad abzutreten oder Tribut zu entrichten. Aber Hunyads Sieg bei St.-Emerich, in welchem er nur durch die Treue und Aufopferung eines edlen Waffengenossen dem Anschlag auf seine Person entging, warf die Barbaren wieder über die Donau zurück, befreite Thron und Reich von der Schmach, die ihnen mohammedanischer Uebermuth geboten, und führte die Woiwoden der östlichen Gebirgsländer von Neuem unter die Schutzherrschaft des Ungarnkönigs. Und als im folgenden Jahr Schahin-Pascha, der zu sagen pflegte: „Mein Schwert ist eine Wolke, welche anstatt Regen nur Blut ergießt", abermals mit großer Heeresmacht in Siebenbürgen eindrang, erfocht Hunyad in der Schlacht bei Vasap mit einer weit geringeren Streitmacht einen seiner glänzendsten Siege. Weithin war das Feld mit Türkenleichen bedeckt und über fünftausend Gefangene, darunter mehrere angesehene Führer, wurden als Sclaven weggeführt. Seitdem war Hunyad der nationale Held; als er mit den erbeuteten Fahnen triumphirend in Ofen einzog, fühlte sich das Volk von einem neuen Geiste beseelt. Er erschien der bedrängten Christenheit und dem Oberhirten in Rom als ein zweiter Gottfried von Bouillon, bestimmt dem heiligen Krieg, den der Papst gegen die Ungläubigen ins Leben zu rufen bemüht war, als gottgesandter Führer zu dienen.

Hunyads Heldenkämpfe. 1441. 42. — 1441. — 1442.

Wir wissen, daß schon seit dem neunten Jahrhundert die griechische Kirche sich von der Autorität des römischen Papstes losgesagt und sich selbst den Ruhm der Rechtgläubigkeit beigelegt hat. So oft aber Gefahren vom Islam drohten, gedachte man in Konstantinopel der christlichen Glaubensgenossenschaft und knüpfte Unterhandlungen zur Ausgleichung der kirchlichen Spaltung an, um der Hülfe des Abendlandes theilhaftig zu werden. Denn nur wenn der Papst als das Haupt der Christenheit im Interesse der Religion für die bedrängten Brüder im Osten in die Schranken trat, die Fürsten an ihre Pflichten als Schirmherren der Kirche ermahnte, die Völker durch die Geistlichkeit zum Kampf gegen die Feinde des Heilandes sei es mit den Waffen, sei es durch Geldbeiträge anfeuern ließ und die Schatzkammern der Kirche zum Zweck eines heiligen Krieges öffnete, war eine nachdrückliche Hülfe zu erwarten.

Die Unionsversuche der griechischen und lateinischen Kirche.

Deswegen waren schon die Kaiser Andronikus und Kantakuzenus durch Gesandtschaften mit dem Oberhirten der abendländischen Christenheit in Verbindung getreten; darum hatte schon Johannes Paläologus dem nach Rom zurückgekehrten Papst Urban V. einen Besuch abgestattet (S. 343 f.); darum verweilte sein Sohn und Nachfolger längere Zeit in Italien und Frankreich, eine Reise, welche dem griechischen Geschichtschreiber Chalkondylas Gelegenheit bot, seine Landsleute über die Völker und Reiche des Abendlandes zu belehren; darum hatten sich byzantinische Gesandten auf dem Concil in Constanz eingefunden (S. 221). Aber alle diese Annäherungen waren erfolglos geblieben: die Vereinigungsversuche des Hofes von Konstantinopel waren nur diplomatische Schachzüge für politische Zwecke, ohne den aufrichtigen Wunsch einer Versöhnung und Ausgleichung der religiösen Spaltung. Der griechische Geschichtschreiber Phranza spricht es offen aus, daß die Unionsverhandlungen Manuels nur eine Maske sein sollten, um die Osmanen durch das Schreckbild einer Coalition mit dem Abendlande zu einem rücksichtsvolleren schonenden Verhalten gegen das geschwächte Romäerreich am goldenen Horn zu bewegen. Deshalb drangen auch die Griechen stets auf eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher die streitigen Punkte in der Glaubenslehre und im Cultus ausgeglichen werden sollten, wohl wissend, daß der Religionseifer der Geistlichen und Theologen beider Confessionen nie eine aufrichtige Vereinigung zulassen würde.

Manuels Nachfolger, Johannes VII. Paläologus, war mehr als der Vater von dem aufrichtigen Wunsch beseelt, durch eine Union mit der römischen Kirche dem bedrängten Ueberreste seines Reiches eine nachdrückliche Kriegshülfe der abendländischen Christenheit zu erwirken. Es war vorauszusehen, daß der Sultan bei erster Gelegenheit den Angriff auf Konstantinopel wiederholen, die erlittene Niederlage zu rächen suchen würde. Wir wissen, daß das Concil von Basel die Unionsangelegenheit in die Hand nahm (S. 295) und daß darüber der Bruch mit dem Papste und die Verlegung des Concils nach Ferrara und Florenz erfolgte (S. 299). Zu dieser letztern Maßregel gab der Kaiser den Anlaß, indem er selbst den Unterhandlungen anzuwohnen beschlossen hatte, aber die weite Reise nach der entlegenen Rheinstadt scheute. Damals sah man zwei Geschwader das ägäische Meer durchschneiden, das eine von Marseille ausgehend sollte den Kaiser und sein geistliches Gefolge den Vätern des Baseler Concils zuführen, das andere, welches in Venedig die Segel blähte, war bestimmt, die griechischen Gäste nach der italienischen Stadt zu schaffen. Glänzende Versprechungen und reichliche Summen für die Reisekosten und den Unterhalt in der Fremde wurden von beiden angeboten. Der Paläologe zog den Bund des Papstes den Verhandlungen mit der turbulenten demokratischen Versammlung zu Basel vor. In seinem Gefolge befanden sich außer dem alten Patriarchen Josephos und vielen geistlichen Würdenträgern und Mönchen

Johannes VII. Paläologus in Italien. 1438. 39.

der morgenländischen Kirche auch der Prediger Syropulos, welcher eine „wahre Geschichte der falschen Union" verfaßt hat, und der gelehrte Bessarion, Erzbischof von Nicäa. Der geistliche Historiker ergeht sich in lebhaften Schilderungen über die Seereise, den glänzenden Empfang in Venedig, die Ehrenbezeigungen, welche den Vertretern der alten Apostelsitze des Morgenlandes in Ferrara zu Theil wurden. Aber diesem Empfang entsprach keineswegs der Verlauf und das Resultat der Verhandlungen. Die Wahrnehmung, wie tief der Riß in den Körper der lateinischen Kirche eingedrungen, verminderte die Ehrfurcht der griechischen Väter; der dürftige Unterhalt verstimmte die Prälaten; der Kaiser vergaß über den Freuden der Jagd die Bedrängniß der Kirche und des Staats; die Haltung des Markgrafen von Este, dessen Gäste sie in Ferrara waren, wurde nach einiger Zeit so zweideutig und bedenklich, daß die Häupter der Kirche sich nur mühsam nach Florenz retteten, wohin Eugenius IV. unter dem Vorwande einer Pest die Versammlung verlegte.

Das Unionswerk.

In Florenz wurde endlich nach langen und heftigen Disputationen über die Frage, ob der heilige Geist vom Vater und Sohn, oder nur vom Vater ausgehe, und über andere unergründliche oder unwesentliche Lehrbegriffe und Gebräuche unter äußeren Einflüssen und mit Rücksicht auf die Nothstände des Reichs am Bosporus in unbestimmten, zweideutigen Ausdrücken ein Vereinigungsvertrag abgeschlossen, der in Gegenwart des Kaisers, des Papstes und der hohen Geistlichkeit aller Nationen in der Kathedrale zu Florenz von Kardinal Julian und Erzbischof Bessarion in lateinischer und griechischer Sprache verlesen und dann von allen Anwesenden, mit Ausnahme des Bischofs Markus von Ephesus, unterzeichnet ward und nicht wenig zur Erhöhung des Ansehens Eugens IV. und zu seinem Sieg über die widerstrebenden Väter zu Basel beitrug. (6. Juli 1439.) Aber der künstliche Unionsbau von Florenz verschwand wie ein Traum. Als der Kaiser und sein geistliches Gefolge nach zweijähriger Abwesenheit auf venetianischen Galeeren nach der Hauptstadt am Bosporus zurückkehrten und statt der erwarteten Waffenhülfe ein neues Henotikon überbrachten, sprach sich die Mißbilligung der Bevölkerung, der Religionshaß der Mönche und Priester, der Unwille aller Anhänger des hergebrachten Bekenntnisses und Cultus so laut und heftig aus, daß die heimkehrenden Bischöfe ihre Zustimmung bereuten und sich der Schwäche und Menschenfurcht anklagend die Hand verfluchten, welche die Unionsformel unterschrieben, die Zunge verwünschten, die das lateinische Glaubensbekenntniß ausgesprochen. Die zürnenden Worte, welche Markus von Ephesus gegen die Anhänger der Vereinigung aussprach, gossen Oel in die Flamme der Religionszwietracht; laut forderte das Volk, daß er an der Stelle des in Florenz aus dem Leben geschiedenen Josephos den Patriarchenstuhl besteige, und nur sein baldiger Tod vereitelte das Vorhaben. Alle Bekenner der griechischen Orthodoxie in Rußland, in den Metropolitansitzen Asiens, in Alexandrien verwarfen das Werk der Schwäche und Heuchelei

und beobachteten die geringfügigste Ceremonie mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, als hänge das Seelenheil davon ab, so daß die Trennung größer wurde als zuvor und daß man in Konstantinopel sich lieber mit Hussiten und Ungläubigen verbinden, als sich den Geboten des kirchlichen Oberhaupts in Rom unterwerfen wollte. Denn noch immer waren theologische Streitigkeiten die Hauptbeschäftigung der Byzantiner; dreihundert Klöster lagen in und um der Stadt, indeß die Kriegsmacht kaum fünftausend Mann betrug. Bessarion mochte diesen Ausgang vorausgesehen haben; er hatte daher die Würde eines Kardinals in Rom vorgezogen, wo er durch Schriften, Reden und Gesandtschaften für sein Vaterland zu wirken beflissen war, „ein Mittler zweier Völker und Geisterreiche."

7. Murad's II. Heldenlaufbahn und Ende.

So wenig Erfolg das Unionswerk von Florenz für das christliche Morgenland hatte, so erwies sich doch Papst Eugen IV. dankbar für den Ruhm, womit dasselbe seinen Namen in der abendländischen Welt bedeckte. Nicht nur, daß er die Ausrüstung von zwei Galeeren und die Unterhaltung von dreihundert Armbrustschützen auf eigene Kosten auf sich zu nehmen versprach; er suchte durch seine Botschafter die Fürsten und Völker zu einem gemeinsamen Feldzug wider die Feinde Christi zu vereinigen, und in Ungarn und Polen war sein gewandter und thätiger Legat Kardinal Julian eifrig bemüht, die durch Hunyads Siege geweckte Begeisterung und Kampflust zu einem neuen Kreuzzug zu entflammen. Aber die Zeiten und die Weltlage waren dazu wenig geeignet: die religiösen Interessen waren an den Höfen hinter die politischen zurückgetreten; in Frankreich, Niederland, England nahmen die heimischen Wehen und Leiden alle Kräfte in Anspruch; Kaiser Friedrich III. fürchtete die Machtvergrößerung des Polen- und Ungarnkönigs Wladislaw mehr als die Osmanen; die Ordensritter in Preußen und Litthauen waren durch die eigenen Sorgen und Anliegen vollauf in Anspruch genommen. Dennoch waren die Kreuzpredigten nicht ohne Einfluß auf die Gemüther des Volkes, so daß von allen Seiten Kriegsschaaren nach Ungarn strömten, um sich der Heerfahrt anzuschließen, die König Wladislaw unter Mithülfe Hunyad's und des Despoten von Serbien, und begleitet von dem Kardinal-Legaten Julian im Sommer 1443 wider die Feinde der Christenheit unternahm. In der Gegend von Semendra, das noch immer in den Händen der Osmanen war, setzte das Kreuzheer über die Donau und drang ohne auf Widerstand zu stoßen bis nach Sofia vor, das geplündert und in Brand gesteckt ward. Aehnlich erging es auch der Stadt Nissa an der Morawa, die Hunyad mit der Vorhut der Armee besetzte. Und als die Osmanen mit einer beträchtlichen Streitmacht den Fluß überschritten, um das königliche Lager anzugreifen, wurden sie in der Nähe dieser Stadt von Hunyad unerwartet angegriffen und in einem nächtlichen

Neuer Kreuzzug gegen die Türken. 1443.

3. Nov. 1443. Treffen aufs Haupt geschlagen. Die Zahl der Gebliebenen wird auf 30,000, die der Gefangenen auf 4000 angegeben. Beladen mit Beute und Siegstrophäen kehrte der Kriegsheld zum Hauptheer des Königs zurück.

Hunyads „langer Feldzug". Die glänzenden Erfolge des ungarischen Feldherrn erfüllten die Christen mit den kühnsten Hoffnungen: von allen Seiten strömte neue Mannschaft herbei, welche mitwirken wollte an dem großen Werke der Befreiung vom Joche der Ungläubigen; von allen Seiten wurden freiwillig Lebensmittel und Kriegsbedarf herbeigeschafft; trotz der vorgerückten Jahreszeit beschloß man die Felsenpässe des Hämus zu überschreiten; man hoffte noch vor Winter Philippopel zu überwältigen. Hatte doch der Legat dem Polenkönig verkündigt, daß seine Herrschaft bis an den Hellespont und die Gestade des ägäischen Meeres reichen würde; und versprach denn nicht Hunyads Name den sichern Sieg! Von solchen Hoffnungen beseelt, erstieg das Christenheer unter unglaublichen Beschwerden von Isladi aus den steilen durch Verhaue von Baumstämmen und Felsblöcken verschlossenen Bergpaß des Hämus, die „Pforte Trajans", jetzt Ssulu-Derbend genannt, und erfocht, als die mit Schnee und Eis bedeckten Höhen trotz des Pfeilregens der Feinde erklimmt waren, am Weihnachtstag bei dem Berge Kunobiza einen neuen glänzenden Sieg. Der Oberfeldherr Mahmud Tschelebi, Murads Schwager, und viele angesehene Führer wurden als Gefangene weggeführt. Dennoch vermochte das ungarisch-polnische Heer nicht in die Ebene hinabzusteigen. Das rauhe Gebirg und die schwerzugänglichen, wohlvertheidigten Engpässe auf den Südabhängen des Hämus boten in der winterlichen Jahreszeit so unübersteigliche Hindernisse, daß der Rückzug angetreten werden mußte. Unter steten Kämpfen mit den nachsetzenden Osmanen gelangten die Christen nach Belgrad und von da nach Pesth. Und wenn auch der Rückzug durch Wald- und Moorland manche Verluste brachte, die moralische Wirkung des „langen Feldzugs" Hunyads und des jungen Königs war dennoch so mächtig, daß die ganze Christenheit wieder aufathmete und daß die heimkehrenden Krieger in Stadt und Land mit Siegeshymnen empfangen wurden. Im Gefolge des Königs war sein Schreiber Callimachus, der die Geschichte des Feldzugs als Augenzeuge der Nachwelt dargestellt hat.

Der Friede von Szegedin. Juli 1444. So erhebend diese Vorgänge auf das christliche Abendland wirkten, so tief war Murads Gemüth durch die Unfälle erschüttert. Seine besten Feldherren waren gefallen oder schmachteten in Gefangenschaft; an den kriegerischen Bewegungen, die da und dort zu Tage traten, konnte man bemerken, daß unter den neuen Eindrücken die Mahnungen des Papstes größere Beachtung fanden und bald ein neuer Kreuzzug unternommen werden würde; auch in Asien machten sich die Rückschläge von Hunyads Siegen fühlbar. Der Sultan sehnte sich daher nach Frieden, und da auch das von Parteiwuth durchwühlte Ungarn der Ruhe bedürftig war, so kam unter Vermittelung Georgs von Serbien auf einem Congreß zu Szegedin eine Uebereinkunft zu Stande, kraft deren die

Donau als Grenzlinie zwischen beiden Reichen festgesetzt, die Gefangenen ausgewechselt oder gegen ein bestimmtes Lösegeld freigegeben, Semendra und die übrigen Festungen in Serbien zurückerstattet und die Walachei gegen einen von dem Fürsten Drakul und seinen Söhnen an den Sultan zu entrichtenden Tribut der Schutzherrschaft Ungarns unterstellt werden sollte.

Mißmuthig über den ungünstigen Verlauf des Krieges und betrübt in seiner Seele durch den Tod seines Erstgebornen Alaeddin, beschloß Sultan Murad, „den Ruhm und die Sorgen der Herrschaft über sein weites Reich" auf das jugendliche Haupt seines zweiten vierzehnjährigen Sohnes Mohammed niederzulegen und in dem reizenden Magnesia sich der Ruhe und einem beschaulichen Leben hinzugeben. Nachdem er in Adrianopel den erkornen Herrscher selbst auf den Thron erhoben, zog er sich mit einigen seiner Vertrauten im kräftigsten Mannesalter in die Einsamkeit zurück, um in Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern die Tugend der Weltentsagung zu üben. Murads Abdankung.

Allein die Zeit des Handelns und der kriegerischen Thätigkeit war für Murad noch nicht vorüber. Der Friede von Szegedin erschien dem päpstlichen Kardinallegaten als eine Störung des großen Kriegsunternehmens, das im christlichen Abendlande im Werke sei, und er strengte alle Kräfte an, die Ausführung zu vereiteln. Er stellte in einer Reichsversammlung dem jungen ruhmbegierigen König Wladislaw vor, daß die Friedensbedingungen keine genügenden Resultate für die glorreichen Waffenthaten in den Ebenen von Siebenbürgen und in den Engpässen des Hämus seien und keine Garantien für die Zukunft böten. Schon rüsteten sich die Fürsten und Völker Europa's, dem Rufe des heiligen Vaters Folge zu leisten und ihre Kriegsheere an die Donauufer, ihre Flotten in die griechischen Gewässer zu entsenden; und Wladislaw, der berufen sei, als ein zweiter Moses der Heerführer der gläubigen Schaaren zu werden, wollte diese große Mission aufgeben, wollte das heilige Gotteswerk der Befreiung vernichten! Die Uebereinkunft von Szegedin, welche er als König von Ungarn und Polen geschlossen, könne für den Heerführer einer Kriegsmacht, die aus dem gesammten christlichen Abendlande zu ihm stoßen werde, keine bindende Kraft haben, dazu sei die Zustimmung des Papstes erforderlich, auf dessen Ruf die christlichen Streiter zur heiligen Fahne strömten. Die Gesandtschaften, welche von vielen Fürsten und Staaten sich in Buda mit Glückwünschen und glänzenden Versprechungen einfanden, die Nachricht, daß auf Anregung des Papstes venetianische Galeeren in den griechischen Meeren kreuzten, um die Bewegungen des Landheeres durch gleichzeitige Angriffe zur See zu unterstützen; die Verheißungen des byzantinischen Hofes, von Süden her die Kriegsunternehmung zu fördern, verliehen den Worten des Kardinals Nachdruck. War doch damals mehr als je die casuistische Lehre in Geltung, daß man gegen Ungläubige zu keiner Treue verpflichtet sei; und der Kardinal trug kein Bedenken, die kirchliche Logik auf den gegenwärtigen Der Friede gebrochen.

Fall anwendend, im Namen des Papstes den Szegediner Frieden für null und nichtig zu erklären und alle, welche ihn beschworen, ihres Eides zu entbinden. Wenn der junge König nicht schon durch die eigene Ruhmbegierde fortgerissen worden wäre, so hätte ihn der ungestüme Ruf der Versammlung nach Fortsetzung des Krieges überwältigen müssen; selbst Hunyades und der Despot von Serbien, welche als die Urheber und Vermittler des Friedens am längsten den beabsichtigten Vertragsbruch bekämpften, fügten sich endlich der allgemeinen Forderung. Hunyades sollte als Preis des Sieges das Fürstenthum Bulgarien erhalten. Man übergab dem Legaten die schriftliche Zusicherung, daß man Alles aufbieten werde, um die Türken noch vor Ende des Jahres aus Europa zu vertreiben. Groß war die Freude des Papstes über die Erfolge seines Botschafters.

Der neue Feldzug. Aber wie weit blieb die Wirklichkeit hinter den Erwartungen zurück! Auf die Nachricht von dem Szegediner Frieden waren die begonnenen Rüstungen im Abendlande eingestellt worden und konnten jetzt, auch bei gutem Willen, nicht so schnell wieder in Gang gesetzt werden; die polnischen Truppen waren großentheils heimgezogen, und da die Reichsstände des Königreichs, durch nähere Feinde bedrängt, überhaupt die Fortsetzung des Krieges mißbilligten, vielmehr die Rückkehr ihres Königs dringend forderten, so war von dort her kein Zuzug zu erwarten; Kaiser Friedrich III. war aus Neid auf Ungarn und den von der nationalen Partei gewählten König Wladislaw dem ganzen Unternehmen entgegen. Der ritterliche Held Castriota, gewöhnlich Scanderbeg genannt, welcher in den Berggegenden Albaniens und des alten Epirus eine unabhängige Herrschaft gegründet und die streitbaren Bewohner unter seiner siegreichen Fahne gegen den Nationalfeind gesammelt hatte, wurde durch die Eifersucht und Furcht des serbischen Fürsten vom Anschluß fern gehalten. So kam es, daß die Kriegsmacht, welche im Oktober von Orsowa aus gen Widdin zog, kaum mehr als 30,000 Mann betrug, wovon die Hälfte aus schwerer Reiterei bestand. Um so größer war die Menge der Packwagen, welche neben den Bedürfnissen des Heeres viel unnützes Geräth zum Luxus im Lager führten und den Zug durch die unwegsamen, morastigen Gegenden in so später Jahreszeit ungemein erschwerten. Denn gewarnt durch die Erfahrungen des vorigen Feldzuges, hatte man beschlossen, sich nach dem östlichen Thracien zu wenden und längs der Küste des schwarzen Meeres nach Adrianopel zu ziehen und dann, von den Byzantinern unterstützt und geleitet, nach Kallipolis vorzurücken, wo man mit der venetianischen Flotte und der christlichen Hülfsmannschaft zusammen zu treffen hoffte. Man glaubte, daß Murad in Asien weile und kein türkisches Kriegsheer ihren Marsch hemmen würde!

Die Schlacht bei Varna. 10 Nov. 1444. Aber mit Bestürzung erkannten die Führer des Christenheeres bald ihren Irrthum. Als Murad vernahm, daß der Feind, nachdem er die Vorstädte von Nikopoli verbrannt, verheerend durch Bulgarien vorrücke, daß die meisten

Festungen, seit dem Frieden schwach besetzt, bei dem unerwarteten Angriff sich ergaben, daß alle Mohammedaner, welche Widerstand mit den Waffen schimpflicher Flucht vorzogen, ohne Barmherzigkeit niedergestoßen wurden; da verließ er, von dem Sohne und dessen Räthen dringend um Hülfe angerufen, die Stätte bei Magnesia, wo er in üppiger Ruhe und religiöser Beschaulichkeit sein Leben zu verbringen gehofft, und eilte mit einem zahlreichen Heer den Christen entgegen, Gott um Rache für deren Meineid anrufend. Die Genuesen wurden beschuldigt, mit ihren Galeeren den Uebergang über den Hellespont bewerkstelligt zu haben. In der Nähe von Varna, wo das christliche Heer ein von der Natur der Gegend trefflich geschütztes Lager bezogen hatte, trafen die Osmanen auf den Feind. Im Kriegsrath des Königs erwog man die Frage, ob man sich in dem festen Lager halten und den Zuzug der Hülfsvölker abwarten, oder die von den Türken angebotene Schlacht annehmen solle. Der Kardinallegat, unter dessen Commando die aus verschiedenen Ländern freiwillig herbeigezogenen Kreuzfahrer standen, und die meisten ungarischen Bischöfe waren für den Vertheidigungskrieg, während Hunyad, in dessen Hände der an einem Fußübel leidende König den Oberbefehl gelegt hatte, für eine rasche Entscheidung stimmte, da hinter Wall und Graben der Kriegsmuth erschlaffe. Seine Ansicht erlangte den Beifall des Königs und der ungarischen Magnaten. Und in der That schien im Anfang die Kühnheit den Sieg zu erringen. Das Vordertreffen der Osmanen vermochte den ungestümen Angriff der Ungarn und Polen, die unter der geweihten Fahne des heiligen Ladislaus mit dem Ruf „Sieg oder Tod!" in die feindlichen Schlachtreihen einstürmten, nicht auszuhalten: in wenigen Minuten deckten dreitausend Ungläubige die Wahlstatt; auf ihren Leichen setzten die Krieger ihren Verzweiflungskampf fort; weithin sah man die türkische Reiterei über das Blachfeld entfliehen; als aber der muthige König an der Spitze seiner Getreuen gegen die Janitscharen, die unter Murad's eigener Führung das Mitteltreffen bildeten, seinen Angriff richtete, und von Kampflust und Ruhmbegierde fortgerissen sich zu weit in die feindliche Schlachtreihe vorwagte und den Heldentod fand, entschied das Schlachtenglück wider die Christen. Die Bestürzung der Krieger, als sie den Helmbusch ihres königlichen Führers nicht mehr wehen sahen, ermuthigte die Janitscharen zu neuen Anstrengungen; die durchbrochenen Reihen rasch schließend, drangen sie kühn vor. Bei anbrechender Nacht war das blutgetränkte Schlachtfeld in ihrer Gewalt. Bald war die Flucht allgemein; nur Hunyad's Feldherrntalent vermochte noch einige Trümmer des geschlagenen und zersprengten Heeres über die Donau zu retten.

Viele edle Opfer hatte die Schlacht gefordert. Neben dem jungen ritterlichen König, dessen bluttriefendes Haupt von den Janitscharen auf einer Lanze im Triumph durch das Lager zum Sultan getragen ward, hatte sein Bannerträger, Stephan von Bathor, welcher nicht von seiner Seite gewichen, hatte Opfer und Folgen der Schlacht.

die Blüthe des ungarischen und polnischen Adels, hatten die Bischöfe von Wardein und Erlau ihren Untergang gefunden. Den Legaten Julian, der muthvoll bis zum letzten Augenblick ausgehalten, ereilte der Tod auf der Flucht; einer seiner Widersacher fand ihn im Walde mit Wunden bedeckt und verbitterte noch seine Scheidestunde durch den Vorwurf, daß er Urheber des Treubruchs gewesen, der den Zorn Gottes auf das Christenheer herabgerufen; der tapfere Polenführer Lasko hatte bei dem furchtbaren Kampfe an der Wagenburg im Schlachtgewühl seinen Tod gefunden. Was von dem Waffenfelde sich rettete, fand großentheils seinen Untergang durch Hunger und Elend oder durch das Schwert der verfolgenden Feinde, welche bei Tag und Nacht das Land bis zur Donau durchstreiften. Selbst Hunyad wurde einige Zeit von dem Walachenfürsten Drakul, seinem persönlichen Gegner, in Haft gehalten. Noch größer waren die Verluste der Türken, und Murad mehrte noch die Zahl durch ein strenges Strafgericht über alle, welche beim ersten Angriff die Flucht ergriffen. Dennoch war der Tag von Varna ein glorreiches Blatt in den Kriegsannalen der Osmanen: dem Siegesschreiben an den Statthalter von Brusa fügte der Sultan das in Honig getauchte Haupt des Königs als Ehrengeschenk für die Stadt bei, und an den Herrscher von Aegypten sandte er fünfundzwanzig Panzerreiter zum Beweis, welche Eisenmänner er überwunden. Hundertundfünfzig reich beladene Wagen waren in die Gewalt der Türken gefallen. Seit dem verhängnißvollen Martinitage schwand der Glaube an die Möglichkeit einer Vertreibung der Türken aus Europa mehr und mehr dahin; und auch das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes litt Schaden, seit der Legat einen Treubruch geheiligt, welcher ein so schweres Strafgericht des Himmels auf die Christenheit herabgezogen. Die Kreuzbullen und Ermahnungsschreiben des römischen Stuhles, schon bisher von geringer Kraft, verloren auf lange hin alle Wirkung. Die Venetianer riefen ihre Galeeren nach dem adriatischen Meere zurück und schlossen einen neuen Frieden; und der byzantinische Hof eilte, den Unwillen des Sultans über die zweideutige Haltung während des Krieges durch reiche Geschenke zu besänftigen.

Murad zu neuen Kriegsthaten gerufen 1445 ff.

Vom Schlachtfelde bei Varna eilte Murad nach Adrianopel, um dem gefallenen Karadscha-Pascha die letzte Ehre zu erweisen und seinem Sohne Mohammed den Herrscherstab wieder abzugeben, und kehrte dann in die üppige Einsamkeit von Magnesia, zu den Freuden und Genüssen seiner Paläste und Prachtgärten, in die Gesellschaft von Mönchen, Weibern und Lustknaben zurück. Aber auch diesmal war ihm keine dauernde Ruhe vergönnt. Schon im nächsten Jahr wurde er durch eine Meuterei der Janitscharen, die der junge Sultan Mohammed nicht zu unterdrücken vermochte, nach Adrianopel gerufen; und in den folgenden Jahren machten die kriegerischen Bewegungen im Peloponnes, in Albanien und an der Niederdonau seine Anwesenheit bei dem Heere nothwendig; denn unter seiner Führung fehlte selten der Sieg.

Kaum hatte Murad die Unruhen in Adrianopel durch seinen persönlichen Einfluß gestillt, so sah er sich veranlaßt, den kriegerischen Bewegungen des byzantinischen Fürsten Constantin Dragases, eines Sohnes von Kaiser Manuel, entgegenzutreten, welcher bei der allgemeinen Erschlaffung und Hoffnungslosigkeit seines Hauses, allein noch Thatkraft und Unternehmungsgeist bewahrend durch siegreiche Kämpfe gegen die übrigen byzantinischen Despoten und die letzten Sprossen der fränkischen Ritter und Fürstengeschlechter sich mit List und Gewalt des größten Theiles von Morea bemächtigt, das Herzogthum Athen und einen großen Theil von Livadien an sich gebracht und durch Befestigung des Isthmus die Absicht kund gegeben hatte, die neuerrungene Herrschaft muthig zu vertheidigen. Murad durchzog mit einer Heeresmacht, die er in Seres gesammelt, das alte Thessalien, Böotien und Attika, erstürmte mit großer Anstrengung die Festungswerke am Isthmus und ließ den byzantinischen Despoten bis in die Gebirge Arkadiens und Lakoniens verfolgen. Beladen mit kostbaren Stoffen und Silberzeug, mit gefangenen Jungfrauen und Knaben, die sie auf den Sclavenmarkt sandten, kehrten die Osmanen nach Norden zurück, nachdem der Sultan alles Land vom Pindus bis zum Isthmus seinem Reiche einverleibt, den Peloponnes zinspflichtig gemacht und mit einer allgemeinen Kopfsteuer belegt hatte. Wenn Murad dem byzantinischen Kaisersohn, der durch seinen getreuen Gesandten, den Geschichtschreiber Phranzes, um Frieden bat, noch den südlichen Theil der Halbinsel als abhängiges Fürstenthum beließ, so geschah es nur, um freie Hand gegen Albanien zu gewinnen. — 1. Die Vorgänge im Peloponnes. 1446.

In diesem kriegerischen Gebirgslande, wo sich neben den wechselnden Herrschaften fränkischer Dynasten unabhängige Volksstämme in ursprünglicher Kraft und Einfachheit erhalten hatten, war der byzantinische Despotismus nie zu rechter Entfaltung gekommen. Einheimische Stammhäupter führten bald im Namen der Kaiser, bald unabhängig, ein patriarchalisches Regiment und fochten ihre Fehden und Stammeskriege auf eigene Hand aus. Die mächtigsten dieser Stammeshäupter, die **Arianiten** im südlichen und die **Castrioten** im nördlichen Albanien, benutzten die Ohnmacht der Romäischen Kaiser in Konstantinopel zur Gründung eigener Fürstenthümer, die sie durch glückliche Eroberungskriege erweiterten und selbst gegen die Osmanen, welche auch in diesen Gegenden als die Erben der Byzantiner auftraten, zu behaupten wußten. Zwar sahen sie sich mit der Zeit genöthigt, die Oberhoheit des Sultans anzuerkennen, und Johann Castriota von Kroja mußte seine vier Söhne als Geißeln nach Adrianopel schicken, wo sie zum Islam bekehrt wurden. Drei dieser Söhne starben in der Blüthe der Jahre, wie man glaubte an Gift, der jüngste aber, **Georg Castriota**, erwarb sich durch seine Fähigkeiten, seine ritterlichen Tugenden und seine Sprachkenntniß das Vertrauen und die Gunst Murad's in hohem Grade, so daß ihm dieser ein Reitercommando übertrug und ihn zu hohen Staatsämtern bestimmte. In dem jungen Albanerfürsten aber lebte eine warme Liebe für Freiheit und Vaterland; er konnte es nicht verschmerzen, daß bei dem Tode seines Vaters Johann Castriota der Sultan das Land, wo er seine Jugend verbracht, einzog, den trotzigen Unabhängigkeitssinn des Volkes durch Härte und Grausamkeit zu bändigen suchte, der verwittweten Fürstin und ihrer Tochter einen kärglichen Unterhalt anwies, den alten Ruhm des Hauses für immer auszutilgen sich anschickte. Georg Castriota besaß Selbstbeherrschung genug, seine Gefühle zu verbergen, um den lauernden Höflingen keine Veranlassung zu Verdächtigungen zu geben. Er verrichtete alle Aufträge des Sultans mit Geschicklichkeit und kehrte von allen Kämpfen mit Ruhm bedeckt zurück. Zugleich unterhielt er aber geheime Verbindungen mit den angesehenen Männern seines Heimathlandes und nährte in dem Volke die Hoffnung, daß er den Schmerzensschrei erhören und als Retter und Befreier von dem unerträglichen Joche der Fremdherrschaft erscheinen werde. Endlich — 2. Castriota's Heldenlaufbahn in Albanien.

kam die ersehnte Stunde. Als das siegreiche Vordringen der Ungarn vor der Schlacht von Varna bei den Osmanen Bestürzung und Furcht erregte, entfloh Georg Castriota mit dreihundert Albanesern aus dem türkischen Lager und pflanzte, nachdem er sich mit List den Oberbefehl in Kroja verschafft und den Befehlshaber mit der ganzen Be-
1444. satzung niedergemacht hatte, die Fahne der Unabhängigkeit auf. In Kurzem stand das ganze Land unter Waffen; die Osmanen wurden überall erschlagen oder vertrieben; der Ruf der Freiheit ertönte in allen Gebirgen; freudig stellten sich die Geschlechtshäupter mit ihren Mannen unter die Fahne des kriegskundigen Nationalhelden, dessen Name bald in Aller Munde war und in Volksliedern verherrlicht ward. „Ueberall, wo sein Panier, ein schwarzer zweiköpfiger Adler in rother Standarte, sich blicken ließ, strömte das bewaffnete Volk schaarenweise herbei, führte ihn im Triumph in die von den Osmanen fast schon ganz verlassenen Städte und Dörfer ein und feierte ihn als Herrn und Befreier des Landes." Der ungarische Krieg sicherte ihn gegen die Rache Murad's und gab ihm Zeit, das Land in Vertheidigungsstand zu setzen und die benachbarten Fürsten zur Bundesgenossenschaft zu vereinigen. Auf einer Versammlung zu Alessio verbanden sich die angesehensten Dynasten und Geschlechtshäupter, an ihrer Spitze der Held Arianites Topia, Scanderbeg's Schwiegervater, mit seiner ausgedehnten Sippschaft, durch Eidschwur und Handschlag zum gemeinsamen Kampf wider den Nationalfeind. Sie erkannten Castriota als Oberfeldherrn an und unterstützten ihn mit Truppen und Geld. Selbst die Venetianer versicherten den albanesischen Helden ihres Beistandes. Der glorreiche Sieg, den Scanderbeg noch in demselben Jahr in den Engpässen der unteren Dibra über Murad's Feldhauptmann Ali Pascha davontrug, erhöhte sein Ansehen. 22,000 Osmanen sollen auf dem Schlachtfelde geblieben sein, 2000 Gefangene folgten dem heimkehrenden Sieger, und unermeßliche Beute, darunter vierundzwanzig eroberte Feldzeichen, war die Frucht des Tages. Die Schlacht von Varna hätte wahrscheinlich einen andern Ausgang genommen, wenn Castriota mit seinen 30,000 Gebirgsmannen sich dem Hauptheer hätte anschließen können; aber wir wissen, daß er durch den Neid des Fürsten Georg von Serbien ferngehalten ward.
1445. Die Versuche der Osmanen, nach der Schlacht bei Varna von Macedonien aus in das schluchtenreiche Albanien einzudringen, schlugen fehl; mit großen Verlusten zurückgeworfen, beschränkten sie sich auf den Vertheidigungskrieg. Auch als einige Zeit nachher, in einem Augenblick da Scanderbeg mit der auf die wachsende Macht der Albaneser eifersüchtig gewordenen Republik Venedig wegen des Besitzes der Landschaft Dagnio unweit Skutari in einen Krieg verwickelt war, die Osmanen unter Mustafa Pascha
1447. die Angriffe an der Ostgrenze erneuerten, blieb der Sieg bei Castriota's Fahne. Mustafa selbst fiel in Gefangenschaft und erlangte seine Freiheit nur gegen ein hohes Löse-
1448. geld. Rasch schlossen nun die Venetianer Frieden mit Castriota und überhäuften ihn, da er ihnen den Fortbesitz der streitigen Landschaft Dagnio zugestand, mit Ehrenbezeugungen. Er erhielt das Bürgerrecht, wurde in die Reihen der Nobili aufgenommen und zum Befehlshaber ihrer Besitzungen in Albanien und Illyrien ernannt. Scanderbeg sah voraus, daß ihm noch ein harter Kampf mit Murad selbst bevorstehe; deshalb hatte er sich so nachgiebig gegen die Republik S. Marco gezeigt, um seine ganze Kraft gegen den mächtigen Feind richten zu können, der in demselben Jahr einen neuen großen Sieg über die Ungarn davontrug.

3. Die zweite Schlacht bei Kossova. 1448.

Wir wissen, daß in Ungarn der fünfjährige Sohn des Kaisers Albrecht auf den Thron erhoben und Hunyad ihm als Reichsverweser zur Seite gesetzt ward. In dieser wichtigen Stellung glaubte der patriotische Fürst seiner Herrscherpflicht nur dann zu genügen, wenn er als Hüter des Reiches und der

christlichen Cultur mit blanker Waffe die Grenze gegen die asiatischen Barbaren schützte. Er strengte daher alle Kräfte an, um bei den abendländischen Fürsten und Völkern die Kampflust gegen die Ungläubigen wach zu halten. Es ist merkwürdig, mit welcher Energie der Kriegsmann dem neuen Papst Nicolaus V., einem friedliebenden kunstsinnigen Fürsten, die Nothwendigkeit vorhält, für den Glauben und die Religion einzustehen, wie er ihm als Sache der Ehre und der Wohlfahrt Europa's hinstellt, daß der Feind der Christenheit vertrieben werde, wie er im Gegensatz zu der allgemeinen Schlaffheit und Trägheit versichert, daß er sich lieber unter Eisen und Waffen dem Tode weihen, als das Elend des Christenvolkes noch länger mit ansehen wolle. Aber er erkannte bald, daß sein Hülferuf wenig Wiederhall finde; daß er in dem heiligen Kampfe nur auf die eigenen Kräfte gewiesen sei. Und diese strengte er nun auch aufs Aeußerste an, um die Schmach von Varna auszutilgen. Nachdem er den treulosen Fürsten Drakul in der Feldschlacht überwunden und nebst seinem Sohne unter dem Richtbeil hatte sterben lassen, setzte er in Verbindung mit dem neuen Woiwoden Dan abermals über die Donau. Die Blüthe des ungarischen Adels folgte der Fahne des waffenkundigen Nationalhelden. Serbien, dessen Fürst Georg aus Furcht vor den Türken und aus Neid gegen Hunyad seine Kriegsmacht vom Anschluß fern hielt, wurde für die treulose Politik seines Despoten mit Plünderung und Verwüstung bestraft. Auf dem Amselfelde bei Kossova, der blutgetränkten Wahlstatt, wo vor mehr als einem halben Jahrhundert das Schicksal der Donauländer entschieden worden, trafen die Heere auf einander, um in einer dreitägigen furchtbaren Schlacht ihre Kräfte abermals zu messen. Zwei Tage lang schwankte der Sieg bald nach der einen, bald nach der andern Seite; unter der Wucht der ungarischen Panzerreiter stürzte die leichtgerüstete Mannschaft der Osmanen massenweise zu Boden; erst am dritten Tag, als der treulose Verrath der Walachen Bestürzung und Verwirrung im Christenheer erzeugte, entschied die Schlacht zu Gunsten der türkischen Uebermacht. Furchtbar war die Niederlage der Ungarn; viele treffliche Männer aus den edelsten Geschlechtern deckten das Waffenfeld oder fanden den Tod auf der Flucht. Nur mit einer kleinen Schaar Getreuer erreichte Hunyad die Heimath. Die Walachen ernteten schlechten Dank für ihren Verrath. Voll Mißtrauen in ihre Treue ließ Murad sie durch die Janitscharen niederhauen. Nun stand den Osmanen der Weg nach Siebenbürgen und Ungarn offen; aber die großen Verluste bei Kossova, (die Zahl der Gefallenen soll sich auf 40,000 belaufen haben) und die siegreichen Fortschritte Castriota's ließen es rathsam erscheinen, den Eroberungszug auch diesmal nicht über die Donau auszudehnen. Der Sultan bestattete seine Todten am Ufer der Morava und kehrte im Triumph nach Adrianopel zurück, um seine Waffen gegen den kühnen Albaneserhelden zu kehren.

17—20. Oct. 1448.

Hunyad und Castriota Vorfechter der Christenheit. Hunyad wurde auf dem Rückzug von dem gegnerisch gesinnten Fürsten von Serbien gefangen genommen und in Semendra so lange in Haft gehalten, bis der ungarische Reichstag durch großes Lösegeld und mehrere lästige Zugeständnisse seine Freilassung erkaufte. Doch erwirkte der Reichsverweser eine päpstliche Bulle, die ihn jeder unter dem Zwang der Gefangenschaft eingegangenen Verpflichtung gegen den zweideutigen Dynasten entband. Denn das ganze Abendland wußte, daß allein die kriegerische Energie und der religiöse Eifer des ungarischen Reichsverwesers und der ihm ergebenen Magnaten die christlichen Ostländer vor der Herrschaft der Ungläubigen zu schirmen vermöchte, und je weniger Nicolaus V. geneigt war, im Geiste seiner Vorfahren die Schätze der Kirche für den heiligen Krieg aufzuwenden, um so williger unterstützte er ihn mit seinem oberpriesterlichen Wort und Segen. Darum erließ er auch bei Gelegenheit des großen Jubelfestes im Jahre 1450 den ungarischen Bischöfen den persönlichen Besuch der heiligen Stätten in Rom, gewährte ihnen aber doch den vollen Ablaß unter der Bedingung, daß sie die Hälfte der Kosten für den Türkenkrieg aufwendeten. Doch kam während Murad's Lebzeiten kein neuer Feldzug zu Stande. Der Sultan, welcher den verhaßten Renegaten Scanderbeg mit seiner ganzen Macht zu zermalmen gedachte, ließ die Grenzlande an der Donau in Ruhe. Aber der gefeierte Nationalheld Castriota bot hinter seinen Bergen und Festungen der osmanischen Uebermacht
1450. Trotz. Vor den Mauern von Kroja erbleichte der Siegesruhm Murad's. Albanien blieb frei und unabhängig, und ganz Europa blickte mit Bewunderung auf den heldenmüthigen Albaneserfürsten und ehrte ihn mit Geschenken und glückwünschenden Gesandtschaften. So kam es, daß trotz der Schlacht bei Kossova die Waffen an der Donau ruhten. Man verlebte die nächsten Jahre in einem unsicheren Zustande zwischen Krieg und Frieden, durch Waffenstillstände sich gegen plötzliche Ueberfälle schützend, bis unter Murad's Nachfolger das Abendland durch eine gewaltige Katastrophe aus seiner Lethargie und Saumseligkeit aufgeschreckt ward.

Murads II. Ende. Nach der Rückkehr von dem Feldzug wider Albanien feierte Murad in
1451. Adrianopel die Vermählung seines Sohnes Mohammed mit der schönsten Tochter eines türkischen Großen durch glänzende Festlichkeiten und zog sich dann nach einem reizenden, mit Prachtgebäuden, Bädern und Landhäusern geschmückten Eilande in der Marizza zurück, wo er seine letzten Tage in üppigem Wohlleben
5. Febr. 1451. und sinnlichen Genüssen verbrachte, bis er vom Todesschlag getroffen ward, sei es im Taumel eines Festmahles, sei es aus Schrecken über die Voraussagung seines bevorstehenden Endes durch einen Derwisch. Sein Sohn Mohammed II., welcher schon lange die Ehre der Herrschaft mit dem Vater getheilt, ergriff nun allein die Zügel der Regierung. Murad wurde in Brusa in der von ihm erbauten Moschee neben seinem Lieblingssohn Alaeddin beigesetzt.

Murad's dreißigjährige Regierung gab dem osmanischen Reich Kraft und Festigkeit nach Außen und Innen. Obwohl er fast sein ganzes Leben unter den Waffen verbrachte, so war doch sein Sinn weniger auf Eroberung als auf Sicherung der Herrschaft innerhalb der gewonnenen Grenzen gerichtet. Zu den meisten Kriegen war er durch äußere Angriffe gedrängt worden und er hatte auch nach dem Siege stets willig die Hand zum Frieden geboten. Selbst die byzantinischen Geschichtschreiber preisen seine Gerechtigkeit und Milde, seine aufrichtige und redliche Gesinnung, sein treues Festhalten am gegebenen Wort. Voll frommer Hingebung an die Vorschriften des Propheten, übte er Wohlthätigkeit gegen die Armen, baute er Moscheen und Hospitäler, Klöster und Karavansereien und ehrte und unterstützte Geistliche und Gelehrte. Die Prachtgebäude in Adrianopel und Brusa, die Brücken bei Erkene, Salonichi und Angora, die Tulpengärten bei Magnesia haben das Andenken Murad's II. nicht minder verewigt als die Siege bei Varna, auf dem Amselfelde und am Isthmus. Im Heerwesen und in der Anordnung des Lagers traf er manche zweckmäßige Einrichtungen. Durch ihn erlangte der Heerkörper der Janitscharen seine volle Organisation und unüberwindliche Stärke. Auch die türkische Dichtkunst regte unter ihm die Schwingen, wenn gleich Amadeddin Nesimi, der Verfasser eines Divan, wegen pantheistischer und mystischer Religionsansichten von den Ulema's zum Tode verurtheilt und auf grausame Weise hingerichtet ward.

Charakter seiner Regierung.

8. Der Fall von Konstantinopel.

Zwei Jahre vor Murad war Kaiser Johannes zu seinen Vätern versammelt worden. Nach längerem Streit zwischen den drei Brüdern des Verstorbenen über die Nachfolge erlangte mit Murad's Zustimmung Konstantin XII., Paläologus, jener tapfere, unternehmende Fürst aus dem Peloponnes, den Thron von Konstantinopel. Nachdem er in seinem Schlosse zu Mistra, in der Nähe des alten Sparta, die Kaiserkrone aus den Händen der Gesandten entgegengenommen, theilte er seine bisherigen Besitzungen im Peloponnes seinen beiden Brüdern Demetrius und Thomas zu und eilte dann in die Hauptstadt am Bosporus, wo er im März unter dem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug hielt. Er suchte die elenden Trümmer des alten Romäerreichs zu retten und hütete sich daher dem Sultan, dessen Macht er am Isthmus kennen gelernt, Anlaß zum Zorn oder zur Unzufriedenheit zu geben. Auch als Mohammed II. die Herrschaft antrat, beeilte sich Konstantin die alten Verträge zu erneuern und das gute Einvernehmen zu erhalten.

Kaiser Konstantin 1448–53.

6. Jan. 1449.

Der neue Sultan stieß die dargereichte Hand nicht zurück. Er wußte, daß er zuerst festen Boden gewinnen müsse, ehe er die in seiner Seele schlummernden Pläne in Angriff nehmen durfte. Zweimal hatte er die Zügel der Herrschaft dem Vater zurückgeben müssen, weil die Janitscharen dem jungen

Sultan Mohammed II.

Fürsten nicht gehorchen wollten, zweimal hatte er von der Höhe des Thrones in die Verborgenheit zurückkehren müssen, weil die hohen Staatsbeamten ihn nicht für fähig gehalten, das weite auf allen Seiten von Feinden bedrängte Reich zu regieren. Diese Erfahrungen hatten die Seele des Jünglings mit Mißtrauen und finsterem Argwohn erfüllt und ihn zurückhaltend und verschlossen gemacht. Er wußte, daß noch viele Gegner in seiner Nähe lauerten, daß im Abendland und Morgenland der Glaube herrschte, er sei seiner Unfähigkeit wegen von dem Vater verstoßen worden; er vernahm, daß der Papst, der König von Frankreich, der deutsche Kaiser Friedrich III. von einem neuen heiligen Kriege sprachen, um jetzt, da ein junger, unerfahrener Sultan das Scepter ergriffen, die Feinde der Christenheit aus Europa zu werfen; er hörte, daß der Fürst von Karaman aufs Neue Rüstungen mache, um die frühere Selbständigkeit wieder zu erlangen und sich des westlichen Kleinasiens zu bemächtigen. In Konstantinopel lebte noch ein Glied des Herrscherhauses, Urchan, welcher leicht als Prätendent ihm entgegengestellt werden konnte. Alle diese Umstände riethen zur Vorsicht. Mohammed, eben so klug und rückhaltend als herrschsüchtig und tyrannisch, suchte daher die bestehenden friedlichen Verhältnisse nach Außen zu erhalten, bis er die feindlichen Elemente im Innern bewältigt.

Die inneren Feinde bezwungen.

Er schloß mit Hunyad einen Waffenstillstand, er entließ die Gesandtschaften der Clientelfürsten, die mit Huldigungen und Glückwünschen vor dem Thron in Adrianopel erschienen, mit Versicherungen der Freundschaft und des Friedens; er entrichtete dem byzantinischen Kaiser ein namhaftes Jahrgeld für den Unterhalt und die fernere Bewachung Urchan's. Zugleich sorgte er, daß die Janitscharen, deren Gesinnung er nicht recht traute, am Hofe keine Gelegenheit zur Auflehnung fänden, indem er seinen Bruder Achmed, einen Knaben von zartem Kindesalter, sogleich erdrosseln ließ und dessen Mutter zur Vermählung mit dem Pascha von Anatolien zwang. Eine andere einflußreiche Frau seines Vaters, die Tochter des Despoten Georg von Serbien, entsandte er nach ihrem Geburtslande. Darauf setzte er mit Heeresmacht über den Hellespont, um die kriegerischen Bewegungen in Kleinasien im Keime zu ersticken. Seine plötzliche Erscheinung verbreitete solchen Schrecken, daß der ungetreue Fürst reumüthig um Verzeihung bat und, zum alten Gehorsam zurückkehrend, Unterwürfigkeit und Heeresfolge versprach.

Spannung mit dem Kaiserhof.

Jetzt schien dem herrschsüchtigen Sultan der Augenblick gekommen, dem byzantinischen Schattenreich ein Ende zu machen und seinen Herrscherthron in der alten Hauptstadt des Ostens aufzuschlagen. Die Haltung des byzantinischen Hofes während des Feldzugs gegen Karaman gab dem Sultan den gewünschten Vorwand, den ewigen Händeln mit dem lästigen Nachbar durch einen entscheidenden Schlag ein Ziel zu setzen. In gänzlicher Verkennung der Lage hatte Kaiser Konstantin die Verdoppelung des Jahrgeldes für die Unterhaltung Urchan's verlangt und im Falle der Weigerung mit der Freilassung des Sprößlings aus Osman's Geschlecht gedroht, wodurch dem Sultan Mohammed leicht ein gefährlicher Rivale erstehen konnte. Kaum

hatte daher Mohammed den Karaman'schen Frieden geschlossen, so begann er am Ufer des Bosporus ganz in der Nähe der Konstantinstadt den Bau einer Küstenburg, wodurch er die Aus- und Einfuhr vom schwarzen Meer beherrschen und eine ununterbrochene Verbindung zwischen Asien und Europa herstellen konnte. Vergebens erhob der Kaiser Einsprache gegen die Errichtung des Bollwerks, das der Hauptstadt die Lebensadern unterbinden würde, erinnerte an die geschlossenen Verträge und versprach Tribut; Mohammed blieb taub gegen alle Vorstellungen und weigerte sich weitere Gesandtschaften anzunehmen. Eine entsetzliche Angst ergriff nun die Hauptstadt: Mit Heulen und Wehklagen stürzte das Volk in die Kirchen und Bethäuser, um vom Himmel Rettung zu erflehen, denn es leuchtete Jedermann ein, daß die Errichtung des Festungsbaues fast unter den Mauern der Stadt der erste Schritt zum Belagerungskrieg sei. Nur Konstantin selbst bewahrte Muth und Entschlossenheit. Wenn der Sultan, die Verträge brechend, lieber Krieg als Frieden wolle, erklärte er, so werde er sich mit den Seinigen aufs Aeußerste vertheidigen.

Mohammed betrieb den Bau mit der größten Energie und ließ zugleich alle Felder der Stadtgemarkung abmähen oder verwüsten. Einzelne Ausfälle zum Schutze der gefährdeten Ernten wurden leicht zurückgeschlagen und verschlimmerten die Lage. Konstantin that Alles, was in seinen Kräften stand, um dem bevorstehenden Sturm zu begegnen: er schaffte Lebensmittel herbei, er verstärkte die Besatzung, er ließ die Festungswerke in guten Stand setzen, er schloß den Eingang des Hafens mit einer starken eisernen Kette und sammelte ein kleines Geschwader, welches durch einige venetianische und genuesische Galeeren vermehrt ward, er schickte den getreuen Phranzes zu seinen Brüdern nach Morea, um von dort her Hülfe zu erlangen. Aber Mohammed verfolgte seinen Plan mit eben so viel Umsicht als Energie. Während er nach Vollendung und Ausrüstung des Bollwerks der Besatzung den strengen Befehl ertheilte, kein Schiff, welcher Nation es auch angehöre, den Bosporus passiren zu lassen, wenn es nicht vorher mit eingezogenen Segeln den festgesetzten Zoll entrichtet habe, mußte sein Statthalter von Thessalien aus mit Heeresmacht in den Peloponnes einbrechen, um die paläologischen Despoten im eigenen Lande zu beschäftigen.

Bedrängniß der Stadt durch die Küstenburg.

Vergebens schickte der Kaiser Gesandte an die europäischen Höfe und vor Allen an den Papst, um bei der hereinbrechenden Noth schleunige Hülfe zu erlangen; die Gesandten kehrten mit leeren Versprechungen zurück, begleitet von dem päpstlichen Legaten Isidor, welcher zuerst die kirchliche Union zur Vollendung führen sollte. Dadurch wurde noch die letzte moralische Kraft in der Bevölkerung gebrochen: denn während der Kaiser und sein Anhang in der Angst des Herzens Alles guthießen und beschworen, was der römische Kirchenfürst verlangte, durchzogen Schaaren von Mönchen und Volk mit Geschrei und Verwünschungen gegen die Franken und das neue Henotikon die Stadt,

Nochmals der Unionsstreit.

Nov. u. Dez. 1452.

den Zorn Gottes über den Abfall vom rechten Glauben verkündend. Als endlich auf Anregung des Papstes Nicolaus V. eine kleine Hülfsflotte nach den griechischen Gewässern auslief, hatten sich die Geschicke des byzantinischen Reiches bereits erfüllt.

Die Belagerung von Konstantinopel. 1453.

Mit Beginn des Frühjahrs 1453 sammelte Mohammed seine ganze Kriegsmacht um Konstantinopel und begann die Belagerung zu Land und zu Wasser. Ungeheure Maschinen und schweres Geschütz bedrohten die Mauern und unterstützten die Anstrengungen der Menschen. Besonders hat eine kolossale Kanone, die ein walachischer Stückgießer verfertigt, von solcher Schwere, daß fünfzig Paar Ochsen und zweihundert Fuhrleute zu ihrer Fortschaffung nöthig waren, große Wirkungen hervorgebracht. Die Zahl der Truppen, welche allmählich zu der Belagerung herangezogen wurden und die Stadt im Kreisbogen von Meer zu Meer umstellten, wird auf 300,000 Mann angegeben. Die Flotte, aus Fahrzeugen aller Größen bestehend, soll 420 Segel betragen haben. Dieser Macht hatten die Byzantiner ein Heer von 6000 Griechen und 3000 Mann fremder Hülfstruppen, größtentheils Venetianer und Genuesen entgegenzustellen, und im Innern der Stadt dauerte der Hader der Orthodoxen gegen die Unionisten oder „Henotiker" mit steigender Erbitterung fort. Und dennoch leistete die Stadt unter der Leitung des muthigen Kaisers und des tapfern Genuesen Giovanni Justiniani einen verzweifelten Widerstand. Vergebens ließ Mohammed von der Landseite aus Tag und Nacht angreifen; die Stürmenden wurden zurückgeschlagen, die Breschen hergestellt, die Minen durch Gegenminen vereitelt, die beschädigten Thürme wieder aufgebaut. Auch zur See litten die Osmanen schwere Verluste durch die unglaubliche Anstrengung der Schiffsmannschaft, bis es dem Sultan gelang, einen Theil seiner Flotte über die hinter Galata gelegenen Hügel hinweg zu Lande nach dem Arme des Meeres zu schaffen, in welchem der Hafen lag. Es war ein Belagerungskrieg, wie ihn die Geschichte noch kaum erlebt. Die natürliche Festigkeit der Stadt, die geschickte Anordnung der Vertheidigung, die unermüdliche Wachsamkeit und Thätigkeit der byzantinisch-fränkischen Kriegsmannschaften boten der türkischen Uebermacht ein unüberwindliches Gegengewicht.

Angriff und Widerstand.

Zu dem Kampfe um Existenz und Herrschaft gesellten sich religiöse Motive. Auf Seiten der Mohammedaner erblickte man Schaaren von Derwischen und Nachkommen des Propheten, welche die Streiter mit Gebeten und glückverheißenden Prophezeiungen begleiteten; in den Reihen der Christen riefen Priester und Mönche mit lauter Stimme den Beistand der Himmlischen an und ermuthigten und segneten die Kämpfenden. Schon hatte die Belagerung über vierzig Tage gedauert: die Kräfte fingen an zu erlahmen; Mangel stellte sich ein; Zwietracht und gegenseitige Vorwürfe lockerten die Bande der Treue und Gemeinschaft; Verzweiflung blickte aus den verstörten Mienen des Volkes. Aber umsonst forderte der Sultan den Kaiser zur Uebergabe der Stadt auf,

ihm freien Abzug mit seinem Hofstaat und seinen Schätzen anbietend; der hochherzige Paläologe verwarf den schmählichen Vorschlag. Da wurde auf den 29. Mai ein allgemeiner Sturm angesagt. Mit Fasten, Beten und Andachtsübungen sollte sich das ganze Heer vorbereiten; Mohammed selbst suchte in einer begeisterten Anrede ihren Muth zu entflammen, indem er den Siegern unermeßliche Beute, den Unterliegenden die Herrlichkeiten des Paradieses als Lohn verhieß. Ein freudiger Allahruf erschallte im Lager, ein Hülfegeschrei zu Gott um Rettung aus tiefer Bedrängniß war die Antwort in der Stadt. Heiligenbilder wurden unter feierlichen Litaneien in Prozession umhergetragen; an Kirchen und Altären lag das Volk schaarenweise auf den Knieen. Auch Konstantin, der an Muth, Charakterstärke und würdiger Haltung Allen voranleuchtete, versammelte die Kriegsmänner und die Großen des untergehenden Reiches um sich und ermunterte sie zur Ausdauer im bevorstehenden Entscheidungskampf. Dann betete er bis zu Thränen erweicht in der Sophienkirche, nahm das Abendmahl und machte die Runde bei den Wachposten.

Erstürmung der Stadt und Fall des Kaisers. 29. Mai 1453.

Früh am Morgen begann der allgemeine Sturm: die Christen leisteten die heldenmüthigste Gegenwehr; zweimal wurden die Janitscharen zurückgeworfen; Massen von Todten bedeckten den Boden; mit eisernen Ruthen läßt Mohammed die Weichenden zurücktreiben. Endlich ermatten die Kräfte der Byzantiner; die Lücken, welche die feindlichen Geschosse in ihren Reihen rissen, können nicht ergänzt werden; Justiniani, im Schlachtgetümmel verwundet, verläßt seinen Posten und flieht entmuthigt nach Galata, ohne sich durch die dringenden Bitten des Kaisers zurückhalten zu lassen. Auf der Ueberfahrt starb er in Chios mehr an Seelenschmerz als an den körperlichen Leiden. Endlich sind die Mauern erstiegen; Bewaffnete und Wehrlose stürzen nach den Kirchen und Klöstern; nur der hochherzige Paläologe, in dessen Brust noch der Sinn für alte Römergröße, Freiheit, Religion und Nationalität lebendig war, hielt Stand und stritt wie ein Löwe. Als er sah, daß Alles verloren, mischte er sich in den dichtesten Haufen der Krieger und fiel als Held auf den Wällen seiner Hauptstadt unter den Schwertern der Janitscharen. Sein letzter Wunsch, durch die Hand eines Christen zu sterben, ging nicht in Erfüllung. Neben ihm fielen noch drei andere Glieder des Herrscherhauses der Paläologen. Dem Sultan wurde das bluttriefende Haupt des Kaisers überbracht und von diesem als Siegestrophäe den Fürsten Asiens zugesandt, den Körper gab er den Christen zur Bestattung. Der Fall des letzten Konstantin entschied auch das Schicksal der Stadt, die nach seinem großen Namensgenossen sich nannte. In der ersten Wuth wurde Alles niedergemacht, was den Siegern vor die Klinge kam. Später zog man vor, den Rest der Bevölkerung in Fesseln zu schlagen und auf den Sclavenmarkt zu schleppen. Aus der Sophienkirche und aus den andern Stätten der Andacht wurden die Zitternden weggerissen, die Heiligthümer entweiht und gehöhnt. Darauf ergoß sich die gierige Masse über die

Stadttheile, plünderte Kirchen und Klöster, Häuser und Paläste und entführte unendliche Beute an Gold und Silber, an kostbaren Stoffen und Edelsteinen. Gemälde und Bücher von unschätzbarem Werthe wurden verbrannt oder verschleudert. Selbst nach Galata, in das Kaufmannsquartier der Genuesen verbreitete sich der Schrecken der Verfolgung und trieb Viele zur Flucht auf die Schiffe, bis der Sultan sie beruhigte und unter seinen Schutz nahm. Denn sie hatten ihm während des Belagerungskrieges manchen wichtigen Dienst geleistet.

Einzug des Sultans in Konstantinopel.

Um die Mittagsstunde hielt der Sultan, umgeben von seinen Veziren und Leibwachen, seinen Einzug. Am Altar der Sophienkirche verrichtete er sein Dankgebet; das christliche Heiligthum war zur Hauptmoschee der neuen Residenzstadt bestimmt. Darauf ließ er alle Würdenträger des byzantinischen Hofes, so viele er ausfindig machen konnte, an einem Orte zusammentreiben und unbarmherzig niederstoßen. Ihre Frauen und Töchter wurden in den Harem gebracht oder in Gefangenschaft gehalten. Lukas Notaras, der letzte Großherzog des byzantinischen Reiches, der sich gleich Justiniani in der entscheidenden Stunde schwach gezeigt, dann aber durch die Weigerung seinen vierzehnjährigen schönen Knaben auszuliefern, den Zorn des Tyrannen gereizt hatte, mußte seine Söhne vor seinen Augen sterben sehen, ehe er selbst den Todesstreich empfing. Auch viele namhafte Männer aus dem Abendlande, welche an der Vertheidigung Theil genommen, starben eines gewaltsamen Todes, andere erkauften Leben und Freiheit durch hohes Lösegeld. Fürst Urchan, der die Veranlassung oder den Vorwand zu dem Krieg gegeben, stürzte sich verzweiflungsvoll von einem Thurm herab. Am dritten Tag gebot Mohammed der Raubsucht und Mordlust Einhalt. Denn Konstantinopel sollte nicht zur öden Leichenstätte werden, sondern zu neuem, wenn auch fremdartigem Leben emporblühen. Auf den Trümmern christlicher Cultur sollte der türkische Islam triumphirend seinen Halbmond aufpflanzen.

IV. Sieg des monarchischen Prinzips über den Feudalismus. Ausgang des Mittelalters.

A. Frankreich, England und die Niederlande im fünfzehnten Jahrhundert.

I. Die Regierungszeit Karls VI. und Heinrichs V.

1. Die Jahre der Regentschaft in Frankreich.

Heinrich V. von Lancaster, mit dem wir oben (S. 69 ff.) die ältere Zeit des britischen Reiches geschlossen, nimmt unter den volksbeliebten Herrschergestalten der englischen Geschichte eine hervorragende Stelle ein. Erscheint auch den nachgebornen Geschlechtern die Verfolgung der Lollarden als ein dunkler Flecken, so war diese Handlung doch mehr ein Ausfluß der religiösen Anschauungen jener Tage als der eigenen Herzenshärte und wurde von der Gesammtheit der Nation kaum als ein Vorwurf aufgefaßt. In desto hellerem Lichte strahlten seine ritterlichen Eigenschaften, seine Gerechtigkeitsliebe, seine Achtung vor den Gesetzen des Landes. Seine kurze Regierung war der einzige leuchtende Stern inmitten einer langen Nacht voll von Unfällen, Frevelthaten und nationaler Schmach. Der Glanz kriegerischer Großthaten, der seit vier Jahrzehnten erblichen war, sollte unter ihm noch einmal herrlich emporleuchten und die erträumte Herrschaft der Plantagenets über Frankreich der Erfüllung näher geführt werden als zu irgend einer Zeit. Werfen wir jedoch zuvor einen Blick auf Frankreich. Heinrich V. von England 1413–1422.

Der staatskluge König Karl V. hatte es verstanden, das französische Volk zu einigen und die nationale Kraft auf höhere Ziele zu lenken. Er hatte die Parteileidenschaften zum Schweigen gebracht und die Fremdherrschaft auf einen kleinen Raum beschränkt. Die Erinnerung an die stürmischen Zeiten seiner Regentschaft kamen ihm dabei zu statten: die französische Nation beugte sich willig unter ein strammes monarchisches Regiment, das sie vor den Gefahren und Schrecken der Anarchie bewahrte. So konnte Karl V. dem Volke Frankreich während Karls VI. Minderjährigkeit. 1380.

große Anstrengungen zumuthen und die Erfolge seiner Regierung ließen den Druck vergessen. Als aber durch seinen frühen Tod sein beruhigender Einfluß verschwand und während der Minderjährigkeit seines Sohnes gleichen Namens habgierige oder unfähige Verwandte ihre hervorragende Stellung zu eigensüchtigen Zwecken mißbrauchten, als die Nothstände wuchsen, ohne daß durch eine glorreiche Regierung nach Außen ein Gegengewicht geboten worden wäre, da traten die alten Feindseligkeiten wieder hervor, die nur leicht vernarbten Wunden brachen von Neuem auf. Wir wissen, daß Karl V. das Land mit schweren Steuern bedrückte, ohne die Reichsstände, gegen welche er eine Abneigung hegte, zu Rathe zu ziehen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte sich der Unmuth darüber in einzelnen Aufständen kund gegeben, und es hieß, er habe auf dem Todbette die Abstellung aller unbewilligten Auflagen anbefohlen. Dieser Druck wurde aber unerträglich, als seine Brüder, die Herzoge von Anjou, Burgund und Berry, und sein Schwager, der Herzog von Bourbon, während ihres Streits um die Regentschaft alle Mißbräuche bestehen ließen, als gewissenlose Steuererheber die allgemeine Unsicherheit eigennützig ausbeuteten, als die zahlreichen Söldnerschaaren sich für die unregelmäßige oder mangelhafte Auszahlung ihrer Löhnungen durch Erpressung und Plünderung der wehrlosen Einwohner in Stadt und Land zu entschädigen suchten. Die von dem verstorbenen König getroffenen Anordnungen, wie nach seinem Tod die öffentlichen Angelegenheiten geleitet werden sollten, wurden nicht eingehalten; mit dem Schwert in der Hand erzwangen die Oheime des neuen
4. Nov. 1380. Königs, noch ehe die Krönung und Salbung in Rheims vor sich ging, eine Einrichtung, kraft deren Ludwig von Anjou die Regentschaft und den Vorsitz im Reichsrath führen, der Herzog von Berry die Statthalterwürde in Languedoc bekleiden, die beiden andern Oheime die ihrer Geburt entsprechende Stellung am Hof und in der Verwaltung einnehmen sollten. Auf den von Karl V. bestellten Staatsrath wurde dabei wenig Rücksicht genommen. Diese fürstlichen Machthaber hatten weder die Wohlfahrt des Reiches noch das Interesse der Dynastie im Auge. Vielmehr war jeder bedacht, seine Stellung zu seinem eigenen Vortheil auszunutzen. Der Herzog von Anjou, den um diese Zeit Johanna von Neapel an Sohnes Statt annahm und zu ihrem Nachfolger bestimmte (S. 347), suchte die zur Erwerbung und Behauptung jener vielumstrittenen Krone nothwendigen Geldsummen in Frankreich auf jede Weise zusammenzuraffen. Hatte er doch sogleich nach dem Hingang des königlichen Bruders alle Kostbarkeiten und Juwelen des Palastes an sich genommen und die reichen Schätze an Gold und Silber, welche der sparsame Monarch im Schlosse zu Melun verborgen gehalten, dem Schatzmeister unter Todesdrohung entrissen. Man hatte dem Volke Hoffnung gemacht, daß nach der Krönung des jungen Königs die Steuerlast gemindert, der Staatshaushalt unter Mitwirkung der Stände neu geordnet, die Willkür in der Finanz-

verwaltung beseitigt werden würde; als nun aber die Auflagen forterhoben wurden, als der neue Regent die Staatsgelder für seine Privatzwecke verwendete und mit Zustimmung des Avignoner Papstes Clemens VII. die französischen Kirchen besteuerte, als der Herzog von Berry den schwer heimgesuchten Süden auspreßte, als der Schmerzensschrei des Landvolkes über die Mißhandlungen der Soldtruppen das ganze Reich erfüllte; da richtete sich der Blick des französischen Volkes abermals den inneren Nothständen zu, da begann man auch in Frankreich zu forschen „nach dem Rechte, das Allen gemein ist", da hörte man in Paris Stimmen aus dem Volke, „es sei besser mit den Waffen zu sterben, als noch länger ein so jammervolles Leben zu führen und solche Mißhandlungen zu erdulden"; da wiederholten sich die Auftritte der fünfziger Jahre, an die sich noch gar manche aus den Zeiten ihrer Jugend mit Schaudern erinnern mochten.

Seit den Kreuzzügen war Europa nicht von so tiefgreifenden Volksbewegungen erschüttert worden, als in den achtziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts. Es galt, die mittelalterlichen Feudalordnungen, die bereits aus ihren Fugen gewichen und für die lebenden Geschlechter nicht mehr passend waren, niederzuwerfen und ein neues Rechtsleben aufzubauen. Das Ziel wurde nur unvollständig erreicht und manche Errungenschaft der heißen Kämpfe erstarb wieder unter dem nachfolgenden Winterfrost; aber es wurden Keime in die Erde gesenkt, die im Stillen fortwuchsen und in der Folge durch das belebende Sonnenlicht reiferer Jahrhunderte zu Fruchtpflanzen gediehen. Ueberall gewahrte man damals ein ernstes Ringen der unteren Volksschichten gegen die herrschenden und bevorrechteten Stände, einen Kampf der bürgerlichen und bäuerlichen Welt gegen die Herrschaft der Feudalherren und der Hierarchie, ein Streben der Unterthanen, sich durch Rechtsverträge gegen Willkür und persönliche Gewalt zu sichern. Wir haben gesehen, wie gewaltig die Predigten Wycliffe's und seiner Jünger das gesammte Staats- und Gesellschaftsleben des Inselreiches erschütterten; es wurde erwähnt, welche blutige und wechselvolle Kämpfe damals die niederländischen Handelsstädte, voran die bewegliche Bürgerschaft von Gent unter dem patriotischen Volksführer Peter von Artevelde, wider den Grafen Ludwig und den gesammten Herrenstand führten; wir haben gesehen, mit welcher Anstrengung zu gleicher Zeit in Deutschland zwischen den Bürgerschaften der Städte und dem fehdelustigen Adel gestritten wurde und wie die helvetischen Landleute ihre Freiheit im siegreichen Kampf wider den Fürsten- und Herrenstand verfochten. Wie verschieden immer die Motive und Ausgänge dieser Bewegungen sein mochten, ein gemeinsamer Grundzug läßt sich nicht verkennen. Die bisher zurückgesetzten und unterdrückten Klassen wollten sich emancipiren von dem Despotismus der Feudalherrschaft, von dem physischen und moralischen Druck der privilegirten Stände, von dynastischer Gewalt und Willkür. Zum erstenmal durchzuckte

Volksbewegungen in den achtziger Jahren.

ein Gefühl gemeinsamer Interessen alle Volksklassen des Abendlandes, man begleitete die Vorgänge an der Themse, an der Schelde, an der Seine mit gleichen Sympathien.

Revolutionäre Auftritte in Frankreich. 1381. Bald nach der Krönung Karls VI. gab sich der Unwille des Volks in lärmenden Zusammenrottungen kund. Johann Culdon, Prevot der Kaufleute, wurde von der Menge gezwungen, sie zu dem Herzog zu führen, damit sie ihre Klagen vorbringen möchte. Man forderte Abstellung aller ohne Bewilligung der Stände eingeführten Steuern und Abgaben. Der Regent suchte die Tobenden durch Versprechungen zu beruhigen: aber die Gemüther waren schon zu sehr erregt. Die Volkswuth verlangte ihre Opfer; hie und da wurden die Steuererheber und Finanzbeamten mißhandelt, die auf dem Verkauf von Lebensbedürfnissen lastenden Auflagen nicht mehr entrichtet. Besonders kehrte sich der Zorn der Masse gegen die von Karl V. begünstigten Juden: man plünderte ihre Häuser und zerriß die Schuldbücher, wobei indessen die Edelleute den größten Gewinn zogen. Damit wurde ein Weg betreten, der zum Unheil führen mußte. Anstatt mit ruhigem Ernst die Einführung gesetzlicher Zustände zu erzielen und die wichtige Frage über die Mitwirkung der Stände bei der periodischen Steuererhebung zur gesetzlichen Entscheidung zu bringen, benutzte das jeder verständigen Führung entbehrende Volk die Schwäche der Regierung zu ziellosem Aufruhr, in welchem alle Leidenschaften entbrannten und sogar das Eigenthum gefährdet ward. Es lehnte sich durch Steuerverweigerung und Excesse gegen die momentanen Mißstände auf, ohne sich nach Garantien für die Zukunft umzuthun. Die Revolutionen des Mittelalters glichen angeschwollenen Gießbächen; nach kurzem Wüthen zog sich der Strom wieder in das alte Bett zurück, dann benutzten die Gewalthaber die Ruhe und Entkräftung des Elements, um neue Dämme aufzuführen. In Languedoc widersetzten sich die Einwohner unter der Führung des volksbeliebten Grafen von Foix dem königlichen Oheim, Johann von Berry, und suchten mit Gewalt der Waffen ihn an der Besitznahme der Statthalterschaft in ihrem Lande zu hindern, zogen aber dadurch den Zorn und die Rache des mächtigen Herzogs und seines Schwiegervaters, des Grafen von Armagnac, auf sich herab. Nimes und Beziers wurden schwer gezüchtigt; wie in den Zeiten der Albigenserkriege retteten sich Flüchtlinge und Verfolgte in die Thäler der Cevennen und organisirten den Bandenkrieg gegen Adel und Priesterschaft. Auch an andern Orten erzeugte der Steuerdruck Aufstände. In Rouen ermordete ein Haufen Gewerbtreibender die königlichen Einnehmer und plünderte die Kassen; in Paris bildeten sich Volksvereine unter selbstgewählten Vorstehern, die Straßen wurden mit Ketten gesperrt, die Thore von Bewaffneten bewacht, welche von ihren schweren bleiernen Hämmern Maillotins genannt wurden; man dachte daran das feste Haus des Louvre und die noch im Bau begriffene Bastille zu schleifen. Allenthalben drohende Gährungen gegen Adel, Regierung und Beamte.

Volkserhebung in Flandern. 1382.

Am Hofe und in den höheren Kreisen gerieth man in Sorge. Vor Allem fühlte man sich durch die Vorgänge in Flandern beunruhigt, wo schon seit zwei Jahren die Bürgerschaften von Gent und andern großen Städten wider die gräfliche Adelspartei und ihre Anhänger, besonders die Stadt Brügge, einen Krieg voll Schrecken und Grausamkeit führten. (S. 14 f.) Vor den Mauern von Brügge durch Philipp von Artevelde in der Feldschlacht besiegt, entrann Graf Ludwig mit Mühe unter Verkleidung der Gefahr einer schimpflichen Gefangenschaft. Der reiche Gewerbtreibende von Gent richtete nun einen fürstlichen Hof ein, nannte sich Ruwaert oder Regent von Flandern und brachte fast alle Städte zum Anschluß. Eine Münze zeigte den flandrischen Löwen und die Inschrift: „die freie Republik Gent unter Artevelde, dem Regenten." Alles strahlte vor Freude über die errungene Freiheit. Von den untern Volksklassen, den sogenannten „Weißkappen" begonnen, hatte der Aufstand bald solche Dimensionen angenommen, daß jetzt die flandrischen Communen die gebietende Macht waren und den Heerd einer revolutionären Bewegung bildeten welche ihr Ziel in der Niederwerfung der Feudalaristokratie und der Aufrichtung republikanischer Gemeinwesen nach Art der italienischen erblickte.

3. Mai 1382.

Regentschaft und Ausgang des Herzogs von Anjou. 1381—82.

Den Edelleuten am königlichen Hof entging es nicht, welchen Gefahren der französischen Lehnsmonarchie durch den siegreichen Fortgang der popularen Ideen drohten, die wie eine electrische Kette das westliche Europa durchzogen. Der Herzog von Anjou hatte mehrmals vergebens versucht, durch Zusammenberufung der Notablen eine Steuerbewilligung zu erlangen; durch die drohende Haltung der Volkspartei waren die versammelten Häupter so eingeschüchtert, daß sie sich für incompetent erklärten; zur Einberufung der gesammten Reichsstände aber wagte der Regent, im Bewußtsein der eigenen Schuld und aus Furcht vor stürmischen Debatten, nicht zu schreiten. Man hatte sich begnügt, den jungen König nach Rouen zu führen und über einige Unruhstifter Strafe zu verhängen, und mit den Parisern wurde unter Vermittelung des volksthümlichen Parlamentsadvocaten Desmaret ein Abkommen getroffen, das wenigstens den Schein der königlichen Herrschaft aufrecht erhielt, wogegen das Vergangene vergeben und vergessen sein sollte. Aber stand nicht zu befürchten, daß die Nachrichten aus Flandern einen neuen gewaltigen Zündstoff in die gährende Masse werfen, daß nicht ein zweiter Marcel die Rolle des Genter Dictators übernehmen würde? Man fürchtete den Untergang des gesammten Adels und aller christlichen Ordnung, bemerkt Froissart. Und gerade in diesem Augenblick zog der Herzog von Anjou an der Spitze einer beträchtlichen Streitmacht nach Italien, um die Krone von Neapel seinem Mitbewerber Karl von Durazzo zu entreißen. (S. 348 ff.)

Der flandrische Feldzug. 1382.

Für Frankreich war das italienische Unternehmen, von welchem der Herzog nicht mehr zurückkehrte, von wichtigen Folgen. Durch seine Entfernung erlangte sein jüngerer Bruder, Philipp von Burgund, mehr Einfluß bei Hof und benutzte denselben, um seinen königlichen Neffen zu einem Feldzug gegen Flandern zu bewegen. Hatte er doch als Eidam des Grafen und dereinstiger Erbe das größte persönliche Interesse, daß die revolutionäre Bewegung unterdrückt werde! Sein Vorschlag fand am französischen Hof eine günstig

Aufnahme. Die Feudalherren und Ritter brannten vor Begierde, die populare Bewegung, die ihre Macht und Privilegien so ernstlich gefährdete, in ihrem Ausgangspunkte zu erdrücken. Auch der junge König dürstete nach Kriegsruhm. Die muthige Entschlossenheit Richard's II. mochte ihm als Sporn dienen (S. 47). Wenn das Unternehmen mißlang, wenn der Feldzug einen Ausgang nahm wie die Heerfahrt der deutschen Fürsten und Herren gegen die Schweizer; so wurde das nördliche Frankreich in die republikanische Strömung hineingerissen, so stand der Lehnsstaat der Valois sammt dem ritterlichen Feudalwesen auf dem Spiel.

Die Schlacht von Roosebeke 27. Nov. 1382. Zum Glück für den französischen Adel war die Schlacht von Roosebeke in der Nähe von Rousselaere kein Sempach. Erfüllt von heißer Streitlust schlugen die Flandrer das feindliche Mitteltreffen, wo der König selbst mit der Oriflamme seine Stellung genommen hatte, zurück, aber von den vorgehenden Reiterflügeln in den Seiten angegriffen, während die weichenden Glieder des Centrums wieder Stand hielten, wurden sie auf einen engen Raum zusammengedrängt, so daß sie ihre Waffen kaum gebrauchen konnten. Nun waren die französischen Ritter in der günstigsten Lage. Daß plötzlich die Sonne hinter dunkeln Wolken hervorbrach und das Reichsbanner golden beleuchtete, galt ihnen als Zeichen besonderer göttlicher Gnade. Die Entscheidung war rasch und blutig. Ueber 20,000 Leichen bedeckten das Waffenfeld, in ihrer Mitte der heldenmüthige Anführer Philipp von Artevelde. Flüchtige Haufen retteten sich nach Gent, um hinter den festen Mauern ihrer Hauptstadt den Kampf fortzusetzen; die übrigen Städte unterwarfen sich dem Sieger, um nicht das Schicksal von Kortryk zu erleiden, das wegen der fünfhundert goldenen Sporen in der Marienkirche, Trophäen eines früheren Sieges, den Flammen übergeben ward; sie nahmen Besatzungen auf und entrichteten die auferlegten Bußen.

Ausgang des flandrischen Kriegs. Die Genter wendeten sich nun um Hülfe nach England; die Räthe Richard's II., welche von dem vollständigen Sieg der Franzosen Vernichtung ihres eigenen Einflusses in den Niederlanden fürchteten, schickten Kriegsmannschaft über den Kanal, die in Verbindung mit den Eingebornen die Fortschritte der Feinde hemmte. So dauerte der Krieg unter großen Verheerungen und Grausamkeiten noch einige Zeit fort. Aber die populare Bewegung der belgischen Handelsstädte hatte durch den Tag von Roosebeke ihren Nerv verloren; das Traumbild republikanischer Gemeinwesen mit Freiheit und
1383. bürgerlicher Gleichheit war zerronnen. Daher kam im nächsten Jahr eine Uebereinkunft zu Stande, in Folge deren die Herrschaft des Grafen aufs Neue befestigt wurde. Doch Ludwig von Male neigte dem Ende zu. Am 29. Jan. 1384 starb er zu St. Omer, die Grafschaft Flandern nebst den übrigen reichen Ländern seinem Eidam Philipp dem Kühnen von Burgund hinterlassend. Die Genter verweigerten die Huldigung und erneuerten, angefeuert von den Zunftmeistern Ackermann und Borseley, den Kampf. Aber von England schwach unterstützt und von den übrigen Städten
Dez. 1385. verlassen, gaben sie bald den Widerstand auf, als ihnen der Herzog Amnestie und den Fortgenuß ihrer alten Rechte und Freiheiten zusicherte. Ackermann fiel bald nachher durch die Mörderhand eines Edelmannes, welcher den Tod seines in der Schlacht gefallenen Vaters an den Urhebern des Krieges rächen wollte. Ein anderer Genter Volksführer, Peter von den Bosche, entzog sich dem Hasse des Adels durch freiwillige Verbannung.

Die Kunde von dem Tage bei Roosebeke erzeugte Niedergeschlagenheit Reactionen. 1383.
und Furcht in den französischen Städten. Die Aufregung legte sich schnell und die Bürger beugten stumm das Haupt von Neuem unter das Joch des Königs und seiner Vasallen. Diese gedachten aber ihren Sieg auszunutzen und den Uebermuth der Popularen auf immer zu brechen. Nachdem sie die Reichsfahne in feierlicher Andacht den heiligen Räumen von St. Denys zurückgegeben, wendeten sie sich gegen Paris. Die Bürgerschaft kam dem Heer im reichen Schmuck mit Fahnen, Waffen und Insignien entgegen, um den König und die Herren ehrerbietig in ihre Stadt zu geleiten; sie wurde zurückgewiesen, „denn allzu schwer habe sie das königliche Haus beleidigt." Nach dem feierlichen Einzug begann das Werk der Rache und der Reaction. Wäh- 11. Jan. 1383.
rend zahllose Verhaftungen und Hinrichtungen Alles in Schrecken hielten, setzte man Paris selbst in eine Lage, die jeden künftigen Widerstand unmöglich machen und die Stadt der königlichen Willkür wehrlos preisgeben sollte. Die Barrieren wurden niedergerissen, die Thore ausgehängt, die Ketten, mit denen man zur Nachtzeit die Straßen sperrte, entführt, die Waffen und bleiernen Hämmer weggenommen; dagegen der Bau der Bastille vor der St. Antonsvorstadt vollendet und die Befestigung des Louvre verstärkt. Zugleich wurden die städtischen Freiheiten, insbesondere das Recht, den Prevot der Kaufleute und die Schöffen zu wählen, so wie jede jurisdictionelle Befugniß abgeschafft, die Versammlungen der Gewerke verboten, die Bürgerwehr aufgelöst, die alten Taxen auf den Verkauf von Waaren und Lebensbedürfnissen, die den Hauptanstoß zur Unzufriedenheit und Empörung gegeben, unter Trompetenschall wieder eingeführt. Niemand wagte sich der Erhebung zu widersetzen; die blutigen Hinrichtungen durch Schaffot und Galgen, welche man täglich vor Augen sah, füllten Alles mit Schrecken. Selbst der siebenzigjährige Generaladvocat Desmaret, ein gerechter Mann, welcher während des Aufruhrs eine vermittelnde und beruhigende Thätigkeit entfaltet, fiel der Reaction und dem Neide der königlichen Oheime zum Opfer. Bei Hofe wurde der Vorschlag berathen, die unbeschränkte Besteuerung für ein königliches Vorrecht zu erklären, das keiner weiteren Bewilligung von Seiten der Stände bedürfe. Man wagte den kühnen Grundsatz nicht förmlich als Staatsrecht zu verkündigen; aber man trug kein Bedenken, ihn praktisch auszuüben. Viele Jahre hindurch wurden die allgemeinen Reichsstände nicht einberufen. Aehnliche Strafgerichte ergingen auch über andere Städte, die sich einer Widersetzlichkeit gegen die Abgaben schuldig gemacht hatten, wie Rouen, Chalons, Troyes, Rheims, Sens, Orleans. Von municipalen Rechten war nicht weiter die Rede. Die Feudalmonarchie mit absoluter Gewalt sollte als die legitime, durch das Herkommen geheiligte Reichsordnung gelten; ständische Berathungen sollten sich auf die Anliegen der eigenen Körperschaften beschränken. In Languedoc wurde den

„rebellischen“ Einwohnern eine vierjährige schwere Geldbuße auferlegt, die das Volk zur Verzweiflung brachte und neue Aufstände herbeiführte, in Folge deren die Ketten noch fester gezogen wurden.

2. Hofleben und Geistesstörung des Königs.

Die Herrschaft der Feudalen. Der Hof und der Feudaladel hatten den vollständigsten Sieg errungen. Das Volk beugte sich in stummem Gehorsam unter das schwere Joch. Zwecklose Kriege und Feldzüge, hervorgerufen durch persönliche Motive, durch den Neid und die Eifersucht der Fürsten und Großen, durch ritterliche Grillen, durch unausführbare Eroberungsgelüste, durch die Bosheit und Leidenschaft einflußreicher Höflinge verzehrten die Kräfte des Reichs, mehrten die Lasten des Volks und schwächten den Sinn für jede gesunde Politik. Während das Volk in Stadt und Land ein elendes Dasein führte, kämpften französische Heere für fremde Interessen in Neapel und in Castilien, in Schottland gegen die Bewohner der englischen Grenzmarken und in den rauhen Ardennen wider den Herzog von Geldern; wurden im Kanal und an der Westküste unermeßliche Kriegsrüstungen zu einem abenteuerlichen Landungs- und Eroberungszug gegen England veranstaltet, der schließlich in leeren Dunst aufging, traten in der Bretagne durch die Feindschaft zwischen dem Connetable Olivier de Clisson, dem alten Waffengenossen Bertrand's du Guesclin, und dem Herzog Johann von Montfort Verwickelungen ein, welche die Kriegsfurie von Neuem über jene Halbinsel zu rufen, die schlummernden Leidenschaften von Neuem zu wecken drohten. Die Rathgeber des Königs, vor Allen die Herzöge von Burgund und Berry, nutzten alle diese Unternehmungen zu eignem Vortheil. Die Auflagen wurden verdoppelt, verdreifacht. Es kümmerte sie wenig, daß der Bauer und Bürger unter Noth und Entbehrung erlag, daß aus den Städten des Südens die verarmten Handwerker massenhaft auswanderten, um sich in der Fremde eine erträgliche Existenz zu suchen, daß Schaaren von Bettlern das Land durchstreiften. Um so glänzender waren die Hoffeste, die Turniere, die Ritterspiele, die Mummereien, die Lustbarkeiten und Kurzweil, woran die vornehme Welt sich so gerne ergötzte. Als sich der siebenzehnjährige König mit Isabella (Isabeau), der fünfzehnjährigen Tochter des Herzogs Stephan von Juli 1385. Baiern vermählte, nahmen die Festlichkeiten kein Ende.

Karl VI. umgibt sich mit neuen Räthen. 1388. Karl VI., ein Fürst von schöner, männlicher Gestalt und ritterlichem Wesen und bei einer feurigen, erregbaren Natur mit manchen guten Eigenschaften und Anlagen ausgestattet, fand Gefallen an Prunk und rauschenden Vergnügungen, an Luxus und Verschwendung; aufgewachsen in einer verführerischen Lebensschule, fröhnte er den Genüssen und Ueppigkeiten und ergab sich frühe den Ausschweifungen und Reizen der Sinne, die seinen Geist schwächten und auf Irrwege führten. Trotz seiner heftigen, reizbaren Gemüthsart war er gut-

müthig und von leutseligem Wesen, allein seine geistige Einsicht war beschränkt. Seine Oheime und ihre Creaturen führten das Regiment. Endlich gingen ihm jedoch die Augen auf über die Mißstände im Reich. Als er, von dem Feldzuge nach Geldern zurückgekehrt, das Allerheiligenfest in Rheims feierte, 1388.
versammelte er die Glieder seines Hauses und viele angesehene Edelleute und Prälaten um sich, ließ sich über die öffentlichen Zustände Bericht erstatten und forderte ihren Rath über die geeignetsten Mittel, die Wohlfahrt seines Volkes zu begründen. Da sagte Peter von Montagu, Kardinal-Bischof von Laon, der König sei nun in die Jahre getreten, daß er die Regierung selbständig führen und sich von seinen bisherigen Leitern frei machen sollte. Die kühne Rede, anfangs mit Erstaunen aufgenommen, dann aber von mehreren andern der Anwesenden gebilligt, gefiel dem Monarchen. Er verabschiedete seine Oheime und umgab sich mit einem Rath, worin Männer von Einsicht und gutem Willen, wie La Rivière, Le Mercier, der Connetable von Clisson, Peter von Vilaines u. a. die einflußreichsten Stellen einnahmen. Umsonst suchten die Herzoge von Burgund und Berry den unerwarteten Staatsstreich rückgängig zu machen; ohne Halt im Volke, mußten sie sich in die Nothwendigkeit fügen. Sie zogen sich in ihre Besitzungen zurück; aber der bald darauf erfolgte Tod des Bischofs wurde ihrer Rache zugeschrieben. Mit ihnen verschwand zugleich die Schaar der Blutsauger und Plagegeister, die sie um sich gesammelt, von den Hof- und Staatsämtern.

Der Herzog von Bourbon, der sich an den Erpressungen seiner Verwandten nicht betheiligt, wenn er sie auch nicht verhindert hatte, blieb in seiner Stellung, zog aber im nächsten Jahr an der Spitze französischer Ritter den Genuesen gegen den seeräuberischen Fürsten von Tunis zu Hülfe, ein Unternehmen, das ihm keine Lorbeeren brachte.

Mit großer Freude vernahm das französische Volk diese Veränderungen am Hofleben. 1389. 90.
Hof und in der Verwaltung. Man blickte mit neuer Hoffnung in die Zukunft, zumal als bald darauf mit England ein längerer Waffenstillstand geschlossen ward und die zwecklosen Ausgaben und kostspieligen Rüstungen ein Ende nahmen; als der Pariser Bürgerschaft wieder einige der früheren Rechte zurückerstattet, die drückendsten Auflagen abgestellt und im Parlament, im Gerichtsgang und in der Verwaltung Verbesserungen eingeführt wurden. Die Erfolge blieben jedoch tief unter den Erwartungen. Der König war zu sehr den Vergnügungen, den Festlichkeiten und der Sinnenlust ergeben, als daß er sich ernstlich den Anliegen und Geschäften des Staats hätte widmen mögen. Sein ganzes Sinnen und Denken war auf Schaugepränge, ritterliche Aufzüge, verschwenderische Feste und Schauspiele mit nächtlichen Maskeraden und Fackeltänzen gerichtet. Je mehr das Ritterthum von seiner idealen Höhe herabstieg, desto größeren Werth legte man auf die äußeren Formen, auf die Gebräuche und Symbole ohne Werth und Bedeutung; je mehr das Wesen entschwunden

war, desto mehr hing man am Schein. Weit und breit erzählte man sich von den glänzenden Festen, die im Jahre 1389 in St. Denys und Paris veranstaltet wurden und die höchste Bewunderung Froissart's erregten, als der König den beiden Söhnen seines verstorbenen Oheims Ludwig von Anjou die Ritterwürde ertheilte und daran ein feierliches Leichenbegängniß für Bertrand du Guesclin reihte, als die Krönungsfeier der Königin in der Liebfrauenkirche mit dem ausgesuchtesten Gepränge und der verschwenderischsten Pracht angeordnet und dann das Vermählungsfest des königlichen Bruders, Ludwig von Orleans, mit Valentina, der Tochter Johann Galeazzo's von Mailand, mit dem größten Aufwand begangen ward, und des Königs Herz erfreute sich, wenn aus allen Ländern und Weltgegenden sich vornehme Gäste zu diesen Schauspielen einfanden. Als die Feierlichkeiten vorüber waren, begleitete er den jungen Herzog Ludwig II. von Anjou nach Avignon, um der Krönung desselben zum König von Sicilien durch Papst Clemens VII. anzuwohnen. Auf dieser Rundreise wurde er in allen Städten mit Festfeier und Lustbarkeiten aller Art empfangen und zerstreut, die seinen ohnedies kränkelnden Körper erschöpften und die natürliche Reizbarkeit seines schwachen und dabei unruhigen Geistes mehrten.

Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch die Languedoc; da hörte er mit Unmuth und Schmerz, welche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten durch den Herzog von Berry und seine Diener über das Land verhängt worden seien, und die verlassenen Dörfer und verödeten Wohnungen überzeugten ihn von der Wahrheit der Klagen. Er trug wenigstens in so weit der Gerechtigkeit und Humanität Rechnung, daß er die Beamten, welche dem Statthalter als Werkzeuge gedient, ihrer Stellen entsetzte und den schuldigsten unter ihnen, den Schatzmeister Betizac, der sich als Häretiker bekannte, Jan. 1390. den Flammen übergeben ließ.

Karl's Vergnügungssucht. Wäre der König, welcher damals erst zweiundzwanzig Jahre zählte, in seiner Jugend an eine ruhige, verständige Thätigkeit und ernste Pflichterfüllung gewöhnt worden, so hätten sich seine guten Anlagen, seine für Menschlichkeit und edle Handlungen nicht unempfängliche Seele, seine gutmüthige Natur glücklich entwickeln können; aber das zügellose Leben, die ausschweifende Sinnenlust, die aufregenden und entnervenden Zerstreuungen, in welche ihn eine eigensüchtige und lasterhafte Umgebung vor erlangter Reife und Männlichkeit stürzte, zerrütteten seinen Organismus und schwächten seinen Geist. Uebersättigt und fieberkrank kehrte er von der Reise zurück, und doch bedurfte er stets neuer Reizmittel, doch zog ihn seine unruhige, zerstreuungssüchtige Natur, sein unwiderstehlicher Hang nach Abwechselung, Sinnenreiz und Lebensgenuß fortwährend zu neuen Unternehmungen, die dann rasch wieder aufgegeben wurden. Bald trug er sich mit dem Gedanken eines italienischen Feldzuges, um seinem Vetter das Königreich Neapel zu erobern, bald hegte er andere Entwürfe. Er krankte an Geist und Körper, so daß es nur eines äußeren aufregenden Ereignisses bedurfte, um ihn einer unheilbaren Seelenstörung zuzuführen.

Zwischen dem Herzog von Bretagne und dem Connetable Clisson bestand eine tödtliche Feindschaft. Nun geschah es, daß ein herzoglicher Verwandter, Peter von Craon, der plötzlich vom Hofe verwiesen worden war, den Connetable, welchen er für den Urheber seiner Ungnade hielt, bei nächtlicher Weile mit Bewaffneten überfiel und ihm einen Schwertschlag versetzte, daß er vom Pferde stürzte. Er hielt ihn für todt und eilte nach der Bretagne. Clisson genas indessen bald wieder von der Wunde. Der König gerieth über die verruchte That in den heftigsten Zorn. Er forderte von dem Herzog die Auslieferung des Thäters und als dieser erklärte, er wisse nicht, wo sich derselbe aufhalte, wurde ein Feldzug beschlossen. Karl war im höchsten Grade empört und aufgeregt. Daß der erste Kriegsbeamte beim Weggang aus dem königlichen Palaste meuchlings überfallen werden und die Verbrecher unentdeckt entkommen konnten, schien ihm auf ein verrätherisches Complott zu deuten. Sein Mißtrauen wurde noch gesteigert, als sich die Kronvassallen, vor Allen seine Oheime Burgund und Berry, sehr lässig zur Heeresfolge zeigten. An seinem eigenen Hof fühlte er sich nicht sicher. Sein jüngerer Bruder Ludwig, Herzog von Orleans, zog durch seinen Geist, seinen Muth und seine Schönheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und stellte den König in Schatten, und bei der Königin trat die treulose und intrigante Natur unter der Hülle der Jugend und äußeren Anmuth, die sie eine Zeitlang verdeckt hatten, mehr und mehr hervor.

Der König und seine Umgebung. 13. Jan. 1392.

So von Argwohn umdüstert zog König Karl, kaum aus einem hitzigen Fieber erstanden, gegen den Rath der Aerzte wider den Herzog von Bretagne zu Feld. Als er zu Anfang Augusts an einem glühend heißen Tage durch ein Gehölze ritt, sprang plötzlich ein halbnackter Mensch von wildverstörtem Aussehen in einem weißen Bauernkittel aus dem Dickicht hervor und rief, dem Pferd in die Zügel fallend, mit lauter Stimme: „Halt an, König, ziehe nicht weiter, du bist verrathen!“ Von den Begleitern zurückgetrieben, stieß er noch in der Ferne denselben Ruf aus. Tief erschüttert von der Erscheinung, ritt Karl vorwärts ohne ein Wort zu sprechen. Es war um die Mittagsstunde; der Weg führte über eine sandige Ebene, die sich wie ein Gluthmeer vor ihm aufthat. Alles litt unter der Hitze des Tages und Ortes, insbesondere der in einen schwarzen Sammtrock gekleidete König. Um nicht vom Staube belästigt zu werden, ritt er in einiger Entfernung von den übrigen, nur von zwei Edelknechten begleitet. Der eine, welcher des Königs Lanze trug, schlief ein und seine Waffe fiel auf den ehernen Helm seines Gefährten. Bei dem Klange fuhr der König heftig auf, und mit krampfhafter Bewegung das Schwert ziehend, rief er aus: „Nieder mit den Verräthern!“ Er hieb wild um sich und tödtete oder verwundete einige seiner Begleiter; selbst sein Bruder war in Gefahr. Mit Mühe wurde man seiner Meister. Sein Geist war verwirrt, er schien Niemanden mehr zu kennen. Seine Oheime ließen den Unglücklichen in

Karl fällt in Geistesstörung.

einer Sänfte nach Lemans bringen und verabschiedeten das Heer. Vom Feldzug war nicht weiter die Rede.

Philipp von Burgund an der Spitze der Regentschaft. Als nach der Aussage der Aerzte an der Geistesstörung nicht mehr zu zweifeln war, nahmen die Herzoge von Burgund und Berry wieder wie ehedem die Zügel der Regierung in die Hände. Der Bruder des Königs, Ludwig von Orleans, wurde wegen seiner Jugend (und doch hatte er bereits sein einundzwanzigstes Jahr vollendet) von den Staatsgeschäften fern gehalten. Damit begann für Frankreich eine Periode des Elends, der Schmach, der Zerrüttung, wie die Geschichte kaum eine ähnliche aufzuweisen hat. Dreißig Jahre lang lebte Karl VI. in dem Zustande des Wahnsinns oder geistiger Unzurechnungsfähigkeit, nur zuweilen von lichten Intervallen von längerer oder kürzerer Dauer mehr geängstigt als getröstet, und während dieser langen Zeit seufzte Volk und Land unter unsäglichem Jammer und Unglück. Bei den geringen Fähigkeiten des Herzogs von Berry war Philipp von Burgund der eigentliche Regent. Die Königin und das ganze königliche Haus standen unter seiner Aufsicht; und er trug Sorge, daß der geisteskranke Fürst nicht zur dauernden Genesung gelangte oder in den Tagen des erwachten Selbstbewußtseins sich seinem Einfluß entzog. Jan. 1393. Ein bei einem Maskenfest mit lasciven Tänzen durch Zufall oder Absicht erzeugter Brand, wobei mehrere hochgestellte Personen vor des Königs Augen eines elenden Todes starben, soll die geistige Störung erneuert und verstärkt haben. Die Kunst der Aerzte wie die angewandten Zaubermittel blieben gleich erfolglos.

Entfernung der Räthe. Der erste Gebrauch, den die Regenten von ihrer wiedererlangten Gewalt machten, war, daß sie an den Räthen, die ihnen vor vier Jahren die Herrschaft aus den Händen gewunden, an den „Fratzen“ (Marmousets), wie man sie spottweise nannte, Rache nahmen. Der Connetable Clisson, ein tapferer Kriegsmann, aber wegen seiner Habsucht wenig geachtet und geliebt, entzog sich dem drohenden Sturm, indem er sich auf seine Güter in der Bretagne begab; er wurde der Erpressung und Veruntreuung schuldig erkannt und seiner Würde entsetzt; Johann von Montagu suchte eine Zuflucht am päpstlichen Hof in Avignon; Nogent, Larivière und Vilaines wurden unter nichtigen Anklagen längere Zeit in der Bastille gefangen gehalten, bis sie, stets mit dem Tode bedroht, sich bereit zeigten, entweder wie Vilaines, das Land zu meiden, oder auf ihre Aemter zu verzichten.

Clisson wurde von dem feindlich gesinnten Herzog mit den Waffen angegriffen; 1395. doch kam endlich nach langen verheerenden Fehden eine Ausgleichung zu Stande. Auch Craon erhielt Verzeihung. Im folgenden Jahr wurde bei Gelegenheit der Ver- 1396. mählung der jungen Königstochter Isabella mit Richard II. (S. 56) ein längerer Waffenstillstand mit England auf Grund des Bestehenden abgeschlossen. Wir haben gesehen, wie enge sich seitdem der englische König an die französischen Machthaber anschloß; aber seine Hoffnung, mit ihrer Hülfe die gegnerischen Parteihäupter im eigenen Land niederzuwerfen, ging nicht in Erfüllung. Der Schwiegersohn des fran-

zösischen Monarchen starb eines gewaltsamen Todes, ohne daß die Verwandten seiner angetrauten Gemahlin das Schwert zu seiner Rettung oder zur Rache gezogen hätten.

Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war das christliche Abendland von Außen und im Innern schwer bedrängt. Wir kennen bereits die Eroberungszüge und Völkerschlachten, durch welche die osmanischen Türken die Herrschaft in den Donauländern aufrichteten, und die unseligen Folgen, welche zu gleicher Zeit die große Kirchenspaltung in der europäischen Menschheit hervorbrachte. Wir haben gesehen wie eifrig sich die französische Nation der beiden großen Anliegen annahm; aber in ihrer Kraft gelähmt und gespalten, konnte sie kein entscheidendes Gewicht in die Wagschaale legen. Wohl lebte noch in dem Adel die Erinnerung an die Thaten der Väter zur Zeit der Kreuzzüge, und viele ritterliche Männer ersten Ranges sah man im glänzendsten Waffenschmuck unter Führung des Grafen von Nevers, ältesten Sohnes des Herzogs von Burgund, in die Donauländer hinabziehen, um in Verbindung mit Oesterreich und Ungarn die Feinde der Christenheit nach Asien zurückzuwerfen; aber die Schlacht von Nikopoli brachte nur Tod und Gefangenschaft. Auch der Versuch, die Republik Genua, die sich unter Frankreichs Herrschaft gestellt (S. 391 f.) zu dem heiligen Krieg fortzureißen, hatte keinen Erfolg. Und wie der ritterliche Adel sich gegen die Türken anstrengte, so die Pariser Universität für die Herstellung der kirchlichen Einheit. Und doch wurde das Schisma in Frankreich großgezogen (S. 214 f.), und durch die gegenseitigen Verfluchungen der Kirchenhäupter verdunkelte das geistliche Licht, das in früheren Jahrhunderten den Völkern die Bahn vorgezeichnet.

Frankreich am Ende des Jahrhunderts. — *28. Sept. 1396.*

3. Die Burgundische und die Orleans'sche Partei.

Die Parteiung und der König.

Unter düstern Anzeichen trat die französische Nation in das neue Jahrhundert. Bei der zunehmenden Geistesschwäche des Königs diente sein Name nur als Schild und Maske für die Habgier und Ehrsucht der Großen, die ohne Sinn für das Wohl und Wehe des Landes, ohne Patriotismus und höhere Bestrebungen ihre Machtstellung nur zu eigennützigen Zwecken, zur Mehrung ihrer Einkünfte, zur Befriedigung ihrer Herrschgier, ihres Ehrgeizes und Stolzes anwendeten. Der Herzog von **Orleans**, den die Oheime Anfangs zurückgedrängt hatten, arbeitete sich mehr und mehr aus der untergeordneten Stellung empor und strebte nach dem ersten Rang am Hof und bei der Regierung. Berry, der sich von seinem königlichen Neffen wieder die Statthalterwürde über Languedoc und den ganzen Süden hatte zutheilen lassen, weidete sein Herz an den Schätzen, die er sich durch Steuererpressungen zu verschaffen wußte, und legte dem Ehrgeiz des jüngeren Neffen geringe Hindernisse in den Weg. Um so mehr war der **Burgunder** auf Wahrung seiner bevorzugten Stellung bedacht. Bald war die ganze Nation in zwei Heerlager gespalten; man sah

die Häupter stets von zahlreichen Bewaffneten umgeben, die nicht selten einander drohend gegenüberstanden. Auch die Königin trat mit ihren herrschsüchtigen Plänen und Gedanken immer offener hervor und suchte ihre Einwirkung auf den geisteskranken Gemahl zu eigennützigen Zwecken zu benutzen. Große Leidenschaften regten sich, und wenn in Frankreich nicht ähnliche Thronumwälzungen versucht wurden, wie zu derselben Zeit in England, so lag der Hauptgrund in der größeren Ehrfurcht der gesammten Nation für das geheiligte Königthum. Wie wenig auch alle die Mittel fruchteten, welche man theils zur Heilung theils zur Zerstreuung des kranken Monarchen anwandte, wie sichtbarer auch mit jedem Jahr die Schwäche und Zerrüttung seines Geistes und Körpers hervortrat; dennoch blieb der König in den Augen der Nation ein Gegenstand der öffentlichen Verehrung, dessen Name zu allen wichtigen Staatsactionen erforderlich schien. Man fühlte die innigste Theilnahme mit dem leidenden Zustand des unglücklichen Fürsten; alle die Züge von Herzensgüte und Leutseligkeit, die er in jungen Jahren kund gegeben, lebten in der Erinnerung fort, während das Elend und die Drangsale, von denen das Volk so schwer getroffen war, seinen Verwandten und Rathgebern zugeschrieben wurden. Diese tiefwurzelnde Sympathie für das Königthum führte die legitime Dynastie durch alle die Stürme, welche in den nächsten Jahren über das Reich hereinbrachen, und überwand die heftigen Leidenschaften, die sie zu verschlingen drohten.

Die Herzoge v. Burgund.

Als König Johann seinem Sohne Philipp das fruchtbare, weinreiche Burgund zu Lehn gab, gedachte er eine Dynastie zu schaffen, welche die Ostgrenze gegen das deutsche Reich beschützen und, seines Ursprunges eingedenk, stets ein ergebener Vasall der französischen Krone sein würde. Von denselben Anschauungen geleitet, hatte auch Karl V. die Besitzungen des Bruders vermehrt und die Vereinigung der flandrischen Grafschaft mit dem burgundischen Stammlande begünstigt, ja sogar einige Eroberungen seiner Vorgänger, wie Lille, Douai u. a. Orte, zurückgegeben. Durch die Ausdehnung seiner Macht wurde aber der Herzog über die Stellung eines französischen Lehnsfürsten hinausgerückt: das kunstfleißige, handelthätige, städtereiche Flandern gewann bald das Uebergewicht über das ritterliche ackerbautreibende Burgund; das französische Herzogthum wurde, „an den Wagen des reicheren und mächtigeren Flandern gefesselt“, mehr und mehr dem Verbande mit dem Hauptland entzogen.

Philipp der Kühne 1363–1404. geb. 1342.

Dadurch sah sich der burgundische Herzog in eine Doppelstellung gedrängt: während ihn die Bande des Lehnsnexus und der Blutsverwandtschaft an die französische Krone wiesen, machte das Handelsinteresse der Flamänder einen näheren Anschluß und ein gutes Einvernehmen mit England rathsam. Wenn er Anfangs in seiner Politik noch schwankte und das Familieninteresse ihn mehr zu Frankreich hinzog, also daß er sogar das kriegerische Vorgehen

gegen England beförderte, so überzeugte er sich bald, daß die Größe und Zukunft seiner Dynastie nur im engsten Anschluß an die Landschaften und Städte an der Maas und Schelde emporblühen könne. Durch seine Gemahlin Margaretha, welche ihm Flandern zugebracht, besaß sein Haus die Anwartschaft auf Brabant und Limburg, wenn die verwittwete, kinderlose Herzogin Johanna, Margarethens Muhme, mit Tod abgehen würde, und durch die Vermählung seines Erstgebornen, Johann, mit der Erbin von Holland und Hennegau eröffnete sich seinem Geschlechte eine neue große Aussicht (VII, 916). Die Geldsummen, die er aus seinen Besitzungen und aus Frankreich zog, setzten ihn in Stand, die Grafschaft Charolais und andre Territorien durch Kauf an sich zu bringen. Bei dem Tode des ihm befreundeten Herzogs von Bretagne ernannte ihn die Wittwe, die in der Folge dem englischen König Heinrich IV. die Hand zum zweiten Ehebund reichte, zum Vormund ihres Sohnes Johann. Stolz auf seine Macht und seine königliche Abstammung, gab Philipp in seinem ganzen Auftreten das trotzige Selbstgefühl und den hochfahrenden Sinn kund, den das Bewußtsein überlegener Macht stets einflößt. Der Gedanke war ihm unerträglich, den ersten Rang im Königreich mit einem andern theilen zu sollen; ein heftiger Zusammenstoß mit Ludwig von Orleans war daher unvermeidlich; durch ihre gegenseitige Rivalität wurde die Nation in zwei Parteien gespalten, wobei die persönlichen Wahlverwandtschaften bald in politische Gegensätze umschlugen. Als Herzog Philipp nach einem glänzenden Turnier, das er bei der Einsetzung seines zweiten Sohnes, Anton, zum Reichsvogt von Brabant in Brüssel angeordnet, von der contagiösen Krankheit, die damals ganz Frankreich durchzog, in seinem Schloß zu Hall in Hennegau plötzlich dahingerafft ward, gingen seine Ansprüche wie seine Eifersucht gegen den Herzog von Orleans auf seinen Sohn und Erben Johann über, dem einst die Waffengefährten bei dem Türkenkrieg den Namen des „Unerschrockenen“ oder „Ohnefurcht“ beigelegt, ein noch junger Mann von Muth und energischer Willenskraft. Die verwittwete Herzogin legte, um nicht die große Schuldenlast des Gemahls übernehmen zu müssen, dem Verstorbenen die Schlüssel auf das Grab.

Johann Ohnefurcht 1404–1419. geb. 1371. April 1404.

Ludwig, Herzog von Orleans, besaß glänzende Eigenschaften. Mit schöner Gestalt und ritterlichem Wesen verband er einen lebendigen, regsamen Geist, ein schnelles, treffendes Urtheil, eine gewandte Redegabe; aber er war leichtsinnig, oberflächlich und wie sein königlicher Bruder der Verschwendung, dem Vergnügen und der Sinnenlust ergeben. Er ließ sich von dem kranken König hohe Verwaltungsstellen übertragen, die er zum eigenen Vortheil ausbeutete, und brachte die Herrschaft Coucy, die Grafschaft Dreux, die Stadt Chateau-Thierry und andere Besitzungen an sich. Wenig geliebt vom Volke, für dessen Leiden und Drangsale er kein Herz hatte, das er durch Steuern und Erpressungen schonungslos drückte, war er dagegen der Liebling des ritterlichen Adels, mit dem er glänzende Feste und Waffenspiele feierte, und ein

Ludwig von Orleans.

Günstling der Frauenwelt, die er durch seine galanten Manieren bezauberte. Je mehr sich die burgundischen Herzoge der flandrischen Handelspolitik hingaben, mit England, auch unter den Lancasters, freundlichen Verkehr zu unterhalten suchten und sich dem Bürger- und Bauernstand gewogen zeigten, desto mehr kehrten der königliche Bruder und seine Umgebung die aristokratischen Neigungen hervor und warfen sich zu Vertheidigern des göttlichen Königrechts, der monarchischen Gewalt und der nationalen Ehre auf. Ludwig von Orleans forderte Heinrich von Lancaster zum Zweikampf heraus (S. 66); er vermählte Isabella, die junge Wittwe Richards II., nach ihrer Rückkehr in ihr Heimathland mit seinem Erstgebornen, Karl von Angoulesme; er trat als Verfechter der überlieferten und bestehenden Ordnungen der aufstrebenden Opposition in der Kirche, wie im öffentlichen Leben entgegen. Daß der König während eines lichten Zwischenraums auf die Vorstellung einiger Räthe, ins-
1401. besondere des Prevot der Kaufleute, Juvenal des Ursins, das Parlament aus seiner bisherigen Nichtigkeit erhob und ihm das Recht der Selbstergänzung durch freie Wahl verlieh, war nicht nach seinem Sinn; in dem Kirchenstreit stand er auf Seiten des Papstes gegen die Pariser Universität, die sich zum obersten theologischen Tribunal aufgeworfen. Dabei war übrigens der Herzog kein blinder Vertheidiger alles Alten und Herkömmlichen; vielmehr grollte ihm die Universität, weil er ihrer überlebten Institutionen und scholastischen Gelehrsamkeit spottete, weil er die neue Kunstrichtung, von der ein Hauch aus Italien herüberzuwehen begann, förderte und begünstigte, weil er sich der entstehenden nationalen Literatur zuwandte. Aber er haßte die emporstrebenden popularen Gewalten mit ihren Ansprüchen auf Theilnahme am Staatsleben, das Bürgerthum, das mit dem Adel und Klerus als gleichberechtigter Factor in die Schranken treten wollte; den Juristen- und Gelehrtenstand, welcher die feudalen und hierarchischen Ordnungen mit den Argumenten des Rechts, der Geschichte und der menschlichen Vernunft zu beleuchten und zu schwächen wagte.

Parteigegensätze.

War schon zu Lebzeiten Philipps der Gegensatz zwischen der orleansschen und burgundischen Partei hervorgetreten, so wurde die Rivalität noch weit stärker, als Johann das Erbe und die Ansprüche des Vaters überkam. Zwischen ihm und dem gleichalterigen Vetter bestand eine tiefwurzelnde Antipathie. Herzog Johann, seinem Wesen und seiner Gesinnung nach mehr Flamänder als Franzose, fühlte sich verdunkelt durch die geistigen und körperlichen Vorzüge des Königssohnes. Klein von Gestalt und von unbeholfener Rede und mürrischem Wesen, spielte er bei den Hoffesten und im gesellschaftlichen Leben eine untergeordnete Rolle. Es hieß, seine Gemahlin habe dem schönen ritterlichen Herzog sich besonders geneigt gezeigt, und dieser im Uebermuth öffentlich mit ihrer Gunst geprahlt. Die Galanterie hatte am französischen Hof bereits eine Richtung zur Leichtfertigkeit und Frivolität genommen, wobei die Königin Isabeau mit schlimmem Beispiele voranging. Johann empfand diese Zurück-

setzung um so tiefer, als er ein Mann von Geist und Energie war und den traurigen Zustand, in den die Nation durch die leichtfertige Aristokratie gerathen war, in seinem ganzen Umfang erkannte. Er bekämpfte daher mit Schärfe und Nachdruck das System der Bedrückung, das Orleans und die mit ihm verbundene Königin im Namen des geistesschwachen Monarchen einführten. Sie hatten unter dem Vorwande eines bevorstehenden Krieges mit England im 1405. Staatsrath eine neue Auflage durchgesetzt, welche mit der größten Härte eingetrieben ward; selbst das Strohlager der Armen wurde nicht geschont; und was auf gewaltthätige Weise erpreßt war, wurde theils von dem Herzog von Orleans in prachtvollen Bauten und glänzenden Festen vergeudet oder an seine Günstlinge verschenkt, theils von der Königin zur Befriedigung ihrer Leidenschaft für Kleiderpracht verwandt oder nach Deutschland an ihren Bruder und ihre Freunde geschickt. Zugleich wurden für den Hofhalt die Einwohner in Stadt und Land zu Lieferungen und Arbeiten angehalten, während der König selbst und der Dauphin kaum die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt empfingen. Gegen dieses ehrlose, alle Volkswohlfahrt vernichtende Verfahren erklärte sich Herzog Johann mit aller Entschiedenheit. Während die Königin und Orleans, um nicht den Ausbrüchen des Volksunwillens ausgesetzt zu sein, ihren Aufenthalt in Melun nahmen, versammelte der Burgunder in Paris den August 1405. Staatsrath und ließ eine Klagschrift gegen die Mißbräuche in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in dem ganzen öffentlichen Leben anfertigen und verbreiten. Zugleich wurden die Beschränkungen aufgehoben, welche im J. 1383 über Paris verhängt worden waren: die Bürger durften sich wieder bewaffnen, die Stadtthore wurden wieder eingehängt, die Ketten zum Absperren der Straßen zurückgegeben.

Damit war die Losung zu einem Parteikrieg auf Leben und Tod gegeben. Ermordung des Herzogs von Orleans. 1407. Johann fühlte sich durch den Vetter nicht nur in seiner persönlichen Ehre und in seiner politischen Machtstellung am französischen Hofe gekränkt und verkürzt; der Herzog von Orleans hatte auch durch die Erwerbung der Grafschaft Luxemburg, durch Verbindungen mit den kleineren niederländischen Dynasten, durch die Begünstigung des Aufstandes der Lütticher gegen ihren dem burgundischen Herzog nahe verwandten Bischof Johann von Baiern die Absicht verrathen, dem Rivalen im eigenen Lande Feinde und Schwierigkeiten zu bereiten. Der vermittelnden Thätigkeit Berry's und der anderen Prinzen gelang es zwar, eine äußerliche Versöhnung zu stiften, und während des ganzen folgenden Jahres waren beide Parteien bemüht, in den von Orleans muthwillig erregten 1406. Feindseligkeiten gegen England die französischen Grenzgebiete in Guienne und um Calais zu vertheidigen; aber gerade in diesem Kriege wurde durch allerlei Umstände und Beschuldigungen der alte Groll von Neuem gereizt, so daß der Herzog von Burgund sich durch eine blutige Frevelthat von dem verhaßten Rivalen zu befreien beschloß. Als Ludwig von Orleans, von einem Besuch bei

der Königin zurückkehrend, im Dunkel eines Winterabends mit einigen Begleitern durch eine entlegene Straße des alten Paris ritt, wurde er in der Nähe des Thores Barbette von einer Schaar Bewaffneter unter Anführung eines
23. Nov. 1407. abgesetzten Finanzbeamten, Raoul von Octonville, überfallen und ermordet. Die Thäter ließen den verstümmelten Leichnam liegen und retteten sich durch die Flucht.

Wirkungen der That. Daß der Herzog von Burgund der Urheber des nächtlichen Meuchelmords sei, blieb nicht lange verborgen, und er selbst machte kein Hehl daraus. Um dem ersten Sturm auszuweichen und die Wirkungen abzuwarten, begab er sich nach Flandern. Er konnte sich bald überzeugen, daß, wie laut auch der Unwillen über einen solchen in dem Capetingischen Königsgeschlecht bisher unerhörten Verwandtenmord im ersten Augenblick in den Hofkreisen und bei der gesammten Aristokratie sich kund geben mochte, die französische Nation sich bald in das Geschehene finden, die Politik und die Rücksicht auf das Allgemeine über das im einzelnen Falle verletzte moralische Rechtsgefühl das Uebergewicht behalten würde. Das Volk freute sich im Stillen, daß es von der Tyrannei erlöst, „daß der Knotenstock glatt gehobelt" sei; bei dem gerade jetzt wieder stärker hervortretenden Wahnsinn des Königs konnten es die Wittwe, Valentine Visconti, und ihre Söhne, die Freunde und Anhänger des Ermordeten nicht durchsetzen, daß die That für Hochverrath erklärt und der Herzog seiner Ehre und Güter beraubt würde; die Flamänder standen zu ihrem Fürsten und versicherten ihn ihres Beistandes; die Geistlichkeit sah mit Gleichgültigkeit auf den Hingang eines Edelmannes, welcher zur Verlängerung des Schismas beigetragen, und die Universität trat so offen mit ihrer Gesinnung hervor, daß einer der angesehensten Doctoren der Theologie an der Sorbonne, Jean Petit (Parvus), in einer Notablenversammlung, der die königlichen Prinzen und die angesehensten
8. März 1408. Häupter des Adels anwohnten, eine Rede verlas, worin mit scholastischer Beweisführung der Grundsatz durchgeführt war, daß man Tyrannen tödten dürfe, und nachgewiesen, daß der Herzog von Orleans ein Tyrann und Majestätsverbrecher gewesen und seine Ermordung somit dem König und der Nation zum Wohl gereiche. Was einst die athenischen Demokraten gelehrt, was in Korinth und Syracus zur Rechtfertigung von Timoleon's Brudermord vorgebracht worden, das trat nun im christlich-theologischen Gewande von Neuem zu Tage. Die Sätze des Johannes Parvus „übertrugen das Gift des politischen Haders auch in die stillen Kreise der Wissenschaften, und der Burgunder hatte die lautesten Stimmen für sich."

Haltung der Parteien. Als im Vertrauen auf solche Kundgebungen Johann aus Flandern wieder nach Paris zurückkehrte, erlangte er die Verzeihung des Königs, und die übrigen Großen verkehrten wieder mit ihm, als wenn nichts vorgefallen wäre. Nur der Herzog von Bourbon hielt sich fern. Erst als der Burgunder sich nach Flandern zurückbegab, um den aller geistlichen Bildung und Tugend entbehrenden jungen Bischof Johann

welchen das Volk wegen seines unwürdigen und unkirchlichen Lebens, seiner Bedrückungen und Rechtsverletzungen vertrieben hatte, wieder mit Gewalt in Lüttich einzusetzen, ermannte sich die Gegenpartei, voran die herzogliche Wittwe und ihre Söhne, um ein Strafurtheil zu erwirken. In einer zweiten glänzenden Notablenversammlung 11. Sept. 1408. verlas Serisi, Abt von St. Fiacre, eine Schrift, worin der Herzog von Orleans gegen die von Petit vorgebrachten Beschuldigungen gerechtfertigt und die Lehre vom erlaubten Tyrannenmord als eine gefährliche, aufrührerische und verabscheuungswürdige Doctrin dargestellt war. Es wurde auch wirklich der Beschluß gefaßt, daß die vom König ausgestellte Verzeihungsurkunde zu vernichten und Johann von Burgund anzuhalten sei, der herzoglichen Familie volle Genugthuung zu geben, sein Verbrechen durch fromme Stiftungen zu sühnen und zur Strafe zwanzig Jahre in der Verbannung über dem Meer zu leben. Als jedoch der Feldzug gegen Lüttich durch den Sieg der Flamänder bei Hasbain unweit Tongres rasch zum Nachtheil der Bürger entschieden ward, und der 23. Sept. Herzog, nachdem er seinen Schwager auf den bischöflichen Stuhl zurückgeführt und die Stadt hart gezüchtigt hatte, an der Spitze zahlreicher Bewaffneten auf Paris losrückte, da entsank den Gegnern der Muth und von der Vollziehung des Beschlusses war weiter keine Rede mehr. Die Herzogin begab sich mit ihren eigenen Söhnen und dem „Bastard von Orleans", später als Graf Dunois die Stütze des legitimen Thrones, nach Blois, wo sie bald gebrochenen Herzens aus dem Leben schied; die Königin Isa- 4. Dec. beau zog mit dem kranken Gemahl und den Prinzen nach Tours; das aufgebotene Kriegsvolk wurde entlassen und Johann von Burgund hielt einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, von den Bewohnern mit Jubel und königlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Die Pariser vergaben dem Herzog das Strafgericht gegen Lüttich, in der Hoffnung, daß er ihnen wieder zu ihrem vollen Rechte verhelfen werde.

Unter solchen Umständen schien es der Königin und dem Hofe gerathen, Der Friedensvertrag v. Chartres. 1409. sich mit dem gewaltigen Manne, der das Schicksal der Dynastie in der Hand hatte, in ein erträgliches Verhältniß zu setzen. Unter Vermittelung des dem königlichen und dem herzoglichen Hause verwandten Grafen von Hennegau kam auf einer Zusammenkunft zu Chartres ein Friedensvertrag zu Stande, 1. Febr. 1409. indem Johann von Burgund wegen der „für das Wohl des Reichs und des Königs" an der Person des Herzogs von Orleans verübten Blutthat um Verzeihung und Gnade bat, die Söhne des Ermordeten dagegen, als König Karl die erbetene Verzeihung gewährte, einen feierlichen Schwur auf die Evangelien ablegten, daß sie allen Groll gegen Johann von Burgund aufgeben und den Frieden aufrichtig beobachten wollten. Familienverbindungen sollten die Versöhnung besiegeln.

Nun war der Herzog von Burgund der mächtigste Mann in Frankreich. Machtstellung des Burgunders. Unter seinem Schutze kehrte der Hof nach Paris zurück und durch seinen Einfluß wurden der Hauptstadt die municipalen Rechte zurückgegeben. Die Einwohner durften sich wieder bewaffnen und zum Schutze der Stadt und zum Dienst des Königs eine aus den erblichen Inhabern von Gewerken bestehende Bürgerwehr errichten; sie durften den Prevot der Kaufleute und bald nachher auch die Schöffen wieder frei wählen und erhielten das Vorrecht, gleich den Edelleuten in allen Theilen des Reichs Lehen und Allodien zu erwerben.

Bald kehrte auch der Glanz der Festlichkeiten und der gesellschaftlichen Vergnügungen in die Hauptstadt zurück. Der Adel konnte eines Mittelpunkts der Freude und Lustbarkeit, wie ihn der Königshof und die Stadt Paris gewährten, nicht mehr entbehren; er betrauerte jede Störung und Unterbrechung dieser süßen Gewohnheit und war jedem zu Dienst, der sie ihm verschaffte. Man vergaß schnell, daß der herrliche Mann, welcher so lange die Seele und die Zierde dieses ritterlichen, höfischen Gesellschaftslebens gewesen, auf blutige Weise weggeschafft worden, und pries den Urheber des Mords als den Schöpfer und Wiederhersteller dieser reizenden Genüsse. Ging doch die Königin Isabeau mit ihrem Beispiel voran. Sie versöhnte sich nicht nur mit dem mächtigen Manne, sie übertrug ihm auch die Oberaufsicht über die Erziehung ihres Erstgebornen; sie bewirkte, daß die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in seine Hand gegeben wurde. Und bald sollte der Dauphin, der den Titel eines Grafen von Guyenne führte, durch seine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs dem Burgunder noch näher gebracht werden. Auch die übrigen fürstlichen Glieder des königlichen Hauses, die Bourbons, der neue König von Navarra u. A. ahmten das Beispiel nach und schlossen sich an den Herzog an, welcher jetzt der eigentliche Regent von Frankreich war.

Um so tiefer wurzelte in seiner Seele der Haß und Argwohn gegen die Orleans'sche Partei. Johann von Montagu, ein höchst einflußreicher Mann von angesehener Familie und Sippschaft, der als Schatzmeister die rechte Hand des ermordeten Herzogs gewesen war und dessen ganzes Vertrauen genossen hatte, wurde der Erpressung und Veruntreuung von Staatsgeldern und verschiedener anderer Vergehen angeklagt, durch Folterqualen zu Geständnissen gebracht und enthauptet. Die großen Güter und prächtigen Schlösser wurden eingezogen und an Günstlinge verschenkt. Sein Palast zu Paris wurde dem Grafen von Hennegau zu Theil, das prächtige Schloß Marcoussis bei Montlhéry erhielt Ludwig von Baiern, Bruder der Königin. Isabeau sollte dadurch noch günstiger gestimmt werden.

Adel und Königthum. Diesem Zuge des Adels nach dem Glanz des Hoflebens, nach den Freuden und Festlichkeiten der Hauptstadt darf es in erster Linie zugeschrieben werden, daß die französische Nation unter der traurigen Regierung des sechsten Karl nicht in particularistische Territorialherrschaften auseinander ging; daß unter allen Stürmen und Parteiungen, unter allen centrifugalen Strömungen das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit erhalten blieb. Das Königthum galt als die geheiligte Institution, um die sich alle Gewalten sammeln müßten, der Hof in Paris als das Herz des Staatskörpers, von dem alle Glieder ihre Lebenskraft zu ziehen hätten. Ohne dieses angeborne und scharf ausgeprägte Nationalgefühl wäre Frankreich damals derselben Zerbröckelung entgegengegangen wie das deutsche Reich, wären die Resultate der Capetingischen Politik zerronnen. Denn der Herzog von Burgund, ohnedies mehr Flamänder als Franzose und auf Mehrung und Abrundung seiner Hausmacht mehr bedacht als auf die Größe Frankreichs, besaß keineswegs die politischen und strategischen

Fähigkeiten, um das Staatsschiff mit geschickter und kräftiger Hand durch die Sturmfluthen zu leiten, von denen es bedrängt war. Er vermochte weder dem verderblichen Schisma ein Ende zu machen noch die französische Schutzherrschaft über Genua festzuhalten.

4. Revolution und Bürgerkrieg.

Bund von Gien. 1410.

Der Vertrag von Chartres, mit Recht der faule Friede (paix fourrée) genannt, war nur ein Waffenstillstand für die Parteihäupter, um neue Kräfte zu sammeln. Das Blut des Herzogs von Orleans schrie um Rache und je mehr sein Erstgeborner, Karl, der Erbe seines Namens und Ranges zu männlichen Jahren heranreifte, desto tiefer fühlte er die Pflichten der Pietät, die ihm nicht gestatteten, den Mörder des Vaters an der Spitze des Staats ungestört schalten und walten zu lassen. Er und seine Brüder schlossen mit den übrigen Prinzen, dem alten Herzog von Berry, dem Grafen von Clermont, Sohn des in demselben Jahr verstorbenen Herzogs von Bourbon, dem reichen und mächtigen Grafen Bernhard VII. von Armagnac, dessen Tochter Bona der junge Orleans in die Ehe nahm, dem Grafen von Alençon, dem Connetable von Albret und andern Edlen zu Gien ein Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, mit gewaffneter Hand den König und das Reich von der Herrschaft des Burgunders zu befreien. (15. Apr. 1410.)

Die Armagnacs.

Die Seele und das eigentliche Haupt dieser Adelscoalition, welche bald ein Heer von 10,000 Gewappneten ins Feld zu führen vermochte, war der Graf von Armagnac, der seinen Ursprung von den alten Herzogen von Aquitanien aus der Zeit der Merowinger herleitete und dessen Mannschaft, aus abgehärteten, behenden Gebirgssöhnen des baskischen Landes bestehend, den wichtigsten Bestandtheil der Bundesmacht bildete, daher dieselbe auch vom Volke mit dem Gesammtnamen „Armagnacs" belegt ward.

Die Gegensätze des Südens und des Nordens.

Dadurch erhielt die persönliche Parteistellung zunächst einen landschaftlichen Gegensatz, den des Südens gegen den Norden, zu welchem dann noch ein gesellschaftlicher, der des Bürgerthums mit seinen Gewerken und Genossenschaften zu dem Feudaladel mit seinen Kriegsknechten trat. Die meisten Armagnacs waren kühne Bandenführer, eben so roh und grausam in ihren Familienfehden als muthig und tapfer in der Feldschlacht. Wenn schon durch die Albigenserkriege das nordfranzösische Wesen auch nach dem Süden getragen worden war, so hatte sich doch in Sprache, Sitte und Lebensweise noch immer ein merklicher Unterschied erhalten. Ist doch noch bis zur Stunde die aus mannichfaltigen Volkselementen gemischte, beweglichere, Formen und Schein liebende Bevölkerung der Gascogne und Languedoc sehr verschieden von dem mehr dem germanischen Volksstammen angehörenden französischen Norden! Wie dort unter den einfachen, auf Krieg und Jagd gewiesenen Bergvölkern die feudalen Insti-

tutionen mit ihrem Fehden- und Abenteurerleben am längsten heimisch blieben, so trat im Norden das bürgerliche und populare Element mehr auf die Oberfläche, so bildete hier der Kampf um Verfassung und Recht, um Communalwesen und städtische Freiheiten den Mittelpunkt der Bewegung, so trachtete man hier nach Wiederherstellung des so lange unterdrückten ständischen Lebens. Diese Güter konnte man nur aus der Hand des Burgunders erwarten, der durch die flandrischen Handelsstädte an ein populares Staatswesen mit politischer Gleichberechtigung aller Stände gewöhnt war, daher auch in dem großen Partei- und Bürgerkrieg, der sich jetzt in Frankreich vorbereitete, die Communen, voran die Stadt Paris, zu dem Herzog Johann hielten, indeß der Adel sich unter die Fahne der Orleanisten reihte.

Parteikrieg. 1410. Das Bündniß von Gien gab die Losung zum Bürgerkrieg. Trotz des Verbots des Königs rückten die „Armagnacs" unter dem weißen Feldzeichen des Grafen auf Paris los, indeß der burgundische Herzog zahlreiches Kriegsvolk aus Flandern, Brabant, Lothringen und andern Gegenden des Nordens um sich sammelte. Beide bezeichneten, nach der rauhen Sitte der Zeit, ihren Weg mit Raub und Verwüstung. Die Bewohner von Paris sahen mit Schrecken im Süden und Norden ihrer Stadt die Rauchsäulen den Himmel röthen. Obwohl dem Herzog im Innern zugethan, suchten sie eine unabhängige Stellung zwischen den „Bourguignons" und „Armagnacs" zu behaupten. Wochenlang standen die Kriegshaufen einander feindlich gegenüber, ihre Kräfte in kleinen Gefechten messend. Wenn der Herzog, um Sold für seine Truppen zu erlangen, zu Zwangsanlehen und andern Gelderpressungen schreiten mußte und dadurch Unzufriedenheit hervorrief, so erregten dagegen die Plünderungen und Gräuelthaten der Südländer, ihre wilde mit Hohn und Spott begleitete Grausamkeit, ihre rohe Zerstörungswuth, welche selbst die Heiligthümer nicht verschonte, Haß und Entsetzen. Schon nahte der Winter heran und bedrohte die Stadt und die Kriegsheere mit Hungersnoth. Da kam, haupt-
2. Nov. 1410. sächlich unter Vermittelung der Universität, im Schlosse Bicètre ein Vergleich zu Stande, der wenigstens auf kurze Zeit der Noth und Verwirrung ein Ende machte. Sämmtliche Prinzen und Parteihäupter sollten auf die Regierungsgewalt verzichten und diese einem königlichen Rath von geistlichen und weltlichen Herren übertragen werden. Dadurch wurde Paris wenigstens den Winter über von den räuberischen Kriegsschaaren befreit.

Ausdehnung des Bürgerkriegs. 1411. Aber es war nur eine Windstille vor dem herannahenden Sturm. Die Orleanisten hatten ja das eigentliche Ziel ihrer Schilderhebung, Blutrache für den ermordeten Herzog, nicht von ferne erreicht; nicht einmal der Zweck, den Burgunder von der Regierung zu verdrängen, war erzielt worden; denn der von dem König und seinem Erstgebornen, Ludwig von Guyenne, eingesetzte Staatsrath stand zum größten Theil auf Seiten des Herzogs und folgte dessen Weisungen. Ausgedehnte Rüstungen ließen errathen, daß die Orleanisten einen

neuen Feldzug vorbereiteten. Und in der That stellte im Juli des nächsten Juli 1411.
Jahres der junge Herzog an den königlichen Rath das Verlangen, die Ermordung des Vaters zu bestrafen, und erließ zugleich an den Burgunder eine Herausforderung. Dieser antwortete höhnisch, er habe durch die Tödtung eines falschen und treulosen Verräthers dem König und dem Reiche einen Dienst der Treue geleistet. Damit war aufs Neue die Losung zum blutigen Parteikampf gegeben, der bald den Charakter eines Bürgerkriegs annahm und durch die Einmischung der Engländer, welche, von beiden Seiten angerufen, die Zerrüttung des Nachbarlandes zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten suchten, weitere Dimensionen annahm.

Die Demokratie in Paris.

Dem Burgunder, den die Gegner verächtlich den „Mann des Volkes“ nannten, gelang es, durch den ihm befreundeten Grafen Walram von St. Pol aus dem Luxemburgischen Fürstenhaus, Generalcapitän von Paris, mehrere der wichtigsten Zünfte, insbesondere die Fleischer, auf seine Seite zu bringen. Auch gereichte es ihm zum Vortheil, daß er im Namen des Königs auftreten konnte und die Mehrzahl des Staatsraths für sich hatte. Der Herzog von Burgund wurde nun der Liebling und Abgott der Pariser; wie in den Tagen Marcel's trug die Volkspartei als Kennzeichen die blaue Kappe, der sie das burgundische weiße Andreaskreuz beifügte. Alles erinnerte an die Vorgänge der „Weißkappen“ in Gent. Wie dort ging auch hier die Bewegung von den unteren Volksklassen aus, die sich an die vermögende, zahlreiche und angesehene Metzgerzunft anschlossen. Da die vornehmeren bürgerlichen Kreise, aus denen fortwährend eine große Zahl ausschied, bald um in die Geistlichkeit oder in den Advokaten- und Beamtenstand einzutreten, bald um als reiche Großhändler Lehnsgüter zu erwerben, sich von der Bewegung fern hielten, so kam die Leitung der städtischen Angelegenheiten an die Handwerker und ihre Gesellen und Knechte. Aus der Metzgerzunft, bei welcher Gesetz und Herkommen verlangten, daß die reichgewordenen Glieder stets in der genossenschaftlichen Verbindung blieben, daß somit das Gewerbe in denselben Familien sich forterhielt und einen erblichen traditionellen Charakter annahm, gingen damals die Volksführer und Straßenhelden hervor. Der Fleischer Legoix mit seinen drei handfesten Söhnen und der Thierabhänter Caboche, der noch nicht Meister war, führten das große Wort. Zu ihnen gesellte sich ein alter Wundarzt von populärer Beredsamkeit, Johann von Troyes, der in seiner Jugend den revolutionären Auftritten unter Marcel beigewohnt haben soll, und ein Karmelitermönch, Eustache de Pavilly, ein Volksredner von der Universität, die überhaupt eine bedeutende Rolle in dieser aufgeregten Zeit spielte. Eine bewaffnete Bürgerwehr, aus der Fleischerzunft ausgewählt, bildete den Kern, an welchen sich die städtische Menge anschloß. Nach ihrem Haupte Caboche, der vom Metzgerknecht zum Volkstribun sich erhebend wie ein zweiter Cola Rienzi in glänzendem Ritter-

kleid einherstolzirte, nannte man die populären Haufen, welche zwei Jahre lang die Hauptstadt beherrschten, „Cabochiens."

Die Nothstände der Zeit. Wie viel Verkehrtes, Unsinniges und Verbrecherisches immer die rohe und leichtsinnige Volksmasse in ihrer Leidenschaftlichkeit sich zu Schulden kommen ließ, die unseligen Zustände, unter denen damals Frankreich litt und die Existenz der Nation bedroht war, rechtfertigten oder entschuldigten die Selbsthülfe, zu welcher das Volk in seiner Verzweiflung griff. Wie bei jeder Revolution war auch damals der Ausbruch durch den unerträglichen Druck hervorgerufen: das Königthum, von dem die Handhabung der Ordnung und des Rechts ausgehen sollte, war während der Krankheit Karl's VI. „ein Schwert ohne Griff" geworden; der Dauphin Ludwig zeigte schon früh denselben Hang zu Ausschweifungen, Sinnenlust und Festfreuden, die den Organismus seines Vaters in der Jugend zerstört hatten, und wurde durch eine schlaffe Erziehung und üppige Umgebung in dieser Richtung mehr und mehr bestärkt; verwilderte Söldnerbanden durchzogen raubend und verheerend das Land und begingen schauderhafte Unthaten; bis unter die Mauern von Paris streiften die entmenschten Schaaren, ihren Weg mit Mord, Brand und Gewaltthätigkeiten aller Art bezeichnend. Dazu kam noch, daß das Schisma auf die Gewissen drückte und die Tröstungen der Religion verkümmerte, und daß die Engländer die Feindseligkeiten im Süden und Norden erneuerten. Schien es doch, als ob sie ohne Kampf und Mühe alles Verlorene wiedergewinnen sollten; denn die Häupter der Orleanisten vergaßen in der Leidenschaft und Parteiwuth so sehr ihres Vaterlandes und der nationalen Ehre, daß sie, um dem Rivalen 18. Mai 1412. englische Hülfe zu entziehen und seine Anerbietungen zu übersteigen, in dem Vertrag von Bourges sich anheischig machten, dem Lancasterschen König als ihrem Lehnsherrn zu huldigen, ihm zwanzig feste Plätze im Süden zu übergeben und ihm zur Erlangung seiner Ansprüche auf das Herzogthum Aquitanien und alle übrigen Besitzungen behülflich zu sein.

Verfolgung der Orleanisten. Bei solchem unpatriotischen und selbstsüchtigen Gebahren der Großen, bei solcher Ohnmacht der Gesetze und der Regierung, bei solchen verzweifelten Nothständen sah sich das französische Volk, insonderheit die Pariser Bevölkerung, zur Selbsthülfe gedrängt. Die Herstellung eines geordneten Zustandes, die Rettung des Dauphin aus den Schlingen des Lasters und der Verführung, die Beendigung des Parteikampfes war das nächste Ziel der Erhebung; aber jeder vernünftigen und maßvollen Führung entbehrend und von ungestümen Trieben fortgerissen überschritt die Masse bald die Grenzen der Besonnenheit und der Ueberlegung und folgte den Impulsen der Leidenschaft. Zunächst richtete sich die Volkswuth gegen alle Anhänger der Orleans'schen Partei; sie wurden geächtet, in Gefängnisse geschleppt, aus der Stadt getrieben, sogar ermordet. Schaaren von Flüchtigen und Verfolgten wanderten ins Elend. Gedrängt durch die Volksstimmung und durch den herrschenden burgundischen Einfluß,

erklärte der königliche Rath den Herzog von Orleans und seine Verbündete und Anhänger des Hochverraths schuldig und bestrafte sie mit Entziehung ihrer Güter und Einkünfte. Ihre Kriegsschaaren wurden auf allen Kanzeln mit dem Kirchenbann belegt. Und so laut sprach sich der Unwillen gegen das landesverrätherische Bündniß mit den Engländern aus, daß der König und der Dauphin sich mit dem Burgunder zu einem Kriegszug gegen Bourges, den Stützpunkt und Sammelplatz der Orleanisten, verbanden.

Die Stadt konnte jedoch nicht erobert werden; und da beide Theile an den schlimmen Wirkungen eines längeren Belagerungskrieges litten und unterdessen die Engländer unter dem Herzog von Clarence, dem zweiten Sohn des Königs, auf der Halbinsel Cotantin gelandet waren und sich anschickten, im Verein mit den in Calais liegenden Truppen in das französische Gebiet einzubrechen; so erneuerte man den früheren Vertrag von Chartres. Die Parteihäupter reichten sich in einer zahlreichen Versammlung von geistlichen und weltlichen Herren in Auxerre abermals die Hände zur Versöhnung und entsagten für die Zukunft allem Haß und aller Feindschaft, aber mit eben so wenig Aufrichtigkeit und gutem Willen, wie das erstemal. Doch hatte dieses Abkommen zunächst die Folge, daß der Bürgerkrieg einige Zeit unterbrochen ward. 14. Juli 1412.

Mittlerweile rückten die Engländer immer drohender heran, und woher die Geldmittel zur Unterhaltung einer größeren Heeresmacht nehmen? Da entschloß man sich endlich wieder zur Einberufung eines **Reichstags**. Mehr als dreißig Jahre waren verflossen, seitdem in Paris zum letztenmale die Stände zu Rathe gesessen. Allein es fehlte an Vertrauen und die Noth der Zeit lastete auf allen Gemüthern. Daher war die Versammlung nur dürftig besucht. Dennoch wurden von einigen Mitgliedern, insbesondere von den Vertretern der Stadt und der Universität so scharfe Klagen laut über die unerträgliche Last der Abgaben, über die Härte, die Habsucht, die Veruntreuung der Finanzbeamten, über die Verschleuderung der öffentlichen Gelder, über die Anstellung gewissenloser oder unfähiger Amtleute und über zahllose andere Gebrechen und Mißbräuche in der Staatsverwaltung, daß man in den Regierungskreisen erschrak und es für nothwendig erachtete, der öffentlichen Meinung einige Zugeständnisse zu machen. Es wurde eine Untersuchungs-Commission zur Abstellung der Mißbräuche niedergesetzt, zu welcher auch die Stadtgemeinde und die Universität von Paris ihre Bevollmächtigten stellten. Eine Anzahl von Beamten wurde abgesetzt und in Haft gebracht, andere ergriffen die Flucht; unter den letzteren befand sich **Peter des Essarts**, Prevot der Kaufmannschaft, früher ein Begünstigter des Herzogs Johann, jetzt aber in Ungnade verstoßen, weil er verrathen hatte, daß er demselben zwei Millionen Goldthaler aus den königlichen Einkünften ausgezahlt habe. Er trat zur Orleans'schen Partei über und diente ihr als willfähriges Werkzeug, das Ansehen und den Einfluß des Burgunders zu untergraben. Versammlung der Reichsstände. 1413. 30. Jan.

Bald darauf traf die Nachricht von dem Tode Heinrichs IV. von England in Paris ein. Da der Thronfolger gleichen Namens zunächst seine Auf- Staatsstreich und Volksregiment. 1413.

merksamkeit den inneren Angelegenheiten widmen mußte, so wurde der Fortgang des Kriegs durch einen Waffenstillstand unterbrochen. Dies führte der inneren Gährung neuen Zündstoff zu. Der Dauphin Ludwig, schon längst der Aufsicht des Herzogs überdrüssig und nach einem freieren und genußreicheren Leben sich sehnend, ließ sich von dem jungen Orleans, dessen Bruder, dem Grafen von Vertus, den Herzögen von Bar und Baiern und andern Gegnern Johanns bereden, sich dem Einflusse des Burgunders zu entziehen und das Regiment in die eigene Hand zu nehmen. Zur Durchführung dieses Staatsstreichs wurde der abtrünnige des Essarts mit einer Kriegsschaar bei nächtlicher
28. April 1413. Weile in die Bastille eingelassen. Der Anschlag wurde jedoch verrathen und von der burgundischen Partei zu einer neuen Volkserhebung benutzt. Am folgenden Tag zogen gegen 3000 Bewaffnete unter ihren Führern Legoix, Caboche und Jean de Troyes vor die Festung und zwangen den ehemaligen Prevot zur Ergebung. Man schloß ihn in das Gefängniß du Chatelet ein, um ihn später vor Gericht zu stellen. Nun stand Paris unter der Herrschaft der Metzger und ihrer geheimen Anstifter und Leiter. Allenthalben prangte der weiße Hut; von Gent und den flandrischen Städten bis über die Seine hinaus sah man das burgundische Zeichen auf den Köpfen des Volkes. Von der Bastille zog die tobende Schaar vor den Palast des Dauphin. Die bis tief in die Nacht verlängerten Festlichkeiten und Orgien hatten schon längst den Unwillen der Bevölkerung erregt. Mit wildem Geschrei forderte die Menge die Auslieferung der Verführer und Verräther und als der Prinz zögerte, drangen die Wüthenden in die Wohnung und führten mehrere der Anwesenden, darunter die Herzöge von Bar und Baiern, als Gefangene weg. Der Dauphin selbst wurde nach dem Palaste seines Vaters gebracht, wo er die Strafreden Eustachs von Pavilly anhören mußte. Ein Fluchtversuch mißlang und hatte strengere Bewachung und neue Verhaftungen von „Verräthern" zur Folge. Die Demokratie führte das gebietende Wort. Die königlichen Beamten und Räthe, die Häupter der Universität, die Richter und Parlamentsglieder trugen die weiße Kopfbedeckung, selbst der Dauphin, der Herzog von Berry und andere fürstliche Personen wagten nicht, durch Verweigerung den Volksunwillen auf sich zu laden, und sogar der König nahm das populäre Zeichen, das ihm bei einer Prozession Jean de Troyes überreichte, ohne Widerstreben entgegen.
25. Mai. Am 25. Mai erschien eine königliche Verordnung, welche nicht nur alles Geschehene guthieß, sondern auch auf Grund der von der Untersuchungscommission gerügten Mißbräuche für alle Theile der Rechtspflege und Verwaltung umfassende Reformen anordnete, den Staatshaushalt in bessern Zustand setzte, unter den Beamten bedeutend aufräumte, die Rechnungskammer und den Parlamentshof wieder in ihrer früheren Macht und Wirksamkeit herstellte. Hie und da griff auch wohl die Volkswuth dem Richterspruch vor. Mancher starb
1. Juli. in den Fluthen der Seine. Des Essarts wurde zum Tode verurtheilt und

hingerichtet. Diese tumultuarischen Vorgänge bildeten das Widerspiel zu den Racheſcenen des Adels nach dem Tage von Roosebeke. Unter dem Straßenregiment der Cabochiens schwebten alle Aristokraten in Gefahr; der General-Advocat Juvenal des Ursins wurde verhaftet, der berühmte Theolog Johann Gerson verbarg sich in einem Versteck der Kathedrale; Schrecken hielt Alles gefesselt; der Hauptmann der Bürgerwehr, Hulion de Jacqueville, ein roher Haudegen, legte der gesammten Bürgerschaft ein unerträgliches Joch auf. Auch die nächtlichen Orgien des Dauphin, die trotz alles Elends fortdauerten, wurden von dem Volksführer gewaltsam gestört. Jacqueville und Caboche waren die eigentlichen Gebieter der Stadt; ihr Wort galt mehr als das des Herzogs von Burgund.

Der Terrorismus der Straßenhelden war zu verletzend und gewaltsam, als daß er lange hätte bestehen können. Bei der Universität, bei der Kaufmannschaft, bei den höheren Bürgerklassen trat ein Umschlag der Gesinnung, ein Widerwille gegen das Regiment der Metzger ein, der am Hof und besonders bei dem schwerbeleidigten Dauphin den Entschluß hervorbrachte, der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen. Die Häupter der orleans'schen Partei, von dem Königssohne insgeheim aufgefordert, hatten wieder ihre Kriegsmannen unter die Waffen gerufen und rückten, ohne sich durch das von dem schwachsinnigen König erlassene Verbot abschrecken zu lassen, in Isle de France ein. In Paris herrschte große Aufregung, besonders da man die enge Verbindung derselben mit England kannte. Die Volkshäupter waren entschlossen, mit allen Kräften ihnen entgegen zu treten; denn wie widerwärtig immer das Treiben der Cabochiens sein mochte, sie waren durchdrungen von einem warmem Nationalgefühl, von dem festen Glauben an Frankreichs Macht und Zukunft. Aber der Hof, unterstützt von den vornehmeren Bürgern und den Universitätsangehörigen, setzte es durch, daß eine Deputation zur Abschließung einer Uebereinkunft nach Pontoise geschickt ward. Johann der Unerschrockene, dem seine Stellung in Paris unheimlich zu werden anfing, übernahm selbst die Mission. Begleitet von dem Herzog von Berry und acht pariser Bürgern, begab er sich an den Ort der Zusammenkunft und brachte wieder eine Versöhnung zu Stande. Die Kriegsrüstungen sollten eingestellt werden, die Herren vom königlichen Geblüt einander in Liebe und Eintracht begegnen und die Stadt Paris keinen Schaden erleiden. Vergebens widersetzten sich die Fleischer und ihre Parteigenossen, im Vorgefühl des kommenden reactionären Rückschlags, der Annahme des Vertrags; die Mehrheit der Bürgerschaft sprach sich dafür aus und bot dem Dauphin ihre Hülfe gegen alle Feinde des Friedens an. Vergebens bemächtigte sich Caboche des Stadthauses und ließ seine Genossen in gewohnter Weise bewaffnet durch die Straßen ziehen; die wachsende Anzahl der Gegner, die schwankende und zweideutige Haltung des Herzogs, die Sehnsucht der Bürger nach ruhigen Zuständen ließen bald erkennen,

Unterdrückung der Cabochiens. Reaction der Orleans. 1413.

31. Juli 1413.

2. Aug.

daß die Herrschaft der Straße zu Ende gehe. Als der Dauphin, im Vertrauen auf die große Zahl bewaffneter Bürger, die sich unter seinen Oberbefehl stellten, die Gefängnisse öffnen ließ und die Bastille, die der Herzog ihm nicht vorzuenthalten wagte, so wie die übrigen festen Plätze zuverlässigen Händen übergab, da verliefen sich allmählich die Demokratenhaufen. Die letzten Getreuen, die unter Caboche's eigener Führung noch immer das Stadthaus besetzt hielten, wurden von dem Burgunder selbst, der einen gewaltsamen Zusammenstoß fürchtete, zum Abzug und Aufgeben ihrer festen Stellung bewogen. Die Führer entflohen und suchten einen sichern Aufenthalt in den burgundischen Landen; von den Zurückgebliebenen starben die Schuldigsten am Galgen oder wanderten in die Gefängnisse. Die Orleanisten, welche sich früher durch die Flucht dem Terrorismus der Cabochiens entzogen hatten, kehrten zurück; die weißen Kappen mit dem Andreaskreuz verschwanden, dafür sah man jetzt die weiße Binde der Armagnacs überall prangen, selbst den Heiligenbildern legte man sie um. Alles stürzte in die Reaction, so daß selbst Herzog Johann für seine Sicherheit besorgt ward. Er versuchte auf einer Jagd den König zu entführen; als der Plan scheiterte, verließ er eiligst Paris. Acht Tage nachher

23. Aug. 1413.

31. Aug. hielten die Häupter der Gegenpartei, die Herzoge von Orleans, Bourbon und Anjou, die Grafen von Vertus, von Alençon u. A. ihren triumphirenden Einzug in die Hauptstadt und führten die Reaction vollends durch. Sie bewogen

3. Sept. den König, in einer feierlichen Parlamentssitzung die Reform-Ordonnanz vom 25. Mai und alle gegen die Prinzen und ihre Anhänger erlassenen Verfügungen zu widerrufen; die der burgundischen Partei angehörenden Beamten mußten ihren Gegnern den Platz räumen; die Connetablewürde wurde dem Grafen von St. Pol entzogen und dem Herrn von Albret zurückgegeben; dreihundert „Bourguignons", Männer und Frauen, wurden verbannt, die entronnenen Führer mit der Acht belegt, viele, durch Spione und Angeber verrathen, dem Henker überliefert. Die Kinder, welche, weniger vergeßlich als ihre Eltern, das früher gelernte Lied zum Preise des Burgunders sangen, wurden niedergeworfen und mißhandelt. Die Rede, worin einst Jean Petit die Ermordung Ludwigs von Orleans zu rechtfertigen gesucht, wurde von der Universität verdammt und einige Zeit nachher öffentlich verbrannt; auch Johann Gerson erhob laut seine Stimme gegen die Gewaltherrschaft des Burgunders. Ludwig von Anjou schickte die Tochter Johanns, die mit seinem Sohn verlobt war, dem Vater schmachvoll zurück; selbst die Gemahlin des Dauphin sah sich kränkenden Behandlungen ausgesetzt.

Der Friede von Arras. 1414.

Der Schmerzensschrei seiner Anhänger über die Verletzung des Friedens von Pontoise erreichte den Herzog von Burgund in Flandern. Zugleich erfuhr er, daß der Dauphin mit den neuen Machthabern, die ihn in seinen süßen Gewohnheiten des Nichtsthuns und des schwelgerischen und üppigen Lebens stören wollten, zerfallen sei, und sich wieder nach der Rückkehr des Vetters sehne.

Da brach er abermals an der Spitze einiger tausend Bewaffneten gen Paris auf. Trotz des königlichen Verbots öffneten ihm die Städte Noyon, Soissons, Jan. 1414.
Compiegne die Thore; in Kurzem hielt er seinen Einzug in St. Denys. Er erwartete, daß in Paris die Erbitterung über den reactionären Terrorismus, in der Umgegend der Grimm über das wüste Treiben der Armagnac'schen Söldner eine allgemeine Erhebung zu seinen Gunsten bewirken würde. Aber die Strenge, womit der Graf von Armagnac durch seine Banden Alles überwachte, machte der burgundischen Partei jede Bewegung unmöglich. Dadurch sah sich der Herzog, dessen Mannschaft nicht sehr zahlreich war, zum Abzug genöthigt. Febr.
Nun glaubten die Gegner den günstigen Zeitpunkt gekommen, ihn auf immer fern zu halten. Er wurde als Friedensbrecher, als Feind des Königs und Reichs erklärt und Karl VI. selbst ward beredet, die Oriflamme zu ergreifen und ihn mit Heeresmacht zu verfolgen. Soissons wurde im Sturm erobert und ein furchtbares Blutgericht über die Bürgerschaft verhängt. Sie sollte als abschreckendes Beispiel gegen alle künftigen Abfallgelüste dienen. Die Orleanisten erwarteten nun einen vollständigen Sieg; aber der muthige Widerstand der Stadt Arras, Mangel und Krankheiten im Heer hemmten den Fortgang der Waffen und stimmten ihre Ansprüche herab. Die Geister waren unter den langen Kämpfen erschlafft; Alles war müde und sehnte sich nach einer friedlichen Ausgleichung; und da der König um diese Zeit wieder in sein altes Leiden zurückfiel und sein Erstgeborner nicht geneigt war, das ausschließliche Uebergewicht der Orleans herbeizuführen, so gelang es der Thätigkeit befreundeter Vermittler, den Frieden von Arras zu bewirken, der zwar eben so Febr. 1414.
wenig wie die früheren Verträge die Parteiwuth auslöschte und die Gemüther innerlich versöhnte, aber doch den Kampf der Factionen auf einige Zeit unterbrach und eine kurze Frist zur Erholung und zur Sammlung neuer Kräfte gewährte. Und gerade jetzt bedurfte die Nation aller ihrer Kräfte, da ein mächtiger, vielerprobter Feind stärker als je an ihre Thore pochte.

Die Pariser Bürgerschaft war ungehalten, daß der Frieden von Arras ohne ihre Mitwirkung geschlossen worden, die Parteien über ihrem Haupte weg sich die Hände zur Versöhnung gereicht hatten, aber ihre Beschwerden fanden keine Erhörung. Die volle Amnestie, welche Johann von Burgund gefordert, wurde nicht zugestanden, daher er auch mit seiner Bestätigung zurückhielt; aber beim Herannahen des englischen Kriegs ward die anfängliche Zahl der Ausgeschlossenen von fünfhundert auf fünfundvierzig Sept.
herabgesetzt. Nun erst beschwor auch der Herzog den Vertrag. Doch löste er weder seine geheimen Verbindungen mit England, noch änderte er seine Gesinnung gegen die Orleanisten. In der Parteistellung, in den inneren Verhältnissen wurde durch den Frieden von Arras keine Veränderung bewirkt. Wenn man vom Kampfe mit dem Schwert auf kurze Zeit abstand, so setzte man den Kampf der Intriguen, der Verdächtigung, des Mißtrauens um so eifriger fort.

5. Der Tag von Azincourt.

Die Engländer in Harfleur. 1415. Noch kein Jahr war seit dem Vertrag von Arras abgelaufen, da stand das englische Heer bereits auf französischem Boden und bedrängte die normannische Stadt Harfleur mit einer furchtbaren Belagerung. Die Einwohner und die Besatzung leisteten heldenmüthigen Widerstand, in der Hoffnung von dem königlichen Heer gerettet zu werden; aber der Geist der Zwietracht und Parteiung, das Mißtrauen gegen den Herzog von Burgund, den heimlichen Verbündeten des Lancaster'schen Königs, und die rathlose und unfähige Politik der Valois hinderten die rechtzeitige Hülfeleistung. Nach einer sechswöchigen muthigen Vertheidigung gegen eine feindliche Uebermacht und ein furchtbares Belagerungsgeschütz fiel Harfleur in die Hände der Engländer. (22. Sept. 1415.) Wer die Huldigung weigerte, mußte die Stadt verlassen mit der geringen Habe, die jeder zu tragen vermochte. Denn Heinrich V. beabsichtigte, aus der festen Seestadt an der Mündung der Seine sich ein zweites Calais zu schaffen.

Heinrichs V. Politik. Den Franzosen konnte die Erneuerung des Krieges mit England nicht unerwartet kommen; aber die Parteiwuth hatte in dem Adel Nationalität und Vaterlandsgefühl niedergedrückt. Seit Heinrich von Lancaster den Thron bestiegen, war sein ganzes Trachten auf einen Krieg wider Frankreich gerichtet. Der Waffenstillstand, den er abgeschlossen und von Zeit zu Zeit auf kurze Fristen verlängert hatte, sollte ihm nur den nöthigen Spielraum zur Beruhigung des eigenen Landes und zur Festigung der Krone auf seinem Haupte gewähren und ihn in Stand setzen, umfassende Rüstungen zu machen. Er sah ein, daß er nur durch eine glänzende, glorreiche Regierung die Usurpation seines Vaters in Vergessenheit bringen und die englische Nation zum festen Anschluß an das neue Königshaus und zum einträchtigen Zusammengehen mit demselben in guten und schlimmen Fällen bewegen könne. Eine kühne Eroberungspolitik mit großen nationalen Zielen, mit Ehre und Waffenruhm däuchte ihm das sicherste Band zwischen Volk und König, und das Gefühl seiner strategischen Fähigkeiten, welches er in sich trug, so wie der Blick auf das zerrissene Nachbarreich, welches sich in selbstmörderischer Wuth seit Jahren zerfleischte und dessen Häupter seinen Bund suchten, erfüllten ihn mit Siegesvertrauen. Noch lebten an seinem Hof, in seiner nächsten Umgebung mächtige Edelleute, welche es nicht vergessen konnten, daß die Lancasters durch Frevel und Gewaltthat die Krone sich angemaßt, die einem näher berechtigten Gliede, dem Grafen Edmund von March gebührte; und noch kurz vor seiner Einschiffung wurde Heinrich V. durch die Entdeckung einer gefährlichen Verschwörung erschreckt, deren Fäden sich in die höchsten Regionen verliefen. Die Haupturheber derselben, sein eigener Verwandter Richard von Cambridge, sein Kammerherr und vertrauter Rath Lord Henry le Scrope von Masham und Sir Thomas Grey, ein Ritter aus Northumberland, erlitten, von dem Gerichtshofe der Peers für schuldig erkannt, die Todesstrafe als Hochverräther. (Aug. 1415.) Solche Erfahrungen trugen nur dazu bei, den schon längst beschlossenen Kriegszug wider Frankreich in Ausführung zu bringen.

Die Situationen. Es wird erzählt, als Heinrich V. die Ansprüche seines Ahnherrn Eduard III. auf die Krone von Frankreich durch eine Gesandtschaft in Paris von Neuem geltend machte, habe ihm der Dauphin, zum Hohn über das lockere Jugendleben des Prinzen, eine Tonne voll Pariser Schlagbälle zum Wettspiel übersandt, der englische König aber erwiedert, er nehme die Herausforderung an, jedoch auf Londoner Bälle, welche jenem

die Häuser über dem Kopf zusammenwerfen sollten. Ein so trotziges Auftreten, wie die Anekdote dem französischen Fürsten zuschreibt, stimmt weder zu dem weichlichen, genußsüchtigen Charakter desselben noch zu der Haltung am Pariser Hof. Denn wenn auch sowohl die Ansprüche auf den Thron von Frankreich als die ermäßigte Forderung auf Rückerstattung aller der Landschaften, welche einst Heinrich II. vom Kanal bis zu den Pyrenäen, an der Seine, Loire und Garonne besessen, und auf Entrichtung des noch rückständigen Lösegeldes für König Johann mit Unwillen zurückgewiesen wurden, so bezeugen doch die fortgesetzten Unterhandlungen und die nicht unbeträchtlichen Anerbietungen von Seiten Frankreichs, daß man in Paris die von England drohende Gefahr nicht unterschätzte und gerne einem Kampfe ausgewichen wäre. Bei Heinrich V. aber war der Krieg bereits beschlossene Sache; und wenn er noch weiteren Unterhandlungen Raum gab und die Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung nicht sofort niederschlug, so war dies nur ein Mittel, Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen zu gewinnen und durch den Schein zu täuschen. Denn er wollte den Krieg in so energischer Weise in Angriff nehmen, daß er gleich Anfangs des Erfolges versichert sein dürfte. Und in der That war noch kaum ein anderer Feldzug des mittelalterigen England so wohl vorbereitet unternommen worden, als dieser. Das Parlament hatte dem König, der die Rechte und die Verfassung des Landes so aufrichtig ehrte und beobachtete, mit Freuden große Abgaben bewilligt zu einem Unternehmen, das in den Augen der Nation stets einen populären Charakter trug; die Geistlichkeit fühlte sich dem Lancaster'schen Hause zu Dank und treuer Hingebung verpflichtet und gab diesen Gefühlen thatkräftigen Ausdruck; die Kaufmannschaft erwarb gern Handelsrechte und Zollvergünstigungen um hohe Summen und ließ sich zu Darlehen bereit finden; der Adel und der gesammte Ritter- und Kriegerstand sehnte sich nach einer Thätigkeit, die ihm Ruhm, Ehre und Gewinn versprach, und reihte sich freudig und hoffnungsvoll unter die Lancaster'sche Fahne. So konnte denn Heinrich in der ersten Hälfte des August, mit Geld und Kriegsbedürfnissen aufs Beste versehen, aus dem Hafen von Southampton auslaufen und den Kanal durchschneidend im Busen der Seinemündung ans Land legen. Er selbst führte den Oberbefehl im Krieg, zum Statthalter in England während seiner Abwesenheit hatte er seinen Bruder, den Grafen Johann von Bedford, eingesetzt. 13. Aug. 1415.

Schlimme Lage der Engländer. 1415.

Die lange Belagerung von Harfleur hatte dem englischen Heer großen Schaden zugefügt. Eine ansteckende Seuche war im Lager ausgebrochen und hatte Tausende ins Grab gestürzt oder auf das Krankenlager geworfen; die Lebensmittel gingen auf die Neige; bei der feindseligen Gesinnung der normanischen Bevölkerung konnte man auf keine Hülfe rechnen. Der Winter war im Anzug und drohte mit neuen Gefahren. Heinrich V. wurde bedenklich. Er hörte, daß der französische Adel sich endlich aufgerafft habe und mit beträchtlicher Streitmacht auf der Nordseite der Seine heranrücke. Sein Bruder, der Herzog von Clarence, rieth zum schleunigen Abzug. Aber sollte der ritterliche König ein mit so großen Erwartungen begonnenes Unternehmen so schmachvoll aufgeben? Die moralischen Wirkungen eines solchen Fehlschlagens wären unberechenbar gewesen. Er beschloß daher, nachdem er die Kranken und Invaliden zurückgeschickt, mit dem Reste seiner Mannschaft den Weg nach Calais einzuschlagen. Die Feinde hatten aber von seiner Absicht Kunde und suchten ihm den Weg zu verlegen. Es war hauptsächlich die Partei Orleans

mit den Armagnacs, welche zum Kampfe auszog. Johann Ohnefurcht hielt sich fern, doch mußte er es geschehen lassen, daß seine Brüder, der Herzog von Brabant und der Graf von Nevers, sich dem französischen Heere anschlossen. Dagegen hinderte er seinen ältesten kampflustigen Sohn, den Grafen von Charolais, an jeder Theilnahme. Der Connetable d'Albret führte den Feldherrnstab; die Zahl der Gewappneten belief sich auf 50,000 Mann, darunter 15,000 Ritterlanzen. Die Stadt Paris hatte sich erboten, das Nationalheer mit einem Hülfscorps von 6000 gut gerüsteten Streitern zu verstärken; im heißen Kampf gegen den gemeinsamen Feind gedachte man die alte Spaltung zu schließen, die Erinnerung an die vergangenen Feindseligkeiten auszulöschen. Aber die Armagnacs wiesen in junkerhaftem Uebermuth die angebotene Hülfe des „Krämervolks" verächtlich zurück. Man überließ es den Parisern, sich den Prozessionen anzuschließen, welche die Geistlichkeit und die Universität unter den Augen des blödsinnigen Königs veranstalteten, um den Segen des Himmels für einen glücklichen Feldzug herabzuflehen.

Die Schlacht bei Azincourt. 1415.

In den kalten regnerischen Octobertagen zog König Heinrich mit seinen zusammengeschwundenen Truppen durch die nördliche Normandie und durch die Picardie nach der unteren Somme. Er hielt auf strenge Mannszucht und verbot alles Plündern und Ausschweifen. Denn die Feinde waren nahe und hatten alle Brücken und Furthen besetzt, alle Lebensmittel weggeführt oder zerstört. Nach langen beschwerlichen Märschen am Südufer der Somme gelang es ihm, (19. Oct.) bei dem Dorfe Béthancourt, zwischen Amiens und Ham, den Fluß zu überschreiten und in Artois einrückend den Weg gen Calais fortzusetzen. Aber bei dem Dorfe Azincourt (oder Agincourt), etliche Meilen nordwärts von der alten Wahlstatt Crecy, stieß das englische Heer auf den mindestens fünfmal stärkeren Feind, der ihm den Weg verlegt hatte. Die französische Ritterschaft war so sehr von ihrem Siege überzeugt, daß sie bereits Bestimmungen über die Vertheilung der Gefangenen traf und die Nacht mit Jubel und Gelagen verbrachte. Aber der Erfolg sollte anders ausfallen; die Tage von Crecy und Poitiers sollten sich wiederholen. Nachdem sich das englische Heer, obwohl erschöpft von Anstrengung und Entbehrung, durch Gebet und religiöse Andacht geistig gestärkt, zog es unter der Führung des Königs gegen den übermüthigen, aller Disciplin und verständigen Führung ermangelnden Feind und errang, begünstigt durch den weichen mit Gebüsch und Gehölz umgebenen Boden, der den Franzosen die Ausdehnung ihrer Schlachtlinie und die Ueberflügelung der Gegner unmöglich machte, nach dreistündigem heißen Kampfe durch das strategische Geschick Heinrichs und durch die todesmuthige Haltung seiner abgehärteten Bogenschützen, die durch eingeschlagene zugespitzte Pfähle (25. Oct.) gegen den Anprall der Reiterei gedeckt waren, einen vollständigen Sieg. Unter den 10,000 Gefallenen, welche das Waffenfeld deckten, zählte man 8000 vom Adel, der sich, um die Ehre des Sieges allein zu genießen, in das Vordertreffen gestellt

hatte. Viele, die sich bereits ergeben hatten, wurden auf Heinrichs Befehl noch nachträglich getödtet, als die Kunde umlief, daß im Rücken ein neuer Angriff erfolgt sei. Hundertundzwanzig hohe Edelleute, an ihrer Spitze die Herzöge von Alençon, Bar und Brabant, die Grafen von Nevers, Marle und Falkenberg (Fauquemberg), der Connetable d'Albret, die beiden Admirale von Frankreich, der Großmeister der Armbrustschützen, der kriegerische Erzbischof von Sens, Montagu und viele Glieder der edelsten Häuser des südlichen und nördlichen Frankreich deckten das Schlachtfeld. Der Herzog Ludwig von Orleans, den man noch lebend unter einem Haufen von Leichen hervorzog, die Grafen von Eu, Vendome, Richemont, der alte Marschall Boucicault und 1500 Ritter und Edelknechte geriethen in Gefangenschaft. Die Blüthe des Wehrstandes war vernichtet durch einen Haufen geringer Kriegsleute. Auf englischer Seite belief sich der Verlust auf kaum 1500 Mann. Unter ihnen beklagte der König seinen Vetter, Edmund von York, der den rechten Flügel befehligt hatte, und den jugendlichen Grafen von Suffolk. Vom Schlachtfeld zog das siegreiche Heer weiter nach Calais und setzte dann nach einer kurzen Rast nach Dover über. Am 23. November hielt der König unter dem Jubelruf des Volkes seinen Einzug in London, mit demüthigem Sinne Gott allein die Ehre gebend.

6. Burgund und Armagnac.

Das große Nationalunglück war nicht vermögend, in dem zerrütteten Frankreich die Parteiwuth zu unterdrücken: über dem weiten Grabe der bei Azincourt gefallenen Edelleute entbrannte von Neuem die Leidenschaft. Die Anhänger des Burgunders äußerten unverhohlen ihre Freude, daß die Armagnacs den Lohn für ihren Uebermuth gefunden; und wenige Wochen nach dem Trauertage sah man Johann Ohnefurcht an der Spitze bewaffneter Kriegshaufen, begleitet von Jacqueville, Caboche und andern Flüchtlingen oder Verbannten, auf Paris losrücken. Der Tod des zwanzigjährigen Herzogs Ludwig von Guyenne, wodurch dessen Bruder, Johann von Touraine, Gemahl der Jacobäa von Hennegau, einer Nichte des burgundischen Herzogs, den Rang eines Thronfolgers erlangte, kam seinen ehrgeizigen Plänen zu Statten; seine Anhänger in der Stadt, besonders die Fleischerzunft, erhoben aufs Neue das Haupt und erwarteten nur die Rückkehr ihrer Führer, um das Regiment wieder an sich zu reißen. Diese Hoffnungen sollten indessen nicht in Erfüllung gehen. Während der Herzog mit seiner Mannschaft zu Lagny an der Marne lag, den Blick auf Paris gerichtet, sammelte der kühne Graf von Armagnac, ein Mann von schroffem, finsterem Wesen und jeder Unthat fähig, die Trümmer der Orleans'schen Partei und bewirkte, in die Hauptstadt eindringend, daß in Abwesenheit des Dauphin Johann der geisteskranke König ihm die Würde eines Connetable und den Oberbefehl über alle Festungen übertrug und ihn somit an

[Margin: Machtstellung des Grafen von Armagnac. 1416.]
[Margin: 18. Dec. 1415.]

die Spitze der gesammten Kriegsmacht des Reiches stellte. Dem Burgunder
Jan. 1416. war damit für den Augenblick jede Aussicht auf Erfolg geraubt; daher kehrte er Ende Januars mit seiner Kriegsschaar nach Flandern zurück. Dadurch gab er aber seine Anhänger in Paris aufs Neue der Rache der Gegner preis. Um die Zeit, da Kaiser Sigmund zuerst in der französischen, dann in der englischen Hauptstadt verweilte, um den Weltfrieden, der so eben auf dem Constanzer Concil für die gespaltene Kirche gefunden werden sollte, auch unter den Völkern des Westens zu begründen (S. 231 f.), richtete der Graf Bernhard von Armagnac ein eisernes Regiment auf, um durch Furcht und Schrecken die Rückkehr der Straßenherrschaft für immer unmöglich zu machen.

Nachdem eine Anzahl angesehener Männer der Bürgerschaft und der Universität,
April 1416. deren demagogischen Umtrieben man die Aufregung und das revolutionäre Treiben Schuld gab, geächtet und theils in die Verbannung gejagt, theils dem Kerkermeister oder Henker übergeben worden, suchte er die Hauptstadt durch eine strenge geheime Polizei zu zügeln. Er legte den Einwohnern eine hohe Steuer auf und benutzte ein von Mißvergnügten eingeleitetes Complot zur Unterdrückung der städtischen Freiheiten, insbesondere des Vereinsrechts. Die Pariser mußten wieder die Waffen abliefern; die eisernen Straßenketten wurden in die Bastille geschafft; das große Schlachthaus, worin die Fleischer ihre Zusammenkünfte und Berathungen zu halten pflegten, wurde niedergerissen und einige Zeit nachher die Zunft aufgelöst, das erbliche Gewerbrecht abgeschafft und der Betrieb des Geschäftes Jedermann freigegeben. Versammlungen, selbst Hochzeitsfeste, sollten nur mit Erlaubniß des Prevot der Kaufleute, und unter der Aufsicht seiner Commissare statt finden dürfen. Die Verhaftungen, Verbannungen, Confiscationen nahmen kein Ende, und damit es nicht an Tag komme, wie viele Leichen auf dem Grund der Seine hinabtrieben, wurde das Baden untersagt.

Unter den Eindrücken dieser Blut- und Gewaltscenen schied der alte Her-
13. Juni 1416. zog von Berry aus dem Leben, ein Fürst ohne Muth und edle Eigenschaften. Da er keine männlichen Erben hinterließ, so gingen die Herzogthümer Berry und Poitou auf den Dauphin Johann über, wogegen das Herzogthum Touraine an den jüngeren Königssohn Karl kam; und als im folgenden Jahr auch Johann
Apr. 1417. ins Grab sank, sei es an Vergiftung oder an den Folgen eines Geschwüres am Ohr, so trat derselbe Karl in die Rechte eines Thronfolgers ein, ein vierzehnjähriger Jüngling, welcher von den Netzen der Partei Orleans umstrickt sich ganz der Leitung Armagnac's überließ. Seitdem war der Graf unumschränkter Gebieter in Paris; der König war blödsinnig, die Prinzen jung und unerfahren, die Großbeamten und die Mitglieder des Staatsraths seine Geschöpfe und Werkzeuge. Die Königin Isabella, welche allein ihm Hindernisse bereiten und dem Burgunder die Hand reichen konnte, wurde auf Grund ihres verschwenderischen und wollüstigen Lebens von Vincennes nach Tours gebracht, dort unter strenge Aufsicht gestellt und in ihrem Hofhalt auf das Nothdürftigste beschränkt.

Fortgang des Kriegs. Durch diese gebieterische Stellung des Grafen von Armagnac wurde Herzog Johann mehr und mehr auf die Seite Englands gedrängt. Hatte

er auch anfangs über den Fall seiner Brüder getrauert und gezürnt und sogar dem Inselkönig eine Herausforderung zugehen lassen; so ließ er sich doch bald besänftigen und trat in einen heimlichen Bund mit demselben. Der Partei Orleans war dieses Bündniß ganz erwünscht. Nun konnte Armagnac seine persönliche Feindschaft in ein patriotisches Gewand hüllen und die verheerende Fehde, welche er im nördlichen Frankreich gegen die „Bourguignons" führte, mit dem gleichzeitigen Krieg wider England in eine Linie stellen. Denn als die Vermittelungsversuche des Kaisers Sigmund keinen Erfolg hatten, vielmehr Heinrich V. verlangte, daß der Friede von Bretigny wieder in seinem ganzen Umfang hergestellt und ihm noch außerdem die Stadt Harfleur auf immer überlassen würde, begann der Krieg von Neuem zu Land und zu Wasser. Aber auch diesmal hatten die französischen Waffen keinen Erfolg. Die tapfere Besatzung von Harfleur widerstand den Angriffen der Armagnacs so lange, bis die englische Flotte unter dem Grafen von Bedford über die großen genuesischen Galeeren in Frankreichs Diensten einen Sieg davontrug und zum Aug. 1416. Entsatz der bedrängten Festung herbeieilte. Kaiser Sigmund, erfreut über die Ehren und Aufmerksamkeiten, welche ihm am englischen Hof erwiesen wurden, legte die Schuld des Scheiterns seiner Friedensversuche den französischen Parteihäuptern bei und schloß ein Freundschaftsbündniß mit Heinrich V., das, wenn es auch so wenig als die nachfolgenden Friedensverhandlungen in Sept. Calais praktische Folgen hatte, doch in den Augen Europa's den Glauben erzeugte, daß des Königs Ansprüche auf die Krone Frankreichs im Recht begründet seien.

Das gewaltthätige Verfahren der Armagnacs war für den Herzog von Die Doppelregierung. 1417. Burgund eine Aufforderung, durch eine neue Schilderhebung sich abermals des Regiments zu bemächtigen. Zuerst erging ein Manifest an alle Städte des 24. April 1417. Reichs: Menschen von geringem Stand und Herkommen hätten sich eine tyrannische Herrschaft angeeignet, Verbannungen und Hinrichtungen verhängt, das Volk mit übermäßigen Abgaben belegt, die beiden Söhne des Königs durch Gift aus der Welt geschafft, das Reich den Feinden preisgegeben; er sei entschlossen, diesem Druck ein Ende zu machen. Als in Folge dieses Manifests in Amiens, Rheims, Chalons, Troyes und andern Städten die Bürgerschaften sich für den Burgunder erklärten, das Andreaskreuz anhefteten und ihre Erbitterung gegen das herrschende Regiment durch heftige Volksaufstände kundgaben; 10. Aug. brach er an der Spitze zahlreicher Gewappneten gen Süden auf. Die meisten Städte nordwärts der Seine öffneten ihm die Thore und empfingen ihn als Befreier. Bald stand er im Angesicht der Hauptstadt, eine Erhebung erwartend; aber Furcht vor der Rache der Armagnacs hielt jede Bewegung nieder. Da faßte Johann den Plan, in Verbindung mit der Königin, die ihn in ihrem Exil zu Tours um Hülfe angerufen, eine Nebenregierung aufzurichten. Aus einem nahen Kloster, wo Isabella ihre Andacht zu verrichten pflegte, wurde sie, der

Nov. 1417. Verabredung gemäß, von burgundischen Truppen nach Chartres entführt. Hier erließ sie ein Rundschreiben an die getreuen Städte, worin es hieß, daß kraft einer vom König in seinem großen Rath ausgestellten Urkunde die Regierung des Reiches allein der Königin zustehe, daß man daher nur ihren und des Herzogs Befehlen zu gehorchen habe, nicht aber den im Namen des Königs und des Dauphin ausgehenden; hierauf bestellte sie in Troyes, dem neuen Regierungssitz, ein Parlament nebst Rechnungskammer, im Gegensatz zu dem Pariser, ernannte einen Kanzler, einen Connetable und andere Kronbeamte und erließ einen Theil der Steuern. Die meisten Städte, insonderheit die der nördlichen Provinzen, erklärten sich nunmehr für die burgundische Partei; die Anhänger der Armagnacs waren den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt; in allen Communen wüthete Parteikampf und Bürgerkrieg; die vornehmen und reicheren Bürger, als Anhänger der Orleans verdächtig und gehaßt, schwebten in Lebensgefahr, wurden ihrer Güter beraubt, eingekerkert, in die Flucht getrieben. Zugleich tobte ein wilder Bandenkrieg in der Umgebung von Paris, und in der Normandie brachte König Heinrich V., nachdem er in der Seinemündung bei Harfleur gelandet war und in der eroberten Festung Caen sich einen Stützpunkt geschaffen, die meisten Städte und Schlösser zur Unterwerfung. Die Mannszucht und schonende Kriegsweise, welche er fortwährend beobachtete und einschärfte, gewannen ihm allenthalben Freunde. Der Herzog von Bretagne erneuerte das frühere Bündniß, Anjou und Maine versprachen sich vom Kampfe fern zu halten. Bald war die ganze Normandie in den Händen der Engländer, und der Lancaster traf alle Vorkehrungen, sich in dem alten Stammsitze seiner Vorfahren häuslich einzurichten.

Pöbelherrschaft in Paris. 1418. Frankreich schien seiner Auflösung entgegen zu gehen. Der Zustand war ein verzweifelter; man mußte auf eine Ausgleichung sinnen. Aber was half es, daß Abgeordnete des Königs, der Königin und des Herzogs, unterstützt von zwei Bevollmächtigten des neuen Papstes Martin V., in einem Dorfe bei Montereau sich über einen Frieden einigten, und auch der Dauphin und ein Theil des königlichen Rathes demselben beistimmten. Der Graf von Armagnac und seine eifrigsten Genossen, der Kanzler Heinrich von Marle, der Prevot Tannegui du Chatel u. A. verhinderten die Ausführung und trieben die Gewaltherrschaft auf die Spitze. Aber ihre Macht neigte dem Ende zu; was die Waffen bisher nicht erzwingen konnten, bewirkte der Verrath. Die allgemeine Erbitterung über die Vereitelung des Friedens führte einen jungen Pariser, Perrinet le Clerc, der von den Armagnacs schwer beleidigt worden war, auf den Gedanken, die Hauptstadt in die Hände Johann's zu liefern. Nachdem er und seine Mitverschwornen mit L'Isle Adam, dem burgundischen Hauptmann

29. Mai 1418. in Pontoise, ihre Verabredungen getroffen, öffnete Perrinet mit den Schlüsseln, die er seinem schlafenden Vater, einem der Stadtvorsteher, entführt, in einer Mainacht das Thor und ließ die harrende Reiterschaar ein. Verstärkt durch

einige hundert bewaffnete Bürger der burgundischen Partei, durchzogen sie die Straßen mit dem Ruf: „Es lebe der König, der Friede und Burgund!“ Ihr Anhang mehrte sich von Stunde zu Stunde; Alles bezeichnete sich mit dem Andreaskreuz; mit Noth entkam Armagnac verkleidet in das Haus eines Maurers; der Prevot eilte zum Dauphin und rettete denselben, in ein Bettuch gehüllt, nach der Bastille; der Kanzler und mehrere Räthe wurden gefangen. In Begleitung des kranken Königs ritt sodann L'Isle Adam durch die Straßen, um der burgundischen Herrschaft den Schein der Legitimität zu verleihen. Nun machte sich die lang unterdrückte Volkswuth in Scenen wilder Grausamkeit Luft: Die Armagnacs wurden aufgesucht und ermordet, ihre Häuser geplündert, ihre Leichen verstümmelt auf die Straße geworfen. Zu Hunderten lagen sie unbeerdigt im Schmutz und Regen. Die Versteckten mußten bei Todesstrafe angezeigt werden; so kam auch der Graf in Haft. Am höchsten stieg die Volkswuth, als der Versuch einiger Armagnac'schen Parteiführer, mit Hülfe einer Kriegsschaar aus der Umgegend und durch einen gleichzeitigen Ausfall aus der Bastille die gährende Stadt zu überwältigen, an der entschlossenen Haltung der Bürgerschaft gescheitert und die feste Burg in die Hände der Gegner ge- 1—4. Juni
kommen war. Nun wurde Paris der Schauplatz der wildesten Pöbelherrschaft. 1418.
Die vertriebenen oder entflohenen „Cabochiens“, vor Allen die Schlächter, kehrten racheschnaubend in die Stadt zurück und begingen, mit den niederen Volksklassen vereinigt, schauderhafte Unthaten. Man hatte ihr Vermögen eingezogen, ihre Freunde ermordet, ihre Frauen und Kinder mißhandelt und eingekerkert. Jetzt kam für sie der Tag der Vergeltung. Der Prevot Tannegui, ein bretonischer Abenteurer, hatte sich mit dem Dauphin aus der belagerten Bastille nach Melun gerettet, das nun der Sammelplatz der flüchtigen und zerstreuten Armagnacs wurde. Dorthin, hieß es, sollten auch die übrigen in der Stadt gefangen gehaltenen Führer und Genossen der „Bande“ entlassen werden.
Um dies zu hindern, rottete sich das Volk zusammen und zog, mit Aexten, Armagnac ermordet.
Hämmern, Keulen und anderen Werkzeugen bewaffnet, vor das Stadtgefäng- 12. Juni.
niß, wo Armagnac und mehrere der angesehensten Parteihäupter in Gewahrsam gehalten wurden. Die Thore wurden erbrochen, der Graf selbst, der Kanzler Heinrich von Marle und andere hochgestellte Männer wurden herausgeschleppt und ermordet und ihre Leichname unter Hohn durch die Straßen geschleift. Tage lang war der todte Graf, vor dem einst ganz Paris gezittert, dem Muthwillen und Spott des Pöbels preisgegeben. Darauf zog die rasende Menge nach dem Chatelet, erstürmte das Gebäude und beging, gereizt durch den Widerstand der bewaffneten Gefangenen, gräuelvolle Unthaten. Man stürzte die Unglücklichen vom Thurme herab in die spitzen Piken, welche ihnen von unten entgegenstarrten. Unter den Ermordeten befanden sich die Bischöfe von Bayeux, Senlis, Coutances und Evreux, die Spitzen des Parlaments, des Beamtenthums und viele Edelleute und reiche Bürger. „Das Volk weidete

seine Augen an den zusammengebundenen Leichen der Gewalthaber, denen es bisher hatte gehorchen müssen."

Aehnliche Gräuel wurden an andern Orten begangen. Wie reißende Thiere, die Blut gekostet, stürzten sich die entmenschten Banden auf die Opfer ihrer Wuth. Nachdem sie die Gefängnisse geleert, drangen sie in die Wohnhäuser, plünderten, mordeten und füllten alles mit Entsetzen. Tagelang sah man die Leichname aufgehäuft in den Straßen und Höfen umherliegen. Der Befehlshaber L'Isle Adam und die übrigen Beamten der Stadt konnten oder wollten dem wilden Treiben keinen Einhalt
14. Juli 1418. thun. Erst als die Königin und der Herzog von Burgund in die Stadt einzogen und die Staatsämter und Richterstellen mit ihren Anhängern besetzten, legte sich allmählich der Strom der Aufregung und Anarchie. Bald brach jedoch der Sturm von Neuem los, als die Armagnac'schen Kriegsschaaren die Zufuhr hemmten, und Hunger und ansteckende Krankheiten das Volk zur Wuth und Verzweiflung trieben. Die Demagogen, wie Legoix, Caboche, der Henker Capeluche u. A., welche im Bunde mit einigen Gliedern der Universität noch immer das große Wort führten und die Straße beherrschten, reizten die Leidenschaften der Masse aufs Neue wider die noch in der Stadt vorhandenen Anhänger der volksfeindlichen Adelspartei, denen sie alles Elend Schuld gaben.
21. Aug. Es erfolgten neue Aufstände, neue Ermordungen.

Frankreich gespalten. Besorgt über die mehr und mehr hervortretende Verwilderung der Pariser Bevölkerung, schritt endlich der Herzog zu energischeren Maßregeln. Er untersagte bei Todesstrafe alle ferneren Gewaltthätigkeiten, ließ Capeluche, dessen zudringliche Vertraulichkeit ihm lästig geworden, hinrichten und schickte dann etliche Tausend der Unruhigsten ins Feld, um gegen die Armagnac'schen Banden um Montlhéri zu kämpfen. Zugleich suchte er den Dauphin, der in Bourges seinen Wohnsitz genommen, zur Versöhnung zu bewegen, um der Gegenpartei, die sich mit seinem Namen deckte, den mächtigen Rückhalt zu entziehen; allein der schwache Thronfolger war zu tief von den Banden Duchatel's umstrickt; er lehnte jede Verbindung mit dem Burgunder ab und setzte, indem er sich den Titel eines Regenten beilegte und aus den entflohenen Beamten der Armagnac'schen Partei einen obersten Gerichts- und Rechnungshof bildete, den Kampf fort. So bestanden wieder zwei Regierungen, die der Königin und des Herzogs in Paris, die des Dauphin in Bourges oder Tours. Der unglückliche König mußte mit seinem Namen den Einen wie den Andern als Schild dienen.

7. Heinrich's V. Siege und Ende.

Eroberung der Normandie. 1419. Während dieser Vorgänge hatte König Heinrich V. seinen Eroberungskrieg in der Normandie fortgesetzt. Nachdem sich Cherbourg an den Herzog Humfrid von Glocester ergeben und Pont de l'Arche, der Schlüssel der Wasserstraße zwischen Rouen und Paris, erobert war, schritt der kriegerische König zu der
Aug. 1418— Jan. 1419. denkwürdigen Belagerung von Rouen. Ueber sechs Monate widerstand die Bürgerschaft und Besatzung allen Angriffen und Stürmen, allen Verlockungen und Drohungen. Umsonst riefen die Bedrängten die Hülfe des Her-

zogs von Burgund an; bei der feindseligen Haltung der Gegner konnte er sie nur mit Versprechungen vertrösten; umsonst suchten die „Dauphinois", wie man jetzt die Orleans oder Armagnacs nannte, die getreue Stadt durch Einleitung von Friedensunterhandlungen zu retten; die Forderungen des siegessichern Lancaster waren so weitgehend, daß kein französisches Herz sich dazu entschließen konnte. Endlich war die zu Land und zu Wasser engumschlossene Stadt auf den Gipfel der Noth und des Jammers gebracht, so daß sich die von Stürmen erschöpfte, von Hunger und Seuchen auf das Entsetzlichste heimgesuchte Bürgerschaft nach der heldenmüthigsten Vertheidigung Jan 1419. ergeben mußte.

Zweihundertundfünfzehn Jahre waren verflossen, seitdem Philipp August die Hauptstadt der Normandie dem König Johann abgenommen; die alten Erinnerungen hatten sich längst verloren; Rouen war eine französische Stadt geworden und hatte ihre vaterländische Gesinnung mit ihrem Herzblut besiegelt. Die muthige Besatzung durfte frei abziehen, nur der Anführer der städtischen Armbrustschützen, Alain Blanchart, ein hochgefeierter Volksheld, büßte für seinen hartnäckigen Widerstand mit dem Leben. Muthig und stolz bestieg er das Schaffot und starb als Sühnopfer für die gesammte Bürgerschaft, indeß der Gouverneur Gui Le Bouteiller dem englischen Herrscher Huldigung und Treue darbrachte, und dadurch sich in seiner Würde erhielt. Mit der Besatzung verließ ein großer Theil der Einwohner die Stadt. Sie wollten lieber die alte Heimath der Väter meiden als unter englischer Herrschaft stehen.

Uebrigens behandelte Heinrich V. die Stadt mit Schonung; er legte ihr zwar eine hohe Geldbuße auf, bestätigte aber ihre alten Rechte und sicherte Allen, die ihm Treue schwören wollten, Leben und Eigenthum zu. Rasch pflanzten nunmehr die übrigen Städte der Normandie von Vernon und Mantes an der Grenze bis nach Dieppe und Eu am Meeresufer die englische Fahne auf. Von der Zeit an betrachtete sich Heinrich als Herrn der Normandie; aber die zahllose Menge von Auswanderern, welche lieber ins Elend zogen, als daß sie den Nacken unter die Fremdherrschaft beugten, konnte ihn überzeugen, wie wenig er auf die Willfährigkeit und den guten Willen der Einwohner rechnen dürfe.

Das tragische Geschick von Rouen erfüllte das französische Volk mit Wehmuth und Groll. Man forderte laut den inneren Frieden, damit die Waffen gegen den Nationalfeind gerichtet werden möchten. Aber der Ruf blieb unerhört; die Parteiwuth, durch viele schwere Thaten fort und fort gesteigert, hatte die Herzen der Machthaber verstockt. Heinrich V. kannte die Stimmung und suchte sie auszunutzen. Kurze Waffenstillstände gaben ihm Gelegenheit, sowohl mit den Bourguignons als den Dauphinois Unterhandlungen anzuknüpfen, welche die Eifersucht und das Mißtrauen zwischen beiden nährten und stärkten, und auf solche Weise das drohende Schwert über den Häuptern Aller zu schwingen. Wie gerne man auch von französischer Seite zu einem Friedensschluß gelangt wäre, auf die Forderungen des englischen

Vereitelte Friedensversuche.

Königs wagte Niemand einzugehen. Es genügte dem stolzen, siegesfrohen Monarchen nicht, daß ihm der unabhängige Besitz der im Frieden von Bretigny abgetretenen Länder nebst der Normandie frei von jedem Lehnsverband gegen die Verzichtleistung auf die französische Krone zugestanden ward, er verlangte auch noch die alten Erbländer der Plantagenets an der Loire, Anjou, Maine und Touraine sowie die Lehnshoheit über Bretagne. So kam es, daß die Zusammenkunft Heinrichs mit der Königin Isabeau und dem Herzog
Mai 1419. Johann mit großem Gefolge bei Meulan an der Seine nach längeren Verhandlungen ohne Resultat blieb; selbst die Reize der Königstochter Katharina, deren Hand der Preis des Friedensbundes sein sollte, vermochten den Lancaster nicht von seiner Politik abzubringen. Da schien endlich in beiden Parteien die Ueberzeugung Raum zu gewinnen, daß nur durch eine aufrichtige Versöhnung das Reich vom Untergang gerettet werden könne. Ganz Frankreich athmete daher freudig und hoffnungsvoll auf, als der Dauphin und der Herzog bei einer persönlichen Zusammenkunft auf der kleinen Brücke zu Poulli-le-Fort
11. Juli. unweit Melun einander die Hand zum Frieden reichten und alles Geschehene zu vergeben und zu vergessen versprachen.

Der Mord auf der Yonne-Brücke. Die freudige Erwartung ging nicht in Erfüllung. Noch vor Ende des Monats wurde nach Ablauf des Waffenstillstands die Stadt Pontoise durch eine englisch-gasconische Heerschaar unter dem Landhauptmann (Captal) von Buch, Bruder des Grafen von Foix erstürmt und sammt den reichen Schätzen, die der Marschall L'Isle-Adam daselbst angehäuft, für den Plantagenet in Besitz genommen; und bald streiften englische Truppen unter dem
9. Aug. Herzog von Clarence bis in die Nähe der Hauptstadt. Mit Schrecken und Bestürzung blickten die Einwohner auf die feindlichen Gäste vor ihren Mauern und zürnten dem Herzog und seinem Feldherrn, daß sie die wichtige Stadt nicht besser gehütet. Aber bald sollten die Gefühle des Schreckens noch in ganz anderer Weise erregt werden. Während Johann Ohnefurcht sich mit der Königin und dem kranken König in Troyes befand, sammelte der Thronfolger in Montereau Kriegsvolk aus Berry und Touraine um sich und ließ den Herzog zu einer Berathung über die zu treffenden Anstalten für die Landesvertheidigung auffordern. Johann trug Anfangs Bedenken; er kannte die feindselige Gesinnung der Männer, welche sich in Karls Umgebung befanden und dessen Vertrauen genossen, eines Tannegui Duchatel, eines Barbasan, Narbonne, Louvet, Lemaçon u. A. Aber auf Zureden seiner Räthe und insbesondere der Frau von Giac, seiner Geliebten, entschloß er sich, auf der Yonnebrücke, dem für die Zusammenkunft bestimmten Orte, mit zahlreichem Gefolge
10. Sept. 1419. einzutreffen. Hier war es, wo Duchatel und seine Genossen blutige Rache nahmen für den Tod Ludwigs von Orleans und seines Schwiegervaters Armagnac. Als Herzog Johann dem bereits auf der Brücke harrenden Königssohn ehrfurchtsvoll nahte, wurde er vor dessen Augen mit einer Streitaxt zu

Boden geschlagen und dort nebst seinem Begleiter Noailles getödtet, eine verruchte That, die von der Umgebung des Dauphin, sei es mit oder ohne Wissen desselben längere Zeit entworfen, mit Plan und Vorbedacht ausgeführt ward. Frau von Giac scheint in den Mordplan eingeweiht gewesen zu sein; wenigstens begab sie sich alsbald auf die gegnerische Seite.

Das schreckliche Verbrechen trug schreckliche Früchte. Wenn Johann Ohne- Der Bund von Troyes.
furcht, wie es scheint, den aufrichtigen Wunsch gehegt hatte, mit dem Dauphin 1420.
vereint gegen den Nationalfeind zu ziehen, so trat jetzt sein Sohn und Erbe,
der dreiundzwanzigjährige Philipp, gereizt durch die an seinem Vater Philipp
begangene Frevelthat, offen auf die Seite der Engländer. Um sich an dem der Gute von Burgund
Thronerben zu rächen, schloß er mit Heinrich V. den Vertrag von Arras, kraft geb. 1396 1419—67.
dessen er die Ansprüche des englischen Königs auf die französische Krone Dec. 1419.
anerkannte und ihm seinen Beistand zur Erlangung derselben zusicherte. Heinrich von Lancaster sollte sich mit Karls VI. Tochter Katharina vermählen und nach dem Tode des Königs dessen Stelle einnehmen. Die Königin Isabeau, die den Dauphin und die Armagnacs tödtlich haßte, ließ sich leicht bereden, der Uebereinkunft beizutreten, und der irrsinnige Karl VI. gab bewußtlos zu
Allem seine Zustimmung. Im Mai wurde in Troyes die Verlobung gefeiert 21. Mai 1420.
und dabei der Friedensvertrag von allen anwesenden geistlichen und weltlichen
Herren beschworen, und schon am 2. Juni reichte Heinrich V. „König von 2. Juni.
England, Erbe und Regent des Königreichs Frankreich und Herr von Irland" der Tochter Karls VI. die Hand zum Ehebund. Paris, von Hunger, Krankheit und Kriegsnoth schwer heimgesucht, begrüßte den Vertrag von Troyes als Freudenbotschaft und feierte den englischen König, welcher gelobte, während seiner Regentschaft die Gesetze und Rechte des Landes zu beobachten, die Reichsgeschäfte nach dem Rathe edler und weiser Männer zu besorgen, die Rechtspflege in der herkömmlichen Weise und durch die bestehenden Institute, insbesondere das Parlament, versehen zu lassen, Steuern und Abgaben nur zum Wohl des Reichs und nach dem alten Brauche zu erheben und alle herkömmlichen Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten zu ehren, als Retter und Befreier aus grenzenlosem Elend.

Nach der von dem Dauphin und seiner Umgebung ausgegangenen Frevelthat Stimmung
schien der Abfall in den Augen der Welt gerechtfertigt. Man tröstete sich mit dem des Volks
Gedanken, daß auf diese Weise die französische Nation wieder geeinigt werden würde. Denn Heinrich V. hatte versprochen, die abgetrennten Landschaften wiederum mit dem Gesammtkörper zu verbinden und alle Kräfte anzustrengen, die der dauphinischen Partei noch anhangenden Städte und Territorien zu unterwerfen. Unter solchen Aussichten setzte man sich in Paris und vielen andern Orten darüber weg, daß in Zukunft statt der angestammten Dynastie Valois ein König aus dem englischen Hause Lancaster die französische Krone trage. Blieben ja doch trotz des gemeinsamen Herrschers die beiden Reiche ihrem ganzen Wesen und ihren nationalen Eigenthümlichkeiten nach völlig geschieden! Und von einem König, der im eigenen Lande so treu zu der par-

lamentarischen Verfassung hielt, durfte man hoffen, daß er auch in Frankreich das ständische Leben und die communale Entwickelung fördern werde.

Heinrich V. in Paris. Vom Hochzeitfeste brach Heinrich V. mit seinen Rittern und Kriegs-
Juli 1420. mannen zum Feldzug wider den Dauphin auf. Sens wurde zur Ergebung gebracht, Montereau erobert und die Leiche des Herzogs nach dem Erbbegräbniß in Dijon geführt; Melun mußte nach muthvollster Vertheidigung, durch Hunger
Nov. gezwungen, sich zur Huldigung entschließen und wurde für seinen Widerstand hart gestraft. Eine schottische Hülfsschaar in französischen Diensten ward vor den Augen ihres gefangenen Königs Jacob, der sich unter dem glänzenden Gefolge des Lancasters befand, niedergemacht. In den ersten Tagen des
1420. December hielten die beiden Könige und ihre Gemahlinnen, nebst dem Herzog von Burgund und vielen Gliedern des hohen Adels ihren Einzug in Paris. Hier wurde der Friedensvertrag von Troyes von den versammelten Ständen,
6. Dec. von dem Parlamente, von der Universität gutgeheißen und bestätigt, zum Reichsgesetz erhoben und jede Verletzung desselben als Hochverrath und Majestätsverbrechen erklärt. Zugleich bewilligte der Reichstag eine Auflage „zur Bekämpfung der Armagnac's", die sich auch auf den Klerus ausdehnte. Hierauf fand unter dem Vorsitz des geisteskranken Königs Karl VI. und in Gegenwart Heinrichs V., seiner Brüder Clarence und Bedford und vieler Vertreter des Adels, des Klerus und der Bürgerschaften eine Gerichtssitzung statt, vor welcher Herzog Philipp, in schwarze Trauergewänder gekleidet, eine Klage wegen Ermordung seines Vaters gegen Karl, „der sich Dauphin von Viennois nennt" und seine Mitschuldigen vortrug. Die Angeklagten wurden auf einen bestimmten Termin zur Verantwortung vorgeladen. Als sie nicht
3. Jan. 1421. erschienen, fällte das Parlament das Urtheil, daß sie Gut und Leben verwirkt hätten und jeder Nachfolge in irgend einer Herrschaft, Würde oder Ehre unwürdig seien. Der Spruch war allgemein gefaßt; das Parlament vermied es, den Namen des Thronfolgers ausdrücklich unter den Schuldigen aufzuführen.

Frankreich waffnet sich zum Widerstand. Noch ehe dieses Urtheil gefällt war, hatte Heinrich V., nachdem er den Herzog von Exeter zu seinem Statthalter ernannt und viele wichtige Aemter mit Engländern besetzt, Paris verlassen, um über Rouen nach England zurückzukehren. Sein Einzug in London, wo er als Held und Triumphator empfangen wurde, und die Krönung der schönen Tochter Frankreichs in Westminster brachten dem englischen Volke prachtvolle Freudenfeste. Aber die Jubeltage wurden bald durch schlimme Botschaften getrübt. Die Vorgänge in Troyes und Paris hatten das französische Nationalgefühl tief verletzt. Sollte das tapfere und stolze Volk ruhig die Fremdherrschaft ertragen, ruhig geschehen lassen, daß das alte Königsgeschlecht, das mit der Existenz, mit dem ganzen geschichtlichen Wachsthum der Nation aufs Tiefste verflochten war, ausgerissen werde aus dem heimathlichen Boden? Die Proclamation, worin

der Dauphin in energischen Worten Verwahrung einlegte gegen das ihm widerfahrene Unrecht und die Schmach rügte, die ihm von einer unnatürlichen Mutter und einem unzurechnungsfähigen Vater angethan worden, traf das Herz des Volkes und führte viele vaterländische Männer unter seine Fahne. In Languedoc gelang es ihm, den Grafen von Foix, welchen der Burgunder zum Statthalter eingesetzt, zu vertreiben und seiner Partei das Uebergewicht zu verschaffen; im Süden der Loire stand der größte Theil der Bevölkerung auf seiner Seite; selbst in den Landschaften nordwärts der Seine machten Armagnac'sche Banden den Burgundern den Sieg streitig; auf der See suchten castilianische Galeeren die Alleinherrschaft Englands zu verhindern und vermittelten die Verbindung Frankreichs mit den Schotten, deren kräftige Gebirgssöhne den überseeischen Bundesgenossen gerne zu Hülfe zogen wider den Nationalfeind, der ihren König in Gefangenschaft hielt. So hatte der Bürger- und Erbfolgekrieg seinen ungehemmten Fortgang und das Elend wuchs mit jedem Tag. Bei Beaugé in Anjou ereignete sich ein heißes Treffen, in welchem der Herzog von Clarence, als er mit kriegerischem Ungestüm an der Spitze des Adels einen Angriff auf den übermächtigen Feind wagte, von dem schottischen Grafen Buchan mit der Streitaxt erschlagen ward und neben ihm 1200 Gewappnete die Wahlstatt deckten; viele angesehene Lords waren unter den Gefallenen oder Gefangenen. 23. März 1421.

Auf die Trauerkunde von diesem Unfall bereitete Heinrich V., von der richtigen Einsicht geleitet, daß der Erfolg seiner Unternehmungen auf dem moralischen Gefühl von seiner Ueberlegenheit beruhe, einen neuen überseeischen Feldzug. Denn selbst in den nördlichen Landschaften trug der Adel, der größtentheils auf der Seite des Dauphin stand, sein Haupt höher; und in der Stadt Meaux an der Marne, wo eine Rotte unternehmender Armagnacs sich ein festes Bollwerk geschaffen, hielt der verwegene Bandenführer, der wilde, blutdürstige Bastard von Vauru, die ganze Umgegend in Furcht und Schrecken. Von Parlament und Klerus bereitwillig unterstützt, drang Heinrich von Calais und Rouen aus an die Loire, brachte in raschem Siegeslauf eine Reihe von festen Orten, Dreux, Epernon, Beaugenoy, zur Unterwerfung und rückte dann vor Meaux, um dem ruchlosen Gebahren der wilden Räuberschaar, welche ganz Isle de France wüste legte, die Gefangenen an Bäumen aufknüpfte und der Hauptstadt die Lebensmittel abschnitt, ein Ende zu machen. Die Besatzung leistete jedoch verzweifelten Widerstand. Vom Herbst bis zum nächsten Frühjahr, einen langen Winter hindurch, lagen die Engländer vor der Stadt, ohne die Mauern durch Geschütz und Belagerungswerkzeuge brechen, ohne die kühnen Gesellen zur Unterwerfung zwingen zu können. Erst im Mai capitulirte die Stadt. Vauru's Haupt wurde an der Spitze seiner Standarte auf dem Ulmbaum aufgepflanzt, an dem so manche seiner Opfer ihr Leben geendet; alle Schotten, Iren und Waliser waren nach dem Kriegsrecht dem Tode verfallen.

Siege der Engländer. 1421. 1422.

Juni 1421

10. Mai 1422.

Dieses Strafgericht verbreitete Schrecken. Wie schwer auch die Hand des fremden Eroberers drückte, man fügte sich knirschend der Uebermacht. Zu Pfingsten traf die Königin, die am 6. December ihrem Gemahl einen Sohn geboren, der des Vaters Namen erhielt, in Frankreich ein, um an dem glänzenden Einzug in Paris Theil zu nehmen.

Heinrichs V. Ausgang. 1422. Juli. Der Hülferuf einiger getreuen Städte an der Loire, die von dem Dauphin und den Armagnacs hart bedrängt wurden, riefen den thatkräftigen König bald wieder ab. Von seinem Bruder Bedford und dem Grafen von Warwick begleitet, rückte er mit seinen Truppen südwärts. Auf die Kunde von seinem Anmarsch zog der französische Thronfolger ab. Doch schon in Melun wurde Heinrich V. von einem körperlichen Leiden ergriffen, so daß er nicht mehr zu Pferde steigen konnte. Er ließ sich in einer Sänfte nach Vincennes bringen, in der Hoffnung, die erfrischende Waldluft würde ihn stärken. Aber schon Ende August nahte der Tod. Nachdem er seinem Bruder Bedford die Regentschaft über Frankreich und die Normandie übertragen, seinen andern Bruder Glocester zum Statthalter in England ernannt und seinen Oheim, den Bischof von Winchester, und die Grafen von Warwick und Huntingdon zu Vormündern seines noch nicht einjährigen Sohnes Heinrich bestellt, schied der heldenmüthige König 31. Aug. 1422. standhaft und in frommer Ergebung aus dem Leben in einem Alter von fünfunddreißig Jahren.

Heinrichs Charakter und Machtstellung. Wenn Heinrichs jugendliche Ausschweifungen keine Fabel waren, so dienten sie nur dazu, die großen Tugenden und glänzenden Eigenschaften, welche er als Herrscher bewährte, in ein desto helleres Licht zu setzen. Selbst seine Gegner bestätigen, daß er ein Fürst von hoher Begabung gewesen, tapfer im Feld, verständig im Rath, gerecht auf dem Richterstuhl, treu und wahrhaftig in seinen Zusagen, leutselig gegen Arme und Geringe, von sittenreinem Leben und von großem Eifer für Religion und Kirche. In seinem Handeln vereinigte er besonnene Ueberlegung mit Kraft und Entschlossenheit. Wäre es im Buche des Schicksals bestimmt gewesen, daß die Kronen von England und Frankreich auf Einem Haupte vereinigt sein sollten, die damalige Welt hätte keinen würdigeren Mann finden können, als den fünften Heinrich. Auf seinem Antlitz, sagt ein Zeitgenosse, erschien Würde und Herrschermacht. Nur dem hoffärtigen französischen Adel mißfiel sein strenges, gebieterisches Auftreten, und der scharfe Ausdruck seiner Rede verletzte ihr Höflichkeitsgefühl wie ein zweischneidiges Schwert. In allen Unternehmungen war er vom Glück begünstigt. Der König von Schottland und der Herzog von Orleans waren seine Gefangenen; Philipp von Burgund war sein Verbündeter; der König von Frankreich hatte ihm seine Tochter vermählt, ihn als Erben nach seinem Tod, als Stellvertreter bei seinem Leben anerkannt; die Hauptstadt, das Parlament, die Universität gehorchten ihm; das Volk staunte ihn an, wenn er die Krone auf dem Haupt bei großen Festen im Schlosse des Louvre

mit den englischen und französischen Baronen Hof hielt. Im stolzen Gefühl der Macht und Herrschergröße faßte er weite politische Pläne. Im Bunde mit Kaiser Sigmund gedachte er Einfluß in Deutschland zu gewinnen; die Königin von Neapel und Sicilien suchte er zu bestimmen, seinen Bruder Bedford zum Sohn und Erben einzusetzen; die Vermählung des Herzogs von Glocester mit Jacobäa von Holland und Hennegau (VII, S. 915) eröffnete ihm vielversprechende Beziehungen in den Niederlanden; von den Schwestern seines Vaters stammte der König von Castilien und der Thronerbe von Portugal. „Die Genealogien des südlichen und des westlichen Europa mündeten gleichsam in das Haus Lancaster und ließen das Haupt derselben als das gemeinschaftliche Haupt erscheinen.“ Und nicht minder als die politische Macht und Größe seines Reiches und Geschlechtes lag ihm das Heil und der innere Friede der Kirche am Herzen. Niemand hat eifriger als er die Hebung des Schisma angestrebt, und wie er im eigenen Reiche die wycliffitische Ketzerei zu vertilgen gesucht, so ist das Verdammungsurtheil zu Constanz auch hauptsächlich auf Anregung Englands gefällt worden. Es ist bezeichnend sowohl für seinen weiten politischen Gesichtskreis als für seine religiöse Gemüthsrichtung, daß er sich ernstlich mit dem Gedanken eines Kreuzzuges nach Jerusalem trug. Er hatte durch einen französischen Ritter, Gilbert de Lannoy, der bei Azincourt in englische Gefangenschaft gerathen war, Erkundigungen über das Morgenland einziehen lassen und noch auf dem Sterbelager gedachte er der heiligen Stadt. Zu seinen liebsten Büchern gehörte eine Chronik von Jerusalem und eine Geschichte Gottfrieds von Bouillon. Bei der Bewerbung um die sicilische Krone für seinen Bruder mag neben der Wiederbelebung dynastischer Interessen die alte Verbindung des Reiches mit Jerusalem von nicht geringem Einfluß gewesen sein. Was aber den englischen König dem Herzen seines Volkes besonders theuer machte, war sein nationaler Sinn: er ehrte die Verfassung, er liebte und förderte die englische Sprache, er begünstigte die vaterländische Dichtung. Selten noch mögen die sterblichen Reste eines Königs mit solchen Trauerfeierlichkeiten zur letzten Ruhestätte gebracht worden sein. Ueber St. Denys, Rouen und Calais wurde die Leiche in einem prachtvollen Sarg nach London geschafft und in Westminster beigesetzt. „Dort erwies man ihm Ehren 7. Nov. 1422.
als sei er ein Heiliger im Himmel.“

II. Die Fremdherrschaft in Frankreich und die Jungfrau von Orleans.

1. Karl VII. als „König von Bourges".

21. Oct. 1422. Lage und Gegensätze. Zwei Monate nach Heinrichs V. Tod schied auch König Karl VI. aus dem Leben. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Hingang eines Fürsten, der den größten Theil seines Lebens in dem trüben Zustande geistiger Störung verbracht und selbst in den hellen Zwischenräumen nur als willenloses Werkzeug in der Hand der siegenden Partei gedient hatte, keine besonderen Folgen gehabt haben; aber jetzt, da der französische Thron auf ein Kind von neun Monaten übergehen sollte, das nur von mütterlicher Seite das Blut der Valois in sich trug, war es ein folgenschweres Ereigniß. Das Gefühl der französischen Nationalität, das schon dem siegreichen Lancaster in geheimnißvollen Warnungen entgegengetreten war, begann sich kräftiger zu regen. Zwar gelang es dem Herzog von Bedford, einem klugen, umsichtigen Fürsten, welcher eiserne Willenskraft und kriegerischen Muth mit politischer Berechnung und unbeugsamer Consequenz verband und mit kalter Entschlossenheit auf sein Ziel losging, als Regent Geltung zu gewinnen, in einem großen Theil von Frankreich die Erbansprüche seines Neffen zu wahren und ihm die Huldigung und Anerkennung der Commune und der großen Körperschaften in Paris, des Parlaments und der Universität, zu verschaffen; doch beruhte seine Macht mehr auf der Ueberlegenheit der Waffen und der Kriegsstärke, als auf den Sympathien des Volkes. Denn wie wenig auch der unkriegerische Dauphin, der die Weichlichkeit und Sinnenlust des Vaters und Bruders geerbt hatte und von Weibern, Günstlingen und schlimmen Rathgebern sich leiten ließ, mit dem unternehmenden, kraftvollen Bedford verglichen werden konnte; als er nach dem Tode des Vaters sich in Poitiers als Karl VII. krönen ließ, war sein Name eine politische Macht, galt seine Fahne als das Kennzeichen der Nationalität und des Patriotismus. Als einst Wilhelm der Eroberer aus einem französischen Lande über den Kanal setzte und das Inselvolk unter sein eisernes Joch beugte, hatte er die Ideen des Feudalwesens und des römischen Kirchenthums als starke Bundesgenossen auf seiner Seite; er bekämpfte somit die in sich zerfallene und abgelebte angelsächsische Welt durch neue moralische Mächte, die gerade damals ihren Siegeslauf antraten. Seine Waffengefährten, an der Eroberung betheiligt und mit eingezogenen Gütern und Herrschaften bereichert, wurden die Stützen und Träger des neuen Lehnkönigthums. Was aber konnten die Lancasters den Franzosen für den Verlust des nationalen Königthums bieten? Die Nachkommen jener normannischen und französischen Ritter, welche einst dem Eroberer gefolgt, waren längst Engländer geworden;

die nationalen Eigenthümlichkeiten beider Völker hatten sich naturgemäß entwickelt und ausgeprägt, der Gegensatz in Charakter und Lebensanschauungen war schärfer hervorgetreten. Nur Eine große Institution konnte England bieten — das parlamentarische Staatsleben; allein gerade dafür fehlten in Frankreich die Vorbedingungen. Was unter den Capetingern für die Befreiung des Bauernstandes, für die Selbstverwaltung und freiheitliche Ausbildung der Communen geschehen, war unter den Valois wieder zu Grabe gegangen; die Grundlagen waren nicht solide genug, um einen parlamentarischen Verfassungsbau aufzuführen, wie er in England bereits emporgewachsen und wie er, trotz der ehrgeizigen Herrschergelüste des Herzogs von Glocester, unter dem minderjährigen König Heinrich VI. immer mehr befestigt und ausgebildet ward. Wohl kam auch in Frankreich unter dem Einfluß des englischen Regenten das ständische und municipale Wesen wieder in Fluß, und der Anhänglichkeit der Städte sowie dem Bündniß mit dem Herzog von Burgund und den bürgerlichen Elementen des Nordens war es hauptsächlich zu verdanken, daß Heinrich VI. in der Normandie, Picardie, Isle de France und andern Landschaften als König anerkannt ward. Dagegen stand der Adel größtentheils zu dem Dauphin und hielt fest an dem alten Grundgesetze, wonach die Krone nur im Mannstamme der Valois forterben sollte; ja die Furcht, daß durch den englischen Einfluß das Bürgerthum zu größerer Bedeutung gelangen könnte, mag nicht wenig beigetragen haben, daß die Feudalherren sich um so fester an die einheimische Dynastie anschlossen.

So kam es denn, daß sich die französische Nation nach Karls VI. Tod in zwei Heerlager schied, welche zugleich räumlich sich abgrenzten. Denn obschon Karl VII. auch in den nördlichen Provinzen, in Isle de France, in Champagne, in der Picardie zahlreiche und entschlossene Parteigänger zählte, so beruhte doch seine Hauptmacht auf dem Süden, auf den Rittern und Waffenknechten, die von der Garonne und der Languedoc zu seiner Fahne strömten, und auf den fruchtbaren Gegenden an der Loire, Berry, Touraine u. a., welche ihn mit Geld zur Anwerbung und Unterhaltung von Soldtruppen unterstützten. Unter diesen standen die Schotten in erster Reihe; sie bildeten die eigentliche Leibwache des französischen Thronerben, und ihre Führer, die Grafen von Buchan, Douglas u. a. erhielten zum Lohn für ihre Dienste und Treue ansehnliche Besitzungen in Frankreich. Selbst als der Herzog von Bedford, um den Schotten den Vorwand zu ihrem feindseligen Auftreten gegen England zu nehmen, den König Jacob Stuart nach achtzehnjähriger Gefangenschaft in Freiheit setzte und denselben durch die Vermählung mit Johanna Beaufort, Tochter des Grafen von Somerset und Nichte Heinrichs IV., näher an das Lancaster'sche Haus knüpfte, so dauerte der Waffenbund zwischen Schottland und Frankreich dennoch fort. Die alten Gewohnheiten und Sympathien erwiesen sich stärker als jede politische Berechnung. Neben den Schotten fochten

Die Parteistellung.

auch Söldner aus Mailand und Castilien unter der Fahne des Dauphin. Diese Völkermischung im königlichen Heer trug nicht wenig bei, die wilde und verheerende Kriegsweise der „Armagnacs" zu mehren; die Furcht vor ihrer Grausamkeit und rohen Zerstörungswuth war für die Pariser und viele Bewohner des Nordens ein Hauptbeweggrund, bei der englisch-burgundischen Partei auszuhalten. Wohl wurden auch in der Hauptstadt Complotte zu Gunsten Karls geschmiedet; aber durch die Energie des Regenten, der alle Bewohner ohne Unterschied des Standes den Eid der Treue schwören ließ, und durch den Beistand der alten „Cabochiens", welche die Tyrannei der Armagnacs noch nicht vergessen hatten, ward die Bewegung im Keime erstickt. Mich. Laillier, früher ein Begünstigter der Königin, jetzt einer der eifrigsten Anhänger des Dauphin, rettete sich durch die Flucht. Die englische Partei erhielt neue Stärke, als der Regent sich mit Anna, einer Schwester Philipps, vermählte, und der Herzog von Bretagne, der in der letzten Zeit schwankend geworden war, durch den Ehebund seines Bruders Arthur von Richmond mit der älteren Schwester Margaretha wieder entschieden auf ihre Seite gezogen ward.

Die streitenden Häupter.

Wenn man die leitenden Häupter der beiden Parteien und die materiellen Mittel ins Auge faßte, so war der Vortheil und die Siegeshoffnung auf Seiten des englischen Thronbewerbers. Denn während im Norden ein königlicher Mann von starker Hand und scharfem Verstande über ein Heer gebot, in dem die unüberwindlichen Bogenschützen von England und Wales und der kriegerische abgehärtete Landadel Burgunds den Kern bildeten, an das sich die französischen Kriegsmannschaften aus der Normandie, der Bretagne, der Picardie, aus Isle de France anschlossen, und das die reichen flandrischen Städte mit ihrem Gelde unterstützten; theilte der „König von Bourges", wie man Karl VII. spottweise nannte, die Schlaffheit und sinnlichen Neigungen der meisten Valois, vertändelte, von Schloß zu Schloß wandernd, seine Tage mit schönen Frauen und Buhlerinnen, unter denen Agnes Sorel lange die erste Stelle in dem liebebedürftigen Herzen des jungen Fürsten einnahm, überließ aus Scheu vor jeder Anstrengung und ernsten Beschäftigung die Sorgen und Anliegen des Staats und Krieges irgend einem Günstling, der sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln verstand, ergötzte sich an Turnieren und Festen, an Sängerlust, an Tanz und heiterem Spiel, und suchte sich und die Welt zu täuschen durch den eiteln Glanz und Schein eines erkünstelten Hof- und Feudallebens. Dieser Hang zur Weichlichkeit wurde genährt durch den sanften friedlichen Charakter der garten- und weinbauenden Bevölkerung, in deren Mitte er seinen Thron aufgeschlagen, und durch die milde zum Genießen einladende Natur des südlichen Frankreich. Aber eine unsichtbare Macht stand ihm bei, die bald gewaltig ihre Schwingen erheben sollte — die Idee des legitimen Königthums, das treue Bewußtsein, daß der französische Name und die Zukunft der Nation an den kapetingischen Mannstamm geknüpft sei; es war

der schwärmerische Glaube, daß Reich und Volk mit dieser Dynastie stehen und fallen müsse. Selbst der Herzog von Burgund, ein mehr eitler als herrschsüchtiger, mehr glänzender als tiefer Charakter, konnte sich diesem Gefühl nicht ganz entziehen; er stand nur mit halbem Herzen auf der Seite Englands; es war ein auf Leidenschaft und Rachsucht gegründeter Bund, der keine natürliche feste Unterlage hatte, und dem der Makel gebrochener Lehnstreue und verletzter Pietät als dunkler Schatten anklebte. War doch schon im ersten Jahr durch den Herzog von Savoyen eine Aussöhnung zwischen dem Burgunder und dem Königssohn versucht worden, ein Versuch, der vielleicht gelungen wäre, hätten nicht die Urheber des Mords auf der Yonner Brücke, für ihre Sicherheit besorgt, und Bedfords kluge Politik denselben zu vereiteln gewußt. Wie wenig auch Karl VII. zur Erweckung und Belebung einer nationalen Begeisterung geschaffen war; sein anmuthvolles, leutseliges Wesen, seine angenehme Gestalt, sein freundliches, wohlwollendes Benehmen entzückte das durch eine gefällige Außenseite so leicht gewonnene französische Volk, während die rauhen Manieren, das kalte, hochmüthige Betragen der siegesstolzen, englischen Großen verletzten und abstießen. Selbst das Unglück des Königs, der von seinen Eltern und nächsten Verwandten seiner Thronrechte beraubt, fern von der Heimath weilen mußte, erweckte Theilnahme und Sympathie.

So nahm denn der Thronkrieg in Frankreich nach dem Tode der beiden Könige einen gewaltigeren, in das Herz der Nation tiefer einschneidenden Charakter an, als bei ihrem Leben. Es hatte den Anschein, als ob das französische Volk, welches erst durch das kapetingische Königthum mühsam zu einem Ganzen vereinigt worden war, wieder in zwei Theile auseinander gehen würde, in den romanischen Süden und den mehr germanisch angelegten Norden. Aber das Endergebniß war ein anderes: gerade dieser Krieg, in welchem sich schließlich die ganze franco-gallische Nation zum gemeinsamen Kampfe gegen den fremden Eroberer vereinigte, führte mehr als irgend ein früheres Ereigniß die Verschmelzung der auf dem weiten Boden des alten Galliens so verschiedenartig gemischten Bevölkerung herbei. Und diese Verschmelzung mußte sich um so durchgreifender vollziehen, als die Rettung und Befreiung weder von dem unthätigen, arbeitscheuen König noch von den höheren Ständen ausging, sondern durch den instinctiven Drang des Volkes selbst aus seiner eigenen Mitte. Alein Chartier, ein Dichter am Hofe Karls, gab dieser Stimmung Ausdruck in einer in Prosa verfaßten Allegorie, worin Frankreich seine drei Kinder Klerus, Adel und Volk anfleht, sich einträchtig zusammen zu thun, um ihre Mutter und sich selbst zu retten. *Bedeutung des Kriegs.*

Der Krieg zog sich mehrere Jahre hin, ohne daß ein entscheidender Schlag geführt worden wäre; doch war die englisch-burgundische Partei meistens im Vortheil. Meulan und andere durch ihre Lage wichtige Orte fielen in ihre Hände; bei der Veste Crevant unweit Auxerre wurde die schottische Hülfsmannschaft unter Stuart Darnley aufs Haupt geschlagen, der Führer selbst und *Die Engländer im Vortheil.*

1. Juli 1423. viele Edelleute geriethen in Gefangenschaft, 1200 tapfere Krieger blieben auf dem Waffenfeld. Noch blutiger war die Niederlage, welche das schottisch-
17. Aug. 1424. fränkische Heer im folgenden Jahr bei Verneuil unweit Ivry durch den Regenten Bedford erlitt: hier sank der heldenmüthige Douglas, den Karl VII. mit der Grafschaft Touraine belehnt hatte, unter den Schwertern der Engländer in Staub und neben ihm der schottische Graf von Buchan; hier erlag die Blüthe des französischen Adels, an ihrer Spitze die Grafen von Aumale, von Tonnerre, von Ventadour, der Vicomte von Narbonne; viele andere, darunter der Herzog von Alençon und der Marschall Lafayette, geriethen in Gefangenschaft. Nun schien die Sache des Dauphin verloren: im Norden der Seine ergaben sich die Städte und Burgen, die noch zu ihm gehalten, dem übermächtigen Gegner; Stephan von Vignoles, genannt Lahire, aus der Gascogne, der in der Champagne die nationale Fahne aufgepflanzt, mußte Vitry und andere Orte räumen; das Land nordwärts der Loire war größtentheils im Besitze des Regenten, der sich nunmehr anschickte, den „König von Bourges" in den letzten sichern Aufenthaltsstätten aufzusuchen; ein Vorhaben, das jedoch unerwartet durch den Streit der Herzoge von Glocester und Burgund vereitelt ward.

Haltung des Herzogs von Burgund. Es wurde früher erwähnt (VII, 916), daß Jacobäa, die schöne und leidenschaftliche Gräfin von Holland und Hennegau, ihren an Geist und Körper schwachen Gemahl Johann IV. von Brabant, Sohn des bei Azincourt gefallenen Herzogs Anton, verließ, und nachdem ihre Ehe von dem auf dem Costnitzer Concil entsetzten Papst Benedict XIII. geschieden worden, ihre Hand dem Herzog von Glocester reichte. Dadurch entstanden Verwickelungen, welche das englisch-burgundische Bündniß lockerten; Herzog Philipp, der seiner Mannschaft in den Niederlanden bedurfte, überließ den Krieg gegen den Dauphin auf längere Zeit ausschließlich dem englischen Regenten, und wenn nicht Glocester, den er im Felde bekämpfte und zum Zweikampf herausforderte, endlich bewogen worden wäre, die vom Papst Martin V. verworfene Ehe mit Jacobäa aufzugeben und die ausschweifende Gräfin ihrem Schicksale zu überlassen, so wäre vielleicht schon damals der Burgunder von dem unnatürlichen Krieg gegen die blutsverwandten Valois abgestanden. Nur die Weigerung Karls, sich von seinen Günstlingen und Rathgebern, denen man die Ermordung Johann's Ohnefurcht zuschrieb, zu trennen, vereitelte abermals die Bemühungen des Herzogs Amadeus von Savoyen, die Spaltung auszugleichen. Doch geschah ein großer Schritt zur Versöhnung der königlichen und der burgundischen Partei, als Karl dem Grafen von Richmond, Philipp's Schwager,
März 1425. die Würde eines Connetable verlieh, wodurch nicht nur dieser zwar anmaßende und heftige, aber auch erfahrene und thätige Mann auf die nationale Seite gezogen ward, sondern auch dessen Bruder, der Herzog von Bretagne, und als Philipp selbst seine jüngste Schwester Agnes mit dem Grafen von Clermont, Karl's Vetter und Anhänger, vermählte. Duchatel wurde nun in Gnaden entlassen, dafür sah man in der Umgebung des Königs einen jungen Mann, den **Bastard von Orleans**, nachmals Graf von **Dunois**, dessen Name bald bei jeder ruhmvollen Kriegsthat genannt wurde. Ihm und dem tapfern Lahire war es hauptsächlich zu danken, daß die Grafen von Suffolk und Warwick, während Bedford in England weilte, um die zwischen seinem Oheim

und seinem Bruder ausgebrochenen Feindseligkeiten zu schlichten, zur Aufhebung der Juli 1427. Belagerung von Montargis sich genöthigt sahen.

Aber was halfen alle patriotischen Anstrengungen und Versöhnungsversuche gegen- Karl VII. u. sein Hof. über der Schlaffheit und gränzenlosen Schwäche des Dauphin? Im müßigen weichlichen Dahinleben blickte er mit Gleichgültigkeit auf den Gang der Waffen, von deren Entscheidung die Zukunft des Reiches und seine eigene abhängig war, und jedes energischen Handelns unfähig ließ er es ruhig geschehen, daß sein Hof der Schauplatz der Zwietracht und der Ränke seiner Günstlinge ward, deren Herrschsucht und Eigennutz jede kriegerische Anstrengung um ihre Früchte betrog. Karl VII. war ein schwacher, unselbständiger Fürst, sagt ein neuerer Schriftsteller. „Aufgewachsen inmitten der Auflösung aller Verhältnisse, kannte er nicht die Heiligkeit der Familienbande, nicht die Grundsätze noch den sichern Gang geregelten Staatswesens, nicht die ewigen Gesetze sittlicher Ordnung. Von seinem Volke hatte er keine anderen Vorstellungen, als die, welche sich ihm von frühester Jugend an in Paris aufgedrängt: Höflinge und Schmeichler, die ihm einerseits das Beispiel der Intrigue und Leidenschaft gegeben, andererseits ihn in die Frivolität des Hoflebens eingeführt; rebellische Bürger, die ihm Strafpredigten über sein sündhaftes Leben gehalten und ihm die Unterwerfung unter die Staatsweisheit ihres Egoismus als einziges Mittel der Rettung gepriesen; endlich der Pöbel, der die Thüren des königlichen Palastes erbrochen und die Günstlinge des Dauphin vor seinen Augen hingeschlachtet. Er war und blieb ein Spielball der Ereignisse, die er nicht zu beherrschen vermochte, ohne Energie und Selbstvertrauen, das Schattenbild eines Herrschers, unfähig die Macht und das Ansehen des Königthums wieder aufzurichten, ohne Sinn für die Hoheit seines nationalen Berufs." Als der neue Connetable Arthur von Richmond gegen die Engländer ins Feld zog, gestattete er, daß Peter von Giac, der bei der blutigen That an der Yonne eine sehr verdächtige Rolle gespielt hatte, in der Umgebung des Königs in Issoudun blieb. Bald jedoch merkte der Oberfeldherr, daß der intrigante Höfling ihm in allen Stücken entgegenwirkte: die Staatsgelder, welche die Stände des Südens zu Kriegszwecken verwilligt hatten, wurden verschleudert oder veruntreut, so daß ein großer Theil der Truppen, denen der Sold nicht mehr bezahlt werden konnte, die Fahne verließ, und alle weiteren Unternehmungen ins Stocken kamen. Entrüstet eilte der Connetable nach Issoudun, führte den Günstling nach seinem Schlosse Dun-le-Roi und ließ ihn durch ein summarisches Gerichtsverfahren zum Tode verurtheilen und im Fluß ertränken. Den zür- Jan. 1427. nenden König beschwichtigte man durch die Mittheilungen der Frevelthaten, deren sich Giac schuldig gemacht: Er habe die Einkünfte des Reichs verschwendet, an der Ermordung des Herzogs Johann sich betheiligt, seine erste Frau vergiftet und „dem Teufel eine seiner Hände verkauft," damit ihm derselbe zu Willen sei. An seine Stelle als Gesellschafter und Haushofmeister trat ein junger Edelmann aus der Auvergne, Le Camus von Beaulieu, dem man zutraute, daß er sich nicht in Staatsgeschäfte mischen würde. Als aber auch dieser seinen Einfluß auf den schwachen König zu eigennützigen Zwecken mißbrauchte, wurde er durch eine Hofintrigue gestürzt und vor den Mauern von Poitiers, wohin man ihn zu locken gewußt, durch den Marschall von Broussac ermordet. Mit einigem Widerstreben ließ sich jetzt Karl von dem Connetable den Herrn von La Tremoille, aus einem vornehmen Hause zum Gesellschafter aufdrängen. Kaum aber war der Graf ins Feld gezogen, um das siegreiche Gefecht bei Montargis zu verwerthen, so sah er sich aufs Neue durch Hofränke und Vorenthaltung der Kriegsgelder in seinen Unternehmungen gehemmt. Er hoffte auch diesem Günstling das Schicksal seiner Vorgänger bereiten zu können; aber derselbe war auf seiner Hut und be-

reitete ihm einen unerwarteten Widerstand. Ein Befehl des Königs, der sich fast ebenso willenlos von seiner Umgebung zu persönlichen oder Parteizwecken gebrauchen ließ, wie einst sein irrsinniger Vater, untersagte allen Städten und Schlössern, dem Connetable oder seinen Anhängern und Dienern die Thore zu öffnen, und als zwei Bourbonen, die Grafen von La Marche und von Clermont, im Auftrage des Oberfeldherrn sich der Stadt Bourges bemächtigten, zog der König selbst nebst seinem Günstling mit zahlreichem Kriegsvolk gegen sie und zwang sie zum Gehorsam So ging die königliche Sache durch die Schuld und Schwäche des Oberhauptes selbst einem schmählichen Schiffbruche entgegen. An jedem erfolgreichen Ausgang verzweifelnd, trat der Herzog
Sept. 1427. von Bretagne wieder entschieden auf die Seite Englands und schwur dem König Heinrich VI., sobald er nach Frankreich käme, Huldigung zu leisten, und Philipp von Burgund, mit Glocester ausgesöhnt und von der Gräfin Jacobäa zum Nachfolger in allen ihren Besitzungen ernannt, schloß sich aufs Neue fester an den Herzog von Bedford an. Nun schien für diesen der günstige Augenblick gekommen, gegen den Valois, der nicht einmal im eigenen Heerlager Friede und Eintracht zu erhalten vermochte, den alten Angriffsplan energisch durchzuführen und ihn im eigenen Hause, in den Wohnstätten jenseits der Loire aufzusuchen.

Belagerung von Orleans 1428. 1429. Um den Kampf gegen den Süden mit Erfolg durchführen zu können, glaubten die Engländer sich vor Allem der festen Stadt **Orleans**, des Schlüssels zum mittägigen Frankreich, bemächtigen zu müssen. Es war ein schwieriges Unternehmen, da die Bürgerschaft und die zahlreiche tapfere Besatzung zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen und die Vorrathshäuser mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versehen waren. Bedford scheint daher auch Bedenken gehabt zu haben, aber im Kriegsrath wurde die Belagerung beschlossen und der Oberbefehl dem Grafen von Salisbury, nächst Warwick dem tüchtigsten der englischen Befehlshaber, übertragen. Nun fiel das englisch-burgundische Heer zunächst in die Besitzungen des Herzogs von Orleans ein, der noch immer seit dem Tage von Azincourt zu London als Gefangener weilte, seine Einsamkeit mit Balladen und Liedern verkürzend. Nachdem es sich aller Burgen und Städte im Norden des Flusses bemächtigt und alle Uebergänge besetzt hatte, wurde die auf dem nördlichen Ufer der Loire gelegene Stadt aufs Engste umschlossen, indeß eine auserwählte Mannschaft unter Salisbury's eigener Führung den mit zwei starken Thürmen geschützten Brückenkopf im Süden zu erstürmen suchte. Nach dem heldenmüthigsten Kampfe von beiden
24. Oct. 1428. Seiten gelang es den Engländern, sich der Thürme zu bemeistern; aber bereits hatten die Belagerten auf den starken Pfeilern mitten im Wasser ein zweites Bollwerk errichtet, in welches sie sich jetzt, den nächsten Brückenbogen zerstörend, zurückzogen. Drei Tage nachher bestieg Salisbury einen der Thürme, um durch eine Fensteröffnung des zweiten Stockwerkes eine Uebersicht zu gewinnen. Da schlug eine feindliche Kugel mit solcher Gewalt in die Brüstung ein, daß die losgebrochenen Stein- und Eisenstücke dem Grafen das halbe Gesicht fortrissen
3. Nov. und ihn so schwer verletzten, daß er einige Tage nachher einen schmerzhaften Tod erlitt. Seine letzten Worte mahnten die Umstehenden, bei dem begon-

nenen Werke zu beharren. Sein Nachfolger, Graf Suffolk, kam dieser Mahnung nach. Aus dreizehn verschanzten Waffenplätzen, Bastiden genannt, bedrängte er von Norden die Stadt, während eine Abtheilung auf dem linken Ufer die Verbindung mit dem Süden abzuschneiden suchte. Allein die Einschließungslinien konnten während des Winters nicht so stark angelegt und nicht so sorgfältig bewacht werden, daß nicht mittels kühner Ausfälle hie und da Verstärkung und Zufuhr eingebracht worden wäre. Mit dem Frühjahr aber verschlimmerte sich die Lage der Stadt, insbesondere seitdem der Versuch einiger französischen und schottischen Rotten, einen von Paris heranrückenden Zug mit Kriegsbedarf wegzufangen, gescheitert und der Angriff in dem sogenannten „Häringstreffen" mit großem Verlust zurückgeschlagen war. Vergebens suchten 12. Febr. 1429. die Belagerten die Gefahr einer Eroberung von der bedrängten Stadt dadurch abzuwenden, daß sie sich dem Herzog von Burgund freiwillig zu unterwerfen erboten; Bedford ging auf den Vorschlag nicht ein, unbekümmert um den Abzug des zürnenden Bundesgenossen. Mehr und mehr schwanden die Kräfte April. der Stadt; die Reihen der Besatzung lichteten sich durch die ununterbrochenen Kämpfe; Krankheit und Hunger fingen bereits an, ihre Todtenernte einzuthun; Muthlosigkeit und Verzweiflung bemächtigte sich aller Gemüther; in der Umgebung des Dauphin in Chinon wurde es mit jedem Tage stiller und einsamer; der schwache Fürst selbst dachte bereits an eine Verlegung seines Hofes in die Dauphiné, ja sogar an eine Flucht nach Castilien oder in das getreue Bundesland der Schotten. In diesem Momente des höchsten Elendes, wo alle menschliche Hülfe erschöpft schien, trat ein wunderbares Ereigniß ein, welches der bedrängten Stadt, dem zagenden König und der gebeugten Nation Erlösung brachte: die Jungfrau von Orleans erschien wie ein Messias, um das zerstoßene Volk aus Schmach und Elend zu erretten.

2. Die Jungfrau von Orleans.

Seitdem der deutsche Dichter das Bild der „Jungfrau von Orleans" aus der Vergessenheit gezogen und von den Entstellungen des Spottes und der Frivolität befreit, ist die französische Heldenjungfrau ein Lieblingsgegenstand der Literatur diesseits und jenseits des Rheins geworden, daher auch die Zahl der Schriften, Abhandlungen, Vorträge über Jeanne d'Arc sehr beträchtlich geworden ist. Eine Aufzählung und Beurtheilung der älteren Werke, unter denen das vollständige Quellenwerk von Jul. Quicherat den ersten Rang einnimmt, hat Dr. K. Hase seiner eigenen Darstellung in „Neue Propheten" als „Literarischer Nachtrag" beigefügt (Zweite Aufl. Leipz. 1861). Seitdem ist die Zahl der Schriften bedeutend vermehrt worden, sowohl in Frankreich durch die beiden großen Werke H. Wallon, Jeanne d'Arc Paris 1867. 2 voll. 2. Aufl. und O'Reilly, les deux procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc, Paris 1868. 2 voll., als in Deutschland durch das erschöpfende Werk von G. Fr. Eysell, Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans. Regensb. 1864. Ueber den Standpunkt spricht sich die Vorrede folgendermaßen aus: „So gewiß für uns die subjective Wirklichkeit derselben über jedem Zweifel erhaben steht, eben

so entschieden müssen wir aus sachlichen, dem Wesen und der Beschaffenheit der Gesichte selbst entlehnten Gründen ihre objective Wirklichkeit verneinen. Der Mensch wird bei dieser Auffassung um so größer, je mehr der Engel zurücktritt, und die Mission der Jungfrau kann an ihrer Göttlichkeit nur für den verlieren, welcher Gott mit Augen d. h. in übernatürlichen Wundern sehen muß, um an sein Walten in der Geschichte zu glauben." Unter den von Eysell aufgeführten Hülfsschriften ist besonders die interessante Abhandlung: Jeanne d'Arc von Th. Sickel, in v. Sybel's Histor. Zeitschrift IV. Bd. München 1860 hervorzuheben. Ganz neuerlich kam dazu noch ein Vortrag nebst Anmerkungen von W. Mangold („Bilder aus Frankreich." Vier kirchengeschichtliche Vorlesungen. Marburg und Leipzig 1869). Wir haben von allen diesen Schriften Einsicht genommen, sind aber bei unserer Darstellung, bei der wir nur den thatsächlichen Verlauf und die historische Bedeutung der merkwürdigen Erscheinung ins Auge faßten, vorzugsweise den von nationalen und patriotischen Sympathien getragenen Geschichtswerken von H. Martin und J. Michelet gefolgt.

Die Zeichen der Zeit. Das Elend in Frankreich hatte den höchsten Grad erreicht; die Nation schien der Auflösung entgegen zu gehen. An aller Rettung verzweifelnd überließen sich die höheren Stände einem zügellosen Leben, um die Spanne Zeit, welche ihnen noch gegönnt war, in Ueppigkeit und Sinnengenuß hinzubringen; die unteren Volksklassen litten unter dem entsetzlichsten Druck des Krieges, der Parteiwuth, der Mißhandlung; die Begriffe von Recht und Unrecht waren verwirrt; das Nationalgefühl gab sich nur noch in Haß und leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen den Widersacher kund; eine Gleichgültigkeit gegen alle höheren Güter hatte in den Gemüthern Wurzel gefaßt, so daß das Bewußtsein von Tugend und Laster gänzlich dahin zu schwinden drohte. In Paris ergötzte man sich an dem gräßlichen Schauspiel der Todtentänze, dem frivolen Abbild der Wirklichkeit; das äußere Unglück und die innere Versunkenheit führten zu bodenloser Verderbniß, zu einem Abgrund sittlicher Entartung; die französische Nation schien den Glauben an sich selbst verloren zu haben. In solchen Zeiten sind die Gemüther für das Wunderbare und Uebernatürliche empfänglich; wo das Vertrauen auf menschliche Hülfe verschwunden ist, da erwacht in dem Menschengeist eine gläubige Sehnsucht nach einem unmittelbaren Eingreifen Gottes in die irdischen Dinge, nach einem gottgesandten Heiland und Erlöser. Eine religiöse Erregung hatte sich Vieler bemächtigt und gab sich an verschiedenen Orten kund. In Artois und Picardie zog ein Carmelitermönch in Stadt und Land umher, gleich den Wycliffitischen Predigern gegen die Laster der Geistlichen und gegen die allgemeine Sündhaftigkeit eifernd und zur Buße und Umkehr ermahnend, und die große Menge andächtiger Menschen, die sich um ihn sammelte und ihm nachfolgte, gab Zeugniß, daß seine Ermahnungen auf empfängliche Seelen trafen; in Paris erschütterte ein aus Palästina heimgekehrter Franziscanermönch die Herzen des Volkes durch feurige Predigten über die apokalyptischen Visionen, die er auf die Gegenwart deutete. Da und dort hörte man von Prophezeiungen, die große Ereignisse ankündigten. Alte Weissagungen aus der Druidenzeit, daß eine Jungfrau vom Eichenwald kommen und die „Männer des Bogens" unter ihre Füße legen würde, wurden

heimlich umhergetragen. Das lebhafte französische Volk, von jeher für religiöse Erschütterungen empfänglich, nahm alle Zeichen und Wunder in seine gläubige, verlangende Seele auf. Daß die Rettung durch ein Weib kommen sollte, stimmte zu dem ritterlich-galanten Charakterzug der Nation. Da die Edelleute und Feudalherren die alte Loyalität abgestreift und den angebornen Herrn an die Fremde verrathen hatten, so mußte ein Weib aus der Mitte des Volkes hervorgehen, um in den Massen „die Religion des Königthums" wieder zu beleben; so mußte das instinctive Gefühl einer weiblichen Seele den rechten Pfad zeigen, welchen die irrende Nation unter den Stürmen und Unglücksschlägen der jüngsten Vergangenheit aus den Augen verloren.

Am oberen Laufe der Maas auf der Grenze von Lothringen und Champagne liegt ein Strich Landes, der damals zum Herzogthum Bar gehörte und dessen Bewohner im Gegensatz zu den burgundisch gesinnten Lothringern sich als eifrige Anhänger der französischen Partei durch warmen Patriotismus auszeichneten. Auf dem linken Ufer des Flusses, fünf französische Meilen südwärts von der ummauerten Königsstadt Vaucouleurs erhebt sich zwischen grünen Matten und waldumkränzten Hügeln das Dörfchen Domremi, einst Besitzthum der Abtei des Krönungsheiligen Remigius von Rheims. Dort wurde in einem ärmlichen Bauernhause „am Eichenwäldchen" neben einer alten Klosterkirche am Epiphanientag (6. Jan. 1412) Johanna Darc geboren. Der Vater war ein ehrbarer Landmann, unfreien Standes, auf den Gütern der Krone, die Mutter eine gottesfürchtige Frau. Die Sage, welche sich frühe an die wunderbare Erscheinung geheftet, wollte wissen, daß in der Nacht ihrer Geburt ein unerklärbares Gefühl von Freude in Aller Herzen gedrungen sei. Zwischen dem elterlichen Hause und der waldigen Anhöhe stand eine uralte Buche, neben welcher ein klarer Quell aus dem Boden hervorsprudelte. Beide, der einsam stehende Baum wie das silberhelle Wasser, waren im Volksglauben geheiligte Orte; wohlgesinnte Feen hatten dort ihre Wohnsitze, und die Spuren altceltischer Naturreligion lagen noch unter christlicher Hülle verborgen. Im Frühling versammelten sich die Mädchen des Dorfes unter dem schönen „Maibaum" zum fröhlichen Reigen und hängten Kränze an seine Zweige, die, wie der Glaube ging, während der Nacht verschwanden; in dem reinen Quellwasser suchten seit unvordenklichen Zeiten Fieberkranke ihre Heilung. Diese überlieferten Reste einer ehrwürdigen Vergangenheit hatten sich mit den christlichen Gebräuchen und Vorstellungen vermischt, oder gingen harmlos neben ihnen her; sie brachten dem christlichen Cultus und der aufrichtigen Rechtgläubigkeit des Volks so wenig Gefahr wie so viele ähnliche Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche aus heidnischer Vorzeit in Deutschland. In dieser Gegend weidete die herangewachsene Johanna, die an allen Geschäften des elterlichen Hauses Theil nahm, von Zeit zu Zeit die Schaafe ihres Vaters; in der Einsamkeit belebte sich ihre Phantasie mit den Vorstellungen von den übernatürlichen Wesen an den geheiligten

Jeanne Darc.

Stätten; aber die fröhlichen Tänze der Feen, von denen die älteren Leute erzählten, hatten aufgehört, seitdem das Vaterland an tiefen Wunden blutete; in den Zweigen des Maibaumes glaubte man Seufzen und Weinen zu vernehmen; es waren die alten Schutzgeister, welche um das hinsterbende Gallien wehklagten.

Die Visionen. Johanna mochte fünfzehn Jahre zählen, als englisch-burgundisches Kriegsvolk in ihre heimathliche Fluren vordrang und die Ufer der Maas mit Schrecken und Verwüstung füllte. Ihr Herz blutete bei den Erzählungen der Landleute von der Noth des Volkes, von der Bedrängniß des Königs, von der dunkeln Zukunft unter dem Joche der Fremdherrschaft. Da glaubte sie in der Zurückgezogenheit, der sie sich so gerne hingab, die Stimme des Erzengels Michael zu hören, welche ihr aus der Höhe zurief, es sei der Wille Gottes, daß sie nach „Frankreich“ gehe und dem Dauphin helfe, sein Königreich wieder zu gewinnen. Von der Zeit an war ihr Leben ein Träumen; sie mied den Umgang der Menschen und vertiefte sich mehr und mehr in ihr inneres Schauen. Die Erscheinung wiederholte sich; der Engel kam nicht mehr allein, sondern begleitet von der heil. Katharina und Margaretha: immer stärker ertönte in ihrer Seele der Ruf: „Gehe nach Frankreich! und führe den Dauphin zur Krönung!“ So verflossen drei Jahre. Ihr stilles Hinbrüten ängstigte die Eltern; sie hielten sie zu Hause, sie überwachten sie, sie suchten sie zu vermählen. Alles vergebens! die himmlischen Stimmen wurden immer dringender; ihre heilige Mission trat ihr immer klarer vor die Seele; und als im Jahre 1428 eine burgundische Kriegsschaar abermals die Gegend mit Raub und Verwüstung heimsuchte, als die Bewohner von Domremi sich mit ihrer Habe nach der lothringischen Stadt Neuchateau flüchten mußten, während ihre heimathlichen Hütten der Zerstörung übergeben wurden; da hatte die Jungfrau keine Ruhe mehr, da klagte sie sich des Säumens an und des Ungehorsams gegen den Willen Gottes.

Unter den Versuchen, die Stimmen und Visionen der Jungfrau psychologisch zu erklären nimmt ein Vortrag von J. F. C. Hecker, Berlin 1848, eine hervorragende Stelle ein. Wir geben die Resultate desselben mit den Worten Sickel's (Hist. Zeitschr. IV. 288 f.) „Nach Hecker kommen Visionen überall durch subjectives Sehen zu Stande, indem was innerhalb des Sehorgans mit gespannter Kraft vorgeht, äußerlich als sichtbarer Gegenstand erscheint. In gleicher Weise können das Gehörorgan und alle andern Sinne durch innere von subjectiven Vorstellungen bedingte Reizung der entsprechenden Hirntheile angeregt werden: so entstehen die Wahrnehmungen ohne Gegenstand, die Hallucinationen genannt werden mögen, aber nicht Sinnestäuschungen, denn die Sinne werden nicht getäuscht, sondern nur das Urtheil irrt in der Herkunft der sinnlichen Wahrnehmung. Visionen werden nun oft durch krankhafte Zustände bedingt; aber es gibt auch eine Anregung der Visionen durch den Reiz der Vorstellung an sich und diese Art von Visionen fügt sich harmonisch in die vollkommenste Gesundheit des Geistes wie des Körpers ein. Und je klarer dabei die wirkenden Vorstellungen sind, desto sicherer wird das gefahrvolle Wuchern ungebundener Phantasie, wie es sich in den Visionen krankhafter und ekstatischer Personen zeigt, ausgeschlossen. Es sind dann aller Sinnlichkeit

und aller Schwärmerei entkleidete Gedanken, welche in Lichterscheinung übergehen, einen äußern Schall annehmen und wie aus dem Munde höherer Wesen zu dem visionären Individuum zurückkehrend eine überirdische Kraft der Ueberzeugung in ihm erwecken und es mit einer Zuversicht ohne Gleichen zu Thaten befähigen, die den unbegeisterten Kräften unausführbar sind. Eine solche Erscheinung ist Jeanne d'Arc. Zuerst tritt bei ihr die einfache, elementare Vision ein, die ohne jede sinnliche Vorstellung ist, die des gestaltlosen Lichtes; erst die wiederkehrenden Visionen nehmen Gestalten an, aber nicht veränderliche, wie die Phantasie sie schafft, sondern unwandelbare, wie sie auf bestimmten von Außen erhaltenen Eindrücken, auf den durch den Glauben und die Kunst vermittelten Vorstellungen beruhen. So ist Jeanne, weil der angespannte Gedanke ihren Sinnen die Engel und Heiligen erscheinen läßt, von dem Beistand derselben ebenso wie von dem Dasein Gottes überzeugt, so lebt sie sich vollständig in diese überirdische Welt ein, so nimmt ihr höheres Denken und Fühlen ganz die Formen der edelsten Sinnenekstase. Ihr an sich genialer und edler Geist, ihre kerngesunde Natur erhalten so in den Momenten der Spannung eine über alles gewöhnliche Maaß hinausgehende, überirdische Kraft. Aber gleichen Ursprungs und Inhalts greifen die gewöhnlichen Aeußerungen ihres großen und klaren Geistes und ihre ebenso klaren sich zu Hallucinationen gestaltenden Gedanken zumeist harmonisch in einander ein; sie unterscheiden sich nur durch die Art des Wirkens (wie schon aufmerksame Beobachter aus ihrer Umgebung bemerken, verklären die letzteren auch die äußere Erscheinung der Jungfrau) und durch den Grad der Wirkung. Das Höchste, was sie erreicht hat, war unmittelbare Wirkung der Visionen, indem ihre edelsten Gedanken durch die Sinne nach Außen in die Wirklichkeit versetzt wie aus einer andern Welt zu ihr zurückkehrten."

Der Entschluß der göttlichen Stimme Folge zu leisten erwachte in Johanna's Seele mit unwiderstehlicher Kraft. Sie ging nach dem Dorf Burei zu dem Bruder ihrer Mutter und forderte ihn auf, ihr von dem Befehlshaber von Vaucouleurs, dem Ritter Baudricourt, sicheres Geleit zu dem Dauphin zu verschaffen. Ein alter Prophetenspruch wurde von ihr auf die Gegenwart gedeutet: „Hat man nicht längst verkündigt, daß Frankreich, durch eine Frau zu Grunde gerichtet, durch eine Jungfrau von der Lothringer Mark gerettet werden würde? Die Frau ist die Königin Isabeau, die Jungfrau bin ich." Von den begeisterten Reden des wunderbaren Mädchens ergriffen, willfahrte der Oheim nach langem Sträuben ihrem Wunsche; als er aber bei dem Vogt Nichts ausrichtete, ging sie selbst nach Vaucouleurs. Auch sie wurde Anfangs mit Hohn und Spott als eine Wahnsinnige abgewiesen. Sie ließ sich nicht abschrecken; ihre Stimmen hatten ihr gesagt, daß sie bei einem dritten Versuch durchdringen werde. Sie weilte einige Zeit in der Stadt; schon hatte sich unter dem Volke das Gerücht von ihren Visionen verbreitet; ihre Erscheinung war so Ehrfurcht gebietend, ihr Wandel so rein, ihre Glaube so fest, ihre Frömmigkeit so aufrichtig, daß alle Zudringlichkeit und Frivolität in der Ferne blieb. Endlich ging Baudricourt auf ihr Verlangen ein. Nachdem Johanna von den bekümmerten Eltern durch eine Botschaft Abschied genommen und sie um Verzeihung gebeten, machte sie sich in der Tracht eines Kriegsmannes auf den Weg nach Chinon, wo damals Karl seinen Hof hielt, begleitet von einigen Rittern und Kriegsknechten. Die Einwohner von Vaucouleurs und ihr Oheim trugen die Kosten für Ausrüstung,

Der Aufbruch. 1429.

Pferd und Reise. Es war ein großes Wagniß, durch ein von burgundischen und englischen Kriegsleuten besetztes Land zu ziehen, wo Räuber umherstreiften und große von Frühlingsregen angeschwollene Flüsse den Durchgang hemmten; aber ihr Gottvertrauen und der Glaube an ihre höhere Sendung hielt jede Furcht nieder und half ihr muthig alle Gefahren überstehen.

Johanna vor dem König.

Nachdem Johanna am 5. März in der heil. Katharinenkirche von Fierbois in Touraine mit Inbrunst gebetet, nahete sie sich dem königlichen Hof. Karl VII. schwankte mehrmals, ob er die Kriegsjungfrau vor sich lassen solle; sein Günstling La Tremoille und andere Hofleute suchten das unheimliche Wesen, das von dem Enthusiasmus des Volks getragen leicht ihre Machtstellung untergraben konnte, fern zu halten. Noch in der Nähe von Chinon wurde sie durch einen Ueberfall bedroht. Nur der Energie der verwittweten Herzogin von Anjou, Karls VII. Schwiegermutter, einer entschlossenen Frau von politischer Einsicht, welche in der Volksbegeisterung die einzige Rettung Frankreichs erblickte, gelang es endlich, den König zu bewegen, sie in seinem fürstlichen Saale in Gegenwart des zahlreich versammelten Hofes zu empfangen. Um sie auf die Probe zu stellen, hatte er sich in einfacher Tracht unter die Menge gemischt. Aber Johanna erkannte ihn alsbald; sie mochte sein Bildniß tief genug in ihr Herz eingeschlossen haben, denn Frankreich und das Königthum waren ihr zu Einem Begriff zusammengewachsen. So schwach und unfähig Karl VII. auch sein mochte, für die „Jungfrau“ war er der Gegenstand heiliger Verehrung. „Ich bin von Gott gesandt, Euch, den wahren Erben Frankreichs, nach Rheims zur Krönung zu führen“, sprach sie mit lauter Stimme, „warum wollt Ihr mir nicht glauben?“ Die feste Zuversicht in ihre Mission und eine längere Unterredung mit dem Dauphin unter vier Augen, worin sie ihm seine geheimsten Gedanken über die Legitimität seiner Geburt enthüllt zu haben scheint, zerstreuten seine Zweifel.

Von innerer Unruhe gequält, weil Isabeau in Troyes behauptet hatte, der Dauphin sei die Frucht einer unerlaubten Verbindung, hatte Karl eines Morgens ein inbrünstiges Gebet an Gott gerichtet, wenn er der wahre Sprößling der Capetinger sei, so möge er ihn in seinem Rechte schirmen; in der Versicherung Johanna's, er sei der wahre Erbe Frankreichs, erblickte er somit die Gewährung seiner Bitte und eine göttliche Gnadenerweisung durch die gottgesandte Jungfrau. „Ein erster Strahl von Hoffnung drang in Karl's Herz, daß, als er schon selbst an seinem Recht gezweifelt, das schlichte und vertrauensvolle Wort der Jungfrau ihm wieder die Gewißheit seines Rechtes gab. Das war das Geheimniß seiner Gedanken, das ihm das Mädchen enthüllte, und das, wie damals alle meinten, ihr nur durch göttliche Eingebung bekannt sein könne.“

Siegreich bestand Johanna darauf in Poitiers ein Verhör über ihre Rechtgläubigkeit vor Geistlichen und Doctoren der Theologie und überwand alle verfänglichen Fragen; die Herzogin von Anjou und andere Edelfrauen gaben Zeugniß, daß ihre Jungfrauschaft unverletzt sei, und sie folglich,

nach dem Glauben des Mittelalters, mit dem bösen Feind nicht im Bunde stehen könne.

Nachdem sich Karl VII. von der Rechtgläubigkeit und dem unbescholtenen Lebenswandel der Jungfrau aus Domremi überzeugt, trug er kein Bedenken mehr, sie mit kriegerischem Geleite gen Orleans zu schicken, damit sie dort, wie sie vor den Doctoren verheißen, ihre Zeichen und Wunder sehen lasse. Er gab ihr Rüstung, Waffen und Pferde, nebst Dienerschaft und Gefolge, wie einem Feldobersten und traf Anordnung, daß sie von Blois aus an der Spitze einer Heerschaar Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse in die bedrängte Stadt schaffe. Umgürtet mit einem Schwerte, dessen Klinge fünf Kreuze trug und das man, wie sie vorausgesagt, hinter dem Altare der Katharinenkirche zu Fierbois aus der Erde gegraben, und eine nach ihrer Angabe verfertigte weiße Fahne mit goldenen Lilien und dem Bildniß der heiligen Jungfrau schwingend, zog sie einher, für ihre Umgebung ein Gegenstand heiliger Ehrfurcht. Alles Volk staunte sie voll Begeisterung an; man begann zu glauben, daß sie der rettende Engel Frankreichs sei. Voraus sandte sie einen Brief an die englischen Befehlshaber, worin sie dieselben aufforderte, der von Gott gesandten Jungfrau die Schlüssel aller eroberten Städte zu übergeben oder die Rache des Himmels durch ihre Hand zu gewärtigen. Eine Schaar Priester schritt Hymnen singend dem Zuge voran. Sie zieht gen Orleans.

Das gewagte Unternehmen, dessen Ausgang als Gottesgericht gelten sollte, gelang. Ohne von den Engländern gehindert zu werden, zog sie in Orleans ein, von dem Volke mit begeisterten Freudenrufen empfangen. Wie bewunderte man die schlanke Jungfrau mit den dunkeln Locken, wenn sie auf weißem Zelter gepanzert einherritt und Waffen und Roß so geschickt zu handhaben verstand! Ein unter ihrer Leitung glücklich vollführter Ausfall, welcher nach hartnäckigem Kampfe, wobei sie selbst durch einen Pfeil in die Schulter getroffen zu Boden sank, eines der festesten Bollwerke, das Castell les Tournelles, in die Hände der Franzosen lieferte, erhöhte die Hoffnung und Zuversicht des Volkes. In stählerner Rüstung, einen Helm auf dem Haupte, schritt sie mit dem heiligen Lilienbanner dem Heere voran und entflammte durch gottbegeisterte Reden die Krieger. Bald wurden den Engländern noch zwei andere Festungswerke entrissen und viele ihrer tapfersten Krieger erschlagen; auch der Führer Glansdale fand den Tod. Die wunderbare Erscheinung und der Glaube an ihre höhere Sendung flößte den Franzosen Muth und Selbstvertrauen, den Feinden Furcht und Zagen ein. Sie mischte sich in die Reihen der Kämpfenden, die der Bastard von Orleans und Lahire gegen den Feind führten, gab nützlichen Rath, ermahnte die Streiter zum Ausharren, führte die Wankenden und Weichenden wieder vorwärts, sprach ihnen Muth und Gottvertrauen ein, sorgte für die Verwundeten und Kranken. Das französische Volk erblickte in der Jungfrau, die mit heroischem Muth weibliche Sittsamkeit

Orleans befreit. 28. April 1429. 6. Mai.

und Bescheidenheit verband, in sittlichem Ernst jede Leichtfertigkeit strafte und in Gottesfurcht und frommer Andacht Allen voranging, ein geweihtes Wesen, das der Himmel als Rüstzeug erkoren, erwies ihr abgöttische Verehrung und trug sich bald mit einer Menge von Sagen über ihre Wunderkraft; die Engländer dagegen schauten mit Grauen und Entsetzen das gewappnete Weib an der Spitze der Heere, sie hielten die Erscheinung für eine Ausgeburt der Hölle, und ihre Phantasie legte derselben übernatürliche Kräfte und Zauberkünste bei, der keine menschliche Macht und Kunst zu widerstehen vermöchte. Der Eindruck war so mächtig, daß Bedford von der Belagerung abstand. Die Früchte siebenmonatlicher Arbeit und Anstrengung waren in wenigen Tagen durch ein kaum achtzehnjähriges Mädchen vernichtet worden. Mit einer feierlichen Prozession dankte man Gott für die Befreiung der Stadt; und noch Jahrhunderte wurde am 8. Mai das „Fest der Jungfrau" zur Erinnerung an das wunderbare Ereigniß in Orleans begangen.

Weitere Siege der Jungfrau. Johanna wollte die Volksbegeisterung zu weiteren Thaten benutzen. Sie begab sich daher in aller Eile zu dem Dauphin, um ihn zu bewegen, sich an die Spitze des Heeres zu stellen und ihr zur Krönung nach Rheims zu folgen. Aber der träge und zaghafte Fürst konnte sich zu einem so kühnen Entschluß nicht erheben. Alle Bitten und Vorstellungen der Jungfrau waren vergebens. Mit Mühe brachte sie es dahin, daß der Bastard von Orleans und der Herzog von Alençon mit einiger Mannschaft ihr zur Eroberung der übrigen von den Engländern besetzten Orte folgen durften. Ihr Zug richtete sich gegen die
11. Juni 1429. Stadt Jargeau. Vergebens strengte der Graf von Suffolk alle Kräfte an, um durch einen erfolgreichen Widerstand den Zauber zu brechen; die Stadt wurde im Sturm erobert, die Besatzung größtentheils niedergemacht, Suffolk selbst
14. Juni. und sein Bruder John Pole in Kriegsgefangenschaft abgeführt. Kurz nachher vereinigte der Connetable Richmond gegen des Königs Gebot seine Truppen mit denen der Jungfrau. Nun wurde Beaugenci zur Ergebung gezwungen, und als der stolze Talbot, Oberbefehlshaber der Loire-Armee, gegen den Rath Fastolfs und anderer Anführer sich in in einen offenen Kampf einließ, erlitt er
18. Juni. in der „blutigen Jagd" von Patai eine schwere Niederlage. Talbot selbst und die meisten Offiziere ergaben sich den Reitern Lahire's und Saintrailles' und mußten sich durch hohe Summen auslösen; die Gemeinen wurden getödtet, nur wenige retteten sich mit Fastolf durch die Flucht in die Wälder.

König Karl zur Krönung geführt. Das englisch-burgundische Heer an der Loire, das noch vor Kurzem ganz Frankreich zu unterwerfen im Begriff stand, war vernichtet. Fastolf, einst einer der Vorkämpfer unter den Mauern von Orleans, galt jetzt als Feigling. Die Jungfrau hatte Wunder gethan; in ganz Frankreich wurde sie als Heilige verehrt; auf die Krieger im Feld und Lager übte sie einen veredelnden Einfluß; alle Roheit, Laster und Ausschweifungen waren durch ihre Gegenwart verbannt; die Vassallen der Krone, sonst so lässig zum Aufgebot, strömten frei-

willig herbei zum Siege unter der Fahne der Jungfrau. Nur am königlichen Hofe stieß sie fortwährend auf Hindernisse, insbesondere seitdem der Connetable und der Graf de la Marche mit ihr verbunden waren; der unwürdige Günstling La Tremoille, welcher den schwachen, indolenten Fürsten ganz beherrschte, füllte ihn mit Mißtrauen und Neid. Wie sehr auch Johanna drängte, Karl wagte nicht, den gefahrvollen Zug nach Rheims zu unternehmen. Unwillig begab sich Richmond nach dem Westen, um den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen. Selbst als Karl endlich, der lauten Volksstimme nachgebend, den Zug an der Spitze von 12,000 Gewappneten, meistens Reiter, antrat, fehlte viel, daß er von muthigem Vertrauen erfüllt gewesen wäre. Mehr als einmal stand er auf dem Punkte, dem Rathe Tremoille's und seiner Creaturen Gehör zu geben und wieder das südliche Ufer der Loire aufzusuchen, besonders als die Stadt Troyes, aus Furcht vor der Rache des Dauphin, weil einst in ihren Mauern jener schmähliche Vertrag (S. 727) vereinbart worden, die Thore verschlossen hielt. Erst als die Einwohner, erschreckt durch die drohenden Anstalten der Jungfrau zur Erstürmung, Gnade flehend sich dem König zu Füßen warfen 10. Juli 1429.
und Unterwerfung versprachen, faßte er wieder Muth. Ohne Säumen ging nun der Zug über Chalons nach Rheims, wo die Krönungsfeier unter dem 17. Juli.
heiligen Lilienbanner der Jungfrau nach alter Weise durch den Erzbischof vollzogen ward. Die Herzoge von Bar und Lothringen, früher heftige Gegner, reichten sich die Hände zum Bund, und Johanna richtete ein dringendes Schreiben „im Namen Jesus Maria" an Philipp von Burgund, worin sie ihn flehentlich bat, seinen Frieden mit den König von Frankreich zu machen.

Hohes Ansehen der Jungfrau.

Damals stand Johanna Darc auf der Höhe ihres Ruhmes. Ganz Europa blickte mit Erstaunen und Ehrfurcht auf die „Sibylle von Frankreich." Hymnen wurden in Klosterzellen auf sie gedichtet; der alte Gerson, der wenige Tage vor der Krönungsfeier aus dem Leben geschieden (12. Juli.), hatte auf die Nachricht von der Befreiung von Orleans in einer kleinen Schrift ihre göttliche Mission anerkannt und wie Simeon ausgerufen, daß er mit Freuden in die Grube hinabfahre, nachdem er den von Gott gesandten Erlöser geschaut; der Graf von Armagnac, der sich nach Aragonien zurückgezogen, fragte sie um Rath, welcher von den noch immer in Streit begriffenen Päpsten als der rechtmäßige zu betrachten sei. Johanna vermied es, sich in fremde Dinge zu mischen, so lange ihre Aufgabe, die Vertreibung der Engländer von Frankreichs Boden, noch nicht gelöst war. Doch schweifte ihre Phantasie bereits über diese Grenzen hinaus: sie dachte an einen Kreuzzug der gesammten Christenheit gegen die neuen „Saracenen", die Türken; sie drohte den Hussiten mit ihrem rächenden Arm, wenn sie in ihrem kirchenschänderischen Treiben fortführen.

Johanna's Auftreten und Haltung.

Johanna war von schlanker kräftiger Gestalt, heißt es bei einem neueren Schriftsteller (Sickel); ihr Gesicht erhielt erst in den Augenblicken innerer Bewegung einen schönen Ausdruck, ihre Züge verklärten sich dann und ihre Aufregung entlockte ihr ebenso leicht Thränen als freudiges Lächeln. Sie gefiel sich in schimmernder Rüstung und auf feurigem Rosse. Ueber den Panzer warf sie eine kurze Blouse und den langen offenen Faltenrock wie ihn die Männer damals trugen. Sie hatte eine sanfte einnehmende Stimme. Sie sprach wenig, ihre Rede war schlicht und bestimmt und selbst

in erhöhter Stimmung schmucklos. In jeder Lage flößte sie Allen, die ihr nahten, eine Ehrfurcht ein, die sie vor Zudringlichkeit schützte. Bei großer Mäßigkeit und Enthaltsamkeit ertrug sie mit Leichtigkeit alle Strapatzen; sie brachte oft ganze Tage zu Pferde und ganze Nächte in der Rüstung zu. Bei dem Heer führte sie Zucht und Ordnung ein und hielt auf ehrliche Kriegführung; den König ermahnte sie, nach den Grundsätzen des heiligen Ludwig zu regieren, die Städte schützte sie in ihren Gerechtsamen, das Volk vor Willkür und Bedrückung. Ihrem Geburtsorte Domremi erwarb sie Freiheit von Steuern und Abgaben. Auf dem Kriegszug besuchte sie so oft als möglich die Kirchen und führte selbst die Feldherren zum Gottesdienst. Alle, die mit Johanna in Orleans lagen, haben ihre politische Einsicht bewundert, die aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstand entsprang. Und was der Verstand ihr eingab, wußte sie mit dem Muthe gläubigen Vertrauens zu vertreten.

3. Johanna's Gefangenschaft, Prozeß und Tod.

Der Königshof und die Jungfrau. Während das Volk die Jungfrau wie einen Messias verehrte, während die gläubigen und frommen Seelen unter allen Ständen ihr mit gottergebenem Sinn freudig und hoffnungsvoll zujauchzten; lauerten Falschheit und Verrath in ihrer nächsten Nähe; wurde der König, für den sie ihr Leben eingesetzt, der ihr den Umschwung seines Schicksals, die Rettung seines Thrones zu verdanken hatte, dem sie wieder eine Kriegsmacht geschaffen, von neidischen und eigennützigen Geschöpfen mit Mißtrauen und Eifersucht gegen sie erfüllt. Die hohen Prälaten, vor Allen der Erzbischof Regnauld von Chartres, einer der Vertrauten des Königs, nahmen Aergerniß an dem Glauben des Volkes an eine göttliche Gnadenerweisung, die nicht durch die Vermittelung der Kirche geschehen; und die egoistischen Seelen der Günstlinge, eines La Tremoille und seines Genossen, des Kanzlers, schauten mit Neid und Haß auf die rettenden Thaten, welche nicht von ihnen ausgegangen. Sie hätten es lieber gesehen, wenn Karl VII. „König von Bourges" unter ihrer Leitung geblieben wäre, als daß er durch die Jungfrau und durch die Macht und Begeisterung des Volkes „König von Frankreich" werde. Johanna hatte mit ihrem politischen Scharfblick diese von einem neuen Judas drohende Gefahr erkannt: als in Chalons einige Bekannte aus ihrem Dorf sich an sie herandrängten und ihren Muth bewunderten, daß sie sich mit solcher Kühnheit in die Kriegsgefahr wage, gab sie zur Antwort, sie habe vor Nichts Furcht als vor Verrath.

Johanna und der König vor Paris. Die Krönung unter dem Beistande der Jungfrau machte auf die Bewohner Nordfrankreichs einen mächtigen Eindruck. In der Champagne war Alles bereit, den rechtmäßigen König anzuerkennen; die Städte Laon und Soissons, Chateau-Thierry, Compiègne u. a. O. öffneten ihm die Thore, in Beauvais wurde der Bischof Cauchon, ein eifriger Parteigänger der Engländer von Amt und Gut getrieben; ganz Picardie und Isle-de-France waren in Bewegung; ein entschlossenes Vorgehen hätte rasch zur Entscheidung geführt.

Aber alle Vorschläge Johanna's wurden durch die Indolenz des Königs und die Ränke der Höflinge vereitelt oder durchkreuzt. Dadurch gewann Bedford Zeit, sich zu verstärken und zu sammeln. Sein Oheim, der Bischof von Winchester, welcher im Begriff stand, dem Kaiser Sigmund eine Hülfsschaar gegen die Hussiten zuzuführen, ließ sich bestimmen, sie gegen die Franzosen in Dienst zu geben; in Paris wurde die burgundisch gesinnte Demokratie von Neuem gegen die „Armagnacs" aufgereizt, der Bund mit Herzog Philipp in feierlicher Weise erneuert und Isle-Adam, der noch immer großes Ansehen bei dem Volke besaß, zum Anführer der städtischen Miliz eingesetzt. Hierauf zog der englische Feldherr dem französischen Heer entgegen. In Montereau richtete er ein stolzes 7. Aug. 1429.
Schreiben an „Karl von Valois", der sich mit Unrecht König nenne, worin er ihm vorwarf, daß er mit Hülfe eines verworfenen übelberüchtigten Weibes, das in Mannskleidern einherziehe, das Volk zum Aberglauben verleite, und ihn für alles Unglück und Blutvergießen verantwortlich machte, welches durch die Fortsetzung des Kampfes über das arme Land käme. Auf solche Schmach konnte nur mit den Waffen erwiedert werden. Und einen Augenblick hatte es den Schein, als wolle sich der König ermannen. Aber anstatt, wie Johanna rieth, gerade auf Paris loszurücken, ließen sich die Franzosen im Norden der Hauptstadt, bei Senlis, in einige Gefechte ein und zogen dann, als die englischen Armbrust- 14. 15. Aug.
schützen mit alter Tapferkeit widerstanden, nach Crespi zurück, wo Karl die kostbare Zeit mit erfolglosen Versuchen vergeudete, den Burgunder durch große Versprechungen und Zugeständnisse zu gewinnen. Johanna war voll Betrübniß und sehnte sich zurück nach ihrem ländlichen Leben, zu ihren Eltern und Jugendgenossen. Erst als Bedford nach der Normandie abzog, um den Abfall dieser wichtigen Provinz an den Connetable Richmond und andere französische Anführer zu verhindern, gelang es der Jungfrau, das königliche Heer wieder zum Vorrücken zu bewegen. St. Denys wurde besetzt und zu Anfang Sep- 27. Aug.
tembers wehte das Lilienbanner vor Paris. Die Stadt war mit allen Bedürf- 8. Sept.
nissen reichlich versehen, und Bedford hatte vor seinem Abzug eine starke Besatzung zurückgelassen. Es herrschte eine große Aufregung unter der Bevölkerung; aber Haß gegen die „Armagnacs", Verachtung gegen „Karl von Valois", den Schwächling und „Tyrannen", Furcht vor dem drohenden Strafgericht durch die Königspartei, Vorurtheile gegen die Jungfrau, welche man ihnen stets als Werkzeug der Hölle, als Zauberin und Hexe geschildert, bewirkten, daß Paris mit einer an Fanatismus gränzenden Beharrlichkeit an der burgundisch-englischen Partei festhielt, und daß die französisch Gesinnten von dem Terrorismus der Menge niedergehalten wurden. Johanna stieß daher, als sie zum Angriff schritt, auf heftigen Widerstand. Dennoch hätte ihr Muth und ihre Beharrlichkeit zuletzt ohne Zweifel ähnliche Triumphe gefeiert wie in Orleans, wäre sie nicht auf allen Seiten von Feigheit, Verrath und bösem Willen umgeben gewesen. Der König nahm an dem Sturm keinen Theil, sondern

blieb ruhig in St. Denys; die beiden Marschälle, welche ihre Unternehmung unterstützen sollten, gehörten zu ihren geheimen Widersachern; und als sie bereits bis in die Nähe der Vorstadt St. Honoré gedrungen war und, obwohl abermals verwundet, Anstalten traf, den letzten Graben zu überschreiten, reichten die Faschinen nicht hin. Sie wollte am andern Morgen den Angriff erneuern, in der Hoffnung, die Patrioten in der Stadt würden sich zu ihrer Unterstützung erheben, denn schon war Montmorenci, der erste Baron von Isle-de-France, mit fünfzig bis sechzig Edlen auf ihre Seite getreten; da wurde vom König der Rückzug befohlen. Voll Schmerz und Unwillen gehorchte die Jungfrau; in St. Denys legte sie ihre Rüstung und einen erbeuteten Degen auf den Altar, in der Absicht, sich von dem König zu trennen und zu ihrer Heerde zurückzukehren oder sich in eine Klosterzelle einzuschließen; sie wurde jedoch bewogen, als nach stürmischen Verhandlungen im Kriegsrath der Rückzug über die Loire beschlossen ward, den Hof nach Bourges zu begleiten. *Mitte Sept. 1429.*

Johanna's Ansehen im Schwinden. Man hat vielfach behauptet, daß Johanna nach der Krönung in Rheims ihre Mission als vollendet angesehen habe und daß seitdem eine unsichere Haltung in ihr bemerkt worden sei. Neuere Untersuchungen haben dargethan, daß die Befreiung Frankreichs ihr als Endziel vorgeschwebt, und daß erst in St. Denys, nachdem der gescheiterte Angriff auf Paris den Zauber ihrer Person zerstört, ein solches Schwanken hervorgetreten sei. Der begeisternde Einfluß, den im Anfang ihre Gegenwart auf das Heer ausgeübt hatte, war geschwunden; mit Schmerz bemerkte sie, daß die Zucht und sittliche Haltung, die sie im Lager eingeführt, zu weichen begonnen; als sie im edlen Unwillen eine freche Dirne mit der flachen Klinge züchtigte, zerbrach das Schwert, das man einst in Fierbois aus dem Boden gegraben. Die Stimmen, die früher so deutlich zu ihr gesprochen und denen sie unbedingt gefolgt war, hatten in ihrer Kraft und Bestimmtheit nachgelassen. In ihrer Seele gab sich ein Zwiespalt, ein tiefer Kampf kund. Sie erkannte mit richtigem Takt, daß ein üppiger, ränkevoller Hof kein Aufenthaltsort für sie sei, und daß der König, wenn er gleich im December sie und ihre ganze Familie, ihre Eltern und Geschwister in den Adelstand erhob, doch in ihrer Nähe sich nicht wohl fühlte. Das Auftreten anderer Inspirirten, insbesondere der Katharina von Larochelle, die sich gleichfalls auf die Erscheinung einer weißen Frau im Goldgewand berief und dem König verborgene Schätze zu entdecken sich anbot, wurde von ihren Gegnern zur Minderung ihres Ansehens benutzt.

Johanna in Gefangenschaft. 1430. Nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in den Landschaften Touraine, Poitou, Berry, der nur von einigen geringfügigen Gefechten an der Loire unterbrochen war, beschloß Johanna, als die Kunde von erfolgreichen Kämpfen der Engländer und Burgunder in der Normandie, Picardie und Isle-de-France neue Bestürzung und Aufregung hervorrief, sich von dem undankbaren, indolenten König und dem intriganten Hof zu trennen, um mit dem Häuflein

Getreuer, die ihr mit unwandelbarer Ergebenheit anhingen, den nationalen Kampf auf eigene Hand fortzuführen. Sie zog gen Norden, wo die englisch-burgundischen Truppen die königlich gesinnte Stadt Compiègne an der Oise hart bedrängten. Nach einem siegreichen Gefechte bei Lagny zog sie in der Nacht mitten durch die feindlichen Schaaren in die gefährdete Stadt ein. Als sie aber am Nachmittag einen kühnen Ausfall gegen das benachbarte Dorf Marigni wagte, wo eine starke burgundische Besatzung lag, wurde sie von der feindlichen Uebermacht unter Arundel, Montgomery und Luxemburg überholt. Der Rückzug der Ihrigen drohte sich in Flucht aufzulösen, aber muthig deckte sie im hitzigen Gefechte die Nachhut. Schon hatten sich die Meisten über die Brücke oder auf Kähnen in die Stadt gerettet, als es einem Bogenschützen gelang, die Jungfrau vom Pferde zu reißen, worauf der Bastard von Vandomme sie gefangen nahm. Bald nachher kam der Herzog von Burgund hinzu, und auf seinen Befehl mußte Vandomme die Gefangene dem Herrn von Ligny-Luxemburg, seinem Lehnsherrn, übergeben, der sie in dem Schloß Beaulieu unter strenger Aufsicht hielt. Der Triumph der Engländer und Burgunder wie der tiefe Schmerz des französischen Volks gaben Zeugniß, welche Bedeutung man auf beiden Seiten der Katastrophe beimaß. Man argwohnte Verrath; Wilhelm Flavi, Befehlshaber der Stadt, sollte die Brücke voreilig durch das Fallgitter geschlossen haben: er war ein ruchloser Mann, der seine Missethaten mit einem blutigen Ende büßte; doch scheint dieses schwarze Verbrechen nicht auf seiner Seele zu lasten. Dagegen herrschte in der Umgebung des Königs heimlich Freude, von der stolzen Jungfrau, „die keinen Rath annahm, sondern ihren eigenen Eingebungen folgte", befreit zu sein.

Ende März 1430.

23. Mai.

Ihre Auslieferung an die Engländer.

Der kluge Bedford suchte aus der unerwarteten Wendung der Dinge Vortheil zu ziehen. Bald nach der Krönungsfeier in Rheims hatte er seinen achtjährigen Neffen als Heinrich VI. in Winchester feierlich zum „König von England und Frankreich" weihen lassen, und ihn dann über den Kanal geführt, damit auf französischem Boden, wo möglich in der Krönungsstadt Rheims selbst, die Ceremonie wiederholt werde. Er befand sich in Rouen, als die Kunde von der Gefangenschaft der „Maid von Orleans" wie ein Blitzstrahl die Gemüther traf. Bedford erkannte schnell, welchen mächtigen Eindruck es hervorbringen würde, wenn sich die Jungfrau in den Händen der Engländer befände. Aber Philipp von Burgund schien nicht geneigt, die kostbare Beute von sich zu geben. Vergebens drang der Pariser Inquisitionshof, unterstützt von der Universität, auf ihre Auslieferung, um sie auf Grund häretischer Ansichten ins Verhör zu nehmen; der Herzog hielt seine Gefangene nicht nur fest, sondern ließ sie, nach einem vereitelten Fluchtversuch, nach Beaurevoir in Vermandois bringen, in weiter Ferne vom Kriegsschauplatz. Da fand der Regent ein geeignetes Werkzeug an dem erwähnten Peter Cauchon, Bischof von Beauvais, einem selbstsüchtigen, niedrigdenkenden Prälaten, welcher bisher schon

6. Nov. 1429.

einer der eifrigsten Anhänger und Förderer der englisch-burgundischen Sache gewesen, und nun um den Preis des erledigten Erzbisthums von Rouen, nach dem er trachtete, zu neuen Dienstleistungen erbötig war. Er forderte die Auslieferung Johanna's, weil sie in seinem bischöflichen Sprengel gefangen worden sei. Diese Ansprüche hätten indessen wenig Wirkung gehabt, hätte er nicht andere Gründe gewichtigerer Art hinzugefügt. Er versprach dem Luxemburger, der geringe Einkünfte besaß und sich mit ehrgeizigen Plänen trug, „im Namen des Königs von Frankreich und England" 10,000 Goldstücke als Judaslohn, und wußte den Herzog von Burgund, der gerade damals mit der Besitznahme Brabants beschäftigt war und dabei von der Freundschaft Englands eben so großen Nutzen als von der Feindschaft Schaden nehmen konnte, zu bereden, daß er seine Einwilligung zu der Auslieferung gab. Die Stände der Normandie mußten dem Regenten die Summen entrichten, deren er für die Durchführung des schwarzen Planes bedurfte. So wurde der „neue Messias" mit französischem Gelde verkauft. Der Erzbischof von Rheims, der geistliche Vorgesetzte des Bischofs von Beauvais, rührte keine Hand zur Rettung der Jungfrau, die ihre Gefangenschaft mit schwerem, angsterfülltem Herzen trug. Umsonst wagte sie einen zweiten Fluchtversuch, indem sie sich von dem Thurm in Beaurevoir hinabstürzte; man trug sie bewußtlos doch ohne Gliederverletzung vom Walle zurück und brachte sie dann nach Crotei an der Mündung der Somme, wo sie von burgundischen Wächtern den Engländern ausgeliefert ward, die sie gefesselt nach Rouen führten. Ihre „Stimmen" hatten ihr verkündet, daß Gott den Einwohnern von Compiègne, um deren Schicksal sie so sehr bekümmert war, Beistand leisten werde, und ihr Glaube sollte nicht getäuscht werden. Um dieselbe Zeit, da die Feinde ihren Leib in Ketten legten, frohlockte ihre Seele von innerer Freude über die Kunde, daß ihre Freunde, Vendome, Boussac, Saintrailles, der bedrohten Stadt zu Hülfe geeilt und unterstützt durch einen muthigen Ausfall der Bürger das burgundisch-englische
24. Oct. 1430. Belagerungsheer mit großem Verlust zurückgeschlagen hätten. Auch in Champagne hatten die französischen Waffen unter dem patriotischen Feldhauptmann Barbasan guten Fortgang.

Der geistliche Gerichtshof in Rouen. Diese Erfolge der französischen Waffen verschlimmerten das Loos der Gefangenen. So lange sie am Leben sei, meinten ihre Feinde, werde der Glaube an ihre höhere Sendung das französische Volk mit Muth und Vertrauen erfüllen. Deswegen wünschte der Hof in Rouen ihren Untergang, und der Haß und Fanatismus des französischen Klerus war ihm bei dem grausamen Beginnen ein treuer Bundesgenosse. Man hatte sie in dem Thurm der
Dec. 1430. alten Normannenstadt in ein eisernes Verließ eingeschlossen und an Hals,
3. Jan. 1431. Armen und Beinen mit Ketten befestigt. Zu Anfang des nächsten Jahres ertheilte Heinrich VI. „König von England und Frankreich" dem Bischof von Beauvais den Auftrag, die „Johanna genannt Jungfrau" in Betreff ihres

Glaubens vor einem geistlichen Gerichte zu verhören, jedoch mit dem Vorbehalt, daß, falls sie nicht schuldig befunden würde, sie der weltlichen Obrigkeit wieder überantwortet werden sollte. Man konnte sie dann immerhin als Kriegsgefangene wegen Empörung bestrafen. So wurde denn am 21. Februar auf dem herzoglichen Schlosse vor einer Anzahl gemeiner Menschen, die man von der Pariser Universität und aus der normannischen Geistlichkeit ausgewählt hatte und die während des Prozesses von der englischen Regierung Tagegelder bezogen, unter Vorsitz des niederträchtigen Pierre Cauchon und des Stellvertreters des Inquisitors von Frankreich, Le Maitre, die merkwürdige Gerichtsverhandlung eingeleitet, die für den französischen Klerus ein ewiges Denkmal der Schmach und der religiösen Barbarei bleiben wird, wie das gerichtliche Verhör im Palaste des Kaiphas für die jüdischen Pharisäer. Nicht genug, daß ein heuchlerischer Priester, Nic. l'Oiseleur, sich durch Verstellung und Lügen in Johanna's Vertrauen einzuschleichen und sie mit verfänglichen Fragen zu umstricken suchte, daß geheime Späher alle ihre Worte und Geberden belauschten, daß sie Tag und Nacht von englischen Soldaten bewacht ward, welche sie auf alle Weise insultirten und sich ihr mit frecher Zudringlichkeit näherten; der Gerichtsgang selbst war eine Verhöhnung alles Rechtes und aller Menschenwürde. Die Theologen und Rechtsgelehrten, die Cauchon zu Beisitzern auserlesen, standen unter englischem Einfluß oder wurden von Furcht vor den gebietenden Herren geleitet. Bei dem Verhör bedrängten sie die Angeklagte so sehr mit Fragen, daß diese gelegentlich bat, es möge doch Einer nach dem Andern sprechen; die Aussagen, die zu ihrer Rechtfertigung dienen konnten, wurden von den Gerichtsschreibern unterdrückt; neben den öffentlichen Sitzungen hielten der Bischof und sein Gefährte noch geheime Verhöre im Gefängniß, um sie durch verfängliche Fragen und Verdrehungen in Widersprüche zu verwickeln. Wenn einige Beisitzer, von ihrem Gewissen getrieben, eine leise Stimme gegen das rechtswidrige Verfahren erhoben, wurden sie entfernt oder eingeschüchtert; als der Predigermönch Isambard ihr den Rath gab, sich an das Concil von Basel zu wenden, drohte der Graf von Warwick, ihn in die Seine werfen zu lassen, wenn er der Gefangenen noch ferner Rathschläge gebe.

Das gerichtliche Schauspiel zu Rouen war eine Leidensgeschichte wie die der Evangelien. Die Jungfrau, blaß und abgezehrt von den Qualen der Gefangenschaft, stand ihren feindlich gesinnten Richtern wie eine Heilige gegenüber. Dennoch hat sie mehr als einmal durch ihre aufrichtigen, naiven Aussagen wie durch ihre klugen, ausweichenden Antworten die Rathschläge der Feinde zu Schanden gemacht und das böse Trachten derselben vereitelt. Johanna's Haltung im Verhör.

Sie beharrte bei der Versicherung, daß alle ihre Erscheinungen und Stimmen von Gott kämen, daß sie ihr noch fortwährend im Kerker und im Gerichtssaal Rath ertheilten, sie stärkten und trösteten, daß Alles, was sie gethan habe, im Namen und auf Befehl des Herrn geschehen sei. Selbst die männliche Kleidung, die man ihr als

Sünde vorhielt, führte sie auf ein göttliches Gebot zurück und konnte nicht zur Ablegung derselben bewogen werden. Vielleicht erblickte sie darin auch eine größere Schutzwehr gegen schaamlose Angriffe. Das Aergste, was sie fürchtete und was sie im Schlafe ängstigte, ist ihr erspart worden, theils durch ein strenges Verbot des Herzogs von Bedford, theils durch die abergläubische Scheu des gemeinen Mannes vor dem unheimlichen Wesen. — Auf die Frage, ob sie die Hoffnung des Sieges mehr auf ihre Fahne oder auf sich selbst gestellt habe, gab sie zur Antwort: „Ich habe sie auf den Herrn gesetzt und nie auf etwas Anderes." Man wollte von ihr erfahren, durch welches geheime Zeichen der König zum Glauben an ihre höhere Sendung gebracht worden; als sie jedes Geständniß zurückwies, drohte man ihr mit der Folter und ließ ihr durch den Henker die Marterwerkzeuge erklären; sie aber antwortete ruhig: „Wenn der Schmerz mir falsche Geständnisse entreißt, werde ich sagen, daß ich nur durch Gewalt gesprochen." Nach der Kirchenlehre des Mittelalters galt es als Ketzerei, wenn Jemand behauptete seines ewigen Heils sicher zu sein, denn wozu hätten sonst die Beichte und die Gnadenmittel der Kirche gedient? Sie wußte aber der Schlinge, die man ihr über diese Frage legte, durch eine eben so fromme als kluge Antwort zu entgehen. „Wenn ich nicht in der Gnade bin, so bitte ich Gott, mich darein zu versetzen, wenn ich darin bin, mich darin zu erhalten, denn ich wollte lieber sterben, als nicht in der Liebe Gottes sein." Als man sie fragte, warum sie vor Andern himmlischer Erscheinungen und Offenbarungen gewürdigt sei, erwiederte sie „weil es Gott gefiel also zu thun durch ein einfältiges Mädchen, um die Feinde meines Königs zu beschämen." Gerade dieses Uebernatürliche wollten die Richter am wenigsten gelten lassen; sollten sie die Jungfrau als eine Gottbegnadigte anerkennen? Dagegen sprach, nach der Meinung eines Bischofs, die niedrige Herkunft. Aber die Wunderthaten ließen sich nicht wegleugnen. Man erklärte sie somit für Wirkungen böser Geister, wie sehr auch die reine Sittlichkeit, die christliche Glaubensinnigkeit, die strengkatholische Lebensweise der Jungfrau dieser Auffassung entgegenstanden. Das Versprechen, ihr Gefängniß nie ohne Erlaubniß des Bischofs zu verlassen, hat sie zurückgewiesen; sie werde gehen, wenn es des Herrn Wille sei, und diesen Willen nach den Worten „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen" zu ergründen suchen.

Johanna verrathen und verlassen.

Johanna hatte den Glauben an ihre Rettung nicht verloren; sie hatte von einem Sieg gesprochen, den die Franzosen in drei Monaten erringen würden; ihre Heiligen hatten ihr verkündet, daß sie befreit werden würde. Sie mochte erwartet haben, daß der König Alles aufbieten würde, seinen Schutzengel aus den Händen der Feinde zu erlösen. Aber wir kennen ja diesen Schwächling und seine niedrigen Creaturen. Von diesen war keine Hülfe zu erwarten. Auch hätten die Engländer ihre Beute wohl schwerlich fahren lassen. Sie wollten Rache nehmen und zugleich durch ein blutiges Schauspiel die halb entfesselte Nation abschrecken. Der Fall der verehrten Jungfrau sollte das ganze Volk niederwerfen. Mit Waffengewalt aber war die Normandie nicht zu erobern, so lange noch Paris und der Herzog von Burgund auf Englands Seite standen. Wochenlang dauerte der Gerichtsgang in Rouen; und immer härter wurde das Loos der unglücklichen Gefangenen. Warf man ihr vor, daß sie zum Krieg und Blutvergießen aufgefordert, so beschämte sie ihre entarteten Richter durch das Bekenntniß ihrer feurigen Liebe für König und Vaterland, zu

deren Rettung sie die Waffen ergriffen; sie sehnte sich nach den Tröstungen der Religion; man verwehrte ihr das Beten an heiliger Stätte und verweigerte ihr das Abendmahl, so lange sie die männliche Kleidung nicht ablege. Umsonst verdächtigte man ihre Jungfrauschaft, eine neue Untersuchung unter den Augen der Herzogin von Bedford zerstreute alle Zweifel; umsonst suchte man ihr das Brandmal der Ketzerei oder schismatischer Ansichten aufzuprägen; ihre kirchliche Rechtgläubigkeit bestand jede Probe. Um Ostern drohte ihre Gesundheit den unsäglichen Qualen an Leib und Seele zu erliegen, sie verfiel in eine heftige Krankheit, und die englischen Befehlshaber fürchteten schon, das Opfer, das der König so theuer gekauft, könnte ihnen durch den Tod entrissen werden; aber ihre jugendliche Kraft überwand die Gefahr; sie sollte den Kelch der Schmach und der Leiden bis auf den letzten Tropfen leeren. Man wollte zuerst ihr Andenken entehren und dann durch einen schmerzhaften Tod den Zauber zerstören, den die wunderbare Erscheinung auf die Phantasie des Volkes hervorgebracht, und den selbst Kerker und Banden nicht zu tilgen vermochten.

Nach Beendigung der Verhöre stellte der Bischof mit einigen seiner Genossen zwölf Artikel auf, die ein Auszug aus den Untersuchungsakten sein sollten. In diesen waren Johanna's Aussagen auf boshafte und arglistige Weise entstellt, Alles, was zu ihrer Rechtfertigung dienen konnte, war weggelassen, alles Zweideutige, Mißverständliche, Unklare zu ihren Ungunsten gedeutet und in ein scharfes düsteres Licht gestellt. Diese in lateinischer Sprache abgefaßten Artikel, von denen die Angeklagte nie Einsicht erhalten, wurden ohne Beifügung der Untersuchungsakten einer Anzahl von gelehrten und rechtskundigen Männern verschiedener Körperschaften, insbesondere von Beisitzern des Gerichts, von dem Capitel von Rouen und von der Pariser Universität zur Begutachtung mitgetheilt. Die Antworten brachten strenge Verdammungsurtheile. Die angegebenen Erscheinungen und Offenbarungen seien entweder lügenhafte Vorspiegelungen oder Werke des Teufels; sie habe Gott und die Heiligen gelästert, sei vom wahren Glauben abgefallen, habe böse Geister angerufen, habe zum Götzendienst verleitet und zum Blutvergießen aufgefordert. Weigere sie sich, ihrem Irrwahn zu entsagen und sich dem Urtheil der Kirche zu unterwerfen, so sei sie, als der Ketzerei verdächtig, dem weltlichen Arm zur Bestrafung zu überliefern. Verfahren der Untersuchungsrichter.

Auch die Universität zu Paris, einst die Vorkämpferin freier Principien, ließ sich zu solchem Ausspruche hinreißen. Hatte Gerson die begeisterte Jungfrau als eine gottgesandte Heilige verherrlicht, so erklärte sie nun dessen Nachfolger, **Thomas de Courcelles**, ein gefeierter Gottesgelehrter, für ein Rüstzeug der Hölle. Und wer hätte gewagt, dem Gutachten der Alma Mater von Paris zu widerstreben! Dasselbe verschaffte dem Bischof Cauchon und seinen Creaturen noch einen weiteren Triumph. Das Verdammungsurtheil war an die Bedingung geknüpft, daß die Artikel wirklich mit den Aussagen der Verklagten übereinstimmten und daß Johanna hartnäckig dabei

verharre. Wenn es nun gelang, sie zum Widerruf zu bewegen, so lag darin ein Geständniß, daß die Anklage in der Wahrheit begründet sei; und was konnte in den Augen des Volkes die Heilige mehr erniedrigen, als eine solche Selbstverurtheilung? Wir haben gesehen, daß ihr schon früher der Rath gegeben worden war, sich an das Baseler Concil zu wenden. Aber dieser Ausweg war nicht nach dem Sinne ihrer Peiniger. Eben so wenig fand der Plan, welcher ihr von wohlwollender Seite an die Hand gegeben wurde, sich dem Urtheil des Papstes zu unterwerfen, die Billigung des Bischofs. Er sorgte dafür, daß sie über dieses Rechtsmittel im Unklaren blieb, und da auch ihre Heiligen darüber schwiegen, so kam es bei ihr nie zu einer bestimmten, standhaften Berufung an diese obersten Kirchenbehörden. War sie überzeugt, unmittelbar mit höheren Mächten zu verkehren, von Gott selbst und seinen Engeln Offenbarungen zu erhalten, so konnte sie das, was sie auf deren Gebot gethan, keinem menschlichen Urtheil, auch nicht einem kirchlichen Gericht unterwerfen. Sie wies die Anmuthung, sich der kirchlichen Entscheidung zu fügen, nicht gerade zurück, meinte jedoch, ihre Offenbarungen und die Kirchenlehre kämen aus derselben Quelle, mithin könne keine Verschiedenheit obwalten. Damit war jedoch ihren geistlichen Richtern nicht gedient. Sie belehrten sie zunächst, daß es eine triumphirende Kirche gebe, bei Gott und seinen Heiligen und Seligen, und eine streitende Kirche auf Erden, bestehend aus dem Papste, den Prälaten und dem gesammten Klerus der katholischen Kirche; dieser letzteren sei sie unterworfen. Sie widerstrebte nicht, doch unter dem Vorbehalt, „daß dieselbe nicht den Offenbarungen, die sie empfangen habe oder empfangen werde, Entgegenstehendes gebiete." Man verlangte aber unbedingte Unterwerfung unter das Glaubensgericht in Rouen und unter die Universität in Paris, welche das Licht der Welt sei. Sie beharrte darauf, daß sie zwar an die Kirche auf Erden glaube, die nicht fehlen noch irren könne, aber in Beziehung auf ihre Thaten nur Gott als ihren Herrn und Richter anerkenne.

Die Verleugnung. Am 24. Mai 1431 wurde Johanna zum öffentlichen Schlußverfahren auf dem Kirchhofe der Abtei St. Ouen geladen. Noch auf dem Weg dahin suchte man sie zur Abschwörung zu bewegen und stellte ihr für diesen Fall eine milde kirchliche Haft in Aussicht. Sie fuhr fort, sich auf Gott und den heiligen Vater zu berufen; man wollte aber, daß sie alle Worte und Werke, welche von dem gegenwärtigen Gericht verworfen worden, verleugne. Schon auf dem Gerüste stehend unterbrach sie noch den Prediger, der es dem König als Sünde und Schande anrechnete, daß er einer Irrgläubigen und Abtrünnigen anhänge: „Sprecht von mir aber nicht vom König, denn wahrlich, er ist der edelste aller Christen." Erst als man das Verdammungsurtheil vorzulesen begann, als sie den Henker mit dem Wagen bereit sah, sie zum Flammentod zu führen; da brach ihre Seele zusammen; sie wollte lieber widerrufen als verbrannt werden: „Haben die Männer der Kirche entschieden", sprach sie, „daß die Erscheinungen und Offenbarungen, welche ich gehabt zu haben aussagte, nicht behauptet und geglaubt werden dürfen, so will ich sie nicht behaupten." Man las ihr die Abschwörungsformel vor, worin alle ihre Sünden, Gotteslästerungen und sträflichen Irrthümer aufgeführt waren. Mit lächelnder, fast irrer Miene bestätigte sie, was man verlangte. Als sie das Zeichen des Kreuzes, wobei ihr der Geheimschreiber des englischen Königs die Hand führte, unter das Schriftstück ge-

setzt und damit alle ihr beigelegten Geständnisse als wahr bekräftigt und sie widerrufen hatte, las Bischof Cauchon das schon angefertigte Urtheil vor, worin sie verdammt war, den Rest ihrer Tage im Gefängniß zuzubringen „bei dem Brod der Schmerzen und dem Wasser der Trübsal, um ihre Sünden zu bereuen und nicht wieder in dieselben zurückzufallen." Mit Unwillen und Entrüstung vernahmen die anwesenden Engländer das Urtheil; sie schalten den Bischof einen Verräther und meinten, der König habe sein Geld übel angewendet. Aber einer der Beisitzer sagte zum Grafen von Warwick, dem englischen Befehlshaber von Rouen: „Seid ohne Sorgen, wir werden sie wohl wiederfinden."

Der Klerus von Frankreich hatte seine boshafte Absicht erreicht, die Jungfrau war durch ihre eigene Aussage in den Augen ihres Volkes entehrt, aus einer Heiligen war sie zur Zauberin und Gotteslästrerin herabgesunken, ihre rettenden Thaten erschienen nun als Werke des Teufels. Jetzt galt es, sie auch noch dem leiblichen Tod zu überantworten. Johanna hatte gehofft, durch ihre Unterwerfung unter die Kirche aus der Gewalt der verhaßten Engländer befreit und unter geistliche Aufsicht gestellt zu werden. Als sie aber verlangte, daß man nunmehr ausführe, was ihr versprochen worden, rief Cauchon: „Führet sie zurück, wo ihr sie geholt habt." So wurde sie denn wieder nach dem Schloß gebracht und in den Kerker geworfen, der ihr zur Hölle geworden war. Man kleidete sie in ein Frauengewand, wohl in ein Bußkleid, schnitt ihr die Haare ab und legte sie in schwere Ketten. Drei englische Wächter befanden sich Tag und Nacht bei ihr im Gemache, zwei andere hüteten die Thüre von Außen. Aber bald trat die Absicht hervor, sich ihrer zu entledigen. Sie hatte geschworen, nie wieder Männertracht anzulegen. Dies war die Schlinge, wodurch man sie zu fangen trachtete. Man legte Ritterkleidung auf ihr Lager und nach ihrer Aussage setzte man sie in die Nothwendigkeit, sich derselben zu bedienen, wenn sie aufstehen wollte. Ein vornehmer Lord, heißt es, näherte sich ihr, um ihr Gewalt anzuthun; denn es ging der Glaube, ihre übernatürliche Kraft sei mit ihrer Jungfrauschaft verbunden. Da griff sie nach einigem Zaudern zu der verbotenen Tracht und machte sich dadurch eines Rückfalls in die abgeschworene Sünde schuldig. Als am dritten Tag die Richter in ihren Kerker geführt wurden, fanden sie die Jungfrau in Männerkleidung und in einem Zustand der Erregung, der von vorausgegangenen schweren Kämpfen zeugte. Nun wurde sie von Neuem ins Verhör genommen. Auf die Frage, warum sie wieder in die alte Sünde verfallen, antwortete sie: „weil ich es für passender hielt, unter Männern ein Männergewand zu tragen. Erlöset mich von den Ketten, gebt mir ein anständiges Gefängniß, wie ihr versprochen, laßt mich zur Messe gehen, und ich werde gut sein und thun, was die Kirche will." Man fragte sie ferner, ob sie seit der Abschwörung wieder ihre Stimmen gehört? Sie gestand, daß ihre Heiligen wieder erschienen und ihr Vorwürfe gemacht,

Der Rückfall.

28. Mai 1431.

weil sie, um ihr Leben zu retten, sich selbst verdammt habe. Als man ihr vorhielt, daß sie ja vor den Männern der Kirche alle diese Erscheinungen und Offenbarungen als Blendwerk der Hölle abgeschworen habe, erwiederte sie: „Was ich gesagt habe, ist gegen die Wahrheit gesagt, nur aus Furcht vor dem Feuer. Aber ich will meine Buße lieber auf einmal leiden, als länger ertragen, was ich hier im Gefängniß erdulde." Zugleich fügte sie hinzu, sie habe nicht verstanden, was in der Abschwörungsformel enthalten gewesen, habe nur in der Voraussetzung widerrufen, daß dieser Widerruf Gott gefiele; man habe ihr Dinge schuld gegeben, die sie nie gesagt oder gethan habe; sei es übrigens der Wille der Richter, daß sie ein Frauenkleid anlege, so werde sie es thun, sonst aber Nichts. „Daraus erkennt man, bemerkt Hase, daß nicht jene heldenmüthige Reue aus ihr sprach, in welcher ein edler Gefallener, der Folgen klar bewußt, eine unwahre Reue zurücknimmt, um mit sich selbst und seinen Idealen, diesen wahren Schutzheiligen, wieder einig zu werden." Es scheint, daß sie noch immer an der Hoffnung des Lebens festhielt. Cauchon aber sprach beim Heraustreten aus dem Kerker zu den anwesenden Engländern mit heiterer Miene: „Farewell! Es ist um sie geschehen, thut Euch gütlich!"

Johanna's Märtyrerthum. 29. 30. Mai 1431. Am andern Tag versammelte sich das geistliche Gericht im erzbischöflichen Palast zu Rouen. Nachdem Cauchon über die Unterredung mit Johanna Vortrag gehalten, erklärten alle Anwesenden mit Ausnahme eines einzigen, daß die Angeklagte als Rückfällige zu betrachten und der weltlichen Gerechtigkeit zu überantworten sei, mit frommer Gleisnerei die Bitte hinzufügend, „milde gegen sie zu verfahren." Die Milde bestand nach dem mittelalterigen Kirchenrecht darin, daß das unglückliche Opfer, welches die Inquisition als einen verdorrten Zweig vom Stamme der Kirche abzuhauen beschlossen, nicht durch das Schwert umkam, sondern durch Feuer. Man hielt es nicht für rathsam, die Angeklagte noch einmal öffentlich vor Gericht zu stellen, sei es aus Furcht vor den Engländern, die mit Drohen und Toben den Tod der „Hexe" forderten, sei es in der boshaften Absicht, ihr die Glorie des Märtyrerthums zu entreißen. Ein Widerruf ihrer früheren Abschwörung, vor vielen Zeugen ausgesprochen, hätte in den Augen des Volkes alle Schmach ausgelöscht. Am Morgen des 30. Mai 1431 erschien der Predigermönch Ladvenu, dem der Bischof die Verkündigung des Spruches übertragen hatte, in der Gefängnißzelle der Jungfrau. Er hörte ihre Beichte und reichte ihr „den Leib des Herrn", wonach sie stets das größte Verlangen geäußert. Als er ihr dann aber ankündigte, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, da brach sie in Thränen und Wehklagen aus, daß ihr frischer junger Leib, der nie befleckt worden, heute zu Asche werden sollte. Es war der Aufschrei der Natur eines jugendlichen Gemüthes. Bald erschien auch Cauchon. „Bischof, ich sterbe durch Euch!" rief sie ihm entgegen. „Johanna, faßt Euch in Geduld", erwiederte er, „Ihr müßt sterben, weil Ihr Euer Versprechen nicht gehalten habt und zu Eurer ersten Uebelthat zurückgekehrt seid." „Ach!"

seufzte sie, „hättet Ihr mich in kirchliches Gefängniß gebracht und den Händen geistlicher Wächter statt meiner Feinde übergeben, es wäre nie geschehen; darum berufe ich mich von Euch auf Gott!“ Ohne Sträuben ließ sie sich in ein Frauengewand kleiden. Um die neunte Morgenstunde wurde sie auf einen Karren gesetzt und von vielen Bewaffneten umgeben, nach dem Altmarkt geführt, wo wieder, wie bei ihrer ersten Verurtheilung, zwei Gerüste aufgeschlagen waren, eines für sie, das andere für die geistlichen Richter. Dazwischen erhob sich noch ein drittes für den Oberamtmann von Rouen und ihnen gegenüber auf einem hohen Unterbau der Scheiterhaufen. Auf dem Wege stürzte L'Oiseleur, der heuchlerische Angeber und Zuträger, blaß und zitternd an den Wagen und bat Johanna um Verzeihung. Nicole Midi hielt eine Predigt, die mit den Worten schloß: „Johanna, gehe hin in Frieden, die Kirche kann Dich nicht mehr beschützen.“ Sie hörte aufmerksam zu; dann kniete sie nieder, betete voll tiefer Andacht und verzieh ihren Feinden. Nachdem der Bischof das Urtheil verlesen, worin sie als faules Glied aus dem Schooße der Kirche gestoßen und der weltlichen Gerechtigkeit überantwortet ward, setzte man ihr die Inquisitionsmütze auf, worauf die Worte standen: „ketzerisch, rückfällig, abtrünnig, abgöttisch“, und band sie an dem Pfahl über dem Holzstoße fest. „O Rouen, Rouen“, hörte man sie rufen, „muß ich hier sterben, ich fürchte, du wirst viel leiden müssen wegen meines Todes.“ Sie verlangte nach einem Kreuz; ein mitleidiger Engländer heftete zwei Stäbe zusammen und reichte ihr das Kreuz. Sie küßte dasselbe ehrerbietig und verbarg es auf ihrem Herzen. Dann bat sie den Bruder Isambard, der ihr stets große Theilnahme bewiesen, daß er aus der nahen Kirche das Crucifix hole und es ihr vor die Augen halte bis sie sterbe. Die Ungeduld der umstehenden Kriegsknechte, die in murrende Reden ausbrachen, drängte zur Eile. Als die Flammen emporloderten, verließ der Mönch, der sie zum Holzstoß geleitet hatte, die Stätte des Todes. Er hörte sie noch laut ausrufen, daß die Stimmen und Offenbarungen, die ihr zu Theil geworden, von Gott kamen. Der letzte Laut, welcher aus der Umhüllung von Rauch und Flammen hervordrang, war der Name „Jesus.“

Bald war's vollbracht. Von der hochherzigen Jungfrau, die noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht hatte, war nur noch ein Häufchen Asche vorhanden, das die blinde Wuth in die Seine versenkte. Aber viele Augen sah man in Thränen und manche von denen, die bei dem tragischen Ereigniß mitgewirkt, verließen den Ort voll Schrecken und Grauen, und gestanden in der Beichte die Angst ihrer Seele, daß sie eine Heilige gemordet. Das französische Volk aber wurde durch das Blutgericht in Rouen nicht in seinem Glauben an die höhere Sendung der Jungfrau irre gemacht. Aus dem Scheiterhaufen sollte eine Taube gen Himmel geflogen sein. Dieser Volksstimme, welche mit patriotischer Entrüstung den kirchlichen und politischen Gräuel in Rouen verdammte, ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß in der Folge auf Befehl des

Der Eindruck und die Ehrenrettung.

Königs der Prozeß umgestoßen, die zwölf Blutartikel öffentlich zerrissen und die Ehre und das Andenken des Heldenmädchens vor aller Welt wieder hergestellt wurden. Die alte Mutter und die Brüder der Unglücklichen erhoben einen so lauten Schmerzensschrei über das Märtyrerthum Johanna's, daß selbst der heilige Vater in Rom seine Einwilligung zu dem Akte der Sühne ertheilte. Ihr Name wurde „rehabilitirt", aber die späteren Geschlechter blickten mit gemischten Gefühlen auf die räthselhafte Erscheinung. Die Jungfrau von Orleans blieb Jahrhunderte lang eine schwankende Gestalt; erst unser humanes Zeitalter setzte sie in ihr Recht ein. Am Ende des Mittelalters hatte sie noch einmal die Ideen der Kreuzzüge, religiöse Schwärmerei und kriegerische Begeisterung, der erstaunten Welt vorgeführt.

III. Aufschwung des französischen Königthums und die wachsende Parteiung in England.

1. Aussöhnung mit Burgund.

Triumph der Engländer. Die Engländer triumphirten, als die Asche der „Jungfrau" in die Seine geschüttet ward; in ihrem Tode erblickten sie das Heil ihres Königs Heinrich VI. So weit ging ihr Haß, daß sie noch in zwei Manifesten, das eine an die Fürsten und Gewalthaber der Christenheit, das andere an den Klerus und das Volk von Frankreich, die Getödtete lästerten, indem sie lügenhafte Berichte über die Ergebnisse der Untersuchung in die Welt sandten. Und wirklich schienen sich die Dinge in den nächsten Monaten günstig für die Engländer und Burgunder zu gestalten. In dem Erbfolgestreit über Lothringen zwischen dem Eidam und dem Neffen des verstorbenen Herzogs, René von Anjou und Bar und Anton Graf von Vaudemont, trug des letzteren von eng-
Juli 1431 lisch-burgundischem Kriegsvolk unterstützte Partei einen glänzenden Sieg davon, wobei der tapfere Barbajan mit 700 Edelleuten und Rittern auf der Wahlstatt blieb und René und der Bischof von Metz in Gefangenschaft geriethen. Von dem französischen König, der noch immer von den Netzen des unwürdigen La Tremoille umstrickt war und über dem üppigen behaglichen Hofleben die Leiden seiner Retterin und seines Reiches vergaß, war kein kriegerischer Aufschwung zu erwarten. Wenn seine Feldherren Saintrailles, Lahire, Graf Dunois in der Normandie und anderwärts hie und da den englischen Waffen mit Glück widerstanden, so war der König und sein Hof dabei unbetheiligt. Dem indolenten Fürsten schien die Rolle eines Königs von Tours vollständig zu genügen. Noch im Sommer trug sich Bedford mit dem Plane, seinen Neffen zur Krönung nach Rheims zu führen und dadurch der Mission der Jungfrau

den letzten Stoß zu geben. Zuvor sollte jedoch Paris seinen jugendlichen Beherrscher in seinen Mauern empfangen. In prunkvollem Aufzug ritt Heinrich VI., damals neun Jahre alt, an der Seite seines Oheims in die prachtvoll geschmückte Hauptstadt, von den städtischen Communen, dem Parlamente und 2. Dec. der Universität festlich begrüßt, und empfing dann in der Liebfrauenkirche aus 17. Dec. den Händen des Cardinals von Winchester, seines Großoheims die königlichen Insignien. Aber es war eine kalte Krönungsceremonie: während die Helden des tragischen Dramas zu Rouen, Bischof Cauchon und der Stadtrichter Le Bouteillier mit frecher Zudringlichkeit sich hervordrängten, hielt sich der französische Adel fern. Fremde Edelleute und einige französische Prälaten aus den der englischen Herrschaft unterworfenen Städten bildeten den Zug. Paris machte den Eindruck einer eroberten Stadt. Auf den finstern Mienen der Einwohnerschaft lag dieser Eindruck ausgeprägt. Im Palast St. Pol erblickte man die alte Königin Isabeau mit ihren Hofdamen an den Fenstern, um den Enkel zu begrüßen. Aber auch ihr Loos war nicht beneidenswerth; sie lebte in großer Beschränktheit, kaum daß man ihr die tägliche Nothdurft reichte. Sie hatte Ursache, sich weinend in ihr Gemach zurückzuziehen.

Die Lage der kriegführenden Parteien.

Diese Feierlichkeit bildete den Höhepunkt und Schluß von Englands Macht und Herrlichkeit über Frankreich. Die beabsichtigte Krönung in Rheims fand nie statt; Bedford und Winchester kehrten mit dem jungen König nach Rouen zurück, von wo er sich einige Zeit darauf nach London einschiffte. Bald 1432. beschränkte sich der englische Ehrgeiz auf die Normandie; Bedford selbst übertrug die Regentschaft über die andern Provinzen nordwärts der Seine dem Herzog von Burgund, um durch diese Begünstigung den herrschsüchtigen Mann aufs Neue fester an England zu knüpfen. Die bisherigen Erfolge der Fremden waren hauptsächlich durch das Bündniß mit dem Burgunder erzielt worden. Aber dieses Bündniß, von jeher auf schwankender Grundlage beruhend, erlitt einen harten Stoß, als die an Bedford verheirathete Schwester Philipps, die liebenswürdige versöhnliche Anna, ohne Kinder aus dem Leben schied, und ihr 13. Nov. 1432. Gemahl bald nachher mit der Tochter des Grafen von St. Pol aus dem Hause Luxemburg eine zweite Ehe einging, ohne den herkömmlichen Lehnsverpflich- April 1433. tungen Rechnung zu tragen. Zugleich erlangten die Franzosen einige Vortheile im Feld, besonders seitdem es dem tapfern Dunois gelungen war, durch eine von den Einwohnern unterstützte Kriegslist sich der Stadt Chartres zu bemächtigen, während es dem englischen Regenten immer schwieriger fiel, die zum Unterhalt der Kriegsheere erforderlichen Geldsummen zu beschaffen, so daß sogar in Calais eine Meuterei unter der Besatzung ausbrach, die nur mit Mühe durch das energische Einschreiten des Befehlshabers unterdrückt werden April 1433. konnte. — In dem verödeten Paris, wo Elend, Mangel und ansteckende Krankheiten wütheten, wo Gras in den Straßen wuchs und viele Häuser niedergerissen wurden, um Brennholz für den Winter zu schaffen, herrschte eine

dumpfe unzufriedene Stimmung. Die Königsstadt fürchtete unter der Herrschaft der Engländer aus ihrer bisherigen Stellung gedrängt zu werden. War doch bereits in Caen eine Rechtsschule errichtet worden, welche der Pariser Universität, wo keine Lehrkanzel für römische Rechtswissenschaft bestand, großen Abbruch that; bald traten noch andere Facultäten hinzu. Und selbst in Rouen, das die Engländer als ihre französische Hauptstadt betrachteten und vor allen auszeichneten, war die Bevölkerung der Fremdherrschaft so abgeneigt, daß eine
März 1432. Schaar Verschworner durch einen Handstreich sich der Burg bemächtigen und einige Zeit darin behaupten konnte. Erst als die erwartete Hülfe von Außen zu lange zögerte, wurden die verwegenen Gesellen übermannt und nebst einigen ihrer Genossen aus der Bürgerschaft auf dem alten Markt, wo im vorhergehenden Jahr die Jungfrau den Feuertod erlitten hatte, enthauptet. Als der englische Feldherr den französischen Waffenplatz Lagni in der Nähe von Paris
10. Aug. 1432. angriff, wurde er mit Verlust zurückgeschlagen.

Umschwung in der Gesinnung. Agnes Sorel. Diese Umstände, verbunden mit der entsetzlichen Noth des Reichs, wo verwilderte Söldnerschaaren Alles mit Raub, Mord und Verwüstung füllten, wo ganze Landschaften verödet lagen und die Einwohner massenhaft von Hunger und Seuchen weggerafft wurden, machten Eindruck auf das Herz Philipps, der ja den Beinamen des Guten führte. Der Gedanke einer Aussöhnung mit dem französischen König wurde immer lebendiger in seiner Seele. Sein ehrgeiziges Streben, die großen Besitzungen, die er ererbt und erworben, zu einem unabhängigen austrasischen Reiche zu vereinigen und mit etlichen Landschaften und Städten Nordfrankreichs zu vergrößern, konnte eher Befriedigung erwarten durch den schwachen, hülfebedürftigen Karl VII. als durch die übermüthigen Engländer. Der Versuch des Bischofs von Winchester, die beiden Herzoge
Mai 1433. durch eine persönliche Zusammenkunft in St. Omer auszusöhnen, scheiterte an dem stolzen Selbstgefühl des Einen wie des Andern und vermehrte die Erbitterung und Entfremdung. Der Legat von S. Croce, den Papst Eugen IV. als Friedensunterhändler nach Frankreich geschickt, fand daher bei Philipp bereitwillige Aufnahme und Unterstützung. Schon hatte er in einen Waffenstillstand gewilligt, und nur der Haß gegen die Höflinge, insbesondere gegen La Tremoille, den Hauptschuldigen bei der Ermordung seines Vaters, hielt ihn noch vom Friedensschluß zurück. Aber auch dieses Hinderniß sollte beseitigt werden. Dem Connetable Richmond, in welchem die unwürdige Behandlung von Seiten des Hofes das patriotische Gefühl nicht zu ersticken vermocht hatte, gelang es in Verbindung mit Karl von Anjou, Grafen von Maine, Bruder der Königin, den Günstling im Bette zu überfallen und nach Schloß Montresor
Oct. 1433. in Gefangenschaft abzuführen. Der schlaffe König fand sich in die Sache, als man ihm bewies, daß es zu seinem und des Reiches Wohl geschehen. Von der Zeit an gewann eine patriotischere Partei, an ihrer Spitze Jolanthe von Aragonien, Mutter der Königin, und ihr erwähnter Sohn Karl von Anjou, die

Oberhand am Hofe. Sie benutzte die Sinnlichkeit des Königs und seinen Hang zu schönen Frauen, um ihn in die Arme einer Geliebten zu führen, die neben den Künsten weiblicher Grazie ein gutes Herz und einen vaterländischen Sinn besaß und ihren Einfluß so anwandte, wie Jolanthe ihre Gönnerin und Führerin ihr eingab. Es war Agnes Sorel aus Touraine, die im Gefolge der Isabella von Lothringen, Gemahlin des gefangenen Herzogs René, an den Hof gekommen war. Die nachgebornen Geschlechter gefielen sich, die anmuthige Dame im Gegensatz zu der Jungfrau von Orleans, als die eigentliche Retterin Frankreichs hinzustellen. Agnes riß den König aus der Trägheit und Weichlichkeit, erweckte in seiner Seele edlere Regungen, Interesse für Krieg und Politik, Mitgefühl für die Leiden des Volks, und den ehrgeizigen Patriotismus, die Fremdherrschaft abzuschütteln und ganz Frankreich wieder unter seinem Scepter zu vereinigen. Ihr Einfluß und der Rath der alten Königin dauerten lange genug, um die Befreiung Frankreichs zu begründen. Als in der Folge nach Jolanthe's Tod (1442) Eifersucht und andere Leidenschaften auf sie einwirkten und sie zu Hofintriguen geneigt machten, war der Strom vaterländischen Freiheitsgefühls schon so mächtig angeschwollen, daß er nicht mehr aufgehalten werden konnte.

Das erste Zeichen des neuen Geistes am Hofe war die Aussöhnung des Königs mit Richmond, wodurch in die Kriegsleitung wieder Ordnung und Plan kam. Lange hielt Karl mit seiner Gnade zurück; das barsche, durchfahrende Wesen des Connetable war seiner Natur zuwider. Daß er endlich nachgab, war ein Sieg der Vernunft und Klugheit. Richmond begleitete den König nach Vienne, wo die Stände von Languedoc und Dauphiné nach langer Unterbrechung wieder versammelt wurden, um über das Wohl und Wehe des Reichs sich zu berathen und eine Abgabe für die energische Fortsetzung des Kriegs zu bewilligen. Denn die Rohheit und Grausamkeit der Söldnerschaaren überstieg alles Maß. Die wachsende Parteiung in der englischen Königsfamilie, wo der herrschsüchtige und ehrgeizige Graf Humfred von Glocester nicht blos seinem Oheim, dem Kardinal Beaufort von Winchester, sondern auch seinem Bruder Bedford entgegenwirkte, die Abneigung des Parlaments gegen neue Geldbewilligungen, der Mangel eines königlichen Kriegsherrn mit durchgreifender Autorität, wie sie Heinrich V. geübt, waren von schlimmem Einfluß auf die englischen Truppen in Frankreich. Die Hauptleute führten den Kampf auf eigene Hand und die getrennten Banden erfüllten das Land mit roher Gewaltthat. Selbst in der Normandie griff das zur Verzweiflung gebrachte Landvolk zu den Waffen, führte aber dadurch das Elend auf den höchsten Gipfel; in der Umgegend von Paris stritten die französischen Feldherren Lahire und Saintrailles mit Erfolg gegen den Landesfeind und brachten St. Denys und andere Orte in ihre Gewalt. Der Graf von Arundel, der bedeutendste Anführer der Engländer, ein gefürchteter Kriegsheld von Muth und Entschlossenheit, gerieth in dem

Randnotizen: Frankreich erholt sich. — 1434. — 1434.

unglücklichen Treffen von Gerberoi in die Hände der Feinde und starb in der
Frühjahr 1435. Gefangenschaft an seinen Wunden.

Der Friede von Arras. 1435. Ganz Europa fühlte Mitleid mit einer Nation, welche in Gefahr stand, die Errungenschaften vergangener Jahrhunderte einzubüßen, und an Allem Schiffbruch zu leiden, was dem Leben Werth verleiht. Sowohl der Papst als die Baseler Kirchenversammlung arbeiteten eifrig an der Herstellung eines Friedens. Philipp's nächste Verwandte, der Connetable von Richmond und der Herzog
Jan. 1435. von Bourbon, führten dem Burgunder auf einer Zusammenkunft in Nevers die Nothwendigkeit eines Friedens zu Gemüthe; seine eigenen Unterthanen murrten über die unnatürliche und unheilvolle Verbindung eines Sprößlings des französischen Königshauses mit den Feinden des Landes. Und da sich auch König Karl geneigt zeigte, die Freundschaft des Vetters mit großen Opfern zu erkaufen, so ging Philipp endlich in sich. Während des Winters hatte Bedford zum letztenmal Paris besucht. Um Ostern zog der Herzog mit seiner Gemahlin und seinen Söhnen daselbst ein, freudig begrüßt von der Bevölkerung, die in der Ankunft der werthen Gäste den Anfang einer neuen Aera erblickte. Im Monat Juli wurde in Arras auf dem Gebiete des Herzogs ein Friedenscongreß eröffnet, der an Glanz den Versammlungen in Constanz und Basel kaum nachstand. Denn so schwer auch die Zeiten waren, das fünfzehnte Jahrhundert liebte festliche Zusammenkünfte voll Pracht und Herrlichkeit. Außer dem Herzog selbst, der die hohen Gäste in seinem Land würdig zu empfangen bestrebt war und bei den Verhandlungen die wichtigste Stimme führte, erschienen Bevollmächtigte von Frankreich und England mit stattlichem Gefolge, war der Legat des Papstes, waren Abgeordnete des Concils, waren Gesandte des Kaisers und vieler Könige, Fürsten und Communen anwesend, und man schwelgte in Lustbarkeit, in Ritterspielen und Banketten. Sechs Wochen lang dauerte der Congreß; aber ein allgemeiner Frieden, wie er beabsichtigt war, kam nicht zu Stande. England und Frankreich konnten sich nicht einigen; jenes spannte seine Forderungen zu hoch, dieses wollte nur in geringe Abtretungen willigen; am 6. Sept. ritten die englischen Gesandten aus Arras davon, um mit den Waffen zu behaupten, was man ihnen im Frieden verweigerte. Der Herzog sah sie ungern scheiden; er war noch immer unschlüssig, ob er den Bund von Troyes eigenmächtig auflösen und mit dem französischen König auf eigene Hand Frieden machen solle. Die geschworenen Eide und die Erinnerung an des Vaters Ermordung hatten ihre Macht auf sein Gemüth noch nicht verloren. Selbst die Beweisführung der Pariser Rechtsgelehrten, daß der Vertrag von Troyes den Gesetzen des französischen Staats zuwider und folglich null und nichtig sei, vermochte ihn nicht zu überzeugen. Da traf die Botschaft in Arras ein, daß Bedford auf dem Schlosse zu Rouen den
14. Sept. 1435. Anstrengungen des Leibes und der Seele erlegen sei. Der Hingang dieses Staatsmannes, der an Thatkraft und politischem Scharfsinn seinem königlichen

Bruder nicht nachstand, an uneigennütziger Aufopferungsfähigkeit ihn weit übertraf, riß den Herzog von Burgund aus seinem bisherigen Schwanken. Nun glaubte er nicht mehr an den Sieg der Engländer, und er war klug genug, die Gunst des Augenblicks zu benutzen, ehe sie ihm entschwinden könnte.

Um Frankreich, das sich an dem langjährigen Bürgerkrieg zu verbluten drohte, endlich mit sich selbst zu versöhnen, ließ sich König Karl VII. harte Bedingungen gefallen. Nicht nur daß er sich bereit erklärte, die Ermordung des Herzogs Johann als eine ungerechte und ruchlose That zu verdammen und zu bedauern, alle Urheber und Theilnehmer derselben an Leib und Gut zu bestrafen oder für immer aus dem Reiche zu verbannen und allerlei Sühnen zu stiften; er mußte auch das ganze Gebiet an der Somme, die Landschaften von Mâcon und Auxerre und das alte Ponthieu an den Burgunder abtreten und auf alle Lehnspflicht und Huldigung verzichten. Zugleich verbanden sich beide Fürsten zu gegenseitiger Kriegshülfe, versprachen einander das Vergangene zu vergeben und zu vergessen und schwuren, daß keiner ohne den andern einen Frieden mit England eingehen wolle. — Wenige Tage nach Abschluß des Vertrags von Arras starb die alte Königin Isabella in Noth und Dürftigkeit, von Mit- und Nachwelt mit schweren Vorwürfen belastet. 24. Sept. 1435.

2. Mehrung der Königsmacht in Frankreich und die Reformen in Staat und Kirche.

So theuer auch der französische König den Frieden erkauft hatte, so gefahrdrohend auch das burgundische Reich, welches von der Zeit an als ein selbständiger Staat in die Geschichte eintrat, in der Folge für Frankreich werden mußte; nur durch dieses Bündniß war es den Franzosen möglich, die Fremdherrschaft abzuschütteln und das erschütterte Königreich in seinen natürlichen Grenzen wieder aufzurichten. Seitdem die kriegerische Jungfrau, die auf rühmlichere und ehrenhaftere Weise die Befreiung hätte durchführen können, den Flammen übergeben worden, war die Versöhnung der feindseligen Parteien der einzige Weg des Heils. Dies erkannten auch die Engländer und ihre Wuth über den Vertrag von Arras war daher grenzenlos. Sie jagten den burgundischen Botschafter aus dem Lande, sie vergriffen sich an den flandrischen Kaufleuten in London, sie bedrängten die Besitzungen des Herzogs mit Krieg, sie erneuerten die Verbindung mit Jacobäa von Holland und ernannten Humfred von Glocester zum Grafen von Flandern; sie suchten den abgefallenen Bundesgenossen allenthalben Feinde zu bereiten. Dadurch sah sich Philipp veranlaßt, auch seinerseits alle Schonung und Rücksicht bei Seite zu setzen. Er griff das Gebiet von Calais an und unterstützte auf diese Weise die kriegerischen Unternehmungen der französischen Feldherren an der Seine. Denn noch immer war Paris in den Händen des Nationalfeindes, und wie sehr auch die englische Partei zusammengeschwunden war; so lange Meulan, Pontoise und andere benachbarte Orte sich noch in den Händen der Engländer befanden und

Neue Parteistellung.

die Verbindung mit der Normandie aufrecht erhielten, waren die Anhänger des englischen Königs, die von einem Wechsel der Herrschaft schlimme Tage zu erwarten hatten, mächtig genug, jede Erhebung der Patrioten zu verhindern. Auch wirkte das Schicksal von St. Denys, welches die Engländer kurz vor Abschluß des Vertrags von Arras wieder erobert und furchtbar bestraft hatten als Dämpfer gegen jeden voreiligen Aufstand.

Des Königs Einzug in Paris. 1436. Aber mit dem nächsten Frühjahr trat eine günstigere Wendung für die Franzosen ein. Die Einnahme von Meulan durch Graf Dunois und die Vertreibung der Besatzung von Pontoise durch die Bürgerschaft zerriß die Verbindungswege mit der Normandie. Die dadurch herbeigeführte Theuerung erhöhte die Unzufriedenheit in der Stadt; nur die tapfere englische Besatzung unter Lord Willoughby hielt die gährenden Gemüther von offener Empörung zurück. Als aber der Connetable Richmond, der Bastard von Orleans und der bekannte Parteigänger L'Isle-Adam mit beträchtlichen Kriegshaufen erschienen und den Mauern immer näher rückten, da gewann die nationale Partei bald die Oberhand. Sie knüpfte mit Richmond geheime Verbindungen an; und als dieser der Stadt im Namen des Königs Amnestie und den Fortbesitz ihrer Rechte und Privilegien zusicherte, wurde die Uebergabe beschlossen. In früher
13. Apr. 1436. Morgenstunde öffnete die Bürgerwache der französischen Kriegsmannschaft das St. Jacobsthor; die englischen Truppen, nicht viel über tausend Mann, mußten sich nach einem hitzigen Straßenkampf in die Bastille zurückziehen, von wo sie
17. Apr. vier Tage später unter dem Schutze eines abgeschlossenen Vertrags abzogen, verfolgt von Hohn und Schmähungen. Eine feierliche Prozession, wobei die Universität sich durch Loyalität hervorthat, um die vergangenen Thaten in Vergessenheit zu bringen, verherrlichte die Befreiung der Hauptstadt. Die Sieger verfuhren schonend; man wollte die alten Wunden nicht wieder aufreißen, die schlummernden Leidenschaften nicht von Neuem wecken, die Stürme der Parteiwuth nicht wieder heraufbeschwören; denn der Feind strengte noch einmal alle Kräfte an, die Besitzungen an der unteren Seine und am Kanal zu behaupten. Vom Parlamente hatte man neue ausgedehnte Bewilligungen erlangt, und der Herzog von York, Bedford's Nachfolger in der Regentschaft, suchte dem doppelten Feinde mit verdoppelter Anstrengung zu begegnen. Nur die städtischen Beamten wurden durch neue ersetzt und die dem König treugebliebenen Parlamentsräthe von Poitiers zurückgeführt und mit den in Paris anwesenden zu einem „starken Arm der Gerechtigkeit" verbunden. Im folgenden Jahr hielt Karl VII. seinen Einzug in Paris. Er hatte sich an die Spitze des Heeres gestellt und in Begleitung des vierzehnjährigen Dauphin Ludwig, der kurz zuvor sich mit der zwölfjährigen Margaretha, Tochter des Königs Jacob I. von Schottland vermählt hatte, Stadt und Burg von Montereau den Engländern entrissen. Der Einzug des Königs unter der Oriflamme war glänzend und der Empfang feierlich; aber Karl fühlte sich nicht heimisch in der alten Haupt-

stadt seiner Ahnen. Noch vor Ende des Jahres kehrte er wieder nach dem Süden zurück. Dort wehte die Luft weniger scharf, als an der Seine, und seine Hoffeste und gesellschaftlichen Spiele und Lustbarkeiten wurden dort weniger durch den Schmerzensschrei der Völker und die schauerlichen Scenen des Krieges unterbrochen.

Denn um diese Zeit wüthete von der Schelde bis zur Südgrenze der Normandie ein schrecklicher Kampf voll Entsetzen und Grausen, in welchem alle staatliche Ordnung und alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft sich aufzulösen drohten. Aufstand von Brügge. 1437. Es war den Engländern gelungen, den Burgunder zum fluchtähnlichen Abzug von Calais zu zwingen; zugleich landete ihre Schiffsmannschaft an verschiedenen Punkten der flandrischen und holländischen Küste, machte verheerende Streifzüge, hemmte Einfuhr und Ausfuhr und störte allen Handel. Die Bürger von Brügge, welche unter diesen Störungen am meisten zu leiden hatten und sich in einem Streit mit L'Ecluse von dem Herzog zurückgesetzt glaubten, erregten einen Aufstand. Der Burgunder zog mit einem kleinen Haufen Kriegsvolk in die Stadt ein, sah sich aber bald von der aufgeregten Bevölkerung feindlich angefallen. Der französische Marschall L'Ile Adam, welcher aus Schaam, weil ihm die Engländer Pontoise durch einen Handstreich wieder entrissen, den französischen Kriegsdienst mit dem burgundischen vertauscht hatte, stürzte vor seinen Augen von Pfeilen durchbohrt nieder und neben ihm mancher andere burgundische Kriegsmann. Der Herzog selbst schwebte in Gefahr. Nur mit großer Mühe entkam er durch ein aufgerissenes Thor ins Freie. Ein Bürgerkrieg drohte auszu- Mai 1437.
brechen wie in alten Zeiten. Aber der demokratische Kriegsmuth früherer Jahrhunderte war in den flandrischen Städten verschwunden; von dem herzoglichen Kriegsvolk belagert und von Gent und den übrigen Städten verlassen, mußten sich die Brügger unterwerfen, die Anstifter und Hauptschuldigen ausliefern und 1438.
Buße zahlen. Doch spannte der Herzog seine Forderungen nicht zu hoch; er wünschte in seinem Reiche Frieden zu haben, um seine Erblande sowohl gegen die Engländer, als gegen die französischen „Compagnien" zu vertheidigen.

Nicht genug, daß die französischen Landschaften und Städte von dem Nationalfeind aufs Schrecklichste heimgesucht wurden; die eigenen verwilderten Die Noth der Zeit und die „Schinder". Söldnerschaaren, die sich unter gewaltthätigen Bandenführern vom französischen Adel zuchtlos umhertrieben, waren eine nicht minder schreckliche Geißel für Stadt und Land, als die Engländer. Ohne Gehorsam und Disciplin, nur ihrer Raubsucht und ihren rohen Trieben und Leidenschaften folgend, durchstreiften diese entsetzlichen Banden, von dem Volke „Schinder" oder „Erwürger" (Ecorcheurs) genannt, zunächst die Gegenden an der Seine, wo sie mit den Engländern um die Wette Raub und Gewaltthätigkeiten verübten, so daß das Landvolk sich in die Wälder flüchtete und zu Tausenden dem Hunger und Elend erlag. Als die zertretenen und verödeten Fluren keine Beute mehr gewährten, durchzogen andere Schaaren der wilden Gesellen die östlichen und süd-

lichen Landschaften, plünderten die Ortschaften, brandschatzten die Städte, mißhandelten oder tödteten die Bewohner; selbst die königlichen Schlösser wurden nicht verschont. Die Capitäne, welche für den König stritten, wiesen die Befehle seiner Marschälle zurück; hinter den Mauern ihrer Festungen erlaubten sie sich die schnödesten Gewaltthaten. Wilhelm Flavi, ein tapferer Bandenführer, herrschte in Compiègne wie ein souveräner Fürst; als ihm der Connetable seine Stelle entziehen wollte, widersetzte er sich, und hielt dessen ergebensten Freund, den Marschall von Rieux, bis an seinen Tod in Gefangenschaft. Alle Bande der Ordnung und des Gesetzes waren zerrissen. Mit höhnender Ironie bezeichneten sich die wilden Gesellen selbst als „Ecorcheurs." Und als ob die Schreckensthaten der Menschen zur Leidensgeschichte nicht hinreichten, stellten
1438. sich noch Mißernten und Seuchen ein. In Paris starben in Einem Jahr 50,000 Menschen; ganze Straßen waren verödet, so daß Wölfe sich in die Wohnungen der Menschen wagten. Dumpfe Verzweiflung zog in die Gemüther ein; eine abenteuernde Betrügerin, die sich als die Jungfrau von Orleans ausgab, fand Glauben bei dem unglücklichen Volke. Wie ein Verschmachtender im Wüstensand erfaßte es jedes täuschende Bild als einen Boten der Erlösung in seiner sehnsuchtsvollen Seele auf.

Vereitelte Friedensversuche. 1439. England litt an denselben Wunden. Auch dort herrschte Hungersnoth und Krankheit, und von den alten sieggewohnten Helden schied einer um den andern aus dem Leben. Der alte Richard Beauchamp, Graf von Warwick, welcher an Stelle des unerfahrenen Herzogs von York zum Generalstatthalter ernannt ward, starb zu Rouen, ehe er eine namhafte Kriegsthat ausführen konnte (31. Mai 1439); von den gefürchteten Armbrustschützen hatte der lange Krieg so manche frische Manneskraft dahingerafft, daß die Quelle zu versiechen begann. Dazu kam der Hader in der Königsfamilie, die Rivalität zwischen Glocester und dem Cardinal von Winchester, die wachsende Parteiung unter dem Adel, die geringen Fähigkeiten und unkriegerische Natur des jungen Königs Heinrich VI.
Juni—Aug. 1439. Umsonst trat im Sommer des Jahres 1439 der Cardinal mit seiner Nichte Isabella von Portugal, Enkelin Johann's von Gent und Gemahlin des Herzogs von Burgund, auf einem Schloß unweit Calais zu neuen Unterhandlungen zusammen; wie sehr auch die Völker diesseits und jenseits des Canals verzweiflungsvoll nach Frieden schrieen; wie sehr Papst und Kirche zur Versöhnung und Ausgleichung mahnten; die Anerbietungen des französischen Hofes, dem englischen König Guyenne und Normandie als Kronlehen zu überlassen, wenn er seine übrigen Ansprüche aufgeben wolle, wurden durch den Herzog von Glocester und seine Parteigenossen verworfen; Heinrich VI. sollte als „König von Frankreich" die nördlichen Landschaften beherrschen, Karl VII. auf die Länder südwärts der Loire beschränkt bleiben. So blieb die Conferenz, wo trotz des Elends der Zeiten wieder die größte Pracht entfaltet wurde, ohne Erfolg. Der Herzog von Orleans, der schon vierundzwanzig Jahre in

englischer Gefangenschaft verbracht und seine Sehnsucht nach dem sonnigen Lande der Heimath in so manchem rührenden Gedichte ausgesprochen hatte, mußte wieder mit dem Kardinal, in dessen Begleitung er über den Canal gesetzt war, in das düstere Nebelland zurückkehren.

Freudig hatte der Herzog seinen Halbbruder, den Bastard von Orleans, der mit der französischen Gesandtschaft eingetroffen war, umarmt und ihm zum Dank für die tapfere Vertheidigung seiner Hauptstadt die Grafschaft Dunois übertragen. Noch über ein Jahr mußte Herzog Karl von Orleans in der Gefangenschaft ausharren, ehe es seinen französischen und burgundischen Freunden gelang, gegen eine hohe Loskaufsumme seine Befreiung zu erzielen. Durch seine Vermählung mit einer Nichte Philipp's wurde dann die vollständigste Aussöhnung der ehemaligen Parteihäupter bewirkt und die letzte Spur von Rache und Groll ausgelöscht.

Noch war die letzte Antwort von London nicht eingetroffen, als die Kunde, daß die feste Stadt Meaux, das Bollwerk der englischen Herrschaft in Isle-de-France, trotz aller Anstrengungen des kühnen Feldhauptmanns Talbot und der tapfersten Gegenwehr der englischen Besatzung, von dem Connetable Richmond zur Ergebung gezwungen worden, schnell die ganze Conferenz auseinander sprengte. Der ritterliche Mann war durch die Unthätigkeit des Königs, der ihn nie mochte und ihm nie die nöthigen Hülfsmittel gewährte, so verstimmt worden, daß er den Befehlshaberstab niederlegen wollte. Da gewann Jacob Coeur, ein Mann von bürgerlicher Herkunft, der durch den ägyptisch-syrischen Handel reich geworden war und tiefe Einsichten in die commerciellen und volkswirthschaftlichen Interessen besaß, großen Einfluß bei Hof, und benutzte denselben um den König zu kräftiger Unterstützung seines Oberfeldherrn, zu energischer Kriegführung und zu Reformen in der Gesetzgebung anzuspornen. Unterstützt von andern gleichgesinnten Räthen, besonders den Gebrüdern Büreau, erreichte er seinen Zweck. Richmond wurde mit Geld und Mannschaft reichlicher ausgerüstet; die Einnahme von Meaux war die erste Wirkung der veränderten Politik, die eine neue Aera im Kriegswesen und in der Verwaltung begründete und Reich und Königthum sich selbst wiedergab.

Jacob Coeur u. Richmond.

12. Aug. 1439.

Wir haben gesehen, daß die Unordnung und Zuchtlosigkeit der Söldnerbanden ihre Quelle in dem Geldmangel hatte. Die Domänen waren großentheils von Privatleuten eingenommen oder ihnen verliehen worden, und trugen der Krone nichts mehr ein; die Steuern, welche die früheren Könige aufgelegt, hatte Karl nicht mehr zu erheben gewagt, aus Furcht, der Abfall möchte auch die noch treuen Provinzen im Süden ergreifen. So sah er sich auf die spärlichen und unsicheren Bewilligungen der Stände einiger Landschaften angewiesen, welche für die Bedürfnisse des Hofes und Heeres nicht ausreichten. Leicht hätten die französischen Stände damals sich eine ähnliche Rechtsstellung wie die englischen erwerben können, wenn sie dem bedrängten Königthum thatkräftiger zur Seite getreten wären; aber die Auflösung der gesellschaftlichen Bande war schon so tief eingedrungen, daß das politische Nationalgefühl nicht mehr

Reformen im Steuer- und Heerwesen.

zum Ausdruck kam. Selten ist von Reichsständen die Rede, das französische Volk stellte Alles dem Königthum anheim. Und so sehen wir denn auch König Karl VII. unter dem Beistande Le Coeur's und seiner anderen bürgerlichen Räthe zu Maßregeln schreiten, welche der bisherigen Unordnung eine Schranke setzten und die Befreiung des Landes ermöglichten, zugleich aber auch dem königlichen Absolutismus den Weg bahnten.

Die Ordonnanz vom 2. Nov. 1439.

Nach einer großen Reichsversammlung in Orleans, wobei Bevollmächtigte der Herzoge von Burgund, Orleans, Bretagne, des Grafen von Armagnac, der Stadt Paris und viele angesehene Abgeordnete aller Stände erschienen waren, erließ König Karl VII. die berühmte Ordonnanz vom 2. November, worin, wie es im Eingang heißt, „nach reiflicher Ueberlegung und Berathung mit den Prinzen und Baronen, Prälaten und Geistlichen, Edlen und Leuten aus den guten Städten" die Reform des Heerwesens für alle Zeiten angeordnet war. Auf der Versammlung waren solche Klagen über die Gewaltthätigkeiten der Söldnerbanden und ihrer Capitäne laut geworden, daß man sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den unerträglichen Kriegsbedrängnissen mit Ernst und Strenge entgegenzutreten. Ein Friede war unter den bestehenden Verhältnissen nicht zu erzielen; man mußte also den König in Stand setzen, die für den fortdauernden Krieg nothwendige Truppenzahl zu unterhalten und zugleich der Eigenmächtigkeit der Capitäne und der Zuchtlosigkeit der Compagnien ein Ende zu machen. Zu dem Zweck wurde der Staatshaushalt in feste Ordnung gebracht: während die Krongüter, für deren Rückgewinnung Sorge getragen ward, zum Unterhalt des Königs und des königlichen Hauses vorbehalten blieben, die sogenannten Aides, die Auflagen auf Salz und Verkaufsgegenstände und die Ausfuhrzölle auf den Grenzen für die administrativen Ausgaben bestimmt wurden, sollte die Grund- und Personalsteuer (Taille) für Heer und Kriegskosten dienen und auf eine bestimmte feste Summe (1,200,000 Fr.) gebracht durch königliche Schatzmeister regelmäßig erhoben werden. Statt daß der König bisher einzelnen Capitänen gestattet hatte, in den Bezirken, wo sie gelagert waren, gewisse Geldbezüge oder Naturallieferungen für Mann und Pferde zu erheben, damit aber zu Erpressungen und Mißbräuchen aller Art den Weg gewiesen, wurde jetzt eine permanente Kriegssteuer auf das ganze Land und alle Unterthanen sowohl des Königs als der Großen umgelegt und die Erhebung derselben durch zuverlässige Pächter oder Commissarien, den königlichen Beamten, Elus genannt, übertragen. Ein oberster Rechnungshof sollte das ganze Steuer- und Finanzwesen unter seiner Leitung haben, wie der Parlamentshof, mit dem er in Verbindung gesetzt ward, das Gerichtswesen; und eine feste Ordnung im Münzwesen, wodurch den bisherigen schwankenden Währungen für immer ein Ende gemacht wurde, befestigte das Vertrauen und den öffentlichen Verkehr. Nun konnte man erst zu einer durchgreifenden Heeresorganisation, zu stehenden Kriegsmannschaften, zur Unterordnung der Capitäne unter einen Oberfeldherrn, zu einer planmäßigen Kriegführung schreiten. In der erwähnten Ordonnanz wurde daher verkündigt, der König werde eine bestimmte Anzahl Kriegsoberster, sowohl für die schwergerüstete Reiterei, die Gensdarmen, als für das leichtbewaffnete Kriegsvolk ernennen, den Compagnien feste Grenzplätze als Standorte zuweisen und die Anführer für jede Frevelthat, Bedrückung und Rechtsverletzung verantwortlich machen. Ohne königliche Erlaubniß dürfe Niemand Bewaffnete halten; keiner der aufgestellten Hauptleute dürfe die ihm zugetheilte Mannschaft eigenmächtig vermehren; jede Art von Erpressung, jede willkürliche Besteuerung oder Umlage, jeder

Unfug wurde strenge untersagt. Wer diesen Verordnungen zuwiderhandle, sollte mit Verlust der Ehre, der Güter, ja des Lebens bestraft werden.

Noch nie war das Königthum mit solchen Ansprüchen hervorgetreten, noch nie war den Großen eine solche Unterordnung und Selbstentsagung zugemuthet worden. Um von der Bedrängniß der „Würgerbanden" befreit zu werden, übertrug die französische Nation der Krone eine unumschränkte Staatsgewalt, legte sie dem Königthum die Macht bei, allein die zum Krieg erforderlichen Geldmittel und Mannschaften aufzubringen, begab sie sich des Rechts der periodischen Steuerbewilligung. Den Feudalherren wurden die Machtbefugnisse über ihre Unterthanen entzogen oder doch in den wesentlichsten Punkten, im Aufgebot zum Waffendienst und in der Gelderhebung beschränkt; die adeligen Bandenführer, welche bisher als Herren und Gebieter zu schalten gewöhnt waren und gestützt auf ihre festen Waffenplätze mit ihren Soldknechten das Schicksal ganzer Provinzen und Städte in der Hand hatten, sollten nun alle diese Vortheile aufgeben, in Unterordnung und Dienstbarkeit treten und den königlichen Vorschriften in strictem Gehorsam und Subordination sich fügen. Es war ein Schritt aus der Feudalmonarchie zum modernen Staat, wie er noch kaum irgendwo versucht worden. Daß eine solche Umgestaltung nicht ohne Kampf und Widerstreit vor sich gehen konnte, war begreiflich. Nicht alle Edelleute waren mit der Neuerung einverstanden; man merkte bald eine unzufriedene Stimmung, die sich bis in die höchsten Kreise verbreitete und besonders in den Compagnien der „Ecorcheurs" Eingang fand. Dies benutzte der intrigante und boshafte La Tremoille zu neuen Kabalen. Es bildete sich eine Verschwörung, an deren Spitze Männer vom höchsten Adel, sogar Glieder des königlichen Hauses, wie die Herzoge von Bourbon und Alençon, der Graf von Vendome u. A. standen. Sie sahen es als eine Verletzung ihrer natürlichen und angebornen Rechte an, daß sie der Aufsicht königlicher Beamten und einer allgemeinen Ordnung unterworfen sein sollten. Selbst der wackere Graf Dunois ließ sich von dem Pfade der Loyalität, den er bisher gewandelt, ablenken. Das Complot erhielt einen gefährlichen Charakter, als es den Verbündeten gelang, den Dauphin Ludwig auf ihre Seite zu ziehen. Der zwanzigjährige Fürstensohn, der mit den vom Vater ererbten Neigungen zur Sinnlichkeit und Ausschweifung einen brennenden Ehrgeiz, einen intelligenten Geist und eine herrschsüchtige Seele verband, der die Geliebte des Königs Agnes Sorel und die bürgerlichen Rathgeber haßte, der in seinem lieblosen Gemüth keine Regungen der Pietät gegen seinen väterlichen Herrn empfand und der untergeordneten Stellung, in der er bisher gehalten worden, überdrüssig war, verjagte seinen Oberhofmeister, den Grafen La Marche, und schloß sich den Verschwornen an, die im Süden der Loire, in Blois und Touraine, ihre Zusammenkünfte hielten. Ihr Plan war, den König zu nöthigen, seine Räthe, vor Allen den Connetable, La Tremoille's Todfeind, aus seiner Nähe zu verweisen, dem Dauphin einen

Die Praguerie. 1440.

seinem Range gebührenden Einfluß auf die Regierung einzuräumen und dadurch die alte Uebermacht der Feudalherren wieder aufzurichten. Aber das verbrecherische Vorhaben hatte keinen Fortgang; schon der verhaßte Name „Praguerie", womit die Zeitgenossen das Complot belegten und dadurch in Eine Linie stellten mit dem revolutionären Treiben der Hussiten in Prag, bezeichnete den Widerwillen des Volks gegen die Ränke und Umtriebe einer malcontenten Adelsfaction. Graf Dunois verließ bald die Reihen der Aufrührer und flehte die Gnade des Königs an; die Bürger von Saint-Maixent bei Poitiers erwarben sich durch die muthige Vertheidigung ihrer Stadt große Privilegien; viele adelige Grundherren zogen eine Verminderung ihrer feudalen Rechte den Bedrückungen durch die „Würgerbanden" vor und vereinigten sich mit den Städten zum Widerstand. Der Herzog von Burgund, dessen Sohn Karl, Graf von Charolais, im vorhergehenden Jahr mit der Tochter des Königs, Katharina, in die Ehe getreten war, versagte dem Dauphin jeden Beistand und rieth ihm, sich mit dem Vater auszusöhnen, wozu er seine Vermittelung anbot. Die Zeiten waren anders geworden. Als Ludwig und seine Freunde in einigen Gefechten den Kürzeren zogen und Bourbonnais, der Hauptschauplatz der kriegerischen Bewegung, mit seinen zahlreichen Burgen fast ganz erobert war, da standen die Häupter der Empörung von ihrem Vorhaben ab und
Juli 1440. unterwarfen sich der Gnade des Königs. Karl VII. erleichterte den Reuigen die Rückkehr. Die Unterdrückung der „Praguerie" war ein so glänzender Sieg des Königthums über die inneren Feinde, daß er durch keine Rachethat entstellt werden durfte. Er selbst hatte durch sein kräftiges Vorgehen sein gesunkenes Ansehen in den Augen des Volkes wieder hergestellt; man faßte neues Vertrauen zu ihm, und nichts hat den Verordnungen vom 2. November mehr Geltung verschafft, als dieser neu erweckte Glaube an den rettenden und schützenden Arm des Königs. Der Dauphin begab sich mit des Vaters Einwilligung nach dem Delfinat, aber er stand unter der Hut königlicher Diener und Amtleute.

Die pragmatische Sanction. Und nicht nur im eigenen Lande gewann das Königthum wieder Kraft und Ansehen; auch gegenüber der Kirche trat Karl als Schirmherr der gallicanischen Freiheiten auf. Nachdem er, wie einst Eduard III. in England (S. 42), den Eingriffen des römischen Stuhls bei Besetzung der kirchlichen Stellen entgegengetreten und „mit dem Rath einer Versammlung von Prälaten, Geistlichen und angesehenen Laien" eine Verordnung erlassen hatte, „daß Niemand in Frankreich zu einer Pfründe gelangen solle, wenn er nicht aus dem Lande gebürtig und dem König zugethan sei"; benutzte er den Streit zwischen dem Baseler Concil und dem Papste Eugen IV., um die von jenem aufgestellten Grundsätze über die freie Wahl der Bischöfe und Aebte und über die selbständige Stellung der Landeskirchen zum römischen Stuhl zur Geltung zu bringen. Auf einer großen Versammlung zu Bourges, welcher fünf Erzbischöfe, fünfundzwanzig
Juli 1438. Bischöfe und viele Geistlichen niedern Ranges anwohnten, wurden jene Synodalbeschlüsse über die geistlichen Wahlen angenommen und verbunden mit andern Bestimmungen gegen die Geldforderungen des römischen Stuhls und gegen die Eingriffe der

päpstlichen Gerichtsbarkeit in die Jurisdiction des einheimischen Klerus zu einem Gesetz zusammengefaßt, dem man den feierlichen Namen der „pragmatischen Sanction" beilegte. War es für das Papstthum schon sehr empfindlich, daß in Frankreich kirchliche Bestimmungen getroffen wurden, ohne daß man zuvor sich deshalb mit Rom ins Einvernehmen gesetzt; so mußte diese Spannung noch wachsen, als nun eine zweite Reichsversammlung in Bourges, bei welcher die Geistlichkeit besonders zahlreich vertreten war, nicht nur jene „pragmatische Sanction" aufs Neue bestätigte, sondern auch in dem obschwebenden Kirchenstreit zwischen der Curie und dem Baseler Concil eine schiedsrichterliche Autorität, wenigstens für Frankreich, in Anspruch nahm (S. 301). Sept. 1440. Mehr noch als in den Tagen Philipp's des Schönen galt der König nunmehr auch gegenüber der Geistlichkeit als das Haupt der Nation; die Fälle, wo dem römischen Hofe die letzte Entscheidung vorbehalten blieb, waren genau bestimmt; das Pariser Parlament zog die Grenzlinien der Jurisdiction zwischen Staats- und Kirchenrecht, zwischen den heimischen Gerichtshöfen und dem Obertribunal in Rom. „Sogar den geistlichen Censuren glaubte es den Eingang ins Königreich versagen zu müssen."

Machtstellung der Krone.

So finden wir im Anfang der vierziger Jahre das französische Königthum in einer ganz andern Stellung als zuvor. Durch innere Selbstermannung und durch äußere Umstände war es zum Gefühl seiner Pflicht, seiner Macht, seines Ansehens gelangt; es hatte sich selbst wiedergefunden. Die Nation, gebeugt und zerrissen und erschreckt über die sittliche Verwilderung, die allenthalben zu Tage trat, erblickte in der Wiederbelebung der geheiligten monarchischen Institution das einzige Heil, den einzig sichern Anker der Rettung und stand daher in allen Kämpfen und Krisen dem König fest zur Seite.

Gerade damals enthüllte der vor dem geistlichen Gerichte in Nantes verhandelte Prozeß gegen den Marschall von Retz, einen Verwandten des herzoglichen Hauses Montfort in Bretagne, in dessen Schlössern und Brunnen man die Gebeine von hundertundvierzig ermordeten Kindern fand, den ganzen Abgrund teuflischer Bosheit und Ruchlosigkeit. Er hatte die scheußlichen Unthaten anfangs, in Verbindung mit „einem italienischen und englischen Zauberer" aus Aberglauben begangen, um übernatürliche Kräfte zu erlangen, später aus Lust am Morden. Es waren noch Nachwirkungen des Dämonenfanatismus, der in dem Scheiterhaufen von Rouen seine Orgien gefeiert. Auch in England wurde um dieselbe Zeit ein „Hexenprozeß" verhandelt, dessen Verzweigung sich in die höchsten Kreise verlief. Eleonore Cobham, die der Herzog von Glocester aus einer Concubine zu seiner Gemahlin erhoben, wurde angeklagt, daß sie in Verbindung mit Marjory Jourdemain, der „Hexe von Eye" und mit zwei Geistlichen, Roger Bolingbroke und Thom. Southwell, schwarze Künste treibe, durch welche sie mit Hülfe von Zaubertränken den Herzog in ihre Netze gezogen habe und mittels einer langsam hinschmelzenden Wachsfigur die Gesundheit des Königs Heinrich VI. zu untergraben und seinen Tod herbeizuführen gesucht. Der geistliche Gerichtshof sprach das Schuldig aus, wo- 1441. rauf Bolingbroke zu Tyburn an den Galgen geknüpft, Lady Cobham zur öffentlichen Kirchenbuße und dann zu lebenslänglicher Haft verurtheilt ward; Southwell starb vor der Hinrichtung im Kerker. „Der Trieb, sowohl die starren Elemente der Natur durch Kunst zu erzeugen, als auch das lebendige Wesen auf geheimnißvollem, übernatürlichem Wege zu beeinflussen, lag im Geiste einer Zeit, wo vor dem Nebel des Aberglaubens Wissenschaft und Betrug noch nicht von einander geschieden waren."

Was in allen Staaten die Vertreter des Volks hartnäckig bekämpften, eine permanente Steuer ohne ständische Bewilligung durch königliche Amt-

leute erhoben, und ein Kriegsheer, das der König besoldete, dessen Führer er ernannte, dessen Höhe und Aufenthaltsorte er bestimmte, dessen Häupter und Glieder er wegen jeder Ueberschreitung, wegen jeder eigenmächtigen oder ungesetzlichen Handlung zur Rechenschaft und zur Strafe ziehen konnte; das brachte die französische Nation aus freien Stücken dar. In Languedoc erkannte man es als eine hohe Gnade, daß sich Karl, in Anbetracht der großen Opfer, welche die Provinz dem Königthum geleistet und der großen Drangsale, die sie während des Krieges erlitten, mit einem Aequivalent für die Steuern begnügte und dem Lande, wo geschriebenes Recht galt, ein eigenes Parlament in Toulouse gewährte (1443). Und so groß war das Vertrauen in das neugestärkte Königthum, daß Jaques Coeur, eine der wichtigsten Stützen und Räthe, den Bedürfnissen mit freiwilligen Darlehen entgegenkam. Von Reichstagen war kaum mehr die Rede; die jetzige Willfährigkeit der Vertreter der Stände konnte mit der Zeit auch wieder einem oppositionellen Geist weichen; darum zog Karl vor, die bereits bewilligten Steuern im Allgemeinen unverändert bestehen zu lassen; mitunter versammelte er die Stände einzelner Provinzen, mit denen leichter eine Verständigung zu erzielen war. Die Monarchie war auf dem Weg zum Absolutismus; aber zunächst gereichte diese Machtfülle dem Reiche zum Vortheil.

3. Auflösung der Söldnercompagnien und neue Heerorganisation.

Siegreiches Auftreten des Königs. Der neue Geist machte sich bald bemerkbar; der König selbst fühlte sich kriegerisch angeweht. Nachdem er in der Champagne die unfolgsamen Capitäne und Söldner zur Ordnung gewiesen und den ruchlosen Bastard von Bourbon, ein thätiges Mitglied der „Praguerie", zum heilsamen Schrecken in den Wellen der Aube hatte ertränken lassen, rückte er an der Spitze von 10,000 Gewappneten vor Pontoise, und wie muthig immer die Besatzung widerstand, und wie sehr sich der unternehmende Talbot anstrengte, die wichtige Festung zu retten, nach langer Belagerung wurde das letzte Bollwerk Englands in Isle-de-France im Sturm erobert und die feindliche Mannschaft niedergemacht. (19. Sept. 1441.) Wie ein Triumphirender konnte jetzt Karl VII., welcher sich durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet und eine Abtheilung der Stürmenden angeführt hatte, in die Hauptstadt seines Reiches einziehen. Nicht minder wichtig und folgenreich waren die Siege, welche der König in den nächsten Jahren über die inneren Feinde davontrug.

1. Wir wissen, daß die hohen Feudalherren, insbesondere die Prinzen des königlichen Hauses, mit Eifersucht auf den Aufschwung der monarchischen Gewalt blickten, durch den sie in ihrer fast souveränen Stellung sich beeinträchtigt glaubten. Sie hielten (März 1442.) in Nevers eine Zusammenkunft und entwarfen eine Beschwerdeschrift, in welcher sie ihre persönlichen Anliegen mit allgemeinen Klagen über die Nothstände des Reichs, über

die Fortdauer des Krieges, über die drückende Besteuerung verbanden und verlangten, daß die bestehenden Mißstände abgestellt und über alle Angelegenheiten die Reichsstände, vor Allem die Glieder des königlichen Hauses, um ihre Meinung und Zustimmung angegangen werden sollten. In früheren Jahren würden diese hochfahrenden Häupter ihre Forderungen mit dem Schwerte vorgebracht haben; es war also schon ein Sieg der neuen Staatsidee, daß sie nicht noch einmal den Weg der bewaffneten Coalition, der „Praguerie" betraten, sondern mit Bitten und Vorstellungen sich dem Throne nahten. Sie fanden eine milde Aufnahme und beruhigende Zusagen. Karl war zwar weit entfernt, seine erworbene Machtstellung durch schwache Nachgiebigkeit zu mindern oder zu gefährden; aber er wußte die beschwerdeführenden Herren theils durch die Versicherung, daß er sie in ihren Rechten nicht zu verkürzen gedenke, theils durch Ertheilung von Jahrgeldern und Ehrenstellen zu beschwichtigen. Selbst der Herzog von Orleans empfing eine Rente. Daß er die Reichsstände nicht einberufe, entschuldigte er mit der schwierigen Zeitlage. Es kam wohl auch in andern Ländern vor, daß Glieder und Verwandte des königlichen Hauses gegen den Throninhaber in Opposition standen; aber in Frankreich zählte das Königthum fortwährend seine gefährlichsten Widersacher in den Angehörigen der Dynastie, unter den „Prinzen von Geblüt". Sie suchten stets das Königthum zu beschränken, „nicht sowohl seinem Prinzip, als seinen Aeußerungen nach, nicht im Interesse der Freiheit des Landes, sondern in dem ihrer besonderen Stellung zum Throne." Die Zweige wollten sich nicht von der Krone ganz verdunkeln lassen.

2. Nachdem Karl auch diese Schwierigkeit überwunden hatte, zog er mit zahlreichem Kriegsvolk nach Süden, theils um die Engländer in Guyenne und Gascogne zu bekriegen, theils um auch dort die Bandenführer und Compagnien in die Schranken des Gehorsams und des Gesetzes zu weisen. Nach einigen glücklichen Gefechten überwinterte er in Montauban, wo Vignolles, genannt Lahire, eine der merkwürdigsten Abenteurergestalten, von Geburt ein Gascogner, aus der Welt schied. Es dauerte nicht lange, so stieß er auf neue Gegner. Er brachte die erledigte Grafschaft Cominges, über deren Besitz die Häuser Foix und Armagnac sich lange gestritten, an sich und dehnte 1443.
dadurch die Krongüter bis an die Pyrenäen aus. Johann IV., Graf von Armagnac, Bernhards Sohn, ein stolzer Herr, der sich „von Gottes Gnaden" nannte, setzte alle Hebel in Bewegung, um die Machtvergrößerung der Valois in seiner Nähe zu verhüten; er verband sich mit den Engländern und erhob die Fahne der Empörung; aber sein Unternehmen hatte keinen Fortgang. Von seinen Freunden und vom Volke verlassen, mußte er sich endlich dem Dauphin ergeben, der ihn mit Gattin und Kindern 1444.
zu Lavaur in Gefangenschaft setzte. Erst als er seinen Ansprüchen auf die Domänen entsagte, die Bezeichnung „von Gottes Gnaden" aufgab und dem König Treue und Gehorsam schwur, erhielt er Freiheit und Eigenthum zurück. 1445.

Waffenstillstand und englisch-französische Heirath. 1444. 45.

So lange der Krieg noch von der Seine bis zur Garonne in offenem Felde wüthete, und in den festen Städten die alten Besatzungen in sicheren Schutzwehren lagen, konnte die Heeresorganisation nicht gründlich durchgeführt werden. Noch mancher Capitän beharrte in seinem alten Uebermuthe; noch immer wurden Klagen über Gewaltthätigkeiten und Räubereien der Compagnien laut. Sollten die Keime und Anfänge der Reformen zum Ziele kommen, so mußten einige Jahre der Ruhe eintreten. Zu einem dauernden Friedensschluß war noch keine Aussicht: die Engländer wollten die Früchte ihrer Anstrengungen nicht fahren lassen, die Franzosen keine fremde Herrschaft in

ihrem Lande dulden. Da aber der Nothstand auf beiden Seiten des Kanals gleich groß war, in England die Kosten zur Unterhaltung des Heeres nur durch freiwillige Gaben, von Haus zu Haus gesammelt, aufgebracht werden konnten; so einigte man sich zu dem Waffenstillstand von Tours, der zunächst auf zwei Jahre abgeschlossen, nachträglich noch verlängert ward. William de la Pole, Graf von Suffolk, ein Nachkomme jenes reichen Kaufmanns unter Eduard III. und des unglücklichen Kanzlers Richards II. (S. 54 f.), der mit dem Herzog von Orleans und vielen französischen Edelleuten ersten Ranges befreundet war, stand an der Spitze der ansehnlichen Gesandtschaft, die nicht nur diesen Stillstand zum Abschluß brachte, sondern auch gleichzeitig dem König von England eine Gemahlin zuführte. Es war Margaretha, die fünfzehnjährige Tochter jenes Herzogs René von Bar, der sich König von Jerusalem und Sicilien nannte, aber kaum irgend ein Land sein eigen nennen konnte, da er selbst Bar für seine Befreiung an Philipp von Burgundien (S. 760) verpfändet hatte. Margaretha war von großer Schönheit und seltenem Verstande, und da sie die Nichte der Königin von Frankreich war, so konnte der Ehebund als Vorbote einer friedlicheren Politik gelten. Als die junge Braut im nächsten Frühjahr ihre Reise nach England antrat, gab ihr Karl VII. selbst das Geleite durch sein Land. Am 30. Mai wurde in Westminster die Krönung begangen, die der Hofpoet John Lydgate in schwülstigen Versen feierte. Aber der Ehebund war ohne Glück und Segen. Von der Zeit an sank das Ansehen des Grafen Humfred von Glocester und seines hochbetagten Oheims, des Cardinals von Winchester, bei Hofe. Die junge Königin, die einen männlichen Geist entwickelte, gewann bald große Macht über den schwachen Gemahl, und durch sie stieg auch Suffolk von Tag zu Tag höher in Gunst und Einfluß. Aber dem englischen Volke war die Französin ein Gegenstand des Aergernisses und der Abneigung.

(Randnotizen: vom 1. Juni 1444 bis 1. Apr. 1446. — 1445.)

Die Soldcompagnien im Jura und am Rhein. 1444.

Um so trefflichere Früchte trug die Waffenruhe der französischen Nation. Nicht nur, daß die Werke des Friedens wieder auflebten und der Flüchtling und Ausgewanderte wieder die heimathliche Stätte aufsuchte; jetzt erst konnten die begonnenen Reformen im Heerwesen und in der Verwaltung vollendet werden. Und hier kamen dem König die Zeitverhältnisse trefflich zu Statten. Kaiser Friedrich III., mit der Schweizer Eidgenossenschaft in einen Krieg verwickelt, wandte sich um Hülfe an Frankreich; ein gleiches Ansuchen stellte „König" René von Anjou, welcher als Herzog von Lothringen Ansprüche auf die freie Reichsstadt Metz zu haben behauptete und mit Hülfe der Franzosen die lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun dem Reiche zu entreißen und unter Frankreichs Oberlehnsherrlichkeit sich selbst anzueignen hoffte. Beiden Gesuchen, denen verwandtschaftliche Rücksichten und Verbindungen am französischen Hof Nachdruck gaben, wurde gerne willfahrt. Konnte man doch auf diese Weise der noch immer im Lande umherstreifenden Compagnien der

„Ecorcheurs“, im Auslande unter dem alten Namen „Armagnacs“ bekannt, sich am leichtesten entledigen. Auch wurde schon damals die Ansicht laut, daß man die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein ausdehnen und dem Reiche die auf der linken Seite des deutschen Stromes gelegenen Territorien entreißen möge, eine Ansicht, welche den nachgebornen Geschlechtern zum Dogma der politischen Orthodoxie geworden ist. Zu dem Behuf zogen zwei beträchtliche Heere, großentheils aus den Besatzungstruppen der Grenzfestungen entnommen, nach Osten ab, das eine unter dem König selbst gen Lothringen, das andere unter der Führung des Dauphin Ludwig über Mömpelgard nach der Reichsstadt Basel, welche sich mit Bern, Solothurn, Luzern an die Eidgenossenschaft wider Oesterreich und Zürich angeschlossen hatte. „Der Kaiser, der Papst und die Großen betrachteten diese Rotten als vortreffliche Werkzeuge zur Unterdrückung des trotzigen Muthes der Bürger, der Landleute und des zu Basel versammelten Conciliums.“ Es waren Soldknechte verschiedener Länder und Zungen, Schotten und Engländer, Franzosen und Normannen, Reisläufer aus den Pyrenäen und Alpen, die Einen vollständig gerüstet und mit Geschütz versehen, die andern nothdürftig bekleidet und schlecht bewehrt, welche voll Kampflust und Beutegier unter ihren waffenkundigen Capitänen ins Feld zogen. Wir werden noch einmal an einer andern Stelle jenes wunderbaren Kampfes gedenken müssen, den 1500 Eidgenossen bei St. Jacob an der Birs auf dem Felde von Prattelen wider den zehnfach überlegenen Feind bestanden, der unter den erfahrensten Schaarenführern bis in die Nähe von Basel vordrang. Wie bei Thermopylä wurde die Heldenschaar von der Uebermacht erdrückt und bis auf wenige versprengte Streiter dem Tode geweiht, aber Mit- und Nachwelt haben mit staunender Bewunderung auf die Großthaten der Helvetier am Siechenhaus von St. Jacob geblickt. Die französischen Kriegsobersten, insbesondere der Marschall Dammartin, wollten die kühnen Männer in St. Jacob schonen, aber die Herren vom Adel aus den Nachbarlanden drangen auf Vernichtung der übermüthigen Bürger und Bauern. Der Dauphin trug übrigens Bedenken, den Krieg gegen ein tapferes Volk und armes Gebirgsland fortzusetzen. Er schloß daher unter der Vermittelung der Väter des Baseler Concils mit den Eidgenossen und ihren Verbündeten den Vertrag von Ensisheim und führte die wilden Gäste über den Rhein zurück. Während er selbst mit 2000 wohlgerüsteten Reitern dem Vater nach Lothringen zu Hülfe zog, lagerte sich das übrige Heer im Elsaß, wo es wie in Feindes Land hauste und, verstärkt durch Abenteurer und rohe Gesellen, die von nahe und ferne hinzuströmten, die furchtbarsten Gräuel und Unthaten beging, so daß endlich ein Reichsheer unter dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz wider die Raubschaaren auszog und die zur Verzweiflung gebrachte Landbevölkerung auf beiden Ufern des Rheins wider sie aufstand. Endlich gebot König Karl den Abzug. Er hatte erreicht, was zunächst seine Absicht

26. Aug. 1444.

28. Oct.

gewesen: über 10,000 Mann der verwilderten Banden waren unter den Morgensternen und Lanzen helvetischer Landleute an der Birs oder unter den Kolbenschlägen und ländlichen Waffen der Bewohner des Elsasses und des Schwarzwaldes erlegen. Noch lange erzählte sich das Volk in der Schweiz und im südlichen Deutschland von den Verwüstungen und Gräuelthaten der Armeniacken (Armignaken), deren Name im Volksmund in „Arme Gecken" entstellt ward. Bald darauf kehrte auch der König mit der andern Söldnerschaar aus Lothringen zurück. Hatte er auch die Stadt Metz fünf Monate lang vergeblich belagert und sich schließlich mit einer Geldsumme abfinden lassen; so war doch der Feldzug nicht unfruchtbar gewesen. Er brachte die Stadt Epinal unter seine Herrschaft, nahm Toul und Verdun unter seinen Schutz und erinnerte die Einwohner, daß sie an dem königlichen Frankreich einen stärkeren Anhalt hätten, als an dem zerrissenen deutschen Reich. Für größere Eroberungen im Osten war die Zeit noch nicht reif, so lange noch die schönsten Provinzen des Westens unter fremder Herrschaft standen.

Die neue Heerorganisation. Karl stellte durch Verträge ein friedliches Verhältniß an der Mosel und am Oberrhein her, verschaffte seinem Schützling René einige Vortheile und kehrte dann in sein Reich zurück, um die Reform des Heerwesens zu vollenden und die Ordonnanz vom 2. Nov. zur Wahrheit zu machen. Zu dem Zweck hielt er zu Chalons an der Marne einen Kriegsrath, dem der Dauphin, der Connetable Richmond, König René und sein Sohn, die Grafen von Maine, Clermont, Foix, Dunois u. A. beiwohnten. Nachdem er von ihnen die Zusage erhalten, daß sie sein Vorhaben auf alle Weise unterstützen wollten, versicherte man sich der Mitwirkung der angesehensten und zuverlässigsten Capitäne, indem man ihnen versprach, daß für ihr Unterkommen am ersten gesorgt werden sollte. Diese erhielten alsdann Befehl, aus dem vorhandenen Kriegsvolk die besten und erfahrensten Leute auszuwählen und aus ihnen fünfzehn „Ordonnanz-Compagnien" jede zu hundert Lanzen von je sechs Mann Reiter und Bogenschützen zu bilden, welche von dem König einen regelmäßigen Sold beziehen und in kleinen Abtheilungen über alle Städte des Reichs vertheilt werden sollten. Strenge Disciplin, häufige Musterungen und Uebungen und rücksichtslose Bestrafung jedes Unfugs und Vergehens sollten gute Zucht und Ordnung erhalten. Als die Auswahl getroffen und eine gereinigte Miliz gebildet war, erhielten die Uebrigen Befehl, sich unverzüglich und ohne jegliche Gewaltthat in die Heimath zu verfügen. Alle Vergehen und Verbrechen, die sie in früheren Tagen begangen haben mochten, sollten vergeben und vergessen sein, sofern sie in Zukunft ein ruhiges, friedfertiges Leben führen würden. Das Gebot wurde ohne Widerstand befolgt; denn wie wenig zahlreich auch die „Ordonnanz-Compagnien" waren, sie bildeten den festen Kern, an den sich die in bessere Ordnung gebrachte Lehnsmannschaft anschloß, und der Eifer, sich auszuzeichnen, verlieh ihnen Kraft und Muth. Viele traten freiwillig ein und

dienten so lange auf eigene Kosten, bis sie in die Reihen der Besoldeten aufgenommen werden konnten. Auch der niedere Adel, durch den Krieg verarmt, ergriff mit Begierde die Gelegenheit, in der neuen Armee eine ehrenvolle Stellung und einen sicheren Unterhalt zu erwerben. An den Waffendienst gewöhnt, wurden die Ritter und Edelleute, denen in der Folge gleichfalls ein ihrem Range entsprechender Dienstsold bestimmt ward, die Führer des Heeres. Dazu kam noch, daß das Geschütz, welches wohl schon längere Zeit im Gebrauch, aber von keiner entscheidenden Bedeutung gewesen war, jetzt wesentlich vervollkommnet wurde und insbesondere bei Belagerungen in Anwendung kam. Bald war die französische Artillerie, bei deren Ausbildung Johann Bureau, einer der bürgerlichen Räthe des Königs, große Geschicklichkeit und Thätigkeit bewies, der Schrecken der Feinde. Allein die berittenen, schwergerüsteten Ordonnanz-Compagnien, so treffliche Dienste sie für die Erhaltung der inneren Ordnung leisteten, waren für Kriegszeiten nicht zureichend. Man bedurfte eines Fußvolks, welches den gefürchteten englischen Armbrustschützen gewachsen war. Und auch dazu stellte man ein zweckmäßiges Verfahren auf. Die mit der Erhebung der Abgaben betrauten königlichen Amtleute, die Elus, wurden angewiesen innerhalb ihrer Steuerbezirke eine bestimmte Anzahl „Freischützen" auszuwählen, welche sorgfältig bewaffnet und eingeübt unter geschickten Führern in Kriegszeiten zur Fahne gerufen werden könnten. Während der Dienstzeit sollten sie einen Sold ziehen und für die übrige Zeit von den meisten Abgaben ihrer Mitbürger befreit sein. So wurde das erste stehende Heer geschaffen, und die großen Vortheile traten bald so sichtbar hervor, daß andere Fürsten nicht säumten, das Beispiel nachzuahmen. Durch ihre gute Mannszucht flößten die königlichen Truppen den Bewohnern des eigenen Landes Vertrauen, den Feinden Schrecken ein. Nun waren sie nicht mehr die Peiniger der Städte, die Dränger des Landvolks. Alles athmete wieder auf. Handel und Verkehr belebten sich, die Aecker und Weinberge wurden bestellt, die verödeten Landschaften wurden wieder blühend und volkreich, die niedergebrannten Hütten erstanden aus der Asche; der Handwerker betrat wieder voll Hoffnung und Zuversicht die Werkstätte. Wie in den Tagen der Capetinger war das Königthum Mittelpunkt und treibende Kraft. Was die Jungfrau von Orleans vor fünfzehn Jahren im Sturme religiöser Begeisterung zu bewirken gestrebt, war jetzt eingetreten. Mehr als je hegte man den festen Glauben an die Zukunft der Nation, an die baldige Befreiung von der Fremdherrschaft. Als zur Vervollständigung der kriegerischen Rüstungen beim Wiederausbruch des englischen Krieges der König in Geldnoth war, und die Kaufleute, die er anging, ihre Kassen verschlossen hielten, erbot sich Jacques Coeur, der patriotische Bürger und Großhändler von Bourges, zu einem Darlehn von 200,000 Thalern in Gold. Dies ermöglichte die Wiedereroberung der Normandie.

Wirkungen.

4. Wiedereroberung der Normandie. Ausgang des Erbfolgekriegs.

Stimmung u. Parteiung in England. Während der König von Frankreich seine Kräfte sammelte, gerieth England in eine schlimme Lage. Nicht nur, daß das Kriegswesen aus Mangel an Geld mehr und mehr in Verfall gerieth und die Rüstungen unterblieben; der schwache König stand unter dem Einfluß seiner Gemahlin und des Herzogs von Suffolk, die offen zu Frankreich hinneigten. Die Vermählung mit Margaretha war dem englischen Volke von Anfang an ein Aergerniß gewesen. Nicht genug, daß die französische Braut mit leeren Händen nach London gekommen war, im Ehevertrag war noch außerdem die Abtretung von Lemans, der Hauptstadt von Maine, an die Franzosen zugestanden worden. In ihren Adern floß das Blut der Valois und auch der König, über den sie durch ihre Schönheit wie durch ihren Geist die größte Macht übte, stammte von jener Dynastie ab, gegen welche die Nation in Waffen stand. Es war natürlich, daß man mit Mißtrauen auf einen Hof blickte, bei dem man antinationale Sympathien voraussetzte, der durch wiederholte Verlängerung des Waffenstillstandes ohne Garantie eines Friedens den Gegner in Stand setzte, seine Reformen zu Ende zu führen, daß man die Königin als Französin haßte, ihren Günstling Suffolk als Verräther verwünschte, den König selbst als Schwächling verachtete oder bemitleidete. Von den bisherigen Staatslenkern ging einer Febr. 1447. um den andern aus der Welt. Im Februar 1447 wurde bei Gelegenheit einer Parlamentsversammlung in Bury St. Edmunds Humfred von Glocester auf Grund einer Hochverrathsklage in Haft gesetzt; wenige Tage nachher fand man ihn todt in seinem Bette; und wie nahe auch der Gedanke lag, daß der sinnliche Edelmann, dessen Gesundheit schon längst in Folge seiner geschlechtlichen Ausschweifungen zerrüttet war, einem durch die große Gemüthsaufregung hervorgerufenen Nervenschlag erlegen sei; so argwohnte man doch eine geheimnißvolle Ermordung, zumal da Suffolk und seine Creaturen mit gierigen Hän-11. April. den nach der Hinterlassenschaft griffen. Zwei Monate nachher schloß auch sein Oheim und langjähriger Gegner, Cardinal Beaufort von Winchester, sein Leben, der letzte Sohn Johanns von Gent. Seine großen Reichthümer bestimmte er zu frommen Stiftungen und zur Erleichterung der leidenden Menschheit. Sein Neffe, Johann von Somerset, der in dessen Fußstapfen zu treten vermeinte, wurde durch kränkende Zurücksetzung so tief verletzt, daß er Hand an sich selbst legte. Ein anderes Glied des königlichen Hauses, Herzog Richard von York, wurde als Statthalter nach Irland verwiesen. Alle diese Ereignisse benutzte Suffolk zu seiner und seiner Freunde Erhöhung; und um Frankreich zufrieden zu stellen, wurden Lemans und die übrigen Burgen von Maine, mit deren Herausgabe man aus Furcht vor der Volksstimmung lange gezögert, an die königlichen Verwandten abgetreten.

In Frankreich hatte man längst die Schwäche des Gegners erkannt und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Krieg mit verjüngten Kräften aufs Neue zu beginnen und die losgetrennten Glieder wieder mit dem Reichskörper zu vereinigen. Man wußte, daß in den Städten der Normandie die französischen Sympathien vorherrschten, und hatte bereits Verbindungen angeknüpft. Die erwünschte Veranlassung ließ nicht lange auf sich warten. Im März 1449 überfiel ein in englische Dienste getretener Schaarenführer, Franz Suriena aus Aragonien, der seine Leute nicht mehr im Zaum zu halten vermochte, die Burg Fougères an den Marken der Normandie und Bretagne. Da verband sich der König von Frankreich mit dem Herzog Franz I., welcher im Jahre 1442 seinem Vater Johann V. in der Herrschaft von Bretagne gefolgt war, und erklärte den Krieg an England. Wie tapfer auch der alte Kriegsheld Talbot, zum Grafen von Shrewsbury erhoben, und Edmund von Somerset die Normandie, den Preis der glorreichen Waffenthaten Heinrichs V., zu schützen suchten; gegen die neuen königlichen Truppen vermochte ihr schwaches Kriegsvolk, das aus der Heimath keine Unterstützung erhielt, nicht Stand zu halten, zumal da die Einwohner allenthalben den stammverwandten Kriegern Vorschub leisteten und den Einzug in ihre Städte mit Frohlocken begrüßten. So kam es, daß nach der Einnahme von Verneuil, wo ein von den englischen Besatzungstruppen mißhandelter Müller den Franzosen ein Thor öffnete, in wenigen Monaten die meisten Burgen und Städte, Lisieux, Vernon, Gisors, Fécamp u. A. in die Gewalt der französischen Heerführer geriethen, welche unter dem Oberbefehl des Grafen Dunois von allen Seiten vordrangen, während der Herzog von Bretagne St. Lo und die Halbinsel Cotantin in Besitz nahm.

Wiederausbruch des Krieges. 1449.

März 1449

19. Juli 1449.

Im September erschien ein französisches Heer vor Rouen; die Bürger der Stadt ergaben sich vertragsweise und unterstützten die Landsleute bei der Belagerung der festen Burg, welche Somerset und Talbot mit ihren besten Truppen besetzt hielten. Tapfer vertheidigten die alten Kriegsmannen das Bollwerk gegen die feindliche Uebermacht; aber gedrängt durch Mangel an Lebensmitteln und ohne Hülfe von Außen mußte der kleine Haufen eine Capitulation eingehen. Gegen ein Lösegeld von 56,000 Goldthalern und die Abtretung von Honfleur und mehreren Burgen der Landschaft Caux erhielten die Eingeschlossenen freien Abzug. Die Franzosen setzten auch im Winter den Krieg fort: am Weihnachtsabend fiel Harfleur unter der Wucht des Geschützes und dem kriegerischen Muth der königlichen Truppen.

Rouen den Franzosen übergeben.

4. Nov. 1449.

Nun rafften die Engländer alle Kräfte zusammen, um den letzten Rest der Eroberungen ihres glorreichen Königs Heinrich V. zu retten. Um die Zeit, da in der Abtei Jumièges unterhalb Rouen, wo der König einige fröhliche Wochen zu verleben gedachte, Agnes Sorel, „die Dame von Beauté", in Folge ihrer vierten Entbindung aus dem Leben schied, rüstete man in England 3000 Geharnischte aus, mit welchen Thomas Kyriel im März bei Cherbourg landete.

Niederlage der Engländer bei Formigni. 1450.

9. Febr. 1450.

Nachdem er die Besatzungstruppen aus Bayeux, Caen und andern Orten an sich gezogen, rückte er in Verbindung mit dem tapfern Feldhauptmann Matth. Gough gegen St. Lo. Bei dem Dorfe Formigni trafen sie auf den jungen Grafen von Clermont, den ältesten Sohn des Herzogs von Bourbon, mit dem sich kurz zuvor Graf Richmond, der Connetable mit neuer Mannschaft vereinigt hatte. Es ereignete sich eine heiße Schlacht, in welcher die Engländer, etwa 6000 Mann stark, trotz aller Tapferkeit der Schwerbewaffneten und der
15. April 1450. Schützen durch die Ordonnanz-Compagnien eine vollständige Niederlage erlitten. Was nicht fiel, wurde gefangen weggeführt. Dieser Tag entschied das Schicksal der Normandie und tilgte zugleich die Schmach von Azincourt.
Wiedervereinigung der Normandie mit Frankreich. 1450. Nun öffneten Bayeux und Avranches die Thore; und als Karl VII. selbst an der Spitze des französisch-bretagnischen Heeres vor Caen erschien, erkaufte der Herzog von Somerset um 300,000 Goldstücke für sich und seine Truppen,
1. Juli. etwa 4000 Mann, freien Abzug mit Waffen und Gepäck. Gegen die Abtretung von Falaise erhielt Talbot, welcher als Bürge des Vertrags von Rouen bei den Franzosen weilte, die Freiheit und verließ den Schauplatz, wo sein Name so lange der Schrecken der Bewohner in Stadt und Land gewesen. Als
22. Aug. 1450. im August die letzten Trümmer des englischen Heeres Cherbourg räumten und sich einschifften, war die ganze Normandie wieder in den Händen der Franzosen.

Guyenne und Gascogne französisch. 1451—53. Ein Jahr hatte hingereicht, die Herrschaft der Engländer an der Seine und am Kanal zu brechen; ein zweites Jahr genügte, um ihnen auch Guyenne und Gascogne zu entreißen, wo ihre Herrschaft viel länger gedauert und viel festere Wurzeln geschlagen hatte. Als Graf Dunois die Festung Blaye an
22 Mai 1451. der Mündung der Garonne im Sturm erobert und dadurch die Ausfahrt ins Meer gesperrt, sah sich Bordeaux, unter dessen Mauern sich die französischen Compagnien, verstärkt durch die Aufgebote der Herren von Foix, Albret,
20. Juni. Armagnac zusammengezogen, zur Ergebung gezwungen, so sehr auch die Bürger im Herzen der englischen Herrschaft zugethan waren. Vier Wochen nachher mußte auch Bayonne, die letzte Stadt, wo die Flagge des heiligen Georg noch wehte, sich zur Unterwerfung entschließen. Umsonst versuchte im nächsten Jahr der achtzigjährige Talbot durch eine Landung an der Mündung der Garonne die verlornen Besitzungen mit Hülfe der englisch gesinnten, über die neue Besteuerung ergrimmten Einwohner wieder zu gewinnen; der Sieg
17. Juli 1453. der Franzosen bei Castillon an der Dordogne vereitelte sein Unternehmen. Der alte Held selbst nebst seinem Sohne fanden den Tod auf dem Waffenfeld; was von seiner Mannschaft dem Schwerte entrann, gerieth in französische Gefangenschaft. Die britische Tapferkeit vermochte nicht mehr aufzukommen gegen die französischen Feuerschlünde. Damit war das alte Erbe der Königin Eleonore von Poitou, das die Plantagenets drei Jahrhunderte beherrscht hatten, bis auf den letzten Rest zerronnen und Karl VII., der einst auf ein kleines Fürstenthum im Süden der Loire gewiesen war, konnte der Nation die

frohe Botschaft verkündigen, daß alle Völker französischer Zunge unter seinem Scepter vereinigt seien. So endigte dieser mehr als hundertjährige Krieg ohne eigentlichen Friedensschluß; aber verödete Länder, entvölkerte Städte und ein unvertilgbarer Nationalhaß waren die Früchte seiner blutigen Aussaat. Fortan blieb den Engländern auf dem Festlande nichts mehr als Calais mit einigen benachbarten Castellen, um daran noch mehrere Generationen hindurch den Anspruch auf Titel und Krone von Frankreich zu knüpfen. Und selbst diese Besitzung hätte Karl leicht an sich bringen können, wäre er nicht durch den Vertrag von Arras verpflichtet gewesen, sie dann an Burgund abzutreten. Wozu also Kosten und Mühe auf ihre Eroberung verwenden? Die Schonung und Milde, womit der König die neuerrungenen Besitzungen behandelte, indem er den Einwohnern volle Amnestie gewährte, ihnen alle Gesetze, Rechte, Freiheiten und Einrichtungen bestätigte und sie mit keinen neuen Abgaben belastete, führte rasch zur Wiedervereinigung der stammverwandten Glieder. Denn wie viele Schwächen und unrühmliche Seiten den Charakter des siebenten Karl beflecken mochten; wie gerechten Anstoß man auch nehmen mochte an seinem Hang zur Wollust, zur Weichlichkeit, zu einem üppigen, schlaffen Genußleben, aus dem ihn nur vorübergehend der Einfluß der Agnes Sorel gerissen hatte, in das er aber nach ihrem Tod wieder um so tiefer hineinstürzte; Eine gute Eigenschaft konnte man ihm nicht absprechen, einen versöhnlichen Sinn, ein menschenfreundliches Herz. Und diese Tugend war damals von segensreichen Folgen begleitet.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war Karl VII. der mächtigste Fürst nach Außen und zugleich geliebt von seinen Unterthanen. Zu seinem Ruhme hatte die Jungfrau von Orleans am meisten beigetragen. Ihre Ehre wieder herzustellen, ihren Namen von der Schmach der Ketzerei und Zauberei rein zu waschen, war daher ein Akt der Dankbarkeit und zugleich der politischen Klugheit. Sollte die Krönung des Königs mit Hülfe dämonischer Kräfte vor sich gegangen sein? Es war aber eine schwierige und delikate Sache, das Urtheil eines geistlichen Gerichtshofes durch ein anderes geistliches Gericht aufheben zu lassen. Der päpstliche Stuhl gerieth in Schrecken, als der französische Hof das Ansuchen einer Revision des Prozesses an ihn stellte. 1452.
Sollte der heilige Geist, der die Glaubensgerichte lenkte, sich irren oder widersprechen? Mit großer Geschicklichkeit machten aber die französischen Unterhändler in Rom geltend, daß die Verurtheilung unter politischen Einflüssen erfolgt sei, daß die Angeklagte sich in Allem dem Urtheil der Kirche und des heiligen Vaters unterworfen habe, aber mit ihrer Berufung nicht durchgedrungen sei, und daß die zwölf Artikel, auf Grund deren die Universität und die geistlichen Autoritäten ihr Verdammungsurtheil abgegeben, den wirklichen Aussagen nicht entsprochen hätten, diese somit getäuscht worden seien. Bischof Cauchon war mittlerweile gestorben; er vermochte also kein Zeugniß mehr abzulegen oder

Der Rehabilitations-Prozeß von Rouen.

sich zu rechtfertigen. Papst Nicolaus V. konnte indessen nicht dazu gebracht werden, seine Einwilligung zu geben. Drei Jahre lang dauerten die Unterhandlungen, während welcher Zeit der französische Hof nähere Untersuchungen und Nachforschungen anstellen ließ. Erst der folgende Papst Calixtus III., bestimmt durch ein Bittgesuch der alten Mutter Johanna's und ihrer Brüder und Verwandten, ertheilte dem Erzbischof von Rheims und einigen Bischöfen
Juni 1455. Vollmacht, den Prozeß zu revidiren. Paris gerieth in große Aufregung, als die nächsten Angehörigen Johanna's vor die Prälaten traten und um eine neue Untersuchung über die Sache der so ungerecht verurtheilten Jungfrau flehten. Es wurde ihnen gerechtes Gericht zugesichert. Nachdem der Groß-Inquisitor Johann Brehal und andere Beauftragte an allen Orten, die im Leben der Jungfrau von Bedeutung gewesen, Erkundigungen eingezogen und Zeugnisse gesammelt, wurde in Rouen vor einem Gerichtshof, an dem einige der früheren Beisitzer
1. Juni 1456. Theil nahmen, der „Rehabilitations-Prozeß" verhandelt und nach fünfwöchigen
7. Juli. Verhandlungen der Spruch gefällt, daß das Verdammungsurtheil, das man auf Grund erzwungener, gefälschter, verdrehter Aussagen vor fünfzehn Jahren gegen Johanna ausgesprochen ohne ihre Berufung an den apostolischen Stuhl in Rom zu berücksichtigen, null und nichtig sei und daß sie und ihre Angehörigen von aller Schmach und Schande als frei und gereinigt angesehen werden müßten. Eine feierliche Prozession verherrlichte diesen Akt der Gerechtigkeit und an der Stelle, wo die Flammen den Leib der patriotischen Jungfrau verzehrt hatten, wurde ein ehrwürdiges Kreuz aufgerichtet.

Jacob Coeurs Fall. Um dieselbe Zeit, da Karl VII. einen rühmlichen Eifer bewies, den Schandfleck zu tilgen, den die Hinrichtung einer unschuldigen Märtyrerin auf die französische Nation geworfen; ließ er es in seiner sittlichen Schlaffheit geschehen, daß ein um das Königthum und das Reich hochverdienter Mann durch schändliche Cabalen und boshafte Verleumdung zu Falle gebracht und ins Elend gewiesen ward. Jener Jacob Coeur, welcher den König so hochherzig in seiner Bedrängniß unterstützt hatte, war zu unermeßlichen Reichthümern gelangt. Von geringer Herkunft hatte er durch Thätigkeit, durch glückliche Speculationen, durch Unternehmungsgeist sich zum ersten Handelsherrn in Frankreich emporgeschwungen. Seine Kaufmannsschiffe waren im ganzen Mittelmeer bekannt; sie führten französische Güter aus den Seestädten seiner Heimath nach Alexandrien und Joppe und kehrten mit syrischen und ägyptischen Waaren zurück. Er hatte zahllose Landgüter und Schlösser; sein Haus in Bourges, noch heut zu Tage vorhanden, war ein Muster des Kunstsinnes im Uebergange von der Feudalzeit zur Renaissance. Der König übertrug dem erfahrenen Mann die Verwaltung seines Schatzes und bediente sich seines Einflusses und seines Ansehens zu Gesandtschaften, zu politischen Missionen, zu hohen Administrations-Aemtern; die meisten Hofleute und ein großer Theil des Adels waren in seinen Schuldbüchern eingetragen. In einem freien

Gemeinwesen hätte sich Jacques Coeur eine Stellung verschaffen können, wie sein Zeitgenosse Cosmo von Medici in Florenz; aber in der französischen Feudalmonarchie, wo adelige Glücksritter, intrigante Höflinge und buhlerische Weiber auf das Staatsleben einen verderblichen Einfluß übten, wurde er das Opfer niedriger Leidenschaften. Die Habgier war lüstern nach seinen Schätzen; seine Schuldner hofften durch seinen Sturz ihrer Verpflichtungen ledig zu werden; der Neid blickte mit Grimm auf den hochgefeierten Mann, der seine politische Stellung zur Ausdehnung seiner Handelsverbindungen benutzte, der als Gönner und Förderer der schönen Künste bewundert und gepriesen ward. Es bildete sich in der Umgebung des Hofes eine Coalition gegen den Emporkömmling, der durch seine Pracht Alles verdunkelte. An der Spitze stand Anton von Chabannes, der aus einem ehemaligen Bandenführer zum Grafen von Dammartin aufgestiegen war, eine niederträchtige intrigante Seele; auch der Sohn des im J. 1446 verstorbenen La Tremoille, ein würdiger Nachfolger des Vaters, und eine neue Mätresse, welche die Stelle der Agnes Sorel eingenommen, unterstützten das Complot. Der glücklich durchgeführte Angriff gegen einen Finanzbeamten aus Coeur's Umgebung machte die Bande kühner. Man setzte dem König in den Kopf, der Kaufmann von Bourges stehe in vertrauten Beziehungen zu dem Dauphin und habe auf dessen Anstiften Agnes Sorel, Karl's geliebte „Dame de Beauté", durch Gift aus der Welt geschafft. Er wurde alsbald in Haft gebracht und sein Vermögen eingezogen. Es nutzte dem Angeklagten wenig, daß er seine Unschuld darthat; seine Gegner wußten bald andere Verbrechen aufzubringen, die seine längere Verhaftung rechtfertigten: er habe Silber und Kupfer in großer Menge aus dem Reich geschafft und dadurch Armuth herbeigeführt; er habe Languedoc durch Erpressungen zu Grunde gerichtet; er habe den Saracenen Waffen verkauft und flüchtige Christensclaven nach Alexandrien zurückgeschickt u. A. m. Durch bestochene Zeugen, durch ein ungerechtes, parteiisches Rechtsverfahren, durch Drohungen und andere schmachvolle Mittel gelang es endlich dem Gericht, das aus lauter feindlich gesinnten Männern bestand, denen Coeur's Fall Gewinn brachte, ein Verdammungsurtheil wegen Hochverraths zu erzielen. Durch die Gnade des Mai 1453.
Königs vom Tode befreit, sollte der Schuldige, dessen Gattin mittlerweile aus Kummer gestorben, dessen Güter seinen Schuldnern und Widersachern, „den Hunden des Hofes", wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, zur Beute überlassen waren, den Rest seiner Tage im Gefängniß zubringen. Nach einer Haft von achtzehn Monaten gelang ihm jedoch die Flucht nach Beaucaire, wo er im Franziscanerkloster ein Asyl fand, bis er mit Hülfe seines Neffen und einiger Freunde über Pisa nach Rom entkam. Von dem Papst ehrenvoll aufgenommen, nahm 1455.
er Theil an einem Seezug gegen die Türken, starb aber schon im nächsten Jahr auf der Insel Chios. Einen Theil seines Vermögens gab Karl VII. der Nov. 1456.
Familie zurück; unter dem Nachfolger Ludwig XI. wurde das Verdammungsurtheil cassirt und die Ehre des Mannes hergestellt.

5. Karl's VII. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Gespanntes Verhältniß mit Burgund. Während des Krieges gegen die Engländer wurde das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und Burgund nicht gestört. Wir haben gesehen, daß der Herzog sich der „Praguerie" fern hielt, so verlockend auch die Gelegenheit gewesen wäre, aufs Neue eine schiedsrichterliche Autorität zu gewinnen. Aber nach dem Kriege regte sich in Frankreich das Bestreben, die fast souveräne Stellung, welche der Burgunder in Folge des Vertrags von Arras erlangt hatte, zu brechen und den Herzog an seine Lehnspflichten zu erinnern. Das Pariser Parlament bestand darauf, daß die burgundischen und flandrischen Lande in seinen Gerichtskreis gezogen würden; der königliche Rath wollte seine Steueredikte auch über die herzoglichen Unterthanen ausgedehnt wissen; die ganze Nation verlangte, daß die Picardie wieder mit dem Gesammtreiche vereinigt werde. Im Anfang der fünfziger Jahre erhoben die Genter noch einmal die Fahne der Empörung gegen den Herzog, der ihre überlieferten Rechte und Gebräuche nicht im ganzen Umfang anerkennen und sie mit einer Salzsteuer belasten wollte, und kämpften wie in den Tagen der Artevelde und der „Weißkappen", deren Bund wieder erneuert wurde, für ihre communalen Freiheiten; aber von den übrigen Städten nur schwach unterstützt, waren sie der herzoglichen Kriegsmacht nicht gewachsen. Sie riefen die Vermittelung des französischen Königs an. 1452. Diese Gelegenheit glaubte Karl VII. zur Geltendmachung seiner oberlehnsherrlichen Rechte über Burgund benutzen zu können. Allein seine Vermittelung scheiterte sowohl an der Abneigung Philipps gegen die französische Intervention, als an dem Eigensinn und der Ueberhebung der Genter. Sie verwarfen die Vorschläge der königlichen Gesandtschaft und versuchten das Glück der Waffen. 23. Juli. Die Schlacht bei Gaveren entschied jedoch wider sie; die Stadt wurde zur Unterwerfung und zur Zahlung einer Kriegsentschädigung gezwungen und mußte in eine Verminderung und genauere Begrenzung ihrer Privilegien und Herkommen willigen. Doch reichte der Herzog gerne die Hand zu einem billigen Vergleich, um den Franzosen jede Veranlassung zur Einmischung in seine inneren Angelegenheiten zu entziehen.

In den beiden folgenden Jahren trat die Rivalität der beiden Herrscher zurück, als der Fall von Konstantinopel und das ungestüme Vordringen der Türken die Blicke Europas nach dem Morgenlande lenkten; aber bald erzeugte das tief wurzelnde Mißverhältniß zwischen dem König und seinem Erstgebornen, welches durch das ungerechte Verfahren gegen Coeur an Stärke gewann, neue Keime der Zwietracht, des Argwohns, der Eifersucht.

Karl VII. und der Dauphin. Schon seit längerer Zeit lebte der Dauphin, verbittert, daß der König seinen Günstlingen und Mätressen zu große Gewalt einräumte und ihn selbst von den Regierungsgeschäften fern hielt, mit dem Vater in Unfrieden. Er verweilte meistens im Delfinat, seinem eigenen Fürstenthum, vermählte sich dort

— da seine erste Gemahlin, die reizende, geistreiche, mit dichterischen Gaben ausgestattete Margaretha von Schottland schon im J. 1445 gestorben war, — gegen des Vaters Willen mit Charlotte, der Tochter des Herzogs von Savoyen, die ihm eine reiche Mitgift zubrachte, und leistete der wiederholten Aufforderung, an den Hof zurückzukehren, keine Folge. Da rückte Graf Dammartin, einer der heftigsten Widersacher Ludwig's, an die Grenzen der Dauphiné, um 1456. den Thronfolger mit Gewalt dem Vater zuzuführen; schon drohte ein offener Krieg auszubrechen; schon sprach man von dem Vorhaben des Königs, seinem zweiten Sohn Karl die Krone zuzuwenden; da entfloh der Dauphin, der Gesinnung seines Adels mißtrauend, zu dem Herzog von Burgundien und gab dadurch dem Vater Gelegenheit, seine Provinz einzuziehen und im eigenen Namen verwalten zu lassen. Herzog Philipp nahm den flüchtigen Königssohn ehrenvoll auf und wies ihm das Schloß Genappe in Brabant zum Aufenthalt an; und wenn er auch auf den Plan Ludwigs, mit burgundischer Hülfe den König zur Niederlegung der Krone oder doch zur Entfernung der feindlichen Räthe zu zwingen, nicht einging, vielmehr durch eine ansehnliche Gesandtschaft sein Verfahren zu rechtfertigen und eine Versöhnung zu vermitteln bedacht war, so konnte man doch aus der kriegerischen Haltung der beiden Herrscher und aus den Waffenrüstungen in beiden Reichen erkennen, bis zu welcher Höhe die feindselige Gesinnung bereits gestiegen war. Es wurde im königlichen Rath die Frage erwogen, ob nicht ein französisches Heer nach den Niederlanden ziehen solle, um den Thronerben mit Gewalt zum Gehorsam zurückzuführen und den Herzog zur Erfüllung seiner Lehnspflichten zu zwingen.

Der Brüsseler Hof dagegen erwies dem erlauchten Flüchtling die größten Ehren und Aufmerksamkeiten. Als dem Grafen von Charolais, Philipps Sohn, eine Tochter geboren ward, die in der Folge so berühmte Maria von Burgundien, hob sie der Febr. 1457. Dauphin Ludwig aus der Taufe.

Der Herzog von Alençon des Hochverraths angeklagt.

Diese feindselige Stimmung erhielt neue Nahrung durch die Härte des französischen Königs gegen einen Verwandten des Herrscherhauses, den Herzog Johann von Alençon, einen Abkömmling Ludwig des Heiligen. Alençon war einer der treuesten Waffengenossen der Jungfrau von Orleans gewesen und hatte neben Dunois unter ihrer Fahne tapfer gegen die Engländer gestritten. Bei den Rehabilitationsprozeß waren die Aussagen dieser beiden Edelleute vom größten Gewicht gewesen. Aber diese patriotische Gesinnung wurde in Haß gegen den König gekehrt, als dieser ihn nicht nach Recht und Verdienst behandelte, als er seine Ansprüche auf die Stadt Fougères nicht befriedigte, ihm die seinem Range gebührende Stellung am Hofe und bei der Regierung nicht einräumte und geringere Männer vorzog. Ergrimmt über die Zurücksetzung knüpfte Alençon mit England Verbindungen an und suchte den Herzog von York zu bestimmen, daß er die günstigen Zeitumstände zur Wiedereroberung der Normandie benutze, wozu er ihm seine Hülfe anbot. Die Spannung

1457. zwischen Paris und Brüssel; die kriegerischen Wirren im Süden, wo der Graf Johann V. von Armagnac, wegen blutschänderischer Ehe mit seiner schönen Schwester Isabella und wegen Gewaltthätigkeiten gegen das Erzbisthum Auch von dem Papste mit dem Bann belegt, auf Befehl des Königs verhaftet und dann durch Parlamentsbeschluß seines Vermögens beraubt und in die Verbannung getrieben wurde, sowie die Vorgänge in Bretagne, wo die directe Linie des herzoglichen Hauses durch Frevelthaten und Feindseligkeiten unter einander dem Aussterben entgegengeführt worden, und der Connetable von Richmond, Oheim der Herzogin von Alençon, nach dem kinderlosen Ableben seiner drei Neffen die Herrschaft erlangte, alle diese Umstände konnten das Vorhaben Alençon's begünstigen. Der Plan wurde jedoch dem König verrathen, der darüber in
Mai 1458. den höchsten Zorn gerieth. Er ließ den Herzog sofort durch den Grafen von Dunois verhaften und klagte ihn vor einem Gerichte, das aus den höchsten geistlichen Würdenträgern und weltlichen Pairs zusammengesetzt war, des Hochverraths und der Majestätsbeleidigung an. Umsonst verwendeten sich die Herzoge von Burgund und Bretagne für den hohen Verwandten; der König
10. Oct. 1458. blieb unerbittlich: Johann von Alençon wurde zum Tode und zum Verlust seiner Güter verurtheilt, und nur aus Rücksicht für Richmond verwandelte der König die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft im Schlosse Loches und gab der Gemahlin und den Kindern einen Theil des Vermögens zurück. Das Herzogthum Alençon und die Grafschaften Domfront und Verneuil wurden dem Kronlande beigefügt.

Neue Spannung mit Burgund. Diese Strenge gegen ein hervorragendes Glied des königlichen Hauses und die absichtliche Mißachtung der herzoglichen Fürsprache von Seiten des Königs, während er die des Bretagners ausdrücklich erwähnte, verschärfte die feindselige Stimmung; und wäre nicht Karl VII. in seinen späteren Lebensjahren in die frühere Schlaffheit, Unthätigkeit und Genußliebe zurückgefallen, so hätte seine Regierung geendigt, wie sie begonnen, mit einem französisch-burgundischen Krieg. Einflußreiche, dem Herzog feindlich gesinnte Männer, wie die Grafen von Maine, Dammartin und Saint-Pol, setzten alle Hebel in Bewegung diesen Krieg herbeizuführen; aber ihre Bemühungen scheiterten an Karl's Indolenz und Vergnügungssucht.

Aus dieser Ursache unterstützte der König auch nur schwach das Unternehmen der Familie Anjou, das Königreich Neapel zu erobern. Der König René nämlich hatte seinem Sohn Johann, „Herzog von Calabrien“, seine Ansprüche auf jenes schöne Erbe seiner Ahnen übertragen, um im sonnigen Lande der Provence der Kunst und Poesie zu leben, sich am Schäferspiel und Hirtengedicht zu ergötzen und die Liebeshöfe und Sängerlust der alten Troubadours wieder ins Dasein zu rufen. Johann, eben so ehrgeizig und unternehmend wie der Vater contemplativ und friedliebend, ließ sich in kriegerische Unternehmungen ein, welche schließlich für ihn und für das Reich einen unglücklichen Ausgang nahmen. Die Genuesen, die den französischen Prätendenten Anfangs unterstützt hatten, entzogen sich wieder der Schutzherrschaft Frankreichs, so daß der Herzog das Apenninenland räumen mußte.

Als die Kunde von der Vertreibung der Franzosen aus der Seerepublik Genua über die Alpen gelangte, war König Karl VII. bereits eine Leiche. Die Wahrnehmung, daß mehrere Herren und Frauen in seiner nächsten Umgebung mit dem noch immer in Brabant weilenden Thronfolger Verbindungen unterhielten, erfüllte seine Seele mit Mißtrauen: er glaubte sich von Verräthern umgeben, die ihn vergiften wollten. Ein schmerzhaftes Zahngeschwür schien ihm eine Wirkung des empfangenen Giftes zu sein; er enthielt sich aller Speisen und Getränke, bis seine Kräfte so dahinschwanden, daß er keine Nahrung mehr zu sich nehmen konnte. Nach mehreren leidensvollen Tagen starb er an Hunger und Entkräftung am 22. Juli 1461, im achtundfünfzigsten Lebensjahr; ein Fürst, der die größten Schicksalswechsel erfahren hatte und trotz seines wollüstigen, weichlichen Lebens und schwachen Charakters bei dem Volke beliebt war und in gutem Andenken blieb. Karls VII. Ende 1461.

Daß Frankreich unter ihm von der Fremdherrschaft befreit worden, daß der Himmel selbst durch unmittelbare Gnadenerweisung dem bedrängten Königthum zu Hülfe gekommen, wurde seinen Verdiensten und Tugenden zugeschrieben; er war milde und versöhnlich, und die lebenden Geschlechter empfanden es mit dankbaren Gefühlen, daß die letzten zehn Jahre seiner Regierung frei von Krieg geblieben, daß der Landmann und Bürger unter dem sicheren Schutz der Gesetze und einer geregelten Kriegsmacht sich ruhig den Geschäften des Friedens hingeben konnten, ohne die Verwüstung feindlicher Kriegsschaaren und verwilderter Söldlinge fürchten zu müssen. Und wie wenig energisch und schöpferisch der Charakter des Königs sein mochte; es war doch Vieles erreicht worden. Mehr als je war das Königthum der Kern und Mittelpunkt des nationalen Lebens; der hohe Feudaladel hatte seine selbstherrliche Stellung und die unbedingte Herrschaft über die Unterthanen eingebüßt; der niedere Adel schloß sich begierig an die Krone an, die seine Dienste mit Aemtern und Militärstellen belohnte; der Klerus fühlte sich sicherer unter dem Schatten der Monarchie als in der gefährlichen Freiheit des Feudalismus; der Kaufmann und Gewerbtreibende, durch die Aufhebung vieler hemmenden Fluß- und Binnenzölle erleichtert, ging unter der Obhut einherrlicher Gesetzgebung heiterer und sicherer seinen Arbeiten nach; die Communen und städtischen Corporationen fügten sich willig dem absoluten Königthum, selbst auf Kosten ihrer alten Rechte und Freiheiten, um durch die monarchischen Institutionen gegen Feudalismus und Anarchie geschützt zu sein. Bis auf wenige Provinzen war ganz Frankreich zu einem einheitlichen Reich vereinigt und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der Verwandtschaft in Sprache, Abstammung und Lebensinteressen durchdrang alle Stände. Die alte Stammesverschiedenheit zwischen Nord und Süd war dem Erlöschen nahe. Unter Leiden und Schmerzen waren große Resultate erzielt worden; ein neues Kunst- und Gesellschaftsleben hatte seinen Eroberungszug angetreten; ein geordneter Rechtsgang mit genauer Be- Resultate seiner Regierung.

stimmung der Formen und Befugnisse der Parlamente war angebahnt, die Aufzeichnung der Gewohnheitsrechte in den nördlichen Landschaften angeordnet; der mittelalterliche Feudalstaat vermochte der Kraft der modernen Monarchie auf die Länge nicht zu widerstehen. Alle diese Fortschritte und Uebergänge wurden dem „guten König“ Karl VII. angerechnet.

IV. Die Zeiten Ludwigs XI. und Karls des Kühnen.

Literatur. Bei der folgenden Darstellung konnte neben den früher (VII, 525 f.) aufgeführten Werken, besonders der histoire de France par H. Martin; par M. Michelet, par Sismondi und par M. C. Dareste, und neben Bd. IV und V der „Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft“ durch Johannes v. Müller, von einer reicheren Geschichtsliteratur Gebrauch gemacht werden, indem nicht nur das interessante Quellenwerk eines Zeitgenossen (Mémoires de Messire Philippe de Comines seigneur d'Argenton, Brusselle 1706, mit den preuves 4 voll. 8⁰.), sondern auch mehrere Spezialgeschichten aus älterer und neuerer Zeit bei der Abfassung zu Gebote standen. Unter diesen sind in erster Linie zu erwähnen: Histoire de Louis XI. par Mr. Duclos. Amsterdam 1746. — Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois par Mr. de Barante. Louvain 1826. 27. History of Charles the Bold, duke of Burgundy, by J. Foster Kirk. London. Murray 1863—1868. 3 voll. 8. Auch die Geschichte Europa's im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit von F. Kortüm und K. A. Frhr. v. Reichlin-Meldegg, Leipzig 1861, wurde benutzt.

1. Die Herzoge von Burgund und Ludwigs XI. Anfänge.

Entstehung des Reiches Burgund. *Philipp der Kühne 1363—1404.* Wir haben in den obigen Blättern gesehen, zu welcher Macht das burgundische Herrscherhaus allmählich emporgestiegen war. Seitdem Philipp der Kühne durch seine Vermählung mit der Erbgräfin Margaretha von Flandern sein Lehnherzogthum am Jura, Burgund, Franche-Comté und die Herrschaft Salins, mit dem gewerbreichen Gebiet an der Schelde und mit den Grafschaften Artois, Rethel und Mecheln vermehrt hatte, verfolgte die jüngere Linie der Valois unverrückten Auges das Ziel, die reichen niederländischen Landschaften zu einem Staatsganzen zu vereinigen, das vermöge seiner Lage zwischen Deutschland und Frankreich eine Stellung unter den gebietenden Mächten gewinnen sollte. Der Lehnsverband, der einige dieser Territorien an das Reich, andere an die Krone Frankreich knüpfte, war nur eine historische Tradition, eine staatsrechtliche Ueberlieferung ohne realpolitische Bedeutung, da weder das zerbröckelte römische Kaiserthum noch das von den Bürgerkriegen unterwühlte und von England befehdete Frankreich seinen Rechten und Ansprüchen Nachdruck zu geben vermochte. Gerade durch dieses Doppelverhältniß gewann die burgundisch-flandrische Dynastie eine selbständige Stellung. Von *Johann Ohnefurcht 1404—1419.* jenem Grundgedanken geleitet, suchten die zwei Herzoge, Johann Ohnefurcht und Philipp der Gute, die so tief in das geschichtliche Leben

Frankreichs während des fünfzehnten Jahrhunderts verflochten waren, die Philipp der Gute
nordwestlichen Landschaften zu einem zusammenhängenden Ganzen abzurunden, 1419—1467.
während die entlegeneren Territorien, wie Rethel, Nevers, an jüngere Glieder
des Hauses abgelassen wurden. Sie hätten nur zur Zersplitterung der Kräfte
und zu feindseligen Verwickelungen führen können. Wir wissen, welche gebie-
terische Stellung Philipp der Gute in den französisch-englischen Kriegen und
Parteikämpfen einnahm. Er war beiden Mächten ein unentbehrlicher Bundes-
genosse zum Sieg; und er war klug genug, die günstige Position zur Erweite-
rung seiner Besitzungen auszunutzen. In den zwanziger Jahren gewann er
Namur, indem er die günstig gelegene Grafschaft von dem letzten kinderlosen
und verschuldeten Erben Johann um 132,000 Goldkronen kaufte. Wenige
Jahre nachher fügte er **Brabant** und **Limburg** seinen übrigen Territorien 1430.
bei. Jener Anton von Burgund, Philipp's des Kühnen zweiter Sohn, dem die
Herzogin Johanna, seine Großtante, bei ihrem Tod (1406) das schöne Erbe
hinterlassen hatte, war in der Schlacht von Azincourt gefallen. Seine beiden
Söhne und Nachfolger Johann, der Gründer der Universität Löwen, und 1426.
Philipp von St. Pol gingen kinderlos aus der Welt. Philipp war der nächste
Erbe und die Stände des Landes waren einsichtig genug, denselben unter
Gewährleistung ihrer Rechte als ihren Herzog anzuerkennen. Daß auch Ja- 1430.
cobäa, die unternehmende, kraftvolle und sinnliche Gräfin aus Baierland, in
der Bedrängniß ihre Grafschaften **Holland**, **Seeland** und **Hennegau**
durch einen Vertrag dem mächtigen Nachbar überließ, und daß nach ihrem Tod 1436.
dieses nordwestliche Küstenland mit Flandern und Brabant wirklich verbunden
ward, haben wir früher gesehen (VII, 916); und als auch noch Elisabeth, eine
Enkeltochter Kaiser Karl's IV., das **luxemburgische Erbland** am Ar-
dennerwald, das ihr von einer verwandten Mitbewerberin und von den Ein-
wohnern streitig gemacht wurde, an Philipp abtrat und dieser die anderen
Prätendenten mit einer Geldsumme für ihre Ansprüche abfand, da hatten die 1443.
burgundischen Besitzungen einen Umfang, daß zu einem Königreich nur der
Name und Rang fehlte. Wären nicht Lothringen und Elsaß, welche die frucht-
baren, weinreichen Gegenden am Côte-d'Or und Jura von den wallonischen
Provinzen trennten, in andern Händen gewesen, so hätte die jüngere Linie der
Valois das alte austrasische Reich in ihrer Gewalt gehabt.

Es gab kaum ein anderes Land in Europa, das an Reichthum und Der burgundische Hof unter Philipp dem Guten
Bildung, an Handel und Gewerbsamkeit, an bürgerlicher Freiheit und Rechts-
stellung mit den Städten und Territorien an der Maas und Schelde den Ver-
gleich aushalten konnte, und in Bezug auf ritterliche Pracht und Courtoisie,
auf elegante Manieren und Umgangsformen, auf gesellschaftliche Bildung und
Etikette that es der burgundische Hof in Gent oder Brüssel allen andern zuvor.
Die Fremden staunten über die große Zahl von Rittern, Grafen, ja von
Fürsten, welche sie um den Herzog geschaart fanden, und noch mehr über den

Schatz, den er ihnen zeigen ließ, „ob hunderttausend Centner geschlagenen Goldes, unaussprechlich viel überköstlich Kleinod." Als Philipp die Königstochter von Portugal zur Ehegenossin heimführte, stiftete er, ein anderer Jason,
1430. den berühmten Ritterorden vom goldenen Vließe, zu dem nur Edelleute aufgenommen werden sollten, die von Vater und Mutterseite vier Ahnenstufen nachweisen konnten und worin der Herzog selbst die Großmeisterwürde führte. Der Orden war ein Areopag der Ehre und Rittersitte, ein Pairshof mit eigener Gerichtsbarkeit über alle Mitglieder und mit ausgedehnten Privilegien. Wir wissen ja, wie sehr das scheidende Mittelalter an Prunk und ritterlichen Schaustellungen Gefallen fand: je mehr der Kern des Ritterwesens dahinschwand, desto fester hielt man an der Schale, am Schein und Schatten. Und kein Hof in ganz Europa konnte an prachtvollen Turnieren, an glänzenden Banketten mit köstlichen Speisen und Getränken in goldenen und silbernen Schaalen und Gefäßen, an gesellschaftlichen Freuden und Genüssen im Kreise reich geschmückter Herren und Damen mit dem burgundischen wetteifern. Noch lange erzählte man sich von dem „Fasanenfest" mit allegorischen Darstellungen und
1454. Maskeraden, welches der Herzog ein Jahr nach der Einnahme von Konstantinopel veranstaltete, und wobei alle Ritter und Barone feierlich gelobten, einen Kreuzzug gegen die Türken zu unternehmen. Mehrmals wurden auch Anstalten dazu getroffen; aber nachdem die Frist wiederholt verlängert worden, ging durch den Tod des Papstes Pius II. das ganze Unternehmen in Nichts auf. — Der Erbe dieses großen, wohlhabenden und gebildeten Reiches war Graf **Karl von Charolais**, ein streitbarer, stolzer, herrschsüchtiger Fürst, der in noch höherem Grade den Beinamen des Kühnen verdiente, als sein Ahnherr Philipp, der Gründer der Hausmacht.

Karl der Kühne. 1467–1477. Im alten Schloß zu Dijon, von dem noch jetzt ein Thurm aus der Mitte einer Häusergruppe emporragt, hat Karl von Burgund, nachmals „der Kühne"
10. Nov. 1433. genannt, das Licht der Welt erblickt. Schon in der Jugend zeigte er Eigenschaften, die große Hoffnungen erregen mußten: von kräftigem Körperbau übte er sich frühe in allen ritterlichen Künsten und männlichen Arbeiten, im Fechten, Reiten und Jagen; dabei erwarb er sich gute Schulkenntnisse, so daß er die lateinischen Schriftsteller ohne Mühe lesen konnte; doch beschäftigte er sich am liebsten mit den Ritterromanen, welche noch immer die Unterhaltung der vornehmen Kreise bildeten. An den Rittern von Arthur's Tafelrunde, an den Paladinen Karl's des Großen nährte er seine Phantasie, suchte er die Vorbilder für seine eigenen Thaten; und bei Alexander's Heldenleben fiel es ihm oft ein, daß auch er der Sohn Philipp's sei. Frühe zeigte Karl jene an Starrsinn grenzende Willensstärke und jenen kühnen Ungestüm, die ihm in der Folge so verderblich werden sollten. An dem ritterlichen Hofe seines Vaters glänzte er bald unter den Ersten: man fand kaum einen gewandteren Reiter und Fechter, und auf den wilden Eberjagden in den Ardennen that er es allen Ge-

fahrten zuvor. Die sinnlichen Freuden und Genüsse reizten ihn wenig: er lebte einfach und mäßig, und durch körperliche Abhärtung stärkte er seine Gesundheit. Auch hielt er sich fern von dem üppigen Leben und den geschlechtlichen Ausschweifungen der vornehmen Welt an seines Vaters Hof. Während Philipp, „der Stern der Ritterschaft", den lasciven Sitten der Zeit im Uebermaß huldigte, so daß er sechzehn außer der Ehe gezeugte Kinder hinterließ; blieb Karl seiner französischen Gemahlin, Isabella von Bourbon, die er im einundzwanzigsten Lebensjahr heimführte, in Treue zugethan. Seine ganze Natur war 1454.
auf männliche Thaten, auf kühne Unternehmungen, auf gefahrvolle Wagnisse gerichtet; von rastloser Thätigkeit, kannte er weder Ermüdung noch Furcht; schon als neunzehnjähriger Jüngling hatte er in der erwähnten Schlacht bei Gaveren gegen die aufrührerischen Genter den verwegenen Muth und den trotzigen vor keiner Gefahr und Schwierigkeit zurückweichenden Geist bewährt, die stets den Grundzug seines Charakters bildeten. Auf prunkvolles Hof- und Ritterwesen legte er keinen besonderen Werth; doch waren ihm die ritterlichen Manieren und höfischen Künste nicht fremd: Er liebte und verstand Musik und bewegte sich mit Sicherheit und Anstand in den Formen und Kreisen der eleganten Welt; aber seine ungestüme, feurige, aufbrausende Natur führte ihn oft über die Grenzen besonnener Ueberlegung; er war jähzornig, leidenschaftlich und unversöhnlich.

Verhältniß zwischen Vater und Sohn.

Als der Erbe der französischen Krone in Brüssel eine Zufluchtstätte suchte vor dem Zorn seines Vaters und den Intriguen der Höflinge, war Karl von Charolais sein steter Gesellschafter und Begleiter; und wie verschieden auch Beider Naturen waren, in Einem Punkte trafen ihre Interessen zusammen: beide lebten mit ihren Vätern in Unfrieden und wünschten den Herrscherstab in die eigene Hand zu nehmen. Wie König Karl VII. so wurde auch Herzog Philipp in seinen späteren Tagen von Günstlingen geleitet, die ihre Stellung und ihren Einfluß zu selbstsüchtigen Zwecken benutzten und bei Adel und Volk verhaßt waren. Namentlich genossen zwei Brüder von Amiens, Anton und Johann de Croy, Sprößlinge einer geachteten Bürgerfamilie, die aber gerne ihren Stammbaum auf das ungarische Königsgeschlecht zurückführten, die Gunst und das Vertrauen des Herzogs in solchem Grade, daß er sie mit Aemtern und Ehren überhäufte, die Verwaltung der wallonischen Provinzen fast ganz in ihre Hände legte und den jüngeren, Johann, zum Grafen von Chimay ernannte. Dem Thronfolger war die anmaßende Familie ein Dorn im Auge; um so standhafter beharrte Philipp in seiner Zuneigung. Hätte König Karl von Frankreich dieses Mißverhältniß ausnutzen wollen, so hätten die Zeitgenossen das eigenthümliche Schauspiel erlebt, daß die zwei Söhne der benachbarten Herrscher Zuflucht in des anderen Reich gesucht. Wenigstens ließ der burgundische Prinz durch den Grafen von St. Pol, „den reichsten Edelmann in Frankreich", der Karl's Abneigung gegen die Croy's theilte, in Paris

anfragen, ob der König den Flüchtigen aufnehmen würde. Die Erbitterung zwischen Vater und Sohn wuchs noch, als der Graf von Charolais sich weigerte, einen Sohn von Johann Croy unter seine Hofbeamten aufzunehmen. Bei einer persönlichen Zusammenkunft gerieth Philipp in solchen Zorn, daß er das Schwert zog. Nur dem Schutze und der Fürsprache seiner Mutter verdankte Karl seine Rettung. Aber in solcher Aufregung befand sich der Herzog, daß er in Sturm und Regen davon ritt, eine ganze Nacht hindurch in Feld und
Jan. 1461. Wald umherstreifte und endlich in der Hütte eines Kohlenbrenners ein wärmendes Obdach suchte. Von dort führte ihn am nächsten Morgen ein Jäger nach Brüssel zurück. Am tiefsten schmerzte es den Herzog, daß seine Gemahlin für den Sohn Partei genommen; Isabella wurde von der Zeit an noch mehr vernachlässigt, so daß sie nun meistens in dem von ihr gegründeten Kloster der „grauen Schwestern" verweilte und nur selten am Hofe erschien. Der Graf von Charolais zog sich nach Dendermond zurück, bis es dem Dauphin gelang, eine Versöhnung zu stiften. Wilhelm Biche, ein armer Ritter aus Champagne, und ein anderer Diener Karl's, die dem Herzog besonders verhaßt waren, mußten das Land verlassen. Jener begab sich nach Paris, wo er als Kundschafter seinem Herrn und dem Dauphin nützliche Dienste leistete.

Ludwig XI. von Philipp nach Rheims und Paris geführt. 1461

Einige Monate nachher trat der Zeitpunkt ein, den Ludwig zu Genappe so oft durch astrologische Studien zu errathen gesucht: — König Karl VII. wurde zu seinen Vätern versammelt. Alsbald traf der erlauchte Flüchtling Anstalten zur Rückkehr; denn er trug großes Verlangen nach der Krone Frankreichs. Er war dem Herzog zu hohem Dank verpflichtet; hatte ihm doch derselbe fünf Jahre lang ein Asyl in seiner freiwilligen Verbannung gewährt und die von dem König geforderte Auslieferung standhaft verweigert. Und Ludwig ließ es an äußeren Beweisen von Dankbarkeit und Hingebung nicht fehlen, insbesondere so lange er den Verdacht hegte, die ihm feindlich gesinnte Hofpartei, an ihrer Spitze der mächtige Graf Dammartin, möchte zu Gunsten seines jüngeren Bruders, Karl von Berry, eine Palastrevolution versuchen. Er bat daher seinen Beschützer, daß er ihn mit Kriegsmannschaft nach Rheims führe. Als er aber merkte, daß seine Besorgniß unbegründet sei, als die angesehensten Herren vom Hof und Adel nach Avesnes eilten, um den neuen Herrscher zu begrüßen, war Ludwig bedacht, die innigen Beziehungen allmählich zu lockern. Das bewaffnete Geleite, um das er selbst gebeten, konnte er freilich nicht verwehren: mit einem Gefolge von viertausend Rittern im glänzendsten Aufzug und Waffenschmuck führte Philipp seinen Schützling zur Krönungsfeier nach Rheims, setzte ihm die Krone aufs Haupt und ertheilte ihm den Ritterschlag. Auch nach Paris wurde die Begleitung ausgedehnt. Und hier sah man den Herzog mit solcher Pracht einziehen, daß man glauben konnte, er sei der „Imperator", der König dagegen „sein armer Vassall". Aber gerade die Eindrücke, die Ludwig bei dieser Gelegenheit in Rheims und Paris in sich auf-

nahm, bestärkten ihn in dem Gedanken, dieses Mißverhältniß zu beseitigen oder auszugleichen, die Stellung des Lehnträgers zum Lehnherren in die richtige Ordnung zu bringen.

Philipp in Paris.

Die Sympathien, welche die Bürgerschaft unverhohlen dem Herzog darbrachte, waren für den herrschsüchtigen König ein Stich ins Herz. Die Pariser gedachten gern der alten Zeiten, wo der königliche Hof fern war und die burgundische Partei das Regiment führte. Die Ovationen mit Gesängen und allegorischen Schauspielen, die sie den einziehenden Herrschern darbrachten, galten daher mehr dem Herzog, dem alten Führer in den Tagen der Erhebung und des Ruhmes, als seinem ihnen noch wenig bekannten Begleiter. Wenn Philipp an der Spitze seines stattlichen Gefolges durch die Straßen ritt, schallten ihm Hochrufe und Lieder entgegen; man konnte glauben, die Bürgerschaft hätte lieber ihn selbst als König begrüßt.

Ludwigs XI Haltung und Ansichten.

Ludwig verbarg den Aerger; denn Niemand war in der Kunst der Verstellung mehr geübt als der König mit den kleinen stechenden Augen und dem ironischen Lächeln um dem Mund. Er überhäufte den Burgunder mit Aufmerksamkeiten und Ehrenbezeugungen; er wies dem Herrn von Croy einen Gnadengehalt an und beschenkte die ganze Familie mit Gütern und Aemtern; er ernannte den Grafen von Charolais, der ihm von Dijon aus einen Besuch in Tours machte, zum Gouverneur in der Normandie mit einer Jahreseinnahme von 36,000 Franken; er hörte alle Wünsche und Fürbitten freundlich an und versprach sie zu berücksichtigen. Aber in seiner Seele schlummerten andere Gedanken und weit ausgesponnene Pläne. Eine Stellung, wie der Herzog sie einnahm und wie noch andere Kronvassallen sie behaupteten oder anstrebten, war mit seinen Ansichten von monarchischer Machtfülle unvereinbar; er wollte seinen Thron nur auf willfährige und unterwürfige Diener stützen, nicht von Herren umgeben sein, welche ihre eigenen Wege gingen, welche je nach Umständen bald für bald gegen ihn auftreten konnten. Die burgundischen und flandrischen Ritter, die mit stolzen Hoffnungen eingezogen waren, kehrten mit leeren Händen mißmuthig und verstimmt in die Heimath zurück. Ludwig hatte bei seiner Thronbesteigung bereits das achtunddreißigste Lebensjahr erreicht (geb. 3. Juli 1423); die Unbesonnenheit und die raschen Entschlüsse der Jugend lagen hinter ihm; was er that, war wohl überlegt und beruhte auf tiefer politischer Berechnung. Erfüllt und geleitet von der rücksichtslosesten Selbstsucht, deren Befriedigung ihm als ein natürliches Recht erschien, setzte er auch bei andern dieselben Gefühle voraus: er traute den Menschen nur in so weit, als Egoismus und Eigennutz bei ihrem Thun oder Lassen ins Spiel kamen, er glaubte nicht an Tugend und Treue; sein scharfes Auge hatte erkannt, wie sehr die damalige Menschheit ihre Persönlichkeit von den allgemeinen sittlichen und religiösen Mächten losgelöst hatte und sich den Impulsen des Augenblicks hingab; der eigene Vortheil war nach seiner An-

sicht die Triebfeder aller menschlichen Handlungen, und wie er selbst an seines Vaters Hof sich vor den lauernden Blicken feindlich gesinnter Höflinge nur durch Verstellung und Heuchelei zu verbergen wußte, so glaubte er auch von Andern, daß sie mit ihrer wahren Natur und Gesinnung zurückhielten, daß alle öffentlichen Kundgebungen nur Trug und Maske seien. Darum betrachtete er seine Umgebung stets mit dem größten Mißtrauen, und die tiefe Menschenkenntniß, zu der er durch seinen Verstand und seine scharfe Beobachtungsgabe geführt ward, war bei ihm mit tiefer Menschenverachtung verbunden.

Ludwigs XI. Regierungsanfang. Nachdem im September der Herzog von Burgund in seine Staaten zurückgekehrt war, fühlte sich Ludwig erst als König und Herr. Nun richtete sich zunächst sein Groll gegen das väterliche Regierungssystem und die Werkzeuge, die dabei mitgewirkt. Während er eine Anzahl hoher Beamten und Räthe, welche bei Karl VII. von großem Einfluß gewesen, entfernte und durch solche ersetzte, die ihm in der Verbannung Dienste geleistet oder Treue erwiesen; erließ er dem Grafen von Armagnac und dem Herzog von Alençon ihre Strafen und setzte sie wieder in ihre Rechte und Güter ein. Auch wurde eine Revision des Prozesses gegen Jacob Coeur angeordnet und ein Theil der eingezogenen Güter den Söhnen zurückgegeben. Dagegen wurde Dammartin, der sich längere Zeit verborgen gehalten, durch einen Rechtsspruch des Parlaments mit Verbannung und Güterverlust bestraft, ein Urtheil, das der König in Gefängnißhaft in der Bastille verwandelte; der Großseneschall Jacob de Brezé wurde in Ungnade auf seine Güter verwiesen. Mit ähnlicher Vorsicht und Treulosigkeit verfuhr Ludwig XI. auch nach andern Seiten. Die Städte, die einst gerne sich eine Besteuerung zur Bestreitung der stehenden Heere hatten gefallen lassen, fanden jetzt die Last zu groß, und baten um Erleichterung. Ludwig machte ihnen Anfangs Hoffnungen; als diese aber nicht erfüllt wurden, entstanden in Rheims, Angers und andern Städten aufrührerische Bewegungen; die Steuerlisten wurden verbrannt, die Einnehmer mißhandelt oder ermordet. Aber die königlichen Waffen schufen bald Ordnung; an der Kathedrale von Rheims sieht man noch jetzt gehängte Rebellen abgebildet, die Steuerrollen um den Hals. — Dem heiligen Vater, der ihm durch seinen Legaten, den Bischof von Arras, zur Thronbesteigung Glück wünschen ließ, meldete er in einem
27. Nov. 1461. verbindlichen Schreiben, daß er die „pragmatische Sanction“, die der Curie so viel Aergerniß gegeben, aufheben und dem römischen Stuhle alle früheren Rechte in Frankreich wieder einräumen wolle; als er aber merkte, daß das Pariser Parlament Widerspruch erhob, daß die ganze Nation mit Mißfallen auf die Mehrung der pontificalen Autorität blickte und daß Papst Pius II. die Zugeständnisse zu großen Geldbezügen und simonistischem Pfründenhandel ausbeutete, ohne doch dem französischen Prätendenten in Neapel den erwarteten Vorschub zu leisten; da erließ er Verordnungen, welche die Ansprüche und Forderungen der Curie illusorisch machten, zugleich aber auch die galli-

canische Kirche in einen schwankenden, nicht von Rechtsbestimmungen, sondern von willkürlichem Verfügen des Königs bedingten Zustand versetzten. Ludwig wollte den Papst und die Hierarchie nicht reizen, aber in den einzelnen Fällen die letzte Entscheidung seiner eigenen Entschließung vorbehalten. So setzte er den römischen Hof in eine Lage, daß er den französischen König mit besonderer Rücksicht und Schonung behandeln mußte, und hielt zugleich den gallicanischen Klerus in größerer Abhängigkeit von der Krone.

Sobald sich Ludwig XI. sicher auf dem Throne fühlte und im Parlamente, im Rath und in den hohen Staats- und Militärämtern zuverlässige Leute eingesetzt hatte, suchte er sich durch eigene Anschauung von der Lage des Landes, von den Zuständen und Gesinnungen in den Provinzen zu überzeugen. Die Favoritenherrschaft am Hofe seines Vaters hatte ihn mit Widerwillen erfüllt gegen jede Abhängigkeit von fremdem Einfluß und ihn an selbständige Thätigkeit gewöhnt, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über alle seine Zeitgenossen gab. Mit Erstaunen und Verdruß bemerkten die Höflinge und Barone, „daß der König den ganzen Rath auf seinem Pferde mit sich führe." Rastlos und unermüdlich an Körper und Geist durchwanderte er unaufhörlich das Reich, bald da, bald dort unerwartet erscheinend und suchte sich eine genaue Kenntniß von allen Personen und Verhältnissen zu verschaffen, sich in allen Dingen ein freies selbständiges Urtheil zu bilden. Ludwigs XI. Charakter u. Herrscher-thätigkeit.

Auf einer Reise nach dem Süden gab er der Stadt Bordeaux und den andern ansehnlichen Communen von Guyenne und Gascogne die Privilegien zurück, die ihnen zur Strafe für ihren Abfall im Jahre 1453 waren entrissen worden, errichtete daselbst ein Parlament, dessen Gerichtskreis sich über ganz Aquitanien erstreckte, und setzte den „Bastard von Armagnac", seinen Begleiter in der Verbannung, den er zum Grafen von Cominges und zum Marschall erhoben, als Gouverneur ein. 1462.

Diese Reisen waren für Ludwig eine Lebensschule; nicht um sich Huldigungen und Ovationen darbringen zu lassen, oder sein Herz an Festlichkeiten und Genüssen zu weiden, durchzog er seine Staaten, sondern um Alles zu erforschen und zu prüfen. Sein Gedächtniß war von ungewöhnlicher Stärke und seine Wißbegierde nicht zu befriedigen. In dürftigem Aufzug, wie ein Pilger, fast ohne Begleitung zog er einher, verkehrte er mit Leuten jedes Standes und führte mit Jedermann vertrauliche Gespräche. Um Geheimnisse zu erfahren, war ihm kein Mittel zu schlecht, keine Person zu gering. Die vornehme Zurückhaltung anderer Fürsten war ihm fremd: er verschmähte die Pracht, die Hoffeste, die ritterlichen Spielereien und den ganzen hohlen Prunk, an denen seine Vorfahren so großes Gefallen gefunden. Für ihn hatte nur die Realität Werth; das stolze Pathos, das leere Gehäuse einer feudalen Ritterzeit reizte ihn zu Spott und Ironie. Oft schlich er heimlich oder auf Nebenwegen in die Städte ein, um jeder Empfangsfeierlichkeit vorzubeugen. Welch ein Abstand zwischen dem französischen König im kurzen Wams und Beinkleid

von grauer Wolle und mit schmuckloser ärmlicher Kopfbedeckung und den fürstlichen Personen in Sammt und Seide, in Gold und Edelgestein prunkend, zwischen dem einfachen Palast von Tournelles und den bethürmten Schlössern von Angers und Blois, wo die Herzoge von Anjou und Orleans, die sich „von Gottes Gnaden“ nannten, ihre Hofhaltung hatten! Der Nutzen ging ihm über das Recht, urtheilt Henri Martin, immer zog er, bisweilen sogar zu seinem Schaden, den krummen Weg dem geraden, die List der Gewalt, Schlauheit der Kühnheit vor, doch fehlte ihm auch nicht jener ausdauernde Muth, den ein unerschütterlicher Wille einflößt. Ludwig XI. war die incarnirte Reaction gegen das Mittelalter, sowohl gegen seine Moral und Idealität als gegen seine Verirrungen, gegen seine Freiheiten wie gegen seine Anarchie. Selbst die kirchliche Frömmigkeit Ludwigs, die einzige Inconsequenz eines Charakters, der zur Ungläubigkeit angelegt war, hatte nichts mehr von dem düsteren und großartigen Fanatismus früherer Tage; es war ein grobsinnlicher Aberglaube, der über das Mittelalter hinaus in jene Zeiten zurückging, wo die Könige der Barbaren den Heiligen des Paradieses den halben Antheil an der Arbeit, wie an der Beute zuwiesen. Ludwig spendete Almosen mit freigebiger Hand, er brachte den vom Volke verehrten Heiligenbildern reichliche Gaben dar, er beschenkte Kirchen und Andachtsstätten und verlangte dafür von den Geistlichen, daß sie ihm Wohlergehen, Gesundheit und langes Leben vom Himmel erbeten sollten; an der Sündenvergebung schien ihm weniger gelegen zu sein. An seinem Hute trug er Heiligenbilder von Blei, welche er bei jeder guten oder schlimmen Botschaft knieend zu küssen pflegte, um den Hals einen Rosenkranz von groben hölzernen Kügelchen.

„Diese Schwachheit abgerechnet, war der elfte Ludwig der gelehrige Schüler jener treulosen Staatskunst, zu welcher die italienischen Tyrannen seiner Zeit das Vorbild gaben und welche Machiavelli in der Folge in ein System brachte. Francesco Sforza, der Gewaltherrscher des Herzogthums Mailand, diente dem französischen König als Muster und Lehrmeister. Die italienische Bildung eroberte Frankreich früher durch die Politik als durch die schönen Künste.“

Ludwigs Politik und Tyrannei. Nur darin unterschied sich Ludwig von seinen italienischen Vorbildern, daß er nicht wie diese blos persönliche oder dynastische Interessen verfolgte; seine Ziele waren höher und allgemeiner. Er fühlte sich als das Haupt einer Nation, er hatte einen Begriff von der Staatsgesellschaft und ihrer Aufgabe in Gegenwart und Zukunft. „Der Despot Ludwig XI. gehörte nicht in die Klasse der egoistischen Tyrannen, sondern in die der rücksichtslosen Neuerer“, urtheilt ein französischer Schriftsteller über ihn. Die wunderliche und eigenthümliche Erscheinung machte einen tiefen Eindruck auf die Phantasie des Volkes, so daß dieser König wie eine Figur der Sage und Tradition auf die Nachwelt gekommen ist. Als dämonische Gestalten, welche die Menschen ins Verderben locken, durchziehen Ludwig XI. und seine Diener und Werkzeuge

der ehemalige Barbier Olivier le Dain der Böse und Tristan L'hermite Vorsteher (Prévot) der Kaufmannschaft, die Blätter der Geschichte und an dem Schlosse Plessis-les-Tours mit dem eingehegten Park und den Fußangeln ging das Volk mit Schaudern vorüber und bekreuzte sich wie vor der Behausung böser Geister. Denn dort sollten der König und seine diabolischen Gehülfen zahllose Gefangene in eisernen Käfigen eingesperrt gehalten und sich an ihren Jammertönen geweidet haben! Die Volksmythe vergrößert und malt aus, aber sie ruht in der Regel auf einer Basis von geschichtlicher Wahrheit. Der heimtückische, mißtrauische, menschenfeindliche Valois und die Amtleute und Gehülfen, die er um sich schaarte, verfolgten ein klares politisches Ziel mit diabolischen Mitteln und treulosen Künsten; aber die Welt, die Ludwig XI. bekämpfte und niederwarf, war zum Untergange reif. Die Feudalherren, mit denen er einen Kampf auf Leben und Tod einging, waren dem König nicht in Moral und Tugend überlegen; auch sie wandelten ohne Scheu dieselben Wege und bedienten sich derselben Mittel; aber Ludwig besaß mehr Macht und Klugheit, mehr Energie und Thätigkeit, mehr Unternehmungsgeist und Ausdauer.

2. Die Liga für das öffentliche Wohl.

Als Dauphin war einst Ludwig das Haupt der Praguerie gewesen; als König ward er der heftigste Feind und Widersacher der Feudalherren. Eine weite Kluft trennte die beiden Lebensabschnitte und Thatenziele von einander! Forthin war sein Augenmerk unverrückt auf die Schwächung der großen Barone gerichtet. Er begann mit den mächtigsten unter ihnen, mit denselben Burgundern, bei denen er als Gastfreund geweilt. Im Friedensvertrag von Arras waren die Städte und Territorien auf beiden Ufern der Somme dem Herzog zu Lehn gegeben worden, jedoch mit der Bedingung, daß der Krone Frankreich der Rückkauf um 400,000 Goldkronen jederzeit frei stehen sollte. Durch den Besitz dieser Städte war der Herzog Herr der gesammten Picardie, er konnte im Fall eines Krieges ungehindert in das Herz der französischen Staaten vordringen. Philipp war bald nach seiner Rückkehr in eine schwere Krankheit gefallen; sein Aufkommen war längere Zeit zweifelhaft. Wer bürgte, daß das gute Einvernehmen, das Ludwig mit dem alten Herrn zu erhalten gesucht, fortdauern werde! Es war daher des Königs größtes Anliegen, diese Städte und Herrschaften wieder an sich zu bringen. Die Aufgabe war keine kleine. Denn nicht genug, daß das Aufbringen einer so hohen Geldsumme seine Schwierigkeiten hatte, der Graf von Charolais suchte das Vorhaben auf alle Weise zu hintertreiben. Und dennoch kam Ludwig zum Ziel: begünstigt von der Zwietracht im burgundischen Hause, die mit neuer Heftigkeit ausgebrochen war, und unterstützt durch die Familie de Croy, die er in sein Interesse zu

Ludwig erwirbt die Stadtgebiete an der Somme. 1463.

Oct. 1463. ziehen gewußt, kam er in den Besitz der Städte St. Quentin, Péronne, Amiens Abbeville u. a. O. Es war eine Eroberung ohne Krieg, ein Gewinn von größter Wichtigkeit. Um das Erworbene sicher zu behaupten, setzte er den Grafen von Nevers, einen Verwandten des burgundischen Herrscherhauses, der mit Karl von Charolais in Feindschaft lebte und beschuldigt ward, durch Zaubermittel an einer Wachsfigur dessen langsamen Tod gesucht zu haben, zum Statthalter ein.

Anschläge gegen Burgund. 1464. Bei seinem Vorhaben, gegen die großen Feudalherren seines Reiches einen vernichtenden Schlag zu thun, mußte Ludwig von Karl den heftigsten Widerstand erwarten. Er suchte sich deshalb in eine Lage zu setzen, die ihn gegen feindliche Anschläge sicher stellen sollte. Es scheinen damals allerlei Pläne durch seinen Kopf gegangen zu sein. Während er dem im Schlosse zu Hesdin in Artois weilenden Herzog Philipp bei einem persönlichen Besuch die größte Freundlichkeit und Zuvorkommenheit bewies und sich erbot, den aufs Neue ausgebrochenen Familienstreit zwischen Vater und Sohn zu vermitteln und auszugleichen, schlich sich ein Abenteurer in Nevers Diensten, der Bastard von Rubempré genannt, unter kaufmännischer Verkleidung in das Schloß von Gorkum, Karl's Aufenthaltsort, um denselben mit Hülfe einer verborgenen Schiffsmannschaft zu entführen, und Ludwig selbst kam in den Verdacht, er habe die Absicht gehegt, unter der Maske freundlicher Devotion seinen „geliebten Oheim“ Philipp bei einem Besuch in Hesdin in seine Gewalt zu bringen. Der Herzog wurde gewarnt und ritt eilends nach Lille. König Ludwig stellte den hinterlistigen Plan in Abrede und beschwerte sich durch eine ansehnliche Gesandtschaft über die verleumderischen Aussagen. Doch gelang es ihm nicht, bei dem alten Herzog das frühere Vertrauen wieder zu
April 1464. erwecken. Vielmehr söhnte sich jener mit dem Sohn aus und opferte ihm die Günstlinge de Croy. Ihrer Aemter und Besitzungen beraubt entflohen diese nach Frankreich.

Ludwigs Vielgeschäftigkeit in der äußern Politik. Eine ähnliche zweideutige Rolle spielte der König um dieselbe Zeit mit England. Wir werden im nächsten Abschnitt die unternehmende kriegerische Margaretha kennen lernen, die heroische Tochter des friedfertigen Sängerkönigs René von Anjou und Provence. Sie war vor ihren Feinden Eduard von York und Warwick über den Kanal geflohen, um bei ihrem Verwandten Hülfe zu erlangen. Ludwig XI. suchte aus den Umständen Nutzen zu ziehen. Er machte der Königin Hoffnung auf Unterstützung, welche ihm dafür Aussichten auf Calais eröffnete, knüpfte aber gleichzeitig Unterhandlungen mit der Gegenpartei in England an. Als Margaretha eine neue Landung versuchen wollte, gab er ihr ein Reisegeld, das mehr einem Almosen als einer Kriegshülfe glich, denn er wollte es mit Warwick, mit dem er eine Zusammenkunft verabredet hatte, nicht verderben; zugleich gestattete er dem früheren Groß-Seneschall Brezé, den er tödtlich haßte, für die Königin Freiwillige in der Normandie zu werben und sie über den Kanal zu begleiten. Dort, dachte er, wird er bald sein Ende finden. Auch in die Streithändel zwischen Aragonien und Castilien mischte er sich, und in Savoyen und Mailand suchte er gute Nachbarn zu gewinnen. Er vermählte seine Schwester Jolante mit dem Erben von Savoyen und hielt den Grafen von Bresse, das Haupt einer feindlichen Gegenpartei,

nachdem er ihn unter täuschenden Versprechungen an seinen Hof gelockt, in einer französischen Burg gefangen; und mit Franz Sforza, in dem er den Gesinnungsgenossen erkannte und ehrte, schloß er einen Bund und überließ ihm die Ansprüche der Krone Frankreich auf die Signorie von Genua. Eine solche Geschäftigkeit und vielseitige Thätigkeit hatte man noch bei keinem mittelalterlichen Herrscher gesehen!

Die malcontenten Feudalherren.

Durch den Bund mit Sforza beleidigte Ludwig zwei mächtige Adelsgeschlechter, den bejahrten Herzog Karl von Orleans, der im Namen seiner Mutter Valentine Ansprüche auf Mailand geltend machte, und das Haus Anjou, das in Sforza den Anhänger des aragonischen Prätendenten in Sicilien haßte. Denn um dieselbe Zeit, als Margaretha von England den französischen König vergebens um Hülfe anflehte, war ihr abenteuernder Bruder Johann von Calabrien als Flüchtling in das Heimathland der Familie, die Provence, zurückgekehrt. Die ergrimmten Edelleute fanden viele Genossen. Waren doch alle Feudalherren durch den königlichen Despotismus in ihren Rechten und ihrer Machtstellung bedroht! Selbst gegen das Jagdrecht, das köstlichste Besitzthum des Grundadels, hatte Ludwig den Bauer und sein Feld in Schutz genommen! Philipp von Burgund und noch mehr sein Sohn Karl, dem der König die einträgliche Gouverneurstelle in der Normandie entzogen, sehnten sich nach Rache an dem undankbaren Verwandten. Sie fanden einen mächtigen Verbündeten an dem Herzog von Bretagne, einem jungen Fürsten von mittelmäßigen Anlagen aber großem Stolz. Wir haben in den früheren Blättern gesehen, welche selbständige Stellung diese vom Meer umspülte und von Gebirgen durchzogene Halbinsel mit ihrer keltischen Bevölkerung von jeher behauptet hat. Die Herzoge betrachteten sich immer noch als die Nachkommen der alten Bretonenkönige; sie trugen im Wappen eine Krone statt des Herzoghutes, nannten sich „von Gottes Gnaden", verweigerten dem französischen König jede Art von Abgabe, übten das Münzrecht, nahmen die Regalien über die Bisthümer des Landes in Anspruch und verwarfen die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments und der königlichen Gerichtshöfe. Ludwig verlangte, daß der Herzog in die Schranken eines Lehnfürsten eintrete und den angemaßten Herrenrechten entsage. Aber dieser, mit dem burgundischen Thronfolger innig verbunden, war entschlossen, seine Stellung mit Gewalt zu behaupten; Eduard IV. von England wurde um Hülfe angegangen und ihm dafür die Lehnsherrlichkeit über die Halbinsel in Aussicht gestellt. Bald war der Hof von Bretagne der Mittelpunkt aller feindseligen Anschläge gegen den König.

Die Ligue für das öffentliche Wohl.

Es bildete sich eine Liga, die ihre Verzweigungen über das ganze Reich hatte. Die großen Kronvasallen hatten erkannt, daß ihre Feudalmacht, ihre ritterliche Anarchie, ihr ungebundenes, eigenmächtiges Treiben durch den monarchischen Absolutismus Ludwigs für immer unterdrückt werden sollten. Zwei Prinzipien, Feudalismus und despotische Königsgewalt, rüsteten sich zum Ent-

scheidungskampf. Umsonst berief Ludwig die Prinzen und großen Barone nach Tours zu einer Versammlung und versuchte mit der ihm eigenen Beredsamkeit den drohenden Sturm zu beschwören: die Fürsten und Herren seien die natürlichen Stützen seines Thrones; nur mit ihrem Beistande könne er die Last der Regierung tragen; er hege daher das Vertrauen, daß sie die Treue und den Gehorsam, die sie ihm bisher erwiesen, auch ferner bewahren und den durch falsche Rathgeber verführten Bretagner nicht in seinem Trotze bestärken würden. Zugleich sprach er von seinen königlichen Pflichten, die er durch den Krönungseid auf sich genommen, und von den Erfolgen seines bisherigen Regiments. Die Herren hatten in der Kunst der Verstellung und Heuchelei gleichfalls große Fortschritte gemacht: denn während der Herzog von Anjou in ihrer Aller Namen erklärte, daß sie des Königs gehorsame und ergebene Unterthanen seien, bereit, ihm mit Leib und Gut zu dienen; sannen sie auf Kampf und Flucht. Sie hatten schon zu viele Proben von Ludwig's Falschheit, seiner Herrschsucht, seinem Despotismus erfahren, als daß sie seinen Worten und Versicherungen hätten Glauben schenken mögen. Der Abstand zwischen dem, was der König anstrebte und dem, was die Feudalherren bewahren wollten, war zu groß, als daß eine Verständigung oder Ausgleichung möglich gewesen wäre. Der alte Herzog von Orleans wagte einige Vorwürfe, wurde aber scharf zurückgewiesen, so daß man seinen bald darauf erfolgten Tod dem Verdruß und der Aufregung zuschrieb. Sein einziger Erbe war ein dreijähriges Kind, nachmals König Ludwig XII. Bei so verschiedenartigen Zielen konnte nur das Schwert entscheiden. Auch war bereits durch sichere Bevollmächtigte in der Liebfrauenkirche zu Paris der geheime Bund beschworen: sie nannten ihn die „Ligue für das öffentliche Wohl". Der Name war ein Zugeständniß an den Zeitgeist: man wagte nicht mehr offen für die Standesinteressen in den Kampf zu treten, eine ehrenvolle Fahne sollte die Menschen täuschen, den Egoismus und den engherzigen Sondergeist verhüllen. Der Zweck, den man als öffentliches Wohl bezeichnete, war die Erhöhung des Feudalismus und die Minderung und Niederhaltung der Königsmacht.

Glieder und Zwecke des Bundes.

Der hohe Lehnsadel betrachtete den Kampf als eine gemeinsame Sache des gesammten Herrenstandes, darum traten der Liga auch solche bei, die von dem König nur Beweise von Gnade und Gunst empfangen hatten, wie der Herzog von Alençon, der Graf Johann von Armagnac und sein Bruder, der Herzog von Nemours. Sie verbanden sich mit dem Herzog von Bourbon, der dem König zürnte, weil er ihm die Statthalterwürde von Guyenne entzogen. Nantes war der Hauptsammelplatz der Malcontenten. Dorthin flüchtete der jüngere Bruder des Königs, Herzog Karl von Berry, von dem königlichen Hofe, wo er in einer Art Gefangenschaft gehalten und sorgfältig überwacht worden war; dorthin begab sich der alte Graf Dunois, jener Bastard von Orleans, der einst an der Seite der Jungfrau für das legitime Königthum

gefochten; dort fand sich auch bald nachher Graf Dammartin ein, dem die Flucht aus der Bastille gelungen war; dort hatten der Marschall von Lohéac und der Admiral von Beuil, die ihrer Aemter entsetzt worden, ihren Aufenthalt genommen; dort trieb der Graf von Saint-Pol, der Vertraute des burgundischen Hofes, sein geschäftiges Wesen. Der Herzog von Berry, Karl's VII. jüngerer Sohn, wurde als Haupt der Ligue hingestellt, um dem Kampf einen legitimen Charakter zu geben. Als im Frühjahr die fürstlichen Häupter mit ihren Kriegsmannschaften in Berry einrückten und von Bourges aus ein Manifest ergehen ließen, daß sie das Reich aus seiner traurigen Lage retten und das Volk von dem unerträglichen Druck eines tyrannischen Regiments befreien wollten, da folgte Abfall auf Abfall. Auch manche Veteranen der alten Würgerbanden suchten ihre Waffen wieder hervor und stellten sich unter die fürstlichen Hauptleute. Zugleich rückte Karl von Charolais im Auftrag des alten Herzogs mit einem stattlichen, wohlgerüsteten Heer in Isle-de-France ein, um sich in der Nähe von Paris mit den Bundesgenossen aus dem Süden zu vereinigen. Sie durchstreiften die Gegend von St. Denis und vernichteten allenthalben die Steuerrollen. Sie mochten erwarten, daß man in Paris wieder das alte burgundische Banner aufpflanzen und wie ehedem den König fern halten würde. Aber die Zeiten waren anders geworden. Die Bürger mißtrauten dem Danaergeschenk, das die fürstlichen Volksbeglücker ihnen darboten, und ließen sich durch die liberale Parole nicht verlocken. Wie groß auch die Aufregung in der volkbelebten Stadt war; man hielt die Thore verschlossen; in den Straßen tönte der Ruf, man solle die Entscheidung den Reichsständen übertragen, ein Ruf, der keineswegs nach dem Sinne der Feudalen war. Auch in den übrigen Städten ging der Widerwille gegen die Steuererheber nicht so weit, daß man mit den Rittern der öffentlichen Wohlfahrt hätte gemeine Sache machen wollen.

König Ludwig XI. war in schwieriger Lage. Mochte er auch mit gewohnter Thätigkeit seine getreuen Kriegsmannschaften um sich sammeln, die italienischen Höfe um Unterstützung angehen, in einem Manifest seine Gegner des Verraths und Treubruchs beschuldigen und die Verführten und Betrogenen zur Rückkehr unter die Fahne der Loyalität auffordern; seine Streitkräfte waren gering. Er erkannte übrigens mit richtigem Blick, daß er vor Allem suchen müsse, die feindlichen Heerhaufen von der Vereinigung abzuhalten. Daher besetzte er die Gegend von Montlhéri, wo er am leichtesten die von Paris erwarteten Verstärkungen an sich ziehen konnte. Hier wurde ein Treffen geliefert, das trotz seines wunderbaren Verlaufes für den König einen ungünstigen Ausgang hatte. Karl unternahm an der Spitze seiner Schwergerüsteten einen übereilten Angriff auf den von dem Grafen von Maine befehligten linken Flügel des königlichen Heeres, während Ludwig selbst mit der andern Abtheilung dem burgundischen Feldherrn St. Pol gegenüberstand. Der Graf drang

Schlacht von Montlhéri. 1465.

16. Juli 1465.

mit solchem Ungestüm vor, daß er fast in gänzlicher Unordnung dem Feinde nahe kam und in die größte Gefahr gerathen wäre, hätten nicht Maine und seine Leute sich plötzlich zur Flucht gewandt, sei es aus Verrath oder im panischen Schrecken. Unterdessen warf der König den Grafen St. Pol zurück. Die Nacht machte dem Treffen, das sich zuletzt in eine Reihe von Einzelgefechten im Handgemenge auflöste, ein Ende; im burgundischen Lager faßte man bereits den Entschluß, am andern Morgen den Rückzug anzutreten, da man mit dem siegreichen König keine neue Schlacht wagen könne. Aber wie erstaunte man, als bei Tagesanbruch einige Reiter die Nachricht brachten, der Feind sei während der Nacht weggezogen. Ludwig war nach Corbeil aufgebrochen und hatte dem überraschten Gegner das Schlachtfeld überlassen. Karl von Charolais galt als Sieger, und so wenig Geschick und Fähigkeit er gezeigt, er glaubte selbst an seinen Sieg und hielt sich seitdem für einen großen Feldherrn.

Die Verbündeten vor Paris. Die Flucht des Grafen von Maine und das Ausbleiben der Verstärkungen hatte in dem König den Argwohn erweckt, er sei allenthalben von Verrath und Abfall umgeben. Ihm war besonders daran gelegen, die Hauptstadt in der Treue zu erhalten. Dorthin wendete er sich jetzt, und seine Anwesenheit genügte, jeden Gedanken von Aufruhr in der Bürgerschaft zu ersticken. Ein Steuernachlaß und die Heranziehung mehrerer Vertrauensmänner der Stadt und Universität in den königlichen Rath befestigte den Bund. Ohne Hinderniß erfolgte darauf die Vereinigung der beiden Heerabtheilungen, und da auch noch Johann von Anjou (Calabrien) mit seinen Provenzalen und Lothringern zu ihnen stieß, so kam eine beträchtliche Streitmacht zu Roß und zu Fuß zusammen. Neben den wallonischen Armbrustschützen sah man auch helvetische Lanzenträger, die der Herzog von Calabrien geworben hatte, und italienische Reiter in glänzender Waffenrüstung unter dem Grafen von Campobasso, dem berühmtesten Condottiere der Zeit. Selbst Bourbon und die Armagnacs, welche Ludwig vor der Schlacht bei Montlhéri bei Riom in so schlimme Lage gebracht hatte, daß sie ihm aufs Neue Treue und Gehorsam gelobten, schlossen sich wortbrüchig der Liga an. Mit einem Heer von 50,000 Streitern aller Waffengattungen rückten die Verbündeten vor die Hauptstadt, als der König gerade in der Normandie war, um Verstärkungen zu holen. Die Fürsten forderten Einlaß, für den Fall der Weigerung mit Sturm drohend. Auf dem
24. Aug. Stadthaus traten die Notablen der Bürgerschaft, der Universität, des Parlaments und des Klerus zu einer Berathung zusammen. Schon war man nahe daran, mit den Häuptern der Verbündeten in Unterhandlung zu treten und ihnen unter bestimmten Garantien den Einzug zu gestatten, als das Pariser Volk so laute Demonstrationen zu Gunsten des Königs machte, daß die versammelten Vertreter der Stände und Körperschaften keine Verträge abzuschließen wagten. Darauf kehrte Ludwig mit Mannschaft und Zufuhr zurück und rettete die Stadt und damit sein Reich. Denn wenn auch das feindliche

Belagerungsheer so groß war, daß der König nicht die Entscheidung einer Schlacht suchen mochte; so setzte er doch so viele Hebel in Bewegung, daß er schließlich einen glimpflichen Ausgang erhoffen durfte.

Auf den Rath seines Freundes und Bundesgenossen Franz Sforza suchte er vor Allem Zwietracht unter den Gegnern zu erzeugen, ein Versuch, der bei den egoistischen Zwecken der Verbündeten, bei der Unfähigkeit und Schwäche des jungen Herzogs von Berry, bei den rauhen, polternden Manieren des hochmüthigen Burgunders, bei dem fehdelustigen Abenteurercharakter des Herzogs von Calabrien wenigstens in so weit gelang, daß es zu keinem einheitlichen Kriegsplan kam, sondern Tage und Wochen mit Scharmützeln und Ausfällen vergeudet wurden, worüber die Lebensbedürfnisse im Lager zu schwinden begannen. Um die Pariser, deren bewegliche wankelmüthige Natur leicht durch die Kriegslasten in eine aufrührerische Strömung fortgerissen werden konnte, bei guter Stimmung zu erhalten, sorgte Ludwig, daß der Markt durch Zufuhr aus der Normandie auf der offenen Wasserstraße stets wohl versehen war und daß seine Richter, Amtleute und Soldaten keine Veranlassung zu Klagen und Streit gaben. Oft sah man ihn mit der Oriflamme, dem alten Feldzeichen der Feudalmonarchie, das bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal erwähnt wird, durch die Straßen nach den Gotteshäusern und Andachtsstätten ziehen. Dennoch wurde seine Lage von Tag zu Tag schwieriger und die Unzufriedenheit in Paris trat immer offener hervor. Er knüpfte mit den Häuptern der Ligue Unterhandlungen an; aber sie scheiterten an dem übertriebenen Forderungen der Fürsten: er sollte die Provinzen ihnen zur freien Verwaltung übergeben, eine Forderung, die einer Auflösung und Theilung des Königreichs gleich kam. *Ludwigs Haltung.*

So dauerten die Kämpfe fort. Im September traten jedoch neue Abfälle ein, die den König in große Sorge versetzten: Pontoise wurde von dem Befehlshaber an den Herzog von Bretagne abgetreten und in der Normandie fielen mehrere Städte durch Verrath in die Hände der Verbündeten; die Wittwe des Seneschall Brézé, der bei Montlhéri eine zweideutige Rolle gespielt und in der Schlacht seinen Tod gefunden hatte, überlieferte Stadt und Burg von Rouen dem Herzog von Bourbon, um ihren Gatten zu rächen, ein Beispiel, das in andern Orten Nachahmung fand. Dadurch wurde der Verkehr auf der Seine abgeschnitten und Paris kam in Gefahr einer Hungersnoth. Ludwig XI. war überwunden; er mußte den Gedanken an Aufrichtung einer absoluten Monarchie fahren lassen. Der Feudalismus trug nochmals einen vollständigen Sieg davon. Aber vielleicht hat gerade das Uebermaß der Forderungen von Seiten der fürstlichen Herren und die grenzenlose Nachgiebigkeit von Seiten des Königs Frankreich von der drohenden Zerstückelung gerettet. Das Volk war vor die Wahl gestellt zwischen einer fürstlichen Vielherrschaft und einem *Die Liguisten im Vortheil.*

despotischen Königthum. In jenem Falle ging die Nation der Auflösung entgegen, in diesem konnte sie ein Leben, wenn auch mit Leiden erhoffen.

Friedensvertrag von Conflans od. Saint-Maur 29. Oct. 1465.

Nach langen Unterhandlungen zu Conflans bei Charenton willigte der König in dem Schlußvertrag von St. Maur in alle Forderungen der Liguisten: Er trat dem Grafen von Charolais und seinen Erben die jüngst erworbenen Städte und Herrschaften im erweiterten Umfang ab, mit dem Vorbehalt an die französische Krone, sie nach dessen Tode von dem Erben um 200,000 Goldthaler zurückkaufen zu können, außerdem die Grafschaften Guines, Boulogne und andere Territorien. Die Lütticher, welche sich gegen die burgundische Herrschaft empört hatten und von Frankreich aufgemuntert worden waren, wurden der Rache des Grafen preisgegeben. Seinem Bruder, Karl von Berry, verlieh Ludwig die Normandie als selbständiges Herzogthum mit der Lehnshoheit über Bretagne, Alençon und Eu; dem Herzog Franz von Bretagne bestätigte er alle Rechte und Regalien, die er demselben früher streitig gemacht; der Herzog von Calabrien erhielt St. Menehould, Vaucouleurs, Epinal und andere Städte und Herrschaften in voller Souveränetät nebst dem Solde für fünfhundert Lanzen auf sechs Monate zur Eroberung von Neapel; den Grafen von Dunois und Dammartin wurden alle früheren Würden, Besitzungen und Einkünfte zurückgestellt, der Herzog von Nemours zum Gouverneur von Isle-de-France, der Graf von St. Pol zum Connetable ernannt, der Marschall Lohéac, der Admiral Beuil und die übrigen Herren in ihre Aemter, Ehren und Herrschaften wieder eingesetzt. Außerdem mußte der König einwilligen, daß sechsunddreißig angesehene Männer, je zwölf vom Klerus, Adel und Parlament, die Unordnungen und Mißbräuche in Kirche und Rechtspflege und die Erpressungen und Bedrückungen des Volkes untersuchen und abstellen sollten, daß Alles, was sich in Folge der Spaltungen zugetragen, vergeben und vergessen, und keiner der Herren verpflichtet sein sollte, sich in Person bei dem König einzufinden.

Folgen.

Solche Demüthigungen mußte sich das französische Königthum gefallen lassen. Alle Früchte einer dreihundertjährigen Politik schienen vernichtet und die Feudalherrschaft auf den Ruinen der Monarchie wieder hergestellt. „Die Oligarchie der Prinzen vom Geblüt, die im Schatten des Thrones groß geworden, warf nunmehr den Thron unter ihre Füße.“ Diese Uebereinkunft verwandelte Frankreich in einen Föderativstaat mit einer Anzahl souveräner Fürsten. Es blieb unentschieden, ob in Zukunft der politische Schwerpunkt im westlichen Europa bei Frankreich oder bei Burgund zu suchen sein würde.

3. Philipps des Guten Ausgang. Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Das tragische Geschick von Lüttich.

Stimmungen.

Die Führer der Liga „für das Staatswohl“ hatten erreicht, was sie wünschten; ein König, dem sie so sehr die Hände gebunden, dessen Besitzungen auf allen Seiten von ihren eigenen Territorien so enge eingeschlossen waren, konnte für sie nicht länger ein Gegenstand der Furcht und der Eifersucht sein. Sie waren versöhnt, und suchten mit der gedemüthigten Krone auf gutem Fuße zu stehen. Den König noch weiter zu schwächen konnte ihnen keine Vortheile mehr eintragen. Allein Ludwig XI. versäumte nicht, die Verhältnisse so zu

lenken, daß die Resultate des Fürstenbundes allmählich wieder zerrannen. Seinem scharfen Blick entging es nicht, daß eine Conföderation, die nur auf Selbstsucht und Heuchelei gegründet war, auf die Dauer nicht bestehen könne, daß dieselben unlauteren Triebe, welche die einzelnen Glieder zusammengeführt, bald wieder Spaltungen erzeugen würden. Wenn es ihm nun gelang, die fürstlichen Häupter der Ligue zu trennen und einzelne derselben auf seine Seite zu ziehen, so konnte er nach dem alten Grundsatz des Theilens und Herrschens bald zu größerer Macht gelangen als zuvor. Denn er wußte, daß der Vertrag von Conflans dem Kerne der Nation ein großes Aergerniß war. Die städtischen Communen hatten trotz der Erbitterung über den Abgabendruck in dem Kampfe sich jeder Parteinahme für die fürstlichen Wohlthäter enthalten; der niedere Adel, den man bei der Uebereinkunft ganz unberücksichtigt gelassen, war gegen die egoistischen hohen Herren ergrimmt; das Parlament hatte die Urkunde nur mit der Clausel eingetragen, daß es dem Zwang nachgebe; die sechsunddreißig „Reformatoren" wurden von Ludwig so umsichtig gewählt, daß ihre Anordnungen und Beschlüsse mehr dem Königthum, als den Conföderirten zum Nutzen gereichten, und die Uebertragung der höchsten Staatsämter an erprobte Männer, wie des Kanzleramtes an Wilh. Jouvenal des Ursins, der Würde eines Stadtvorstehers (Prévot) von Paris an d'Estouteville, erweckte Zutrauen. Selbst Dammartin wurde wieder zu Gnaden angenommen und zu wichtigen Diensten beigezogen.

Alle diese Umstände berücksichtigend schlug der kluge Valois eine Politik ein, die zwar als tückisch und treulos gelten, der monarchischen Macht aber zum Vortheil gereichen mußte. Sein wichtigstes Anliegen war, sich wieder den Besitz der Normandie zu sichern. Der schwache Herzog von Berry betrachtete seinen Verbündeten, den Herzog Franz von Bretagne, der ihm bei dem Einzuge das Geleite gab, mit Mißtrauen und Eifersucht. Er glaubte, daß der Nachbar die Absicht habe, nicht nur die südlichen Grenzlande und Städte mit Bretagne zu verbinden, sondern auch eine Art Hegemonie über das ganze Herzogthum sich anzueignen. Er trennte sich daher, während noch die Vorbereitungen zu ihrem feierlichen Empfang getroffen wurden, plötzlich von seinem Begleiter und eilte nach Rouen, wo er bei den auf ihre Selbständigkeit und Stammeseigenthümlichkeit stolzen Einwohnern eine freudige Aufnahme fand. Beleidigt über dieses eigenmächtige Vorgehen des Bundesgenossen, schloß Franz, nachdem er sich durch einige Feindseligkeiten an den Normannen gerächt, mit dem König auf einer persönlichen Zusammenkunft in Caen ein Bündniß, worin er demselben gegen Garantie seiner Besitzungen und Rechte seinen bewaffneten Beistand verhieß. Nun zog Ludwig mit Heeresmacht in die Normandie ein, rückte in Verbindung mit dem Herzog von Bourbon, den er zum Generallieutenant über Orleanais und alle Landschaften an der Loire eingesetzt und dadurch ganz in sein Interesse gezogen hatte, vor Rouen und zwang die Stadt

Ludwig gewinnt die Normandie zurück. 1466.

Jan. 1466. zur Unterwerfung. Schon im Januar konnte Ludwig durch ein Manifest verkündigen, daß die Normandie wieder mit der Krone Frankreich verbunden sei. Die Haupturheber des Abfalls büßten mit dem Tode. Umsonst wandte sich Karl an die conföderirten Fürsten; der Herzog von Lothringen (Calabrien) hielt an dem Vertrage von Conflans fest, der ihm so große Vortheile gewährte und der Graf von Charolais war durch die Streithändel mit Lüttich in Anspruch genommen. So mußte der junge Fürst seinem königlichen Bruder das Feld räumen. Er begab sich zu dem Herzog von Bretagne, der seinen Bund mit Ludwig bald bereute, und sann auf Mittel, das verlorne Herzogthum wieder zu gewinnen.

Lüttich. Der Geschichtschreiber Michelet verweilt mit Gefühlen der Trauer und innigsten Theilnahme bei dem Schicksale der Stadt und des Bisthums Lüttich, welche um diese Zeit einen Schlag erfuhren, der ihre Lebensadern auf lange Jahre unterband, den Wohlstand und den lebhaften beweglichen Geist der Einwohner knickte. Die französischen Schriftsteller wenden dem schönen Lande mit seinen Bergwerken, Eisenhämmern und Metallwerkstätten, mit den gewerbreichen Städten Lüttich und Dinant besonders darum so große Sympathien zu, weil sie in der Bevölkerung französisches Blut, in dem Gebiet ein kleines „Maas-Frankreich" erkennen wollen. Aber es möchte schwer zu entscheiden sein, welchem Stamme die gemischte „wallonische" Bevölkerung zugetheilt werden darf. Denn wenn die Sprache auf französische Verwandtschaft hinweist, so zeigt dagegen der demokratische Geist der Bevölkerung, die Entwickelung und Ausbildung des Zunftwesens, die städtische Municipal- und Gerichtsverfassung mehr Aehnlichkeit mit dem deutschen Bürgerthum. Auch gehörte das Bisthum Lüttich in alter und neuer Zeit stets zum deutschen Reich. Bischof und Stadtverordnete theilten sich in das Regiment, und so mächtig entfaltete sich der bürgerliche Standesgeist, daß ringsum der Feudalismus verschwand und die Burgherren sich wie in den italienischen Republiken in die Zunftverbände aufnehmen ließen. Aber mit der Machtvergrößerung der burgundischen Dynastie kamen über Lüttich, wie über die andern Städte in Flandern und Brabant schlimme Zeiten, in welchen die Freiheit und das Selbstregiment der städtischen Gemeinwesen manchen Gefahren ausgesetzt war. Die Herzöge haßten den municipalen Geist, und um denselben niederzuhalten, unterstützten sie die Bischöfe, so oft diese mit den städtischen Beamten und Richtern über die nicht selten unsicheren Gerechtsame und die streitige Jurisdiction in Conflict geriethen. Es half den Bürgern wenig, wenn sie ihre Klagen vor dem Erzstuhl in Köln, zu dem Lüttich gehörte, oder vor dem päpstlichen Gerichtshof zum Austrag brachten; die geistlichen Oberbehörden hielten schon aus Standesrücksichten zu dem Bischof, und Papst Pius II. hatte noch ein ganz besonderes Interesse, den Herzog zu schonen und zu begünstigen, damit der so eifrig betriebene Kreuzzug gegen die Türken keine Hindernisse erführe.

So war es schon vor mehr als einem Jahrzehnt dem Burgunder gelungen, das Bisthum Utrecht, wo, wie in Lüttich und den deutschen Episcopalstädten, dem geistlichen Stuhle landesherrliche Rechte inwohnten, seinem natürlichen Sohne David zuzuwenden; nun sollte der Versuch gemacht werden, mit Hülfe des Bischofs die burgundische Herrschaft über Lüttich auszudehnen. Philipp bewirkte, daß der alte Bischof Johann von Heinsberg auf sein Hirtenamt verzichtete und zwar zu Gunsten des siebenzehnjährigen Ludwig von Bourbon, der am Hofe des Herzogs, seines mütterlichen Oheims, aufgewachsen war. Obwohl der Postulirte weder das gesetzliche Alter, noch die geistlichen Weihen besaß, erlangte er dennoch die päpstliche Bestätigung und hielt seinen Einzug in die Bischofstadt. Der junge Prälat führte ein weltliches Leben; Jagden, Ritterspiele, Bankete und Festlichkeiten aller Art, wie er sie am burgundischen Hof gesehen, folgten einander in reizender Abwechselung; oft nahm auch der junge Bischof seinen Aufenthalt in andern Städten, in Löwen, wo er seine Studien gemacht hatte, in Mastricht, in Huy. Wenn die Bürger der Erhebung der drückenden Abgaben sich widersetzten, hemmte der Bischof den Gerichtsgang und gab Stadt und Land der Anarchie preis.

Ludwig von Bourbon Bischof von Lüttich. 1455. 56.

Juli 1456.

Ein solcher Fall war gerade eingetreten, als Ludwig XI. den französischen Thron bestieg. Der abwesende Bischof hatte über die ungehorsame Stadt Bann und Interdict verhängt. Die Bürger, die von Frankreich aufmunternde Zusagen empfangen, kümmerten sich wenig darum: sie stellten eigene Richter auf und begnügten sich mit dem Gottesdienst, den Mönche auf öffentlichen Plätzen verrichteten; sie legten Beschlag auf die bischöflichen Güter und Einkünfte, und als der päpstliche Stuhl, dessen Ausspruch die streitenden Parteien beide nachsuchten, das Interdict des abwesenden Bischofs bestätigte, wagten sie einen kühnen Griff. Sie stellten auf den Antrag des Volksführers Raës von Heers auf eigene Hand einen Stadtvogt (Mambours) auf und sagten sich dadurch thatsächlich von der bischöflichen Herrschaft los. Die Wahl fiel auf den Markgrafen Marcus von Baden, einen Bruder jenes Markgrafen Karl, der, ein Schwager Kaiser Friedrichs III., einige Jahre zuvor in der Pfälzer Fehde wider den Kurfürsten Friedrich den Siegreichen bei Seckenheim gefochten hatte. Freudig empfing die Stadt den deutschen Fürstensohn, welcher auf dem „Peron", der als Gerichtsstätte dienenden Kreuzessäule als „Mambours" ausgerufen ward.

Lüttich im Bann.

1464.

April 1465.

Dies war um dieselbe Zeit, als Karl von Charolais in Frankreich eindrang. Ludwig XI. schloß daher ein Bündniß mit den Lüttichern, daß sie eine bewaffnete Diversion nach Brabant unternehmen sollten, wobei er sie mit französischen Truppen und mit Subsidiengeldern zu unterstützen versprach. Im Vertrauen auf diese Zusagen machten die Lütticher einen Einfall in Brabant, wo der alte und kranke Herzog Philipp ohne Mannschaft war. Die Zünfte und ihre demokratischen Führer befriedigten durch Verwüstung und leidenschaftliche Handlungen ihren langgenährten Groll gegen die Burgunder. Die

Die Lütticher gegen den Herzog.

badischen Kriegshaufen, welche der Markgraf Karl seinem Bruder zuführte, waren nicht im Stande, die Ausschweifungen der Popolaren zu verhindern. Vor dem Städtchen Bouvignes in Namur, welches aus Rivalität auf das nahe Dinant burgundisch gesinnt war, wurde das Bildniß Karls von Charolais an einen Galgen aufgehängt. Nun rief der Herzog die flandrische und brabantische Ritterschaft und was von Kriegsleuten noch im Lande war, unter die Waffen. Mit dieser Streitmacht zog Johann von Nassau, Befehlshaber von Brabant, wider das Volksheer und brachte den ungeordneten Schaaren eine
Oct. 1465. Niederlage bei, worauf die badischen Markgrafen das Land verließen. Umsonst sandten die bedrängten Lütticher Eilboten nach Frankreich und flehten um Hülfe. Gerade damals schloß Ludwig XI. den Frieden von St. Maur, worin der verbündeten Stadt keiner Erwähnung geschah. Sie war somit der Rache der Burgunder und der Edelleute schutzlos preisgegeben. Und Karl zögerte nicht lange mit seinem blutigen Strafgericht. Mitten im Winter
Lüttich zur Unterwerfung gezwungen. führte er sein wohlgerüstetes, zum größten Theil aus berittenen Dienstmannen und Feudalherren zusammengesetztes Heer an die Maas, trieb die undisciplinirten, schlecht bewehrten Bürgerschaaren vor sich her und bedrängte die Stadt mit enger Belagerung. Die Lütticher vertheidigten sich mehrere Wochen; aber
Dec. 1465. geschwächt durch Parteiung und gequält von Hunger sahen sie sich gezwungen, den „kläglichen Frieden" anzunehmen, den ihnen Karl vorschrieb. In diesem ging die alte Reichsstadt Lüttich ihrer wichtigsten Rechte und ihrer Suprematie über die Nachbarorte verlustig. Das Amt eines Stadtvogts und Stadthauptmannes (Mambours) sollte dem Herzog von Brabant als erbliche Würde zustehen und die hohe Gerichtsbarkeit in Zukunft aufhören. Um von dem Banne losgesprochen zu werden, mußten die Einwohner Kirchenbuße thun, eine Sühnkapelle erbauen und dem Bischof Ludwig von Bourbon aufs Neue Treue und Gehorsam zuschwören. Die Kriegskosten, die der besiegten Stadt auferlegt wurden, betrugen über eine halbe Million Goldstücke.

Dinant zerstört. 1466. Der Rachezug gegen Dinant mußte der Jahreszeit wegen verschoben werden. Aber so sehr lag derselbe dem Grafen am Herzen, daß er keinen Versuch machte, den französischen König an der Eroberung der Normandie zu verhindern. Erst im nächsten August konnte er die Belagerung der Stadt unternehmen. Dinant war gut befestigt und hatte eine tapfere, kriegsgeübte Bürgerwehr. Allein vor dem neuen, furchtbaren Geschütz des Burgunders hielten die Mauern und Thürme nicht Stand. Die Dinanter wollten unterhandeln, aber sie hatten das burgundische Haus durch Hohn und Spott zu schwer beleidigt. Die alte stolze Herzogin verzieh es ihnen nie, daß sie den Grafen einen „Pfaffensohn" gescholten, und dieser gedachte mit zornerfüllter Seele der übermüthigen Schmähungen, die sie unermüdlich wider ihn ausgestoßen. Man forderte Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Die Stadt hatte sich unter Ludwigs Schutz gestellt; dieser verließ sie jedoch, wie er Lüttich

verlassen. Sollte er sich durch Beschützung der demokratischen Gewerbstadt, die unter dem Fluche der Kirche lag, den gesammten Adel und Klerus, mit denen er sich gerade jetzt auf guten Fuß zu setzen bemüht war, erzürnen und von sich stoßen? Ihm ging der Vortheil über die Ehre. So mußte denn Dinant den Becher der Leiden bis auf den Grund leeren. Der alte Herzog hatte sich selbst nach Bouvignes begeben, um Zeuge des Strafgerichts zu sein. Nach einer heftigen Bestürmung flehten die Dinanter fußfällig um Gnade. Aber das grollerfüllte Herz des Burgunders kannte kein Erbarmen. Dinant sollte vernichtet werden. Nachdem die Häuser drei Tage lang von den Soldaten geplündert und achthundert Menschen, zwei und zwei an einander gebunden, in der Maas ertränkt worden, wurde die Stadt den Flammen preisgegeben und der Rest der Bewohner ins Elend getrieben. Fortan war der Ruhm der „Dinanderie“, der kupfernen Gefäße und Kunstwerke, die man in Frankreich so hoch gehalten, für immer dahin. Lüttich, das der befreundeten Nachbarstadt heimlich Vorschub geleistet, fürchtete ein ähnliches Schicksal. Doch kam die Bürgerschaft diesmal noch mit einer neuen hohen Geldstrafe und mit Geißeln für künftiges Wohlverhalten davon. 25. 26. Aug. 1466.

Im nächsten Juni starb zu Brügge Philipp „der Gute“, der reichste Fürst seiner Zeit, der „große Herzog des Occidents“, ein freundlicher, leutseliger Herr von populären Manieren und herablassend im geselligen Umgang. Er hinterließ seinem Erben unermeßliche Schätze in Gold, Silber und Edelgestein, viele Prachtpaläste, geschmückt mit kostbaren Teppichen, mit den herrlichsten Geräthschaften und Gefäßen, und ein Reich, das von der Ems bis zur Somme und zum Jura sich erstreckte, mit blühenden, volkreichen Städten, welche an Kunstsinn, Gewerbfleiß und Handelsverkehr wie an Lebensgenüssen, Ueppigkeiten und frohen Festen den Republiken und Fürstenhöfen Italiens an die Seite gesetzt werden konnten. An Waffen, Geschütz und Kriegsgeräth aller Art übertraf das burgundische Herrscherhaus alle übrigen Regenten, und der flandrischen und brabantischen Kunstwirkerei, besonders den Geweben von Arras, kam keine Industrie in Europa gleich. Daneben entfaltete auch die höhere Kunst, die Malerei und Architectur ihre Triumphe; schon begann die Schule von Brügge ihren Ruhmeslauf, schon glänzte der Name van Eyk in der Kunstwelt. Aber mit dieser Blüthe des äußeren Lebens war auch Sinnlichkeit, Leichtfertigkeit der Sitten und Wollust verbunden. Ueber dem Luxus und dem Genuß vergaß man der Tugend der christlichen Seelenarbeit. 15. Juni 1467. Blüthe des burgundischen Reichs.

Der Tod des Herzogs gab das Signal zu unruhigen Bewegungen in dem erregbaren Lande. In Gent lebte noch die Erinnerung an die glorreiche Zeit der Artevelde und an die Rechte und Freiheiten, die man vor der Schlacht bei Gaveren besessen; in Lüttich hatte man zu schwere Einbuße erlitten, als daß man nicht noch einmal Versuche zur Wiedererlangung des Verlorenen hätte machen sollen; Volksbewegungen.

in Brüssel, Löwen, Antwerpen regte sich der revolutionäre Geist früherer Tage. Der Graf von Nevers, ein Verwandter des Herrscherhauses, der ein eben so gutes Erbrecht auf Brabant und Limburg zu haben glaubte, als Karl, machte aufs Neue seine Ansprüche geltend, obwohl er denselben schon zweimal entsagt hatte, und fand in der beweglichen, wankelmüthigen Bevölkerung manchen Anklang. Als der neue Herzog seinen „fröhlichen Einzug" in Gent hielt (es
28. Juni 1467. war gerade der Festtag des Stadtheiligen, der gewöhnlich mit ausgelassener Lustbarkeit gefeiert ward), wurde er von der tobenden Menge so sehr ins Gedränge gebracht, daß er in die Herstellung der alten Privilegien, der Fahnen und Abzeichen willigen mußte, ein Beispiel, das bald in Mecheln und Antwerpen Nachahmung fand und zu gleichen Resultaten führte.

Ludwigs XI. politische Haltung. Der König von Frankreich versäumte nicht, aus diesen Vorgängen Vortheil zu ziehen: während er durch Verminderung der Abgaben die französischen Communen für sich gewann und Paris durch Bewaffnung und militärische Organisirung der Bürgerschaft in guten Vertheidigungsstand setzte, verwendete er
Oct. 1467. sich für den Grafen von Nevers und erfüllte die Lütticher mit neuen Hoffnungen. Aber auch diesmal war es ihm mehr darum zu thun, den Herzog von jeder weiteren Einmischung in die französischen Angelegenheiten abzuhalten, als zu einer kriegerischen Action zu schreiten: als Karl, ohne die Vorstellungen der französischen Gesandtschaft zu beachten, wieder mit Heeresmacht gegen die Maas zog, um die Lütticher wegen Vertragsbruchs und neuer Beleidigungen zu strafen, getraute sich der französische Monarch nicht, ihm in den Weg zu treten. Wie sehr auch St. Pol, der dem König jetzt mit Eifer und Treue diente, zum kriegerischen Vorgehen rieth, Ludwig traute zu wenig den früheren Häuptern der Liga, um zu einer gewagten Unternehmung in der Ferne zu schreiten. Obwohl Karl seine Geringschätzung gegen den König unverhohlen kund gab und sich zu keinerlei Gegendiensten oder Versprechungen herabließ, gab dennoch Ludwig die Wallonenstadt abermals preis.

Fall von Lüttich. 1467. Die Lütticher hatten die burgundisch gesinnte Stadt Huy bedrängt, hatten dem Bischof wiederholt so heftig zugesetzt, daß er nach Brüssel floh, hatten sich mehrfach gegen burgundische Kriegsleute vergangen. Karl überlegte, ob er die Geißeln für die Schuld ihrer Mitbürger bluten lassen sollte: er gab dem milderen Rath Gehör und sandte sie in ihre Vaterstadt, damit sie ihre Mitbürger zur Unterwerfung beredeten. Aber die Volkswuth ging zu hoch, ihre Worte fanden kein Gehör. Da schlossen sich die meisten gegen ihr Versprechen den Aufständischen an. In der festen, von Gräben und Morästen umgebenen Stadt Saint-Trond leisteten die Lütticher tapferen Widerstand, in der Erwartung französischer Hülfe. Allein Ludwig, beunruhigt durch eine neue Schilderhebung der Herzoge von Alençon und Bretagne, schloß mit Karl im kritischen Augenblick eine Waffenruhe von sechs Monaten. Dadurch wurde Lüttich seinem erbittertsten Feind geopfert. Nachdem das Bürgerheer vor Saint-Trond geschlagen
Nov. 1467. und die Stadt gefallen war, rückte Karl vor die Mauern der Hauptstadt. Der Winter war vor der Thüre, die Zufuhr wurde schwierig; bei einem muthigen Widerstand, wie die unteren Volksklassen ihn verlangten, wären die Burgunder leicht in schlimme Lage

gekommen. Aber der Klerus und die vornehmere Bürgerschaft fürchteten für ihr Leben und ihre Habe; sie setzten es durch, daß die Stadt sich wieder unterwarf. Dreihundert angesehene Bürger gingen bis aufs Hemd entkleidet, baarfuß und baarhaupt vor das Thor und überbrachten dem Herzog die Thorschlüssel. Karl zog als Sieger ein und verhängte ein schweres Strafgericht. Die Hauptschuldigen, darunter die früheren Geißeln, welche wieder Waffen geführt hatten, wurden enthauptet, Mauern und Thürme niedergerissen, alle municipalen Rechte und reichsstädtischen Einrichtungen, Zünfte, Stadtrath, eigene Gerichtsbarkeit und Verwaltung aufgehoben und das einst so blühende Gemeinwesen rechtlos der Machtherrschaft des Herzogs unterworfen. Zugleich wurde der Bürgerschaft abermals eine hohe Geldbuße auferlegt.

Im Triumph kehrte Karl „der Kühne" nach Brüssel zurück, die eherne Gerichtssäule (Peron), die Waffen und das Geschütz als Trophäen mit sich führend. Nun legten sich rasch alle Volksbewegungen in Flandern und Brabant, die Stände bewilligten zitternd die hohen Steuern, die der Herzog ihnen auferlegte, und die Genter nahmen das Verbot der Volksversammlungen und die Abschaffung ihrer alten Zunfteinrichtung ruhig hin. Fortan herrschte Herzog Karl als souveräner Fürst; Adel und Volk beugten sich stumm unter seine Machtgebote und trauerten im Stillen um den Verlust der bürgerlichen Freiheit wie der feudalen Herrlichkeit alter Zeiten. Der Glanz des herzoglichen Hofes wurde zwar nicht gemindert, aber Alles erhielt ein monarchisches Ansehen: der Adel trat in das Verhältniß einer Hofdienerschaft; die patriarchalische Stellung des Lehnsherrn zu seinen Vasallen wich ernsteren Umgangsformen; die Gesetze der Etikette, der Rangverschiedenheit, der Subordination wurden strenger und genauer; eine weite Kluft trennte den gebietenden Herrn von den „Unterthanen", den Edelleuten wie den Bürgern. Die populären Manieren, die leichten Umgangsformen, die dem verstorbenen Herzog den Namen des „Guten" eingetragen, waren dem Sohne fremd. Karl verzieh nie eine erlittene Beleidigung und strafte jede Widersetzlichkeit mit unerbittlicher Strenge: der Herzog von Nevers, der es gewagt, nach der Herrschaft in Brabant zu streben, der einst durch Zauberei dem Leben des Burgunders nachgestellt haben sollte, wurde aus dem Ritterorden vom goldenen Vließ gestoßen und sein Wappen ausgelöscht; die Familie von Croy mußte viele Jahre in der Fremde leben; erst spät nahm Karl den fast neunzigjährigen Anton de Croy wieder zu Gnaden an und gab seinem Geschlechte den früheren Rang und einen Theil der Güter zurück. Gern ergriff der burgundische Herrscher jede Gelegenheit, seine Macht, seinen Reichthum und seine Herrlichkeit zu entfalten. Als er die englische Fürstin Margaretha von York, Eduards IV. Schwester, in die zweite Ehe heimführte, wurde der Brautzug und das Beilager in Brügge mehrere Tage hindurch mit einer Pracht gefeiert, wie man sie nur in den Romanen und Ritterbüchern des Mittelalters geschildert findet.

Karls Gewaltherrschaft.

2. Juli 1468.

Mittlerweile war Ludwig XI. abermals mit der Normandie beschäftigt. Herzog Karl, des Königs Bruder, versuchte im Bund mit Franz von Bretagne

Ludwig XI. und der Reichstag von Tours 1468.

und mit dem Herzog von Alençon und unterstützt von England, die Provinz wieder an sich zu bringen. Da berief Ludwig den hohen und niederen Adel, die Geistlichkeit und die Vertreter der Stadtgemeinden zu einem glänzenden
April 1468. Reichstag nach Tours und erwirkte einen Beschluß, daß das Herzogthum Normandie unter keiner Bedingung von der französischen Krone getrennt werden dürfe. Dafür versprach der König den versammelten Ständen, daß er so viel als möglich die Steuern und Abgaben herabsetzen, die Ausführung des Goldes und Silbers über die Grenzen Frankreichs verhindern, und Alles thun wolle, um mit dem Beistande seiner getreuen Stände Ordnung, Frieden und Gerechtigkeit im Reiche zu begründen; zugleich gewährte er den Richtern und Staatsbeamten das Recht der Unabsetzbarkeit, ein Zugeständniß, welches den hohen Gerichtshöfen und Magistraturen eine gegen Intrigue und Willkür gesicherte Rechtspragmatik im Staatsorganismus einräumte. Diese Reichstagsbeschlüsse machten auf die Nation einen guten Eindruck und setzten den König in Stand, mit einem beträchtlichen Heer von Armbrustschützen und Schwerbewaffneten gegen die Herzöge, welche bereits einen Theil der Normandie in Besitz genommen, ins Feld zu ziehen, ehe sie von England und Burgund Hülfe erlangen konnten. Franz und Karl, beide schwach und unfähig, verloren den Muth;
10. Sept. 1468. jener schloß rasch einen Frieden unter den alten Bedingungen, dieser ließ sich mit einem Jahrgehalt abfinden.

Zusammenkunft in Péronne. 1468. Mit großem Zorn vernahm der Burgunder, der schon bis Péronne vorgerückt war, die Unterwerfung seiner Verbündeten; in seiner durchfahrenden Weise drohte er, jeden Bruch des Friedensvertrags von Saint-Maur mit den Waffen zu rächen. Einer solchen Haltung gegenüber hätte Ludwig durchaus zum Schwert greifen müssen, und seine zuverlässigsten Feldherren, wie Dammartin, Lohéac, Rouault, riethen zum kriegerischen Vorgehen, zumal da die Lütticher, durch Karl's Härte bei Eintreibung der unerschwinglichen Entschädigungssumme zur Verzweiflung gebracht, zu einer neuen Schilderhebung bereit waren. Aber der französische König zog stets diplomatische Unterhandlungen der Entscheidung durch Waffengewalt vor. Er setzte zu großes Vertrauen auf seine Klugheit und geistige Ueberlegenheit und baute zu sehr auf sein Geschick zu List und Intriguen. So folgte er auch jetzt lieber dem Rathe des Connetable St. Pol und des Cardinals Balue, die für eine friedliche Ausgleichung sprachen. Er ließ dem Herzog eine persönliche Zusammenkunft in Péronne anbieten. Der Burgunder ging nach einigem Bedenken auf den Vorschlag ein, indem er zugleich auf Ehre und Treue sicheres Geleit und sichere Rückkehr zusagte. Aber kaum war der König, begleitet von mehreren geistlichen und weltlichen Herren und von seiner schottischen Leibgarde, in die Thore eingezogen, so erblickte er mit Besorgniß den Grafen von Bresse und andere persönliche Feinde, die theils aus der Haft entflohen, theils verbannt worden waren. Nur der Zufall hatte sie gerade zu dieser Zeit dahin geführt; Karl scheint dabei

keine schlimmen Absichten gehabt zu haben. Doch nahm Ludwig zur größeren Sicherheit seine Wohnung in dem alten Schloß, in welchem einst König Karl der Einfältige in Haft gesessen (V, 610. 612). Anfangs hatten die Unterhandlungen einen ungestörten Fortgang und der Herzog widerstand den Einflüsterungen der königlichen Gegner, welche ihn zu bereden suchten, den Vortheil nicht aus der Hand zu lassen. Da verbreitete sich die Nachricht, Lütticher Flüchtlinge und Verbannte seien aus dem Ardennerwald in ihre Heimath zurückgekehrt, hätten den Bischof aus seiner burgundischen Umgebung von Tongres mit Gewalt zurückgeführt und im Auftrage des Königs und unter Zusicherung französischer Hülfe ihre Landsleute zu neuem Aufruhr gereizt. Lügenhafte Uebertreibungen und Gerüchte, welche aussagten, der herzogliche Statthalter, der Bischof, die Stiftsherren seien ermordet worden, vermehrten die Aufregung und den Zorn des Burgunders. Es fehlte nicht an Rathgebern, die da meinten, man solle, wie einst Graf Heribert von Vermandois, den König gefangen halten und seinen Bruder Karl von Frankreich auf den Thron erheben. So weit kam es jedoch nicht; dagegen wurde ein Vertrag abgeschlossen, der die Ehre des Herzogs, weil er ihn wortbrüchig erzwang, wie die des Königs, weil er ihn beschwor, in gleichem Grade blosstellte. Nicht nur daß der König gelobte, die Verträge von Arras und Conflans so zu vollziehen, wie Karl sie auslegen würde, die Gerichtsbarkeit des Pariser Parlaments nicht über Flandern und Picardie auszudehnen und keinerlei Lehnsrechte über dieselben geltend zu machen; er mußte auch den Herzog mit einem Haufen französischen Kriegsvolkes auf dem Rachezug gegen Lüttich begleiten. 14. Oct. 1468.

Lüttichs Heldenmuth und Untergang. 1468.

Das burgundische Kreuz am Hute sah Ludwig zu, wie die Lütticher unter dem weißen französischen Kreuz und mit dem Rufe: „Es lebe Frankreich!“ von der burgundischen Uebermacht, unter thätiger Beihülfe des ehrlosen Königs und seiner schottischen Garde, erdrückt wurden. Acht Tage lang vertheidigten sich die Bürger und Bauern mittelst eiserner Kolben und Schmiedewerkzeuge mit dem Muthe der Verzweiflung, und wenig fehlte, so hätten eines Morgens sechshundert kühne Bergbewohner von Franchemont die beiden fürstlichen Häupter gefangen genommen oder den Herzog getödtet. Nur mit großer Mühe wurden die Verwegenen überwältigt und sämmtlich erschlagen. Im Stillen mochten die Lütticher immer noch auf einen Uebergang der Franzosen hoffen; aber König Ludwig hatte nur die Wahl zwischen einem Todeskampf an der Spitze der Insurgenten und burgundischer Gefangenschaft; und zu jenem Entschluß fehlte ihm der heroische Aufschwung, der königliche Muth. Vielmehr unterstützte er den Herzog mit Rath und That aufs Beste, um dessen Mißtrauen zu verscheuchen, und entfaltete große militärische Tapferkeit gegen Frankreichs ergebenste Freunde. Endlich nahete die letzte Stunde. Der verwegene Ueberfall der Bergbewohner von Franchemont hatte den Herzog mit dem größten Zorn erfüllt. Er gab Befehl zu einem allgemeinen Sturmangriff,

30. Oct. 1468. welcher am Sonntag vor Allerheiligen erfolgte, als die Einwohner keine Gefahr fürchtend sich zur Ruhe oder in die Kirchen begeben hatten. Die fast wehrlose Stadt wurde nach schwachem Widerstand erobert und nun begann ein Schauspiel, das den gräßlichsten Erscheinungen in der Leidensgeschichte der Menschheit an die Seite gesetzt werden kann. Die unglücklichen Einwohner wurden in den Häusern und Kirchen aufgesucht und ohne Rücksicht auf Alter, Stand oder Geschlecht hingemordet; die Frauen und Töchter wurden geschändet, dann niedergestoßen, Priester, die bei der Gemeinde ausgeharrt, an den Altären erschlagen; in den Straßen lagen die Leichen in Haufen aufgeschichtet, rann das Blut wie ein Bach; Gefangene und Flüchtige wurden massenweise in die Maas gestürzt. Die Häuser wurden zuerst ausgeplündert, dann den Flammen übergeben. Die einst so volkreiche und blühende Stadt, die zur Zeit ihrer Herrlichkeit dreihundert Kirchen in ihren Mauern zählte, sollte vom Erdboden verschwinden. Noch wochenlang verfolgte man den elenden Ueberrest, der in den Schluchten der Ardennen vor den Mordstreichen der entmenschten Kriegsknechte eine Zufluchtsstätte gesucht, damit nicht die Wenigen, welche dem Hunger und der Kälte nicht zum Opfer fielen, wieder in die öde Wohnstätte zurückkehren möchten. Aber die Vorsehung vereitelt oft die Wuthpläne der Menschen. Das zerstörte und verstümmelte Lüttich erhob sich mit der Zeit wieder aus Asche und Grab.

Ludwig und Karl nach dem Fall von Lüttich. Ludwig XI. war unter dem Ruf „Burgund hoch!“ in Lüttich eingezogen; doch wurde ihm das beschämende Gefühl erspart, Zeuge des erschütternden Untergangs der französisch gesinnten Wallonenstadt zu sein. Er hatte den Becher der Schmach bis zum Boden ausgeleert; nun gestattete Karl dem gedemüthigten und entehrten Rivalen, der ihm mit kriechender Freundlichkeit und Schmeichelei zu seinen Erfolgen Glück wünschte, nach Paris zurückzukehren. Hatte Ludwig doch nicht blos die Ehre verloren, sondern auch den Ruhm der Schlauheit. Der Listige war von dem Unbesonnenen überlistet worden, Reinecke hatte sich durch Isegrim ins Netz locken lassen. Die Schmach und das Unglück von Lüttich ging dem König nicht so sehr zu Herzen als die Sticheleien der spottsüchtigen Pariser über das Trugspiel von Péronne. Noch lange nachher zeigte er sich höchst empfindlich gegen jede Anspielung auf die Vorfälle in jener Stadt. Aber trotz aller Verbote hörte man in den Straßen von Paris nicht selten den verpönten Namen aus dem Munde von Papageien, Elstern und Raben ertönen. Karl hingegen feierte in Brüssel seinen Triumph über die Empörer mit unerhörter Pracht und Ostentation in Gegenwart zahlloser Gesandtschaften von allen Ländern und Höfen. Denn damals stand der Herzog auf der Höhe seiner Macht und seines Ansehens. Wir werden später erfahren, welche Anstrengungen der Böhmenkönig Georg Podiebrad machte, um die deutschen Fürsten zu bestimmen, den reichen Burgunder als römischen König dem Habsburger Friedrich III. entgegenzustellen.

4. Politische Schachzüge.

Der Unfall von Péronne machte den König noch mißtrauischer gegen seine Umgebung als zuvor. Es war ihm vor Allem darum zu thun, seinen Bruder Karl, dem im Vertrage von Péronne Champagne und Brie als Ersatz für die Normandie verheißen war, den Einwirkungen des Herzogs zu entziehen. Er bot ihm daher Aquitanien an. Bald wurde er indessen gewahr, daß der Kardinal von Balue, dem er bisher sein ganzes Vertrauen geschenkt, den er trotz seines unwürdigen Lebens zu den höchsten kirchlichen Ehren befördert hatte, seine Pläne durchkreuze und im Interesse des Burgunders thätig sei. Er bestrafte daher den geistlichen Fürsten nebst seinem Genossen, dem Bischof von Verdun, mit Verlust ihrer Güter und Freiheit. Eingeschlossen in eiserne Käfige, acht Fuß im Gevierte, mußten beide eine lange Kerkerhaft erdulden, La Balue im Schlosse Ozain bei Blois, der Bischof von Verdun in der Bastille. Die Verwendung des Papstes, der den gelehrten Kardinal Bessarion nach Paris sandte, vermochte nicht die Prälaten aus der entsetzlichen Gefangenschaft zu befreien, und zu einem Gewaltstreich wagte Paul II. nicht zu schreiten, weil der König dann leicht die pragmatische Sanction wieder in ihrer ganzen Schärfe herstellen konnte. Das Volk erblickte in dem Schicksale Balue's die Hand der Nemesis. Denn er war der erste gewesen, welcher dem Monarchen den Plan solcher Peinigung angegeben hatte.

Ludwigs Mißtrauen u. Tyrannei. 1469.

Dieses Verfahren trug dem König gute Früchte. Karl willigte in den Tausch, der ihm das schöne Herzogthum Guyenne in ausgedehntem Umfang einbrachte, und versöhnte sich in einer persönlichen Zusammenkunft auf der Sevre-Brücke unweit Niort mit dem König. Umsonst suchte der Burgunder den Herzog, welcher bei der Kinderlosigkeit Ludwigs der muthmaßliche Thronfolger war, wieder an sich zu fesseln, indem er ihn zum Ritter des goldenen Bließes ernannte und ihm die Hand seiner Tochter Marie versprach; Karl lehnte in höflichen Worten das Anerbieten ab. Dafür trat er in den Orden zum heiligen Michael ein, welchen Ludwig an die Stelle des in Vergessenheit gerathenen Sternordens setzte (S. 16). Es war eine Nachahmung des burgundischen und des englischen Ritterordens, berechnet die Großen des Reichs durch das Gelübde der Treue und Hingebung näher an das Königthum zu knüpfen. Kein Ritter vom heiligen Michael durfte einem andern Orden angehören. Der Herzog von Bretagne lehnte den Eintritt ab, während er die Insignien des burgundischen Ordens annahm; dadurch gab er zu erkennen, daß er seine feindselige Gesinnung gegen Ludwig noch immer in der Seele hege; und Karl von Burgund trug, um den König zu ärgern, bei feierlichen Gelegenheiten den englischen Hosenbandorden mit Ostentation zur Schau. Aus diesen und andern Anzeichen konnte man schließen, daß der alte Fürstenbund noch nicht aufgelöst sei; auch die Armagnacs im Süden standen mit den Waffen in der Hand auf der Grenze, um beim ersten Signal wieder loszuschlagen.

Ludwig und Karl von Guyenne. 1469. 7. Sept. 1469.

Alle Gegner Ludwigs setzten damals ihre Hoffnung auf König Eduard IV. von England, der dem französischen Monarchen zürnte, daß er der Königin Margaretha eine Zufluchtstätte in seinem Reich gestatte und sie in Stand setze, feindselige Pläne gegen das Haus York zu fassen. Wir werden an einem

Wichtige Zeitereignisse.

andern Orte die wunderbaren Wechselfälle kennen lernen, die sich damals in dem Inselreiche zutrugen. Warwick, der „Königsmacher", durch Ludwigs Vermittelung mit Margaretha ausgesöhnt, bewerkstelligte von Frankreich aus jene Landung bei Darmouth, in deren Folge Heinrich VI. aus dem Tower wieder auf den Thron gelangte und Eduard IV. zur Flucht an den Hof seines Schwagers gezwungen ward. Diese wunderbare Katastrophe, die um dieselbe Zeit eintrat, als dem König ein Sohn, der nachherige Karl VIII., geboren ward, übte eine mächtige Rückwirkung auf Frankreich. Jetzt war der Verbündete des übermüthigen Burgunders und des einfältigen Bretagners ein hülfloser Exulant, während Ludwigs Schützling, der Sohn der Margaretha,
Sept. 1470. welcher vor der Abfahrt den kleinen Dauphin über die Taufe gehoben hatte, der Eidam des allmächtigen Warwick und der nächste Thronerbe in England war.

Notablenversammlung in Tours. Karl vor das Pariser Parlament geladen.

Nunmehr glaubte der König die Stunde der Rache für Péronne gekommen. Zunächst suchte er die französische Handelswelt in sein Interesse zu ziehen und von Antwerpen und Gent unabhängig zu machen, indem er mit England einen directen commerciellen Verkehr anknüpfte, in Caen und andern Orten Märkte errichtete, das Münzwesen in gute Ordnung brachte und das einheimische Gewerbs- und Industrieleben anzuregen suchte. Darauf berief er einundsechzig der angesehensten geistlichen und weltlichen Herren und Beamten, von deren
Nov. 1470. loyaler Gesinnung er versichert war, zu einer Notablenversammlung nach Tours, legte ihnen alle Beleidigungen und Ungerechtigkeiten, allen Trotz und Uebermuth dar, die ihm der Herzog statt der schuldigen Lehnsdienste zugefügt habe und noch immer zufüge, und fragte um ihre Meinung, wie er sich angesichts solcher Vergehen gegen Treue und Lehnspflicht zu verhalten habe. Die Versammlung unter dem Vorsitz des alten Königs René antwortete einstimmig: „der König sei durch den Wortbruch und die Inloyalität des Herzogs von allen Zusagen des Péronner Vertrags als entbunden zu betrachten und sowohl berechtigt als verpflichtet, demselben alle Kronlehen sofort zu entziehen und unter Sequester zu legen." Zugleich erboten sich die anwesenden Herren und Barone, dem König mit Leib und Gut beizustehen. Darauf wurde der Herzog feierlich vorgeladen, in Person vor dem Parlament in Paris zu erscheinen.

Kriegerische Vorgänge.

Als Karl der Kühne in Gent gerade zur Kirche gehen wollte, wurde ihm die Ladung des Parlaments überreicht. Er empfing den Gerichtsboten mit zorniger Miene und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er dachte zu geringschätzig von dem König, als daß er an ein kriegerisches Vorgehen geglaubt hätte. So
Dec. 1470. kam es, daß die französischen Truppen, als sie mit unerwarteter Schnelligkeit unter St. Pol und Dammartin in die Picardie vordrangen, die Provinz in schwachem Vertheidigungsstand fanden, und daß Amiens, St. Quentin und andere Städte im ersten Anlauf genommen werden konnten. Die Bevölkerung war ohnedies der französischen Herrschaft mehr zugethan als der burgundischen,

und der König unterließ nicht, durch schöne Versprechungen diese Gesinnung zu stärken. Auch in Burgund rückte französisches Kriegsvolk ein. Dem Herzog kam dieser Waffengang sehr ungelegen; er brauchte Zeit seine Heere zu rüsten und zu sammeln. Daher bat er um einen Waffenstillstand von mehreren Monaten, so schwer auch seinem Stolz ein solches Ansuchen fiel, da er mittlerweile die eroberten Städte in den Händen des Königs lassen mußte. Ludwig ging auf den Vorschlag ein: die ungünstige Jahreszeit und die Vorgänge in England ließen ihm eine Verzögerung der Entscheidung als zeitgemäß erscheinen. Mit der größten Spannung blickte man damals über den Kanal, wo der Rosenkrieg seiner blutigsten Katastrophe entgegenging. Wir werden in den folgenden Blättern den tragischen Ausgang der Treffen von Barnet und Tewkesbury kennen lernen, welcher in den Maitagen des nächsten Jahres das Lancastersche Herrscherhaus dem Untergang weihte und Eduard von York abermals auf den englischen Thron führte. Mai 1471.

Neue Erhebung der Feudalherren. 1471.

Diese erschütternde Katastrophe änderte auch in Frankreich die Lage der Dinge. Die burgundische Sache erhielt durch den Sieg der Yorkschen Partei einen gewaltigen Aufschwung. Der Herzog von Guyenne verließ aufs Neue die Fahne des Bruders; er kehrte in seine Staaten zurück, ließ um die Hand Maria's von Burgund werben und rief die Armagnac's aus ihrem spanischen Exil zurück. Bald schloß sich der Graf von Foix und Béarn an; und da auch der Bretagner wieder den alten Bund mit Karl erneuerte, so war das ganze westliche Frankreich von den Grenzen der Normandie bis tief in die Pyrenäen hinein für den König verloren. Die Liga der öffentlichen Wohlfahrt war stärker als je; die Tage der englisch-französischen Kriege drohten zurückzukehren; frohlockend sprach der Burgunder zu Comines, er sei ein großer Freund der französischen Nation, denn anstatt Eines Königs wolle er ihr sechs geben.

Ludwigs Haltung.

Ludwig war in schlimmer Lage: vergebens suchte er den Bruder durch gute Worte und durch das Versprechen, sein Herzogthum Guyenne auszudehnen und seine Einkünfte zu mehren, bei der Fahne des Königthums zu halten; der schwache Fürst wollte selber König sein, sei es über das ganze Reich oder über einen Theil. Von Außen hatte Ludwig nirgends Beistand zu hoffen: England war wider ihn, in Savoyen verrieth ihn die eigene Schwester Jolante, die er kurz zuvor gegen ihre Schwäger unterstützt; in Spanien erlangte die feindliche Gegenpartei die Oberhand. Dennoch hielt Ludwig das Haupt aufrecht: er besaß ein wohlgerüstetes Heer, Paris stand fest auf seiner Seite, er wußte, daß eine Zerstückelung des Reiches nicht im Sinne der Nation war, und hatte aus Erfahrung gelernt, wie unsicher und undauerhaft alle politischen und diplomatischen Verbindungen seien. Und er unterließ nicht, alle diese Mächte in Bewegung zu setzen. Er weckte das religiöse Gefühl und den Aberglauben, die in den Tagen der Jungfrau so große Wirkungen hervorgebracht, indem er Prozessionen und feierliche Bußtage anordnete; er hielt seine Kriegsmacht in guter Ordnung;

52*

er ließ alle Mittel der Intrigue und der treulosen Staatskunst wirken, um die Verbündeten von einem gemeinsamen Operationsplan abzuhalten.

Bewaffneter Friede und Intriguenspiel.

Ludwig wußte, wie sehr dem Herzog daran gelegen war, die verlornen Städte der Picardie wieder zu erhalten, und zwar am liebsten ohne Kampf. Er stellte ihm daher die Rückgabe in Aussicht, und erklärte sich bereit, den Connetable Saint-Pol und den Herzog von Nevers preiszugeben, wenn der andere dafür die Verbindung mit den französischen Feudalherren lösen wolle. In diesem Bestreben fand er einen unerwarteten Verbündeten in dem König von England, welcher die Vermählung des Valois mit der burgundischen Erbtochter nicht gerne sah, weil auf diese Weise leicht beide Reiche in Einer Hand vereinigt, leicht die französische Krone mit dem burgundischen Herzogshut verbunden werden könnte. Gegenseitiges Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des andern zog die Verhandlungen in die Länge, so daß fast ein Jahr lang ein zwischen Krieg und Frieden schwebender Zustand obwaltete. Man verhandelte über Verträge und Zugeständnisse die Hand am Schwert und den Argwohn im Herzen. Da trat ein Ereigniß ein, das die Lage der Dinge gänzlich veränderte.

Tod des Herzogs von Guyenne und seine Folgen. † 24. Mai 1472.

Der Herzog Karl von Guyenne ging nach längerem Siechthum zu Bordeaux aus der Welt, ohne Kinder zu hinterlassen. Dieser Todesfall kam dem König so sehr zu Statten, daß das Volk allgemein an eine Vergiftung glaubte. Es hieß, der Abbé von Saint-Jean-d'Angeli, des Herzogs Almosenpfleger, habe, von Ludwig gewonnen, im Einverständniß mit dem Koch seinem Herrn ein langsam wirkendes Gift mittelst einer Birne beigebracht. Die beiden des Verbrechens beschuldigten Männer wurden von Karls Vertrautem, Odet d'Aidie, Herrn von Lescun, an den Herzog von Bretagne ausgeliefert, der sie in den Kerker von Nantes einschließen ließ. Dort wurden sie eines Morgens todt gefunden, und auch diese That wurde dem König zugeschrieben, damit das schreckliche Geheimniß nie an den Tag käme. Der Tod des Herzogs zerriß den ganzen Operationsplan der französischen Herren. Als Dammartin mit Kriegsmacht in Poitou und Guyenne einrückte, fand er nirgends Widerstand. In Kurzem war alles Land im Südwesten mit dem übrigen Königreich vereinigt, und die aufständischen Barone eilten, dem Monarchen ihre Unterwerfung anzubieten. Nur der Herzog von Bretagne beharrte noch in seiner feindseligen Stellung.

Karl „der Schreckliche".

Der Herzog von Burgund schäumte vor Wuth und Aerger, als er von diesen Vorgängen Kunde erhielt. Er beschuldigte offen den König des Giftmordes und wartete nicht das Ende des Waffenstillstandes ab, um mit großer Kriegsmacht, meist Söldnern, an die Somme vorzudringen. Vor dem Städtchen Nesle wurde sein Herold durch einen Pfeilschuß getödtet; da brach er wüthend in die Thore ein, ließ die ganze Besatzung, fünfhundert Freischützen, und einen großen Theil der Bürger niederhauen und gab den Ort den Flammen preis. Es war ein Seitenstück zu Dinant und Lüttich. Von der

12. Juni 1472.

Zeit an belegte man den Herzog mit dem Namen des „Schrecklichen". Und wirklich ging auch der Schrecken vor ihm her und entwaffnete manchen Widerstand; aber auch die alten Volkssympathien für die burgundische Dynastie verschwanden gänzlich, und die Einwohner sehnten sich nach der französischen Herrschaft. Ludwig XI. drückte das Land doch nur mit Abgaben; der „schreckliche" Burgunder dagegen raubte das Leben.

Von welcher Wirkung diese Gesinnung war, sollte Karl bald erfahren. Sein Plan war, die Normandie zu unterwerfen und sich mit dem Herzog von Bretagne zu verbinden. Zu dem Zweck rückte er auf Beauvais los, das durch die Fahrlässigkeit des Connetable fast ohne Besatzungsmannschaft war, so daß die Burgunder mit leichter Mühe einzuziehen hofften. Aber die gesammte Bürgerschaft erhob sich zur Gegenwehr; Alles diente zur Waffe; selbst die Frauen warfen Steine und Brennstoffe auf die Stürmenden hernieder. Noch lange erzählte man sich von der Heldenthat einer Jungfrau von Beauvais, genannt Johanna Hachette, welche einem burgundischen Fahnenträger die schon aufgepflanzte Standarte entriß. Durch diesen Kriegsmuth wurde das herzogliche Heer so lange hingehalten, bis von Süden her Hülfsmannschaft anlangte und mit der Bürgerwehr vereint einen erfolgreichen Widerstand leistete. Vier Wochen versuchte Karl umsonst die Mauern von Beauvais zu erstürmen; er wurde wiederholt zurückgeschlagen und verlor mehrere berühmte Artilleriestücke. Er tobte wie ein angeschossener Eber, mußte aber dennoch unverrichteter Dinge abziehen. Eine Proclamation, worin er nochmals die schwersten Beschuldigungen über den König ausschüttete und nur den Wunsch, sich zur schleunigen Rache mit seinem Bretagner Bundesgenossen zu vereinigen, als Ursache seines Abzugs angab, täuschte Niemand und war ohne Wirkung. Was half es, daß er seinen Weg in die Normandie mit Brand und Verwüstung bezeichnete, alle größeren Städte widerstanden ihm und Bürger und Soldaten zeigten sich von solchem Haß und Muth erfüllt, daß er es für gerathen hielt, den Rückzug anzutreten, um Flandern und Picardie gegen die königlichen Truppen zu schützen.

Karl vor Beauvais 1474.

27. Juni 1474.

Von der Zeit an war der Stern Ludwigs XI. im Steigen, indeß der des Burgunders dem Niedergang zuneigte. Damals trat der Geschichtschreiber Philipp von C o m i n e s aus dem wallonischen Flandern, der bisher dem Burgunder gefolgt war, in die Dienste des Königs, eine moralische Eroberung, die nicht gering anzuschlagen war. Denn Comines war ein geschickter und intelligenter Staatsmann. Ueberhaupt entfaltete der kluge Monarch eine solche Elasticität des Geistes und ein solches Geschick, die Menschen zu gewinnen, bald durch ehrenhafte, bald durch eigennützige Mittel, daß ihm der Sieg am Ende nicht entgehen konnte. Während er die Stadt Beauvais für ihren Heldenmuth und ihre Vaterlandsliebe mit Ehrenrechten und Befreiungen von gewissen Abgaben und Leistungen belohnte, lockte er den gewandten Lescun, der damals den Herzog von Bretagne in ähnlicher Weise beherrschte, wie vordem den Herzog

Ludwigs kluge Politik.

Karl von Guyenne, durch Aemter und Einkünfte auf seine Seite. Seine Politik, unterstützt von erfolgreichen Feldzügen in der Halbinsel und von schlagfertigen Heeren auf den flandrischen und burgundischen Grenzmarken, führte zu dem gewünschten Ziel. Der Herzog von Bretagne gab den Kampf gegen den König auf, und Karl der Kühne, dessen ungestüme Natur leicht sich auf verschiedene Gegenstände richtete, der, wenn er in einem Unternehmen scheiterte oder auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, mit derselben Hartnäckigkeit sich in ein anderes stürzte, gab den Rachekrieg wider Frankreich auf, um sein Schwert nach einer andern Seite zu kehren. Er schloß mit Ludwig
3. Nov. 1472. einen Waffenstillstand auf fünf Monate, der dann mehrmals verlängert wurde.

5. Karls Herrscherpläne und Ludwigs Consolidirungspolitik.

Die Vorgänge in Geldern. Das fünfzehnte Jahrhundert hat in seinen letzten Decennien viele zerrüttete Familienverhältnisse und unnatürliche Gräuelthaten in den fürstlichen Häusern aufzuweisen; aber nirgends trat die Entartung in so rücksichtsloser Brutalität hervor, als in dem Herrschergeschlecht von Geldern und Zütphen. Diese zu einem Herzogthum vereinigten Lande am Niederrhein und an der Yssel waren nach dem Tode Reinholds IV. (1423) durch weibliche Erbfolge an Arnold von Egmond gekommen. Ein treuer Bundesgenosse des burgundischen Hauses in den Kämpfen mit Holland, war dieser mit Katharina von Cleve, einer Schwestertochter Philipps des Guten, vermählt und dadurch das Band zwischen beiden Ländern noch enger geknüpft worden. Es war natürlich, daß die burgundischen Herzoge nach dem vollständigen Besitz dieser günstig gelegenen Provinzen trachteten, besonders seitdem Philipps Bruder David den Bischofsitz von Utrecht erlangt hatte und somit das Herzogthum Geldern auf allen Seiten von burgundischen Territorien eingeschlossen war. Zerwürfnisse in der Geldern'schen Herrscherfamilie kamen diesem Streben fördernd entgegen. Herzog Arnold, in Luxus, Freigebigkeit und ritterlicher Prachtliebe dem Oheim seiner Gemahlin nachstrebend, hatte durch verschwenderische Hofhaltung die öconomische Lage des Landes heruntergebracht und war darüber mit seiner Gemahlin und seinem Sohn Adolf in Streit gerathen. Der letztere, vermählt mit Katharina von Bourbon, Schwester der Gräfin von Charolais, sehnte sich nach dem Besitze der Herzogswürde, und wurde in seinem Streben von seiner Mutter unterstützt. Der alte Herzog zerriß jedoch die Fäden der Intriguen, worauf Mutter und Sohn den Palast von Nymwegen verließen. Nach einer Pilgerfahrt ins heilige Land und nach einem längeren Aufenthalt am burgundischen Hofe kehrte Adolf zu dem Vater zurück und flehte mit heuchlerischer Reue dessen Verzeihung an. Sie wurde ihm gewährt und ein großes Versöhnungsfest im Schlosse von Nymwegen veranstaltet, an dem auch die Herzogin Theil nahm. Als der fast sechzigjährige Herr sich um Mitternacht aus

dem Kreise der fröhlichen Gäste weggestohlen und zur Ruhe begeben hatte, 1465.
wurde er von seinem Sohn und mehreren Bewaffneten überfallen, aus dem Bette gerissen und halb entkleidet, in der strengsten Winterkälte über den beeisten Fluß nach dem Schlosse Büren geschleppt, wo er fünf Jahre lang in einem schmalen unterirdischen Kerker in strengster Haft gehalten ward. Nur eine kleine Fensteröffnung ließ einige Lichtstrahlen in das Verließ dringen. Die Landleute gingen mit Grausen an dem Thurm vorbei und man erzählte sich, daß der Sohn ab und zu an den Ort des Schreckens gekommen sei und über das lange Fortleben des Alten Flüche und Verwünschungen ausgestoßen habe. Die Einwohner von Nymwegen, erbittert über die hohen Auflagen, die der verschwenderische Herzog ihnen auferlegt, hatten das verbrecherische Unternehmen gefördert und ließen den Sohn die Früchte seiner Unthat ohne Störung genießen. Umsonst verwendete sich der Herzog von Cleve für den gefangenen Verwandten; selbst die Vorstellungen des Kaisers und des Papstes blieben erfolglos. Endlich übernahm Karl, der mittlerweile den herzoglichen Stuhl bestiegen, die Vermittelung. Er erzwang die Freilassung Arnolds und lud Vater und Sohn vor sein Gericht. Der Alte wollte seine Sache im Zweikampf ausfechten; aber Karl ließ es nicht zu und fällte den Schiedsspruch, kraft dessen Adolf im Besitz des Herzogthums bleiben, Arnold aber zu seinem Unterhalt bestimmte Besitzungen erhalten sollte. Damit war indessen der Sohn nicht zufrieden; er wollte in einer Mönchskutte nach Frankreich entfliehen, wurde aber entdeckt und von den Rittern des goldenen Vließes, in deren Zahl er früher aufgenommen worden, zu ewiger Gefangenschaft im Schloß Vilvoorden ver- Mai 1473.
urtheilt. Darauf schloß Karl mit dem alten Herzog, der bei seinem Volke in sehr schlimmem Andenken stand und die Regierung nicht leicht wieder antreten konnte, einen Vertrag, kraft dessen Arnold gegen eine Leibrente seinen Besitzungen zu Gunsten der burgundischen Dynastie entsagte und bei seinem bald nachher eintretenden Tode seinen Sohn und dessen Nachkommen von dem Erbrecht aus- 1473.
schloß. Die Besitznahme durch den Herzog fand indessen Widerstand. Die Nymweger erklärten sich für den Sohn des gefangenen Adolf und setzten sich zur Wehre. Aber wie hätte die Stadt, von jeder auswärtigen Hülfe verlassen, der burgundischen Uebermacht widerstehen sollen! Sie ergab sich vertragsweise, lieferte die herzoglichen Kinder ihrem Oheim aus und erkannte die burgundische Herrschaft an. Den Herzog von Jülich, der Erbansprüche geltend machte, fand Karl mit einer Geldsumme von 80,000 Goldgulden ab und befriedigte den Kaiser Friedrich III., der die Ansprüche für rechtsbeständig erklärt hatte, durch die Aussicht auf eine nahe Verbindung des burgundischen und österreichischen Herrscherhauses.

Schon seit Jahren hatte Herzog Karl die Hand seiner Tochter als lockenden Preis politischer Verbindungen ausgeboten. Nicht nur der Herzog von Guyenne wurde auf diese Weise in das burgundische Netz gezogen, auch Nicolaus

Hochfliegende Pläne.

von Lothringen aus dem Hause Anjou, Sohn des im Jahre 1470 auf einem Feldzug gegen Aragon in Barcelona gestorbenen Herzogs Johann von Calabrien und Enkel des „Königs" René, wurde durch dieselbe Aussicht für die Pläne des Burgunders gewonnen. Je mehr aber das Glück dem kühnen Fürsten lächelte, desto höher stiegen seine Entwürfe. Durch den Besitz von Geldern und Zütphen war er Meister der Rheinmündungen geworden und hatte seine Herrschaft bis an die Grenze des Kölner Erzstifts ausgedehnt; er hatte einige Jahre zuvor (1469) von Herzog Sigmund von Oesterreich, der in einem unglücklichen Krieg gegen die Schweizer in Geldnoth gerathen war, dessen elsäßische Besitzungen als Unterpfand für ein Darlehn von 80,000 Goldgulden in seine Hand gebracht und die Verwaltung des verpfändeten Landes seinem Vogt, dem Herrn von Hagenbach, übergeben, einem harten, habgierigen Edelmanne, der die benachbarten Reichsstädte vielfach belästigte und bedrückte. Wenn es dem Burgunder nun gelingen sollte, den deutschen Kaiser dahin zu bringen, daß er ihn zum Reichsvicar ernannte, ihm gestattete, seine sämmtlichen Besitzungen zu einem Königreich zu vereinigen und die Krone auf sein Haupt zu setzen, welche Zukunft eröffnete sich dann seinem Hause! In Lothringen
13. Aug. 1473. war Herzog Nicolaus unvermählt gestorben, wie es hieß durch Gift, das ihm nach der Aussage der Franzosen der Herzog Karl, nach burgundischen Angaben der König von Frankreich habe reichen lassen. Mit ihm erlosch der Mannsstamm der Anjou's und der Sohn von seines Vaters Schwester Jolanta, René II. von Vaudemont, sollte das Herzogthum erben; aber Karl der Kühne erhob gleichfalls Ansprüche. Er hatte einen großen Anhang unter der lothringischen Ritterschaft, die sich gern in die burgundischen Dienste drängte und von der Herrschaft des reichen Fürsten goldene Tage erwartete. Selbst der alte König René begünstigte den Valois auf Kosten seines Enkels. Die Erbrechte der Anjou's durch die weibliche Linie waren nicht sehr stichhaltig, und Karl besaß die Macht und den Willen, seinen Ansprüchen mit den Waffen Nachdruck zu geben, sobald der Kaiser sich für ihn erklärt haben würde. Die Unzufriedenheit und Verwirrung im Reich, der Streit der Kölner mit dem Erzbischof Ruprecht von Baiern, alle diese Umstände konnten von einem unternehmenden Fürsten, dem ein streitfertiges, wohlgerüstetes Heer zu Gebote stand, zur Vergrößerung seiner Machtstellung, zur Mehrung und Abrundung seines Gebietes mit Vortheil benutzt werden. Die Wiederaufrichtung eines austrasischen Reiches, das zwischen Deutschland und Frankreich gestellt, mit seiner schlagfertigen Kriegsmacht eine gebieterische, schiedsrichterliche Autorität erlangen mußte, schwebte damals dem Herzog als stolzes Strebeziel vor der Seele. Sein Ehrgeiz war grenzenlos. Er hatte die französischen Fürsten und Feudalherren, welche mit dem königlichen Hause der Valois in viel engeren Beziehungen und Vassallitätsverhältnissen standen, als der deutsche Fürstenstand zu dem Wahlkaiser, an sich zu knüpfen vermocht, warum sollte er nicht in dem vielköpfigen, zwieträchtigen

römischen Reich dieselben Resultate erzielen? Er stand noch in den besten Jahren; konnte nicht ihm selbst oder seinem Geschlechte die Kaiserkrone zu Theil werden? Freilich hatte er noch keinen Sohn und auch wenig Aussicht zu einem ehelichen männlichen Erben. Aber seine Tochter reifte gerade den jungfräulichen Jahren entgegen und ihre Hand, wenn auch öfter dem oder jenem Fürsten in Aussicht gestellt, war noch immer frei.

Und gerade damals hatte der Herzog die neue Heerorganisation durchgeführt. Auf den französischen Feldzügen war er zu der Einsicht gekommen, daß zur Gründung eines monarchischen Staats, wie er ihn im Sinne trug, das feudale Kriegswesen, wie es auf Grund des Lehnsystems in den burgundischen Landen noch immer bestand, unpraktisch sei. Wenn auch schon längst sowohl Philipp als Karl von dem alten Lehnsrecht abgegangen waren, kraft dessen sie nur im Auftrag und Dienst des Kaisers oder des französischen Königs die kriegspflichtige Mannschaft in den verschiedenen Grafschaften aufbieten sollten; so war doch die Militärpflicht gesetzlich nur auf Wochen oder Monate und nur auf Landesvertheidigung beschränkt, für jede Verlängerung und Ausdehnung des Dienstes mußten die Herzoge mit ihren Vasallen und kriegspflichtigen Mannschaften sich verständigen. Bei dem Adel und der Lehnsritterschaft stießen sie dabei wohl selten auf Widerspruch; war ja doch der Waffen- und Hofdienst ihr einziger und eigentlicher Beruf, und die reiche Dynastie besaß Mittel genug, sie für solche Dienste zu belohnen. Zu kleinen Rotten verbunden, die aus einem Ritter nebst vier Knappen oder Kriegsknechten bestehend, von dem großen Ritterschwert den Namen Glavie oder Glefe führten, zog diese reisige Kriegsmannschaft mit einer Anzahl Pferde ins Feld. Anders verhielt es sich mit den Freibauern der nördlichen Provinzen und den Stadtbürgern von Flandern und Brabant. Diese waren nur zur „Landwehr" verpflichtet und da sie zu Hause ihre Arbeitskraft besser verwerthen konnten, die rüstigen Arme der jüngeren Bevölkerung in Stadt und Land theils zum Feldbau, theils zu den Werken der Industrie und des Handels verwendet werden sollten, so zeigten sie geringe Lust zum Kriege außerhalb der Landesgrenzen. Herzog Karl griff daher zu dem Auskunftsmittel des „Schildgeldes" (Scutagium), das schon der englische König Heinrich II. in Anwendung gebracht (VII, 575) indem er mit seinen Ständen übereinkam, daß sie statt des persönlichen Dienstes eine regelmäßige Abgabe für eine gewisse Anzahl von „Speeren" oder „Lanzen" von je acht schwerbewaffneten Fußknechten nebst einem Knappen und Waffenträger entrichteten. Mit Hülfe dieser außerordentlichen Steuer, die von 120,000 Reichsthalern bald auf 500,000 erhöht ward, war Karl in Stand gesetzt, nach und nach ein Söldnerheer von 2200 Lanzen zu unterhalten, das aus allen Völkern und Zungen zusammengesetzt ein dienstbereites Werkzeug für Eroberungskriege war, und in verschiedenen Waffengattungen geordnet und mit Geschütz aufs Trefflichste versehen, den festen Kern einer furchtbaren Kriegsmacht bildete. Seitdem war Karl in der That „der Großherzog des Occidents." Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Der Papst und der Ungarnkönig Matthias Corvinus glaubten in dem Erben Gottfrieds von Bouillon den neuen Führer des Kreuzzugs gegen die Türken zu erkennen.

Neue Heerorganisation.

Unter diesen Umständen war die Zusammenkunft des Herzogs mit Kaiser Friedrich III. und dessen Sohn Maximilian ein welthistorisches Ereigniß. Metz, die Hauptstadt von Lothringen, war anfangs als Versammlungsort ausersehen; aber die Bürgerschaft fürchtete, der ländersüchtige Herzog, der

Zusammenkunft in Trier. 1473.

schon früher Anschläge auf ihre Erwerbung gemacht, möchte nicht wieder fortgehen und verbat sich den vornehmen Besuch. Deshalb wurde Trier, die alte Römerstadt an der Mosel, gewählt. Eine zahllose Menge vornehmer Gäste fand sich ein, um als Augenzeugen der Feierlichkeit beizuwohnen, wenn der Herzog von dem Kaiser mit dem schönen für ihn so wichtigen Lande belehnt und dann als souveräner Herr des burgundischen oder gallo-belgischen Königreichs gekrönt werden würde*). Alle Fürsten und Staaten Europa's standen in Erwartung. Frankreich, die Schweiz, Oberitalien fürchteten von der Errichtung eines Reiches, dessen Grenzen vom Jura und Rhein bis an die Nordsee und den Kanal sich erstrecken würden, Gefahr für ihre politische Stellung. Das europäische Staatensystem, wie es sich seit Jahrhunderten ausgebildet, ging einer einschneidenden Veränderung entgegen. Ludwig XI. setzte daher alle Hebel der Intriguen, der diplomatischen Verführungskunst wie der öffentlichen Protestation in Bewegung, um den Plan scheitern zu machen, um den Kaiser und die deutschen Fürsten und Bischöfe in dessen Gefolge mit Mißtrauen und Abneigung zu erfüllen. Seine Bemühungen wurden durch das Betragen des Herzogs selbst wesentlich gefördert. Karl erschien in Trier mit einem solchen Glanz und Aufwand, daß er der Herr und Gebieter, der Kaiser sein Vasall zu sein schien. Alles blickte mit Bewunderung auf den reichgeschmückten Fürsten, der in seiner stattlichen ritterlichen Erscheinung inmitten eines schmucken zahlreichen Gefolges in herrlicher Waffenrüstung einen ganz andern Eindruck machte, als der bejahrte, unbedeutende, wenig geachtete Beherrscher des römischen Reiches. Fühlte sich der Habsburger schon durch die anspruchsvolle, herausfordernde Haltung des Burgunders verletzt, so mußte es ihn mit Mißtrauen erfüllen, daß Karl, nachdem er bereits die Belehnung mit Geldern und Zütphen empfangen, vor der Verlobung seiner Tochter mit Maximilian die Krönung und die Erhebung seiner Lande zu einem Königreich verlangte. Wer leistete denn Bürgschaft, daß nicht der Herzog, der schon so manchem Fürsten die Hand Maria's als Lockspeise vorgehalten, sobald er seine Zwecke erreicht hätte, von seiner Zusage zurücktreten würde? Dazu kam noch, daß Matthias von Ungarn, daß der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein, daß so manche deutsche Fürsten und Prälaten, welche dem habsburgischen Hause feindliche Gesinnung trugen, mit Karl Verbindungen unterhielten. Alle diese Umstände zusammengenommen erregten in der Brust des Kaisers ein so tiefes Gefühl des Argwohns und Aergers, daß er eines Tages in frühester Morgenstunde mit seinem
25. Nov. 1473. Sohne plötzlich die Moselstadt verließ und in fluchtähnlicher Eile dem Rhein

*) Es hieß auch, Karl habe den „lothringischen Knaben", wie er den Herzog René zu nennen pflegte, in seine Gewalt gebracht, ihn aber wieder freigegeben, als Ludwig einen in Paris weilenden Neffen des Kaisers als Geißel festgenommen. Die Angabe scheint grundlos
Aug. 1473. zu sein. René hatte sich nach der Besitznahme seiner herzoglichen Würde in Nancy rechtzeitig mit seiner Mutter nach Joinville gerettet.

zusegelte. In Kurzem war Trier so still wie zuvor, und Karl mußte seine stolzen, hochfliegenden Pläne aufgeben oder doch verschieben.

Mit Freuden sah König Ludwig seinen alten Gegner sich in immer neue Projecte stürzen, von Unternehmen zu Unternehmen schreiten. Denn darüber verlor derselbe die französischen Angelegenheiten aus dem Auge und ließ dem König freie Hand gegen die burgundischen Parteigänger zweiten Ranges. Und Ludwig zauderte nicht, die günstige Zeit zur Niederwerfung seiner Feinde zu benutzen. Niemand hatte seinen Zorn in höherem Grade gereizt, als der Graf von Armagnac. Er hatte sich wiederholt unterworfen und war eben so oft wieder abgefallen. Im Juni 1472 hatte er aufs Neue die Fahne der Empörung erhoben und den königlichen Statthalter von Guyenne, Pierre de Bourbon, Sire de Beaujeu verrätherisch gefangen genommen. Durch die Lage seines Landes zwischen Aragonien und Frankreich war der treulose und wankelmüthige Graf ein gefährlicher Vassall. Ihn und sein ganzes Geschlecht auszurotten war daher das eifrigste Anliegen Ludwigs. Dazu erkor er sich das rechte Werkzeug, den Cardinal von Albi, Johann Goffredi, der sich früher als Bischof von Arras durch seine Ketzerverfolgungen so verhaßt gemacht hatte, daß man ihn den „Teufel von Arras" nannte. Dieser rückte mit einer beträchtlichen Streitmacht vor die Thore von Lectoure, wo der Graf sich mit seinem Gefangenen befand. Von seinen Freunden und Bundesgenossen verlassen, mußte Armagnac die belagerte Stadt vertragsweise übergeben. Aber was halfen Verträge gegenüber einem solchem Feinde! Lectoure wurde in Flammen gesetzt, die Einwohner niedergemacht, der Graf an der Seite seiner zweiten Gattin, Johanna von Foix, getödtet, die Gräfin selbst, trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft, in ein Schloß bei Toulouse eingesperrt, wo sie kurz darauf eine Fehlgeburt that, wie das Volk behauptete, in Folge eines Getränkes, das ihr der König habe reichen lassen.

Fall des Hauses Armagnac.

März 1473.

Damit nahm das Grafengeschlecht der Armagnac's ein seiner frevelhaften Vergangenheit würdiges Ende. Des Hingerichteten Bruder, der Vicomte von Fezensac, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker; der Herzog von Nemours, Graf de la Marche und de Castres, das Haupt der jüngeren Linie des Hauses, eben so treulos und wankelmüthig wie der andere, erfuhr einige Jahre nachher ein nicht minder schmachvolles Schicksal. Des Hochverraths angeklagt, wurde er in die Bastille eingesperrt und am 4. August 1477 enthauptet, nachdem er unter der Tortur alle seine dem hohen Adel angehörigen Mitschuldigen angegeben. Kurz vor dem Falle Armagnacs war dessen Schwiegervater und Nachbar Gaston de Foix gestorben mit Hinterlassung eines unmündigen Enkelsohnes als Erben, über den seine Mutter, Ludwigs Schwester, die Vormundschaft führte. Auf diese Weise kamen die südlichen Landschaften, welche lange der Sitz mächtiger, trotziger und nach Selbständigkeit strebender Dynastengeschlechter gewesen, an die französische Krone. Roussillon mit Perpignan dagegen blieb noch längere Zeit ein zwischen Frankreich und Aragonien streitiges Land. Auch Johann von Alençon, der in den Conspirationen der vergangenen Jahre eine hervorragende Rolle gespielt hatte, wurde durch Tristan L'Hermite verhaftet und von dem Parlament

als Majestätsverbrecher zu Güterverlust und Tod verdammt; der König, welcher sein Pathe war, ließ jedoch das Urtheil nicht vollstrecken, sondern hielt den Herzog bis kurz vor seinem im Jahre 1476 erfolgten Tod im Gefängniß.

Ludwig gewinnt die Bourbons und Orleans.

Diese Strenge verfehlte ihre Wirkung nicht; sie verbreitete Schrecken unter den Großen und hielt sie von ferneren Complotten zurück. Und damit nicht andere, die bisher sich nicht offen gegen den Monarchen aufgelehnt, bei vorkommenden Fällen versucht werden möchten auf die gegnerische Seite zu treten, so wandte Ludwig auch gewinnende Mittel an. Besonders war es ihm darum zu thun, die verwandten Familien Bourbon und Orleans näher an den Thron zu knüpfen. Deshalb vermählte er seine Lieblingstochter Anna mit dem Sire de Beaujeu und seine zweite Tochter Johanna, ein Kind von neun Jahren, mit dem zwölfjährigen Ludwig von Orleans, und trug zugleich Sorge, daß dieser letztere unter seinen Augen erzogen und in strenger Unterwürfigkeit gehalten ward. Um diese Zeit starb auch der Graf Karl von Maine aus dem Hause Anjou, und da er nur einen einzigen schwächlichen Sohn besaß, so stand auch der Heimfall dieser Grafschaft an die Krone in Aussicht.

6. Die Vorgänge am Rhein und im Elsaß.

Burgund und Oesterreich.

Während Ludwig die alte Politik der Capetinger in seinem Reiche so erfolgreich in Anwendung brachte, jagte Herzog Karl unermüdlich dem Gedanken nach, die zerstreuten Besitzungen seines Hauses zu einem Königreich zu vereinigen und die Grenzmarken nach Osten auszudehnen. Dadurch gab er dem schlauen König Gelegenheit, dem barschen und eigensinnigen Gegner eine Menge Feinde zu bereiten und ihn in Lagen zu bringen, die früher oder später seinen Untergang herbeiführen mußten. Als der österreichische Erzherzog Sigmund das Ehebündniß zwischen dem burgundischen und habsburgischen Hause so eifrig betrieb, trug er sich mit der stillen Hoffnung, durch die vereinte Macht werde die helvetische Eidgenossenschaft, Oesterreichs Erbfeind, niedergeworfen werden können. Wohl waren in früheren Jahren die Schweizer und Burgunder durch vielfache Wechselbeziehungen verbunden gewesen und insbesondere hatte zwischen dem leutseligen, volksthümlichen Herzog Philipp und den Eidgenossen stets ein freundschaftliches Verhältniß obgewaltet; allein seit einigen Jahren war eine Spannung eingetreten, welche theils durch die Vergrößerungssucht Karls theils durch die hinterlistige Politik Ludwigs immer mehr zunahm und die Gemüther der Schweizer mit tiefem Mißtrauen erfüllte. Wir wissen, daß Erzherzog Sigmund, um die Schweizer durch eine Geldentschädigung vom Krieg wider die österreichischen Besitzungen im Thurgau und am Oberrhein abzuziehen, bei Karl ein Darlehn von 50,000 Goldgulden aufgenommen und ihm dafür die alten Erbländer des Hauses auf beiden Seiten des Rheins, viele Burgen und Ortschaften im Elsaß und Sundgau, die Städte Breisach, Rhein-

felden, Säckingen, Laufenburg, Waldshut u. a. O. als Unterpfand gegeben hatte, unter Vorbehalt künftiger Einlösung, zu der jedoch die bekannte Geldnoth und die verschwenderische Lebensweise des Erzherzogs wenig Aussicht bot.

Der Landvogt Peter von Hagenbach.

Karl setzte über die verpfändeten Territorien einen eingebornen Edelmann, Peter von Hagenbach, der schon lange in burgundischen Diensten gestanden und vor Dinant und bei andern Gelegenheiten seine Hingebung und Treue gegen das herzogliche Haus an den Tag gelegt hatte. Von diesem Manne, der kein höheres Streben kannte, als sich die Gunst des Herzogs zu erwerben, um mittelst derselben zu Ehre, Geld und Macht zu gelangen, entwerfen die Zeitgenossen ein Bild, nach dem er die Tyrannei eines Geßler und die Laster eines Wolfenschießen in sich vereinigt haben muß. Nicht nur daß er die benachbarten Reichsstädte Basel, Mühlhausen, Colmar u. a. auf alle Weise bedrückte, daß er den Handelsverkehr durch Zölle und Auflagen aller Art erschwerte, den Verkauf von Wein und Lebensmitteln mit einer Abgabe, vom Volk „der schlimme Pfennig" genannt, belastete, unter allerlei Vorwänden von Gemeinden und Körperschaften Geldsummen erpreßte, jede Widersetzlichkeit, wie den Aufstandsversuch der Stadt Thann, mit blutiger Strenge ahndete; er fröhnte auch der Wollust, stellte den Frauen und Töchtern nach und übersah dem burgundisch gesinnten Adel des Landes, der sich gleich dem lothringischen in die Hof- und Militärdienste des reichen Herzogs drängte und dessen ehrgeizige Pläne förderte, manchen Frevel und Muthwillen. Man sagte dem Landvogt nach, daß er bei seiner Vermählung mit der Gräfin von Thengen den vornehmen Gästen, die mit Geschenken zu dem Freudentag sich eingefunden, üppige Feste veranstaltete, wobei wollüstige Orgien gefeiert worden. Selbst das einzige gute Werk, das man an ihm rühmte, die Begründung obrigkeitlicher Autorität und öffentlicher Sicherheit, mußte in einem Lande, wo Recht und gesetzliche Ordnung wenig Geltung hatten und die Selbsthülfe herkömmlich war, Mißfallen und Unzufriedenheit erregen.

Besorgnisse u. Gerüchte.

Auch in der Schweiz blickte man mit einigem Mißtrauen auf die Vorgänge im Nachbarland. Die sichtliche Vorliebe des Adels für den burgundischen Hof, die durch Hagenbach und die elsässische Ritterschaft gesteigert ward, nicht ohne verächtliche Seitenhiebe auf das Regiment der Bauern und Hirten, mußte den Städten Besorgniß einflößen und sie zur Wachsamkeit anspornen. Die Gerüchte, die bei Gelegenheit des Congresses in Trier von geschäftigen Zungen ausgesprengt wurden, daß Karl das alte Königreich Burgundien, von welchem Frankreich, die Schweiz und Savoyen die wichtigsten Theile losgerissen hätten, in seiner ursprünglichen Integrität wieder aufzurichten gedenke, daß er von dem alten schwachen René nicht nur Lothringen, sondern auch die Provence zu erwerben hoffe, trugen nicht wenig zur Vermehrung dieser Besorgnisse und Aufregung bei, so daß, als der Herzog von Trier aus die Städte und Territorien im Elsaß und Sundgau und zugleich

Jan. 1474. sein altes Heimathland am Cote d'Or besuchte, die Völker von großer Angst befallen wurden. Es hieß, er habe geschichtskundige Männer mit der Erforschung der Grenzen und des Umfanges des alten Burgunderreichs beauftragt. Diese bange Stimmung verlor sich auch dann nicht ganz, als der Herzog nur mit seiner Leibgarde und einem mäßigen Gefolge erschien, in Besançon und Dijon die Abgeordneten der Schweiz mit entgegenkommender Freundlichkeit empfing und sich sichtlich bemühte, die alten Beziehungen ungestört zu erhalten. Denn der König von Frankreich hatte bereits Verbindungen angeknüpft, die von unberechenbaren Folgen werden sollten. Es war ihm gelungen, die Diesbach, ein einflußreiches Berner Patriziergeschlecht, mit seinen Netzen zu umstricken und durch sie und ihre Freunde unter ihren Landsleuten französische Sympathien zu erwecken. Schon sah man junge Schweizer aus angesehenen Bürgerfamilien in die französischen Hof- und Militärdienste treten. Die Rede des Herzogs bei einem glänzenden Mahle in Dijon, worin er des alten burgundischen Königreichs gedachte, das die Franzosen widerrechtlich an sich gerissen, von dem sie nur noch ein Herzogthum übrig gelassen hätten, mußte den König antreiben, dieses Band noch enger zu knüpfen.

Wirren im Erzstift Köln. Bald wurde Karl der Kühne auf einen Kriegsschauplatz geführt, der seiner Eroberungssucht neue Aussichten eröffnete. Das Kölner Erzstift war schon seit einem halben Jahrhundert von Kämpfen mannichfaltiger Art beunruhigt worden. Unter der langen Regierung des verschwenderischen, Dietrich II. 1414—63. prachtliebenden Kurfürsten Dietrich II. von Mörs fügte die „Soester Fehde", dem Lande großen Schaden zu, verwirrte die Kirchenzucht und belud den Erzstuhl mit einer großen Schuldenlast, so daß bei dessen Tode das Domcapitel mit den Ständen (Grafen, Ritterschaft und Städten) eine „Erblandsvereinigung" vereinbarte, welche in Zukunft als Staatsgrundgesetz gelten und die geistliche Gewalt wie die Einkünfte des Erzbischofs mit engen Schranken Ruprecht 1463—80. umgeben sollte. Der neue Erzbischof, Pfalzgraf Ruprecht, Bruder Friedrichs des Siegreichen, ertrug diese Beschränkungen mit großem Widerwillen und suchte sich derselben zu entledigen. Um die erschöpfte Staatskasse wieder in Stand zu bringen, sah er sich zu hohen Umlagen gezwungen, und da Geistlichkeit und Ritterschaft die erbetene Beihülfe weigerten, schritt er zu gewaltsamer Eintreibung. Darüber kam es zu Aufständen und kriegerischen Bewegungen, in deren Folge das Domcapitel den Erzbischof seiner Würde 1473. entsetzte und den Landgrafen Hermann von Hessen zum Administrator wählte. Kaiser Friedrich III. wurde bei seiner Rückkehr von Trier als Schiedsrichter angerufen; aber bei dem tiefen Haß, der schon längere Zeit zwischen dem Habsburger und Wittelsbacher Haus bestand, glaubte Ruprecht kein gerechtes und billiges Urtheil erwarten zu dürfen. Er verwarf daher das kaiserliche Gericht und wandte sich an Karl den Kühnen, um mit dessen Hülfe wieder auf den erzbischöflichen Stuhl zu gelangen. Aus verschiedenen Gründen ging der

Herzog auf das Ansuchen ein. Er stand mit dem pfalzgräflichen Geschlechte seit längerer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen, während er von Oesterreich so eben eine kränkende Beleidigung erfahren hatte und die Markgrafen von Baden, die Verwandten und treuesten Verbündeten des Kaiserhauses, schon in seinem ersten Streit mit Lüttich ihm feindselig entgegengetreten waren. Und bot ihm die Einmischung in die Kölner Wirrnisse nicht die beste Gelegenheit, seine Besitzungen nach jener Seite auszudehnen und auch den unteren Theil des Rheines eben so in seine Gewalt zu bringen, wie er durch die elsässischen Pfandschaften Herr des oberen geworden war? Aber während er sich mit hochfliegenden Ideen trug, bemerkte er nicht, daß Ludwig XI. ihm allmählich den Boden unter den Füßen wegzog, auf dem er sein Luftgebäude aufführen wollte.

Ludwig XI. vermittelt die „ewige Richtung" zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft. 1474.

Erzherzog Sigmund hatte den Bund mit dem Herzog hauptsächlich darum so eifrig betrieben, um von ihm gegen die Schweizer unterstützt zu werden; auch die Verpfändung so wichtiger Besitzungen um eine so geringfügige Summe war in dieser Absicht geschehen. Diese Hoffnungen waren seit dem verfehlten Congreß von Trier allmählich zerronnen und das österreichische Herrscherhaus fühlte sich mehrfach tief verletzt durch den übermüthigen Burgunder. Diese Stimmungen und Wandlungen waren dem scharfblickenden König nicht entgangen. Wenn es ihm gelang, in diese schadhafte Stelle einen Keil einzutreiben, das bisherige Bündniß zu trennen, den Oesterreicher und die Eidgenossenschaft auszusöhnen und gegen Burgund zu vereinigen, so mußte dies als ein Meisterstück politischer Klugheit gelten. Wir wissen, daß er mit den Bernern bereits seine Fäden angeknüpft hatte; in dem Grafen Johann von Eberstein hatte er auch einen geschickten Unterhändler mit Oesterreich gefunden; die alten Gerüchte von weitangelegten Plänen zur Zerreißung der Eidgenossenschaft, zur Unterdrückung der Volksfreiheit wurden durch geheime Agenten aufs Neue ausgestreut. Freilich bedurfte es großer Geschicklichkeit, bei dem Hause Oesterreich den alten Groll gegen die Eidgenossenschaft, bei den Schweizern das Mißtrauen gegen den alten Erbfeind zu tilgen oder zu verhüllen. Jenes suchte seine rechtmäßigen Ansprüche auf die verlornen Besitzungen zu wahren, während diese die Anerkennung der mit so heißer Arbeit errungenen Conföderation in ihrem dermaligen Bestande als Grundbedingung jeder Friedensverhandlung forderten. Auf einer Versammlung in Constanz, welcher der Erzherzog selbst, mehrere eidgenössische Bevollmächtigte, vor Allen der Berner Schultheiß Nicolaus von Diesbach, ein wohlberedter und einflußreicher Herr in der Blüthe der Jahre, und der Gesandte Ludwigs XI., Hans von Eberstein unterstützt durch Jost von Sillinen, Verwalter der Propstei Anfang April 1474. Beronmünster, anwohnten, gelang es der klugen Staatskunst des Königs, alle Hindernisse und Bedenken zu beseitigen und zwischen Oesterreich und der Eidgenossenschaft einen Vergleich, die „ewige Richtung" genannt, unter Gewähr-

leistung Frankreichs zum Abschluß zu bringen, welcher als Grundbasis festsetzte: aller Krieg und Groll soll aufhören und jedem Theil verbleiben, was er besitzt; Handel und Wandel soll ohne Zollerhöhung frei sein und kein Theil den Feinden des andern Aufenthalt oder Durchzug gewähren. Dieser „ewigen Richtung" traten sofort auch die Bischöfe von Straßburg und Basel sowie die rheinischen und elsässischen Städte, Colmar, Hagenau, Schlettstadt, Mühlhausen u. a. bei, welche gleichfalls zu einer Verbindung, die „niedere Vereinigung" genannt, zusammengetreten waren, und zwei derselben, die reichen Städte Basel und Straßburg verpflichteten sich unter Bürgschaft des Königs von Frankreich, dem Erzherzog die Summe von hunderttausend Gulden zur Einlösung der verpfändeten Besitzungen vorzuschießen. Vergebens hatte der Burgunder bei der ersten Kunde von dem Bündniß durch Briefe die Eidgenossen davon abzubringen gesucht und sie an die alte Freundschaft erinnert, die seit Väter Zeiten zwischen ihnen obgewaltet; seine Worte machten keinen Eindruck mehr. Zum erstenmal seit langen Jahren sahen die Züricher einen Habsburger Herrn mit stattlichem Rittergefolge friedlich in ihre Stadt einreiten und sich dann über den See nach Einsiedeln zum Marienheiligthum begeben. Ueberall wurden die Herren festlich bewirthet und aller Hader schien vergessen.

Hagenbachs Ausgang.

Bald darauf verbreiteten sich wichtige Nachrichten. Der Erzherzog hatte nach der Constanzer Uebereinkunft dem Burgunder gemeldet, daß die entlehnte Summe in Basel zu seiner Empfangnahme bereit liege und er nunmehr die verpfändeten Besitzungen wieder an sich ziehe. Karl gerieth über dieses einseitige Vorgehen in Zorn und weigerte die Herausgabe, ehe die sämmtlichen Kosten, die er seit Jahren auf das Land verwendet, gedeckt sein würden. Hagenbach, von seines Herrn Sinn und Absichten unterrichtet, suchte sich in solche Verfassung zu setzen, daß er vor jedem Angriff oder Ueberfall gesichert sei. Zu dem Zweck nahm er mit seiner meistens aus fremdländischen Söldnern bestehenden Kriegsmannschaft Besitz von der Stadt Breisach, deren Festigkeit er noch durch Gräben und Schanzwerke zu verstärken suchte. Er nöthigte die Einwohner zu Zwangsarbeiten und mehrte dadurch den Haß wider die burgundische Gewaltherrschaft, gegen welche man gerne das alte österreichische Regiment wieder eingetauscht hätte. Die Gemüther, ohnedieß schon aufgeregt durch die Kunde von dem Bündniß in Constanz, wurden noch angefeuert durch das Beispiel des Städtchen Ensisheim, wo die Bürger einen Ueberfall des Landvogts mit Erfolg zurückschlugen. Es entstand ein Volksauflauf und als Hagenbach mit Waffengewalt Ruhe schaffen wollte, wurde er von seinen Soldknechten getrennt und unter großem Getümmel in einen Thurm auf dem Stadtthor in Breisach gebracht, wo man ihn in Fesseln legte. Seine fremden Kriegsleute, größtentheils der Landessprache unkundig, wurden von den Bürgern zum Abzug bewogen und liefen auseinander. Auf die Kunde von der Haftnahme des verhaßten Vogts ging eine freudige Erregung durch das ganze Land;

allenthalben pflanzte man die österreichischen Fahnen auf und empfing den neuen Landhauptmann, Hermann von Eptingen, welchen Sigismund mit zweihundert Pferden von Basel absandte, mit großem Jubel. Auch das feste Haus zu Tann mußte ihm übergeben werden. Darauf wurde in Breisach ein Landgericht bestellt, bestehend aus Richtern und Beisitzern der angesehensten Städte der oberrheinischen Lande. Vor diesem wurde Hagenbach, Ritter und Vogt des Herzogs von Burgund, durch Iselin von Basel vieler Frevel und Gewaltthaten angeklagt, und trotz seiner männlichen Haltung und kräftigen Vertheidigung nach einer bis in die Nacht verlängerten Gerichtshandlung zum Tode verurtheilt. Seiner Ritterwürde entkleidet, wurde er auf den Richtplatz geführt und von einem Colmarer Scharfrichter, welcher unter den acht, die ihre Dienste angeboten, als der geschickteste erkannt worden, mit einem kurzen Schwert enthauptet. Er starb mit Muth und Standhaftigkeit, nachdem er seine güldene Kette und seine sechzehn prächtigen Hengste der Breisacher Kirche vermacht. 9. Mai 1474.

7. Ludwigs XI. Bündniß mit den Schweizern gegen Burgund.

Karl der Kühne gerieth bei der Kunde von der Hinrichtung des tapfern Mannes, der ihm so innig ergeben war und den er so sehr geliebt hatte, in heftigen Zorn. Er beschloß, blutige Rache zu nehmen, zuvor aber den Feldzug gegen die Kölner zu Ende zu führen. Er hoffte mit Hülfe des Erzbischofs Ruprecht eben so schnell zum Ziele zu kommen, wie ehedem vor Lüttich. Im Juli rückte er mit einem starken, trefflich ausgerüsteten Heer, das sich auf 60,000 Mann zu Roß und zu Fuß belaufen haben soll, darunter die gefürchteten englischen und schottischen Armbrustschützen und geübte italienische Söldner unter geschickten Condottieri, über die Grenzen des Erzstifts. Er wandte sich zunächst gegen die kleine, aber wohlbefestigte Stadt Neuß auf dem linken Rheinufer, wo der Landgraf von Hessen und sein Bruder, der erwählte Administrator, mit einer geringen Kriegsmacht die Vertheidigungsanstalten leiteten. Karl hoffte durch einen raschen Handstreich die Festung in seine Gewalt zu bringen und dann ohne große Anstrengungen das ganze Erzbisthum zu besetzen; aber er stieß auf hartnäckigen Widerstand; der Sturm wurde abgeschlagen und er mußte zu einem Belagerungskrieg schreiten, auf den er nicht vorbereitet war. Er war zu eigensinnig, um einen einmal gefaßten Plan aufzugeben; auch glaubte er, durch die Besitznahme des Erzstifts, welche ihn mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und mit andern den Habsburgern feindlich gesinnten deutschen Fürsten in nähere Verbindung bringen würde, am ersten im Stande zu sein, einen entscheidenden Schlag gegen das treulose Oesterreich und die oberrheinischen Städte zu führen. Er setzte also die Belagerung von Neuß fort und begnügte sich, die Landschaften im Elsaß und die abtrünnigen Städte durch Stephan Hagenbach, den Bruder

Karl vor Neuß. 1474.

des enthaupteten Landvogts, und durch den burgundischen Feldhauptmann Blamont zu bekriegen und zugleich mit dem König von England auf nächsten Frühling einen Feldzug gegen Ludwig zu verabreden.

Die Schweizer kündigen dem Herzog den Frieden auf. 1474. Noch einmal versuchte Karl durch Boten und Sendschreiben die Eidgenossen bei dem alten guten Einverständniß mit Burgund zu erhalten; aber die rohe Kriegswuth seiner Feldhauptleute, welche die fruchtbaren Fluren und reichen Dörfer des Elsasses mit Feuer und Schwert verheerten, war wenig geeignet, die Herzen der Schweizer zu gewinnen. Hatten sie doch mit den Städten der „niederen Vereinigung" ein Bündniß zu Schutz und Trutz abgeschlossen und bei der Hinrichtung des Landvogts, der so oft über die helvetischen Bauern gespottet, mitgewirkt. Vielmehr traten auf Ludwigs Veranstalten abermals die Abgesandten der verschiedenen Kantone in Lucern zusammen, erneuerten gegen Zusicherung französischer Subsidiengelder die „ewige Richtung" mit Frankreich und mit den deutschen Fürsten und kündigten, als auch der Kaiser sie um Beistand gegen den Reichsfeind aufforderte, sie an ihre Pflichten als Angehörige des deutsch-römischen Reiches ermahnte, dem Herzog von Burgund und seinen Verbündeten den Krieg an. Karl erhielt die Nachricht von dem Waffenbunde der Feinde und der Aufkündigung des Friedens von Seiten der Eidgenossenschaft vor Neuß, wo er den Belagerungskrieg trotz der ungünstigen Jahreszeit mit großen Verlusten hartnäckig fortsetzte; er gerieth in große Aufregung und rief betrübt aus: „O Bern, Bern!" Daß die Schweizer durch französisches Geld und französische Intriguen abgelenkt worden von ihrer bisherigen Politik, daß sie für dasselbe Oesterreich, dem sie in einem mehr als hundertjährigem Kampf ihre Freiheit und ihre nationale Selbständigkeit mit den Waffen abgerungen, nun ins Feld zogen wider einen befreundeten Nachbar und alten Bundesgenossen, mußte ihn mit Schmerz und Sorge erfüllen. Er sah sich überlistet und überwunden von dem verhaßten Rivalen und in einen Kampf gestellt, der ganz andere Dimensionen angenommen, als die bisherigen Feudalfehden.

26. Oct. 1474.

Das Treffen bei Héricourt. Nov. 1474. Es dauerte nicht lange, so sah man helvetische Kriegshaufen aus Bern und den umliegenden Kantonen, unter dem Banner des Berner Schultheißen von Scharnachthal, über Biel und Pruntrut nach Hochburgund vorrücken, um die Festung Héricourt, wo die burgundischen Feldhauptleute, nach der Verwüstung des Elsaß eine gesicherte Stellung genommen, in ihre Gewalt zu bringen. Mit ihnen verbanden sich die Mannschaften der „niederen Vereinigung", die von dem racherfüllten Burgunder am meisten zu fürchten hatten, und etliche hundert Reisige des Erzherzogs Sigmund, welche von den Bergen Schwabens in die Rheinebene hinabgestiegen waren. Der Anblick der Birs, wo ihre Väter einst den Todeskampf gekämpft, erfüllte die Schweizer mit kriegerischem Muthe. Aber wie sehr hatten sich die Zeiten, wie sehr Freunde und Feinde geändert! Um die Besatzung zu schirmen und zu verstärken, hatte der Statthalter der burgundischen Freigrafschaft (Franche Comté) Henri von Neuchâtel, Graf von

Blamont, in Verbindung mit dem Marschall von Burgund, Jacob von Romont aus dem Hause Savoyen, alle Lehnsmannschaften des Landes um sich gesammelt und in der Nähe von Héricourt ein festes Lager bezogen. Hier ereignete sich das erste Treffen, dessen Ausgang für den ganzen Krieg maßgebend und entscheidend war. Das burgundische Heer, größtentheils niederländisches Fußvolk und berittene Söldner aus der Lombardei, wurde durch den ungestümen, mit furchtbarem Geschrei verbundenen Angriff der Schweizer dermaßen überrascht und verwirrt, daß es in wenigen Stunden vollständig besiegt und zersprengt war. Sechzehnhundert und siebenzehn Leichen deckten die Wahlstatt, während die Schweizer nicht Einen Mann zu beklagen hatten. Von den wenigen Gefangenen, welche man einbrachte, wurden einige Wochen später achtzehn lombardische Soldknechte wegen Kirchenraub, Religionsfrevel und gewaltthätiger und sodomitischer Unzucht zu Basel den Flammen übergeben. 14. Nov. 1474.

Nach der Schlacht hielt sich die Festung Héricourt noch drei Tage; dann wurde sie vertragsweise geräumt und von den Eidgenossen dem Erzherzog übergeben. Nur der vorgerückten Jahreszeit, welche Krankheiten im eidgenössischen Heer erzeugte, hatte es der Herzog zu danken, daß nicht jetzt schon das Stammland seiner Familie erobert ward.

Ludwig XI. und die Schweizer.

Ludwig XI. sprach den Eidgenossen seinen freudigen Dank aus und pries ihre Tapferkeit mit schmeichelnder Anerkennung, aber mit den Jahrgeldern hielt er lange zurück. Erst als seine Schwester Jolanta von Savoyen mit Karl dem Kühnen Unterhandlungen wegen eines Bündnisses anknüpfte und nicht blos den Herzog von Mailand, den alten Alliirten Frankreichs, sondern auch einige Schweizer Kantone, die entweder der „ewigen Richtung“ noch nicht beigetreten oder nur mit halbem Herzen gegen Burgund ins Feld gezogen waren, auf die Seite des Herzogs zu ziehen bemüht war; da öffnete Ludwig seine Goldkasten. Gerade als der Bundesvertrag in Gefahr der Auflösung stand, konnten die Berner Gesandten die frohe Nachricht bringen, daß die Jahrgelder und Geschenke Ludwigs in Lyon bereit lägen. Die niedergelegten Summen waren beträchtlich genug, um nicht blos die Häupter und Führer der Partei, die Diesbach, Scharnachthal, Silinen u. A. reichlich zu lohnen, sondern auch den Gemeinen, die des Tages Last und Hitze getragen, den versprochenen Sold zu reichen. In Bern „wurde über die öffentliche und geheime Vertheilung der versprochenen Gelder ein Plan verabredet. Einem jeden Mann von Einfluß wurde nach dessen Maß, aber auch den besten, damit sie es zulassen, mehr oder weniger verordnet.“ Nun ging die Erneuerung des Vertrags ohne Schwierigkeit vor sich. Man hatte den Weg entdeckt, der zu den Alpenbewohnern führte; es war der Anfang des „Reislaufens“, das von da an wie ein Gift in die Adern der Schweizer eindrang und das gesunde Lebensblut zersetzte. Selbst Adrian von Bubenberg, ein in Bern verburgrechteter Edelmann nahm Jahrgelder von Frankreich.

Und nicht allein die Eidgenossenschaft brachte Ludwig auf seine Seite; er entfaltete eine wunderbare Thätigkeit, um den Herzog zu gleicher Zeit in allen seinen Ländern anzugreifen: er schloß mit dem Kaiser einen Vertrag, damit dieser mit den Streitkräften des Reichs dem Landgrafen von Hessen in Neuß zu Hülfe käme; er zog den Herzog René von Lothringen durch Drohungen und Versprechungen in sein Interesse, so daß dieser den Feinden des Herzogs beitrat und demselben einen blutigen Handschuh als Zeichen der Herausforderung in das Lager vor Neuß sandte; er rüstete ein Heer aus, mit dem er selbst nach der Picardie vordringen wollte.

Das Winterlager vor Neuß. 1474. 1475. Zu allen diesen Vorbereitungen und Transactionen ließ Karl der Kühne dem schlauen Rivalen Zeit und Muße. Denn er hatte seinen Kopf darauf gesetzt, Neuß zu erobern und seinen Schützling Ruprecht auf den Kölner Erzstuhl zurückzuführen. Von diesem Vorhaben ließ er sich weder durch die herbstlichen Stürme und Regengüsse abschrecken, welche seine Befestigungswerke zerstörten und dadurch möglich machten, daß Verstärkungen und Zufuhr in die belagerte Stadt geschafft werden konnten, noch durch die ungewöhnliche Kälte der Wintermonate, welche in seinem Heer zahllose Erkrankungen und Sterbefälle erzeugten. Er rechnete auf die Trägheit des Kaisers und die Uneinigkeit der Deutschen, auf die Landung der Engländer, auf die Einfälle der Spanier in das südliche Frankreich, auf die Unterstützung der herzoglichen Höfe von Savoyen und Mailand. Und so vertrauensvoll war er, daß er bei Anbruch des Frühlings, nachdem er seine Schanzen und Gräben wieder hergestellt und die Belagerung mit neuer Energie begonnen hatte, den Waffenstillstand mit Frankreich kündigte, der bisher mehrmals verlängert worden war. „Gott hatte ihm Geist und Verstand verwirrt“, bemerkt Comines.

Burgund von allen Seiten bekriegt. 1475. Elf Monate lag Karl vor Neuß, während die Berner, unterstützt von Biel, Freiburg, Solothurn und andern Kantonen über Wälsch-Neuenburg an den Jura rückten, Pontarlier und die altberühmten Festen von Granson, Orbe, April 1475. Joigne mit großer Tapferkeit erstürmten, und nachdem sie die burgundische Besatzung niedergemacht und durch eigene Leute ersetzt, über Ifferten und Peterlingen heimzogen, allenthalben festlich bewirthet. Vergebens hatte sie der Kaiser aufgeboten, mit dem übrigen Reichsheer nach dem Niederrhein zu ziehen; sie hatten zur Antwort gegeben, „Héricourt beweise, daß sie es ernstlich meinten, so wollten sie den gemeinschaftlichen Krieg ferner führen auf ihre Art.“ Zu-Mai. gleich drang König Ludwig bis vor die Thore von Arras, das fruchtbare, dorfreiche Land mit Feuer und Schwert verheerend; der Herzog von Lothringen rückte in das Luxemburgische ein und im Süden behaupteten sich die Franzosen in Roussillon und Cerdagne gegen die mit ihren eigenen Anliegen beschäftigten Spanier. Von der Loire zog der Herzog von Bourbon ostwärts, schlug in der Juni. Nähe von Chateau-Chinon den Grafen Roussi, einen Sohn des Connetable von Saint-Pol und Gouverneur von Burgund, in offener Feldschlacht und nahm ihn gefangen und überschritt dann die Grenzen der Grafschaft.

Vergebens hatte König Eduard, der im Juli mit einem wohlgerüsteten Heere in Calais ans Land setzte, seinen Schwager ermahnt, von der langwierigen Belagerung abzulassen; „durch Großsprecherei hatte er seine Ehre an die Sache gehängt." Endlich entschloß er sich zum Nachgeben in einem Augenblick, als die erschöpfte und ausgehungerte Stadt in Begriff stand, sich zu ergeben. Er machte unter Vermittelung des päpstlichen Abgesandten mit dem Kaiser einen Frieden, kraft dessen der Kölner Streit der Entscheidung des heiligen Vaters überlassen und mittlerweile Neuß den Händen des Legaten übergeben werden sollte. Darauf zog Friedrich III. mit der Reichsarmee ab, ohne irgend eine namhafte That ausgeführt zu haben und ohne sich im Geringsten um seine Verbündeten zu kümmern. Dagegen empfing er von Karl nochmals das Versprechen einer Vermählung Mariens mit Maximilian.

Neuß aufgegeben.

26. Juni 1475.

Als König Eduard in Calais landete, um, wie er in einem Sendschreiben an Ludwig meldete, sein Königreich zurückzufordern und dem Klerus, Adel und Volk die alte Freiheit wieder zu geben, war er unangenehm überrascht, kein burgundisches Heer in der Nähe zu finden. Bald darauf kam Karl, verstimmt, daß Eduard nicht in der Normandie gelandet und sich mit dem Herzog von Bretagne verbunden, in Calais an, nicht wie ein Fürst, sondern wie ein geschlagener und verarmter Mann mit geringem Gefolge. Nun machte er seinem Schwager den Vorschlag, sie wollten auf verschiedenen Wegen in Frankreich einrücken, die Engländer durch die Picardie und Isle-de-France, die Burgunder durch Lothringen; in Rheims sollten beide Heersäulen zusammentreffen und Eduard als König von Frankreich gekrönt werden. Allein ein solcher Kriegsplan fand in der Umgebung des englischen Monarchen wenig Beifall: der Zug durch französische Landschaften mit festen Städten und feindlichen Truppen kam ihnen zu gewagt vor, zumal da sie schon vor St. Quentin auf unerwarteten Widerstand stießen. Graf St. Pol, Befehlshaber der Stadt, hatte den Engländern die Uebergabe versprochen, hielt aber bei ihrer Annäherung nicht Wort. Mit zweideutiger Politik und unaufrichtigen Verhandlungen hoffte er zwischen den kriegführenden Mächten eine unabhängige Stellung zu behaupten. Die Bedenken der englischen Heerführer wuchsen, als sie beim Vorrücken fanden, daß König Ludwig ihnen die Lebensmittel und Zufuhr abgeschnitten, und daß Karl, der in Flandern ein allgemeines Aufgebot bewirken wollte, von den Ständen nur eine Geldsumme zur Unterhaltung von 4000 Soldknechten erlangen konnte. Diese Verstimmung wußte Ludwig XI. trefflich zu benutzen: er begegnete den barschen und anmaßenden Forderungen des englischen Königs, der in einem Tone sprach, als ob die Lage noch wäre wie vor fünfzig Jahren, mit Staatsklugheit und diplomatischer Feinheit und brachte es durch seine gewohnten Kunstgriffe und durch wohlangebrachte Geschenke dahin, daß sich König Eduard mit einer Kostenentschädigung und einem Jahrgeld auf Lebenszeit abfinden ließ. Umsonst machte Karl dem Schwager die heftigsten

Friedensvertrag zwischen Frankreich u. England.

Aug. 1475. Vorwürfe; nach einer persönlichen Zusammenkunft zu Piquigui an der Somme, wo die beiden Monarchen unter festlichen Freuden und Lustbarkeit den Vertrag beschworen, kehrten die Engländer, da Ludwig eilends die ausbedungene Summe von dem florentinischen Bankhause der Medici entlieh und dem König einhändigte, nach Calais zurück, um sich wieder nach ihrem Inselreiche einzuschiffen. Ludwig legte kein Gewicht darauf, daß Eduard fortfuhr, sich „König von Frankreich" zu nennen. Er gönnte dem Nachbar die eitle Ehre, zufrieden, daß sie keine reale Unterlage mehr hatte.

Auch der Herzog zeigte sich jetzt gefügiger. Er schloß zu Soleure im Luxem-
13. Sept. burgischen mit Ludwig einen Friedensvertrag auf neun Jahre, als dieser sich bereit erklärte, ihm freie Hand in Lothringen und Elsaß zu lassen und den Schweizern keine Kriegshülfe zu leisten, wenn sie den Burgunder hindern würden, die Besitzungen am Oberrhein und Jura zurückzuerobern. Wie gerne öffnete Ludwig dem kriegslustigen Fürsten die Wege zum Verderben. Nun eilte auch der Herzog von Bretagne mit dem König seinen Frieden zu machen, so lange er es noch mit einigem Vortheil thun konnte. Alle Feindseligkeiten sollten vergeben und vergessen sein und der Herzog dem König Gehorsam und Lehnspflicht leisten.

Karl in Lothringen. Hinrichtung Saint-Pols. 1475.

Karl zögerte nicht seinen beschlossenen Feldzug anzutreten, da die Jahreszeit schon vorgerückt war. Er drang in Lothringen ein, nahm Pont-à-Mousson und Epinal und begann die Belagerung von Nanci. Der junge Herzog René, von Frankreich verlassen, kehrte seinem Land den Rücken und nahm wieder seinen Aufenthalt auf Schloß Joinville. Diesen Zeitpunkt ersah sich Ludwig zur Rache an Saint-Pol. Der Graf hatte sich nach dem Abzug der Engländer aus Furcht vor Ludwig zu dem Herzog geflüchtet, da er sich weder in Ham noch in St. Quentin sicher glaubte. Aber durch seine zweideutige Politik war er in eine Schlinge gerathen, die ihm den Untergang bringen sollte. In dem Friedensvertrag hatte sich Karl verpflichtet, den Connetable aufzugeben, wogegen Ludwig ihm dessen Besitzungen in der Picardie, deren er sich bereits bemächtigt, zu überlassen versprach. Eine Zeitlang zögerte Karl, den Flüchtling, der sich unter seinen Schutz gestellt, in des Königs Hände zu liefern, weniger aus Rücksichten der Ehre und Menschlichkeit, als um möglichst großen Vortheil aus dem Handel zu ziehen. Erst als Ludwig dem Herzog melden ließ, wenn er nicht sein Versprechen halte, so sehe man den Vertrag als gebrochen an und werde den Lothringer unterstützen, lieferte Karl den Connetable in die Hände der franzö-
24. Nov. sischen Bevollmächtigten. Saint-Pol wurde nach der Bastille gebracht und vor dem Pariser Parlamentshof des Hochverraths angeklagt. Seine Schuld war nicht zu leugnen; daher wurde er als Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt
19. Dec. 1475. und auf dem Grève-Platz enthauptet. Einen solchen Ausgang nahm der mächtige Edelmann, der einst die Schwester der Königin zur Gemahlin gehabt und fast allen europäischen Fürstenhäusern verwandt war; der Sprößling des Hauses Luxemburg, das einst dem Reiche vier Kaiser gegeben. Aber Niemand

fühlte Mitleid oder Bedauern, denn das Blut der Jungfrau von Orleans klebte an dem Namen; um Judassold hatte sein Oheim sie einst den Engländern überliefert.

8. Die Tage von Granson.

Als das Haupt des Connetable unter dem Beil des Scharfrichters fiel, war Karl der Kühne im Begriff, die Entwürfe seiner stolzen Seele zur Ausführung zu bringen. Nanci hatte sich ergeben müssen; im Triumph war er in die Stadt eingezogen, aber er behandelte sie als schonender Sieger; denn er gedachte seinen Herrschersitz da aufzuschlagen, sie zur Hauptstadt seines burgundisch-austrasischen Königreichs zu machen. Darum versprach er auch alle Rechte und Einrichtungen des Landes zu ehren. „Nie lachte sein Glück ihm froher als zum letzten Mal; er sah in seinem Geist Nanci vergrößert, geschmückt, seine Residenz in der Mitte der oberen und niederen Lande, wo Deutsche und Franzosen seinen Willen erforschen, um seine Gunst buhlen, wohl von ihm das Gesetz annehmen würden.“ Schon jetzt konnte er, wie ein Zeitgenosse rühmt, von Holland bis Lyon auf seinem eigenen Grund und Boden reisen. Aber seine Blicke schweiften noch weiter; der alte König René sollte ihm die Provence überlassen und die Ansprüche der Anjou's auf den Thron von Sicilien. Im Bunde mit Savoyen, Mailand und Venedig hoffte er mit ganz anderem Nachdruck in Neapel auftreten zu können, als die französischen Prätendenten. Mit dem Kaiser und mit Ludwig XI. durch Friedens- und Freundschaftsverträge verbunden, glaubte er, von keiner Seite Hindernisse zu erfahren.

Karl im Besitz von Nanci. 1475. 30. Nov.

Nicht gewarnt durch die Unfälle vor Neuß, brach Karl mitten im Winter von Nanci auf, um an den Mitgliedern der „niederen Vereinigung“, die ihm den Landvogt getödtet, und an den Schweizern Rache zu nehmen. Sie hatten sich seine Abwesenheit und Kriegsnoth zu Nutzen gemacht, um auf unedle Weise als Verbündete Frankreichs und des Kaisers seine Lande anzufallen; sie hatten, während er in Lothringen beschäftigt war, in Verbindung mit der „niederen Vereinigung“ und mit dem österreichischen Vogt des Elsasses, Graf Oswald von Thierstein, die Landschaften und Orte am Doubs verwüstet und zerstört, Blamont, zwischen Pruntrut und Mömpelgard, die stärkste Burg in ganz Burgund zu Fall gebracht, die Besatzung von Grammont niedergemacht. Dafür sollten sie nunmehr, da die beiden hohen Herren ihre Bundesgenossen im Stich gelassen und mit dem Herzog selbst sich vertragen, gezüchtigt werden und den Lohn ihrer Untreue empfangen. Den Bernern und ihren Freunden war nicht wohl bei der Sache; sie waren sich bewußt, wie wenig Anlaß ihnen der Burgunder zu einem kriegerischen Einfall in sein Land gegeben; sie hatten sich aus eigennützigen Motiven von Ludwig zum Werkzeug seiner egoistischen Politik gebrauchen lassen und sahen nun sich verrathen und verlassen. Diesbach, der Urheber des Bundes, war vor Blamont von einer Krankheit ergriffen

Der Herzog beschließt Krieg gegen die Schweiz.

worden und in Pruntrut im fünfundvierzigsten Lebensjahr verschieden. Gerne wären sie zurückgetreten, hätten das französische Bündniß aufgegeben, hätten mit dem „Großherzog des Occidents“ Frieden und Freundschaft geschlossen; aber bei Karl war die Leidenschaft stärker als die Politik: vergebens erboten sich die Schweizer, wie Comines berichtet, dem Herzog Alles zurückzustellen, was sie in Hochburgund ihm entrissen, und ihm gegen Sold in ähnlicher Weise zu dienen, wie vorher dem König von Frankreich und dem Kaiser; vergebens stellten ihm die eidgenössischen Gesandten vor: „ihr Land sei arm und unfruchtbar, die Sporen und Pferdegebisse seines Reiterheeres trügen mehr Silber, als alle Gefangenen Lösegeld bezahlen könnten“; Karl wollte Rache nehmen und zugleich den Elsässern und Schweizern seine Gewaltherrschaft aufdrücken. Als die flandrischen Stände Vorstellungen wagten gegen den neuen kostspieligen Krieg, sagte er beim Abschied: in Zukunft werde ich meinen Unterthanen nach meinem Willen Steuern auflegen und mich nicht mehr mit „Beden“ begnügen. Die absolute Monarchie kündigte sich mit Tyrannei und Treulosigkeit an.

Die Schweizer im Waadtland. Oct. u. Nov. 1475.

Herzog Karl der Kühne hatte alle Ursache, den Eidgenossen von Grund des Herzens zu zürnen. Denn während er noch mit den Angelegenheiten Lothringens beschäftigt war, führten die Schweizer einen verheerenden Krieg wider seine Freunde und Verbündeten in Waadt. Jacob von Romont nämlich, aus dem Hause Savoyen, ein reichbegüterter Lehnsfürst im westlichen Waadtland, den der Herzog zum Marschall von Burgund ernannte, hatte aus Aerger über die früheren Einbußen und von seines Herrn Absichten unterrichtet, mit italienischem Kriegsvolk den Grenzmarken der Schweiz manchen Schaden zugefügt. Ergrimmt über solchen Uebermuth des Feudalherrn und seiner Söldner und Lehnsmannschaften, zogen Kriegshaufen aus Bern, Freiburg, Wallis und andern Kantonen unter waffengeübten, kühnen Führern „zur Vertreibung des welschen Volkes“ ins Feld. Die Romontische Stadt Murten wurde im ersten Anlauf erobert, worauf „die Vögte, Räthe und Gemeinde von dem Grafen von Romont und von allen seinen Nachkommen auf ewig an Bern und Freiburg schwuren“, und der Eidgenossenschaft beitretend, in ihren herkömmlichen Freiheiten bestätigt wurden. Auch die gewerbreichen Orte Cudrefin und Grandcourt fielen in die Gewalt der Eidgenossen; Estavayé (Stäfis) am Ufer des Neuenburger See's wurde von dem Stadthauptmann, einem Vasallen des Grafen Romont von Savoyen, tapfer vertheidigt; dafür mußten Stadt und Burg nach der Erstürmung schwer büßen; der reiche Ort wurde ausgeplündert, die männliche Bevölkerung niedergestoßen, der See mit den Leichen der Erschlagenen gefüllt. Entsetzt über solche Gräuel eilten Moudon (Milden), die Hauptstadt des Romontischen Waadtlandes, und Iverdun (Ifferten) durch Unterwerfung und Vertrag Schonung von den wilden Kriegshaufen zu erlangen. Hierauf brachen die Eidgenossen die feste Burg les Clés, mordeten die Besatzung, welche sich tapfer gewehrt hatte, und ließen den entschlossenen

Befehlshaber Peter von Cossonay, einen schönen stattlichen Ritter, in Orbe enthaupten. So fiel das ganze blühende und gewerbreiche Land am Jura und Neuenburger See in die Hände der Schweizer; allenthalben brannten die Burgen der Feudalherren; „manches Denkmal alter Sitten ging in Verwüstung unter." Die altberühmten Städte am Lemanischen See, Lausanne, Morges, Aubonne u. a. sandten den herannahenden Schaaren die Stadtschlüssel und kauften sich um Geldsummen von der Plünderung los. Vor den Bannern der Helvetier ging der Schrecken einher; man fürchtete ihre Tapferkeit nicht minder als ihre Zerstörungswuth. Alle Burgleute und Lehnsknechte flüchteten bei ihrem Nahen. „Solches Grauen verfolgte die Fliehenden, daß nicht nur Wohnungen, Gassen, die Landstraße voll weggeworfener Waffen lagen, sondern viele über Nyon, über Copet, in die Stadt Genf, St. Gervais herab, so gedrängt und unordentlich flohen, daß sie von den Brücken der Insel in die Rhone gestürzt." Genf zitterte. Mit Burgund und Savoyen durch Lage und Handelsverkehr aufs Innigste verbunden, hatte die Stadt die Verbindung der Berner mit Frankreich zu hindern gesucht, eine Berner Gesandtschaft auf der Heimreise schimpflich behandelt. Nun drohte der reichen Bischofstadt schwere Rache. Eine aus Geistlichen und Bürgern bestehende Gesandtschaft erschien flehend im Lager der Schweizer. Man ließ sich auf Unterhandlungen ein; aber die ersten Forderungen waren so übertrieben, daß der größte Theil des Privatvermögens aller Genfer kaum hinzureichen schien. Nach und nach wurden die Bedingungen mäßiger, aber die Loskaufsumme war noch immer so hoch, daß die Kirchenschätze angegriffen und jeder Bürger um den zwölften Theil seines Vermögens besteuert werden mußte. Nachdem so die Eidgenossen fast die ganze Waadt mit sechsundvierzig Städten und Schlössern in weniger als drei Wochen eingenommen und verwüstet hatten, zogen sie schwer mit Beute und Geld beladen nach Lausanne, wo sie im Dome sich zum Dankgebet versammelten, und zerstreuten sich dann in ihre Kantone. Es war ein Raubkrieg im großartigsten Maßstab. Die Schweizer wollten den Schrecken, den ihr Kriegsmuth und ihre Tapferkeit in der Welt verbreitet hatten, zur Vernichtung der Lehnsherrschaft in der Waadt benutzen, um für ihre republikanische Freiheit neuen Boden zu schaffen. In Yverdon und Granson blieben Besatzungen, um das eroberte Land zu hüten.

Karls Feldzug gegen die Eidgenossen. 1476.

Diese Vorgänge in dem befreundeten Savoyischen Lehnslande bildeten einen grellen Contrast zu den lothringischen Siegen. Bittern Groll im Herzen musterte Herzog Karl in den ersten Tagen des neuen Jahres sein ausgewähltes, wohlgerüstetes Heer, und zog damit gen Besançon in der Freigrafschaft, wo noch burgundische und italienische Lehnstruppen und Söldner zu ihm stießen, so daß seine Streitmacht sich wohl auf dreißigtausend Mann zu Roß und zu Fuß belaufen haben mag. Die Bewaffnung und Ausrüstung war vortrefflich und die schönste Artillerie der Welt, voran zwei Kanonen von wunderbarer

Größe und Stärke, begleitete das Heer. Auch führte er mit sich sein prachtvolles Haus- und Tafelgeräth von unschätzbarem Werth, seinen Schatz von Gold, Silber und Edelgestein und alle die Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche der Gegenstand des Neides und der Bewunderung von ganz Europa waren. Seine zahlreiche Dienerschaft war im höchsten Glanz. Er wollte den Gesandten und fürstlichen Personen aus Italien, die er auf seinem Zug erwartete, durch seine Reichthümer imponiren. Auch soll sich eine Menge „lustiger Dirnen" dem Heereszug angeschlossen haben. Der burgundische Feldzug wurde, wie jedes unerwartete, bedeutsame Ereigniß mit einem Mythengewinde umflochten, das den wahren Hergang oft schwer erkennen läßt. Seit der Schlacht von Platäa liebte die Volksphantasie die Contraste recht grell hervorzukehren, die Gegensätze zu steigern, um die Resultate desto wunderbarer erscheinen zu lassen. Wenn, wie gemeldet wird, König Ludwig dem Herzog sagen ließ, er möge doch die armen Schweizer, bei denen nichts zu gewinnen sei, in Frieden lassen, so wußte der kluge Fürst recht wohl, daß eine solche Mahnung von ihm den eigensinnigen Mann nur um so stärker antreiben würde. Um Lichtmeß zog das burgundische Heer durch den starken Paß bei dem Thurme Bayards über das Juragebirg in das Waadtland, welches die eidgenössischen Heerhaufen einige Wochen zuvor verlassen hatten und das noch allenthalben die Spuren der Verwüstung zeigte. Markgraf Rudolf vom Hause Baden, Herr zu Neuchatel, dem der Bayardthum gehörte, hatte sich nach Bern begeben, wo er verburgrechtet war, da er nicht gegen Burgund kämpfen wollte, bei welchem sein Sohn, Junker Philipp, in Kriegsdienst stand. Die Berner konnten wohl ahnen, daß der Kriegszug hauptsächlich ihnen gelte, und trafen daher alle Vorkehrungen zur Gegenwehr. Sie forderten die deutschen Reichsstädte am Oberrhein und in Schwaben, den österreichischen Landvogt im Elsaß, Oswald von Thierstein, und den König von Frankreich zur Hülfe auf, verstärkten die Besatzung in Granson und schickten Mahnbriefe an alle Eidgenossen. Schon waren einige burgundische Heerhaufen, dem Hauptzuge voran in das savoyische Lehnsgebiet der Herren von Romont und Greyerz vorgedrungen, um vereint mit den befreundeten Edelleuten und ihren Kriegsknechten die abgefallenen Orte wieder einzunehmen. Die Stadt Ifferten, die dem Grafen von Romont stets Treue und Anhänglichkeit bewiesen, wurde durch Einverständniß mit den Bürgern überrumpelt; aber die eidgenössische Besatzung in der Burg vertheidigte sich mit solcher Tapferkeit, daß die Feinde von ihrer Erstürmung ablassen mußten. Nach einigen Tagen zündeten die Schweizer das Schloß an und retteten sich zu ihren Waffenbrüdern nach Granson.

Untergang der Besatzung von Granson. 1476.

Am Norduser des Lemanischen See's streiften die italienischen Soldheere unter dem Feldhauptmann Nicolaus von Campobasso und zwangen Lausanne zur Ergebung; auch in Genf ließ der Graf von Romont mehrere Bürger und Rathsherren wegen des früheren Vertrags mit dem Tod bestrafen. Bald

langte der Herzog selbst an; der Anblick der Zerstörungen in Joigne und Orbe reizte seinen Zorn; im Halbkreis am Fuße der Höhen von Granson richtete er sich ein Lager ein, „das den Glanz und Ueberfluß einer großen Handelsstadt oder einer Residenz darstellte"; auf einem Hügel in der Mitte, von wo aus das Ganze übersehen werden konnte, war Karl's Prachtzelt aufgeschlagen. Dem Anprall des stürmenden Heeres vermochte die Stadt Granson nicht zu widerstehen; um so längere Gegenwehr leistete die Burg und die Berner Besatzung; zehn Tage lang trotzte sie allen Stürmen; die Mauern wurden von dem furchtbaren Geschütz durchlöchert, die Brustwehren zerschossen, der Thurm wankte, die Lebensmittel gingen aus; und dennoch blieb das heldenmüthige Häuflein standhaft. Schon war Berner Kriegsvolk unter Scharnachthal, dem Schultheißen der Stadt, und dem Feldhauptmann Hans von Hallwyl, welcher in Ungarn und Böhmen unter Matthias Corvinus und Podiebrad gedient, bis nach Murten vorgedrungen und hatte Verstärkungen von Freiburg, Solothurn, Biel an sich gezogen; aber sie vermochten nicht der von allen Seiten umstellten Burg nahe zu kommen. Sie konnten Rache bringen, aber keine Rettung; die Burg mußte sich ergeben. Nach der gewöhnlichen aber wenig verbürgten Erzählung kam ein burgundischer Edelmann, Herr von Ronchart, der deutsch redete, auf das Schloß, log den Kriegsleuten vor, Freiburg sei erobert und in Asche gelegt worden, Bern habe sich unterworfen, die Eidgenossen seien auseinander; der Herzog, voll Bewunderung über ihre Tapferkeit wolle die Besatzung schonen und ihr freien Abzug gewähren, wenn sie sich sogleich ergebe. Vergebens widersprach Hans Müller, welcher von Ifferten herübergekommen war; der Hauptmann Wyler setzte es durch, daß man das Anerbieten des Herzogs annehme. So zogen denn die Männer, vierhundertundzwölf an Zahl, getrost den Schloßberg hinab; kaum aber waren sie unten angekommen, so wurden sie gefesselt und unter Spott und Hohn durch das Lager geführt, vorüber an dem Herzog, der auf dem „Stein des schlimmen Raths" saß. Es waren aber viele zugegen, die aus Stäfis und Ifferten sich geflüchtet hatten; die schrien um Rache, und Graf Romont meinte, „der Krieg ohne Schonung sei der schnellste und siegreichste". Und so wurden denn die tapfern Männer einem schmachvollen Tode geweiht; Wyler und der größere Theil seiner Gefährten wurden halb entkleidet an Bäumen aufgeknüpft, die andern mit Stricken durch den See gezogen, bis sie den Geist aufgaben. Es war die harte aber nicht ungerechte Vergeltung für die Gräuel von Estavayé und Orbe. Alle starben mit einem Muthe und einer Standhaftigkeit, die dem Feinde Bewunderung und Schrecken einflößten. 29. Febr. 1476.

Am folgenden Tag langten die Heerhaufen der Eidgenossen in Neufchatel an. Es hatten sich Zuzüge aus allen Kantonen eingefunden und auch Mannschaft von Straßburg und Basel war eingetroffen. Sigmund von Oesterreich dagegen wollte zuwarten, wohin sich der Sieg wenden würde; nur hun- Die Schlacht bei Granson. 1. März 1476.

dertundzwanzig Freiwillige hatte Hermann von Epting herbeigeführt, sie bildeten mit etlichen hundert Straßburgern und Baselern zu Pferde die einzige Reiterei. Die Schweizer waren alle zu Fuß, mit Schwert und Lanze bewehrt, die Züricher unter Hans Waldmann, einem bekannten, volksbeliebten Führer, die Gebirgsleute aus den Waldstätten unter Rudolf Reding, einem Sprößling des altberühmten Geschlechts, die Lucerner unter ihrem Schultheiß Haßfurter. Die Berner bildeten den Kern der etwa zwanzigtausend Mann fassenden Kriegsmacht; ihnen stand in erster Linie die Rache für Granson zu. Und um diese Rache möglichst rasch auszuführen, zogen die Eidgenossen von Neufchatel aus südwärts auf einem alten Weg, der zwischen dem See und den Gebirgshöhen hinführte. Da auch der Herzog beschlossen hatte, auf demselben Wege längs des See's gen Neufchatel vorzugehen, um dann über Aarburg auf Bern loszurücken, so mußten beide Heere bald aufeinander stoßen. Karl hatte, als die Eidgenossen ihm nahe kamen, eine treffliche Stellung eingenommen, auf der Linken gedeckt durch den Berg Thevenon und durch Sümpfe und Gräben an seinem Fuße, auf der Rechten durch den See; nordwärts gegen den Feind waren die Ufer des Flüßchens Arnon durch Artillerie trefflich geschützt, und südwärts im Rücken war eine wohlvertheidigte Wagenburg angebracht. Es wäre den Schweizern schwer gefallen, das herzogliche Heer, das dem ihrigen an Stärke und Ausrüstung weit überlegen war, in einer so festen und gesicherten Position anzugreifen. Aber sie zählten auf den Stolz und Uebermuth des Burgunders und seiner adeligen Führer. Als dem Herzog gemeldet ward, daß ein schweizerischer Kriegshaufen bis auf die Höhe von Vauxmarcus vorgedrungen, gönnte er dem „Bauernvolk" nicht die Ehre des Angriffs, sondern rückte vor. Bei dem Anblick des gewaltigen Heeres fielen die Krieger nach der Väter Sitte auf die Kniee und riefen zu dem Herrn der Heerschaaren; da sollen die Burgunder, in der Meinung, sie wollten sich ergeben und um Gnade flehen, in ein höhnisches Gelächter ausgebrochen sein. Bald entbrannte der Kampf mit großer Heftigkeit. „Die Ordnung der Eidgenossen war ein langes Viereck; die Venner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter und Hallbarden umgaben sie; die Lanzen empfingen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten ihre Büchsen." Umsonst suchten die Burgunder die feindlichen Reihen unter dem Commando des Berner Schultheißen Nicolaus von Scharnachthal zu durchbrechen; das zu hoch aufgestellte Geschütz hatte wenig Erfolg, für die Reiterei war die Ebene zu schmal, das Eindringen der schwergerüsteten Ritterschaft hinderten wie bei Sempach die vorgestreckten Lanzen. Da versuchte Ludwig von Chateaugyon, ein gewaltiger Kriegsmann von hohem Wuchs und starkem Arm, an der Spitze einer mächtigen Reiterschaar in die Flanke einzubrechen; zweimal faßte seine Hand das Banner von Schwyz, ohne es behaupten zu können; endlich fiel sein Streitroß durch einen Lanzenstich verwundet mit dem Reiter zu Boden, ein Lucerner entriß ihm seine

Fahne, ein Berner erschlug ihn. Er zählte erst achtundzwanzig Jahre. Sein Loos theilten noch mehrere Edelleute von hohem Rang, unter ihnen Romonts Oheim, Graf Johann von Marle-Luxemburg. Ein zweiter Angriff, den der Herzog selbst, die große burgundische Standarte schwingend, gegen die Fronte unternahm, hatte eben so wenig Erfolg.

Nun machte Karl eine Rückbewegung, um einen besseren Kampfplatz zu gewinnen; die Schweizer folgten langsam nach. Da bemerkte er, daß beim Herabsteigen in die Ebene ihre stramme Ordnung sich hie und da gelöst hatte. Schon wollte er sich diesen Umstand zu Nutzen machen und von der Hügelseite her mit aller Macht vordringen, um die Eidgenossen nach dem See zu drängen, als plötzlich neues Kriegsvolk auf der Höhe sichtbar ward. Es waren die Leute von Zürich und aus den Gebirgskantonen, an ihrer Spitze Tschudi, einem der ältesten und berühmtesten Rittergeschlechter angehörend. Als ihre Waffen von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet wurden, und die großen Schlachthörner, der Stier von Uri und die Kuh von Unterwalden genannt, mit furchtbarem Getön die Luft erfüllten, da wurde die burgundische Armee von einem panischen Schrecken erfaßt. Man hörte den Ruf: „Rette sich wer kann!" und in Kurzem sah man Alles in wilder Flucht. Vergebens suchte der Herzog, das blanke Schwert schwingend und die Stimme laut erhebend, der Bewegung Einhalt zu thun; „wie der Rauch vom Nordwind" so wurden die Schaaren nach allen Richtungen zersprengt. Vergebens bemühte er sich, das Lager, das noch in guter Ordnung stand, zu halten und zum Sammelplatz der Fliehenden zu machen; die wilde Flucht war nicht mehr aufzuhalten; schon rückten die ersten Reihen der Schweizer ein; da bestieg Karl seinen besten Renner und sprengte wüthend und verzweiflungsvoll durch die Jurapässe davon, nur von fünf Gefährten begleitet. Erst zu Nozeroy in Hochburgund, sechzehn Stunden von Granson, machte er Halt, um die flüchtigen und zersprengten Haufen wieder an sich zu ziehen. Ohne allen Widerstand drangen die Eidgenossen, nachdem sie auf den Knien ein Dankgebet gesprochen, in das burgundische Lager ein. Der Anblick der Leichen ihrer Waffenbrüder an den Bäumen reizte die Berner und Freiburger zur höchsten Wuth. Sie stürmten auf die Burg von Granson, wo noch Besatzung lag, rissen Herren und Knechte, die sich bereits ergeben hatten, gewaltsam weg und stürzten sie entweder auf den Fels hinab, oder knüpften sie an denselben Aesten auf, wo sie die Ihrigen losgebunden; nur einen vornehmen Edelmann verbargen die Berner Anführer, um ihn später gegen den ehemaligen Burghauptmann Brandolf von Stein, der in burgundische Gefangenschaft gerathen war, auszuwechseln. Auch die Besatzung von Vauxmarcus sollte am andern Tag das gleiche Schicksal erfahren. Aber trotz der Wachen, welche die Schweizer aufgestellt, rettete sich der Schloßherr, Ritter Georg von Rosimboz, mit der Mannschaft während der Nacht auf wenig bekannten Gebirgspfaden nach Hochburgund. Markgraf Rudolf, dessen Sohn

Niederlage und Flucht der Burgunder.

Philipp von Hochberg im Rufe stand, zu der Ermordung der eidgenössischen Besatzung von Granson seinen Rath ertheilt zu haben, wurde nur mit Mühe durch die Berner vom Tode errettet. Er übergab Neufchatel den Siegern und zog sich auf seine Besitzungen in Schwaben zurück. Uebrigens war der Verlust an Menschen auf Seiten des Herzogs nicht sehr groß; aber der Glaube an seine Unüberwindlichkeit war dahin und die von seinem Vater gesammelten, von ihm selbst vermehrten Reichthümer, Kostbarkeiten und Schätze gingen verloren. Die größten und werthvollsten Edelsteine, die noch heutzutage in mehreren Herrscherkronen glänzen, fielen damals in die Hände der Hirten und Bauern, die mit dem Werthe unbekannt die Kleinodien um geringen Preis verhandelten.

Eroberung des Lagers und Beute.

Wie erstaunten die Eidgenossen über die Prachtgezelte des Herzogs und seiner Edlen, über die herrlichen Gewänder und Decken mit kostbaren Kunststickereien durchwirkt, über die Masse von Gold und Silber in geprägten Münzen, wie in Gefäßen und Geräthschaften von jeder Form und Gestalt, über die Menge von Mundvorrath und edlen Früchten und Speisen, über die Waffen, das Geschütz und das gesammte Kriegsmaterial, wie es in keinem andern Lande zu finden war! Oben auf einem Hügel stand das Zelt des Herzogs, ein Wunder von Pracht und Herrlichkeit, „von Außen glänzten Wappenschilde, mit Gold geziert, mit Perlen versetzt; inwendig war es mit Sammt ausgeschlagen;“ in demselben befand sich sein goldener Stuhl, auf dem er die Gesandten empfing, sein Prachtschwert, dessen Griff von Diamanten und Perlen glänzte, sein herzoglicher Hut, reich und kunstvoll, das goldene Vließ und so manches andere Prachtstück von unschätzbarem Werth. Um dasselbe erhoben sich andere kostbare, mit Seide behängte Zelte, eins für die Kapelle: „da fand man den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, Edelsteine statt Kugeln; von Perlen und Rubinen glänzend ein Kästchen wundersamer Heiligthümer; ein eben so kostbares, worin die zwölf Apostel im reichgearbeiteten Körper jeder seine Reliquie verbarg; und in goldgeziertem Krystall St. Andreas' wunderwirkenden Arm. Hier wurde das in rothen Sammt gebundene, mit Gold und Malereien herrlich gezierte Gebetbuch gefunden. Da hoben sie von dem Altar die goldschwere große Monstranz.“ In dem Zelt für die Staatskanzlei nahmen sie das Hauptsiegel des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer, und das silberne vergoldete des großen Bastards Anton von Burgund, den Herzog Philipp in der Blüthe seiner Kraft gezeugt, des Vaters Ebenbild an Gestalt und Sitten. In dem Speisezelt waren goldene Pokale, Schüsseln, Teller, zur Bewunderung von Kaisern und Königen hochaufgethürmt. „Endlich wurden vierhundert Reisekisten geöffnet, welche die silbernen und goldenen Stoffe, die nie so herrlich gesehene Leinwand und unerhörten Ueberfluß von Seide enthielten. Die Krieger achteten diese wie Laudtuch und gaben um wenige Groschen silberne Teller, die ihnen Zinn däuchten. Die Kassen und Geldvorräthe wurden mit Hüten vertheilt, die gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten!“

Von den drei größten Diamanten (denn Herzog Karl war der erste, welcher den Edelstein schneiden ließ) gibt Johannes Müller folgende Geschichte: „Der erste, einer halben Baumnuß gleich geschätzt, und nicht nur in der Christenheit, sondern, ehe der in dem Mogolischen Diadem gesehen ward, in der Welt der größte, welchen Karl so hoch wie eine Provinz hielt, wurde von ihm selbst, oder wer ihn retten wollte, im Schrecken der Flucht auf der Landstraße verloren. Ein Schweizer fand ihn in dem Kästchen, worin er mit einer eben so ungemeinen Perle

in unverzierter Pracht allein lag. Verächtlich, wie ein Stück Glas, warf ihn der Mann unter den Wagen; wandte sich doch und nahm ihn auf; der Pfaff zu Montagny gab ihm einen Gulden, diesem die Berner drei Franken. Er wurde nachmals von Bartholomäus May, einem reichen Mann dieser Stadt, welcher durch Verwandtschaft und großen Verkehr viele Verbindungen mit Italien hatte, würdiger geschätzt, so daß er dem Schultheiß Wilhelm von Dießbach ein Geschenk gab, als durch seine Begünstigung das Kleinod um fünftausend Gulden ihm überlassen wurde. Genueser kauften es von ihm ohne beträchtlichen Unterschied; mehr als zweifach theurer von diesen der Mailändische Regent Lodovico Moro Sforza; bei Versplitterung des Mailändischen Schatzes gab Julius zwanzigtausend Ducaten, auf daß der erste Edelstein in der dreifachen Krone des Hohenpriesters der Christenheit glänze. Ein einziger wetteiferte mit seiner Pracht, der auch im Lager gefundene Diamant, Halszierde des Herzogs, zwischen den drei Brüdern, großen Rubinen, und vier der herrlichsten morgenländischen Perlen leuchtend. Diesen und Karls festlichen Hut (Italisch geformt, rund und hoch, von gelbem Sammt, mit Perlen überstickt, mit einem Kranz von Sardonychen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten und einer obersten Zierde von Edelsteinen in goldener Einfassung funkelnd) kaufte von den Siegern der an Weisheit, wie an Geld und Ehren reiche Jacob Fugger. Nachdem Suleiman, der große osmanische Padischah, nachdem Kaiser Karl V. ihn vergeblich gewünscht, wurde der Diamant Anton Fugger'n von dem englischen König Heinrich VIII., der gegen eine Laune keine Rechnung anhörte, abgekauft, und kam durch Königin Maria, dessen Erstgeborne, an Philipp II., Urenkel seines ersten Herrn. Ein dritter, nicht gleich dem vorerwähnten, doch in der neueren Zeit auf achtzehnmal hunderttausend französische Livres geschätzt, wurde von den Eidgenossen auf einem Tag zu Luzern Diebolden Glaser um fünftausend Gulden überlassen. Diesen trug das Schicksal in die damals reichsten Hände der Könige von Portugal; bei Untergang ihrer Dynastie, durch Niclaus von Harlay, Herrn zu Sancy, in die Krone der Könige von Frankreich."

9. Die Schlacht bei Murten und ihre Folgen.

Gern hätten die Berner den Eindruck des Sieges von Granson zur Eroberung des gesammten Waadtlandes benutzt; dazu konnten sie aber die Andern nicht bewegen. So kehrten sie denn alle, nachdem sie drei Tage das Schlachtfeld gehütet, in ihre Heimath zurück. Die ganze Schweiz glich einem großen Feldlager. Die Beute wurde sorgfältig aufgezeichnet und unter die betheiligten Kantone vertheilt, die Banner der Feudalherren, mehrere hundert an Zahl, in den Kirchen aufgehängt. — Niemand freute sich mehr über diesen Ausgang als König Ludwig XI. Er war unter dem Vorwand einer Wallfahrt nach Lyon gegangen, um dem Kriegsschauplatz näher zu sein, und säumte jetzt nicht, die Früchte von dem Unfall des Gegners einzuthun. Er schickte Boten zu den Eidgenossen mit Glückwünschen und Geschenken, damit sie ihm nicht grollten, weil er sie zur Zeit der Noth im Stiche gelassen, und suchte durch schmeichelnde Sendschreiben sie in guter Stimmung und bei ihrer bisherigen Politik zu erhalten. Zugleich nahm er aber auch gegen den Herzog die Miene des theilnehmenden Freundes und Bundesgenossen an und verlängerte den Waffenstillstand. Aber wie war jetzt sein Ansehen bei den französischen Feudalherren, den alten Verbündeten Karls gestiegen! Der bejahrte König René

Ludwigs XI. Haltung und Ansehen.

suchte Ludwig in Lyon auf und erkannte ihn für den Fall, daß sein Enkel, der Graf von Maine, ohne Kinder aus der Welt gehen sollte, als den Erben der Provence und aller Besitzungen des Hauses Anjou an, ein Zugeständniß, zu welchem auch dessen Tochter, Margaretha von England, die dem französischen König ihre Befreiung aus den Händen der Feinde verdankte, ihre Beistimmung gab. Galeazzo Maria von Mailand entsagte dem Burgundischen Bündniß und erneuerte das Freundschaftsverhältniß, welches sein Vater mit Ludwig geknüpft hatte. Selbst die Regentin von Savoyen, obwohl sie auf der burgundischen Seite blieb und an dem kaiserlichen Hof im Interesse des Herzogs zu wirken bemüht war, suchte sich doch mit ihrem Bruder so zu stellen, daß sie in schlimmen Fällen an ihm eine Stütze fände, zumal seitdem die Hülfsmannschaft, die sie über den St. Bernhard gesandt, von den Wallisern mit Verlust zurückgeschlagen worden war.

Karl nach der Schlacht bei Granson. Karls stolzer Sinn konnte die Schmach von Granson nicht verwinden. Er machte daher große Anstrengungen, um den Schaden wieder zu heilen und Rache zu nehmen an den Eidgenossen, die einen ungerechten Krieg wider ihn begonnen. Die Ausreißer wurden durch strenge Gebote und Strafandrohungen zur Fahne zurückgerufen; die Burgunder und Flandrer mußten große Opfer an Geld und Mannschaft bringen; alle Schmiedewerkstätten und Zeughäuser wurden in Anspruch genommen, selbst Glocken wurden eingeschmolzen; aus Italien zogen geübte Söldnertruppen über die Alpen. Aber man bemerkte in des Herzogs Haltung und Stimmung eine große Veränderung: er war voll Mißmuth und leidenschaftlicher Heftigkeit; die frühere Sicherheit im Beherrschen der Kriegsvölker war verschwunden; er glaubte sich überall von Verräthern und Feinden umgeben. Im Frühjahr sammelte er sein ganzes Heer in einem Lager bei Lausanne, um von dort aus gegen Freiburg und Bern zu ziehen. Hier traf Iolante von Savoyen mit ihm zusammen. Sie fand einen in seiner Gesundheit schwer angegriffenen Mann. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte sich Karl ernstlich krank. Sein Magen vertrug die Speisen nicht mehr; seine Füße fingen an zu schwellen. Auf Anordnung des geschickten Leibarztes der Herzogin mußte er seine Lebensweise ändern. Statt des warmen Gerstenwassers, das er jeden Morgen zur Verdünnung und Reinigung seines Blutes zu sich zu nehmen pflegte, sollte er starken Wein trinken und sein gewohntes hartes Lager mit einem weichen in der Stadt vertauschen. Nach einiger Zeit erholte er sich wieder und traf alsbald seine Zurüstungen zu einem neuen Feld-
9. Mai 1476. zug. Auf einer flachen Anhöhe, oberhalb Lausanne, hielt er Heerschau. Da konnte man sehen, wie sehr die Leiden der Seele und des Leibes, die er seit der Schlacht bei Granson erduldet, auf seinen sonst so gesunden und kräftigen Körper eingewirkt hatten. Seine Wangen waren blaß, sein Blick unstät und düster, seine Stimme verrieth eine beklommene Brust. Dennoch traf er seine kriegerischen Anordnungen mit alter Energie. Umsonst ließ ihn der Herzog

von Mailand durch seinen Gesandten Panigarola ernstlich abmahnen und ihm die geringen Vortheile eines Sieges und die großen Gefahren einer neuen Niederlage ans Herz legen; er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, die erlittene Schmach mit dem Blute der Eidgenossen auszulöschen, ein Volk zu züchtigen, das einen ungerechten Krieg wider ihn begonnen, das in trotzigem Bauernübermuth alle Fürsten- und Herrenrechte zu vernichten drohte. Auch der Ungarnkönig warnte ihn; die Früchte seiner Anstrengungen, meinte er, würden nur dem Kaiser und dem König von Frankreich zu Gute kommen. Als das Schreiben eintraf, war die Entscheidung schon gefallen.

Gegen Ende Mai brach Karl von Lausanne auf, um Murten, das die Eidgenossen dem Herzog von Romont entrissen hatten, zu erobern und dann auf Bern selbst loszurücken. Sein Heer mochte sich auf 40,000 Mann aller Waffengattungen belaufen; und wenn auch die Ausrüstung nicht mit der früheren zu vergleichen war, so war doch für Artillerie und alles Nothwendige reichlich gesorgt. Auch wurde strenge Mannszucht beobachtet und jede Ausschweifung untersagt. Der „große Bastard", der als „Feldmarschall" seinem herzoglichen Bruder zur Seite stand, der Graf von Romont und viele andere Herren von hohem Adel brannten vor Verlangen, an dem Hirten- und Bauernvolk Rache zu nehmen. Den Bernern galt der Angriff in erster Linie, und sie waren nicht müßig gewesen, sich zur Gegenwehr zu rüsten. Ritter Hadrian von Bubenberg, ein patriotischer Edelmann von strengem Rechtsgefühl, der lange als Anhänger des burgundischen Hauses gegolten, hatte mit einer auserwählten Mannschaft die Burg von Murten bezogen, entschlossen, sie aufs Aeußerste zu vertheidigen. Bei der Nachricht, daß das herzogliche Heer aus dem ausgezehrten Waadtlande aufgebrochen sei und durch die der Ernte entgegenreifenden Saatfelder über Milden und Peterlingen durch das Thal der Broye vorrückte, erging der Landsturm, „und von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Aar in den Rhein fällt, floß Tag und Nacht das Volk zusammen nach Bern." Schwieriger waren die Leute des Gebirgs, die schon mit ihrem Vieh auf die Alp gezogen waren; nur wenn der Herzog das Gebiet der Eidgenossenschaft als Feind betrete, wollten sie zum Kampf ausziehen; es wurde untersucht, ob Murten zum Bund gehöre. Als aber die Berner an die alte Waffenbrüderschaft mahnten und vorstellten, daß Murten die Vormauer des eigenen Landes sei, daß an Murten das Vaterland hänge; da siegte bald überall die Kriegslust und das Gefühl der Bundesgemeinschaft. Auch Basel, Straßburg und die Städte im Elsaß schickten ihre Fähnlein, und Herzog René von Lothringen, dem der Burgunder das Land entrissen, zog mit der kleinen Mannschaft, die er mit den Trümmern seines Vermögens geworben, und mit den lothringischen Edelleuten, die ihm Treue geschworen, zu den Eidgenossen. Auch aus Schwaben fanden sich einige Ritter mit ihren Knappen ein. Dagegen hielt sich sowohl Kaiser Friedrich III., den die Schweizer umsonst

Auszug gen Murten. Mai 1476.

als Angehörige des Reichs zur Hülfe anriefen, als König Ludwig XI., den sie an den geschlossenen Bund erinnerten und zum Kriegsschutz gegen Savoyen aufforderten, von jeder Theilnahme fern. Der französische König wollte in den Gang der Ereignisse, die für ihn so vortheilhaft verliefen, nicht eingreifen.

Herzogin Jolante wartete in Gex in großer Spannung den Ausgang ab, und der Herzog von Mailand stellte Eilboten auf, um nach dem Erfolg des Kriegszuges seine politischen und diplomatischen Schachzüge einzurichten. König Ferdinand von Neapel folgte dem Beispiel des klugen Mailänders, indem er kurz vor der Entscheidung seinen Sohn, den Fürsten von Tarent, der sich auf die Hand Mariens Hoffnung machte, vom burgundischen Heer abrief, um es mit dem französischen König nicht zu verderben.

Belagerung der Stadt. Juni 1476.

In guter Ordnung und mit großer Vorsicht zog das burgundische Heer in der ersten Woche des Juni auf Murten zu. Graf Romont und der große Bastard begannen die Mauer mit dem schweren Geschütz zu bedrängen. Bald war eine Oeffnung gebrochen; aber dem vaterländischen Heldenmuth Bubenbergs und seiner Besatzung, die entschlossen waren, „nicht nachzugeben, so lange eine Ader in ihnen lebe", gelang es, den Feind zurückzuwerfen und über Nacht die Lücke wieder zu ergänzen. Unterdessen hatte der Herzog selbst mit dem Hauptheer im Südosten der Stadt Stellung genommen, um die Berner und ihre Verbündeten abzuhalten die Saane zu überschreiten, und über Laupen und Gümminen ihren bedrängten Brüdern zu Hülfe zu kommen. Mehrere Tage dauerte der Belagerungskrieg, zwischen Angriffen und Ausfällen wechselnd; die Besatzung und die Bürgerschaft waren aufs Aeußerste erschöpft; die Mauern und Thürme waren dem Einsturze nahe: da zogen die Kriegshaufen der Eidgenossen, die sich allmählich von allen Seiten in Bern gesammelt, zum Entsatz herbei.

Schlacht bei Murten. 22. Juni 1476.

Während der Graf von Romont durch die kraftvollen Landleute der Umgegend vor den Mauern von Murten in Unthätigkeit gehalten ward, ging das vereinigte Heer, etwa 34,000 Mann stark, auf den Herzog selbst los. „Die Ordnung machten sie in dem Murtener Bannwald; ein Hügel deckte sie noch. Die Vorhut übernahm Hans von Hallwyl, Ritter aus uraltem Aargauer Adel, Bürger von Bern, in blühendem kraftvollen Alter, Kenner der Menschen und Waffen, in den Kriegen der Podiebrade, der großen Hunyade gebildet; er mit bloßem Schwerte voran." Auf ihn folgte der Gewalthaufe unter Hans Waldmann, der erst am Morgen mit den Zürichern angekommen war, und neben ihm Wilhelm Herter von Straßburg mit den Leuten der „niederen Vereinigung". Die Nachhut führte Kaspar von Hertenstein von Lucern; „den die grauen Haare gebietender, nicht schwächer machten." Auf den Flügeln standen Reisige und Armbrustschützen unter Herzog René und Oswald von Thierstein. Vor dem Aufbruch wurde dem jungen Lothringer, sowie den vornehmsten Hauptleuten und vielen würdigen Kriegern ohne Rücksicht auf Geburt, von den Grafen von Thierstein und Eptingen und von dem Lucerner

Edelmann Hertenstein der Ritterschlag ertheilt. Bei dem Anblick des Feindes gab der Herzog in freudiger Stimmung seinem Heere das Zeichen, in Schlachtordnung zu treten. „In tiefe Säulen geordnet, stellte er das Fußvolk seines Gewalthaufens der feindlichen Vorhut auf einem Ackerfeld entgegen; auf den Flügeln Reiterei; das Geschütz vor der Fronte war bedeckt von einem Grünhaag, der nur für vier Pferde Zugang ließ und einen Graben vor sich hatte." Der Himmel war mit schweren Wolken überzogen und es regnete stark; aber als die Eidgenossen nach einer ernsten Ansprache Hallwyl's zum Gebet niederknieten, drang die Sonne durch die Wolken in ihrer vollen Pracht hervor. Da schwenkte der Feldherr hoch sein Schwert und rief: „Biedere Männer! Gott will uns leuchten; auf! Gedenket eurer Weiber und Kinder! Deutsche Jünglinge, wollt ihr eure Geliebten den Wälschen preisgeben?" „Granson! Granson!" riefen die Männer der Berge im Vordertreffen und stürzten auf den Feind los. Die Burgunder empfingen die Angreifenden festen Muthes; ihr Geschütz war von mächtiger Wirkung; ihre schwere Reiterei brach in die Reihen ein; Herzog René wurde durch den Fall seines Streitrosses zu Boden geworfen und nur mit Mühe durch Hallwyl wieder in die Höhe gebracht; über drittehalbhundert Mann, darunter hundertunddreißig des Gewalthaufens, lagen todt oder verstümmelt auf der Erde. Der Herzog war frohen Muthes; er begann die „Wiedererlangung" seiner Ehre zu hoffen. Da erhob sich in der Mitte der Schlachtordnung ein heftiger Tumult. Hallwyl hatte heimlich eine Abtheilung seines Vordertreffens abgesandt, welche den Grünhaag umziehend, plötzlich mit gewaltigem Geschrei den Feind von der Seite anfiel und Alles mit Bestürzung füllte. Diesen Moment benutzten die Eidgenossen zum raschen Vordringen. Von Kampflust entflammt stürzten sie in den Graben, zerrissen und zertraten den Grünhaag, der das Geschütz verbarg, und bemächtigten sich der großen Kanonen, die sie nun auf den Feind selbst richteten. Damit war das Schicksal des Tages entschieden.

Doch endigte die Schlacht nicht wie bei Granson mit schmachvoller Flucht; die burgundische Waffenehre wurde gerettet. Wenn auch die Hauptmacht, die gegen Wiflisburg (Avenches) in der Nähe des Sees unter Karl selbst und seinem Halbbruder, dem „großen Bastard" aufgestellt war, durch den Rückzug der vorderen Heersäule in Unordnung kam, so leisteten doch die Kriegsmannen des herzoglichen Hauses, die Garde, die englischen Bogenschützen, der flamändische und burgundische Adel verzweifelten Widerstand. Erst als die Besatzung unter Bubenberg aus den Thoren von Murten plötzlich hervorbrach und ohne von den savoyischen Truppen Romont's auf der entgegengesetzten Seite der Stadt gehindert zu werden, sich mit Ungestüm auf das Hauptheer warf, da war die Niederlage entschieden. An die fünfzehnhundert Edelleute deckten das Schlachtfeld, unter ihnen der Graf von Marle, Sohn des enthaupteten Connetable von Saint-Pol, und der tapfere Jacob von der Maes, der das burgun- Niederlage der Burgunder.

dische Hauptbanner um Arm und Brust geschlungen, dem Tod fest ins Auge blickte. Wie einst bei Sempach die Blüthe der süddeutschen Ritterschaft in den Staub gesunken, so wurde bei Murten die Zierde des burgundischen und flandrischen Adels ausgelöscht, die Säule des Feudalismus am Jura und im Waadtlande gefällt; viele edle Geschlechter für immer aus dem Buche des Lebens und der Geschichte ausgetilgt. Der Graf von Rivers, Eduards IV. Schwager, ein großer Turnierheld, hatte sich am Tage vor der Schlacht verabschiedet. Als auch das Banner des großen Bastards von einem Mann aus dem Haslithal entführt ward, da entsank dem Herzog der Muth: stumm und verstört entfloh er vom Schlachtfeld; mit etwa dreißig Begleitern erreichte er das Ufer des Lemanischen Sees; das übrige Heer irrte in einzelnen Haufen, aufgelöst und zersprengt, in den Jurapässen und im Waadtlande umher, stets den Tod vor Augen; denn die Eidgenossen machten keine Gefangenen. Dem Grafen von Romont gelang es den Feind zu täuschen und auf verborgenen Gebirgspfaden mit einem Theil seiner Truppen sich nach der Stadt zu retten, von welcher er den Namen führte, aber nur, um sie wenige Tage nachher für immer zu verlassen. Die italienischen Hülfsschaaren dagegen, etliche tausend schwergerüstete Lombarden, welche im Schilfe des Sees, oder in den Kaminen und Dachkammern des Dorfes Faoug sich versteckten, oder auf den dichtbelaubten Nußbäumen Schutz suchten, fanden einen elenden Tod durch die unbarmherzigen Schweizer, die verhärtet und verwildert durch das Kämpfen und Morden keinem Bittenden Gnade gaben. Es ist empörend, mit welcher Rohheit und Gefühllosigkeit die Zeitgenossen die Jagd auf Menschenleben beschreiben! In Volksliedern wurde besungen, wie die Eidgenossen die „Raben“ von den Bäumen herabschossen, die am beschilften Ufer des Murtener Sees sich bergenden „Enten“ mit Pfeilen erlegten oder sie „schwimmen lehrten“, die in den Häusern Verborgenen mit Rauch erstickten oder auf andere Weise umbrachten *).

Grausamkeit der Schweizer.

Das Schlachtfeld von Murten.

*) Die Zahl der auf dem Schlachtfeld und auf der Flucht Getödteten ward vielfach über- oder unterschätzt. Nach späteren Zusammenstellungen der Berner betrug die Menge der Erschlagenen über 22,000. Die Leichen wurden in tiefe Gruben verscharrt und in der Folge ein Beinhaus mit einer Kapelle an der Stelle errichtet, welches mehrmals erneuert und hergestellt, verschiedene Inschriften trug, unter andern auch folgende Verse von Haller:

Steh' still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.
Nicht unsrer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Kraft: sie ist in eurer Treu.
Ach würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu.

In den Revolutionskriegen zerstörten burgundische Republikaner das Denkmal der Schmach ihrer Vorfahren und pflanzten einen Freiheitsbaum auf der Stätte. Dieser schlug jedoch keine

Vom Schlachtfelde bei Murten war der Herzog ohne Unterbrechung nach Morsee (Morges) geritten; von da begab er sich am folgenden Tag nach Gex, in der Nähe von Genf, wo die Herzogin Jolante mit ihren Söhnen und Töchtern weilte, und wo auch bald darauf der Graf von Romont sich einfand. Es stand zu befürchten, daß die Eidgenossen im ersten Siegesrausch das Waadtland durchstreifen und bis nach Genf vordringen würden. Denn einzelne Heerhaufen waren bereits raubend und verheerend über Luzens und Milden auf Lausanne losgerückt. Die Fürstin hatte daher gleich bei der Nachricht von dem Unfall ihres Bundesgenossen den Entschluß gefaßt, sich mit ihrer Familie und Begleitung über das Gebirg zurückzuziehen. Auch Karl sah ein, „daß das ungeschliffene Schweizervolk keine Nachbarschaft sei für eine zarte Fürstin und unmündige Prinzen." Allein er fürchtete, wenn sie nach Turin zurückgekehrt sein würde, so möchte sie das burgundische Bündniß auflösen und sich sammt dem Herzog von Mailand an Frankreich anschließen. Er machte ihr daher den Vorschlag, ihn nach der Franche-Comté zu begleiten, wo hinreichend für ihre Sicherheit gesorgt sei. Als sie das Anerbieten ablehnte, faßte er den Entschluß, sich ihrer Person und ihrer Kinder gewaltsam zu bemächtigen. Nachdem beide von einander zärtlichen Abschied genommen und Jolante mit den Ihrigen den Heimweg angetreten hatte, wurde der savoyische Zug plötzlich von Olivier de la Marche, dem burgundischen Oberhofmeister, mit einer Reiterschaar überfallen und die Herzogin mit ihrem zweiten Sohn Karl und ihrer Hofdienerschaft durch die Jurathäler nach Rouvre, einem festen Schlosse bei Dijon gebracht, „wo ihr nichts fehlte als die Freiheit." Doch gelang der Entführungsplan nicht vollständig. Jolante's Erstgeborner, der junge Herzog Philibert, wurde von seinem Erzieher in dem hohen Getreide verborgen gehalten und dann in Sicherheit gebracht, bis Ludwig XI., von den savoyischen Ständen um Schutz angegangen, sich des Neffen annahm und zugleich durch Besetzung der Stadt Chambéri und der Burg von Montmelian das Land gegen feindliche Angriffe sicher stellte. Zwei Glieder des herzoglichen Hauses, Graf Philipp von Bresse und der Bischof von Genf, wurden als Statthalter über Piemont und Savoyen eingesetzt. Karl gerieth bei der Nachricht von dem Entrinnen des Erbherzogs in den heftigsten Zorn und überschüttete Lamarche mit einer Fluth von Vorwürfen über seine Nachlässigkeit.

Karl und die Herzogin von Savoyen 1476.

27. Juni.

Von der Zeit an geberdete sich der Herzog von Burgund wie ein verzweifelter Spieler, der durch hohen Einsatz und gesteigerte Verwegenheit das

Der Herzog und die Stände.

---

festen Wurzeln; bald kamen Knochen und Schädel zu Vorschein, welche die Bewohner der Umgegend als Raritäten aufbewahrten oder zu allerlei Werkzeugen verarbeiteten. Erst im Jahre 1822 wurden die Oeffnungen mit Erde bedeckt und auf der geebneten und gereinigten Stelle ein Obelisk von Marmor errichtet. — Die Beute war natürlich viel geringer als bei Granson, jedoch fand man große Vorräthe von Lebensmitteln, zahlreiches Geschütz, schöne, zum Theil seltene Waffen, kostbare Kleider, Geräthschaften und Zelte, die Kriegskasse und manches Andere.

Glück ertrotzen will. Weit entfernt, durch die Unfälle von Granson und Murten gebeugt zu sein, stieg seine Wuth und sein Rachedurst auf eine Höhe, die jeder Besonnenheit, jeder politischen Berechnung unzugänglich war. Sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das Eine Ziel gerichtet, wie er die erlittene Schmach an dem übermüthigen Bauernvolk rächen, die niedergetretene Fürsten- und RITTERehre wieder herstellen möchte. Zu dem Ende wurden die Kriegsrüstungen mit erhöhtem Eifer betrieben: die Waffenschmieden wurden in Thätigkeit gesetzt, die zersprengten Trümmer des Heeres nach einem gemeinsamen Sammelplatz entboten, die Jurapässe geschützt. Von dem Wahne befangen, daß alles Volk in Burgund und Niederland seine Empfindungen theilen und zu jedem Opfer bereit sein müßte, verlangte er, daß seine Unterthanen ihm ein Aufgebot von 40,000 Bewaffneten und den vierten Theil ihrer Habe darbringen sollten. Aber er wurde bitter getäuscht. Die Stände der Freigrafschaft, die er in Salins versammelte, ließen sich durch seine Beispiele aus der Geschichte Roms nicht überzeugen, daß die Wohlfahrt des Vaterlandes mit seinen Herrschafts- und Rachеplänen Hand in Hand gehe. Sie versicherten ihn zwar in ehrerbietigen Ausdrücken ihrer angestammten Treue und Anhänglichkeit an das herzogliche Haus und sprachen ihm ihre Bewunderung über seine mannhafte Haltung aus; meinten aber, im Feuer seines Muthes übersehe er die Schwierigkeit ihrer Lage: die Blüthe des Adels, die junge Mannschaft sei zahlreich ausgezogen und nicht wieder gekommen; die Kriegsrüstungen hätten das Mark des Landes aufgezehrt, der Feldbau und der Handelsverkehr seien in Stillstand gekommen, so daß Hungersnoth in Aussicht stehe. Deshalb könnten sie nur dreitausend Mann zur Wehr und Vertheidigung des Landes aufbieten. Noch entschiedener lauteten die ablehnenden Antworten der in Dijon und Brüssel versammelten Stände von Burgund und von Flandern und Brabant. Wie sehr auch der Herzog ihre Undankbarkeit, ihre feige Zurückhaltung, ihre Selbstsucht mit harten Worten rügte und unter strenger Androhung seiner Ungnade alle waffenfähige Mannschaft zum Heerbann rief, er erhielt zur Antwort, wenn er von den Schweizern und Deutschen bedrängt und eingeschlossen wäre, würden sie willig zu seiner Befreiung ausziehen; aber zum Angriffskrieg wollten sie ihm weder Geld noch Mannschaft stellen. Es war eine harte Prüfung für sein stolzes Herz. Seine hochfliegenden Pläne durchkreuzt zu sehen durch den kriegerischen Trotz eines Volkes von Hirten und Landleuten und durch den entschlossenen Widerstand einer Arbeiter- und Krämerbevölkerung, die er gänzlich niedergeworfen und gedemüthigt zu haben glaubte, war seinem despotischen Geist, seinem Fürsten- und Rittersinn ein unerträglicher Gedanke. Mißtrauen und Menschenhaß in seinem verdüsterten Gemüthe bergend, verbrachte er Tage und Wochen in einem alten Bergschlosse des Jura, nur bedacht, wie er neue Kriegsvölker sammeln, an seinen Feinden und Widersachern Rache und Vergeltung üben möge. Er glich einem verwundeten Löwen, der seine

letzten Kräfte zu einem zermalmenden Todessprung sammelt. Man bewunderte und fürchtete den Mann, welcher dem Verhängniß eine eherne Stirne bot.

Während der Herzog zwei Monate lang in La Rivière verweilte, um von allen Seiten neue Kriegsmannschaften zu sammeln, die jedoch nur in geringen Haufen und meistens in dürftiger Ausrüstung sich einstellten; suchten seine Gegner aus seiner Verlegenheit Vortheil zu ziehen. Ludwig XI. war in sehr freudiger Stimmung: zwar unterließ er nicht, seinem fürstlichen Bruder die innigste Theilnahme über sein Unglück zu bezeugen und sich angelegentlich nach seinem Befinden zu erkundigen; aber dabei war er aufs Eifrigste bemüht, die volle Ernte für sich einzuthun. Vor Allem suchte er die Eidgenossen bei dem Bündniß festzuhalten. Als er hörte, daß eine große Tagsatzung in Freiburg abgehalten werde, gleichsam als Nachfeier des glorreichen Kampfes, schickte er eine glänzende Gesandtschaft von mehr als zweihundert angesehenen Männern, an ihrer Spitze Ludwig von Bourbon, Admiral von Frankreich, dahin ab, welche den Siegern von Murten die Bewunderung und Glückwünsche ihres königlichen Herrn aussprechen und den alten Bund fester knüpfen sollten.

Ludwigs XI. Verhalten.

25. Juli 1476.

Zugleich gab Ludwig den Schweizern an die Hand, sie möchten in das Waadtland und das Genfer Gebiet einbrechen. Dadurch hoffte er freies Spiel in Savoyen und Piemont zu bekommen und den Herzog von Mailand in Schach zu halten. Die Berner waren dem Plane nicht abgeneigt, aber die übrigen Kantone ließen sich nicht zu der aggressiven Politik fortreißen, die nur jenen zu gute gekommen wäre. Um so mehr gelang es dem König, mittelst Geschenken und Jahrgeldern, die er wieder reichlicher fließen ließ, das Bundesverhältniß noch fester zu knüpfen. Die Eidgenossen schickten auch ihrerseits eine Ehrengesandtschaft ab, an welcher mehrere Helden von Granson und Murten, Waldmann, Hallwyl, Diesbach, Bubenberg, der Lucerner Hertenstein, Albert von Silinen u. A. Theil nahmen. Sie wurden mit den höchsten Ehren und Auszeichnungen empfangen, mit werthvollen Gaben erfreut und ihrer Tapferkeit und Kriegskunst Bewunderung und Lob in reichster Fülle gespendet. Damals stand der Name der Schweizer in großem Ansehen; die ganze Welt pries ihren kriegerischen Muth und ihre Waffenkunde. Ihre siegreichen Kämpfe bei Granson und Murten begründeten die Ueberzeugung, daß die feudale Kriegsmacht vor der Volkswehr nicht länger bestehen könne, daß die Zeit der ritterlichen Vasallenheere vorüber sei.

Wären die Eidgenossen bis an den Genfer See vorgedrungen, so war Karl von jeder Hülfe aus Italien abgeschnitten und die Herzogin von Savoyen gänzlich auf den Schutz Frankreichs gewiesen. Ludwig konnte zu seiner Schwester kein rechtes Vertrauen fassen. Manche glaubten, daß die Entführung nur ein Spiel gewesen sei, um die Welt zu täuschen; denn ihre Gefangenschaft in Schloß Rouvre legte ihren Handlungen keinerlei Zwang auf; sie verkehrte frei mit Jedermann, und es schien, als ob sie nur auf eine Wendung der Dinge warte, um sich dem Herzog wieder ganz anzuschließen. Erst als sie einsah, daß der burgundische Stern immer mehr erbleichte, daß bei längerem Verweilen in der Fremde ihre Herrschaft in Savoyen in Gefahr käme, daß ihre Schwäger, insbesondere der staatskluge Bischof von Genf, der sich bereits ihres Schatzes

Jolante stellt sich unter Frankreichs Schutz.

bemächtigt, sie an Macht und Ansehen überflügelten; da trat sie insgeheim mit ihrem königlichen Bruder in Verbindung und ließ sich von französischen
14. Oct. 1476. Lanzenmännern, die sie auf der Grenze in Empfang nahmen, nach Plessis-les-Tours entführen. Doch hatte sie sich vorher versprechen lassen, daß Ludwig sie wieder in ihr Land einsetzen wolle.

10. Karls Ausgang vor Nanci.

Herzog René von Lothringen. Auf der Tagsatzung zu Freiburg hatte sich auch Wilhelm Herter, der Bevollmächtigte des Herzogs René, eingefunden, um die Hülfe der Eidgenossen zur Wiedereroberung Lothringens anzurufen. René hatte bei Murten ruhmvoll in ihren Reihen gestritten und die Eidgenossen mochten sich für verpflichtet halten, dem treuen Verbündeten Beistand zu gewähren. Auch Ludwig schien denselben zu begünstigen. Es war dem klugen und vorsichtigen König ganz recht, wenn Andere den Kampf mit dem kühnen Karl durchfochten und die burgundische Macht ins Herz trafen. Hatte er selbst doch im Felde bisher wenig Lorbeern erstritten und seit dem Tage von Montlhéri trug er stets Scheu, dem eisernen Herzog in der Schlacht zu begegnen. Sein Siegesfeld war im Cabinet, sein Schlachtplan beruhte auf den Schlangenwegen einer treulosen und hinterlistigen Staatskunst, auf den Trugkünsten einer verlockenden Diplomatie, auf Täuschungen und Verstellungen.

Nanci übergeben. Oct. 1476. Ohne die Hülfe der Schweizer und des französischen Königs abzuwarten, aber in der festen Zuversicht, daß in der Noth dieselbe ihm nicht fehlen werde, hatte René bereits im August auf eigene Hand die Kriegsfahne zur Wiedereroberung seines Herzogthums entfaltet. Die Städte im Elsaß, viele Feudalherren aus den Vogesen und den lothringischen Landen schlossen sich dem jungen ritterlichen Manne an, der alles Werthvolle, was er selbst besaß, was seine Freunde aufbrachten, was ihm die Kaufherren von Straßburg und Basel vorstreckten, für den Krieg und die Waffengenossen einsetzte. Die burgundischen Besatzungen hielten nicht lange aus: Epinal, Lüneville u. a. O. fielen in die Gewalt des jungen Fürsten, der unter dem eingebornen Adel viele Freunde zählte, während Karls rauhe Despotennatur nur Furcht, nirgends Anhänglichkeit zu erzeugen vermochte. Die Hauptstadt Nanci allein, wo Bièvre aus dem Hause Rubempré das Commando führte, leistete einigen Widerstand. Bald gab sich jedoch auch hier unter der, größtentheils aus englischen Bogenschützen bestehenden Besatzung eine mißmuthige Stimmung kund. Umsonst suchte der Befehlshaber den gesunkenen Muth zu beleben, indem er auf die geringen Streitkräfte des Gegners hinwies und die baldige Ankunft des Herzogs in Aussicht stellte; er besaß nicht Autorität genug, das militärische Ehrgefühl zu entflammen, und nicht Entschlossenheit genug, den ihm anvertrauten Posten mit Gewalt zu behaupten. Im October übergab er dem Herzog René,

mit dessen Familie er durch Bande der Verwandtschaft verknüpft war, die Hauptstadt vertragsweise und zog mit der Besatzung ab.

Drei Tage nachher erschien Karl mit einem gemischten Heer von elftausend Mann an der Mosel, während Graf Chimai von Croy sich anschickte, mit einer fast eben so starken Armee aus dem Luxemburgischen zu ihm zu stoßen. Karl belagert die Stadt. Vergebens suchte René die Fortschritte des Gegners aufzuhalten; die Elsässer und die Söldner, die sich unter der lothringischen Fahne gesammelt, zeigten keine Lust, ohne die Hülfe der Schweizer dem Burgunder im offenen Felde entgegenzutreten; sie wichen zurück und ließen dem Herzog, der in Kurzem Metz, Pont-a-Mousson u. a. O. in seine Gewalt brachte, den Weg nach Nanci frei. Noch vor Ende des Monats October stand Karl der Kühne abermals 22. Oct. vor den Mauern der lothringischen Hauptstadt, und abermals war der junge Fürst ein landloser Flüchtling.

René's einzige Hoffnung beruhte auf den Schweizern, und dorthin René zu den Schweizern. wandte er jetzt seine Schritte, nachdem er von seinen Besatzungstruppen die Versicherung erhalten, daß Nanci zwei Monate lang im Widerstand aushalten wolle. Es war dies um dieselbe Zeit, als der päpstliche Legat und die Gesandten des Kaisers und des Ungarnkönigs in Basel mit Friedensvermittelungen zwischen den Eidgenossen und dem Herzog beschäftigt waren. Die gebieterische und herausfordernde Haltung des französischen Königs gegenüber der Curie hatte in Rom Besorgnisse über die wachsende Macht Frankreichs erregt; und auch der deutsche Kaiser konnte nicht wünschen, daß Ludwig XI. seine Herrschaft nach Osten ausdehne; Matthias Corvinus aber sah mit Unruhe auf die Schwächung eines Fürstenhauses, das von jeher den Türkenkrieg auf seine Fahne geschrieben. René fand daher für seine Angelegenheit keinen günstigen Boden vor. Insbesondere suchte der Legat ihm entgegenzuwirken. Aber der Herzog kannte seine Leute. Mit reichlichen Geldsummen versehen, die er durch Verpfändung des Silbers seiner Großmutter von Vaudemont und durch französische Darlehen zusammengebracht, eilte er nach Bern und Zürich, wo die Waffenbrüder von Murten, namentlich Waldmann, damals Zunftmeister seiner Vaterstadt, zu seinen Gunsten sprachen und auf der Tagsatzung zu Lucern, wo er bald persönlich erschien, sein Gesuch nachdrücklich unterstützten. Würden sie ihm ihre Hülfe versagen, machte man geltend, so sei er genöthigt, sich mit Karl zu vergleichen und ihn bei dem Kriegszug gegen die Schweiz, der bei dem hartnäckigen und gereizten Sinn des Burgunders sicherlich zu erwarten stehe, zu unterstützen. Zwar konnte trotz dieser Fürsprache René nicht Eidgenössische Hülfsmannschaft. erreichen, daß die gesammte Eidgenossenschaft für ihn eintrat; aber es wurde ihm gestattet, Freiwillige anzuwerben und Dank dem reichlichen Handgeld und der Zusage eines für jene Zeit beträchtlichen Soldes mit Vorausbezahlung waren die Anmeldungen so zahlreich, daß die sechstausend Mann, die er Anfangs begehrte, bald überboten waren. Waldmann von Zürich und Kätzy

aus Schwyz schlossen sich als Führer an; die übrige Mannschaft bestand meistens aus jungen Leuten vom Gebirge, die froh waren, aus der Unthätigkeit des Winters herauszukommen. Ihre Mannszucht war nicht zu rühmen; am Oberrhein und im Elsaß fingen sie an zu plündern, wobei besonders die Juden herhalten mußten; und als der erste Zahlungstermin abgelaufen war, forderten sie den neuen Sold mit so drohendem Ungestüm, daß der Herzog bei den Baselern unter Vermittelung von Thierstein neue Summen aufnehmen mußte. Die Erscheinung der Schweizer war für die Elsässer und die lothringischen Lehnsmannschaften das Signal des Anschlusses an den rechtmäßigen Landesfürsten. So groß war damals der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Eidgenossen, an den Kriegsmuth und die Tapferkeit der Gebirgssöhne, daß Alles herbeiströmte, um an dem bevorstehenden Sieg und an der sicheren Beute Theil zu nehmen.

Das burgundische und das lothringische Heer vor Nanci. Um dieselbe Zeit da der Herzog Franz Sforza von Mailand an einem kalten Decembertag in der Kirche unter den Dolchen einiger Verschwornen blutete, rückten die Söldnerschaaren des Lothringers auf die belagerte Stadt Nanci los. Die Besatzung war durch Mangel an Lebensmitteln schon seit Wochen in die äußerste Noth versetzt, so daß Karl mit Sicherheit auf die baldige Uebergabe rechnete. Aber auch sein Heer war durch Krankheit und Kälte in großer Bedrängniß; viele Tausende waren bereits dem Frost und den Entbehrungen zum Opfer gefallen, und nur die Aussicht auf den bevorstehenden Fall der Stadt hielt den Muth der Uebrigen aufrecht. Da gelang es einem Vertrauten René's, seinem Hausmarschall Suffren de Baschi aus der Provence, mit einigen Gefährten unter die Mauern von Nanci vorzudringen und den Belagerten die nahe Ankunft seines Herrn zu verkünden. Er gerieth in burgundische Gefangenschaft. Umsonst ließ er dem Herzog sagen, wenn er ihm das Leben schenke, wolle er ein wichtiges Geheimniß entdecken; denn es war ihm bekannt, daß Campobasso, der italienische Feldhauptmann in Karl's Heer, seinen Herrn zu verrathen gedächte; aber der schlaue Italiener wußte den Herzog zu überzeugen, daß zur Abschreckung Anderer ein strenges Strafgericht rasch vollzogen werden müßte; und Suffren wurde in früher Morgenstunde hingerichtet. Zur Vergeltung ließ der lothringische Commandant einen burgundischen Gefangenen an dem höchsten Stadtthurm aufknüpfen, und die Schweizer und Elsässer schlachteten auf René's Befehl über sechzig feindliche Krieger den Manen Suffrens und seiner Gefährten. Schon nahte der Dreikönigstag, welchen Karl als den Tag seines Einzuges in Nanci verkündet
4. Jan. 1477. hatte. Aber bereits am 4. Januar erblickten die Belagerten die lothringischen Wachtfeuer auf den Höhen von Sanct-Nicolaus, einem Wallfahrtskloster, zwei Stunden entfernt. Hier kamen zwei Schweizer aus Karls Heer in das lothringische Lager und boten gegen die Zusicherung künftiger Straflosigkeit ihre Dienste an; sie wurden zugelassen und zeigten ihren Landsleuten die Wege. Auch Campobasso erschien mit etlichen hundert Söldnern, um sein treuloses

Vorhaben, von dem er schon dem König Ludwig und dem Herzog René Andeutungen gemacht, auszuführen. Da aber die Schweizer sich weigerten, mit einem Verräther ins Feld zu ziehen; so verabredete er mit René, daß er im entscheidenden Augenblick mit seinen Leuten von Karl abfallen und die Brücke von Bouxières an der Vereinigung der Meurthe und Mosel besetzend den Rückzug der Burgunder nach Luxemburg abschneiden wolle. Dafür wurde ihm Schloß und Herrschaft Commercy zugesagt.

Graf Cola von Campobasso stammte aus einem Geschlecht, das schon seit drei Generationen in den Thron- und Bürgerkämpfen Neapels eine hervorragende Rolle gespielt. Der Großvater hatte einst unter den Feldhauptleuten des Königs Ladislaus geglänzt; der Vater hatte bei Alfons von Aragonien Gnade und Gunst gefunden; der Sohn selbst war wieder auf die Seite der Anjou's getreten, hatte längere Zeit bei Johann von Calabrien gedient, war dann aber nach dessen Tod zu dem Burgunder übergetreten, der die italienischen Hauptleute besonders hoch schätzte. Hier öffnete sich dem unternehmenden Manne eine glänzende Laufbahn; Karl schenkte ihm sein ganzes Vertrauen und belohnte ihn und seine italienischen Soldknechte mit fürstlicher Freigebigkeit. Nach dem Unfall von Granson hatte der Rottenführer die Dienste des Herzogs auf einige Zeit verlassen, war aber nach der Schlacht von Murten wieder zurückgekehrt und mit alter Gewogenheit aufgenommen worden. Allein Campobasso war eine treulose, wankelmüthige Natur. Es gingen dem Herzog Warnungen zu; da sie aber von Seiten des französischen Königs kamen, so dienten sie nur dazu, das Ansehen des Feldhauptmanns bei Karl zu steigern. Auf dem Eroberungszug gegen Nanci bewies er ihm das größte Vertrauen. Doch konnte er das Herz des Italieners nicht für sich gewinnen. Niemand erwartete einen günstigen Ausgang des Unternehmens, Niemand glaubte mehr an den Stern des Burgunders. Campobasso war nicht gewillt, sein Schicksal an das Glücksrad des Herzogs zu knüpfen. Er beschleunigte dessen Fall, um aus den Trümmern einige Vortheile für sich zu gewinnen, und beschönigte seinen Verrath mit Vorwürfen auf Karls Härte, Eigensinn und Geiz und mit Berufung auf seine alten Verbindungen mit dem Hause Anjou, dem René von Mutterseite angehörte. Campobasso.

Der fünfte Januar des Jahres 1477 war ein häßlicher Wintertag. Ueber die gefrorne Erde waren dunkle Schneewolken gelagert, die bald in dichten Flocken sich entleerten. Das burgundische Heer war durch Krankheit, Noth und Entbehrung so zusammengeschwunden, daß es dem Feind an Zahl weit nachstand. Aber noch waren viele Edelleute von Rang, der große Bastard, die Grafen von Chimay und Nassau, Olivier de Lamarche und A. bei dem Herzog. Sie hatten ihm vergebens gerathen, die Schlacht zu vermeiden und zu einer Ausgleichung die Hand zu bieten; „Mit dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede", war die trotzige Antwort. Da beschlossen sie denn in Lehnstreue auszuharren und sein Schicksal zu theilen. Als der Tag zögernd anbrach, bestieg Karl sein rabenschwarzes Streitroß und führte seine Haufen in guter Ordnung gegen den Feind, der von Sanct Nicolaus aufgebrochen war, um Nanci zu befreien. Als er seinen Helm aufsetzte, fiel die Verzierung, der goldene Löwe, ihm auf den Sattel: „Das ist ein Zeichen von Gott!" sprach er von düstern Ahnungen ergriffen. Der Herzog selbst führte mit seinem Halb- Die Schlacht bei Nanci. 5. Jan. 1477.

bruder, dem großen Bastard, das Mitteltreffen und er überragte alle seine Waffengefährten an Kriegsmuth und Tapferkeit; auf den Flügeln stand die Reiterei unter Josse von Lalain, einem tapferen Ritter aus Flandern, und unter den italienischen Rottenführern Galeotto und Campobasso. Vom Geschütz konnte wenig Gebrauch gemacht werden. Bald rückten die lothringischen Schlachthaufen heran: in der Mitte Herzog René selbst, einen goldgestickten Mantel über der Rüstung; neben ihm die Hülfsmannschaften der Eidgenossen und der niederen Vereinigung unter Waldmann, Kätzy, Haßfurter und viele deutsche und lothringische Grafen und Herren. Das Schicksal des Tages war bald entschieden. Wilhelm Herter und Thierstein, die das Vordertreffen leiteten, umgingen den einen burgundischen Flügel und besetzten, über rauhes Gebüsch und einen tiefen Bach vordringend, eine Anhöhe, welche die Wahlstatt beherrschte. Kaum waren nun die Hauptheere handgemein geworden, so brachen jene plötzlich dem Feinde in die Seite und in den Rücken, Bestürzung und Verwirrung verbreitend. Eben drang die Sonne glänzend aus den düsteren Wolken hervor und beleuchtete die furchtbare Scene. Als auf der Höhe das Urihorn dreimal erklang und gleichzeitig von vorn der Gewalthaufen des Fußvolks „wie ein unaufhaltsamer Waldstrom" vordrang, „da fuhr Todesschrecken durch das Herz Karls." Zugleich machte die Besatzung von Nanci einen Ausfall und setzte das burgundische Lager in Brand.

Niederlage der Burgunder. In dieser Noth entfaltete der Herzog mehr als jemals das Talent eines Feldherrn und die Tapferkeit eines Kriegers. Er selbst und die ihn umgebenden Ritter leisteten mannhaften Widerstand; unter ihren Schwertern sanken gegen fünfzig Schweizer und Lothringer in den Staub. Noch einmal leuchtete das burgundische Herrschergeschlecht vor seinem Erlöschen im alten Strahlenglanze. Es waren fruchtlose Lorbeeren: schon waren die kühnsten und getreuesten Hauptleute, Lalain, Bièvre von Rubempré, Croy, Contay u. A. verwundet oder todt niedergesunken, da gebot der Herzog den Rückzug nach Luxemburg und gab damit dem Heer das Signal zur allgemeinen Flucht. Der große Bastard, der Hofmarschall de la Marche, der junge Philipp, Sohn des Markgrafen Rudolf von Welschneuenburg, der reiche Graf Engelbrecht von Nassau und viele andere erlauchte Männer geriethen in Gefangenschaft und mußten sich um hohe Summen loskaufen. Am Abend war das burgundische Heer vernichtet. Tausende hatten auf dem Schlachtfeld den Tod gefunden; Viele starben in den Fluthen des Stromes oder unter den Eisschollen, als Campobasso, die lothringische Fahne entfaltend, den Uebergang über die Brücke von Bouxières hemmte; die Flüchtigen und Zersprengten wurden von dem nacheilenden Feind oder von dem Landvolk in den Wäldern erschlagen; weithin waren die Schneefelder mit Leichen bedeckt; die Krone Burgunds war gefallen; ihre kräftigsten Stützen lagen mit zerschlagenem Hirnschädel auf dem Waffenfelde oder betrauerten den Fall des edlen Hauses hinter Schloß und Riegel.

Triumphirend zog am Dreikönigstag Herzog René in seine Hauptstadt ein, vom Volk und Besatzung als Befreier aus großer Noth mit Jubel empfangen.

Aber was war aus Karl dem Kühnen geworden? Man hatte ihn zuletzt im dichten Handgemenge gesehen; durch einen Schlag betäubt, hatte er auf dem Pferde gewankt, war aber durch Citey, einen hochburgundischen Edelmann, wieder zurecht gesetzt worden, also daß er davonsprengen konnte, der andere wurde das Opfer seiner treuen Hingebung. Ein Edelknabe aus dem römischen Geschlecht der Colonna folgte in einiger Entfernung seinem Herrn; da sah er, wie das Schlachtroß am Rand eines Grabens strauchelte und der Herzog selbst, von Verfolgern umringt, niederfiel; in demselben Augenblick wurde Colonna selbst als Gefangener weggeführt, wie es scheint von Campobasso's Kriegsleuten. Als die Schlacht vorüber war und die dunkle Winternacht dem Morden und Verfolgen Einhalt gethan, forschte man nach dem Herzog. Niemand wußte etwas Zuverlässiges von ihm zu melden; unsichere Gerüchte, in der schauerlichen Stunde von der erhitzten Phantasie geboren, vermehrten die Unruhe und Aufregung der Gemüther. Da zeigte Colonna, von Campobasso herbeigeführt, den Suchenden die Stelle des Grabens, wo er seinen Herrn sinken gesehen. Die umherliegenden Leichen mehrerer burgundischen Edlen ließen erkennen, daß dort ein letztes blutiges Ringen stattgefunden. Erst nach langem Suchen entdeckte man in der Tiefe des Grabens halb eingefroren einen nackten, zerschlagenen, durch geronnenes Blut zum Unkenntlichen entstellten Körper. Sollte dieser Todte der Herzog sein? fragten die Suchenden erblassend. Ein Kammerdiener Karls und eine Wäscherin, welche ihm das Bad zu bereiten pflegte, wurden herbeigerufen. „Gott! der Fürst!" schrie das Weib mit Entsetzen, als man den Todten umwandte. Auch die herbeigeführten Gefangenen, der große Bastard, Olivier de la Marche und sein portugiesischer Arzt erkannten an verschiedenen Zeichen, an den langen Nägeln, die er niemals zu schneiden pflegte, an der Narbe einer bei Montlhéri empfangenen Wunde, an zwei fehlenden Zähnen, die er einst durch einen Fall eingebüßt, in dem entstellten Leichnam ihren todten Herrn. Man wusch ihn mit Wein und warmem Wasser, mehrere Frauen reichten ihre Schleier und seidenen Uebertücher, um seine Blöße zu bedecken. Drei tiefe Wunden von Hellebarden und Speeren hatten dem Leben des letzten burgundischen Herzogs im vierundvierzigsten Jahr ein Ende gemacht. Wer den Todesstreich geführt, ist nie mit Sicherheit an den Tag gekommen. Einige Leute aus Campobasso's Schaar mit Schweizern untermischt waren die Verfolger gewesen.

Karls des Kühnen Tod.

Karl der Kühne wurde seinem Range gemäß in der St. Georgskirche zu Nanci vor dem Hochaltar begraben. Als er im reichen Todtenschmuck auf der Bahre lag, kamen seine Freunde und Verwandten, um ihrem „guten Herrn" auf den Knien den letzten Ausdruck der Liebe darzubringen. Unter ihnen war auch Herzog René. Tief gerührt sprach der junge, weichmüthige Fürst unter

Seine Beerdigung. 12. Jan.

Thränen und Seufzern: „Du brachtest viel Kummer und Sorge über mich, edler Vetter, möge Gott deiner Seele gnädig sein!“ Ein einfaches Kreuz von Stein bezeichnet noch jetzt die Stelle, wo man den todten Herzog gefunden hat; und drei Jahrhunderte lang feierten die nachgeborenen Geschlechter den Tag mit einem religiösen Trauerfest. Der Adel und vor Allem die Ritter des goldenen Vließes beklagten den fürstlichen Mann tief und aufrichtig; aber die Bürger der flandrischen und elsässischen Städte freuten sich, daß der streitlustige Herzog, der, wie ein Epitaph meldete, den Frieden und die Ruhe der Menschenwelt mißgönnte, „in die Unterwelt gefahren ist und nicht wieder auferstehen wird.“ Die Schweizer zogen mit vollen Taschen heim, noch auf dem Rückweg die Furcht vor ihren Waffen zu Handlungen des Uebermuths mißbrauchend. Den König von Frankreich aber erinnerten sie in der Folge ihrer treuen Dienste, „wie sie aus Hingebung gegen ihn den Herzog von Burgund vertrieben und getödtet, der ihnen doch zuvor kein Leid gethan und gern ihr Freund und Nachbar gewesen.“ Der tragische Ausgang des gewaltigen Mannes machte auf die Zeitgenossen solchen Eindruck, daß Viele nicht an seinen Tod glaubten. Mancherlei Sagen kamen in Umlauf, als werde er in einem deutschen Kerker gefangen gehalten oder verberge sich in den dunkeln Schluchten des Ardennerwaldes, von wo er einst wieder kommen und über seine Völker herrschen werde. In der Mitte des folgenden Jahrhunderts ließ Kaiser Karl V. die Gebeine seines Ahnherrn durch die Ritter des goldenen Vließes nach Brügge führen und in der Liebfrauenkirche neben der Gruft seiner Tochter Maria beisetzen.

11. Ludwigs XI. Anschläge auf das burgundische Reich.

Lage und Aussichten.

Dank den Posten, welche Ludwig XI. in seinem ganzen Reiche eingeführt, erfuhr er schon am 9. Januar im Schloß Plessis-les-Tours den Ausgang der Schlacht bei Nanci und bald darauf den Tod des Herzogs. Niemals war ihm eine frohere Botschaft zugegangen! Ein Reich mit gemischter Bevölkerung, durch kein mächtig eingreifendes Band, durch keine tief wurzelnden Sympathien zu einer nationalen Gesammtheit verbunden, vielmehr durch Sprache und Landesgrenzen, durch Natur und Verkehr vielfach auf Frankreich hingewiesen, war nun das Erbtheil der kaum zwanzigjährigen Maria von Burgund, der einzigen Tochter des gefallenen Fürsten geworden. Welche Zukunft eröffnete sich ihm! Konnte nicht das ganze Reich, welches die jüngere Linie der Valois seit einem Jahrhundert durch die Gunst des Schicksals in ihrer Hand vereinigt, der älteren zufallen, konnte nicht das Herzogthum, das zwischen Frankreich und Deutschland unsicher hin und her schwankte, das noch zu keiner einheitlichen Gestaltung, zu keiner unabhängigen Machtstellung inmitten der gebietenden Großmächte sich hatte entwickeln und consolidiren können, ganz und gar in die französische Monarchie eingefügt werden! Es standen viele

Wege zu Gebote: Maria konnte mit dem Dauphin sich vermählen, denn der Unterschied des Alters kam bei solchen politischen Ehen nicht in Betracht; die Länder am Jura und Cote-d'or konnten als heimgefallenes Mannlehn der französischen Krone in Anspruch genommen werden, die Picardie, Artois und einzelne Territorien des wallonischen Flandern hatten in früheren Jahren zeitweise zu Frankreich gehört, warum sollte man sie jetzt nicht zurückfordern? Waffengewalt hatte man für den Augenblick wenig zu fürchten. Das burgundische Reich war durch die Unfälle der beiden letzten Jahre erschöpft; der Schatz war zerronnen, das Heer war aufgelöst, die Häupter des Lehnadels ruhten unter der Scholle oder schmachteten in Gefangenschaft; eine junge Fürstin, deren Hand so oft als Preis und Lockspeise bei politischen Transactionen gebraucht worden war, saß ohne Gatten und Rather auf dem verwaisten Thron; französische Heerhaufen standen auf den Grenzmarken von Burgund, von Lothringen, von der Picardie in festen Standorten, stets zum Vorrücken und Kampf bereit; die Schweizer, deren Gier nach Gold damals jede andere Regung niederhielt, waren um Sold und Jahrgelder immer zu neuen Kriegsdiensten erbötig; und das zerrissene und zerspaltene Reich mit seinem inneren Hader und seinen gefährdeten Grenzlanden war kein Gegenstand der Furcht. In Frankreich selbst war die Macht der Feudalherren gelähmt und jede Opposition zerronnen. Als Ludwig mehrere hohe Barone, die wiederholt gegen ihn conspirirt hatten, zu einem Mahl in sein Schloß einlud, und ihnen die Nachrichten von Nanci mittheilte, da hatten sie, wie Comines versichert, viel weniger Appetit als sonst. In dem Burgunder hatten sie ihr Haupt, ihre Stütze, die Seele ihrer aufrührerischen Bewegungen verloren.

Kühne Griffe lagen nicht in der Natur des elften Ludwig: er ging langsam und bedächtig zu Werke, um die Feinde nicht zu reizen. Schlauheit und Hinterlist waren ihm immer erwünschtere Mittel als Waffengewalt. Während er die Bittgesuche der fürstlichen Frauen von Gent, der Herzogin Margaretha von England und der Erbtochter Maria, an seinen Staatsrath wies, besetzte er die Picardie und ertheilte dem Georg von Tremoille, Herrn von Craon, den Befehl, mit 700 Lanzen in das Herzogthum Burgund und die Freigrafschaft einzurücken, um, wie er vorgab, sowohl die Rechte der jungen Fürstin, deren natürlicher Beschützer und Lehnsherr er sei, als die der französischen Krone zu wahren. War es auch keineswegs erwiesen, daß das burgundische „Herzogthum" einst von König Johann seinem Sohn Philipp dem „Schlachtmuthigen" als Mannlehn zugetheilt worden, so fand doch, Dank der Thätigkeit Johanns von Oranien, des größten Landeigenthümers in Burgund, den Ludwig für sich zu gewinnen wußte, das Ansinnen, dem König das Land zu übergeben, bei den Ständen wenig Widerspruch. Sie faßten den Beschluß, das Herzogthum Burgund mit allen dazu gehörigen Territorien und Herrschaften in die Hand des französischen Monarchen zu legen, mit der Bitte, daß er seiner

Burgund und Franche-Comté besetzt.

29. Jan. 1477.

Zusage gemäß der Tochter Karls ihr Anrecht wahre und schirme, und unter Vorbehalt aller bestehenden Privilegien, Rechte, Freiheiten und Gewohnheiten. Einige Wochen nachher traten auch die Stände von Hochburgund (Franche-Comté) diesem Beschluß bei und gaben ihre Zustimmung, daß der König auch die „Grafschaft" in Obhut nehme. Diese Landschaft war ein deutsches Reichslehn, aber wer nahm damals noch Rücksicht auf die kaiserlichen Hoheitsrechte? Um die Bevölkerung in günstiger Stimmung zu halten, wurden in Dijon und Dole selbständige Gerichts- und Regierungskammern errichtet.

19. Febr. 1477.

Fortschritte der französischen Heere in den nördlichen Grenzlanden.

Noch geringeren Widerstand fanden die königlichen Heere in Picardie und Artois. Alle Städte an der Somme, Peronne, Corbie, St. Quentin, Abbeville u. a. pflanzten die französische Fahne auf, als der Admiral und Philipp von Comines mit Kriegsmannschaften einrückten. In Kurzem war das ganze Land im Besitze Frankreichs und die Feldherren zogen bereits in das Gebiet von Arras, während Agenten untergeordneten Ranges, wie der berüchtigte Olivier „der Böse" oder „der Teufel" die Bewohner von Flandern und Brabant, besonders die mit der burgundischen Herrschaft von jeher unzufriedenen Genter, zur Empörung aufzureizen suchten. Die raschen Erfolge erfüllten den König mit den kühnsten Plänen: er schwelgte in dem Gedanken, das ganze burgundische Reich in seine Hände zu bringen, die Landschaften an der Grenze französischen Großen als Lehen auszutheilen, mit den entlegeneren Provinzen sich die Freundschaft deutscher Fürsten und Herren zu erkaufen. Er selbst drang in Hennegau ein und zwang Bouchain, Le Quesnoi und Avesnes zur Uebergabe. Vergebens wendete sich Maria um Hülfe nach England; ihr Oheim Eduard IV., seit der Beendigung der Rosenkriege ganz in Ueppigkeit und Wohlleben versunken, bedurfte der französischen Jahrgelder zu seinen verschwenderischen Hoffesten, und dem Beispiel ihres Königs folgten die Häupter des Adels, die dem Schwert entronnen waren. Der englische Hof ließ sich durch die Vorspiegelungen einer ehelichen Verbindung der zwanzigjährigen Maria mit dem siebenjährigen Dauphin hinhalten und sah ruhig zu, wie die Städte der Provinz Artois bis nach Boulogne am Kanal in die Gewalt des französischen Königs fielen und ihm als „Beschützer und Lehnsherrn ihrer Gräfin Maria" freudig huldigten. Denn die Bewohner dieser Grenzlande fühlten sich durch Sprache und gesellschaftlichen Verkehr mehr zu dem großen Reiche im Süden hingezogen, als zu den Flamändern und Holländern.

Maria und die Niederländer.

Maria war in schlimmer Lage. Sie hatte die Stände „der vier Lande" Flandern, Brabant, Hennegau und Holland, um Hülfe angegangen, ihnen die Herstellung der alten Rechte, Freiheiten und Einrichtungen in Aussicht gestellt und das Versprechen gegeben, bei allen öffentlichen Angelegenheiten ihren Rath und ihre Zustimmung einzuholen. Die Niederländer waren bereit, sie auf diese Bedingungen hin zu unterstützen. Die Räthe ihres Vaters, insbesondere

Hugonet und d'Himbercourt, denen man die Hauptschuld bei der Unterdrückung der städtischen Freiheiten und Gerechtsame und bei der grausamen Behandlung der Lütticher zuschrieb, sollten von der Regierung entfernt werden. Allein die junge Fürstin ließ sich zu einem zweideutigen Intriguenspiel verleiten. Im Widerspruch mit diesen Zusagen sandte sie dieselben Räthe, welche als geborne Franzosen zu Unterhandlungen mit dem König besonders geeignet schienen, nach Péronne zu Ludwig, zeigte ihm an, daß sie die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand genommen und diesen Freunden ihres Vaters und einigen ihrer Verwandten die Leitung der Geschäfte übertragen habe, und erbot sich zu großen Opfern und Zugeständnissen, wenn er sie im ruhigen Besitz ihrer Herrschaft lasse. Sie wollte ihm eine Anzahl Städte an der französischen Grenze abtreten, seine Oberhoheit über Burgund und Flandern sowie die oberrichterliche Autorität des Pariser Parlaments anerkennen. Zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit willigten die Gesandten ein, daß die Stadt Arras sogleich dem König eingeräumt werde. Ludwig war sehr erfreut und entließ die wohlgesinnten Männer, die auch die Vermählung ihrer Gebieterin mit dem Dauphin zu fördern versprachen, mit freundlichen Worten. Bald darauf erschienen einige Abgeordnete der in Gent versammelten Stände der vier Lande, um mit dem König über Waffenruhe und Frieden zu verhandeln. Sie gaben ihm die Versicherung, daß die junge Herzogin ganz nach dem Rathe der Stände zu regieren gedächte. „Ihr irret," sagte der hinterlistige König, der am meisten zu gewinnen hoffte, wenn Regierung und Volk mit einander in Hader lägen, „die Dame von Burgund läßt die Staatsgeschäfte durch Leute besorgen, die den Frieden nicht wollen; man wird euch verleugnen." Dabei händigte er ihnen das Schreiben mit Mariens Unterschrift ein. Grollenden Herzens kehrten die Abgesandten nach Gent zurück. Die Herzogin, die keine Ahnung hatte, daß Ludwig ihre vertraulichen Mittheilungen könne verrathen haben, empfing sie in feierlicher Audienz, um den Erfolg ihrer Botschaft zu vernehmen. Die Abgeordneten erhoben Klage und Vorwürfe über ihr unredliches Verfahren; Maria leugnete die Beschuldigung, aber wie erschrak sie, als ihr jene das eigene Schreiben vor Augen hielten! Ihre Bestürzung und Aufregung bestätigte ihr Schuldbewußtsein.

Als der Vorfall bekannt wurde, entbrannte die Wuth des Volkes. Hugonet und d'Himbercourt wurden noch in der Nacht aufgesucht und in Haft gebracht. Die Fürstin war in höchster Sorge um das Leben ihrer Räthe; aber Alles, was sie durch ihre Vermittelung erzielen konnte, war ein regelmäßiges Rechtsverfahren vor dem Genter Stadtgericht. Doch ihre Hoffnung auf ein mildes Urtheil wurde getäuscht. Wer hätte es wagen mögen, im Angesicht der zum Aufruhr bewaffneten Bevölkerung die beiden verhaßten und des Verraths gegen das Vaterland beschuldigten Männer freizusprechen! Ihr Schicksal war schon vor dem Verhör entschieden. Sie waren nicht zu retten, aber daß man

Die herzoglichen Räthe enthauptet.

sie noch folterte, war eine ungehörige Grausamkeit. So wurde denn der einst so einflußreiche Kanzler Hugonet nebst seinem Genossen als Verräther zum Tode verurtheilt. Vergebens flehte Maria die Richter an, ihr die Entscheidung zu überlassen; die Hinrichtung ward beschlossen und festgesetzt; vergebens durchirrte die junge Fürstin allein im Trauergewand und mit aufgelösten Haaren die Straßen der Stadt und bat das Volk um Gnade für ihre Diener; die Partei der Rache, geleitet von dem Grafen von St. Pol, dem Sohne des hingerichteten Connetable, trug den Sieg davon über die Regungen der Milde, die in einzelnen Gemüthern sich kund gaben; beide wurden öffentlich
3. Apr. 1477. auf dem Freitagsmarkt enthauptet; als ihre blutenden Häupter niederrollten, erhob die Menge ein wildes Freudengeschrei. Maria war aufs Tiefste erschüttert und verletzt, weniger über das empörte Volk, das unter den rohesten Scenen nie die Ehrfurcht gegen ihre Person aus den Augen gesetzt, sondern nur seinen ganzen Haß auf die fremden Rathgeber geworfen hatte, als über den König, der ihr Vertrauen mißbraucht, ihre geheimen Mittheilungen verrathen. Von der Zeit an gingen ihre Wege scharf auseinander; von einem Ehebund mit dem Dauphin konnte nun keine Rede mehr sein. Diesen Haß gegen das französische Königshaus theilten auch die Flamänder, und so wurde die gemeinsame Antipathie eine Brücke der Versöhnung und Verständigung zwischen der Herzogin und ihrem Volke.

Umschwung. a) In Burgundien. Und bereits gaben sich deutliche Symptome einer Wandlung in der öffentlichen Meinung, einer Gesinnungsänderung unter der Bevölkerung an verschiedenen Orten kund. Die Anerkennung der französischen Herrschaft war die Folge der Ueberraschung gewesen: die Katastrophe vor Nanci hatte die Gemüther verwirrt, die Menschen rathlos gemacht. Aber man erholte sich wieder. In Hochburgund entstand ein rascher Umschwung, als der Kaiser die Stände ermahnte, an dem alten Reichsverband festzuhalten, und auch im „Herzogthum“ machte sich bald ein Umschlag bemerkbar, als derselbe Fürst von Oranien, der dem König die burgundischen Lande zu Füßen gelegt hatte, ergrimmt, daß Ludwig die ihm in Aussicht gestellte Statthalterwürde dem Herrn von Craon übertrug, der französischen Herrschaft entgegenwirkte und seinen großen Einfluß bei Adel und Bürgerschaft aufbot, um die Huldigung rückgängig zu machen. In Artois und Hennegau erzeugten die Erpressungen der neuen Amtleute und Befehlshaber Murren und Unzufriedenheit. Allenthalben war der einheimische Adel gegen den König, denn Ludwig verstand es nicht, wie Karl der Kühne, die Sympathien der Ritter und Feudalherren für sich zu gewinnen; er setzte sein Vertrauen auf Intriganten und niederträchtige Seelen, welche sich als bereitwillige Werkzeuge seiner Tyrannei gebrauchen ließen. Bald brach da und dort die Gährung in Aufruhr und offenen Kampf aus. Der Prinz von Oranien brachte den burgundischen Adel mit seinen Lehnsmannschaften unter die Waffen, rief Freiwillige aus Deutschland und der Schweiz zu seinen

Fahnen und bekämpfte mit glücklichem Erfolg die französischen Besatzungsheere unter Craon. Was half es, daß die Häupter der Eidgenossen in den Hauptstädten zu dem französischen Bündniß standen; die kriegs- und beutelustige Jugend in den Gebirgskantonen wartete nicht auf das öffentliche Aufgebot; dort war für Handgeld und Sold stets ein ergiebiger Werbeplatz für Jedermann.

Nicht minder heftig machte sich die antifranzösische Gesinnung in Hennegau und Flandern Luft. Als der Ränkeschmied Olivier, der die Volksbewegung in Gent vorzugsweise hervorgerufen hatte, unter der Gestalt eines Grafen von Meulan an dem herzoglichen Hofe seine Intriguen fortsetzen wollte, wurde er mit Hohn und Drohungen zur schleunigen Flucht gezwungen. In Arras erhob sich die Bevölkerung des größeren Stadttheils gegen die Altstadt, wo die französische Garnison lag; einige Abgeordnete wollten in Gent Verhaltungsbefehle einholen, Ludwig ließ sie aber durch Tristan L'Hermite auf dem Wege gefangen nehmen und in Hesdin enthaupten; der Aufruhr wurde gewaltsam unterdrückt und viele Bürger, die im Straßenkampf ergriffen worden oder sich ergeben hatten, starben auf dem Blutgerüste. Dies gab in Arras das Signal zu einem Kampf auf Leben und Tod. Ergrimmt über den Widerstand wollte Ludwig durch Schrecken und Grausamkeit die störrischen Geister niederwerfen. Er behandelte Arras, wie einst Karl der Kühne Lüttich. Nachdem er die Mauern niedergerissen und die Einwohner massenweise ausgetrieben hatte, bevölkerte er die verödete Stadt mit Bürgern und Handwerkern, die er aus andern Orten zur Einwanderung zwang. Selbst der Name sollte ausgelöscht und in „Franchise" verwandelt werden. Doornik und Kortryk mußten französische Besatzungen aufnehmen und das Lilienbanner aufpflanzen; Bouchain, vor dessen Mauern Tannegui Duchatel getödtet ward und der König selbst, der sich auf seine Schultern gestützt hatte, in Lebensgefahr schwebte, mußte sich ergeben; ebenso le Quesnoy; Avesnes wurde erstürmt; dagegen widerstanden Douai, Lille, Valenciennes und insbesondere St. Omer allen Angriffen. Die Flandrer, welche jenen Adolf von Geldern, den einst sein Vater seines Erbes beraubt, aus dem Gefängniß gezogen und an die Spitze eines Heerhaufens gestellt, wollten den bedrängten Landschaften zu Hülfe ziehen, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen; der Herzog selbst fiel; französische Reiter streiften bis in die Nähe von Gent; die Felder wurden verwüstet, die Dörfer in Flammen gesetzt, Fruchtbäume gefällt. Nur der Abneigung des Königs gegen gewagte Unternehmungen hatte es der burgundische Hof zu danken, daß nicht das ganze Land in der ersten Bestürzung die Beute Frankreichs ward.

b) In Picardie, Hennegau, Flandern.

Mai 1477.

Juni.

Diese Vorgänge mehrten den Haß des belgischen Volkes gegen Ludwig XI. und befestigten aufs Neue das Band zwischen Ständen und Regierung. Dadurch wurde ein Ereigniß herbeigeführt, welches die Unabhängigkeit der Niederlande sicherte und die Pläne des Königs vereitelte. Schon im April war in

Maria's Vermählung mit Maximilian.

Brügge, wohin sich der Hof nach den Blutscenen in Gent begeben hatte, eine stattliche Gesandtschaft, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mainz, des Reiches Kanzler, vor Maria erschienen und hatte ihr in feierlicher Audienz den einst von ihrem Vater und Kaiser Friedrich verabredeten Ehevertrag mit Maximilian dargereicht nebst dem Ringe, den sie damals ihrem Bräutigam zugesandt. Die Botschafter hatten den Auftrag, zu fragen, ob die Fürstin geneigt sei, ihr Versprechen zu halten. Maria besann sich nicht lange. Auf diese Weise konnte sie den verhaßten Anträgen Frankreichs und den zahlreichen andern Bewerbungen am sichersten aus dem Wege gehen und zugleich einen
21. April 1477. kräftigen Beschützer in der Noth erlangen. Schon nach einigen Tagen wurde durch Stellvertretung die Trauung vollzogen; aber erst nach vier Monaten konnte Maximilian die Geldmittel zusammenbringen, um mit Würde und
18. Aug. Anstand in Flandern aufzutreten. Am 18. August wurde die in Sage und Dichtung gefeierte und für die Weltgeschichte so bedeutungsvolle Vermählung in Gegenwart vieler geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren in Gent geschlossen. Als der stattliche um zwei Jahre jüngere Erzherzog an der Seite seiner burgundischen Gemahlin, mit der er sich zunächst nur durch sprachkundige Vermittler unterhalten konnte, seinen „frohen Einzug" durch die belgischen Städte hielt, konnte man an der allgemeinen Volksfreude und an der gehobenen Stimmung den Eindruck bemerken, den das Ereigniß hervorgebracht. Man erwartete von dem Kaisersohn Erlösung aus der französischen Drangsal.

Friedensbund mit der Schweiz. 1478.

Und diese Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Wie tief auch das Ansehen des deutsch-römischen Kaisers gesunken war, dennoch war der Name noch immer ein Schild, mit dem man sich decken, ein traditionelles Recht, das man nicht leicht verletzen mochte. Diese ideelle Macht war die einzige Unterstützung, welche Friedrich III. seinem Sohne gewähren konnte; sie mußte Geld und Mannschaft ersetzen, die zu geben er entweder nicht im Stande oder nicht Willens war. Und in jener Zeit war der kaiserliche Name gegenüber einem so furchtsamen und vorsichtigen Monarchen wie Ludwig XI. noch eine wirkliche Macht. Als Friedrich III. für die Städte Doornik und Cambrai eintrat, als er die Räumung der Reichslande Hennegau und Hochburgund verlangte, wagte der französische König nicht zu widerstehen, zumal da in beiden Ländern die feindlichen Elemente immer mehr Boden gewannen, die antifranzösische Gesinnung immer stärker hervortrat. Er schloß mit Maximilian einen Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit mit kurzer Kündigungsfrist und stellte den Krieg ein. Doch war er keineswegs gesonnen, seine Hoffnungen und Ansprüche fahren zu lassen; vielmehr suchte er sich durch Bündnisse mit Savoyen und mit dem spanischen Königspaar Ferdinand und Isabella zu stärken und vor Allem die Eidgenossen wieder auf seine Seite zu ziehen. Damals sah man mehrere berühmte Kriegshelden wie Bubenberg, Waldmann, Imhof von Uri u. a. als Gesandte nach Frankreich wandern und französische Unterhändler in Bern,

Zürich, Lucern u. a. O. ihre Beredsamkeit und diplomatische Thätigkeit anstrengen, auf daß der alte Bund erhalten bliebe. Die Künste der Verführung und Bestechung wurden in großem Maßstabe angewandt. Allein auch die burgundische Partei war nicht müßig: der Kaiser und Erzherzog Sigmund ließen den Eidgenossen vorstellen, welche Gefahren ihrer Freiheit und Unabhängigkeit in Zukunft erwachsen könnten, wenn Frankreich durch Besitznahme Hochburgunds ihr Grenznachbar würde; Maximilian und Maria gaben die Versicherung, daß sie den Schweizern nie die Schuld für den Tod des Herzogs anrechnen würden, und versprachen ein Friedensgeld von 150,000 Gulden, wenn sie dem König keine Hülfstruppen zusenden wollten; der Adel der Freigrafschaft und der Bischof von Besançon wirkten in Stadt und Land für die Freiheit Burgunds. Es fiel den alten Parteigängern Ludwigs schwer, die gefüllte Hand des Königs zurückzustoßen; aber die flandrischen Ducaten leuchteten mit ähnlichem Glanz. Dabei stand eine Spaltung der Eidgenossenschaft zu befürchten; denn mochten auch immerhin die Hauptorte zu Frankreich halten; Anwerbungen von Freiwilligen waren nicht zu verhindern und die Sitte des Reislaufens in fremde Kriegsdienste, wo nur immer Handgeld und Sold winkten, war schon so tief bei den Söhnen der Alpen eingedrungen, daß man umsonst sich dagegen gestemmt hätte. War doch die Vertreibung Craons aus der Franche-Comté vorzugsweise das Werk schweizerischer Freischaaren, die Oranien und andere burgundische Edelleute unter ihre Fahnen gelockt. So wurde denn ein Jahr nach der Schlacht bei Nanci auf einem großen Gesandtencongreß zu Zürich Jan. 1478. zwischen der Eidgenossenschaft einerseits und den Häuptern und Gliedern des österreichisch-burgundischen Herrscherhauses anderseits ein ewiger Friede geschlossen. Doch sollte es Niemand verwehrt sein, Geschenke von Frankreich anzunehmen. Nur die Lucerner hielten an dem Bündniß mit Ludwig fest.

Der König ließ sich durch den Züricher Friedensvertrag nicht entmuthigen. Krieg in Hochburgund. Er wußte aus Erfahrung, daß das französische Gold für schweizerische Gemüther ein zu mächtiger Magnet sei, als daß es seine Kraft so plötzlich verlieren könnte. Als gegen Ende des Jahres der Krieg wieder losging, strömten aus allen Kantonen Freischaaren zu dem französischen Heer, welches Karl von Amboise, Herr von Chaumont, den Ludwig an der Stelle des unfähigen, habsüchtigen Craon zum Statthalter in beiden Burgundien eingesetzt hatte, ins Feld führte, um die verlorne Franche Comté wieder zu gewinnen. Dole, die feste, schöne und reiche Hauptstadt Hochburgunds, in einem lieblichen, fruchtbaren Thal am Frühjahr 1479. Doubs fiel durch Verrätherei einiger Soldknechte aus dem Elsaß oder aus der Schweiz in die Hände des französischen Feldherrn und wurde ohne Unterschied Alters, Geschlechts oder Standes „der soldatischen Ausgelassenheit preisgegeben: so daß in Kirchen der heilige Schrein aufgerissen, das Blut der Priester, Weiber und Kinder vermischt, und Burg und Stadt sammt den Archiven den Flammen überlassen worden." Das Schicksal von Dole füllte das ganze Land

mit Bestürzung und Furcht und befestigte aufs Neue die französische Herrschaft in der Freigrafschaft; Vesoul wurde verbrannt, der Bischof von Besançon, obwohl zum Reich gehörend, sah sich gezwungen die Hoheitsrechte des Königs anzuerkennen; Ludwig erschien als Herr des Landes; bald rückten seine Heerhaufen in das Luxemburgische und in das Gebiet von Namur vor.

Schlacht bei Guinegate. 1479. Weniger glücklich waren die französischen Waffen im Norden, wo der König aus Mißtrauen dem Marschall Dammartin den Oberbefehl entzogen hatte. Als Maximilian mit einem Heer von 27,000 Mann, muthige und siegesfrohe Fläminger nebst deutschen und englischen Bogenschützen, die Stadt Terouanne angriff, wo eine französische Garnison lag, rückte Herr Crèvecoeur des Querdes, welcher aus dem burgundischen Dienst in den französischen übergetreten war, mit einem starken Heer zum Entsatz herbei, wurde aber an dem 17. Aug. Hügel Guinegate mit großem Verlust geschlagen.

Die französische Reiterei, aus elf oder nach andern Angaben aus achtzehn hundert Lanzen bestehend, warf beim ersten Anrennen die schwergerüstete belgische Ritterschaft, die nur achthundert fünfundzwanzig Lanzen zählte, in die Flucht, aber während sie mit dem Oberfeldherrn den Sieg zu rasch verfolgten, fand Maximilian Zeit mit dem Fußvolk, bei dem sich fünfhundert englische Bogenschützen und dreitausend deutsche Soldknechte befanden, gegen die französischen Freischützen vorzugehen. Ein Ausfall der Garnison brachte keine Hülfe, da diese mehr auf Plünderung des Lagers und Gepäcks als auf Kämpfen bedacht war. So kam es, daß die von der „Jagd“ zurückkehrenden französischen Reiterhaufen den Feind in einer so vortheilhaften Lage trafen, daß sie ihm den Sieg nicht mehr streitig machen konnten.

Die Verluste waren auf beiden Seiten groß; besonders hatte der niederländische und flämische Adel, der mit großer Tapferkeit und Todesverachtung gestritten, viele seiner Glieder zu beklagen. Aber trotz der Opfer war die Schlacht bei Guinegate ein Ehrentag in der niederländischen Geschichte. Siegesstolz kehrte Maximilian nach Gent zurück, wo ihm seine Gemahlin Maria ihren neugebornen Sohn Philipp in die Arme legte.

Neue Heerorganisation in Frankreich. Ludwig XI. aber, erzürnt über die schlechte Disciplin des Feudalheeres, nahm eine neue Heerorganisation vor. Er gestattete dem Lehnsadel sich durch eine Geldabgabe von dem persönlichen Waffendienst loszukaufen, legte den Gemeinden eine Kriegssteuer statt der Einstellung militärpflichtiger junger Männer auf und gebot, daß in Zukunft alle Beute zusammengetragen und nach dem Gefecht gleichmäßig vertheilt werden sollte. Durch jene Anordnung war er in Stand gesetzt, die „Freischützen“ aufzulösen und durch geworbenes leichtes Fußvolk, wozu die Schweizer das größte Contingent lieferten, zu ersetzen. Die Eidgenossen machten keine Schwierigkeiten, dem König sechstausend Mann auserwählter Streiter zu „leihen“. Im folgenden Jahr konnte Ludwig am Ufer der Seine über ein wohlgerüstetes Heer von 30,000 Mann Musterung halten.

Während auf diese Weise der König von Frankreich aus der Niederlage bei Guinegate wichtige Vortheile zog, waren Marie und Maximilian nicht im Stande, ihren Sieg zu benutzen. Die nördlichen Provinzen, Holland und Seeland, noch immer zerrissen und geschwächt durch die alten Parteikämpfe zwischen Hoecks und Kabeljaus (VII, 915), hatten durch die französische Marine, welche unter dem geschickten Viceadmiral Coulon den Kanal und die Nordsee beherrschte, viel zu leiden und waren einem Kriege abgeneigt, der ihren heimischen Interessen fern lag und sie im Häringfang störte; in Geldern forderte das Volk die Auslieferung des jungen Sohnes ihres gefallenen Herzogs Adolf; in Flandern und Brabant verweigerten die Stände die zum Kriege erforderlichen Steuererhöhungen; weder vom Kaiser noch von anderer Seite konnte das Herrscherpaar auf Unterstützung rechnen. Eine friedliche Uebereinkunft mit Frankreich wäre ihnen daher sehr erwünscht gewesen; allein wie ernstlich auch der päpstliche Legat, Cardinal Giuliano della Rovera, nachmals Papst Julius II., sich bemühte, eine Ausgleichung der christlichen Höfe herbeizuführen; die Forderungen Ludwigs waren zu weitgehend; der Botschafter des heiligen Vaters vermochte nichts als einen neuen Waffenstillstand zu stiften. Die Stimmung in den Niederlanden.

Zum Dank für die geistlichen Bemühungen entließ der König den Cardinal Balue und den Bischof von Verdun aus der Gefangenschaft, in der sie über zehn Jahre geschmachtet. In Rom fand der erstere bald Gelegenheit zu neuen Umtrieben.

Ludwig benutzte die Waffenruhe zu seinen Zwecken: ein stehendes Heer von vier- bis fünftausend Lanzen und 25,000 Mann besoldeter Kriegsknechte zu Fuß machte ihn zum unbeschränkten Herrn des Reichs; Schaaren von bezahlten Kundschaftern und Agenten in den Provinzen und im Auslande unterrichteten ihn von Allem, was vorging oder geplant ward. Ein unerhörter Despotismus lag wie ein Alp auf der französischen Nation: die Steuern und Abgaben stiegen auf die dreifache Höhe gegen die vorige Regierung; die Soldaten, von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit befreit, gestatteten sich Bedrückungen und Mißhandlungen, die an die Zeiten der „Schinder" erinnerten. Die Rechte des Parlaments wurden mißachtet und durchbrochen. Das ganze Land seufzte unter schwerem Druck; dem König war die Stimmung des Volks nicht unbekannt; verschiedene Mordversuche, die auf ihn gemacht aber vereitelt wurden, gaben Zeugniß von dem allgemeinen Haß, der auf ihm lastete, und mehrten sein Mißtrauen und seine Menschenscheu. Er bereiste nicht mehr, wie in früheren Jahren die Städte seines Reichs, er suchte nicht mehr den Verkehr der Menschen. Seitdem der Herzog von Nemours auf der Folter bekannt hatte, daß fast alle hohen Barone, Hofleute und Beamten in Verschwörungen wider den König verflochten gewesen, hielt er sich nur noch sicher in der Umgebung seiner Schergen und Leibwächter. Sein Schloß Plessis-les-Tours lag im „Garten Frankreichs", aber für ihn war es nur ein weiter Kerker, den die Geister der Angst und des Schreckens umschwebten, wo die Jammertöne der Gefolterten und in eisernen Ludwigs Tyrannei u. Menschenscheu.

Behältern Eingeschlossenen die Luft erfüllten. Es wurde früher erwähnt, mit welchen Schreckbildern die Volksphantasie jenen düstern Ort ausmalte, wo Ludwig XI. mit seinem „Gevatter" Tristan L'Hermite und andern Werkzeugen seiner Tyrannei fern von der Welt seine letzten Lebensjahre verbrachte, gepeinigt von Sorgen und Gewissensqualen, welche die Gesänge und Reigen der Hirten und Bäuerinnen, die man zu seiner Aufheiterung herbeirief, nicht zu bannen vermochten, und beflissen, durch Astrologen und Wahrsager jede ihm bevorstehende Gefahr und Fatalität zu erforschen und abzuwenden. Selbst seine Gemahlin und der Dauphin durften ihn nur in seltenen Fällen besuchen; blos seine Tochter Anna und sein Schwiegersohn, der Herr von Beaujeu, an denen er niemals eine Untreue entdeckt, mochten ihm nahe kommen. Zwar versichert Comines, Ludwig habe sich in seinem Alter viel mit inneren Reformen beschäftigt, geeignet die Wohlfahrt des Reiches zu begründen; er habe die Absicht gehabt, ein allgemeines Gesetzbuch, eine verbesserte Gerichtsordnung, Einheit des Maßes, des Gewichtes, der Münze zu schaffen; aber zur Ausführung solcher Pläne reichten Leben und Gesundheit nicht aus.

Die Provence und andere Territorien mit dem Königreich verbunden.

Dagegen war seine Politik von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Als der alte König René im Juli 1480 starb und sein Erbe, der Graf von Maine ihm im nächsten Jahre (10. Dec. 1481) ins Grab nachfolgte, fügte der König zuerst die Besitzungen des Hauses an der Loire als Mannlehen der Krone bei, und zog dann in Folge letztwilliger Verfügung des Königs René und seines Enkels die reiche und herrliche Landschaft Provence mit der Handels- und Seestadt Marseille an sich, eine Ausdehnung des Reichs innerhalb der natürlichen Landesgrenze, wie sie nicht vortheilhafter erzielt werden konnte. Die hafenreiche Küste des Mittelmeers war für die Zukunft der französischen Nation von unberechenbaren Folgen. Selbst die Anrechte auf die sicilische Krone gingen bei dem Erlöschen des jüngeren Zweiges des angiovinischen Geschlechts auf den französischen König über. Umsonst legte Herzog René von Lothringen Verwahrung ein; durch die Thätigkeit der französisch gesinnten Familie Forbin wurde die Herrschaft Ludwigs XI. in der ganzen Provinz anerkannt. Dafür bestätigte der König alle bestehenden Rechte und Einrichtungen.

Marias Tod. Unruhen in den Niederlanden. 27. März 1482.

Kaum war diese kostbare Ernte eingethan, so öffnete sich dem französischen Monarchen eine zweite glückliche Aussicht. Am 27. März 1482 war Maria von Burgund auf einer Jagd bei Brügge, durch einen Sturz von ihrem wilden Pferd, schwer verletzt worden und drei Wochen darnach ihren Wunden erlegen, eine edle, sanfte Fürstin von fünfundzwanzig Jahren, beliebt bei Volk und Adel. Sie hinterließ zwei Kinder, einen vierjährigen Knaben Philipp und ein Töchterchen, Margaretha. Es war natürlich, daß der Vater, Erzherzog Maximilian, die Stelle eines Vormunds und Reichsverwesers in die Hand nahm; allein der deutsche Fürst hatte sich in Flandern und Brabant die Liebe und das Vertrauen des Volkes nicht zu erwerben gewußt. Die Hoffnungen, welche die

Flamänder in der ersten Zeit nach der Schlacht bei Guinegate von ihm gehegt, wurden getäuscht; in Gent und Brüssel war man ungehalten, daß die Verhältnisse mit Frankreich nicht zur Entscheidung kamen; daß ein schwebender Kriegszustand fortdauerte, der den Handel störte, dem Lande schwere Opfer an Geld und Mannschaft auferlegte und doch weder einen zuverlässigen Frieden noch eine bedeutsame Waffenthat zu Tage brachte; man nahm es dem Erzherzog übel, daß er in so schwerer Zeit weniger an die Noth des Landes als an seine Vergnügungen, an Festlichkeiten und Gelage, an Turniere und Jagdfreuden dachte; es reizte ihr Nationalgefühl, daß er in seinen Rath und in seinen Hofhalt vorzugsweise Deutsche berief und ihnen sein ganzes Vertrauen zuwandte. Die Städte Gent, Brügge und Ypern kamen überein, dem Erzherzog die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen und dieselbe einem aus eingebornen Edelleuten gebildeten Vormundschafts- und Regentschafts-Rath zu übertragen. In Geldern forderte das Volk mit den Waffen in der Hand seinen jungen Herzog; das Bisthum Utrecht war im Aufruhr gegen seinen burgundischen Bischof; Lüttich, noch an den schweren Wunden blutend, die Karl der Kühne dem Gemeinwesen geschlagen, wurde von neuen bürgerlichen Stürmen durchtobt.

Wilhelm von der Mark und die Lütticher.

Wilhelm von der Mark nämlich, ein heftiger, hochmüthiger Edelmann, hatte sich die Würde eines Mambour zu verschaffen gewußt und mißbrauchte dieses Amt zu Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, bis die Stände ihn verbannten. Rachedürstend eilte er nach Frankreich, sammelte Kriegsknechte und bewaffnete Landstreicher um sich und fiel wie ein verheerender Wettersturm über das Lütticher Gebiet her, das offene Land mit Feuer und Schwert heimsuchend. Niemand wagte dem „Eber der Ardennen“, wie man ihn nannte, zu widerstehen. Drohend rückte er vor die Thore der Hauptstadt; der Bischof, Ludwig von Bourbon, den der Graf als den Urheber seiner Verbannung besonders haßte, zog mit einem kleinen Haufen dem Bandenführer entgegen; beim ersten Zusammentreffen wurden die Lütticher zersprengt, der Bischof selbst in einem Engpaß durch die schwere Streitaxt des „Ebers“ zu Boden geschlagen, sein Schädel zerspalten, die Leiche verstümmelt. Gleich einem Eroberer zog nunmehr Graf Wilhelm in die Stadt ein, zwang die Domherren seinen eigenen Sohn zum Bischof zu wählen und riß das weltliche Herrscheramt an sich. Von Ludwig XI. ermuthigt und unterstützt, reichte er den Insurgenten von Geldern und Utrecht und dem Herzog von Cleve die Hand zum Bunde und arbeitete dem österreichischen Fürsten aus allen Kräften entgegen.

Frieden von Arras. 1482.

Maximilian war in schlimmer Lage: ohne Geld, ohne Truppen, ohne verständige Rathgeber in einem feindlich gesinnten, von französischen Intriguen verwirrten Lande! Selbst seine Kinder hielt man von ihm entfernt. Unter solchen Umständen konnte er den Frieden, den die Stände von Flandern und Brabant mit Ungestüm forderten, nicht länger verweigern. Er mußte auf dem Landtag von Alost einwilligen, daß eine Gesandtschaft nach Arras abgeordnet wurde, um mit den Bevollmächtigten des Königs eine dauernde Uebereinkunft abzuschließen. Nach kurzen Verhandlungen vereinigte man sich zu dem Friedens-

23. Dec. 1482. vertrag von Arras, in welchem unter Anderm festgesetzt ward, daß Maximilians Tochter, die dreijährige Margaretha, als Verlobte des Dauphin nach Paris geführt werden und Burgund, Artois und einige andere auf französischem Boden gelegene Besitzungen zur Mitgift erhalten sollte. Falls die Ehe nicht vollzogen oder kinderlos bleiben würde, sollten diese Länder dem rechtmäßigen Erben Philipp zurückgestellt werden.

Ausgleichungen. Damit endigte der burgundisch-französische Krieg. Ludwig hatte Vieles erreicht, wenn er auch seine anfänglichen Pläne und Hoffnungen hatte herabstimmen müssen. Die abgetretenen Städte und Landschaften wurden einstweilen im Namen des Dauphin verwaltet, alle bestehenden Rechte, Gebräuche und Einrichtungen bestätigt und völlige Amnestie ausgesprochen. Bald darauf ward die kleine Margaretha zu ihrer Erziehung nach Paris gebracht und mit dem Thronerben verlobt. Nun entzog Ludwig dem Grafen von der Mark, dem Herzog von Cleve und den Aufständischen in Utrecht und Geldern seine Hülfe und bewirkte dadurch, daß der Erzherzog allmählich die Oberhand bekam. Der tyrannische Beherrscher von Lüttich wurde zur Unterwerfung gebracht und in Maastricht enthauptet; aber sein Bruder Eberhard trat als Bluträcher auf, indem er an der Spitze einer bewaffneten Kriegsschaar Jahre lang das Lüttich'sche Gebiet verheerte und unsicher machte. Als Ludwig den unruhigen Niederländern keinen Vorschub mehr leistete, wurde Maximilian bald Meister des Widerstands und zwang die flandrischen und brabantischen Stände, ihn als Vormund und Reichsverweser bis zur Volljährigkeit seines Sohnes anzuerkennen. Unter dem Jubel des Volkes hielt nunmehr der Habsburger seinen Einzug in Brügge und Gent und vereinigte sich mit seinem Sohn, dem jungen Herzog Philipp.

Tod Eduards IV. von England und Ludwigs XI. von Frankreich. 1483. Niemand fühlte mehr Verdruß über diesen Ausgang als König Eduard IV. von England. Schon vor sieben Jahren war seine Tochter mit dem französischen Thronfolger verlobt worden, und nun wurde dieser Bund rücksichtslos zerrissen. Der englische Monarch traf bereits Anstalten, sich den Lüsten und Genüssen seines Hofes zu entreißen und die Schmach mit den Waffen zu rächen, als das Geschick ihn dahinraffte. Aber auch Ludwig sollte sich seines Triumphes nicht lange erfreuen; der Tod, der ihm so oft als Bundesgenosse zur Seite gestanden, ihn von so manchem Widersacher befreit hatte, „streckte die Hand auch über seine mehr von Arbeit und Sorgen als von den Jahren gefurchte Stirn." Bald nach dem Frieden von Arras schwanden seine, durch einen früheren Schlaganfall geschwächten Kräfte mehr und mehr dahin. Er zitterte vor dem Tode und überhäufte seinen Leibarzt, Jacob Coictier, einen brutalen und habgierigen Mann, der seinen Herrn tyrannisirte, mit Geld und Gütern, damit er ihm das Leben verlängere. Er schickte reiche Geschenke zu allen Kirchen, zu allen Gräbern und Altären der Heiligen, und ließ Reliquien von allen Orten und Enden, besonders von Rom kommen. Männer und

Frauen, die im Rufe der Heiligkeit standen, wie Franz von S. Paula aus Calabrien, Stifter des Ordens der Minimen, mußten für ihn beten. Gegen seine Gewohnheit kleidete er sich in kostbare Gewänder, um seinen abgezehrten Leib zu verhüllen. In seinen letzten Tagen ließ er seinen Sohn, für den er in seinen Mußestunden eine Sammlung von moralischen, politischen und militärischen Regeln und Maximen angefertigt und Rosier des Guerres überschrieben hatte, vom Schlosse Amboise zu sich kommen, empfahl ihn der Treue seines Schwiegersohnes, des einundzwanzigjährigen Herzogs von Orleans, den er zugleich vor gefährlichen Verbindungen gegen die Krone warnte, und schied dann, gefaßt und bis ans Ende mit politischen Gedanken beschäftigt, aus dem Leben. 30. Aug. 1483.

Resultate der Regierung Ludwigs XI.

Mit Ludwig XI. begann eine neue Epoche in der französischen Geschichte. Nicht nur, daß er das absolute Königthum auf den Trümmern des mittelalterigen Feudalismus aufrichtete und das Reich seiner Abrundung innerhalb der natürlichen Grenzen einen bedeutenden Schritt näher rückte; er führte auch die humanistische Wissenschaft, die in Italien ihren siegreichen Lauf begonnen, in die französische Welt ein. Wie die unumschränkte Monarchie den Lehnstaat niederwarf, so überwand diese aus dem griechischen und römischen Alterthum emporgewachsene neue Cultur die Scholastik des Mittelalters. Besonders hatte sich die Heilkunde und die Chirurgie der Gunst des Königs zu erfreuen. Die medicinische Facultät in Paris hat erst unter ihm eine würdige Stellung neben den andern wissenschaftlichen Instituten erlangt. Auch begünstigte er die Buchdruckerei, die aus Deutschland eingeführt in Paris und andern Städten bald große Verbreitung fand. Selbst in der Sorbonne wurde eine Werkstätte der Typographie aufgerichtet. Wir werden die Strahlen des neuen geistigen Lebens, die damals die Welt zu erleuchten begannen, an einem andern Orte zusammenfassen; Kunst und Wissenschaft vereinigten sich mit der Politik, mit dem Kriegswesen, mit den gesellschaftlichen Umgestaltungen, um eine neue Periode der Weltgeschichte zu begründen. Und diese Periode der Neugestaltung des gesammten öffentlichen, geistigen und socialen Lebens, diese an neuen Ideen und Schöpfungen so fruchtbare Zeit hat Ludwig XI. erkannt und ihr zum Durchbruch verholfen. Er selbst war ein rastloser und thätiger Meister am Webstuhle der Zeit, und wie er mit revolutionärem Despotismus die alten Formen eines überlieferten Staatsorganismus zerschlug, so schaffte er auch auf andern Gebieten dem Zeitgeiste Raum zur Entfaltung, so gab er auch andern Kräften das Recht zu erobern und zu herrschen. Die Städte, die ihm in der Noth Treue und Ergebenheit bewiesen, besonders Paris, Tours, Larochelle, Bordeaux, Beauvais, Troyes u. A., erhielten zum Lohn mancherlei Rechte und Freiheiten, so daß sie von der Zeit an einen bedeutenden Factor im Staatsleben Frankreichs bildeten. Handel und Gewerbthätigkeit wurden durch günstige Gesetze und Verordnungen geschützt; das Verkehrsleben führte er einer

größeren Entwickelung entgegen, indem er das Strandrecht aufhob, fremden Kaufleuten Sicherheit ihrer Waarenlager und freie Niederlassung gewährte, die Errichtung von Märkten und Messen förderte, das Zunft- und Innungswesen in Obhut nahm, im ganzen Reiche königliche Posten organisirte. Wie drückend auch in vielen Dingen Ludwigs XI. Regiment für das Volk sein mochte, wie willkürlich er sich oft über Recht und Gericht wegsetzte, wie sehr er Hoch und Niedrig seinen despotischen Sinn, seinen kalten Egoismus, seine herzlose Staatsraison fühlen ließ, wie schwer die Nation unter der neuen Militärlast zu leiden hatte; dennoch bezeichnet seine Regierung einen wesentlichen Fortschritt, eine Uebergangsstufe zu dem modernen Staat. Seine Tyrannei war eine Zucht- und Uebungsschule zur Unterordnung des Einzelwillens unter das Staatsganze. Diese welthistorische Bedeutung und Stellung Ludwigs hat Comines, ein Staatsmann, der ihn lange in der Nähe beobachtete, richtig erkannt; und dieser fällte das Urtheil, es sei mehr Gutes und weniger Schlimmes von ihm zu sagen, als von allen übrigen Fürsten seiner Zeit. Bei ihm war wenigstens der Egoismus von höheren allgemeinen Zwecken getragen.

V. Frankreich unter König Karl VIII.

1. Die Zeit der Conflicte.

Das neue Regiment.

Der Tod Ludwigs XI. gab das Signal zu tiefen inneren Bewegungen. Alles, was unter der Tyrannei des verstorbenen Königs gelitten hatte, forderte laut die Abstellung der Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, die Rückkehr zu den alten Zuständen, die Beseitigung und Bestrafung der Werkzeuge des despotischen Monarchen. Wie bei dem Hingang Philipps des Schönen (VII, 748) machte sich die Entrüstung der Nation Luft in der allgemeinen Verdammung des Regierungssystems des verstorbenen Königs: der hohe Adel verlangte die Wiedereinsetzung in seine Rechte, Güter, Ehre, Freiheit; das Parlament die Herstellung der legalen Justizformen und die Entfernung der Ausnahmsgerichte; das Volk in Stadt und Land die Abschaffung der drückenden Steuern und Auflagen und die Verminderung der Militärlast. Alle diese Beschwerden und Forderungen richteten sich gegen eine Regierung, die erst im Werden begriffen war, da Ludwig keine Bestimmungen getroffen hatte, wie es nach seinem Tode gehalten werden sollte. Sein Sohn Karl (geb. den 30. Juni 1470) stand im vierzehnten Lebensjahre und war somit nach der Anordnung Karls V. regierungsfähig; er bedurfte also keiner Vormundschaft. Aber schwach an Geist und Körper und in seiner Erziehung vernachlässigt, war er zum selbständigen Handeln nicht geeignet. Es erhob sich daher ein großer Wetteifer unter den Gliedern des königlichen Hauses und den hohen Würdenträgern, um die Leitung der Staats-

geschäfte in die Hände zu bekommen; und in diesem Streben lief eine Frau allen andern Mitbewerbern den Rang ab: des Königs älteste Schwester Anna, Gemahlin Peters von Bourbon, Herrn von Beaujeu. Obwohl erst zweiundzwanzig Jahre zählend, war sie an Klugheit und Energie Allen überlegen; sie allein hatte den Geist und politischen Verstand ihres Vaters als Erbtheil erhalten. Die Mutter des Königs, Charlotte von Savoyen, welche ihr den Einfluß hätte streitig machen können, ging einige Monate nachher aus der Welt, ehe sie sich ihrer neuen freieren Stellung bewußt geworden war. Denn bei Lebzeiten ihres Gatten hatte sie unter einem schweren Joch gelegen. Ein gefährlicherer Rivale war der Gemahl der jüngeren Schwester Johanna, Herzog Ludwig von Orleans, ein junger Fürst von kaum einundzwanzig Jahren, den der Verstorbene selbst zum Leiter und Rathgeber seines königlichen Schwagers bestimmt zu haben schien. Aber kaum sah sich der Prinz von dem Zwange befreit, in dem er bisher gehalten worden, als er sich mit vollen Segeln in das Meer sinnlicher Genüsse und jugendlicher Ausschweifungen stürzte. Seine Gattin, eine Dame von Herzensgüte aber ohne alle körperliche Reize, vermochte den lebensfrohen jungen Mann nicht zu fesseln; er entschädigte sich in den Armen schöner Buhlerinnen, vergnügte sich am Jagen, Reiten, Lanzenwerfen, an Ritterspielen und Gelagen und schien fern von dem Ehrgeize, eine bedeutende Macht in den politischen Weltbegebenheiten erringen zu wollen.

In Kurzem war Anna die eigentliche Regentin Frankreichs. Die zahlreichen und mächtigen Glieder der Familie Bourbon, die sie durch ihren Gemahl auf ihre Seite zu ziehen und mittelst Ehrenstellen an ihr Interesse zu fesseln wußte, bildeten ein Gegengewicht gegen die Partei Orleans, bei welcher des Herzogs Vetter Dunois, der Sohn und Erbe des großen Bastard, ein kluger, gewandter und für diplomatische Intriguen geschickter Edelmann, das leitende Haupt war. Johann von Bourbon, der Bruder von Anna's Gemahl, wurde zum Connetable und Generallieutenant ernannt, und bei der Zusammensetzung des neuen Conseil oder königlichen Raths, dem die Leitung der Staatsgeschäfte vorläufig übertragen ward, wußte sie es dahin zu bringen, daß mehrere ihrer Freunde und Anhänger in die Zahl der Mitglieder aufgenommen wurden. Dabei waren die ersten Regierungshandlungen darauf berechnet, eine versöhnliche Stimmung zu erzeugen: die schlimmen Räthe und Werkzeuge Ludwigs XI. wurden ihres Einflusses und ihrer Aemter beraubt und die verhaßtesten darunter, Olivier le Dain, an den Galgen geheftet und Doyat mit Ruthen geschlagen und zum Pranger und zum Verlust der Ohren verurtheilt. Mehrere gefangene Edelleute erhielten die Freiheit, die Kinder und Angehörigen der Hingerichteten die eingezogenen Güter zurück; Herzog René von Lothringen wurde mit der Herrschaft Bar belehnt und für die Provence mit Jahrgeldern und Versprechungen abgefunden; die entfremdeten Krongüter

Anna von Beaujeu.

wurden zurückverlangt und dadurch eine Minderung der Abgaben ermöglicht. Und damit man in Zukunft vor ähnlichen willkürlichen Besteuerungen sicher sei, forderten viele namhafte Stimmen, daß zu jeder Gelderhebung, wie in England, zuvor die Bewilligung der Reichsstände eingeholt werden müsse; eine Forderung, die von Andern bekämpft wurde, weil sie der königlichen Autorität zu nahe trete.

Die Ständeversammlung in Tours. Jan. 1484.

Die öffentliche Meinung, die sich über diese wichtige Frage damals kund gab, hatte wenigstens die unmittelbare Folge, daß im nächsten Jahr eine allgemeine Ständeversammlung nach Tours einberufen ward, in welcher nicht nur Adel, Klerus und Bürgerschaft vertreten war, sondern auch die freien Bauern ihre Abgeordneten zu dem dritten Stande lieferten. Dabei kam eine neue Wahlordnung in Anwendung, welche von der fortgeschrittenen Entwickelung des monarchischen Staatsorganismus im Gegensatz zu dem früheren Feudalismus Zeugniß gab.

Wahlsystem.

Die Wahlen wurden nämlich nicht nach den Lehnsgütern der Grafen und Herren, sondern nach Amtskreisen, nach Stadt- und Landbezirken angeordnet; und blos solche Prälaten und Barone galten als Repräsentanten, welche durch die Wahl ihrer Standesgenossen dazu berufen wurden. Blos darin bestand ein Unterschied, daß die Privilegirten aus direkten Wahlen ihr Mandat empfingen, während die Vertreter des Tiersetat aus einer zweifach gebrochenen Wahl hervorgingen. Nur diejenigen Landschaften, welche, wie die Languedoc, besondere Provinzialstände besaßen, wurden durch Delegirte aus diesen Versammlungen vertreten. Es war mehr diese Art der Zusammensetzung, welche dem Reichstag von Tours die große Bedeutung gab, als die Beschlüsse. Denn jene verlieh der Versammlung der drei Stände einen demokratischen Charakter. Bei den Discussionen und Abstimmungen waren alle Glieder gleich und gleichberechtigt. Der Despotismus des elften Ludwig war eine Werkstätte für einen Staatsorganismus, in welchem die Keime der Freiheit und Gleichheit für Alle verborgen lagen. Die Liste der Abgeordneten, etwa 250 an Zahl, die Geschäftsordnung, der Gang der Verhandlungen sowohl in den einzelnen Sectionen oder „Nationen“ als in den Hauptsitzungen im Saale des erzbischöflichen Palastes, wie sie sich in der Aufzeichnung eines der Deputirten erhalten haben, lassen erkennen, daß die Ständeversammlung zu Tours eine viel größere Bedeutung hatte, als alle, die vorausgegangen, und als die meisten, die in den nächsten zwei Jahrhunderten gefolgt sind.

Verhandlungen über das Conseil des Königs.

Die Rivalität, welche bereits zwischen der Partei Bourbon und Orleans hervortrat, kam der nationalen Strömung zu Statten. Da der König, wie Jedermann wußte, zur eigenen Regierung noch unfähig war, so hatte der Staatsrath, das königliche Conseil, den Charakter eines Regentschaftsrathes; seine Zusammensetzung war daher für das ganze Reich von der größten Bedeutung. Wir wissen, daß Anna und ihr Gemahl besonders thätig gewesen waren, ihren Freunden und Genossen diese Rathsstellen zuzuwenden. Unter den fünfzehn Mitgliedern, die man vorläufig ernannt hatte, waren mehrere der einflußreichsten Diener des verstorbenen Königs, wie Comminges (Lescun) des Querdes, Comines u. a. Die Partei Orleans hoffte nun mit Hülfe der Ver-

sammlung mehr Boden zu gewinnen; sie begünstigte daher das Bestreben vieler Abgeordneten, die Besetzung des Conseils als eine nationale Angelegenheit dem Ständetag zu vindiciren; um die Gegner aus dem Felde zu schlagen, machte sie sich zum Vorfechter liberaler und demokratischer Ideen. Im Gegensatz zu den bisherigen Ansichten, wonach das Regiment, wenn der König aus irgend einem Grund nicht selbst die Staatsgeschäfte besorgen könne, in erster Linie den fürstlichen Männern aus der königlichen Verwandtschaft zustehe, hörte man damals den Grundsatz verfechten, daß in solchem Falle die Regierungsgewalt den Reichsständen oder den von ihnen erwählten Männern gebühre, somit die Organisation des Staatsraths nur unter ihrer Mitwirkung und Zustimmung vor sich gehen dürfe. Es ging ein revolutionärer Zug durch die Stände; die normannische „Nation“, an ihrer Spitze Masselin, der Geschichtschreiber dieses denkwürdigen Reichstages, forderte kühn, daß das höchste Regierungscollegium durch die Stände besetzt werde, und einige andere stimmten bei. Philipp Pot, Herr de la Roche aus Burgund, führte in einer feurigen Rede den Satz durch, „daß die Könige ursprünglich durch die Stimme des souveränen Volkes gewählt worden seien, tapfere, weise und tugendhafte Männer, welche, ihres eigenen Vortheils vergessend, nur für die öffentliche Wohlfahrt bedacht sein sollten.“ Der Geist des Alterthums, der damals alle Lebensformen durchdrang, gab sich auch in den Auffassungen vom Wesen und Zweck des Staats und seiner Leiter kund; man fühlte den Hauch des römischen Republikanismus. Zu solchen kühnen Anschauungen konnte sich jedoch die Versammlung nicht aufschwingen; besonders zeichneten sich damals die Pariser Abgeordneten, aus deren Mitte der Vorsitzende, der Abt von St. Denys gewählt worden war, durch vorsichtige Mäßigung aus und wurden dabei von den „Nationen“ des Südens, Languedoc und Aquitanien unterstützt. Man wollte es mit den königlichen Prinzen nicht verderben, den Bogen nicht zu stramm anziehen. Noch war das allgemeine Nationalgefühl nicht stark genug, die provinziellen und persönlichen Interessen zurückzudrängen. So vereinigte sich denn die Versammlung endlich zu einem Beschluß, der das monarchische Prinzip scharf betonte, die Bestellung des Conseils der eigenen weisen Anordnung des Königs anheimgab und nur festsetzte, daß im Falle seiner Verhinderung der Herzog von Orleans oder in dessen Abwesenheit der Herzog von Bourbon oder der Herr von Beaujeu den Vorsitz darin führen sollte. Auch sollte der König ersucht werden, zu den fünfzehn Mitgliedern noch zwölf rechtliche, erfahrene und gewissenhafte Männer aus den sechs Sectionen der Ständeversammlung hinzuzufügen. Allen Prinzen von Geblüt aber sollte das Recht zustehen, den Sitzungen des Raths jederzeit anzuwohnen.

Anträge und Bestrebungen.

Durch diesen Beschluß war der nationalen Opposition die schärfste Waffe entzogen; die Regierung und die Hofpartei faßten daher neuen Muth, auch in den übrigen wichtigen Fragen ein günstiges Resultat zu erzielen. Da die Ver-

sammlung zunächst auf Abstellung der Mißbräuche drang, die unter Ludwig XI. auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens eingerissen, und Reformen verlangte, welche die beim Tode Karls VII. herrschenden Zustände wieder zurückführen sollten; so war eine Basis zur Verständigung und Handreichung gegeben; denn auch der Hof und die hohe Beamtenwelt, der Adel und die Geistlichkeit strebten nach Reformen. Die despotische Hand des verstorbenen Monarchen hatte so schwer auf dem Reich gelastet, daß die Klagen und Beschwerden der Stände allenthalben Widerhall fanden.

Die Geistlichkeit verlangte, daß die pragmatische Sanction aufrecht erhalten und die alten Freiheiten der gallicanischen Kirche geachtet würden; der Adel, daß ihm das entrissene Jagdrecht zurückgegeben, der Lehnsdienst im Heer vergütet und ihm die seiner Geburt zukommende Berücksichtigung bei Militär- und Staatsämtern zu Theil werde; die Männer des dritten Standes, daß man die Steuerlast mindere, dem Uebermuth und den Gewaltthätigkeiten der Soldaten und Einnehmer wehre, den Gerichtsgang verbessere, die herkömmlichen Rechte und Gebräuche in den Städten und Provinzen beobachte, die Kriegsmannschaft herabsetze, die den Handel und Verkehr belästigenden Zölle und Auflagen beschränke u. A. m. Die Taille und die Aides sollten nur mit Zustimmung der Stände auferlegt und alle zwei Jahre ein Reichstag einberufen werden. So wenig auch die Forderungen des Adels im Interesse des Tiersetat waren, man vereinigte sich doch zu einer gemeinsamen Aufstellung, um durch die Solidarität mehr Nachdruck zu erzielen.

Verhandlungen über das Budget. Als die schriftlich abgefaßten Artikel in Gegenwart des königlichen Knaben verlesen waren, erklärte der Kanzler, daß der Monarch den Eifer der Stände für das Wohl des Staats lobend anerkenne und erfahrene und einsichtsvolle Männer aus ihrer Mitte in seinen Rath aufnehmen werde, welche bei der Prüfung und Entscheidung der beantragten Reformen mitwirken sollten. Es wurden auch wirklich sechzehn Mitglieder beigezogen, aber nicht so, daß die Versammlung sie wählte, sondern das Conseil ernannte sie. Am folgenden Tag wurde
13. Febr. 1484. die Ausschmückung des allgemeinen Sitzungssaales entfernt, wodurch die Regierung anzudeuten schien, daß sie die Geschäfte der Versammlung als beendigt betrachte. Aber so leicht war die Opposition nicht zu brechen. Die Stände weigerten sich, die sechzehn Beigeordneten, größtentheils Beamte und abhängige Leute, als Vertrauensmänner anzuerkennen und ihnen einen officiellen Charakter beizulegen. So mußte sich denn die Regierung entschließen, da die Staatsausgaben noch nicht verwilligt waren, mit den Abgeordneten selbst weiter zu verhandeln.

Der Connetable von Bourbon suchte zu beweisen, daß zur Vertheidigung des Landes eine Heeresmacht von 2500 Lanzen und etwa 8000 Mann Fußvolk erforderlich sei. Die Versammlung erklärte jedoch, daß sie hierüber erst dann einen Beschluß fassen könne, wenn man ihr die Aufstellung aller Einnahmen und Ausgaben vorgelegt haben würde. Die obersten Finanzbeamten reichten darauf ihre Listen ein, die aber als ungenau angefochten wurden; denn die Einkünfte aus den Domainen und den Aides waren darin viel zu niedrig angesetzt. Nach längeren lebhaften Verhandlungen einigten sich die Stände darüber, die von Karl VII. erhobene Taille im Betrag von 1,200,000

Livres zu bewilligen, jedoch sollte diese Verwilligung nur für zwei Jahre gelten und vor Ablauf dieser Zeit ein neuer Reichstag einberufen werden. Mehrere Tage bemühten sich die Prinzen und die Mitglieder des königlichen Rathes die Versammlung zu einer größeren Bewilligung zu bewegen; Alles, was sie durch persönliche Besprechungen mit den Führern der einzelnen Sectionen zu erlangen vermochten, war ein weiterer Zuschuß von 300,000 Livres, der jedoch nur einmal als Geschenk dem neuen König darge- 28. Febr. reicht werden sollte. Die Regierung war damit zufrieden und willigte nunmehr ein, daß die Versammlung aus ihrer Mitte eine Commission wähle, welche mit den Staatsbehörden die Vertheilung der Steuersummen über alle Provinzen des Reiches vornehmen möge, eine Arbeit, die bei der Menge von Einzelrechten und Befreiungen große Schwierigkeiten hatte und viele Unzufriedenheit, Beschwerden und Einsprachen von allen Seiten hervorrief. Auch über die Tagegebühren der Abgeordneten erhob sich Streit, indem die Einen verlangten, daß jeder der drei Stände die Ausgaben seiner Vertreter aufbringen sollte, die Andern dagegen, voran der Adel, die Gesammtheit zu den Entschädigungskosten beigezogen wissen wollte.

Nachdem die Geldangelegenheit erledigt war, suchte die Regierung sich sobald als möglich der Versammlung zu entledigen. Schon am 7. März dankte in einer königlichen Sitzung der Kanzler den Ständen für ihre Treue und Ergebenheit, rühmte ihren Fleiß und ihre Umsicht und machte dann die Mittheilung, daß König Karl VIII. seiner Gesundheit wegen sich am folgenden Tage nach Amboise begeben werde. Doch würden die Prinzen und das Conseil zurückbleiben, um mit Delegirten der einzelnen Sectionen, welche die Versammlung wählen möge, die noch übrigen Gegenstände, insbesondere die Reform der Rechtspflege und die kirchliche Frage zu erledigen. Vergebens protestirte die nationale Partei, an ihrer Spitze Johann Cardier, ein beredtes Glied des dritten Standes aus Forez, gegen dieses Verfahren und forderte, daß die Versammlung bis zur Entscheidung vereinigt bleibe; als der Kanzler erklärte, daß der königliche Rath die wichtigen Angelegenheiten nicht so rasch zur Erledigung führen könne, beschloß die Mehrheit, theils aus Servilität, theils aus Ermüdung, den Ausschuß zu wählen und dann nach Haus zu gehen. 14. März. Einige Tage nachher erfolgte die Antwort des Königs auf die Anträge: In Betreff der Rechtspflege, des Handels und anderer Gegenstände war den Beschwerden in den meisten Punkten Rechnung getragen; dagegen wurde über die pragmatische Sanction Nichts festgesetzt; die Prälaten, unter denen die römisch gesinnten Erzbischöfe von Tours und Lyon das entscheidende Wort führten, meinten, dem Reichstag stände es nicht zu, sich mit kirchlichen Fragen zu befassen. Nichtsdestoweniger hielt sich das Parlament in seinen Entscheidungen an die Bestimmungen der Uebereinkunft, so daß es nie klar zu Tage kam, ob dieselbe abgeschafft oder noch immer in Gültigkeit sei.

Auflösung des Reichstags.

Der Reichstag von Tours war ein denkwürdiges Ereigniß; es war ein Ansatz zum Repräsentativ-System, der Anfang einer Mitwirkung der gesammten Nation bei der Gesetzgebung und Verwaltung, der Ausdruck einer zum Bewußtsein gekommenen Solidarität der nationalen Interessen. Wäre

Bedeutung desselben.

dieser Ansatz weiter entwickelt und gepflegt worden, hätte man insbesondere auf der verlangten Periodicität bestanden, die Regierung gesetzlich angehalten, die Generalstände alle zwei Jahre zu einer regelmäßigen Sitzung einzuberufen; so hätte Frankreich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine aus den verschiedenen Elementen des Volkes gemischte Staatsform erlangt, worin der Grundsatz bürgerlicher Gleichheit und Gleichberechtigung einen viel schärferen Ausdruck erhalten haben würde, als in England. Daß die Stände auf diesem Rechte nicht bestanden, daß die regelmäßige Einberufung unterbleiben konnte, war ein Beweis, daß weder die politische Einsicht noch das nationale Bewußtsein tief in das Volksleben eingedrungen war. Die einzelnen Provinzen fühlten sich noch zu sehr als gesonderte Stammeseinheiten, die nur in der Person des Königs den vereinigenden Mittelpunkt hatten; ihr Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten ging in den seltensten Fällen über die Grenzen der Provinziallandtage hinaus; der landschaftliche, städtische und ständische Particularismus hielt den politischen Blick befangen. So konnte es kommen, daß die Resultate der Ständeversammlung in Tours mehr und mehr zusammenschwanden, daß die Organe der Regierung, obwohl in sich gespalten, in unbeschränkter Weise den Staat lenkten, nur daß das Regiment milder und gemäßigter war, als unter Ludwig XI., weil das Scepter von schwächeren Händen geführt ward. In den folgenden Jahren, von denen die Geschichte überhaupt wenig zu berichten hat, ist von keiner Nationalversammlung weiter die Rede; das ganze öffentliche Leben zerbröckelte sich in den Provinzialständen, in den Hofintriguen, in den Parteikämpfen der hohen Damen und Herren, welche einander die Herrschaft über den jungen und schwachen König streitig machten.

Parteien und Bündnisse. Die Partei Orleans hatte gehofft, durch die Generalstände den Einfluß der königlichen Schwester zu brechen; als nun diese Hoffnung gescheitert war und „Madame Anna" nach wie vor ihre Herrschaft über den König behauptete, wurde die Rivalität schärfer und persönlicher. Nachdem Karl VIII. in
30. Mai 1484. Rheims die Königsweihe empfangen, hielt er einen glänzenden Einzug in „seine gute Stadt" Paris, wo nunmehr eine Reihe von Festlichkeiten, Turnieren, Bällen und Lustbarkeiten aller Art veranstaltet wurde, zum großen Jubel der Bürger, welche unter dem düstern Schreckensregiment Ludwigs XI. so fröhliche Tage gänzlich entbehrt hatten. Bei dieser Gelgenheit erlangte der Herzog von Orleans, dessen gesellige und lebensfrohe Natur immer neue Erheiterungen, Ritterspiele und Vergnügungen erfand, die Gunst des Königs in solchem Grade, daß die hohe Dame Beaujeu für ihre Stellung besorgt ward.
Sept. Sie entführte daher den Bruder schnell nach Montargis, damit er den Verlockungen des Schwagers entzogen würde. Nun rüstete man sich auf beiden Seiten zum offenen Kampf um die Macht und sah sich nach Bundesgenossen um. Bretagne wurde das Schlachtfeld der Intriguen. Der schwache Herzog

Franz II., der sich damals von einem schlauen, gewandten Günstling, Peter Landois, einem ehemaligen Schneider, ganz beherrschen ließ, war bei dem einheimischen Adel in die höchste Mißachtung gesunken. Da der verhaßte Ränkeschmied, bestochen durch die York'schen Könige, seinen Herrn im Bunde mit England festhielt, so bildete sich eine Gegenpartei, welche eine nähere Verbindung mit Frankreich anstrebte. Bald war die ganze Halbinsel von Factionen zerrissen: eine Anzahl französisch gesinnter Barone überfiel den Herzog in Nantes und hielt ihn eine Zeitlang gefangen, bis die Bürger der Stadt seine Befreiung erzwangen. Dieses gährende Land, das so oft in den bürgerlichen Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt, wurde nunmehr von beiden Parteien zum Tummelplatz politischer Umtriebe auserſehen. Während Ludwig von Orleans gegen sein dem verstorbenen König gegebenes Versprechen sich mit dem Herzog und Landois in englische Conspirationen einließ, brachte Anna den Herrn von Rieux und vier andere hohe bretagnische Barone auf ihre Seite, so daß sie versprachen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß nach dem Tode des Herzogs, welcher nur zwei Töchter hatte, die Halbinsel Bretagne mit Frankreich vereinigt werde, unter Garantie seiner überlieferten Freiheiten und Stammesrechte. Auch den Herzog René von Lothringen brachte Anna zu einem Bündniß, und benutzte den Streit der Flandrer und des Erzherzogs Maximilian, um mit den drei mächtigen Stadtgemeinden Gent, Brügge, Ypern, welche die vormundschaftlichen Rechte des österreichischen Fürsten über seinen Sohn Philipp nicht anerkennen wollten, einen Freundschaftsbund zu schließen. Ein Botschafter verkündigte dem Erzherzog im Namen des Königs von Frankreich, Lehnsherrn von Flandern, daß er sich aller Feindseligkeiten gegen die Einwohner der Grafschaft zu enthalten habe. Man glaubte, der Geist Ludwigs XI. sei in seiner energischen und staatsklugen Tochter wieder lebendig geworden.

Das Bündniß, welches Graf Dunois im Namen seines Herrn mit dem Herzog von Bretagne schloß, hatte zum Zweck, „den König aus den Händen Derer zu befreien, welche ihn gleich einem Gefangenen behandelten." Ehe Ludwig jedoch zu den Waffen griff, versuchte er dasselbe Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Er begab sich mit Dunois in das Sitzungshaus des Parlaments und ließ dort vorstellen, wie der König im Widerspruch mit den Bestimmungen des Reichstages durch Frau von Beaujeu unter Vormundschaft gehalten und von allem Verkehr mit den Prinzen von Geblüt abgezogen werde; wie willkürlich und verschwenderisch Madame Anna mit den Staatsgeldern wirthschafte u. A. m. Das Parlament möge ihn unterstützen, daß der König seine Freiheit erlange und nach Paris zurückkehrend mit den Räthen seines Vaters und Großvaters das Reich regiere. Er selbst wolle auf vierzig Meilen von der Person des Königs entfernt bleiben, wenn Frau Anna sich auf zehn Meilen entfernen wollte. Der erste Präsident, La Vaquerie, gab ihm die verständige Antwort, das Parlament sei eingesetzt, um Recht und Gerechtigkeit

Der Herzog von Orleans zurückgewiesen und auf der Flucht.

17. Jan. 1485.

zu handhaben, nicht aber, um sich in die Verhältnisse des Hofes, des Krieges und der Finanzen einzumischen; Niemand sei befugt, ohne ausdrückliche königliche Genehmigung Vorstellungen zu machen. Man beschloß, dem Monarchen die Beschwerden des Herzogs mitzutheilen, aber ohne sich darüber auszusprechen. Eben so erfolglos war Ludwigs Versuch, die Universität und einige Städte für seinen angeblichen Befreiungsplan zu gewinnen. Nirgends hatte man Verlangen, eine neue Liga der Feudalherren zu begünstigen. Nur durch rasche Flucht entging der Herzog der Gefahr, in die Gefangenschaft seiner Gegnerin zu gerathen. Während er mit zwei Gefährten nach der Normandie flüchtete, um in Verbindung mit dem Herzog von Alençon und andern malcontenten Baronen eine Schilderhebung vorzubereiten, kehrte Frau Beaujeu mit dem König nach Paris zurück, entzog den Häuptern der Partei Orleans ihre Aemter und Pensionen und rüstete sich zur Gegenwehr. Schon waren Anna und der König nach Evreux vorgerückt, als den Gegnern der Muth entsank und sie eine Ausgleichung zu erzielen suchten. Da aber die Fürstin nicht gewillt war, ihre Macht mit andern zu theilen, so war die Versöhnung von kurzer Dauer. Ludwig begab sich in seine Stadt Blois und knüpfte von dort aus durch Dunois neue Intriguen an.

Die neue Liga. Franz von Bretagne und sein Günstling Landois boten freudig die Hand zu einem Complot, das neue Verwirrung über Frankreich zu bringen versprach; eben so König Richard III. von England, dessen gefürchteter Rivale Heinrich Tudor unter dem Schutze des französischen Hofes vor den Yorkschen Mörderhänden gesichert ward; und Maximilian, welcher endlich die Flandrer genöthigt hatte, ihm die vormundschaftliche Regierung ihres Landes zuzugestehen, brannte vor Verlangen, sich an der „Dame Beaujeu" zu rächen, und ging daher gerne auf die Pläne des Orleans ein. So bereitete sich ein Aufruhr von weiter Hand vor; der Graf von Angouleme und Anna's eigner Schwager, der Herzog von Bourbon, schlossen sich dem Waffenbunde an.

Sieg des Hofes. Da traten Ereignisse ein, welche den Bürgerkrieg im Keime erstickten und dem Hofe den vollständigsten Sieg verschafften. Wir werden im nächsten Abschnitt die Schlacht von Bosworth kennen lernen, welche den Waliserfürsten Heinrich Tudor auf den englischen Thron führte; der tragische Ausgang Richards III. brach auch in Bretagne die Macht seines Bundesgenossen Landois; die französische Partei wurde Meister in Nantes, nahm den verhaßten Günstling gefangen und ließ ihn am Galgen sterben. Damit war den Aufständischen ihre stärkste Stütze entzogen. Als die königlichen Truppen, begleitet von dem Lothringer ins Feld rückten, wagten die Verbündeten nicht den Kampf aufzunehmen. Selbst die Stadt Orleans versagte ihrem Herrn die Aufnahme. Nun legten der Herzog und seine Bundesgenossen die Waffen nieder und unterwarfen sich der Gnade des Königs. Sie erlangten Verzeihung; nur Dunois, dessen intriguanten Geist Anna fürchtete, mußte das Land verlassen. Er begab

sich nach der Stadt Asti, welche dem Hause Orleans durch Valentine von Mailand zugefallen war.

Maximilian hatte seine Verbündeten nicht unterstützt. Er war während der Zeit in Deutschland beschäftigt, um noch vor dem Hingang seines Vaters seine Königswahl im Reich zu betreiben. Erst als er seinen Zweck erreicht und in Frankfurt die römisch-deutsche Kaiserkrone erlangt hatte, kehrte er nach den Niederlanden zurück und zog mit einem aus Schweizern und deutschen Landsknechten zusammengesetzten Heer in Artois ein. Aber an den mit Lebensmitteln und Besatzungen wohl versehenen Festungen brach sich seine Macht. Die Eroberung von Terouenne und Lens war der einzige Erfolg seines Feldzugs. Als der Winter herannahte, sah er sich zum Abzug genöthigt; denn seine Truppen, denen er den Sold schuldete, waren durch massenhaftes Ausreißen zusammengeschwunden. Maximilian in Artois. Frühjahr 1486.

Nun bereitete sich aber in Frankreich eine neue Schilderhebung vor, so gewaltig, wie einst die Liga für das öffentliche Wohl. Dunois, der sich von Asti nach Poitou begeben hatte, war die Seele der großen conspiratorischen Verbindung, die sich jetzt an Maximilian anlehnte, wie die frühere an seinen Schwiegervater, Karl von Burgund. Nicht nur Franz von Bretagne, der sich mit seinen Baronen ausgesöhnt und durch die Stände von Rennes die Unabhängigkeit seines Landes und die Erbberechtigung seiner beiden Töchter hatte erklären lassen, verband sich aufs Neue mit den Herzogen von Orleans und Bourbon; auch René von Lothringen, erbittert, daß Anna durch eine königliche Ordonnanz die schöne Grafschaft Provence unwiderruflich mit der Krone Frankreich vereinigte, Johann von Albret, durch seine Vermählung mit Katharina von Foix, Enkelin Leonorens von Aragonien (S. 75), Herr des Königreichs Navarra auf beiden Seiten der Pyrenäen, der Fürst von Oranien, die Grafen von Angouleme, Nevers und viele andere hohe Herren traten dem Bunde bei. Die Anordnungen des Reichstags von Tours aufrecht zu halten und den König aus den Händen seiner schlimmen Rathgeber zu befreien, wurde als Zweck ihrer Verbindung aufgestellt. Anna verlor indessen den Muth nicht. Der Plan, den König zu entführen und in die Gewalt des Herzogs von Orleans zu bringen, wurde vereitelt durch die schnelle Verhaftung der beiden Urheber dieses Anschlags, des Herrn von Comines und des Bischofs von Montauban, Georg von Amboise. Der erstere schmachtete acht Monate in einem der eisernen Behälter, die Ludwig XI. eingeführt hatte, und wurde dann des Landes verwiesen. Wurden die Verbündeten schon durch diese unerwartete Energie überrascht, so wuchs ihre Bestürzung, als Karl VIII., begleitet von seiner entschlossenen Schwester und seinen Räthen, an der Spitze eines auserlesenen Heeres in Guyenne einrückte, in raschem Siegeslauf nach Bordeaux und Bayonne vordrang, den Grafen von Angouleme und den Herzog von Bourbon zur Unterwerfung brachte und den Herrn von Beaujeu zum Statthalter einsetzte. Ludwig von Orleans, Graf Dunois, der alte Lescun von Cominges

Neue Schilderhebung. Oct. 1486. Jan. 1487.

u. A. flüchteten sich nach der Bretagne, wo sie den schwachen Herzog ganz in ihre Gewalt brachten.

Bretagne der Heerd des Aufruhrs. Nun wurde die bretonische Halbinsel der Mittelpunkt der kriegerischen Bewegungen und politischen Umtriebe. Als das königliche Heer vorrückte und unterstützt von dem einheimischen Adel, den das eigenmächtige Auftreten der Fremden verdroß, Ploërmel und Vannes eroberte; da setzten die Aufständischen alle Hebel in Bewegung, Bretagne in ihrer Gewalt zu behalten. Die Hand der jungen Anna, der elfjährigen Tochter des Herzogs, wurde als Preis des Sieges ausgeboten. Maximilian und der bejahrte Alain von Albret machten Anstrengungen, den lockenden Preis zu gewinnen. Im nächsten Frühjahr führte La Tremoille, Enkel des früher erwähnten Höflings, ein talentvoller Feldherr von achtundzwanzig Jahren, ein königliches Heer an die untere Loire, um die Halbinsel von Süden her zu bezwingen. Dem neuen trefflichen Geschütze erlagen in rascher Folge die festen Städte Ancenis, Chateaubriand, Fougères; ungehindert rückten die Heerführer La Tremoille und L'Hôpital bis nach S. Aubin du Cormier. Hier trat ihnen die ganze Streitmacht der Insurgenten, verstärkt durch englische Bogenschützen und deutsche Landsknechte, 27. Juli 1488. entgegen, und es ereignete sich eine blutige Feldschlacht. Anfangs war das Glück den Königlichen entgegen; aber schließlich errangen sie einen vollständigen Sieg. Der Herzog von Orleans und der Fürst von Oranien geriethen in Gefangenschaft; viele Krieger hatten ein rothes Kreuz angeheftet, um den Glauben zu erzeugen, die Zahl der englischen Armbrustschützen sei sehr groß; diese wurden alle niedergemacht. La Tremoille benutzte den Sieg, indem er schnell vor die Thore von S. Malo rückte, wohin die bretonischen Insurgenten ihre werthvollsten Güter geflüchtet hatten. Die Stadt wurde übergeben und die reiche Beute fiel in die Hände der Franzosen. Erschrocken bat Herzog Franz II. in einem demüthigen Schreiben an den König, „seinen souveränen 20. Aug. 1488. Herrn" um Frieden. Durch den Vertrag von Sablé erhielt er sein Herzogthum zurück, nachdem er sich eidlich verpflichtet, alle Fremde, die gegen Frankreich die Waffen getragen, aus dem Lande zu entfernen, sich nie mehr mit den Feinden des Königs einzulassen und seine Töchter nicht ohne dessen Erlaubniß zu vermählen. Auch blieben in den vier wichtigsten Festungen französische Besatzungstruppen.

2. Aussöhnungen und Lösung des Streits.

† 9. Sept. 1488. Die Vorgänge in Bretagne. 1488. 89. Drei Wochen nach dem Vertrag von Sablé war Herzog Franz II. eine Leiche und seine Tochter Anna, ein zwölfjähriges Mädchen, die Erbin von Bretagne. Dem König Ludwig XI. war der Tod so oft als treuer Verbündeter zu rechter Zeit beigestanden; es schien, als ob seine Tochter auch hierin seine Erbin sei. Denn kurz zuvor war auch ihr Schwager, der Herzog von Bourbon,

ohne legitime Nachkommenschaft aus der Welt gegangen, wodurch sie nicht blos von einem Gegner befreit war, sondern auch in Rang und Macht stieg. Denn nun erbte ihr Gemahl zu seinen früheren Besitzungen, den Grafschaften Clermont und La Marche und der Herrschaft Beaujolais noch die Herzogthümer Bourbonnais und Auvergne und die Grafschaft Forez und wurde das Haupt der Familie Bourbon. Auch versäumte „Madame Bourbon" nicht, die günstigen Umstände zu benutzen, um das Herzogthum Bretagne mit der Krone Frankreich zu vereinigen. Herzog Franz hatte bei seinem Tod seine beiden Töchter der Obhut des Marschalls von Rieux und der Gräfin Laval übergeben; aber das französische Conseil sprach die Ehrenvormundschaft an und verlangte, daß die Rechte der jungen Herzogstochter Anna und die Ansprüche des Königs Karl durch ein unparteiisches Gericht geprüft würden. Ueber diese Anmaßung geriethen die auf ihre Unabhängigkeit und Stammesrechte eifersüchtigen Bretagner in die höchste Aufregung. Alles griff zum Schwert, um die nationale Freiheit und Selbständigkeit zu vertheidigen. Aber auch die französischen Heere kehrten zurück und besetzten Niederbretagne. Nun Oct. 1488. wurde die Halbinsel der Schauplatz eines verheerenden Krieges: von Nantes bis St. Malo, von Vitré bis Brest stand Alles unter den Waffen; es war das letzte Ringen des alten Stammesgefühls, des alten Raceparticularismus vor dem Aufgehen in ein großes nationales Staatsganze. Der Marschall von Rieux, der in Gemeinschaft mit den Grafen von Dunois und Cominges und dem Herrn von Albret die Verwaltung und Vertheidigung des Landes in die Hand genommen, rief die Hülfe Englands und des römischen Königs Maximilian an; aber Heinrich VII. theilte nicht den Haß der Plantagenets gegen Frankreich, von dem er nur Gutes erfahren. Wir werden diesen klugen König, der mehr auf Geld und Befestigung seiner Herrschaft als auf Kriegsruhm bedacht war, im nächsten Abschnitt näher kennen lernen. Er konnte freilich dem Drängen des englischen Volkes, welches mit Leidenschaft die Aufrechthaltung des alten Kriegsbundes mit dem befreundeten Nachbarstamm verlangte, nicht ganz widerstehen; allein er zögerte so lange mit der versprochenen Waffenhülfe, und führte, als er endlich einige tausend Mann über den Kanal sandte, den Krieg so schlaff, daß man deutlich seine Abneigung durchfühlte, daß man klar erkannte, der ganze Krieg sei ihm widerwärtig und er führe die Waffen ohne Ernst und mit innerem Widerstreben. Anders stand es mit Maximilian: die Kämpfe in Artois, die er seit zwei Jahren mit geringem Erfolg gegen den französischen Marschall des Querdes fortgesetzt, konnten durch den Bund mit den Bretagnern größeren Nachdruck erhalten; und wenn er die reiche Erbtochter des meerumwogten Herzogthums heimführte, welcher Zuwachs von Macht stand dann seinem Hause bevor! War ja doch Oesterreich stets glücklich gewesen mit politischen Heirathen. Im Lande selbst stand es günstig mit seiner Bewerbung, wenngleich die Gräfin Laval im Interesse ihres Bruders, Alain von

Albret thätig war; denn die junge Fürstin, welche in Rennes von den breto-
1489. nischen Ständen als Herzogin anerkannt ward und frühe einen festen entschlossenen Charakter entwickelte, wollte von dem alten, häßlichen Gascogner nichts wissen. Allein Maximilian war durch die gleichzeitigen Vorgänge in Flandern außer Stand gesetzt, die günstigen Umstände zu benutzen.

Maximilian in Brügge gefangen. Während die Franzosen in der Bretagne beschäftigt waren, hatten die Flandrer, unzufrieden über die drückenden Auflagen, über die unaufhörlichen Kriege, über die Habsucht der Höflinge, über die Gewaltthätigkeiten der unbezahlten Söldner und aufgereizt von französischen Aufwieglern, abermals eine Empörung gegen den Oesterreicher ins Werk gesetzt, hatten ihm die Regentschaft entzogen und ihn sogar in Brügge in Haft gebracht. Während er selbst in einem befestigten Haus, Cranenburg genannt, „einquartirt" war, wurden mehrere seiner Diener und Hofleute von den Gildenmännern
5. Febr. 1488. auf die Folterbank geschleppt und dann auf dem Markte enthauptet. Mehrere angesehene Beamten wurden nach Gent, dem Heerd der Empörung geführt, wo ihnen ein ähnliches Schicksal bereitet ward. Dies gab das Signal zu einem Bürgerkrieg, der sich über ganz Belgien ausdehnte. Der alte Kaiser Friedrich III. zog mit 20,000 Mann Reichstruppen über den Rhein, um seinen Sohn zu befreien und die Flandrer zu züchtigen; der Papst drohte mit Bann und Interdikt, wenn sie nicht den römischen König sofort in Freiheit setzen würden; die Wallonen, die Hennegauer, die Antwerpener mißbilligten das gewaltthätige Vorgehen der Flandrer und unterstützten die Reichstruppen, während die Franzosen in Artois und Picardie den Gentern Beistand leisteten und sie zum Ausharren aufmunterten. Nach dreimonatlicher Haft setzten endlich die Bürger den König Maximilian in Freiheit, nachdem er Frieden gelobt und Geißeln gestellt. Aber kaum hatte er die Mauern von Brügge im Rücken, so eilte er an die Schelde zu dem kaiserlichen Heer und erneuerte den Krieg gegen das flandrische Bürgervolk, ohne sich um sein Wort und das Schicksal seiner Geißeln zu kümmern. Doch auch diesmal hatte er wenig Glück im Feld. Kleine Gefechte und Streifzüge, verbunden mit roher Landverwüstung, waren die einzigen Thaten des kaiserlichen Heeres. Als Friedrich III. beim Herannahen des Winters die Reichstruppen über den Rhein zurückführte, war Maximilians Landvogtschaft auf die nördlichen Provinzen beschränkt und auf die Stadt Antwerpen, die in demselben Grade sich hob, als Brügge durch die Kriegsbewegungen und die Auswanderung vieler reichen Kaufleute von ihrer Höhe herabstieg. Zu der Zeit, als die französischen Waffen die niedere Bretagne unterwarfen, war auch in dem größten Theil von Flandern und Brabant das Ansehen des Königs Karl VIII. größer und nachdrücklicher als das des deutsch-römischen Königs Maximilian. Zum Glück für diesen wurden die einzelnen Städte durch gegenseitige Eifersucht und Rivalität von einem einmüthigen, planmäßigen Handeln abgehalten. Antwerpen war neidisch auf Brügge; Mecheln auf Brüssel; der Adel stand größtentheils auf Oesterreichs Seite und sein Einfluß war mächtig genug, Maximilians Vogteischaft in Westflandern aufs Neue zur Anerkennung zu bringen. Und bald sollte sich seine Lage durch die politischen Conjuncturen, in welche mehrere europäische Staaten zu einander traten, noch günstiger gestalten.

Französische Politik. Im Frühjahr nahmen die Dinge eine für Frankreich bedrohliche Wendung.
Febr. 1489. Heinrich VII. von England schloß mit Maximilian und mit der jungen Herzogin Anna ein Bündniß zur Erhaltung der Unabhängigkeit von Bretagne und ließ in Calais und Brest Kriegsmannschaft landen, und das spanische

Königspaar Ferdinand und Isabella trat dem Bunde bei, weil der französische Hof die verlangte Abtretung von Roussillon und Cerdagne verweigerte, und schickte gleichfalls Truppen in die Halbinsel. Nun wüthete in allen Theilen der Bretagne ein furchtbarer Krieg: Engländer, Spanier, Franzosen tummelten sich in dem unglücklichen Lande umher, und die Einwohner selbst mehrten das Elend durch Zwietracht und Parteiwuth. Anna, die vielumworbene Herzogin, wurde mit Argusaugen bewacht, damit nicht einer der zahllosen Freier sich ihrer Person bemächtige und das Räthsel des Schicksals mit Gewalt löse. Unter diesen Umständen hielt es der Hof von Paris für gerathener, im Geiste Ludwigs XI. lieber den Weg der Diplomatie einzuschlagen, als die Entscheidung der Waffen zu suchen. Zu dem Zweck näherte er sich dem römischen König, der im Sommer sich nach Deutschland begeben hatte, um bei dem Reich neue Unterstützung zu erbitten. Da man in Paris versöhnlich gesinnt war, so kam bald der für Maximilian günstige Vertrag von Frankfurt zu Stande, in welchem Karl VIII. sich verpflichtete, den Verbündeten Maximilians, Dunois, Cominges, Comines u. A. die Freiheit und die eingezogenen Güter zurückzugeben und bei den Flandrern zu bewirken, daß sie ihn als Vormund und Regent anerkannten. Wie freute sich der Habsburger, als die übermüthigen Stadtgemeinden Gent, Brügge, Ypern und ihre Verbündeten nunmehr zur demüthigen Abbitte gezwungen wurden! Durch Frankreichs Schiedsspruch verrathen, mußten die Stadträthe in schwarzen Trauerkleidern und baarfuß auf den Knien um Verzeihung flehen, ein Bußgeld von 300,000 Thalern in Gold entrichten und den österreichischen Fürsten als ihren „Mambour" ehren. 22. Juli 1489.

In dem Frankfurter Vertrag war ferner festgesetzt, daß Bretagne sowohl von den Franzosen als von dem übrigen fremden Kriegsvolk geräumt werden sollte. Dieser Artikel kam jedoch nicht zur Ausführung; noch das ganze Jahr hindurch blieb die Halbinsel das große Waffenfeld verschiedener Nationen. Da suchte die Herzogin Anna durch einen entscheidenden Schritt dem grausamen Kriegsspiel ein Ziel zu setzen. Sie entschloß sich dem römischen König ihre Hand zu reichen. Wäre damals Maximilian in der Lage gewesen, persönlich nach Rennes zu eilen und die herrliche Braut heimzuführen, so hätte er den Franzosen einen schlimmen Streich spielen können; allein der vielgeschäftige Mann war gerade damals an der Donau zurückgehalten, wo er Wien den Händen der Ungarn entreißen mußte. Er schickte den Grafen von Nassau ab, welcher in seinem Namen heimlich die Vermählungsceremonie vollzog und durch eine symbolische Handlung die geschlossene Heirath andeutete; aber die Folge lehrte, daß das Symbol in den Augen der Welt wenig Geltung hatte. Der Name „Königin der Römer", welchen Anna bald nachher annahm, sollte ein Titel ohne Bedeutung bleiben.

Maximilian und Anna von Bretagne.

Sommer 1490.

Karls Einzug in Nantes. Versöhnung in der Königsfamilie. Febr. 1491.

Denn während Maximilian in Ungarn weilte, schloß Alain von Albret, erbittert, daß ihm die ersehnte Braut entgangen, mit dem französischen Hof einen Vertrag und lieferte demselben gegen Rückgabe seiner Güter und gegen hohe Geldsummen Schloß und Stadt Nantes in die Hände. Dieses Ereigniß war von unberechenbaren Folgen. Es traf gerade in die Zeit, da die Niederländer sich von Neuem gegen Maximilian erhoben hatten, da Heinrich VII., des kostspieligen und unfruchtbaren Krieges müde, sich nach einem friedlichen Abkommen sehnte, da Ferdinand und Isabella mit den Angelegenheiten Granada's beschäftigt waren. Zugleich nahm auch die innere Politik Frankreichs eine andere Richtung. Sechs Wochen nach dem feierlichen Einzug in Nantes sah man den König ohne Wissen seiner Schwester unter dem Vorwande einer Jagdpartie nach Bourges reiten, wo der Herzog von Orleans, schon seit drei Jahren Staatsgefangener, hinter Schloß und Riegel trauerte. Er öffnete sein Gefängniß und versöhnte sich in aufrichtiger Liebe mit dem Schwager, dem er von jeher gewogen war. Dieses selbständige Auftreten Karls VIII. machte der Welt klar, daß der Einfluß der „Madame Bourbon" im Verschwinden sei. Der König war jetzt in sein einundzwanzigstes Lebensjahr getreten; die vormundschaftliche Leitung seiner Schwester fing an, ihm lästig zu werden; und da Madame Anna seit dem Heimfall der Bourbon'schen Besitzungen an ihren Gatten sich häufig auf ihren Gütern aufhielt, so gelang es den Thränen der jüngeren Schwester Johanna und den Vorstellungen der Freunde des gefangenen Fürsten im Conseil, in Karls Gemüth eine Sinnesänderung zu erzeugen, welche in dem Versöhnungsakt zu Bourges ihren vollen Ausdruck hatte. Dank der Gutmüthigkeit und leichten Natur des Herzogs wurde die Befreiung nicht die Losung zu einem neuen Parteikrieg; Ludwig dürstete nicht nach Rache; und so brachte der König rasch eine allgemeine Ausgleichung zwischen den nahen Verwandten zu Stande. Die Bourbons und Orleans reichten sich die Hände zum Bruderbunde, in den auch die Freunde und Anhänger, insbesondere der staatskluge und gewandte Graf von Dunois, Georg von Amboise, Bischof von Montauban, der Kammerherr Miollans und andere notable Männer eingeschlossen waren, und beide arbeiteten nun gemeinsam an der Größe und Wohlfahrt des Reichs und der Krone.

Anna von Bretagne mit Karl VIII. vermählt.

Ihre ganze Thätigkeit war nunmehr auf die Vereinigung der Halbinsel Bretagne mit der Krone Frankreich gerichtet. Dunois und Oranien strengten ihren Geist und ihre Kräfte an, das Band zwischen Anna und Maximilian, das sie früher selbst hatten knüpfen helfen, zu lösen. Es wurde der jungen Herzogin vorgestellt, daß eine eheliche Verbindung mit einem fremden Fürsten ohne Zustimmung des gesetzmäßigen Lehnsherrn nicht zuläßig sei und endlose Leiden über das Land bringen würde. Die Bevölkerung, müde des Krieges und gegen die fremden Söldnerheere aufgebracht, sei der französischen Herrschaft zugethan und habe sich bereits an den Gedanken gewöhnt, den König

Karl VIII. als ihren legitimen Herrn zu betrachten. Schon ständen die französischen Truppen vor der Hauptstadt Rennes, während Maximilian immer noch durch die Angelegenheiten Ungarns fern gehalten werde. Man schlug der Herzogin einige andere Bewerber vor, von denen sie einen mit ihrer Hand beglücken möge; als sie aber in ihrem Stolz erklärte, nur einen König oder Königsohn würde sie zum Gemahl erwählen, da rückten die Freunde mit dem Plane heraus, der schon lange heimlich in den Hofkreisen gehegt und zur Reife gediehen war: — Karl VIII. sollte dem römischen König die elfjährige Tochter Margaretha, die in ihrer Kindheit dem Dauphin angetraut worden, deren eheliche Verbindung mit dem König aber wegen ihrer Jugend noch nicht vollzogen werden konnte, sammt der Mitgift zurückgeben und ihm dafür seine fünfzehnjährige durch Procuration angetraute Gemahlin entreißen und auf den französischen Thron heben. Für den Besitz der wichtigen Halbinsel Bretagne war man bereit auf die Franche Comté und Artois zu Gunsten des gekränkten Habsburgers zu verzichten. Der Plan gelang. Schon im November wurden die [15. Nov. 1491.] Thore von Rennes geöffnet und Anna in einer Kapelle in Gegenwart der Herzogin von Bourbon, des Fürsten von Oranien, Ludwigs von Orleans und des Grafen von Dunois mit Karl VIII. vermählt. Einige Wochen nachher wurde zu Langeois in Touraine das Hochzeitfest gefeiert, nachdem durch einen [16. Dec. 1491.] Ehevertrag bestimmt worden war, daß die Erbrechte auf Bretagne gemeinschaftlich sein und dem überlebenden Theile verbleiben sollten, daß aber im Falle des kinderlosen Ablebens des Königs vor seiner Gemahlin, diese sich nur mit dem künftigen König oder dem nächsten Thronerben in zweiter Ehe verbinden dürfe.

So war der Heimfall des Herzogthums Bretagne, das seit Jahrhunderten [Verbindung Bretagne's mit Frankreich.] mit den Valois auf dem Kriegsfuß gelebt, an die Krone Frankreich für alle Zukunft gesichert und damit die Abrundung des Reiches im Westen und Süden vollendet. Da Karl VIII. auf dem Landtag zu Nantes den drei Ständen [8. Nov. 1492.] von Bretagne die Aufrechterhaltung ihrer alten Rechte und Privilegien feierlich sicherte, keine Steuer ohne ihre Zustimmung zu erheben versprach, und durch allerlei Zugeständnisse dem Nationalgefühl des Volkes schmeichelte, so fand die Besitzergreifung des Landes durch den französischen König keinen Widerstand. Brachte doch dieser Ausgang des Streits dem bretonischen Volke die ersehnte Erlösung aus namenlosen Kriegsleiden. So wurde das alte Armorica, so lange der Heerd englischer Umtriebe und Eroberungssucht, das Bollwerk und die Vormauer Frankreichs gegen dasselbe England. Auch hat dieser Anschluß des Herzogthums Bretagne an Frankreich der keltischen Bevölkerung den größten Nutzen gebracht. Anna bewahrte auch auf dem französischen Thron dem Lande ihrer Geburt, dem Volke ihres Stammes die größte Zuneigung, und dieses vergalt ihr mit dankbarer Liebe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Der Name der „Herzogin Anna“ blieb in theurem Andenken im

Herzen der Bretonen. Und daß die Halbinsel, die bisher ein abgeschlossenes, einförmiges Dasein geführt, nun in einen höheren Bildungs- und Gesichtskreis eintrat, daß sie an dem Aufschwung der Künste und Wissenschaften Theil nahm, der damals das geistige Leben der Völker hob und in Bewegung setzte, mehrte die idealen Güter des Volkes und bereicherte den überlieferten Sagenschatz, die altkymrische Poesie und den nationalen Gesang des keltischen Volksstammes mit den Errungenschaften der fränkischen Nachbarn, mit den Schöpfungen des Geistes und der Phantasie der Romanen. Noch jetzt erkennt man in den Bauwerken von Nantes und Rennes die Verbindung der alten Stammeseigenthümlichkeiten und der neuen Kunstbildung der Renaissance, welche sich damals Hand in Hand mit der politischen Union vollzog.

Die Lage. Es war vorauszusehen, daß ein so unerwartetes Ereigniß von den auswärtigen Verbündeten der Bretagner nicht ohne Weiteres würde hingenommen werden. Heinrich VII. von England suchte das Kriegsgeschrei des Volkes zu beschwichtigen, indem er im Parlament erklärte, er wolle ausziehen, „sein Königreich Frankreich" zurückzuerobern; in Spanien, wo man gerade die Mauren von Granada zur Unterwerfung gebracht, wiederholte man die Ansprüche auf Roussillon und Cerdagne. Beide Mächte schlossen Bündnisse mit Maximilian von Oesterreich, welcher die doppelte Schmach an Frankreich zu rächen gedachte. Hätte König Karl VIII. den Geist seines Vaters oder seiner Schwester besessen, so würde er leicht die Umstände bemeistert und zum Vortheil von Frankreich verwerthet haben. Denn das geeinigte und durch die Bretagne verstärkte Reich konnte es mit den drei Feinden ohne Gefahr aufnehmen. Maximilian hatte mehr Groll als Macht und war an allen Orten seiner ausgedehnten Besitzungen von andern Feinden bedrängt. Am wenigsten konnte er auf die niederländischen Provinzen rechnen, die er nur mit Gewalt im Gehorsam zu halten vermochte und die stets zum Aufstand bereit waren. Und wie wenig es den andern Gegnern um einen ernstlichen Krieg zu thun war, trat bald zu Tage, als die englische Kriegsmacht sich vergebens vor Boulogne abmühte, ohne die Stadt erobern zu können, und als das spanische Ehepaar lieber seine Zuflucht zu zwei Franciscanern nahm, welche dem König das Gewissen wecken sollten, als zu den Waffen.

Karls VIII. Charakter. Trotz dieser günstigen Aussichten war Karl VIII. dennoch zum Nachgeben bereit. Er hatte den Kopf voll ritterlicher Träume, die er aus den Romanen der Zeit in sich aufgenommen. Er wollte eine Heldenrolle spielen, zu der ein Kriegszug nach Italien den Anfang bilden sollte. Das Mittelalter hinterließ bei seinem Abscheiden noch manchen Don Quixote; aber keiner war weniger geeignet, in die Zahl der Paladine Karls des Großen und unter die Artushelden der Tafelrunde aufgenommen zu werden, als der König, der damals auf dem französischen Throne saß. Von kleiner, unschöner Gestalt, von schwachem Geist und kränklichem unscheinbarem Körper war er zu einem

romantischen Ritterhelden nicht geschaffen. Nur in seinem Auge blitzte einiges Feuer und sein Herz war nicht ohne Gutmüthigkeit; dagegen blieb er stets abhängig von seiner Umgebung, ohne Selbständigkeit, ohne Energie, ohne thatkräftiges Handeln. Wenn man auch von dem ungünstigen Urtheil, das Guicciardini über ihn fällt, Einiges der nationalen Bitterkeit des Italieners zuschreiben mag, immerhin wird man das Bild eines Mannes erhalten, in welchem das Wollen und das Vollbringen nicht in Einklang standen, in dessen Seele Traum und Wirklichkeit nicht zur klaren Scheidung kamen.

Um in seinen Zurüstungen zum italienischen Feldzug, den wir an einem andern Orte darstellen werden, nicht gehindert zu sein, erkaufte Karl VIII. den Frieden von seinen drei Gegnern mit großen Opfern. Wie freute sich Heinrich VII., als der französische König im Vertrag von Etaples sich verpflichtete, ihm innerhalb fünfzehn Jahren die hohe Summe von 620,000 Thalern in Gold als Entschädigung der für Anna von Bretagne aufgewendeten Kriegskosten und weitere 125,000 Thaler als Rückstand der früher von Ludwig XI. versprochenen Jahrgelder auszuzahlen. Gegen einen solchen Preis ließ der geizige Tudor ohne Bedenken seinen Verbündeten, den römischen König Maximilian, im Stich und rief seine Truppen von Boulogne zurück. Auch die Spanier erneuerten gerne das alte Bündniß mit Frankreich, als Karl VIII. ohne jegliche Entschädigung die streitigen Territorien in den Pyrenäen dem Herrscherpaar in Madrid überließ. Am schwierigsten war die Versöhnung Maximilians zu erlangen. Als man aber dem römischen König das Versprechen gab, daß man ihm die Tochter, welche seit acht Jahren in Paris erzogen worden war, mit aller Mitgift ehrenvoll nach St. Quentin schaffen und sowohl die Franche-Comté als die Grafschaft Artois und einige dazu gehörige Territorien dem burgundischen Reiche zurückgeben wolle, so gab sich auch Maximilian zufrieden und fügte sich in die Umstände. Mit dem Frieden von Senlis nahmen die Feindseligkeiten, die so lange zwischen Frankreich und Burgund bestanden und so viele Waffengänge und diplomatische Wettkämpfe erzeugt hatten, ein Ende. War auch das Herzogthum Burgund wieder an die französische Krone zurückgefallen, so wurde doch die Freigrafschaft dem niederländischen Reich erhalten und bildete in Verbindung mit Lothringen und Elsaß immer noch einen wichtigen Bestandtheil des römisch-deutschen Kaiserreichs jenseits des Rheines. Karl aber rüstete sich nun zu dem Feldzug nach Italien, um die Erbrechte der Anjou's auf Neapel geltend zu machen. Dieser Zug sollte den Anfang bilden zu andern großen Unternehmungen, zum Uebergang nach Konstantinopel, wo Karl den Großtürken zu bekriegen und die oströmische Kaiserkrone zu erringen hoffte. Denn er wollte „neue Dinge sehen und viel von sich reden machen".

Friedensschlüsse. 1492. 1493.

23. Mai 1493.

VI. England während der Rosenkriege.

1. König Heinrich VI. und seine Widersacher.

Aufregung und Volksjustiz. Die Unfälle in Frankreich, der Verlust aller Früchte der kriegerischen Anstrengungen vieler Geschlechter schlugen dem englischen Nationalgefühl eine schwere Wunde; die Gemüther waren im tiefsten Innern aufgeregt und verletzt; das Volk wollte ein Opfer haben, an dem es seine Rache stillen, auf das es die Schuld aller Fehler und Mißgeschicke werfen könnte. Es war die Nemesis der Lancasterschen Eroberungspolitik, die nun den Rückschlag auf das eigene Land führte. Wir wissen, mit welchem Mißtrauen man im Inselreiche auf die französische Königin und auf ihren Günstling Suffolk blickte, dem ihre Gnade gerade damals die Herzogswürde verschafft. Man beschuldigte ihn des Einverständnisses mit dem französischen Hof und Adel; Flugschriften und Spottverse liefen gegen ihn im Volke herum; eine seiner Creaturen, der Bischof von Chichester, der an den Verhandlungen wegen der Uebergabe von Maine Theil genommen, wurde in Portsmouth von der aufgeregten Menge erschlagen. Als zu Anfang des Jahres 1450 das Parlament zusammentrat,
Jan. 1450. wurde eine Reihe von Beschuldigungen gegen den Herzog vorgebracht, welche ihn des Verraths gegen König und Land überführen sollten; aber er vertheidigte sich mit so viel Geschick und wies die Unhaltbarkeit der Anklagen so überzeugend nach, daß kein Todesurtheil gefällt werden konnte. Allein die Volkswuth hatte eine solche Höhe erreicht, daß das Oberhaus ihn nicht freizusprechen wagte. Er sollte auf fünf Jahre in die Verbannung ziehen. Suffolk unterwarf sich dem Machtspruch; kaum aber hatte er auf einem Fahrzeug den Hafen von Dover verlassen, um über den Kanal zu setzen, so wurde er von
2. Mai. einigen Schiffen, die ihm aufgelauert, angehalten und von dem wüthenden Schiffsvolk, nachdem es Gericht über ihn gehalten, als Verräther zum Tode verurtheilt und auf einem Kahn mit einem rostigen Schwerte von einem rohen Irländer langsam enthauptet. Sein Leichnam blieb einige Zeit auf dem Strande liegen, und so verwildert war der Sinn des Volkes durch Haß und Leidenschaft, daß die blutige That in gemeinen Spottversen auf „Jack Napes“ verherrlicht ward. Ob die eigentlichen Urheber des Mordes den höheren Gesellschaftskreisen angehörten oder ob die aufgeregte Menge aus eigenem Antrieb diesen Akt einer schrecklichen Volksjustiz verübte, bleibt in Dunkel gehüllt. Die Bestrafung der Seeleute konnte nicht vollzogen werden, weil die ganze Bevölkerung von Kent zu ihrem Schutze sich bereit zeigte. Einige Wochen nachher wurde der Bischof von Salisbury, einer der Begünstigten des Herzogs,
29. Juni. während er in der Kirche von Eddington die Messe las, von seinen eigenen Hintersassen vom Altar weggerissen und in den geweihten Gewändern erschlagen.

Die Volkswuth beschränkte sich nicht auf einige als Verräther gebrandmarkte Häupter; sie richtete sich bald gegen die gesammte Regierung, ja gegen

das Haus Lancaster selbst. War doch Heinrich VI. ein Neffe des französischen Königs, der soeben die englische Herrschaft jenseits des Kanals in Trümmer schlug. Im Juni trat in Kent John Cade auf, ein junger Irländer von stattlicher Gestalt und unternehmendem Geiste, der sich für einen natürlichen Sohn des letzten Grafen von March ausgab. Lust zu Abenteuern und Hoffnung auf Beute führte die verarmte Menge unter seine Fahne; in Kurzem stand der „Hauptmann von Kent“ an der Spitze von 20,000 Mann; die Erscheinungen vom Jahre 1381 unter Wat Tyler kehrten in allen Einzelheiten wieder; ein Volksaufstand mit Raub und Mord ergoß sich von Neuem gegen die Hauptstadt. Die Insurgenten verbreiteten Schriftstücke, „Beschwerden der Gemeinen von Kent“, worin arge Beschuldigungen gegen Hof und Regierung enthalten und Abstellung der bestehenden Mißstände gefordert waren. Sir Humfred Stafford, der mit einer kleinen Abtheilung königlicher Truppen die Aufständischen vom rechten Themseufer zurückdrängen wollte, wurde niedergehauen, und John Cade schmückte sich mit den Waffen und Sporen des gefallenen Ritters. Ungehindert zog darauf der „Hauptmann von Kent“ über die Zugbrücke in die Stadt. „Nun ist Mortimer Herr von London“ rief er übermüthig aus, indem er sein Schwert an dem alten Meilenstein schärfte. Lord Say, einer der Vertrauten des Herzogs von Suffolk, fiel in die Gewalt der Aufrührer und wurde nebst seinem Eidam Cromer, der als Sheriff von Kent besonders streng gewesen war, enthauptet. Nun vereinigten sich aber die Bürger der Stadt, um Gut und Leben besorgt, mit der Besatzungsmannschaft im Tower; es kam zu einem hitzigen Gefechte an der Themsebrücke, in welchem auf beiden Seiten viele Streiter durch das Schwert oder in den Fluthen den Tod fanden, unter ihnen der tapfere Sir Matth. Gough. Endlich räumten die Insurgenten das Feld. In Rochester geriethen sie in Streit über die geraubten Schätze; John Cade floh zu Pferde nach einer waldigen Gegend, wurde aber von dem Sheriff Alexander Iden eingeholt und getödtet; seine Anhänger stoben auseinander.

Aufruhr in London. 1450. — *2. Juli.* — *5. Juli.*

Schon damals flüsterte man sich heimlich zu, daß Richard von York, Statthalter von Irland, seine Hand bei dem Aufstand im Spiel gehabt habe. Bei der Schwäche des Königs und bei der allgemeinen Abneigung gegen die Lancasters mochte er hoffen, selbst die Krone von England zu erlangen. Denn stand auch sein Großvater, Edmund von York, als vierter Sohn Eduards III. dem Ahnherrn der Lancasters Johann von Gent um ein Glied nach; so hatte dagegen seine Mutter Anna, die Schwester des kinderlos verstorbenen Grafen von March, ein näheres Anrecht, wenn man weibliche Erbfolge zuließ. In ihren Adern rann das Blut Lionels von Clarence, des zweiten Sohnes des dritten Eduard *). Der Verdacht wuchs, als Graf Richard unerwartet Irland verließ und, an der Waliser Mark 4000 seiner Vassallen um sich sammelnd, in

Richard von York strebt nach der Krone.

*) S. Stammtafel am Ende.

Sept. 1450. der Hauptstadt erschien. Aber noch war die Stunde für die Ausführung seiner Pläne nicht gekommen. Als Will. Tresham, seit Jahren der Sprecher der Gemeinen, der die Anklage gegen Suffolk erhoben, sich zu dem Herzog begeben wollte, wurde er in Northamptonshire überfallen und erschlagen, und als im Nov. nächsten Parlament der Abgeordnete von Bristol den Antrag stellte, da der König keine Nachkommen habe, so möge man den Herzog von York als Thronerben bezeichnen, wurde er in den Tower gebracht. Doch sah man bereits viele mächtige Edelleute, insbesondere das Geschlecht der Nevils, dem seine Gemahlin angehörte, an ihrer Spitze Graf Salisbury, so wie den Herzog von Norfolk, die Lords Cromwell und Cobham u. a. m. auf Richards Seite, und der Herzog von Somerset, neben der Königin der bedeutendste Vorfechter der Lancasters, wurde öffentlich der Feigheit und des Verraths beschuldigt. Adel und Volk 1451. traten in Parteien auseinander; Straßenkämpfe und Mordanfälle gaben Zeugniß von der wachsenden Aufregung; die englische Nation ging Erschütterungen und Krisen entgegen, welche die bürgerlichen Kämpfe unter Johann und dem dritten Heinrich weit überstiegen. Schon im Jahre 1452 sah man den Herzog von York mit bewaffnetem Kriegsvolk aus der Waliser Mark, den Vassallen der Mortimers, gen London ziehen, um den König, dem er fortwährend treu und ergeben zu sein behauptete, zu nöthigen, alle Männer, die das Gerücht und die Volksmeinung als Verräther bezeichne, aus dem Staats-1.März 1452. rath zu entfernen. Heinrich VI. zog ihm entgegen; in einer Unterredung gab er das Versprechen, Somerset solle in Haft genommen werden; als aber Richard, im Vertrauen auf diese Zusage, in das königliche Zelt trat, wurde er selbst als Verräther bezeichnet und als Gefangener nach der Stadt geschickt; erst als er in der Paulskirche einen feierlichen Eid geschworen, „daß er zeitlebens ein getreuer Unterthan und Vassall seines gnädigen Herrn und Königs sein wolle", wurde er wieder in Freiheit gesetzt.

Er wird zum Protektor und Defensor des Reichs ernannt.

Der erneuerte Krieg an der Garonne lenkte im nächsten Jahr die Blicke der englischen Nation von den inneren Parteikämpfen ab; noch einmal regte sich das vaterländische Gefühl, als der achtzigjährige Talbot in Bordeaux einzog und alles Land zwischen Garonne und Pyrenäen die Engländer freudig als Befreier von der französischen Steuerlast empfing; aber die Niederlage bei Castillon und der Tod des grauen Helden, der so lange der Schrecken Frankreichs gewesen, schlug alle Hoffnungen nieder und steigerte die Erbitterung gegen die französische Königin und den Günstling Somerset, welche die Expedition besonders eifrig betrieben hatten. Und gerade damals wurde König Heinrich zu Clarendon von einer Krankheit erfaßt, die ihn nicht nur körperlich niederwarf und am Gehen und Stehen hinderte, sondern ihm auf einige Zeit Gedächtniß und Einsicht raubte. Es schien, als ob die temporäre Geistesstörung des mütterlichen Großvaters als Erbtheil auf den Enkel übergegangen sei. Zugleich genas die Königin nach langer unfruchtbarer Ehe eines Sohnes,

welcher in der Taufe den Namen Eduard empfing. Aber „böse Zungen" stellten die Vaterschaft des Königs in Zweifel. Diesen Augenblick benutzte Richard, um die Regentschaft an sich zu reißen; Somerset wurde in den Gemächern der Königin verhaftet und das Parlament dahin gebracht, daß es kraft königlicher Vollmacht den Herzog von York zum „Protektor und Defensor" des Reichs erklärte und ihm bis zur Genesung des Königs oder der Großjährigkeit des Thronerben den Vorsitz im Rath und den Oberbefehl im Felde übertrug.

Jan. 1454.

März.

Die erste Schlacht bei St. Albans 1455.

Richard hatte jedoch viele Gegner, deren Zahl rasch wuchs, als er die wichtigsten Staatsämter und Rathsstellen eigenmächtig und willkürlich mit seinen Verwandten und Anhängern füllte. Schon jetzt drohte der Bürgerkrieg auszubrechen; der gesammte Adel schied sich in zwei Heerlager, im Norden standen bereits die Parteigenossen der Lancasters, Lord Egremont mit den Percys und der junge Herzog von Exeter, gegen die Nevils, die Sippschaft der Yorks, unter den Waffen. Noch einmal hatte es den Anschein, als sollte das gezückte Schwert in die Scheide zurückgestoßen werden: im Februar des nächsten Jahres genas der König und nahm die Zügel der Herrschaft wieder in die eigene Hand. Aber der Einfluß, den der aus der Haft befreite Somerset durch die Gunst der Königin von Neuem bei Hof gewann, machte den Herzog von York für seine Sicherheit besorgt. Er sammelte seine Getreuen, vor Allen seinen Schwager Henry Nevil, Grafen von Salisbury und dessen Sohn Richard, der durch seine Vermählung mit der Erbtochter der Beauchamps Graf von Warwick geworden, Lord Cobham u. a. unter seine Fahne und zog mit etwa 3000 Mann auf die Hauptstadt los, stets seine unwandelbare Treue gegen den König betheuernd. Bei St. Albans stießen sie auf 2000 Gewappnete, mit welchen die Herzöge von Somerset und Buckingham, die Grafen von Northumberland, Pembroke, Stafford, die Lords Clifford, Sudeley u. a. den Hof nach Leicester begleiten wollten. Es entspann sich ein blutiges Gefecht, das durch die ungestüme Kampflust der Warwicks zu Gunsten Yorks entschied. Somerset, Northumberland, Clifford und viele ihrer Waffengenossen deckten das Schlachtfeld; König Heinrich selbst wurde durch einen Pfeilschuß im Nacken verwundet.

1455.

Mai 1455.

21. Mai.

Das Versöhnungsfest in der Paulskirche. 1458.

Nun war Richard von York wieder gebietender Herr, zumal da der König bald darauf in sein Uebel zurückfiel. Noch immer behauptete er seine Loyalität gegen den Lancasterschen Herrscher, schob alle Schuld des blutigen Streits auf Somerset und seine Genossen und begnügte sich abermals mit der Würde eines Protectors, die ihm von beiden Häusern übertragen ward. Aber es herrschte eine unheimliche Stimmung im ganzen Reiche; im Norden und Westen hatten die Parteifehden ihren Fortgang; das bei St. Albans vergossene Blut schrie um Rache. Umsonst bewirkte der König, als sein Zustand sich wieder besserte, eine feierliche Aussöhnung zwischen den Häuptern der Parteien in der Paulskirche; wie konnten die jungen Herzoge von Somerset und Buckingham vergessen, daß ihre Väter durch das Schwert der Nevils umgekommen! Sollten

November.

25. März 1458.

Somersets und Cliffords Frauen die Wittwentrauer ablegen, weil ihnen von den Gegnern ein Sühnegeld geboten ward? sollte die stolze Königin ruhig zusehen, daß ihre Todfeinde, mit Ehren und Würden bedeckt, am Hofe aus- und eingingen und ihren Triumph zur Schau trugen?

Die rothe und die weiße Rose im Kampf. 1459.

Das Versöhnungsfest in der Londoner Hauptkirche war eine heuchlerische Comödie; Groll und Rachegedanken gährten unter der leichten Hülle fort, im stillen Busen schlummerten dämonische Leidenschaften. Es war noch kaum ein Jahr verflossen, so standen die Parteien aufs Neue einander feindlich gegenüber. Warwick war Befehlshaber von Calais und schaltete in seiner Meerburg gleich einem unabhängigen Fürsten. „Wie einer jener alten Wikinge, der mit keinem Menschen Frieden hielt und nur nach kühnen Abenteuern ausschaute, spähte er über das Wasser nach den benachbarten Küsten.“ Einst überfiel er eine lübische Handelsflotte, die er für eine feindliche hielt, und fügte ihr großen Schaden zu. Dafür sollte er in Westminster zur Rechenschaft gezogen werden und Schadenersatz geben. Er glaubte sich von der Königin bedroht und entwich vom Hofe. Von Neuem ertönte jetzt die Kriegsdrommete. Als Graf Salisbury und die Nevils gen Kenilworth zogen, um sich mit York zu verbinden, 23. Sept. 1459. wurden sie bei Bloreheath in Staffordshire von dem königlichen Heer angegriffen, aber durch Tapferkeit und List erfocht der Graf einen glänzenden Sieg. Lord Audeley, der königliche Anführer, blieb mit 2400 seiner Krieger auf dem Waffenfelde. Ungehindert vollführten nun Salisbury und Warwick ihre Vereinigung mit dem Herzog. Siegesstolz zogen die Yorkschen unter ihrem mit der weißen Rose geschmückten Banner einher; wer sollte es aufnehmen mit den Veteranen aus dem französischen Kriege, die Warwick in Calais um sich gesammelt und die erfahrenen Feldherren Blount und Trollop ins Feld führten, und mit den abgehärteten Kriegsmannen von der Waliser Mark, die dem Herzog Richard folgten? Noch immer betheuerten sie ihre Treue gegen den Lancaster'schen König, der jetzt selbst entschlossener und zuversichtlicher als jemals, unter der königlichen Fahne mit der rothen Rose heranrückte: nur zu ihrer Vertheidigung gegen ihre Feinde im Rath hätten sie das Schwert ergriffen. Aber es war kein Geheimniß mehr, daß York selbst nach der Krone trachtete. Sein Plan sollte jedoch nicht gelingen. Als es in der Nähe des Schlosses 12. Okt. Ludlow zum Gefecht kam, und das herzogliche Geschütz hinter Schanzen und Gewässern große Verheerungen anrichtete, ging Andrew Trollop mit seinen Veteranen plötzlich zu den Königlichen über. Dieses unerwartete Ereigniß verbreitete solchen Schrecken unter den Reihen der Aufständischen, daß sie im Dunkel der Nacht die Flucht ergriffen. Herzog Richard eilte mit seinem Sohn Edmund, Graf von Rutland, über Wales nach Irland; sein Erstgeborner, Graf Eduard von March, schloß sich an Salisbury und Warwick an, welche den Weg nach Devonshire einschlugen, um nach Calais zu kommen. Hier fanden sie ein sicheres Asyl, um neue Pläne zu schmieden.

Gern hätte Margaretha durch das willfährige Parlament alle Häupter der Gegenpartei wegen Hochverraths verurtheilen lassen; der gutmüthige König widersetzte sich jedoch dem Vorhaben, er wollte die Brücke der Versöhnung mit den Verwandten nicht abbrechen. Seine Milde sollte ihm aber verderblich werden. Im nächsten Jahre landeten die Flüchtlinge mit neuer Mannschaft in Kent, besetzten mit Hülfe der unzufriedenen Bewohner die von dem Hofe verlassene Hauptstadt und rückten dann mit Heeresmacht gen Northampton, wo die Königlichen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hier ereignete sich an einem regnerischen Julitage ein blutiges Treffen, in welchem Warwick und Graf Eduard einen entscheidenden Sieg erfochten. Der Herzog von Buckingham, der Schatzmeister Graf Shrewsbury, die Lords Beaumont und Egremont und etwa 300 Edelleute und Ritter deckten die Wahlstatt; um die Gemeinen kümmerte man sich wenig. Der Krieg hatte den Charakter einer Blutrache angenommen, die immer weitere Kreise zog, immer neue Opfer forderte. Hülflos und aller Schätze beraubt suchte die Königin mit ihrem siebenjährigen Sohne eine Zufluchtsstätte, zuerst in Wales, dann in Schottland, während ihr Gemahl den Siegern nach London folgen mußte, wo die wichtigsten Aemter in ihre Hände gelegt wurden. Georg Nevil, Bischof von Exeter, Warwicks Bruder, wurde Kanzler, Lord Bourchier Schatzmeister.

Die Schlacht von Northampton. 1460.

10. Juli 1460.

Einige Monate nachher zog Herzog Richard an der Spitze von 500 Reisigen in Westminster ein, mit der Absicht, die Gewaltthätigkeit des ersten Lancaster an dem Enkel zu vergelten; wie Heinrich Bolingbroke seinem Vetter Richard II. die Krone geraubt, so gedachte er wider den sechsten Heinrich zu verfahren. Allein er stieß auf größeren Widerstand bei den Lords und Kronrichtern. Die Denkschrift, worin seine Ansprüche auf den Thron durch seine Abstammung begründet wurden, fand wenig Anklang. Für die Lancasters sprach der schon durch drei Generationen unbestritten fortgeführte Besitz, für den gegenwärtigen König eine bald vierzigjährige Regierung und der Treueid, durch den der Herzog selbst wie alle Verwandten das Kronrecht desselben anerkannt. Nach vielen Erwägungen für und wider trafen die Lords endlich die Entscheidung: Heinrich VI. solle auf Lebenszeit die Krone behalten, Richard aber zum Thronerben erklärt werden und sein Geschlecht in der Herrschaft folgen. Wie Karl VI. in Paris, so gab auch sein Enkel Heinrich VI. in London zu Allem seine Zustimmung. Er war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Parteihäupter. Ein feierlicher Zug nach der St. Paulskirche bildete den Schluß der Uebereinkunft von Westminster, welche das Erbfolgegesetz Heinrichs IV. aufhob, die Lancaster's für alle Zukunft von der Herrschaft ausschloß und den Herzog von York zum Prinzen von Wales erklärte. Fortan war das Königthum des sechsten Heinrich nur ein Ehrentitel ohne Macht. Von seinem Sohne Eduard war keine Rede.

Das Haus Lancaster vom Throne ausgeschlossen. Oct. 1460.

25. Oct.

9. Nov.

2. Fall des Hauses Lancaster.

Die Schlacht von Wakefield und Richard's Ende. 1460.

Aber so leicht sollte der Thron der Lancasters nicht an die andere Linie kommen; die englische Nation sollte wie die französische den Kelch der Leiden auf den Grund leeren. Im Norden zählte die rothe Rose unter dem Adel viele Anhänger; dort war das Andenken an den glorreichen fünften Heinrich noch lebendig, während im Süden, wo man dem französischen Kriege näher stand, wo die Stimme des Volkes von größerem Gewicht war, wo die fremde Königin und ihre Günstlinge als die Urheber alles Unglücks und aller Schmach angesehen wurden, die York'sche Partei die Oberhand hatte. Es war ein großer Fehler des Herzogs, daß er aller Abmahnungen ungeachtet um Weihnachten gen Norden zog, um den Feind in seinem eigenen Lager aufzusuchen. Dort hatten sich viele namhafte Edelleute, der Graf von Northumberland, Lord Clifford, der Herzog von Somerset und viele andere um die mannhafte Königin und ihren geschmähten Sohn gesammelt, brennend von Haß und Rache-
30. Dez. durst. Da ereignete sich in den letzten Tagen des Jahres das blutige Treffen von Wakefield, das mehr einem Schlachten als einer Schlacht glich und die York'sche Partei in Haupt und Gliedern niederwarf. Einzelne gräßliche Scenen, der Volksphantasie eingeprägt und im Volksmunde fortgepflanzt, erhielten bei den Nachgebornen die Erinnerung an die wunderbaren Schicksalswechsel jener schrecklichen Tage. Eine wüthende Schaar, so wird erzählt, schleppte den gefangenen Herzog auf einen Ameisenhaufen, der zugleich als Thron und Richtstuhl dienen sollte, höhnte ihn mit einer Krone von Gras und schlug ihm das Haupt ab, welches dann die Königin auf den Zinnen von York aufpflanzen ließ. Dort grinste es mit einer papiernen Krone geziert neben andern blutigen Häuptern auf die Stadt nieder, von der er den Namen führte. Seinen siebenzehnjährigen Sohn Rutland erkannte der schreckliche Clifford an dem reichen Gewande, als er eben mit seinem geistlichen Erzieher entfliehen wollte. „Dein Vater hat den meinen erschlagen", schrie er dem um Gnade Flehenden entgegen, „so mußt du von meiner Hand sterben". Damit stieß er dem Jüngling den Dolch in's Herz. Salisbury wurde zu Pontefract hingerichtet. Triumphirend überbrachten die Sieger der Königin die blutigen Spolien. „So übte jetzt bereits ein zweites Geschlecht für den Tod der Väter wilde Blutrache und der Ritter erniedrigte sich zum Henker".

Eduard von York zum König ausgerufen. 1461.

Mordend und verwüstend zogen hierauf die verwilderten Schaaren gen Süden. Auf der Heide von Barnet bei St. Albans stießen sie auf Norfolk und Warwick, welche mit dem unglücklichen König von London den schrecklichen Männern vom Norden entgegen gerückt waren. Bald war das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt und Warwick in die Flucht geschlagen. Im Zelte Cliffords feierte Heinrich VI. das Wiedersehen mit Gemahlin und Sohn; aber seine
Febr. 1461. Hüter, denen er Sicherheit zugesagt, ließ Margaretha niederstoßen. Bis in die

Vorstädte von London streiften die plündernden Schaaren von den schottischen und northumbrischen Marken. Die Königin wagte jedoch nicht in die Hauptstadt einzuziehen; sie erkannte die tiefe Volkswuth, welche das grausame Unwesen ihrer Anhänger weithin über Kent und den ganzen Süden verbreitet. Sie zog wieder gen Norden und gab dadurch den Gegnern den Sieg in die Hand. Eduard von March, der neunzehnjährige Sohn Richards, ein ritterlicher Mann von hoher Schönheit und starkem Arm, hatte an den Marken von Wales bei Mortimers Croß ein glückliches Treffen bestanden, den alten Owen Tudor, einen königlichen Verwandten, nebst vielen Rittern in Hereford den Manen seines Vaters und Bruders zum Opfer geschlachtet und dann, mit Warwick vereinigt, seinen Einzug in London gefeiert. Hier wurde er auf dem Felde von Clerkenwell von dem versammelten Volke als König ausgerufen, nachdem er in einer mündlichen Ansprache seine Herkunft und sein Recht dargelegt. Die Krone auf dem Haupt und den Herrscherstab Eduard's des Bekenners in der Hand, setzte er sich auf den Thron und alles Volk rief begeistert aus: „Lang lebe König Eduard IV."

2. Febr.

2. März.

Eduards IV Sieg und Krönung. 1461.

Nur eine siegreiche Schlacht vermochte die Krone auf Eduard's Haupt zu befestigen. Daher rückte er in Verbindung mit Warwick und Norfolk gen Norden, wo die Feinde mit überlegener Heeresmacht um die rothe Rosenfahne des Lancaster'schen Königshauses sich gesammelt. Das ganze waffenfähige England war in zwei Heerlager unter zwei Königen geschieden. Nachdem in einem Gefecht der Vorhut Lord Clifford bei Ferrybridge durch einen Pfeilschuß gefallen, trafen sich die Hauptheere zwischen den Dörfern Towton und Saxton, acht Meilen von York. Hier ereignete sich an einem schneeigen Märztag eine furchtbare Schlacht, welche, die ganze Nacht hindurch fortgesetzt, sich mit blutigen Zügen in dem Andenken der Nation von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hat. Gegen 30,000 Erschlagene lagen auf dem Waffenfelde, unter ihnen der Graf von Northumberland und der kühne Rottenführer Sir Andr. Trollop. Die York'schen siegten; die Häupter Richard's, Rutland's und Salisbury's wurden von den Zinnen der Stadt herabgenommen, um Raum zu schaffen für die Köpfe der hingerichteten Grafen von Devonshire und Wiltshire und anderer Lancaster'schen Anführer. Triumphirend kehrte Eduard IV. nach der Hauptstadt zurück, um in Westminster von der Hand des Erzbischofs von Canterbury mit vieler Pracht gekrönt zu werden; während Margaretha und ihr Gemahl mit den Häuptern ihrer Getreuen bei den Schotten Schutz und Hülfe suchten, bis die Furien des Bürgerkrieges auch in das caledonische Gebirgsland drangen und die Königin zur Flucht über den Canal in das alte Heimathland trieben.

28. März 1461.

29. April 1461.

Das Thronrecht der York's anerkannt.

Wer sollte jetzt dem König Eduard den Thron streitig machen? Das Parlament, gespalten wie die ganze Nation, war bisher stets das Echo des Siegers gewesen, und so war es auch jetzt. Ohne Widerstand erlangte der neue König, daß das Kronrecht seines Hauses feierlich bestätigt, daß die Lancasterschen Herr-

Nov.

scher für Usurpatoren erklärt, daß das flüchtige Königspaar und der sogenannte Prinz von Wales, die Herzoge von Somerset und Exeter und alle die todten oder entflohenen Häupter der besiegten Partei des Hochverraths für schuldig erkannt und ihre Verwandten aller Güter und Ehren beraubt wurden, dagegen die Glieder der herrschenden Linie die ersten Rangstufen und Aemter einnahmen. Bei den Gemeinen, von denen jetzt das entscheidende Wort gesprochen wurde, seitdem die Reihen der Lords so furchtbar gelichtet waren, hatte das Haus York von jeher mehr Geltung und Anhang als die Lancasters. Und welch ein Abstand zwischen dem blühend schönen ritterlichen Eduard und dem blödsinnigen Heinrich!

Margaretha's Flucht nach Frankreich. In den nächsten zwei Jahren hatte der blutige Kampf an der nördlichen Grenzmark seinen ununterbrochenen Fortgang. Königin Margaretha, eben so unternehmend als nach Rache dürstend, hatte in Frankreich neue Kriegsmannschaft geworben, die sie, verstärkt mit Schotten und Northumbriern, abermals in das englische Grenzland führte, indeß ihr Gemahl in einem festen Schlosse in Nordwales den Ausgang theilnahmlos aber kummervoll abwartete. Die Chroniken erzählen von vielen Kämpfen und Abenteuern, vom Abfall der Somersets und Percys zu dem glücklicheren Zweig des alten Herrscherstammes, von der wunderbaren Rettung der Fürstin und ihres Sohnes aus den Händen der Räuber, die sie auf der Flucht in einem Walde gefangen genommen. Der Krieg hatte den Charakter mittelalterlicher Ueberfälle angenommen; das Land, wo die bürgerliche Verfassung unter heißen Kämpfen ihren vollendetsten Ausbau erlangt hatte, war in die anarchischen Zustände des Faustrechts, des ritterlichen Fehdelebens, des Raubwesens und Wegelagerns zurückgefallen. Aber die rothe Rose schien zum Verwelken bestimmt zu sein. Nach zweijährigem fruchtlosen Ringen setzte Margaretha mit ihrem Sohne und dem Reste ihrer Getreuen abermals über den Canal, um am flandrischen Hofe Beistand zu suchen, und
1463. begab sich, als sie hier kein Gehör fand, in das Herzogthum Bar, ihr väterliches Heimathsland, um dort neue Pläne auszusinnen.

Niederlage der Lancasters bei Herham. 1464. Während Margaretha in Frankreich weilte, brach der Krieg im Norden mit neuer Heftigkeit aus und lichtete abermals die Reihen des Adels durch Schwert und Richtbeil. Als König Heinrich von Neuem im Felde erschien, umgeben von Schotten und geächteten
März 1464. Baronen, gewann die Lancastersche Partei wieder frische Kräfte. Somerset und die Percys bereuten ihren Abfall und kehrten zu der alten Fahne zurück. Aber das Glück der Waffen war nicht auf ihrer Seite. Sir Ralph Percy unterlag im Kampfe
8. Mai. gegen Lord Montague: bei Hexham in Northumberland wurde Somerset überwunden und starb, auf der Flucht gefangen, durch die Hand des Henkers, der Dritte seines Namens. Der Titel ging auf seinen Bruder Edmund Beaufort über. Ein gleiches Schicksal hatten die Lords Roos und Hungerford in Newcastle und in York wurden fünfundzwanzig Herren von Rang hingerichtet. Die Mauern der Festung Bamborough sanken unter dem mörderischen Geschütz des Grafen von Warwick; der tapfere Befehlshaber Sir Ralph Grey, welcher, durch eine Zurücksetzung beleidigt, zu den Lancasters übergegangen war, wurde verwundet nach London geführt und dort, durch den Ritter-

hof zum ehrlosen Tod verurtheilt, auf der Richtstätte enthauptet. König Heinrich, vom Schlachtfeld bei Hexham entflohen, wurde einige Zeit von den getreuen Einwohnern verborgen gehalten, bis er durch Verrath in die Hände Warwick's fiel, der ihn auf's Pferd gebunden durch die volksbelebten Straßen unter dem Hohne des Pöbels nach dem Tower bringen ließ. Seine Anhänger lebten als Geächtete im Elend, Somerset und Exeter in Flandern, Pembroke in den Bergen von Wales, Northumberland bei den Schotten; ihre Güter und Titel gingen an die siegreichen Häupter über. Juli 1465.

Mächtiger als je gebot Eduard IV. in London; ein volksthümlicher, leutseliger Mann war er bei dem Parlamente beliebt, das ihm freigebig die Wollsteuer und das Tonnen- und Pfundgeld auf Lebenszeit bewilligte. Auch wurden viele entfremdeten Krongüter zurückgewonnen. England, von auswärtigen Kriegen verschont, schien unter der neuen Dynastie aufzuleben; das Schwert wüthete ja vorzugsweise unter den Feudalherren und ihren Kriegsmannen, der Bürgerstand hatte wenig darunter zu leiden. Der Papst und die Höfe des Continents erkannten die neue Thronordnung an. Es schien, als ob das Haus York auf immer die Krone von England besitzen sollte. — Da führte Eduard IV. selbst neue Stürme aus der gährenden Tiefe herauf. Er war dem weiblichen Geschlechte sehr zugethan, und manche schöne Frau und Jungfrau war seinen verführerischen Nachstellungen und Liebeskünsten erlegen. Nun geschah es, daß er einst auf dem Schlosse der Herzogin von Bedford, die dem Richard Wydeville, Lord Rivers, ihre Hand zum zweiten Ehebund gereicht, von den Reizen ihrer Tochter Elisabeth gefesselt wurde, als sie, die junge Wittwe des bei St. Albans gefallenen Sir John Grey, eines Lancastriers, den König fußfällig um die Zurücknahme der Achtserklärung ihres Gatten zu Gunsten ihrer kleinen Kinder erflehte. Hingerissen von der Anmuth ihres Wesens beschloß er, die schöne Frau, an deren Tugend seine Verführungskünste scheiterten, zu seiner Gemahlin zu erheben. In der Kapelle der Abtei Reading wurde die Trauung vollzogen und in den schönen Maitagen des nächsten Jahres ergötzte sich die Bürgerschaft von London an der glänzenden Krönungsfeier in Westminster. Eduards IV. Vermählung. 1464. 29. Sept. 1464. 23. Mai 1465.

War schon die Erhebung einer Ritterstochter von der feindlichen Partei an die Seite des Königs den Anhängern der weißen Rose ein Dorn im Auge, so erregte die überschwengliche Gnadenhäufung, womit Eduard ihr ganzes Haus und ihre zahlreiche Verwandtschaft überschüttete, die höchste Unzufriedenheit. Bisher hatten die Nevils, welche im Kampfe das Meiste gethan und dafür von der Beute den schönsten Antheil davon getragen, den größten Einfluß geübt und die wichtigsten Aemter bekleidet. Graf Richard von Warwick hatte an der Nordmark fürstliche Besitzungen erworben und als Befehlshaber von Calais eine fast unabhängige Stellung gewonnen; wenn er in London einzog, feierte ihn das Volk gleich dem König und er vergalt die Huldigungen mit verschwenderischer Freigebigkeit; sein Bruder Montague war in das Erbe der Percy's eingetreten, der jüngste Bruder Georg war Kanzler des Reichs und Erzbischof von York. Nun traten ihnen die Greys, Vater, Brüder und Schwäger der Königin, als Familienhaber.

einflußreiche Rivalen entgegen, und die hohe Gunst des liebetrunkenen Monarchen diente dem Ehrgeiz eines zahlreichen Geschlechtes neuer Emporkömmlinge. Es konnte nicht fehlen, daß sich bald bittere Gefühle in dem Gemüthe Warwicks regten; ihm hatte Eduard seine Erhebung zu danken, sollte er nun den Lohn mit den alten Feinden theilen? Seine Unzufriedenheit und Verstimmung nahm zu, als der König mit Burgund in Verbindung trat und dem neuen Herzog Karl dem Kühnen seine Schwester Margaretha verlobte, während Warwick sich zu Frankreich neigte und mit Ludwig XI. auf einer persönlichen Zu-
Mai 1467. sammenkunft geheime Verabredungen traf. Noch vermied man einen völligen
Neujahr 1468. Bruch; in Coventry reichte der König seinen alten Bundesgenossen die Hand der Versöhnung, und als die fürstliche Braut ihren festlichen Auszug aus London hielt,
10. Juli 1468. um sich zur Hochzeitsfeier in Brügge einzuschiffen, gab ihr Warwick das Geleite.

Warwick gegen Eduard. 1469. Aber die innere Entfremdung trat immer schärfer hervor, besonders als es dem Grafen gelang, des Königs Bruder, den neunzehnjährigen Herzog von Clarence, einen wankelmüthigen, der Familie Wydeville feindlich gesinnten Fürsten, auf seine Seite zu ziehen. Gegen des Bruders Willen
12. Juli 1469. vermählte sich Clarence mit Warwicks jugendlicher Tochter Isabella in Calais, eine Verbindung, die um so folgenreicher werden konnte, als der König bis jetzt nur Töchter hatte, somit Clarence als Thronfolger angesehen ward. Fünf Tage nach dem Hochzeitsfeste setzte Warwick mit seinem Bruder, dem Erzbischof von York, und seinem neuen Eidam über den Canal, um den Volksaufstand, der von den nördlichen Provinzen, wo sich die Bauern gegen die Naturallieferungen an die Geistlichkeit auflehnten, rasch seinen Weg nach Süden nahm, in ihrem Interesse zu benutzen. Unter den Landbewohnern im Norden wie bei der beweglichen Bevölkerung von Kent hieß es, daß die verschwenderische Freigebigkeit des Königs gegen die Wydevilles, die Verschleuderung des Kronguts und die dadurch herbeigeführte Belastung des Volks mittelst Auflagen und Zwangsanleihen die Quelle aller Noth und alles Unheils seien. Lord Herbert, Schwager der Königin, den Eduard zum Herzog von Pembroke erhoben, wurde von den Aufständischen geschlagen und in Northampton hingerichtet; gleiches Schicksal hatte Lord Rivers, Elisabeths Vater, sein Sohn John Wydeville und Lord Stafford, ein anderer Verwandter. Es war deutlich, daß kundige Männer die Volksrache lenkten. Nach der Niederlage seiner Freunde war König Eduard in der Gewalt Warwick's, der jetzt eine diktatorische Machtfülle in seiner Hand hatte. Auf seinen Wink verliefen sich die Rebellenhaufen und König Eduard wie König Heinrich standen unter seiner Aufsicht; wer weiß, ob nicht damals der „Königmacher", wie man ihn nannte, mit dem Gedanken umging, die Krone Englands seinem Schwiegersohne Clarence zuzuwenden. Allein die Befürchtung, daß die Lancastrier, die sich bereits wieder regten, die Zwietracht im Lager der weißen Rose zu ihrem Vortheil verwerthen möchten, hielt ihn von Gewaltschritten ab. Nochmals vereinigte ein äußerlicher Versöhnungsakt die

York'schen Parteihäupter. Es war aber nur ein gleißnerisches Spiel, um frische Kräfte zu sammeln. Im nächsten Jahre brach eine neue Empörung in der 1470.
Grafschaft Lincoln aus. Die Losung war, König Heinrich sollte wieder den Thron besteigen. Warwick und Clarence standen mit dem Führer Sir Robert Wells in geheimer Verbindung. In der Verwirrung hofften sie ihre Ernte sicher einzuthun. Aber die Entschlossenheit des Königs und die Wirkungen seines Geschützes warfen den Aufstand nieder. Wells wurde enthauptet, auch dessen Vater und Schwager überlieferte der König wider gegebenes Wort dem 12. März.
Scharfrichter. Vor dem Tode bekannten sie, daß Warwick und Clarence Anstifter und Theilnehmer des Complots gewesen. Im Bewußtsein ihrer Schuld und die Rache des Königs fürchtend, flohen beide nach Norden; als ihnen aber der König mit Kriegsmannschaft auf dem Fuße nachfolgte und einen Preis auf ihre Haftnahme setzte, glaubten sie sich nicht mehr sicher in England. Mit Noth entkamen sie auf einem Fahrzeuge aus dem Hafen von Southampton, um in Calais, der alten Seeburg, Zuflucht zu suchen, ihre Gefährten der Rache des ergrimmten Monarchen preisgebend. Als aber Vaucler, ein Gascogner, den Warwick selbst zum Befehlshaber eingesetzt, den Flüchtigen die Aufnahme verwehrte und ihre Landung gewaltsam verhinderte, segelten sie nach der Normandie und suchten Schutz und Hülfe bei dem französischen König. Bald folgten noch andere Verbannte, so daß das westliche Frankreich und die Städte an der Loire der Heerd neuer Verschwörungen und Rachepläne wurden.

Bund zwischen Warwick und der Königin. 1470.

In Anjou lebte noch immer die Königin Margaretha mit ihrem Sohne Eduard, dem Geschicke grollend und in ihrer leidenschaftlichen Seele Gedanken der Rache nährend. Wer sie sah, die stolze Fürstin mit dem Ausdruck des herben Schmerzes auf dem strengen Angesicht, der hätte nimmermehr in ihr die Tochter des gesangesfrohen Königs René erkannt. Nun athmeten die beiden feindlichen Häupter dieselbe Luft am Ufer der Loire, und König Ludwig XI., Margaretha's Vetter und Warwicks Verbündeter, unternahm es, eine Versöhnung zu bewirken. Um den Preis einer ehelichen Verbindung seiner Tochter mit dem Königssohne Eduard wollte der hochfahrende leidenschaftliche Graf Warwick mit seiner Vergangenheit brechen, der geächteten Königin die Hand zum Bunde reichen und ihren gefangenen Gemahl wieder auf den Thron erheben. Lange wies die fürstliche Frau das unnatürliche Bündniß zurück: Niemand hatte sie tiefer verletzt als der gewaltige Edelmann, das Haupt und die Seele der Yorkschen Partei, und mit ihm sollte sie in Blutsverwandtschaft treten? Aber wie sehr auch das Herz widerstrebte, die Aussicht auf Rache und Vergeltung trug zuletzt den Sieg davon. Nur mit seiner Hülfe konnte dem Lancasterschen Haus die geraubte Königskrone zurückerobert werden. So ließ sie denn ihren alten Groll fahren: Margaretha und Warwick schwuren ein- 1. Aug. 1470.
ander Treue und die junge Anna Nevil wurde dem Königsohne Eduard angetraut. Damit war aber zugleich der Grund zum Bruche mit Clarence gelegt.

Denn der Rang eines Prinzen von Wales konnte doch nur einem der Schwiegersöhne Warwicks zu Theil werden!

Eduard IV. auf der Flucht. 1470. In König Eduard IV. lebten zwei Naturen, die abwechselnd die Herrschaft über ihn führten: unternehmend, thatkräftig und tapfer, wenn Kampf und Gefahr ihn fortrissen, überließ er sich in den Tagen der Ruhe der Genußsucht und dem Vergnügen, in kurzsichtiger Sorglosigkeit alle Warnungen und alle Vorsicht verschmähend; ohne Vermittelung ging er von der Anspannung zur Abspannung über. Umsonst machte ihn sein Schwager, Karl von Burgund, auf die Gefahren aufmerksam, die ihm von der französischen Küste aus drohten; er traf keine Gegenanstalten und ließ sogar den Oberbefehl über die Nordmark in den Händen Montague's und Fitzhugh's, des Bruders und Schwagers von Warwick. Aber bald sollte er aus seiner Zuversicht furchtbar aufgestört werden. Kaum hatte Montague, der im Auftrag des Königs 6000 Gewappnete zusammengezogen, auf Schloß Pontefract vernommen, daß sein Bruder mit Clarence
Sept. 1470. und andern Parteigenossen an der Südküste Englands gelandet sei, um Heinrich VI. wieder einzusetzen, daß alles Volk aus Kent sich um ihn sammle, und er bereits in der von Eduard verlassenen Hauptstadt großen Anhang zähle, so pflanzte er plötzlich statt der weißen die rothe Fahne auf und zog wider Eduard ins Feld. Als dieser auf einem Schlosse unweit Doncaster gerade zu Tische saß, hörte er Reiter heransprengen mit dem Ruf: „Es lebe König Heinrich“. Unter Mühe und Noth rettete er sich mit seinem Bruder Richard, seinem Schwager Anton Rivers, seinem Oberkammerherrn Lord Hastings und einigen andern Edlen nach der Hafenstadt Lynn, von wo aus die Flüchtigen auf zwei holländischen Schiffen über die Nordsee fuhren, um bei Karl dem Kühnen Schutz und Beistand zu suchen. Mühsam entgingen sie den Nachstellungen der hanseatischen Galeeren. So hastig war ihre Flucht gewesen, daß sie nichts bei sich führten, als was sie am Leibe trugen, und daß der König dem Schiffscapitän zum Dank für die Rettung nur den eigenen mit Marderpelz besetzten Mantel geben konnte.

Heinrich VI. und Warwick. Während die erlauchten Flüchtlinge von dem Herzog am Strande empfangen und nach dem Haag geführt wurden, suchte die Königin Elisabeth Zuflucht in Westminster, wo sie einen Sohn gebar, und der schwachsinnige König Heinrich wurde wie ein gekröntes Opferlamm aus dem Tower nach St. Pauls geleitet,
13. Oct. wo seine Wiederherstellung auf dem Thron mit einem Dankfest gefeiert ward. Er war nur ein willenloses Werkzeug in der Hand Warwick's, der als Großadmiral und Protector mit monarchischer Machtfülle herrschte, insbesondere da Margaretha ihre Rückfahrt immer weiter hinausschob. Mit Heinrich VI. kehrte auch der Lancaster'sche Adel wieder zu seinen Gütern und Aemtern zurück. Der Umschwung erfolgte fast ohne Blutvergießen; nur der grausame Graf von Worchester, der „Schlächter von England“, der die gefangenen Flüchtlinge in Southampton hatte tödten lassen, wurde hingerichtet. Das Parlament bestä-

tigte das Geschehene; Eduard IV. wurde als Usurpator erklärt, seine Regierungsakte umgestoßen. Ludwig XI. triumphirte über den Erfolg seiner Politik und schloß mit der neuen Regierung Bündniß und Freundschaft. 26. Nov. 1470.

Im Elend schwang sich Eduard wieder zur vollen Energie auf. Viele Flüchtlinge und Verfolgte fanden sich bei ihm ein und belebten in seiner Seele den Gedanken, den verlornen Thron zurückzuerobern, die weiße Fahne aufs Neue aufzupflanzen. Von dem Schwager heimlich mit Geld und Schiffen unterstützt, segelte er im Frühjahr von der Insel Walcheren ab, begleitet von etwa 2000 Bewaffneten, darunter 300 Flandrer mit Handgewehren, und landete bei Ravenspur am Humber, an derselben Stelle, wo einst Heinrich Bolingbroke ans Land gestiegen und seinen Siegeslauf begonnen. Die Ereignisse, die sich nun im Laufe der nächsten Tage zutrugen, gleichen mehr einem Ritterroman als geschichtlicher Wirklichkeit; mit dem Einzug Eduards in York, das er als sein Familienerbe zurückforderte, trat eine Katastrophe ein, die an die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba erinnert. Klug vermied er Anfangs als König aufzutreten: er nannte sich Herzog von York und forderte seine Leute auf, König Heinrich und den Prinzen Eduard hoch leben zu lassen. Es war eine Wiederholung des heuchlerischen Spieles, das einst Heinrich von Lancaster gegen Richard II. getrieben. Erst als auf seinem Zuge gen Süden sein Anhang lawinenartig wuchs, so daß er in Kurzem über viele Tausende zu gebieten hatte, nahm er in Nottingham wieder den Königstitel an. Ein Herold bot dem Grafen von Warwick, der mit etwa 7000 Mann in Coventry stand Schlacht oder Versöhnung an; der vorsichtige Edelmann ging weder auf das Eine noch auf das Andere ein; er wollte den Zuzug seines Eidams Clarence abwarten. Aber dieser hatte sich bereits mit dem Bruder verständigt; die Zureden der Mutter und Schwester und der Argwohn, daß der Graf ein falsches Spiel mit ihm treibe und ihn seinem eigenen Ehrgeize zum Opfer bringe, bewirkten eine Sinnesänderung. Auf einer Zusammenkunft reichten sich die drei Brüder die Hände zum Bunde, worauf die Kriegsmannen des Clarence die weiße Rose aufsteckten.

Eduards IV. Rückkehr und Sieg. 1471.

März 1471.

14. März.

Anfang April.

Wenige Tage nachher zog Eduard in London ein, freudig begrüßt von den Bürgern und Frauen. Nachdem er seine Gemahlin und den jungen Sohn aus der Westminster-Abtei befreit und mit seiner Mutter ein zärtliches Wiedersehen gefeiert, rückte er in Begleitung des Königs Heinrich, den ihm der Erzbischof von York ausgeliefert, dem Heere Warwick's und Montague's entgegen. Nun ereignete sich bei **Barnet**, fast unter den Augen der Hauptstadt, die Entscheidungsschlacht zwischen der rothen und weißen Rose. Nachdem die ganze Nacht hindurch das gewaltige Geschütz des Grafen gespielt hatte, ohne jedoch in der Dunkelheit unter den vortheilhaft aufgestellten Reihen der Gegner beträchtlichen Schaden anzurichten: kam es am Ostertag in früher Morgenstunde, als noch ein dichter Nebel die Erde bedeckte und jede Fernsicht unmöglich machte,

Die Schlacht bei Barnet u. Warwicks Ausgang. 1471.

14. Apr.

zum Nahgefecht, Mann gegen Mann. Es war ein Kampf, wie in dem langen Bürgerkrieg noch keiner ausgefochten worden; Eduard selbst und sein Bruder Richard stritten mit wunderbarer Tapferkeit. Das unheimliche Zwielicht erzeugte Unsicherheit und füllte die aufgeregten Gemüther mit Argwohn; man konnte kaum den Freund vom Feind unterscheiden. Da ertönte unter den Mannen des Grafen der Ruf: Verrath! Verrath! und verbreitete Flucht und Schrecken. Bald war das mit Tausenden von Leichen bedeckte Schlachtfeld in der Gewalt Eduards. Als die Sieger die Gefallenen musterten, fanden sie den Grafen erschlagen in einem Gehölze; auch sein Bruder Montague und viele tapfere und edle Männer lagen auf dem Waffenfelde. Noch war das hehre Fest nicht zu Ende, als Eduard in der Kathedrale der Hauptstadt dem Auferstandenen sein Dankgebet für den glorreichen Sieg darbrachte. Am nächsten Tag sahen die Bürger Londons die Leichen der beiden Brüder öffentlich zur Schau gestellt, ehe sie in die Gruft gesenkt wurden; König Heinrich aber wurde nach seinem Kerker im Tower zurückgebracht. Seine Herrschaft war abermals zu Ende.

Niederlage der Königin bei Tewksbury. 1471. Um dieselbe Zeit, da auf dem Felde von Barnet der „Königsmacher" Warwick sein ruheloses Leben schloß, landete Königin Margaretha mit ihrem Sohne und vielen Flüchtigen und Geächteten bei Weymouth und wendete sich nach Exeter, ihre Getreuen um sich sammelnd. Die Nachricht von der Niederlage und dem Tode Warwick's warf ihren Muth nicht nieder. Sie hatte ihren Widerwillen gegen den schrecklichen Mann nie zu unterdrücken vermocht; nun waren die Parteien wieder reiner geschieden. Der wachsende Zuzug vieler Anhänger der Lancasterschen Sache flößte der Königin und ihren Getreuen, unter denen Somerset und Thomas Courtenay, Graf von Devonshire in erster Linie standen, frisches Vertrauen ein; sie zogen in Eilmärschen nordwärts über Bristol nach Glocester, um die Waliser Markmannen, welche Jasper von Tudor unter der rothen Fahne gesammelt, bei sich aufzunehmen. Aber bereits waren die Yorkschen Brüder in der Nähe. Der Sieg bei Barnet und die Kunde von der Landung Margaretha's hatten den König mächtig aufgeregt. Rasch war er von Windsor aufgebrochen, und ohne sich oder seinen Leuten Ruhe zu gönnen erreichte er die feindlichen Heerschaaren bei der Abtei Tewksbury. Hier
4. Mai 1471. wurde nun an einem schönen Maitage eine zweite blutige Schlacht geliefert, welche durch die Tapferkeit und das Feldherrntalent Eduards einen eben so siegreichen Ausgang nahm, wie das Treffen bei Barnet. Wie gut auch die Lancastrier ihre Anordnung trafen und wie scharf ihr Angriff war; das treffliche Geschütz des Königs und das rechtzeitige Hervorbrechen einer im Gehölze versteckten Kriegsmannschaft entschied für die Yorksche Partei. Ihre bedeutendsten Häupter, unter ihnen der Graf von Devonshire, welcher die Nachhut geführt, deckten die Wahlstatt; Prinz Eduard, ein siebenzehnjähriger Jüngling, welcher mit Lord Wenlock das Mitteltreffen geführt hatte, wurde auf der Flucht eingeholt und nach tapferer Gegenwehr im Felde erschlagen. Vergebens

hatte der Unglückliche um Gnade und Schonung geschrieen; jene eisernen Männer kannten kein Mitleid; die Volkssage fügte noch hinzu, Eduard habe ihm zuvor wegen einer kecken Rede den Stahlhandschuh ins Angesicht geschlagen. Bis in die heiligen Räume der Abtei verfolgten die Sieger die Flüchtigen und stießen die Schutzflehenden erbarmungslos nieder; und wie viele starben an den folgenden Tagen durch das Richtschwert! Unter ihnen war auch der Herzog von Somerset, der letzte Beaufort. Nur die Königin und ihre Schwiegertochter Anna, die mit einigen andern Frauen in einer Klause Schutz suchten, wurden gerettet.

Als Eduard von Tewksbury gen Norden ziehen wollte, um auch dort die Parteigänger der rothen Rose zu züchtigen, rief ihn die Kunde, daß während seiner Abwesenheit der Bastard von Falkonbridge, ein illegitimer Neffe Warwick's, mit einem Geschwader von Calais aus die Themse heraufgesegelt sei und mit Geschütz die Hauptstadt bedränge, nach London zurück. Durch die Tapferkeit der Bürgerschaft und der Towerbesatzung hielt sich die Stadt so lange, bis Eduard herbeikam und die Angreifenden zur Unterwerfung brachte. Falkonbridge ergab sich unter der Bedingung, daß sein Leben geschont werde. Doch einige Monate nachher ließ Herzog Richard den letzten Parteigänger aus dem Hause Nevil enthaupten. Edle Gemüther macht der Sieg menschlich und großmüthig, aber das wilde Geschlecht der Yorks kannte nur Rache und Mord. Unter den Gräueln jener Schreckenstage fand auch der unglückliche schwachsinnige König, der mehrmals den Thron mit dem Kerker vertauscht hatte, ein gewaltsames Ende. Er wurde in seinem Gefängniß im Tower ermordet, wie die Welt glaubte durch den Dolch Richards von Glocester. Eduard wollte die Quelle künftiger Aufstände vernichten; darum wurde das schuldlose, leidensvolle Leben ausgelöscht und der Leichnam des Monarchen, der fast fünfzig Jahre lang den Königsnamen getragen, vor den Augen des Volkes öffentlich ausgestellt. Seine Gemahlin wurde in Haft gehalten und auf das Nothdürftigste beschränkt, bis die Verwendung Ludwigs XI., unterstützt von einer beträchtlichen Geldsumme, ihr die Freiheit und die Rückkehr nach Frankreich auswirkte (1474). Heinrich von Exeter, einer ihrer getreuesten Anhänger, gab sich in den Schutz des Königs. Zwei Jahre später sah man seinen Leichnam auf den Wogen zwischen Dover und Calais umhertreiben.

Heinrichs VI. Tod. 1471.

21. Mai.

Graf Jasper von Pembroke flüchtete sich mit dem jungen Sohn seines verstorbenen Bruders, Heinrich Tudor, dem letzten Träger der Lancaster'schen Ansprüche, nach Frankreich, wo sie im Bunde mit dem Grafen von Oxford, Warwick's Schwager, alle Hebel in Bewegung setzten, um mit Hülfe Ludwigs XI. den Bürgerkrieg von Neuem in dem Inselreiche zu entzünden. Lange Zeit waren ihre Bemühungen vergebens, bis der Bund Eduards IV. mit seinem Schwager Karl von Burgund den französischen Monarchen auf den Gedanken brachte, durch Unterstützung der Lancaster'schen Partei den englischen König in seinem eigenen Lande zu beschäftigen. Mit seiner Hülfe brachte Oxford zwölf bemannte Schiffe zusammen, bemächtigte sich eines festen Felsenschlosses

Schicksale der Lancasters und Nevils.

in Cornwall und beunruhigte den Kanal und die englische Küste mit Freibeutern. Aber von königlichen Truppen eingeschlossen und aller Zufuhr beraubt, übergab er 1474. endlich die Burg unter der Bedingung, daß man seines Lebens schone. Er wurde seines ganzen Vermögens beraubt und zehn Jahre lang auf der Burg Ham bei Calais in Haft gehalten. Seine Gemahlin, die Schwester Warwick's des „Königmachers", erwarb sich einen kärglichen Unterhalt mit Nähen. In Oxfords Sturz wurde auch sein Schwager, Erzbischof Georg von York verflochten, der einzige Nevil, der die Gnade des Königs angefleht und erhalten hatte. Eines Einverständnisses mit dem Verwandten beschuldigt, wurde er gleichfalls in Haft genommen und bis kurz vor seinem Tode in Calais und auf dem Schlosse von Guines gefangen gehalten. Seine großen Schätze und Einkünfte, die Hauptursache seines Falles, wurden mit Beschlag belegt, so Dec. 1475. daß er in Kummer und Dürftigkeit aus dem Leben schied.

3. König Eduard IV. und seine Familie.

Eduards IV. erste Regierungszeit.

So war denn das Haus York über Blut und Leichen auf den englischen Thron gelangt. Die Parteihäupter der rothen Rose ruhten unter der Scholle oder lebten auf fremder Erde; manche fügten sich in die Umstände und flehten um Gnade; unter ihnen auch Sir John Fortescue, ehedem Kanzler Heinrichs VI., dann Erzieher von dessen Sohn Eduard, für den er das treffliche Werk „zum Lobe der Gesetze Englands" verfaßt hatte. Lange ein Verfechter des Lancasterschen Erbfolgerechts, schrieb er nun um den Preis seiner Begnadigung eine Schrift von entgegengesetzter Tendenz. Das Volk war bei dem ganzen Kriege wenig betheiligt und freute sich des Friedens, der ihm gestattete, seinen Sinn ausschließlich dem Handel, der Gewerbthätigkeit, dem Ackerbau zuzuwenden; der Klerus hatte sich gleichfalls kühl und theilnahmlos gehalten und den Ausgang des blutigen Kampfes als eine Fügung des Himmels, als ein Gottesgericht hingenommen, nur bedacht, in seinen Gütern und Einkünften durch die Wechselfälle nicht betroffen zu werden. Auch König Eduard schien das allgemeine Verlangen nach Ruhe und Versöhnung zu theilen; seitdem Heinrich VI. und sein Sohn aus der Welt geschieden und die Erbfolge des Hauses York nicht mehr angefochten ward, zeigte er sich bei vielen Gelegenheiten milder und versöhnlicher. Sein eifrigstes Streben war nun darauf gerichtet, die so theuer erkaufte Krone seinem jungen Sohne Eduard zu sichern, welchen Frau Elisabeth im Sanctuarium zu Westminster zur Welt gebracht und das Parlament als Prinzen von Wales anerkannt hatte.

Zwietracht im Yorkschen Haus.

Aber während Eduard sich wieder rückhaltlos seinem Hange zu Genuß und Sinnlichkeit hingab, entstand in seinem eigenen Geschlecht ein Brand, welcher, durch Leidenschaft und Mißtrauen genährt, zuletzt sein ganzes Haus verzehrte. Der Herzog von Clarence hatte als Preis seines Abfalls von Warwick die Hälfte der unermeßlichen Güter seines Schwiegervaters als Erbtheil an sich gebracht, die andere Hälfte war der Krone zugesprochen worden. Clarence aber, ein habgieriger Fürst von geringen Gaben und Verdiensten und von

wandelbarem Charakter, strebte nach dem ganzen Besitz. Mit Verdruß bemerkte er daher, daß sein jüngerer Bruder Richard von Glocester, welcher sich während des Krieges durch Tapferkeit und Energie hervorgethan und dafür von dem königlichen Bruder Ehren und Güter zum Lohn erhalten hatte, nach der Hand von Warwick's jüngster Tochter Anna, der angetrauten Braut des getödteten Sohnes der Königin Margaretha, trachte. Er hielt die Schwägerin verborgen, konnte aber nicht verhüten, daß Anna auch unter der Verkleidung von Richard erkannt und zur Eingehung einer Ehe beredet ward, die wie es scheint mit Genehmigung des Königs in der Eile unregelmäßig geschlossen wurde. Auch von den Erbgütern empfing er seinen Antheil. Seitdem bestand bittere Feindschaft zwischen den Brüdern, welche dem ganzen Hause verderblich werden sollte.

In den nächsten Jahren zogen die Verwickelungen auf dem Festlande die Aufmerksamkeit von den inneren Spaltungen ab. Dem König waren so viele Unternehmungen gelungen, so viele wunderbare Schicksalswechsel zum Glück ausgeschlagen; konnte er nicht vielleicht auch die verlorenen Erbländer der Plantagenets in Frankreich wieder an sich bringen? sollte er nicht dem Titel eines Königs von Frankreich, den sein Vorgänger geführt und er überkommen hatte, eine reale Bedeutung verleihen können? Die Verhältnisse lagen günstig. Ludwig XI. war kein Kriegsheld, während sein Gegner und Rivale, Karl der Kühne, der tapferste und kriegslustigste Fürst seiner Zeit war. Auch der Herzog von Bretagne war zu einer neuen Schilderhebung gegen Frankreich bereit. Was lag somit näher, als ein neuer Waffenbund zwischen England, Burgund und Bretagne? Durch Nichts konnte Eduard sein besseres Thronrecht in den Augen der Nation darthun, als wenn er die Schmach auslöschte, welche Heinrich VI. dem englischen Namen und Waffenruhm zugefügt, als wenn er die Besitzungen der Ahnen, die der schwache Lancaster so schmählich eingebüßt, wieder zurückgewann. So kam denn auch wirklich ein Waffenbund zu Stande, und ein ansehnliches Geschwader mit Kriegsmannschaft setzte über den Kanal nach Calais. Das Parlament hatte die verlangten Summen bewilligt, die Ehre und die Interessen des Vaterlandes wurden von Eduard benutzt, um von Adel und Bürgern freiwillige Beiträge, B e n e v o l e n z e n genannt, zu erpressen; mit den Hanseaten oder „Osterlingen", welche während des Bürgerkrieges durch die Freibeuterei Warwick's viele Gewaltthätigkeiten erlitten und darum an den Handelsschiffen Englands öfters Vergeltung geübt, wurde zu Utrecht der alte Friedensbund erneuert und dadurch auf der Nordsee die Sicherheit der Schiffahrt hergestellt; mit dem König von Schottland, Jacob III. schloß Eduard einen Vertrag und verlobte dem Thronfolger seine jüngste Tochter Cäcilia, dadurch wahrte er die nordischen Grenzmarken vor feindlichen Einfällen. Alles schien aufs Beste vorbereitet; schon hatte man sich über die Theilung der zu erobernden Landschaften in Frankreich geeinigt; mit Sorge blickte Ludwig XI. auf die drohende Kriegsgefahr. Und dennoch ging das ganze Unternehmen in Rauch

Die Vorgänge auf dem Continent. 1474. 75.

28. Febr. 1474.

auf. Wir haben die Verhältnisse früher kennen gelernt (S. 837 f.). Während Herzog Karl seine Kräfte mit verschiedenen Kämpfen gegen den Kaiser, gegen die Kölner, gegen Lothringen vergeudete und den König und das englische Heer durch Rücksichtslosigkeit und verkehrte Anstalten beleidigte, wußte der kluge Monarch von Frankreich durch freundliches Entgegenkommen und vor Allem durch freigebige Geldspenden an den König und die Großen einen raschen Umschwung zu bewirken. Auf einer Brücke, die bei Pequigny unterhalb Amiens
29. Aug. 1475. über die Somme führte, schwuren die beiden Könige auf einer persönlichen Zusammenkunft auf Kreuz und Meßbuch einen Vertrag, worin Ludwig sich zu Kriegsentschädigung und Jahrgeldern, Eduard zur Rückkehr in sein Reich verpflichtete. Eine Verlobung des Dauphin mit Eduards jugendlicher Tochter Elisabeth sollte die beiden Reiche inniger verbinden.

Eduard mehrt die Einkünfte der Krone. So wenig dieser Ausgang den Wünschen der Nation entsprach, dem König war er vortheilhaft. Er hatte die Mittel erlangt, seinem Hang nach Pracht und Vergnügen nachzuleben: schon lange hatte er mit Neid auf den glänzenden Hof seines Schwagers in Brüssel geblickt; nun konnte er es ihm an Festlichkeiten gleich thun, und er ergriff jede Gelegenheit, seine Einkünfte zu mehren; die Hafenzölle wurden streng eingetrieben, die Handelsinnungen zu Abgaben angehalten; er sandte, wie die Medicäer, eigene Kaufmannsschiffe aus, welche Wolle, Tuch und Zinn in andere Länder führten.

Bei seinen Finanzoperationen nahm Eduard IV. auf die Rechte des Parlaments wenig Rücksicht. Er hat fünf Jahre lang die Einberufung der Stände unterlassen, dann die Versammlung wohl vier oder fünfmal prorogirt, bis man endlich die Erhebung der Zollabgaben, die unter dem Namen Pfund- und Tonnengeld zusammengefaßt wurden, zugestand; „eine Einnahme, die den Fürsten auf ihre Lebenszeit bewilligt, was allmählich nur als Formalität betrachtet wurde, ihrer Regierung eine feste finanzielle Grundlage verschafft hat.“ Nicht zufrieden mit den herkömmlichen Subsidien, welche die Parlamente gewährten, griff er zu ungewöhnlichen Mitteln der Besteuerung. „Unter ihm führte sich ein, daß die Wohlhabenden, nach dem Maße ihres Vermögens, von dem sich der König genaue Kunde zu verschaffen wußte, zu Beiträgen für seinen Dienst herbeigezogen wurden, die man, weil sie unter dem Schein persönlicher Freiwilligkeit geleistet wurden, Benevolenzen nannte, die aber Niemand zu verweigern wagte: den Schatzungen zu vergleichen, mit welchen in den italienischen Republiken die herrschenden Parteien ihre Gegner heimzusuchen pflegten.“

Tod des Herzogs von Clarence. Insbesondere war Eduard auf Mehrung des königlichen Hausgutes bedacht. Aber die Habgier, womit er die entfremdeten Krongüter wieder zu sammeln bemüht war, erweiterte die schon längere Zeit bestehende Spaltung zwischen den York'schen Brüdern. Clarence fühlte sich beleidigt, daß die Herrschaft Tutbury und andere Territorien, die er als zur Warwick'schen Erbschaft
22. Dec. 1476. gehörig ansprach, von der Krone eingezogen worden; er fühlte sich beleidigt, daß die Brautwerbung, die er sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin Isabella um Maria von Burgundien einleitete, von dem König und noch mehr von Frau Elisabeth, welche die reiche Herzogstochter ihrem Bruder, dem Grafen

Rivers zudachte, hintertrieben wurde. Er hielt sich vom Hofe fern und nahm bei verschiedenen Veranlassungen eine Haltung an, die den Bruder reizen mußte. Eigenmächtig und nicht ohne Zwang gegen Richter und Geschworne ließ Clarence eine Dienerin seiner Gemahlin wegen Giftmischerei verurtheilen und am Galgen sterben, und als im folgenden Jahr ein Beamter des Herzogs und ein 1477. Nekromant vor dem königlichen Gerichtshof angeklagt wurden, daß sie durch Zauberei und Schwarzkunst den Untergang der königlichen Familie zu bewirken gesucht, und das Verbrechen mit dem Strange büßen sollten, legte Clarence öffentlich Einsprache ein. Der König glaubte in dem ganzen Benehmen des Bruders feindselige Absichten gegen ihn und sein Geschlecht zu erkennen, denen er zuvorkommen müsse, und klagte ihn daher vor den Peers des Hochverraths an. Ein Schriftstück mit einer Reihe von Anklagepunkten und Beweisgründen sollte die bösen Absichten und die Verschwörung darthun. Auf Grund der vorgebrachten Beschuldigungen und Zeugnisse sprach der Gerichtshof das Todesurtheil gegen den Herzog aus und belegte sein Geschlecht mit Acht und Güterverlust. Im nächsten Februar wurde die Bürgerschaft Londons durch die Kunde erschreckt, 18. Febr. 1478. Clarence sei im Tower gestorben. Auf welche Weise er des Todes verblichen, kam nie zu Tage. Im Munde des Volkes ging das Gerücht, er sei in einem Fasse Malvasierweins ertränkt worden; spätere Stimmen beschuldigten den Herzog von Glocester der Unthat. Die Güter des Ermordeten wurden dem Grafen von Rivers verliehen. Das Volk trauerte um den Eidam des großen Warwick, dessen Andenken noch nicht vergessen war.

Noch fünf Jahre überlebte Eduard IV. den Bruder. Wohl mochte hie Eduards IV. Ausgang. und da Reue und Gewissensangst über so manche Blutschuld, die auf ihm lastete, ihn beschleichen; dann betäubte er die mahnende Stimme durch sinnliche Genüsse, denen er sich ohne Rückhalt hingab. Ein schöner, stattlicher Mann, ehe das Uebermaß der Tafelfreuden seinen Körper anschwellte, war er ein Liebling der Frauen, die fortwährend großen Einfluß auf ihn hatten. Stets sah man ihn von Damen umgeben, selbst bei seinen Jagden, denen er sehr zugethan war, durften sie nicht fehlen. Aber dieser Hang zur Sinnlichkeit und zu geschlechtlichen Ausschweifungen untergruben seine Gesundheit und stürzten ihn, als auch noch Aerger über fehlgeschlagene Pläne und Hoffnungen seine Lebensgeister in fieberhafte Aufregung versetzten, im einundvierzigsten Jahre seines Alters ins Grab. Er hatte sich so viele Mühe gegeben, seine Töchter auf Throne zu bringen und zu dem Zweck sie in jungen Jahren an die Erben von Frankreich und von Schottland verlobt; und nun mußte er erleben, daß ihn Ludwig XI. überlistete und täuschte. Die inneren Unruhen und Parteikämpfe in Schottland unter Jacob III., in welche Eduard sich einmischte und dadurch die alten Grenzfehden erneuerte, hatten den Bruch des schottischen Heirathsvertrags zur Folge, und in Frankreich suchte der berechnende König für seinen Thronfolger eine vortheilhaftere Verbindung. Der Verdruß, den er über die Verlobung

des Dauphin mit der jungen Margaretha von Burgund empfand, verschlimmerte die Krankheit, an der er schon einige Zeit litt. Er starb am 9. April und wurde in der von ihm errichteten prachtvollen Georgskapelle in Windsor beigesetzt.

9. April 1483.

19. April.

Seine Politik.

Eduards IV. ganzes Streben war dahin gerichtet, die Krone Englands seiner Dynastie zu sichern. Dies glaubte er am besten zu erreichen, wenn er sich auf den dritten Stand, auf Ritter und Bürger stützte. Während er mit überlegter Grausamkeit die hohen Feudalherren, den selbständigen normannischen Adel, zu Boden warf und fast alle Linien, die sich vom Stammbaum der Plantagenets abgezweigt, grundsätzlich austilgte, verkehrte er freundlich und leutselig mit den Bürgern, bekümmerte sich um ihre Verhältnisse und Interessen und ehrte die Gemeinen und die Altermannen der Städte. Wir haben gesehen, wie verderblich die Rosenkriege dem hohen Adel geworden sind. Dies war ganz in Eduards Politik begründet. Es wird versichert, daß er, wenn er das Schlachtroß bestieg, seinen Leuten zurief: „Schonet das Volk und tödtet die Herren!" Die monarchische Gewalt sollte auf einer volksthümlichen Basis aufgerichtet werden, der Verfassungsstaat nicht mehr auf den bevorzugten Ständen ruhen. In diesen politischen Grundsätzen war Eduard IV. der Vorläufer der Tudors. Und für diese hat die York'sche Dynastie gegen ihren Willen gearbeitet. Nicht dem Geschlechte, das durch Ströme von Blut nach dem Thron emporstieg, war die englische Krone für die Zukunft beschieden; die Glieder sollten sich zuerst unter einander vertilgen, das ruchlose Haus durch selbstmörderische Wuth zu Grunde gehen, ehe die gestörte Ordnung wieder auf festeren Grundlagen aufgerichtet ward, ehe die verletzte Natur wieder ihren gesetzmäßigen Lauf antrat.

Eduard V. unter Richards Vormundschaft u. Regentschaft. 1483.

Eduards IV. Erstgeborner, ein zwölfjähriger Knabe von guten Anlagen, befand sich bei dem Tode des Vaters auf Schloß Ludlow an der Waliser Grenze, unter der Aufsicht seines mütterlichen Oheims, des ritterlichen und feingebildeten Grafen Anton Rivers, der seine bisherige Erziehung geleitet hatte. Er wurde der herkömmlichen Ordnung gemäß sofort als König Eduard V. proclamirt und der Tag der Krönung auf den 4. Mai festgesetzt; bis dahin sollte Graf Rivers mit seinem Zögling, begleitet von einem zahlreichen bewaffneten Geleite, in London eingetroffen sein. Auch der väterliche Oheim des jungen Fürsten, Herzog Richard von Glocester, der bei des Bruders Tod als Oberbefehlshaber auf der schottischen Grenzmark stand, gab durch eine feierliche Huldigungsceremonie in York seine Zustimmung zu der Erhebung des Neffen kund und leistete den Eid der Treue. Allein bald trat unter dem hohen Adel und in den Hofkreisen eine tiefgreifende Spaltung und Parteiung zu Tage. Die verwittwete Königin Elisabeth und ihre Verwandten, die Wydevilles und Greys, vor Allem ihr Bruder, der erwähnte Graf Rivers, und ihre Söhne aus erster Ehe, Thomas Marquis von Dorset, Befehlshaber des Towers, und sein jüngerer Bruder, Lord Richard Grey, glaubten durch Geburt

und Stellung zu der vormundschaftlichen Regierung in erster Linie berechtigt zu sein und richteten sich demgemäß ein, ohne auf die Peers oder königlichen Räthe Rücksicht zu nehmen. Nun hatten sich aber die Greys und Wydevilles sowohl durch ihr hochfahrendes, anmaßendes Wesen als durch Eigennutz und Herrschsucht viele Feinde gemacht, welche auf die Emporkömmlinge mit Neid blickten. Mehrere Edelleute von Rang, die von jeher zu dem Hause York gehalten und um ihrer Treue und Verdienste willen von König Eduard mit wichtigen Stellen belohnt worden waren, vor Allen Lord Hastings, Befehlshaber von Calais, Heinrich Stafford, Herzog von Buckingham, ein Abkömmling der Plantagenets, und mehrere andere waren nicht geneigt, ohne Weiteres der emporgekommenen Familie das Regiment zu überlassen. Sie suchten eine Stütze an Herzog Richard, der ihren Vorstellungen gerne Gehör gab. Als Graf Rivers mit seinem königlichen Neffen in Nottingham eintraf, wurde er von Richard und Buckingham, die sich gleichfalls mit Gefolge dort eingefunden hatten, nebst seinem Verwandten Lord Grey und andern Begleitern festgenommen und dann der junge König unter dem Schutze und Geleite seines väterlichen Oheims nach London geführt, aber nicht zur Krönung, sondern um vorerst seine Wohnung im Tower zu beziehen. Erschrocken flüchtete sich die Königin mit ihren Töchtern und ihrem jüngsten Sohn abermals in die heiligen Räume der Westminsterabtei, wo auch bald der Marquis von Dorset und Lord Lisle, ein anderer Verwandter, Zuflucht suchten. Der Herzog von Glocester aber wurde durch Beschluß des Geheimenraths zum Protector und Defensor des Reichs und zum Vormund des Königs erhoben. Um sich zu stärken, zog er Männer vom alten Adel, Buckingham, Northumberland, Howard u. A. durch Verleihung von Würden und Ehrenämtern in sein Interesse.

Lord Hastings ermordet.

Aber diese Stellung genügte dem Herzog nicht. Wie leicht konnte bei der herrschenden Parteiung ein Umschlag eintreten und die Königin Mutter an die Spitze der Staatsgeschäfte führen! Wenn die Krönung, die auf den 22. Juni festgesetzt war und zu deren Feier schon umfassende Vorbereitungen getroffen wurden, wirklich vor sich ging, so war nicht nur seine angemaßte Machtstellung, sondern auch sein Leben in Gefahr. Denn Lord Hastings, der gleiche Gewalt mit dem Herzog angestrebt hatte, nahm mehr und mehr eine feindselige Haltung an. Er näherte sich der Partei der Königin und hütete den jungen Eduard aufs Sorgfältigste. Nach der Krönung, meinte er, sollte ein neues Regiment ins Leben treten. Durch einen Verräther, dem Hastings sein ganzes Vertrauen schenkte, erfuhr Glocester alle Worte, welche der Lord in aufgeregten Momenten gegen den Herzog ausgestoßen. Er beschloß daher seinen Untergang. In einer Rathssitzung im Schloßgebäude des Tower beschuldigte er mit grimmigen Worten und zorngeröthetem Angesicht den Lord des Verraths; er habe in Verbindung mit Elisabeth und einer Buhlerin des verstorbenen Königs durch Zauberkünste seinen Körper verunstaltet, wobei er seinen linken zusammengeschrumpften

Arm zeigte. Sofort stürzten Bewaffnete in den Saal, führten einige der Anwesenden in den Kerker, den Lord aber zur Beichte in die Kapelle und dann
13. Juni 1483. auf einen Rasenplatz im Hofe, wo er auf einem Baustamm enthauptet ward. Die schöne Buhlerin, mit der Hastings seit des Königs Tod vertrauten Umgang gepflogen, mußte öffentlich Buße thun und lebte fortan in Armuth und Verachtung.

Richard zum König ausgerufen. Darauf begaben sich Glocester und Buckingham, nachdem sie die Londoner Bürgerschaft durch gleißnerische Reden beruhigt, nach Westminster, entlockten mit Hülfe des Erzbischofs von Canterbury der gebeugten Königin den jüngsten Sohn Richard, damit er seinem Bruder Gesellschaft leiste, und trafen die nöthigen Anstalten zu dem blutigen Staatsstreich, den sie im Schilde führten. Während Sir Richard Ratcliffe, ein ergebener Diener Glocesters, in York und andern Orten Nordenglands die Anhänger Richards unter die Waffen rief, weil man dem Protector nach dem Leben trachte, und auf dem Wege zugleich den Grafen Rivers und die übrigen Gefangenen im Schloß Pontefract enthaupten ließ; hielt in London Dr. Shaw, ein gewandter Kanzelredner und Bruder des Lord Mayor, vor der St. Paulskirche eine Predigt, worin er die lasterhafte Lebensweise des verstorbenen Königs und seine zahlreichen Liebschaften in das grellste Licht stellte, um darzuthun, daß dessen Ehe mit Elisabeth Grey ungültig gewesen, folglich ihre Söhne illegitim und zur Thronfolge unberechtigt seien. Vor seiner Verheirathung sei er bereits mit Eleonore Talbot vermählt oder doch verlobt gewesen. Ja es wurde ausgesprengt, Eduard IV. selbst sei nicht der echte Sohn des Herzogs von York gewesen. Das Volk verhielt sich schweigend; nirgends hörte man den erwarteten Ruf: „Es lebe König Richard!“ obwohl sich der Herzog auf einer Galerie in der Nähe zeigte. Doch gab man die Hoffnung des Gelingens nicht auf.
24 Juni. An dem Tage, wo das Parlament eröffnet werden sollte, hielt Buckingham in der Gildhalle vor dem Stadtrath und der versammelten Bürgerschaft eine Rede von ähnlichem Inhalt, wie die Predigt Shaws. Nochmals wurde die Lebensweise Eduards IV. scharf gerügt und die Illegitimität seiner Kinder dargethan. Nur der Protector sei der rechtmäßige Thronerbe. Man hatte dafür gesorgt, daß gewonnene Anhänger zugegen waren. Als diese den Ruf anstimmten: „Hoch lebe König Richard!“ forderte Buckingham die Versammlung auf, ihm nach dem Palaste des Protectors zu folgen, damit man denselben mit den Wünschen des Volkes bekannt mache und ihn auffordere, das ihm gebührende Herrscheramt zu ergreifen. Es wird erzählt, Richard habe, als eine zahlreiche Volksmenge, darunter auch manche Parlamentsglieder, vor seiner Wohnung erschien und ihn als König begrüßte, das Gaukelspiel Cäsars bei dem Krönungsversuch des Antonius nachgeahmt, indem er mit erheuchelter Demuth die Ehre von sich abwehrte. Erst als ihm Buckingham ein Schriftstück überreichte, worin nach Wiederholung aller Beweisgründe gegen die Gül-

tigkeit der Ehe des verstorbenen Königs mit Elisabeth der Wunsch der Stände ausgesprochen war, Herzog Richard möge die Krone und königliche Herrschaft, die ihm durch Geburt und Verdienste zukomme, an sich nehmen, gab er dem Willen der Nation nach. Damit hatte das Trugspiel, das an Reineke Fuchs erinnert, ein Ende. Am folgenden Tag begab sich Richard in feierlichem Umzug nach der Westminsterhalle und nach der Paulskirche, um unter dem Segen der Kirche von der Königskrone Besitz zu nehmen. 26. Juni 1483.

Die Anstalten zur Krönungsfeier, die für den jungen Eduard V. getroffen worden, konnten jetzt für Richard III. benutzt werden. Am 5. Juli bewegte sich ein Prachtzug durch die Straßen von London, wie das damalige Geschlecht noch keinen gesehen, und am folgenden Tag fand die Krönung des Königs und der Königin mit allen herkömmlichen Formen in der glänzendsten Weise statt. Auch fehlte es nicht an Beweisen der Gnade: Die Gefangenen des Tower, mit Ausnahme der beiden Prinzen, wurden in Freiheit gesetzt, Lord John Howard, der neben Buckingham am eifrigsten in seinem Dienst gewesen, wurde zum Herzog von Norfolk erhoben; andere Getreue erhielten Ehrenämter und Auszeichnungen. Die Krönung.

4. König Richard III.

Richard III. besaß manche Eigenschaften eines nicht unwürdigen Herrschers, allein sein Weg zum Throne führte durch Verbrechen und Freventhaten. Wenn auch seine kleine Gestalt und seine nicht ebenmäßig entwickelte Körperbildung weit abstach gegen die männliche Schönheit seines älteren Bruders, so hatte er sich dennoch bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit und kriegerischen Muth hervorgethan, und an Verstand und Willenskraft stand er keinem seiner Zeitgenossen nach. Die Gluth der Leidenschaften, die er in seinen Handlungen dargethan, prägte sich auf seinem strengen, hageren Gesichte aus und erzeugte Furcht und Gehorsam. Man konnte bald erkennen, daß Scepter und Schwert sich in festen Händen befanden. Diesem Eindruck war es wohl auch zuzuschreiben, daß er bei seinem Königsritt, den er kurz nach der Krönung durch sein Reich hielt, in allen Städten mit Huldigungen und Beglückwünschungen empfangen ward, und daß die Fürsten des Continents, Ludwig XI. von Frankreich, der junge Herzog der Niederlande, Isabella von Castilien, ihm Gruß und Anerkennung zusandten. Besonders feierlich und prachtvoll war Richards Einzug in York, der Hauptstadt des Nordens, die ihm von jeher treu und ergeben gewesen: zum Beweise seiner Zufriedenheit verlieh er der Stadt manche Gnaden und wiederholte in der altehrwürdigen Kathedrale die Krönungsfeier in Gegenwart des nordischen Adels, wobei er mit freigebigen Händen von den reichen Schätzen seines Bruders große Summen aufwendete. Dort ertheilte er seinem zehnjährigen Sohn Eduard die Würde eines Prinzen von Wales. Richards Anfang. 8. Sept. 1483.

Tod der königlichen Prinzen. Während Richard im Norden verweilte, erwachten im Süden, wo Eduard IV. noch immer viele Anhänger zählte, die Gemüther allmählich aus der Betäubung, in welche sie die rasche Durchführung des Staatsstreichs gestürzt hatte. Man gedachte der gefangenen Königsöhne; man wunderte sich, daß eine Ehe, die über achtzehn Jahre als rechtmäßig gegolten, nun auf einmal ungültig sein sollte. Es wurden Pläne besprochen, wie man die eingeschlossenen Glieder der königlichen Familie befreien könne. Aber wie eitel waren alle solche Vorsätze! Um die Zeit, da Richard in York sich an den Freudenfesten und an den Krönungsfeierlichkeiten ergötzte, wurden auf seine Veranstaltung die beiden Prinzen aus der Welt geschafft. Es ist nie klar an den Tag gekommen, zu welcher Zeit und auf welche Weise die entsetzliche That verrichtet worden. Aber es liegt kein Grund vorhanden, die Wahrheit einer alten Erzählung zu bezweifeln, wonach Sir James Tyrrel, ein ruchloser Mann aus der Umgebung Richards, die königlichen Knaben, während sie im Schlummer lagen, bei nächtlicher Weile im Bette durch Decken und Kissen habe ersticken und die Leichen unter der Treppe in eine tiefe Grube habe einsenken lassen.

Buckingham's Abfall. Dennoch hatte die Bewegung gegen den Usurpator ihren Fortgang und gewann an Umfang, als das Schreckensgerücht von der blutigen Unthat im Tower zuerst durch heimliches Zuflüstern, dann immer lauter in die Oeffentlichkeit drang. Es fehlte zum Aufstand nur ein Haupt, und auch dieses fand sich unerwartet in dem Manne, dem Richard seine Erfolge hauptsächlich verdankte und den er daher mit Ehren, Gütern und Würden wahrhaft überschüttet hatte — in dem Herzog von **Buckingham**. Wie einst Warwick sich von Eduard IV. abgewendet und an dessen Untergang gearbeitet hatte, so verfuhr jetzt Buckingham gegen Richard. Der innere Pragmatismus des Complots und die bestimmenden Motive in der Seele des Herzogs sind unbekannt. Wollte der eitle Mann, in dessen Adern das Blut der Plantagenets rann, das Beispiel des „Königmachers" nachahmen? oder wurde er durch Bischof Morton, einen der entschiedensten Parteigänger des verstorbenen Königs und seiner Familie, oder durch Frau Elisabeth selbst, deren Schwester seine Ehegenossin war, oder durch ihren Sohn erster Ehe, den aus der heiligen Stätte von Westminster entflohenen Marquis von Dorset auf andere Gesinnung gebracht? oder erinnerte er sich, daß seine Mutter, die Tochter des Herzogs Edmund von Somerset, der Lancaster'schen Partei angehörte? Genug der Herzog von Buckingham wurde durch diese oder andere Gründe bewogen, von König Richard abzufallen und sich an die Spitze der großen Bewegung zu stellen, welche sich von der Waliser Grenzmark über den ganzen Süden verbreitete und den in der Bretagne weilenden Heinrich Tudor, Herzog von Richmond, auf den Thron bringen wollte.

Es war dies jener Abkömmling des Lancaster'schen Hauses, mit dem einst sein Oheim Jasper von Pembroke sich vor Eduards Rache über den Kanal geflüchtet hatte.

Er war ein Mann von nahezu achtundzwanzig Jahren (geb. 17. Jan. 1456), in dessen schwächlichem Körper ein kräftiger Geist wohnte. Sein Vater Edmund Tudor, Graf von Richmond, war der älteste Sohn Owens, dem die Wittwe Heinrichs V. ihre Hand zum zweiten Ehebund gereicht, somit ein Halbbruder Heinrichs VI. Seine Mutter stammte von jener Catharina Swynford, deren Ehe mit Johann von Gent und die darin gebornen Kinder für legitim erklärt worden waren (S. 57). In seinen Adern floß somit englisches, französisches und kymrisches Blut, und die Anhänger der Lancaster'sche Partei ehrten ihn stets als den echten Sprößling dieses Herrscherhauses.

So gefährlich indessen auch ein Prätendent erscheinen mußte, um den sich mehr als fünfhundert Flüchtige und Geächtete geschaart hatten, ein so kluger und berechnender Mann wie König Richard war nicht so leicht von seiner Machtstellung herabzustürzen. Eine Proclamation, welche Buckingham und Dorset des Verraths und aller Laster beschuldigte und einen hohen Preis auf ihre Häupter setzte, verfehlte nicht ihre Wirkung zu einer Zeit, wo aller Seelenadel gebrochen war und Untreue nicht mehr zur Schmach gereichte. Ein beschwerlicher Feldzug in ungünstiger Jahreszeit lichtete die Reihen der Waliser Kriegsknechte, welche Buckingham zum Empfang Heinrichs an die Südküste führen wollte; er selbst suchte Obdach bei einem Pächter in Shropshire, wurde aber von diesem um Blutgeld verrathen und auf dem Markte zu Salisbury öffentlich enthauptet. Dieser Ausgang des Hauptführers vereitelte das ganze Unternehmen. Richmond, dessen beabsichtigte Landung durch stürmische Witterung sich hinausgeschoben hatte, wagte nun nicht mehr die Küste zu betreten. Er segelte zurück, begleitet von den Bischöfen von Exeter und Salisbury, dem Marquis von Dorset, den Lords Wells, Courtenay und andern Führern der Empörung. Nun erfolgten in Exeter, Guilford und anderwärts Blutgerichte, wie sie im Charakter jener erbarmungslosen Zeit lagen. Den Sir Thomas St. Leger, des Königs Schwager, vermochte weder die Verwandtschaft noch das hohe Sühngebot vor der Enthauptung zu retten.

Buckinghams Tod und Unterdrückung des Aufstands.

2. Nov. 1483.

Froh über den errungenen Sieg kehrte Richard unter Triumphgepränge nach der Hauptstadt zurück, feierte Weihnachten mit ungewöhnlicher Pracht und berief dann auf Januar das Parlament zusammen. Es wagte sich keine Opposition hervor. In stummem Gehorsam bewilligten die Stände die verlangten Steuern, gaben ihre Zustimmung zu Strafanträgen, kraft deren die Theilnehmer der Verschwörung, über hundert Edelleute, Bischöfe und Ritter wegen Hochverraths ihrer Ehre, Habe und Güter verlustig gehen sollten, erklärten die Ehe Eduards IV. für ungesetzlich und bestätigten das Thronfolgerecht Richards und seiner Nachkommen. Ein Eid der Treue, den alle Engländer vom sechzehnten bis zum sechzigsten Jahr dem König und dem Prinzen von Wales leisten mußten, sollte die neue Dynastie und die Nation durch ein heiliges Band verknüpfen. Furcht und Schrecken hielt Alles gefesselt; Klerus, Adel und Volk beugten sich in Demuth und Gehorsam; Tugend und männliche Ehrenhaftigkeit schienen von Englands Boden verschwunden zu sein.

England beugt sich.

1484.

Richards sorgenvolle Regierung. 1484. Jetzt hatte König Richard III. das Ziel erreicht, nach welchem er durch Mord und Frevelthaten emporgestiegen. Aber wie sehr er die Krone durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel in seinem Hause zu befestigen suchte; die großen Rüstungen und Vertheidigungsanstalten zu Wasser und Land, das strenge Ueberwachungssystem, das er im ganzen Reich aufrichtete, das Bemühen, durch Diplomatenkünste auswärtige Höfe für sich zu gewinnen, der Versuch, den gefährlichen Rivalen durch Bestechung und verlockende Verheißungen am herzoglichen Hof von Bretagne in seine Gewalt zu bringen, die Versöhnung mit der um ihre Töchter besorgten Königin Elisabeth, ja der Plan, seinen Sohn mit einer derselben zu vermählen und dadurch einen Weg zur Ausgleichung des vieljährigen Bürger- und Thronkriegs zu schaffen; alle diese Pläne und Versuche, die er in seinem erfinderischen Geiste hin und her wälzte, gaben Zeugniß von der geringen Zuversicht, womit er auf den Bestand der Dinge blickte, von der inneren Unruhe und Seelenangst, von der er durch das Bewußtsein seiner Frevelthaten wie durch die Sorge vor äußeren Angriffen und inneren Nachstellungen gefoltert ward. Wie sehr er sich auch Mühe gab, durch verdoppelte Thätigkeit, durch Bereisung des Landes, durch entgegenkommendes Benehmen das drohende Gespenst zu verscheuchen; es entging ihm nicht, daß Heinrich Tudor, welcher sich von Vannes nach Paris begeben hatte, Zurüstungen zu einer neuen Landung treffe, daß zahlreiche Exulanten, verstärkt durch flüchtige Mißvergnügte, sich um ihn sammelten, daß Frankreich heimlich und Schottland öffentlich das Vorhaben begünstigten und unterstützten. Die Entdeckung, daß ein gewisser Will. Collingbourne, der hoch in seiner Gunst gestanden, einen verrätherischen Briefwechsel mit dem Prätendenten unterhielt, steigerte seinen finstern Argwohn, den die Hinrichtung des Schuldigen nicht zu verscheuchen vermochte. Nun suchte Richard wenigstens die inneren Feinde zu entwaffnen, indem er mit dem König
7. Sept. 1484. von Schottland einen Freundschaftsvertrag in Nottingham abschloß, und, wie erwähnt, die Königin Elisabeth, eine Frau von schwachem, schwankendem Charakter, durch Verheißung einer würdigen Behandlung und Versorgung und einer anständigen Verheirathung ihrer Töchter, zu einer Uebereinkunft brachte. Aber all sein Arbeiten und Mühen empfing den schwersten Stoß durch den
9. April 1484. plötzlichen Tod des Prinzen von Wales, des einzigen legitimen Erben. Damit wurden Richards Hoffnungen und Pläne im Keime erstickt. Das Schicksal selbst schien das harte Geschlecht vom Erdboden vertilgen zu wollen. Die Sünden der Väter sollten heimgesucht werden an Kind und Kindeskind. Er bestimmte den Sohn seiner dritten Schwester, der Herzogin von Suffolk, den Grafen von Lincoln, John de la Pole, einen Jüngling von guten Anlagen, zum Erben und Nachfolger; aber sein verdüsterter Sinn bewies das geringe Vertrauen, womit er der Zukunft entgegenschaute. Der Himmel hatte das tyrannische Geschlecht verworfen.

Neue Entwürfe.

Richard suchte die innere Aufregung und Gemüthsbewegung unter äußerem Glanz und Heiterkeit zu verbergen. Noch einmal feierte er Weihnachten und Epiphanien mit ungewöhnlicher Pracht, obwohl die Schätze, die er vom Bruder geerbt oder durch Confiscationen gewonnen, bereits erschöpft waren, so daß er zu dem gehässigen Mittel der „Benevolenzen", der Zwangsanleihen und Sammlungen bei Bürgern und Kaufleuten schreiten mußte. Bald nachher fing die Königin Anna, Warwicks Tochter, zu kränkeln an und schon im März war sie eine Leiche. Es fehlte nicht an Nachreden, daß sie an einem schleichenden Gift gestorben. Auch ging schon das Gerücht, der König gedenke sich mit Elisabeth York, der ältesten Tochter seines Bruders zu vermählen. Er mochte gehört haben, daß man in der Umgebung des Herzogs von Richmond bereits ihre Verheirathung mit dem Tudor beschlossen hatte, um so die beiden Rosen zu vereinigen. Es konnte ihm also wohl in den Sinn kommen, dem Rivalen die Braut wegzunehmen, obschon er dadurch das von ihm selbst so eifrig verbreitete und so sehr ausgebeutete Gerücht ihrer Illegitimität Lügen gestraft hätte. Mochte das Gerücht begründet gewesen sein oder nicht; die Ereignisse, die bald darauf mächtig über ihn hereinbrachen, erstickten alle Pläne und Entwürfe im Keime.

11. März 1485.

Rüstungen der Exulanten.

Heinrich Tudor und die Exulanten hatten während des Winters und Frühlings umfassende Rüstungen zu einer neuen Landung gemacht. Schiffe waren bereit und 3000 normannische und bretonische Abenteurer in Sold genommen. Zugleich hatte man geheime Verbindungen in England angeknüpft. In Wales zählte er viele Verwandte und Freunde, die nur seine Ankunft erwarteten, um sich ihm anzuschließen. Mit berechneter Ostentation verkündigte man seine walisische Abkunft, um die nationalen Sympathien des kymrischen Bergvolks zu wecken. Die Landung sollte an die Invasion Wilhelms der Eroberers erinnern, die ja gleichfalls von den Walisern freudig begrüßt worden war. Darum wählte man auch nicht die Südküste, wo, wie man wußte, Richard umfassende Anstalten zur Abwehr getroffen, sondern im engsten und vertrautesten Kreise, um vor Verrath sicher zu sein, hatte man die Küste von Wales als Landungspunkt ins Auge gefaßt.

Heinrich Tudors Landung. 1. Aug. 1485.

Alles ging glücklich von Statten. Als die kleine wohlbemannte Flotte in Milfordhaven bei Pembroke landete, wurde der neue Prätendent aus dem Geschlechte Arthurs und Cadwalladyr's, in dessen Feldzeichen man neben dem Leoparden von England den altbritischen Drachen flattern sah, von den Einwohnern mit Jubel begrüßt. Ohne auf Widerstand zu stoßen, überstieg er die Waliser Berge und rückte durch Shropshire gen Stafford. Es war immerhin ein gewagtes Unternehmen, denn wenn auch einige Edle von der Waliser Grenzmark, wie Thomas ap Rice und Sir Will. Herbert mit bewaffneten Schaaren zu Richmond stießen und Sir Gilb. Talbot die Männer von Shrewsbury ihm zuführte, so konnte doch der König ihn mit seiner überlegenen Kriegsmacht erdrücken. Denn Richard hatte durch strenge Proclamationen voll Schmähungen

gegen die Verräther und voll Drohungen gegen Alle, die sich säumig zeigen oder es mit jenen halten würden, die ganze Nation unter die Waffen gerufen, so daß zahlreiche Streiterhaufen von Norden und Süden im Anzug waren.

Die Schlacht von Bosworth. 1485. Aber der Verrath lauerte in seinen Reihen. Lord Thom. Stanley, der zweite Gemahl von Heinrich Richmonds Mutter, ein von dem König mit Gütern, Ehren und Gnadenbeweisen reichbelohnter Edelmann, und sein Bruder William waren heimlich mit dem Prätendenten im Bunde, wußten sich aber so klug und vorsichtig zu benehmen, daß Richard ihnen bis zur letzten Stunde sein volles Vertrauen zuwandte. Kaum war aber der Tudor in Stafford erschienen, so kamen die beiden Stanley's mit beträchtlichem Kriegsvolk herbeigezogen. Behutsam stellten sie sich jedoch so auf, daß das Schicksal der Schlacht wesentlich durch ihr Eingreifen entschieden werden mußte. Und so geschah es. Als bei

22. Aug. dem Marktflecken Bosworth auf einer von Sümpfen und Buschwerk durchzogenen Haide die beiden Heere an einander geriethen, ersahen die Stanley's den Augenblick, da Heinrichs geringere Streitmacht eine günstige Stellung errungen hatte, um sich ihm anzuschließen und durch energisches Vorgehen die feindlichen Glieder zu durchbrechen.

Richards Tod. König Richard stritt wie ein wilder Löwe, er wollte siegen oder als König sterben. In glänzender Waffenrüstung, die funkelnde Krone über dem Helm, sah man ihn in das dichteste Kampfgewühl stürzen, um den Gegner selbst zu erreichen. Von seiner Lanze getroffen, fiel der feindliche Bannerträger todt vom Pferde, sank ein anderer starker Ritter zu Boden. Endlich waren seine Kräfte erschöpft. Von dem Feinde gedrängt, fand er unter dem Rufe: Verrath! Verrath! im Handgemenge den Tod. Lord Stanley nahm die von Schwertern zerhauene Krone und setzte sie dem siegreichen Tudor auf's Haupt, während das Heer laut ausrief: „König Heinrich VII. hoch!“ Neben Richard deckten viele Herren und Ritter von Stande, darunter der Herzog von Norfolk, Lord Ferrers, Sir Richard Ratcliffe und einige Tausend Gemeine das Schlachtfeld von Bosworth. In Leicester wurde der verstümmelte Leichnam des dritten Richard einige Tage den Blicken des Volkes ausgesetzt, bis ihn einige Nonnen in einer Klosterkirche beisetzten.

Sein Charakter. Ein solches Ende nahm König Richard III. im dreiunddreißigsten Lebensjahre, ein ruchloses Leben voll Verbrechen und Blutschuld durch einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfeld sühnend. Mit ihm erlosch die männliche Linie der Plantagenets, die über drei Jahrhunderte das englische Reich beherrscht. Ein Fürst von großen Anlagen, aber durchglüht von der Leidenschaft des Ehrgeizes und der Herrschsucht, stürmte er durch das Leben hin, mit wilder Gewalt Alles niederwerfend, was ihm im Wege stand, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtend. Aufgewachsen unter einem gräuelvollen Bürgerkrieg, wie die Weltgeschichte keinen zweiten gesehen, wurde seine Natur verhärtet und ans Ungeheuere gewöhnt, so daß er vor keinem Verbrechen zurückschauderte. Die

Gefühle der Großmuth und Menschlichkeit, die sich hie und da in seiner Seele regten, wurden erstickt durch Zorn und Leidenschaft. Seine Regierung war zu kurz und zu stürmisch, als daß seine Fähigkeiten, sein politischer Verstand, wie sein kriegerisches Geschick sich hätten entfalten können; doch hat er die Verfassung in Ehren gehalten, die Rechtspflege durch einzelne gute Bestimmungen und Einrichtungen verbessert, dem Handel neue Wege geschaffen, die Kunst, besonders die Musik und Architektur, durch Gunst und Freigebigkeit gefördert, das Kriegswesen ausgebildet. In späteren Tagen scheint das Bewußtsein seiner Frevelthaten ihn nicht selten mit Seelenangst erfüllt zu haben. Dann suchte er Ruhe in äußerer Devotion und stiftete Messen für sein Seelenheil. Noch vor der Entscheidungsschlacht wurde er, wie berichtet wird, durch schwere Träume aufgeschreckt. Aus den geringen Nachrichten, die uns über die schreckliche Zeit und den gewaltigen Mann am Ende derselben erhalten sind, geht hervor, daß Richard III. ein Fürst von großen Anlagen und hervorragenden Herrschergaben war, aber „durch Geschick und Verhängniß in Bahnen hineingerissen ward, die den Fluch der Nachwelt untilgbar an seinen Namen heften mußten.“ Das Schreckbild, das der geniale Dichter von dem dämonischen Tyrannen nach den Andeutungen der Chroniken entworfen hat, ist für alle Zeiten der Maßstab seiner Beurtheilung geworden.

Reinhold Pauli giebt in den „Aufsätzen zur Englischen Geschichte,“ Leipzig 1869, folgende Beschreibung über den Tag von Bosworth und den Ausgang König Richard's III. „Da glückte es denn, daß Heinrich Tudor, Graf von Richmond, gut berathen und von Karl VIII. von Paris aus unterstützt, mit seinen flüchtigen Anhängern und fremden Söldnern am 1. August 1485 in einer unbewachten Felsenbucht von Wales landete. Sein Waliser Blut, sein ganzes Auftreten riefen in dem Fürstenthum nationale Begeisterung hervor, seine Reihen schwollen an, je weiter er den Marsch nach Osten fortsetzte. Endlich am 22. ist auf Bosworthfield, etwas westlich von Leicester, entschieden worden. Richard vermochte nicht mehr das tiefste Mißtrauen, die schlimmsten Ahnungen zu unterdrücken; böse Traumbilder hatten ihm die letzte Nachtruhe geraubt. Man sah ihn todtenbleich, mit verstörtem Antlitz zu Pferde steigen. Dennoch hatten ihn Muth und Geistesgegenwart nicht verlassen; sein Kriegsgeschick, die ungeheure Ueberlegenheit des Vasallenheeres, mit dem seine Ahnen daheim wie draußen so oft Sieg und Ruhm erfochten, erschienen ihm als letzter Hoffnungsstern. Da ist in dem Augenblick, auf den Alles ankam, Lord Stanley an der Spitze seiner Mannschaft zum Feinde übergegangen. Als auch der Herzog von Northumberland und seine Leute das Schwert in die Scheide stießen, sprengte der König wie rasend, die funkelnde Krone fest auf den Helm drückend, mit dem Geschrei: Verrath! Verrath! durch das dichte Getümmel auf Richmond ein, mit einem wuchtigen Hieb schmetterte er Heinrichs Bannerträger nieder, in wenigen Augenblicken fiel er selber unter den Streichen eines Stanley. Unbändig, heldenhaft ist dieser furchtbare Mensch, der letzte York und der letzte Plantagenet, der sich auf den Thron geschwungen, noch nicht dreiunddreißig Jahre alt, zu Grunde gegangen. Wie trifft ihn doch das Volkslied so richtig, wenn es singt:

Nun reicht mir die Streitaxt in die Hand
Und setzt mir die güldene Krone auf,
Denn bei Ihm, der geschaffen die See und das Land,
Nur als König von England vollend' ich den Lauf!

Wie fehlte es sogar nicht an rührenden Spuren loyaler Hingabe selbst an ihn! Als Blanc Sanglier, der Herold vom weißen Eber, mit dem verstümmelten Leichnam seines Herrn vor sich am Abend des Tages in die Thore von Leicester einritt, drängte sich das Volk herbei, dem, zumal im Norden, die kraftvolle Verwaltung noch lange unvergessen blieb. Wehmüthig haben ihn die grauen Brüder in alabasternem Sarkophag beigesetzt.'

5. Ausgang der Rosenkriege.

Thronrecht der Tudors.

Auf dem Schlachtfeld von Bosworth wurde Heinrich Tudor als König begrüßt. Die Anhänger der beiden Rosen stimmten in den Hochruf ein, denn man war schon einig geworden, daß die Linien Lancaster und York durch eine eheliche Verbindung Heinrichs mit Eduards IV. Tochter Elisabeth vereinigt und versöhnt werden sollten; Richmonds Mutter Margaretha hatte zu dem Zweck sich der Königin Wittwe genähert. Das Erbrecht des Tudor war nicht über allen Zweifel gestellt; er selbst liebte es, sein Geschlecht von dem Helden der Wälschen, dem fabelhaften König Arthur, herzuleiten; seine Mutter, wenn man auch die weibliche Erbfolge außer Acht lassen wollte, stammte aus einer Ehe, die erst nachträglich legitimirt worden war; dennoch hegte Heinrich VII. den Ehrgeiz, nur kraft seines eigenen Rechts zu herrschen, und sein ganzes Leben lang bekämpfte er eifersüchtig die Ansicht, daß sein Recht durch die Verbindung mit der Linie York begründet oder nur verstärkt worden sei. Die legitime Erbfolge der Lancaster'schen Dynastie galt ihm als heiliges, unantastbares Dogma. Neben diesem Recht der Abstammung ließ er nur noch das Recht des siegreichen Kampfes gelten; in dem Ausgang der Schlacht wollte er ein Gottesgericht zwischen sich und Richard erkennen. Sein erstes Anliegen war es daher, sich vor einer neuen Schilderhebung der York'schen Partei sicher zu stellen. Zu dem Zweck ließ er sofort Eduard Plantagenet, den fünfzehnjährigen Sohn des Herzogs von Clarence, den einzigen noch lebenden männlichen Sprossen der Familie, nach dem Tower schaffen, wo ein jammervolles Loos seiner wartete, und brachte die junge Elisabeth aus dem nördlichen Schloß, wo sie weilte, zu ihrer Mutter nach London, verschob aber die Vermählung, bis er gekrönt und allseitig als König anerkannt sein würde, so sehr auch die Ungeduld des Volkes zu der Heirath drängte; denn nur durch diese Verbindung schien ein dauernder Friede begründet werden zu können.

Krönung und erstes Parlament. 1485.

Schon im October fand die Krönung in Westminster in herkömmlicher Weise durch den Erzbischof von Canterbury statt, bei welcher Gelegenheit der neue König mehrere seiner Anverwandten und Getreuen mit Standeserhöhungen bedachte. So wurde sein Oheim, Graf Jasper von Pembroke, zum Herzog von Bedford, sein Stiefvater, Lord Stanley zum Grafen von Derby, Eduard Courtenay zum Grafen von Devonshire erhoben. Zugleich legte er durch Errichtung einer kleinen Leibgarde von Schützen (Yeomen of the Guard) den Grund zu einer stehenden Armee, deren Vortheile für die Königsmacht er in

Frankreich kennen gelernt. Hierauf wurde das erste Parlament einberufen. Es zeigte sich alsbald, daß die Lancaster'sche Partei die vorwiegende Mehrheit bildete. Da nun aber unter den Mitgliedern des Unterhauses sich nicht wenige befanden, welche unter den vorhergehenden Regierungen geächtet worden waren, so erhob sich das Rechtsbedenken, ob solche Männer, welche noch außerhalb des Gesetzes standen, berechtigt und berufen seien, bei der Gesetzgebung des Reiches mitzuwirken. Und war denn nicht der König selbst in dieser Lage? Es wurde daher als ein günstiges Zeichen der neuen Regierung begrüßt, daß Heinrich sich nicht auf das Recht des Schwertes stützte, durch das er die Krone erworben, sondern den Weg des Gesetzes betrat. Man wandte sich an die Richter, und diese vereinigten sich zu dem Urtheil, daß der Besitz der Krone alle Mängel hebe, der Inhaber des Throns auch ohne parlamentarische Beistimmung König sei. „In den allgemeinen Verwirrungen war man so weit gekommen, daß es außerhalb der Continuation der Rechtsformen wieder eine Macht geben mußte, von welcher die Erneuerung derselben ausging." Es war ein Akt der Selbsthülfe, durch welchen die Nation die Aufrichtung eines Rechtsstaats auf neuer fester Basis ermöglichte. Nun konnte Heinrich auf Grund seiner königlichen Rechte und Befugnisse die Zurücknahme der auf seinen Anhängern und einem großen Theil des Parlaments lastenden Verdammungsurtheile verfügen und somit den gesetzlichen Charakter der Versammlung herstellen. Eine Reihe edler Namen, die von Eduard IV. und Richard III. mit der Acht belegt worden, wurde wieder in ihre Ehren, Würden und Güter eingesetzt und dann unter ihrer gesetzlichen Mitwirkung die Parlamentsakte widerrufen, durch welche die Familie Heinrichs VI. vom Throne ausgeschlossen und die Lancasters als Usurpatoren erklärt worden waren. Auf gleiche Weise wurden die von Richard III. gegen die Frau und die Kinder Eduards IV. erlassenen Verwerfungsurtheile aufgehoben. Denn auf der künftigen Königin durfte nicht der Makel der Illegitimität haften, wenn ihr auch kein Thronrecht zugestanden werden sollte. Nachdem so alle gesetzlichen Hindernisse beseitigt waren, schritt das Parlament zu der Aufstellung des Documents, durch welches Heinrichs Anrecht auf die Krone Englands festgesetzt ward. Da in demselben nicht des Thronrechts der Yorks gedacht und doch auch den zahlreichen Anhängern dieses Geschlechts kein Anstoß gegeben werden sollte, so mußte der Wortlaut des Instruments sehr behutsam und diplomatisch gefaßt werden. Man begnügte sich einfach festzusetzen, daß die Krone Englands auf immer bleiben und verharren sollte bei König Heinrich Tudor und den echten Erben seines Leibes. „In solchen Worten konnte Niemand eine Anerkennung seines Geburtsrechts, noch der Eroberung, noch eine Enterbung der Yorks finden; nein, es klingt, als wenn das Parlament die Krone vergebe und eine neue Dynastie begründe. Nicht Lancaster allein sollte wieder herrschen, sondern ein neuer Zweig der beiden endlich versöhnten Rosen."

7. Nov. 1485.

Das Thronrecht festgestellt.

Die Vermählung. 1486. Nun konnte Heinrich dem Parlamente, das seinen Wünschen so bereitwillig entgegen gekommen, das noch außerdem ihn in Stand setzte, das entfremdete und verschleuderte Krongut wieder an sich zu bringen, durch Aechtung des „Herzogs von Glocester, der sich jüngst durch Usurpation Richard III. genannt," und seiner vertrauten Anhänger mittelst Confiscationen die königlichen Einkünfte zu mehren und das ihm noch schließlich das Tonnen- und Pfundgeld auf Lebenszeit zusprach, auch die Bitte nicht versagen, er möge doch jetzt, nach Festsetzung seines Thron- und Erbrechts, die Lady Elisabeth, König Eduards IV. Tochter, zur Gemahlin nehmen. Nachdem der Papst bereitwillig die kirchlichen Hindernisse wegen Blutsverwandtschaft gehoben und in der Dispensationsbulle auf des Königs Wunsch noch die Erklärung beigefügt hatte, „daß die Krone von England in Heinrichs Nachkommen erblich sein sollte, auch wenn diese nicht 18. Jan. 1486. aus der Ehe mit Elisabeth von York entsprungen wären," fand die Vermählungsfeier statt. Doch bemerkte der König mit Unmuth, daß das Volk bei diesem Feste größere Freude an den Tag legte, als bei seinem Einzug und seiner Krönung. Auch wurde Elisabeth nicht, wie man erwartet hatte, sofort gekrönt; erst im November des nächsten Jahres, nachdem mittlerweile ein Prinz zur Welt gekommen, welcher nach dem königlichen Ahnherrn der Mythe den Namen 25. Nov. 1487. Arthur empfing, fand die Ceremonie in Westminster statt.

Neuer Aufruhr. Diese feindselige Eifersucht gegen das Thronrecht der Yorks erweckte dem König neue Gegner. Die Königin Mutter meinte, „ihre Tochter sei durch die Vermählung mehr zurückgedrängt als gehoben worden," die ganze Partei fühlte sich mißachtet und war stets zu neuen Schilderhebungen geneigt. Noch in demselben Jahr pflanzten einige Edelleute, die bei Bosworth gefochten, im Norden die Fahne der Empörung auf, und nur dem verständigen Verfahren Heinrichs, mit dem bewaffneten Einschreiten zugleich eine Amnestie für die Reuigen zu verbinden, war es zu danken, daß der Aufstand im Keime unterdrückt ward. Lord Lovel, der Hauptaufführer, entkam nach Flandern; sein Gefährte Humfred Stafford starb zu Tyburn am Galgen. Aber so aufgeregt waren noch immer die Gemüther, daß einige Abenteurer und Betrüger das Reich aufs Neue in Flammen setzen konnten.

Simnel in Irland. 1487. Zu Anfang des Jahres 1487 wurde König Heinrich durch die Botschaft erschreckt, in Dublin sei der junge Graf von Warwick, derselbe Sohn des Herzogs von Clarence, den er im Tower eingeschlossen, als Eduard VI. zum König ausgerufen worden. Später erfuhr man, daß der angebliche Plantagenet der etwa zehnjährige Sohn eines Tischlers in Oxford sei. Er hieß Lambert Simnel und war ein Knabe von feinen, intelligenten Zügen, den ein verschmitzter Priester, Richard Simons, zu der Rolle eines Prätendenten ausersehen. Die Geraldinen, eifrige Anhänger der weißen Rose, die lange Zeit mit der Lancasterschen Gegenpartei, den Butlers, im Kriege gelegen und unter dem neuen Regiment ihre vorwiegende Stellung zu verlieren fürchteten, erklärten sich für den

vermeintlichen Sprößling der York'schen Dynastie, und ein großer Theil der heißblütigen Bevölkerung folgte ihrem Beispiel. Bald geriethen auch in England die Gemüther in Aufregung. Mochten auch die Häupter der Yorkisten den Betrug durchschauen; der falsche Plantagenet konnte doch dem echten den Weg bahnen. Um die Bewegung zu ersticken, ließ Heinrich seinen Gefangenen öffentlich sehen und verkündigte zugleich eine allgemeine Amnestie. Die verwittwete Königin Elisabeth, die, wenn auch unbetheiligt an dem Gaukelspiel, doch dem königlichen Schwiegersohn nicht gewogen war, wurde in ein Nonnenkloster verwiesen. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob der alte Partei- Der Aufstand unterdrückt. kampf wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit hervorbrechen würde. John de la Pole, Graf von Lincoln, den einst sein Oheim Richard III. nach dem Tode des eigenen Sohnes, als Thronfolger aufgestellt (S. 920), entfloh nach Flandern, wo er bei der verwittweten Herzogin Margaretha, seiner Tante, freundliche Aufnahme fand. Mit ihrer Hülfe warb er 2000 deutsche Söldner unter dem Rottenführer Martin Schwarz, und setzte, begleitet von Lord Lovel und andern Yorkisten, nach der irischen Insel über. Nachdem sie in Verbindung mit der Faction der Fitz-Geralds den Prätendenten Lambert Simnel in der Kathedrale zu Dublin mit großem Pomp und unter dem lauten Jubel des Volks nach 24. Mai 1487. altirischer Art hatten krönen lassen, landeten sie an der Westküste von Lancashire. Aber ihr Aufruf zur Empörung fand bei dem Volke kein Gehör. Die Zeit der Rosenkämpfe war vorüber. Bald kam es zwischen den Aufständischen und den königlichen Truppen bei Stoke am Trent, unweit Nottingham, zum hitzigen Gefecht. „Schwarz und seine Landsknechte schlugen sich brav wie 16. Juni. Deutsche und wetteiferten mit den englischen Flüchtlingen; die Iren, halb nackt, mit Bogen und Schlachtmesser stürzten sich feurig in den Kampf, aber die geschlossene Reiterschaar unter dem Grafen von Oxford errang nach kurzer verzweifelter Gegenwehr doch den Sieg über alle." An 4000 Mann deckten das Schlachtfeld, unter ihnen Lincoln, Schwarz und die Häupter der Irländer. Lord Lovel verschwand und ward nie mehr gesehen. Lambert Simnel mußte als Küchenjunge den Bratspieß drehen, bis ihn der König unter seine Falconiere aufnahm; der Priester wanderte ins Gefängniß. Mehrere der Schuldigen wurden geächtet und mit Güterverlust bestraft; doch wurde der Sieg nicht durch Grausamkeit oder allzu große Strenge befleckt.

Dagegen suchte der König durch Gesetze und Institutionen im Geiste des monar- Die Sternkammer. chischen Absolutismus jener Tage künftigen Aufständen vorzubeugen und dem Feudalismus, der schon durch die Bürgerkriege in seiner Kraft gebrochen war, die Axt an die Wurzel zu legen. Die Hauptquelle der bürgerlichen Unruhen lag in der Gewohnheit des hohen englischen Adels, Schaaren bewaffneter Dienstleute in Eid und Pflicht zu nehmen und sie durch Farben und Abzeichen zu bewegen, ihre Verpflichtung und Abhängigkeit zur Schau zu tragen. Oefters schon war diese Unsitte durch Gesetze untersagt worden, aber die unteren Gerichtshöfe und die Geschwornen waren nicht im Stande, bei vorkommenden Uebertretungen dem Gesetze Gehorsam zu verschaffen. „Unsicherheit

der obersten Gewalt, die Macht, welche die großen Parteiführer ausübten, erfüllten die Schwächeren, die über sie zu Gericht sitzen sollten, mit Besorgniß vor ihrer unausbleiblichen Rache." Um nun diesem Unwesen ein Ende zu machen, ließ Heinrich in Uebereinstimmung mit dem Parlament ein Gebot ausgehen, daß der Adel fernerhin keine bewaffnete, in seine Farben gekleidete Gefolgschaften mehr halten dürfe, und übertrug die Bestrafung jeder Uebertretung dieses Verbots und jedes Angriffs wider den Staat und seine Gewalten einem eigenen, aus den Mitgliedern des geheimen Raths und den vornehmsten Richtern gebildeten Gerichtshof, der von dem Sitzungssaal den Namen „Sternkammer" führte. „Er sollte alle jene persönlichen Verbindungen, die ungesetzlichen Einwirkungen auf die Wahl der Sheriffs, jede tumultuarische Versammlung strafen, die Vorbereitungen eines Aufruhrs, ehe er noch zum Ausbruch käme, verhindern können, und zwar in Formen, welche nicht die gewöhnlichen der englischen Rechtspflege waren." Dieser Gerichtshof, bei dem keine Geschworne beigezogen wurden und dessen Mitgliederzahl nach Gutdünken vermehrt werden konnte, wurde bald ein furchtbares Werkzeug des königlichen Absolutismus. Seine Competenz dehnte sich immer weiter aus. „Nicht nur das gewaltsame Auftreten wider die Autorität des Staats, alle Verbrechen gegen die Würde desselben, auch kleinere Vergehen, wie Verspottung und Geringschätzung durch Wort und Schrift, wurden im Laufe der Zeit in seinen Bereich gezogen." Anfangs eine wohlthätige Schranke und Schutzwehr gegen das anarchische Treiben der Feudalherren, wurde die Sternkammer in der Folge das verhaßte Bollwerk königlicher Tyrannei, das scharfe Instrument zur Unterdrückung und Vernichtung bürgerlicher Freiheit. Die königlichen Räthe selbst erkannten die Gehässigkeit des Instituts; um sich gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen, brachten sie daher ein Gesetz aus, kraft dessen alle Attentate gegen ein Mitglied des geheimen Raths, einen hohen Kronbeamten oder einen Pair eben so bestraft werden sollten, wie wenn sie gegen den König selbst gerichtet wären. „Hauptsächlich von der Errichtung dieses Gerichtshofes hat man es hergeleitet, daß England zur inneren Ruhe gelangte." Morton, ein eifriger Parteigenosse Richmonds in den Tagen der Verbannung, welchen der König zum Lohn für seine Treue und Ergebenheit auf den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury befördert und zum Lord Kanzler erhoben, galt als der Haupturheber dieser das absolute Königthum und die Macht der Regierung fördernden Gesetzgebung.

Perkin Warbeck. 1492. Aber wie ein sturmerregtes Meer sich lange nicht beruhigt und ein geringer Lufthauch hinreicht, die Wogen auf's Neue in die Höhe zu treiben, so auch in der aufgeregten Menschenwelt. Noch einmal waren die Sympathien für das York'sche Herrscherhaus stark genug, die Regierung Heinrichs VII. zu beunruhigen und die Herrschaft der Tudors zu erschüttern. Margaretha von Flandern, die Schwester der drei Yorks, haßte die Lancasters und ihren glücklichen Erben mit leidenschaftlicher Seele. Wir wissen, wie thätig sie den Aufstand Lambert Simnels unterstützte. Das Fehlschlagen des Planes schreckte sie nicht ab. Waren ja doch Anfangs die Erfolge so unerwartet, daß man wohl einen zweiten Versuch wagen konnte. Peter Osbeck aus Tournay, gewöhnlich Perkin Warbeck genannt, ein junger Mann von gefälligem Aeußeren und gewandtem Geist, hatte in seinen Gesichtszügen einige Aehnlichkeit mit König Eduard IV. Dadurch wurde die Herzogin auf den Gedanken geführt, sich seiner zum Werkzeug ihrer glühenden Rache zu bedienen. Sie machte ihn mit der Geschichte ihres Hauses vertraut, ließ ihn, da er große Talente zeigte, in Sprachen und

ritterlichen Künsten unterweisen und schickte ihn, als gerade ein Krieg zwischen England und Frankreich auszubrechen drohte, von Lissabon nach Cork im südlichen Irland, daß er dort die Rolle Simnels wiederhole. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den heißblütigen Iren die Kunde, einer der Söhne Eduards IV. sei gerettet und befinde sich in ihrer Mitte. Er wurde als Herzog von York 1492.
begrüßt und die alten Anhänger der weißen Rose, die Grafen von Kildare und Desmond, nahmen sich seiner an, ja ermuthigten ihn sogar zu der Rolle eines Prätendenten. Auf die Einladung des Königs von Frankreich, der sich des Abenteurers zu seinen Zwecken bedienen wollte, begab sich Warbeck nach Paris, wo er als englischer Thronfolger mit der höchsten Auszeichnung behandelt ward. Bereits trafen viele Unzufriedene und Exulanten bei ihm ein, um unter seiner Führung den Landungszug des Tudor zu wiederholen. Aber der Plan wurde durch den raschen Abschluß des Friedens von Boulogne vereitelt; Warbeck mußte Frankreich verlassen. Er begab sich nach den Niederlanden, wo ihn seine Gönnerin ehrenvoll aufnahm und als Herzog von York behandelte. Eine Leibgarde von dreißig Hellebardenträgern begleitete ihn; bei Hofe hieß er „die weiße Rose" oder „der Prinz von England."

Die Herzogin erreichte ihren Zweck. In den Kreisen der Yorkisten und Malcontenten Englands glaubte man an die Echtheit des Thronerben: geheime Berathungen wurden gehalten; Männer von Rang, wie Sir Robert Clifford und Will. Barley, begaben sich nach Flandern, um mit Margaretha und ihrem vermeintlichen Neffen Vorkehrungen zu einer Invasion zu treffen. Aber Heinrich war auf seiner Hut. Durch verschmitzte Kundschafter von Allem genau unterrichtet, suchte er die Umtriebe zu vereiteln und den feindlichen Anschlägen zuvorzukommen. Er ließ Alles bekannt machen, was seine Agenten von der Herkunft und Persönlichkeit des angeblichen York in Erfahrung gebracht; er ordnete eine sorgfältige Ueberwachung der Küsten und Landungsorte an; er versicherte sich der Häupter und Leiter der Verschwornen in England und Irland, und ließ mehrere, die des Verraths überwiesen wurden, wie Montfort, Ratcliffe, Fitzwalter, hinrichten; er führte Klage an dem flandrischen Hof und beschränkte, als er kein Gehör fand, die Ausfuhr der englischen Waaren nach den niederländischen Märkten; er gewann den Sir Robert Clifford, die Seele aller Umtriebe, daß er als Preis der zugesicherten Straflosigkeit ihm die Namen aller derjenigen angab, die mit dem Betrüger in Verbindung standen. Aber wie erschrak er, als dieser unter vielen andern auch den Oberkammerherrn William Stanley, den Helden von Bosworth, den angesehensten Mann im geheimen Rath, den Bruder des Herzogs von Derby, des königlichen Stiefvaters nannte! Beweisstücke und eigenes Geständniß ließen seine Schuld erkennen. Er hatte einst geäußert, er würde auf Warbeck's Seite treten, wenn er der wäre, für den er sich ausgebe. Dieser Zweifel an der Thronberechtigung

Heinrichs Gegenmaßregeln.

1494.

1495. der Lancasters galt als todeswürdiges Verbrechen. Stanley wurde enthauptet und sein unermeßliches Vermögen eingezogen.

Warbeck's Schicksale und Ende. Diese Maßregeln erzeugten in Brüssel und in England Schrecken und Furcht. Man begann an dem Erfolg des Unternehmens und an der Echtheit des Prätendenten zu zweifeln. Wer noch nicht zu weit vorgeschritten war, trat von dem Complot zurück. Da wagten Perkin und die Schaar von Abenteuerern, die sich an ihn geheftet, einen verwegenen Schritt, wie verzweifelte Spieler ihr Schicksal auf Einen Glücksfall setzend: mit einem kleinen Ge-
Ende Juni 1495. schwader und etwa 600 Bewaffneten segelte der Prätendent über den Kanal und landete in Kent. Als aber die Einwohner, statt sich dem Haufen anzuschließen, die Eindringlinge zurückwarfen und 160 von ihnen gefangen nahmen, steuerte Warbeck mit den übrigen nach Irland und wagte einen Angriff auf
Anfang Juli. Waterford. Aber auch dieser Versuch scheiterte an der Wachsamkeit des königlichen Statthalters Poynings, eines kräftigen und umsichtigen Beamten, dessen Gesetze und Verordnungen zum erstenmal in der unruhigen Insel Friede und Sicherheit geschaffen und der englischen Herrschaft Ansehen erworben hatten. Von Irland zurückgetrieben, segelte Warbeck mit seinen Gefährten nach Schottland, wo ihm ein glänzender Glücksstern auf kurze Zeit aufging. König Jacob IV., mit England im Krieg und von Margaretha und dem französischen Hof heimlich aufgestiftet, nahm den stattlichen Mann von ritterlichem Wesen, in dem er einen echten Abkömmling der Yorks erblickt zu haben scheint, freundlich an seinem Hofe auf, feierte Feste und Spiele zu seinen Ehren und vermählte ihn mit der reizenden Lady Katharina Gordon aus einem mächtigen dem königlichen Hause verwandten Geschlechte. Bald kam es zum Krieg mit England. Da rückte Warbeck mit eigenem Banner, unter dem sich etwa 1400
Sept. 1496. flüchtige Yorkisten aus dem Norden gesammelt, an des Königs Seite über die Grenze, in Proclamationen an das englische Volk sich als den rechtmäßigen Thronerben ankündigend. Aber die verheerende Kriegswuth der Schotten, die wie Mordbrenner über Stadt und Land herfielen, war nicht geeignet, dem neuen Königthum eine freudige Aufnahme zu verschaffen. Die Bewohner hielten fest an dem Hause Tudor, so daß die Angreifer bald zum Rückzug gezwungen wurden. Nun neigte sich Warbeck's Stern zum Niedergang; der schottische Adel, weit entfernt von des Königs romantischen Anwandlungen, sah in dem abenteuernden Fremdling nichts als einen Betrüger. Auch König Jacob kam nach einiger Zeit auf andere Ansichten, und da ihm der Unterhalt des Prätendenten allmählich zur Last fiel, so bewirkte er, daß Warbeck mit seiner schönen Gemahlin auf einem Schiff, das der kühne Freibeuter Robert Barton befeh-
6. Juli 1497. ligte, in die See ging. Dann schloß er Frieden mit England. Warbeck landete mit seinen Begleitern in Cornwall, wo kurz zuvor ein Volksaufruhr unterdrückt worden war und die Gemüther sich noch in aufgeregter Verfassung
Sept. befanden. Kaum hatte er an der Küste seine Fahne aufgepflanzt und als

König Richard IV. einen Aufruf an das Volk erlassen, so schaarten sich gegen 3000 rüstige Männer um den Abenteurer, so daß dieser einen Angriff auf die Stadt Exeter wagte. Als aber das Unternehmen durch die tapfere Haltung der Bürger und die umsichtige Führung des Grafen von Devonshire vereitelt ward, und der zusammengelaufene schlecht bewaffnete Haufen auf die Kunde von dem Herannahen eines königlichen Heeres sich zerstreute; schiffte sich Warbeck mit seinen Gefährten rasch ein. Seine schöne Gemahlin aus dem schotti- Oct. 1497.
schen Hochland flehte die Gnade des Königs an, die ihr auch zu Theil ward. Nicht lange nachher ergab sich auch Perkin, der mit seinen Genossen in den 5. Oct.
geheiligten Räumen eines Klosters Schutz gesucht, den königlichen Commissaren, nachdem man ihm und den Seinen Sicherheit des Lebens zugesagt. Er verherrlichte als Gefangener den Triumphzug Heinrichs durch die Straßen der Hauptstadt und wurde dann, nachdem er ausführliche Geständnisse über seine Herkunft, Erziehung und Lebensschicksale abgelegt, unter Aufsicht gestellt, aber anständig behandelt. Selbst ein Fluchtversuch, den er im folgenden Jahr 1498.
wagte, der aber mißlang, wurde nicht mit dem Tode bestraft: er mußte öffentlich im Bußgewand seine früheren Bekenntnisse laut vorlesen und wurde dann in den Tower gebracht. Erst als er hier mit dem Grafen Eduard von Warwick, dem durch die lange Gefangenschaft fast blödsinnig gewordenen Sohne des Herzog von Clarence, Verbindungen anknüpfte und in Gemeinschaft mit demselben auf neue Flucht sann, beschloß der König, gereizt durch das Auftreten eines andern Betrügers in Kent, mit einem Male dem frevelhaften Spiel mit erlogenen Thronansprüchen ein Ende zu machen, die Anhänger der weißen Rose zu schrecken und alle fernere Prätendentengelüste niederzuschlagen. Perkin Warbeck, von dem Gerichte wiederholten Verraths angeklagt und schuldig befunden, starb zu Tyburn am Galgen und fünf Tage nachher fiel 23. Nov. 1499.
das Haupt des unglücklichen gefangenen Eduard Plantagenet auf dem Blut- 28. Nov.
gerüste am Tower. Mit diesem Akt grausamer Strenge schlossen die letzten Zuckungen des Krieges der rothen und weißen Rose. Die Weltgeschichte gedenkt kaum eines andern Kampfes, in welchem sich so viele Gräuel häuften als in diesem fast halbhundertjährigen Thron- und Bürgerkrieg. Achtzig Glieder des königlichen Geschlechts und die Zierden des Adels hatte das Schwert gefressen oder das Richtbeil gefällt.

6. Regierung Heinrichs VII. vom Hause Tudor.

Mit dem Tode des letzten gefangenen Sprößlings der Yorks hörten die Heinrichs VII. Ansehen.
Versuche der Thronumwälzungen auf und Niemand wagte ferner das Recht des Hauses Tudor anzufechten. Als Edmund de la Pole, Graf von Suffolk, 1502.
Bruder des bei Stoke gefallenen Lincoln, verstimmt über seine Zurücksetzung, sich nach dem Continent flüchtete, um in den Niederlanden oder bei Kaiser

Maximilian Unterstützung zur Geltendmachung der York'schen Ansprüche zu suchen, fand er nirgends Gehör. Er verweilte mehrere Jahre im Exil, während seine englischen Freunde, die der kluge König durch seine Späher und Agenten ausfindig zu machen wußte, theils wie Sir James Tyrrel und John Wyndham hingerichtet, theils wie William de la Pole, ein Bruder des Flüchtlings, und Lord William Courteney, Sohn des Grafen von Devonshire, durch Parlamentsbeschluß geächtet und ihres Vermögens verlustig erklärt wurden. Suffolk selbst ward in der Folge von Herzog Philipp dem König ausgeliefert und beschloß sein Leben im Tower. Im Inselreiche wie im Auslande war das Thronrecht der Lancasterschen Dynastie, das auf die Tudors vollgültig vererbt sei, über jeden Zweifel gestellt. Das mächtige spanische Herrscherhaus trug kein Bedenken, mit demselben in verwandtschaftliche Beziehung zu treten. Catharina von Aragonien kam mit reicher Mitgift nach England, um dem 14. Nov. 1501. Prinzen von Wales, Arthur, die Hand zum Ehebund zu reichen, und als der 2. April 1502. zarte Fürst fünf Monate nach dem glänzenden Hochzeitfeste rasch ins Grab sank, wahrscheinlich an dem „Schweiß", einer ansteckenden Krankheit, die damals England mehrmals mit ihren verheerenden Wirkungen heimsuchte, verlobte der König die junge Wittwe mit dem zweiten Sohn Heinrich, um die große Aussteuer nicht wieder zu verlieren. Denn Niemand sammelte begieriger Schätze und Reichthümer als der Gründer des Hauses Tudor.

Tod der Königin. 11. Febr. 1503.

Im nächsten Jahr schied auch die Königin Elisabeth, erst sechsunddreißig Jahr alt, aus dem Leben, geliebt und betrauert von dem ganzen Volke. Fern von dem ehrgeizigen Trachten des Yorkschen Geschlechtes hatte sie sich mit der Stellung begnügt, die ihr der Gemahl angewiesen, ohne sich in die Angelegenheiten des Staats zu mischen oder die Streitfrage über die Legitimität aus der Vergessenheit heraufzubeschwören. Die Kämpfe der rothen und weißen Rose gehörten bereits der geschichtlichen Vergangenheit an, die in der Gegenwart keinen Boden mehr hatten.

Heinrichs VII. Ausgang. 1509.

König Heinrich VII. überlebte seine edle Gemahlin noch sechs Jahre: sein Körper, von Jugend auf unkräftig, war durch das Uebermaß von Arbeit, Sorgen und Anstrengung, und durch öftere Krankheitsanfälle vor der Zeit gealtert. Er zählte erst dreiundfünfzig Jahre, als er auf seinem Lieblingssitze zu Shene aus dem Leben schied, in jener reizenden Landschaft an der Themse, wo er sich zwischen Baumgruppen und grünen Wiesen den schönen Palast Richmond erbaut hatte. Seine Leiche wurde aus dem lieblichen Hügellande, wo er so oft in der gesunden stärkenden Luft sich an dem edlen Waidwerk ergötzt hatte, nach Westminster geführt, um in der von ihm erbauten prachtvollen Kapelle, die noch jetzt wegen ihrer reichen Ornamentik in Bildnerei und Architektur Gegenstand der Bewunderung ist, in der Fürstengruft der Tudors eingesenkt zu werden.

In schweren Zeiten hatte Heinrich VII. den erschütterten Thron bestiegen und als er aus der Welt schied, war er einer der reichsten und mächtigsten Fürsten Europa's. Wales, das Geburtsland der Tudors, war jetzt durch den stammverwandten König unzertrennlich mit England verbunden; Irland war durch die legislatorische Thätigkeit Poynings näher herangezogen worden, in Schottland war durch die Vermählung Jacobs IV. mit der englischen Königstochter der Grundstein zur künftigen Vereinigung gelegt. Das Ausland bewarb sich um die Gunst des Inselkönigs, und dieser wußte, so sehr er es auch vermied, in die kriegerischen Verwickelungen des Continents einzutreten, die politische Lage der Staaten zu seinem Vortheil auszubeuten. Frankreich erkaufte seine Neutralität durch Jahrgelder, mit den Niederlanden wurden Freundschaftsverträge geschlossen, durch welche der englische Handel und Gewerbfleiß in Aufschwung kam, der Mittelstand sich hob und die allgemeine Wohlfahrt der Nation sich mächtig entfaltete. Entdeckungsreisen, Uebersiedelungen nach der neuen Welt, Handelsfahrten nach allen Meeren, waren unverkennbare Symptome der künftigen Weltstellung des großbritanischen Königreichs. Resultate seiner Regierung.

Dieser Aufschwung nach Außen war hauptsächlich die Frucht der weisen und vorsichtigen Friedenspolitik des staatsklugen Königs im Innern. Er hat bei Unterdrückung der Aufstände weniger von Schwert und Richtbeil Gebrauch gemacht, als seine Vorgänger, und hat dennoch das Reich im tiefsten Frieden und die Krone in fast absoluter Machtfülle hinterlassen. Wohl hat auch er zur Niederwerfung der Empörer und Unruhstifter die Schrecken der Hinrichtung zu Hülfe gerufen; doch setzte er mehr Vertrauen auf die geheimen Kräfte, durch welche er dem Aufruhr vorbeugte oder ihn im Keim erstickte. Seine Späher und Agenten wußten sich in alle Kreise und Orte einzuschleichen, die Verdächtigen mit einem Netze zu umgarnen, durch alle Künste der Verführung Geständnisse und Anzeigen herauszulocken. „Mit unabläßiger Eifersucht bewachte Heinrich die geheimen Gegner, welche nach einer auswärtigen Bewegung aussahen, um sich noch einmal zu erheben: er hielt sich Tagebücher über ihr Thun und Lassen: man sagt, er habe sich der Beichtväter dazu bedient.“ In der Regel war er von allen Umtrieben und revolutionären Anschlägen zum voraus unterrichtet; und er benutzte die empfangenen Winke und Mittheilungen, um die Schuldigen und Verdächtigen rechtzeitig ergreifen zu lassen. Durch die Gesetzgebung war er hinlänglich mit Waffen zur Bestrafung alles Landes- und Hochverraths ausgerüstet. Wir wissen, welche furchtbare Gewalt dem Institut der „Sternkammer“ beiwohnte. Wo die richterliche Macht und Autorität der Geschwornen nicht ausreichte, da verlieh dieser hohe Gerichtshof den Gesetzen und Verordnungen zur Aufrechthaltung des Landfriedens und der öffentlichen Ordnung den gehörigen Nachdruck. Denn in der pünktlichen Befolgung der Reichsgesetze von Seiten der Unterthanen jedes Standes erblickte Heinrich die Kraft der Regierung. Kam es doch vor, daß er den Grafen von Seine Politik.

Oxford, den standhaftesten und getreuesten Anhänger der rothen Rose, mit einer hohen Geldstrafe belegte, weil derselbe, um den König bei einem Besuche auf dem gräflichen Schlosse recht glänzend zu empfangen und zu bewirthen, seine Hintersassen in seine Farben und Abzeichen gekleidet hatte. Neben der Wahrung seiner Autorität war Heinrichs Streben vorzugsweise auf die Mehrung seiner Einkünfte und Krongüter gerichtet. Die Umtriebe und Verschwörungen, deren Fäden er bis in die äußersten Verzweigungen nachging, dienten ihm, seine geheimen Gegner mit Acht und Güterverlust zu bestrafen, wobei die Krone und die Staatskasse gewöhnlich den größten Gewinn machten. Während der Bürgerkriege hatten die Feudalherren aufgehört, die Gefälle zu entrichten, welche dem König als Oberlehnsherrn zustanden. Alle diese Versäumnisse und Fehler wurden nun mit großer Strenge aufgesucht, die Rückstände nachgefordert, die gesetzlich bestimmten Strafgelder eingetrieben. Schaaren von Angebern und falschen Zeugen waren beflissen, theils aus Parteihaß und Neid, theils aus Gewinnsucht, diesem Verfahren eine solche Ausdehnung zu geben, daß eine Menge wohlhabender Familien an den Bettelstab kamen. Die Namen der königlichen Sachwalter Dudley und Empson, die sich bei diesem gehässigen Geschäft besonders dienstbeflissen zeigten, waren lange der Fluch und Abscheu des Volkes. Selbst Communen wurden unter dem Vorwande der Bestätigung uralter Rechte und Freiheiten zu schweren Geldzahlungen angehalten. Bei diesem drückenden Verfahren konnte der König die zwei Hauptgrundsätze seiner Politik, „daß seine Gesetze unter keinen Umständen verletzt werden dürften, und daß ein Fürst, welcher Ansehen genießen wolle, immer bei Geld sein müsse", in Anwendung bringen. Besonders hatte der Adel unter solchen Maßregeln zu leiden; dieser blieb daher dem Tudor stets abgeneigt, während der Mittelstand, welcher durch die Fürsorge desselben für die Künste des Friedens, für Ackerbau, Gewerbsamkeit, Handel, zur Wohlhabenheit und zu einem ruhigen, bequemen Leben gelangte, ihm mit Ergebenheit zugethan war. Auf ihn stützte daher Heinrich VII. seine Macht und Herrschaft. Die Lancasters hatten sich den hohen Ruhm erworben, die parlamentarischen Rechte und die Verfassung der Nation geachtet zu haben, ein Ruhm, dem sie großentheils ihre Popularität verdankten. Eduard IV. und Richard III. waren hierin weniger gewissenhaft. Wir haben gesehen, wie häufig sie die Kräfte des Volks durch Abgaben, Umlagen und Eintreibung von Privatbeiträgen oder Benevolenzen in Anspruch nahmen. Bei dem hohen Werth, den Heinrich VII. auf seine Lancastersche Abstammung setzte, hätte man erwarten sollen, daß er zu dem alten Rechtsverfahren seines Hauses zurückgreifen würde; dem widerstrebte aber seine Habsucht und Geldgier. Nicht nur, daß er die ihm auf Lebenszeit bewilligten Zollerträge, das sogenannte Tonnen- und Pfundgeld, fortwährend erheben ließ, daß er für angebliche Kriegszwecke öfters Subsidien in Anspruch nahm; er schrieb auch, wie Eduard IV., Benevolenzen aus und zwar mit der ver-

schärften Beifügung, „daß das freiwillig Zugesagte mit derselben Strenge eingetrieben werden könne, die bei gewöhnlichen Auflagen galt." Auch stimmte es nicht mit seinen Grundsätzen von monarchischer Autorität überein, die Stände des Reichs regelmäßig zu versammeln. Er zog den Weg selbstherrlicher Verordnungen vor. Wie wenig er auch eine scharfe Opposition im Hause der Gemeinen zu fürchten gehabt hätte; bei dem Hin- und Herwogen der Parteien konnte man die Volksstimmung nicht mit Sicherheit vorausberechnen. So kam es denn, daß er in den letzten dreizehn Jahren seiner Regierung das Parlament nur ein einziges Mal einberief, und auch da nur, um die alten Feudalsteuern beim Ritterschlag seines Erstgebornen und bei der Verheirathung seiner ältesten Tochter zu erheben. Die heimgefallenen Besitzthümer ausgestorbener großer Geschlechter, die Confiscationen, die Lehnsgefälle, die Zollerträge, der Zehnten der Geistlichkeit, verbunden mit den französischen Jahrgeldern und der spanischen Mitgift, hatten die Kroneinkünfte so gesteigert, daß er der parlamentarischen Bewilligungen nicht bedurfte. So stellte er denn sein persönliches Recht in den Mittelpunkt der Regierung und verlieh dem Königthum eine fast unbeschränkte Machtfülle. Seine Ersparnisse wußte er durch mercantile Unternehmungen bedeutend zu mehren.

Es hat dem ersten Tudor nicht an Bewunderern und Lobrednern gefehlt, Charakter des ersten Tudor. so wenig Anziehendes und Gewinnendes auch seine Persönlichkeit an sich trug. Er gehörte zu den Fürsten, welche wie Ferdinand von Aragonien und Ludwig XI. von Frankreich ganz geschaffen waren, die Feudalmonarchie des Mittelalters in den modernen Staat hinüberzuleiten. Weit entfernt von dem Leichtsinn, der Prachtliebe und dem Frauencult Eduards IV. wie von dessen ritterlichem Wesen und romantischen Neigungen, lebte er nur der Politik und den Staatsgeschäften. Ein hagerer Mann von schlankem Wuchs, spärlichem Haupthaar und einem strengen Angesicht, das die Spuren durchlebter Stürme und Sorgen trug, machte Heinrich mehr den Eindruck eines ehrwürdigen Geistlichen als eines ritterlichen Königs. Niemand verstand es besser als er, seine Leidenschaften zu beherrschen und seine Gedanken und Pläne geheim zu halten; von Ausschweifungen war bei ihm keine Rede. Wenn auch nicht ungewandt im Sprechen, beobachtete er doch in den meisten Fällen ein zurückhaltendes Schweigen. „Er erschien allezeit gelassen und nüchtern, wortkarg und doch leutselig." Arbeitsam und haushälterisch, hatte er kein Wohlgefallen an prunkvollen Hoffesten. Zwar hat er, wo die Gelegenheit und die Würde des Staats es verlangten, auch Glanz und Pracht entfaltet und dafür große Geldsummen aufgewendet; aber seine Seele nahm keinen Theil daran; er entfernte sich, sobald er irgend konnte. Sein ganzes Trachten war darauf gerichtet, die gestörte Ordnung im Innern auf gesetzlichen Grundlagen wieder aufzurichten, dem Königthum Macht und Ansehen zu verleihen, dem britischen Staat seine Stellung unter den europäischen Großmächten zurückzugewinnen. Wir haben

gesehen, mit welcher Strenge er die wühlerischen Gewalten niederzuhalten wußte: dennoch war er von Natur nicht grausam oder bösartig; manchen überwundenen Gegner hat er geschont; wer seine Gnade in Demuth anflehte, hat selten eine Fehlbitte gethan. Die gemäßigte Haltung, die er in allen Dingen beobachtete und die ihn alle Extreme vermeiden ließ, zeigte er auch in Sachen der Religion und der Kirche. Er ging regelmäßig zur Messe und zur Beichte, er gab reichliche Almosen, er ließ den alten savoyischen Palast am Strand in ein Hospital umwandeln, er ehrte die Geistlichkeit und wählte gerne seine Räthe und hohen Beamten aus kirchlichen Würdenträgern; doch wahrte er auch der Kirche und dem Papstthum gegenüber die Rechte des Staats und der Krone. Der Klerus mußte zu den öffentlichen Bedürfnissen beisteuern und wo sich Geistliche Vergehungen gegen den Staat und die Gesellschaft zu Schulden kommen ließen, wurden die weltlichen Gesetze und Gerichte in Anwendung gebracht.

Schluß. So war dieser König beschaffen, der England aus dem Zustande vieljähriger Zerrüttung und Bürgerkriege zu einer geordneten Monarchie emporrichtete, der die dynastische Parteiung ausglich, die Einmischung des Auslandes zurückwies, den Adel aus dem turbulenten Feudalismus zur loyalen Hingebung an den Thron gewöhnte, dem Bürgerstande Mittel und Wege zur Entfaltung seiner Thätigkeit, zur Entwickelung und Hebung eines selbständigen mercantilen Lebens schuf, der die englische Schifffahrt im Kanal und auf der Nordsee wieder in Blüthe und Ansehen brachte, der den Künsten und Wissenschaften, die auf dem Festlande einen mächtigen Aufschwung genommen, auch in dem Inselreiche eine Stätte bereitete, und indem er die aus der Zerstörung der Rosenkriege geretteten nationalen Elemente neu belebte und mit den Bildungen und Errungenschaften der Zeit verband, dem britischen Reiche neue Lebensinteressen, neues Wachsthum, ein frisches Dasein mit höheren Zielen, mit vaterländischen Gefühlen, mit Muth und Selbstvertrauen schuf.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Weber, Georg,

Allgemeine Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen
Bd.: 8. Geschichte des Mittelalters ; 4. Theil

Leipzig 1870